Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

1919

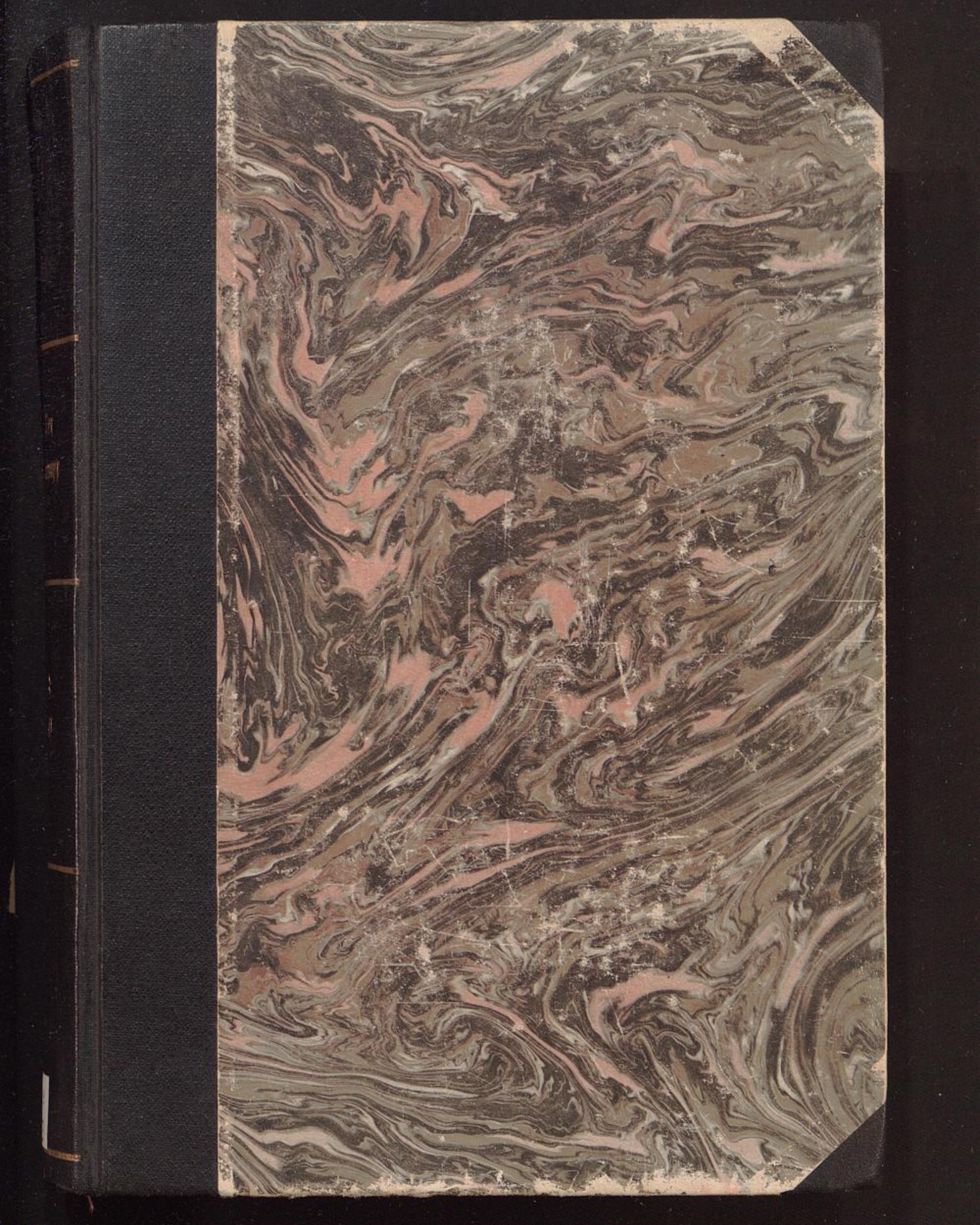
1919

urn:nbn:de:gbv:46:1-13600

Visual Library

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG



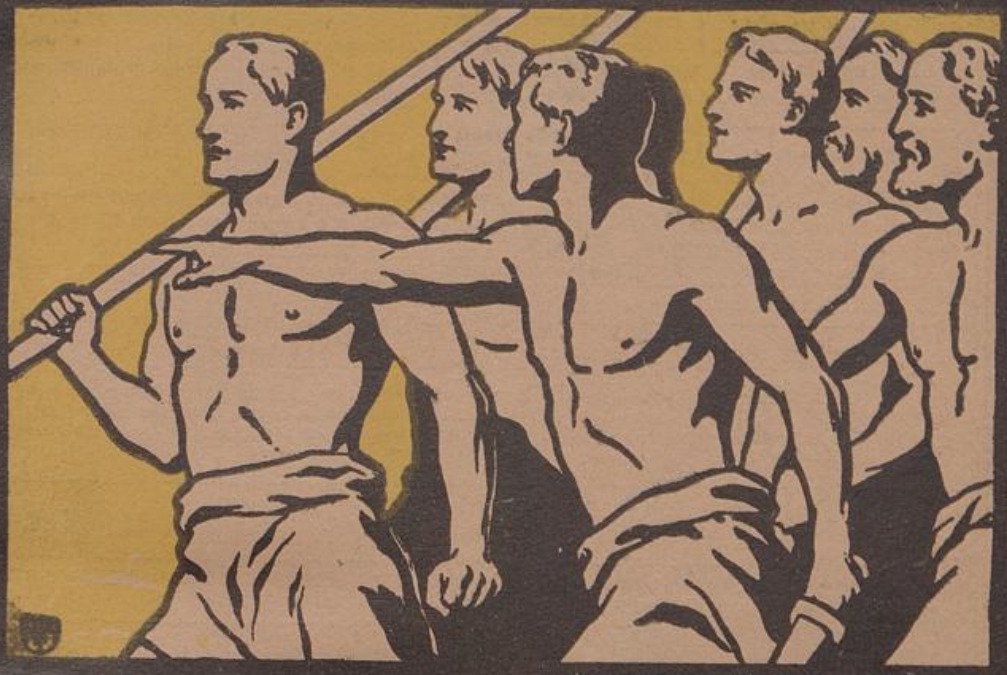
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

IX. c. 3720.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Jahrgang 1919 Nr. 1. 1. Januarheft

Der Vortrupp



Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Herausgegeben von

Hermann Popert

Inhalt:

Popert, Die „Schuld" am Weltkriege. S. 1.
Potthoff, Blutgeld. S. 4.
Matzdorf, Dringende Kulturpflichten des Staates. S. 8.
Bäumer, Die Wählerin und die Parteien. S. 12.
Scharrelmann, Zur Frage der Schulreform. S. 14.
Wiesener, Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten. S. 18.
Academicus, Der Waffenring. S. 26.
Rund um uns: Der letzte Feldpostbrief. — Verlängerung der Schulpflicht bis zum 15. Jahre als Abrüstungshilfe. — Alkoholgegnerische Friedensarbeit. — Unsere Muttersprache. S. 27.
An alle Bezieher des „Vortrupp". S. 32.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 16.—, vierteljährlich M. 4.— (ohne Zustellungsgebühr), Streifband-Übersendungen
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 75 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24 mal, zweimal in jedem Monate. Beilage: „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vierteljährlich.

Bezugspreis: Jährl. M. 16.—, viertelj. M. 4.— (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 75 Pf. Streifbandsendungen in Deutschland M. 18.50, nach dem Auslande 20 M. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage — Zahlungen auf Konto Nr. 1852 des Postscheckamts in Hamburg erbeten. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Zwergzeile 1 M. (unter Klein. Anz. 80 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 150.—, 1/2 S. M. 80.—, 1/4 S. M. 40.—, 1/8 S. M. 20.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier Trinkbranntwein) werden nicht angenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp": Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beilagen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Soeben erschien:

Vortrupp-Flugschrift 51/52

Das Schicksal und du selbst!

von **Reinhart Biernatzki**

Diese Schrift bietet einen hochbedeutsamen Beitrag zur Weltanschauungsfrage des auch durch seine philosophische Tätigkeit im Felde bekannt gewordenen Mitarbeiters des „Vortrupp". Die Frage wird vom naturwissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Standpunkte aus gelöst. Zugleich wird der Beweis geliefert, wie unter Ausschluß aller fremdsprachigen Fachausdrücke tiefe philosophische Gedanken in durchaus volkstümlicher und doch streng wissenschaftlicher Form entwickelt werden können. Für die weitesten Kreise mit ihrer Sehnsucht nach Klarheit in Weltanschauungsfragen ist hier in aller Kürze eine grundlegende Einführung in die Kantsche Gedankenwelt gegeben.

Preis 60 Pfennig; 100 Stück 40 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Vortrupp-Verlag Alfred Janssen, Hamburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

8. Jahrgang 1919

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

1919. 1743

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fe 4123-8

Universität Bremen
Bibliothek

Fe 4123 - 8

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Inhalt.

Übersicht über die einzelnen Nummern.

Seite

Nr. 1 (1. Januarheft 19).

Popert, Die „Schuld" am Weltkriege 1
Potthoff, Blutgeld 4
Matzdorf, Dringende Kulturpflichten des Staates 8
Bäumer, Die Wählerin und die Parteien 12
Scharrelmann, Zur Frage der Schulreform 14
Wiesener, Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten 18
Academicus, Der Waffenring . . 26
Rund um uns: Der letzte Feldpostbrief. — Verlängerung der Schulpflicht bis zum 15. Jahre als Abrüstungshilfe. — Alkoholgegnerische Friedensarbeit. — Unsere Muttersprache 27
An alle Bezieher des „Vortrupp" 32

Nr. 2 (2. Januarheft 19).

Popert, Meine Stellung zur Revolution 33
Much, Einkehr 40
Scharrelmann, Briefe an eine Mutter 45
Biernatzki, Fremdwortfreie Weltanschauungslehre 51
Was andre sagen 56
Rund um uns: Überwindung. — Alkohol und Ungeselligkeit. — Der Dank des Vaterlandes. — Bund Neue Kirche. — Die „Freie politische Jugend Groß-Hamburg". — Herr Prof. Dr. G. v. Below. — Dank und Bitte. — Bücherverzeichnis . 57
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 1.

Nr. 3 (1. Februarheft 19).

Popert, Keine Verschleierung . . . 65
Sickel, Das europäische Gewissen . 67
Aner, Zur Trennung von Kirche und Staat 69
Scharrelmann, Trennung von Kirche und Staat 76
Dost, Religion und Politik 80
Lessing, Wilhelm Jordan 84

Seite

Rund um uns: Für den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland. — Unglaublich, aber wahr. — Schülerräte 90
„Der Hohe Meißner" Nr. 1.

Nr. 4 (2. Februarheft 19).

Dost, Das Problem des Arbeitsrechts. I. Grundsätzliches . . . 97
Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. I. . . 105
Hodann, Der internationale Jugendbund 112
Häfker, Zur Entwicklung des Lichtspielwesens 116
Was andre sagen 119
Rund um uns: Feierabend. — Heim und Scholle fürs deutsche Volk. — Der Volksbund für Kantische Weltanschauung und der Vortrupp. — Unsere Muttersprache. III. — Kniefrei. — Bücherverzeichnis. . 121
„Der Hohe Meißner" Nr. 2.

Nr. 5 (1. Märzheft 19).

Popert, Moorgrund 129
Scharrelmann, Briefe an eine Mutter 151
Rund um uns: Für Deutschösterreichs Recht. — Eine Kulturtat. — Bücherverzeichnis 155
„Der Hohe Meißner" Nr. 3.

Nr. 6 (2. Märzheft 19).

Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. II. . 161
Dost, Das Problem des Arbeitsrechts. II. 168
Lafrenz, Plutus im Strafrecht . . 178
Was andre sagen 183
Rund um uns: Hermann Poperts Brief an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern. — Politik des Rechts. — Offener Brief an Adolf Damaschke. — Bücherverzeichnis 184
„Der Hohe Meißner" Nr. 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite

Nr. 7 (1. Aprilheft 19).

Hindhede, Deutsche und dänische Ernährung während der Kriegszeit 193
Dost, Wohnungsnot 202
Richter, „Heldentum, Weisheit und schöne Seele" 209
Rund um uns: Alkoholgegnerische Friedensarbeit. — Heimstätten-Selbstbau. — Hochburgen des Wuchers. — Bücherverzeichnis . 214
„Der Hohe Meißner" Nr. 5.

Nr. 8 (2. Aprilheft 19).

Popert, Spartacus in der Jugendbewegung 225
Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. III. . 243
Rund um uns: Helft unserer Großstadtjugend! — Friedrichstädter Volkshochschule. — Die Foltern der Schutzhaft. — Zwei Bücher 250
„Der Hohe Meißner" Nr. 6.
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 2.

Nr. 9 (1. Maiheft 19).

Popert, Zweierlei 257
Ponickau, Der Alkohol im Weltkrieg. I. Die Schuld 259
Scharrelmann, Briefe an eine Mutter 267
Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. IV. . 272
Much, Es und ich 275
Rund um uns: Warum so schnoddrig? — Alkoholgegnerische Friedensarbeit. IV. — Wie wirkt das Frauenstimmrecht? — „Das Feuer". — Heimatglück. — Bücherverzeichnis 277
„Der Hohe Meißner" Nr. 7.

Nr. 10 (2. Maiheft 19).

Popert, „Meine Mitschuld am Weltkriege" 289
Ponickau, Der Alkohol im Weltkrieg. II. Abwehrversuche 302
Seipp, Römische Geschichte auf deutschen Schulen 308
Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. V. . 312
Rund um uns: Liebe deinen Nächsten. — Dr. Alfred H. Fried. — Bücherverzeichnis 315
„Der Hohe Meißner" Nr. 8.

Nr. 11 (1. Juniheft 19).

Popert, Die Aufgabe 321
Ponickau, Der Alkohol im Weltkrieg. III. Abwehrhemmungen 326

Seite

Heinz, Fastenkuren 334
Was andre sagen 338
Rund um uns: †Martha Buckow. — Der Blick in die Zukunft. — Erster Volkshochschulkursus in Hessen. — Zur Eröffnung der Volkshochschule in Friedrichstadt. — Von den Deutschen Westungarns. — Folgen des Alkoholverbots. — Bücherverzeichnis 339
„Der Hohe Meißner" Nr. 9.

Nr. 12 (2. Juniheft 19).

Popert, Wer hilft mit? 353
Küttringhaus, Die Zukunft der Friedensidee 356
Biernatzki, Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule. VI. . 360
Hölken, Elternabende 367
Nagel, Ein Freudentag bei den Wandervögeln 371
Rund um uns: Deutsche und dänische Kriegsernährung. — Ein Grundrecht des deutschen Volkes 377
„Der Hohe Meißner" Nr. 10.

Nr. 13/14 (1. u. 2. Juliheft 19).

Zur freundlichen Beachtung . . . 383
Popert, Veit Valentin. I. Der Fall Valentin-Coßmann. II. Der Fall Valentin-v. Below. III. Fakultät und Kultusministerium. IV. Folgerungen 385
Bartning, Gottfried Keller 422
Ponickau, Der Alkohol im Weltkrieg. IV. 432
Bonne, Müssen wir verzweifeln? . 440
Rund um uns: †Melanie Ebhardt. — Unsre bekannte Auffassung. — Der Bund Neue Kirche. — Für Deutschösterreichs Recht. — Druckfehlerberichtigung. — Bücherverzeichnis 442
„Der Hohe Meißner" Nr. 11.

Nr. 15 (1. Augustheft 19).

Popert, Deutsche Ehrensäulen . . 449
Asmussen, Was die Bienen uns zu sagen haben 458
Scharrelmann, Briefe an eine Mutter. II. 462
Müller-Holm, Die Kulturoase in Klein-Brötzingen. I. 466
Rund um uns: Veit Valentin. — Offener Brief an den Herrn Präsidenten des Deutschen Reiches. — Alkohol im Weltkriege 471
„Der Hohe Meißner" Nr. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Nr. 16 (2. Augustheft 19).

Popert, „Wer hilft mit?" 481
Biernatzki, Paul Deussen zum Gedächtnis 481
Lafrenz, Freie Bergeshöhen! Freier Wald! 488
Müller-Holm, Die Kulturoase in Klein-Brötzingen. II. 494
Müller, Die Fürsorge für unsere heimkehrenden Auslanddeutschen 499
Rund um uns: Veit Valentin. — Englische Frauen gegen die Blockade. — Amerika und Deutschland. — Stadtflucht. — Neue Bücher und Schriften 502
„Der Hohe Meißner" Nr. 15.

Nr. 17 (1. Septemberheft 19).

Popert, Deutscher Pazifismus. Meine Gegenantwort an Dr. Alfr. H. Fried 513
Müller-Holm, Die Kulturoase in Klein-Brötzingen. III (Schluß). 531
Rund um uns: Wege aufs Land. — Die Bodenreform ein Grundrecht des deutschen Volkes . 539
„Der Hohe Meißner" Nr. 14.
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 3.

Nr. 18 (2. Septemberheft 19).

Potthoff, Die Lehre vom Verbrauch 545
Schläger, Der Vegetarismus als wirtschaftliche Notwendigkeit und sittliches Gebot 548
Schwantes, Der Glaube des Kindes 554
Alt und Neu: Paul Keller. . . . 560
Was andre sagen 565
Rund um uns: Bemerkungen zum achten deutschen Pazifistenkongreß. — Wege ins neue Deutschland. — Trennung von Medizin und Staat. — Bücherverzeichnis. . . 566
„Der Hohe Meißner" Nr. 15.

Nr. 19 (1. Oktoberheft 19).

Asmussen, Wie lösen wir die Ketten? 577
Bonne, Über die soziale Bedeutung des Kinos 589
Lony, Bodenreform und Heimstättenfrage. 595
Rund um uns: Vom Arbeitsfelde der Alkoholgegner. — Deutscher Pazifismus. — Väter und Söhne. — Druckfehlerberichtigung. — Bücherverzeichnis 600
„Der Hohe Meißner" Nr. 16.

Seite

Nr. 20 (2. Oktoberheft 19).

Popert, Das böse Erbe 609
Engelhardt, Religiöse Erziehung . 618
Mann, Die Veredelung des Berufsgedankens 622
Will, Wehrloge und Jugendbewegung 626
Rund um uns: Kriegsgefangenenlos. — Dr. Alfred H. Fried. — Herr Geheimrat v. Below. — Wertzuwachssteuer und Währungsschmerzen. — Empörung. — Adolf Damaschke 630
„Der Hohe Meißner" Nr. 17.

Nr. 21 (1. Novemberheft 19).

Kraut, Gemeindebestimmungsrecht 641
Sickel, Fortschrittswahn und Fortschrittsglaube 651
Nagel, Gott im Menschen 656
Much, Von Kunst. 659
Rund um uns: An alle Kriegsteilnehmer. — Das schwarze Kleid. — Sparsames Bauen. — Nichts gelernt. 661
„Der Hohe Meißner" Nr. 18.

Nr. 22 (2. Novemberheft 19).

Popert, Ostjuden 673
Ebhardt†, Ewige Gefährten . . . 680
Much, Güte 683
Alt und Neu: Marx Moeller. . . 687
Rund um uns: Seelenverständnis. — Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke. — Wiederaufbau in Frankreich. — Geh. San.-Rat Dr. Nauß in Bielefeld. — Das neue Deutschland und die deutsche Schule. — Bücherverzeichnis . . 693
„Der Hohe Meißner" Nr. 19.
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 4.

Nr. 23 (1. Dezemberheft 19).

Popert, Unser Bezugspreis für 1920 705
Lion Zusammenbruch. 706
Schwantes, Von der Herrschaft des Intellekts 714
Scharrelmann, Die Jugend und die neue Zeit 721
Biernatzki, Kant in deutscher Form 728
Rund um uns: Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke. II. 731
„Der Hohe Meißner" Nr. 20.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Nr. 24 (2. Dezemberheft 19).

Popert, Wie ich die Theosophie sehe 737
Berendsohn, Hebbel. 748
Bez-Mennicke, Im Kinderkrankenhaus 752
Asmussen, Werktätigkeit und Heimstätte 756
Rund um uns: „Der Seekrieg". — „Die Kunst des Essens" 761
Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919" 764
„Der Hohe Meißner" Nr. 21.

Sach- und Überschriften-Verzeichnis.

(Die im Verzeichnis aufgeführten Überschriften sind mit einem * versehen.)

Adolf Damaschke 634 (20).
Alkoholfrage 30 f. (1), 59 f. (2), 155 f. (5), 214 ff. (7), 259 ff. (8), 278 ff. (9), 502 ff. (10), 326 ff. (11), 345 f. (11), 432 ff. (13/14), 475 f. (15), 600 ff. (19), 641 ff. (21), 666 (21).
*Alkoholgegnerische Friedensarbeit I 30 f. (1), 214 ff. (7), 278 ff. (9).
*Alkohol und Ungeselligkeit 59 f. (2).
Alldeutsche 65 f. (3), 90 f. (3).
*Alpine Zukunftsgedanken 184 (6).
*Amerika und Deutschland 504 f. (16).
*An alle Kriegsteilnehmer 661 f. (21).
Antisemitismus 673 ff. (22).
*Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke 694 f. (22), 731 f. (23).

*Bemerkungen zum achten deutschen Pazifistenkongreß 566 f. (18).
*Blutgeld 4 ff. (1).
Bodenreform 18 ff. (1), 187 f. (6), 378 (12), 540 (17), 595 ff. (19), 633 f. (20).
*Bodenreform und Heimstättenfrage 595 ff. (19).
*Briefe an eine Mutter 8, 45 ff. (2), 9, 151 ff. (5), 10, 267 ff. (9), 11, 462 ff. (15).
*Brief Hermann Poperts an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern 184 ff. (6).
*Bund Neue Kirche 61 f. (2), 443 (13/14).
Bund Neues Vaterland 257 f. (8).

*Dank und Bitte 63 f. (2).
*Das böse Erbe 609 ff. (20).
*Das deutsche Volk ist noch nicht verloren 56 (2).
*Das europäische Gewissen 67 ff. (3).
*„Das Feuer" 282 ff. (9).
*Das neue Deutschland und die deutsche Schule 697 f. (22).
*Das Problem des Arbeitsrechts 97 ff. (4), 168 ff. (6).
*Das schwarze Kleid 662 ff. (21).
*Der Alkohol im Weltkrieg 259 ff. (9), 302 ff. (10), 326 ff. (11), 432 ff. (12), 475 f. (15).
*Der andere Weg zum staatlichen Nährbeitrag 119 f. (4).
*Der Blick in die Zukunft 339 f. (11).
*Der Bund Neue Kirche 442 (13/14).
*Der Dank des Vaterlandes 60 f. (2).
*Der Glaube des Kindes 554 ff. (18).
*Der internationale Jugendbund 112 ff. (4).
*Der letzte Feldpostbrief 28 f. (1).
*„Der Seekrieg" 761 f. (24).
*Der Vegetarismus als wirtschaftliche Notwendigkeit und sittliches Gebot 548 ff. (18).
*Der Volksbund für Kantische Weltanschauung und der Vortrupp 122 f. (4).
*Der Waffenring 26 ff. (1).
*Deutsche Ehrensäulen 449 ff. (15).
*Deutscher Pazifismus 514 ff. (17), 603 f. (19).
*Deutsche und dänische Ernährung während der Kriegszeit 193 ff. (7).
*Deutsche und dänische Kriegsernährung 377 f. (12).
Deutsch-Österreich 90 (3), 155 (5), 344 f. (11), 444 (13/14).
*Die Aufgabe 321 ff. (11).
*Die Bodenreform ein Grundrecht des deutschen Volkes 540 (17).
*Die Foltern der Schutzhaft 252 (8).
*Die „Freie politische Jugend Groß-Hamburg" 62 f. (2).
*Die Fürsorge für unsere heimkehrenden Auslanddeutschen 499 ff. (16).
*Die Jugend und die neue Zeit 721 ff. (23).
*Die Kulturoase in Klein-Brötzingen 466 ff. (15), 494 ff. (16), 531 ff. (17).
*„Die Kunst des Essens" 762 ff. (24).
*Die Lehre vom Verbrauch 545 ff. (18).
*Die „Schuld" am Weltkriege 1 ff. (1).
*Die Veredelung des Berufsgedankens 622 ff. (20).
*Die Wählerin und die Parteien 12 ff. (1).
*Die Zukunft der Friedensidee 356 ff. (12).
*Dr. Alfred H. Fried 316 (10), 631 f. (20).
*Dringende Kulturpflichten des Staates 8 ff. (1).
*Druckfehlerberichtigung 444 (13/14), 605 (19).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Eine Kulturtat 155 f. (5).
*Ein Freudentag bei den Wandervögeln 371 ff. (12).
*Ein Grundrecht des deutschen Volkes 378 (12).
*Einkehr 40 ff. (2).
*Elternabende 367 ff. (12).
*Empörung 634 (20).
*Englische Frauen gegen die Blockade 503 ff. (16).
Ernährungsfragen 193 ff. (7), 334 ff. (11), 338 f. (11), 377 f. (12), 548 ff. (18), 762 ff. (24).
*Erster Volkshochschulkursus in Hessen 340 f. (11).
Erziehung und Unterricht 14 ff., (1), 29 f. (1), 45 ff. (2), 91 f. (3), 151 ff. (5), 183 f. (6), 250 f. (8), 267 ff. (8), 367 ff. (12), 462 ff. (15), 554 ff. (18), 604 f. (19), 618 ff. (20).
*Es und ich 275 ff. (9).
*Ewige Gefährten 680 ff. (22).

*Fastenkuren 334 ff. (11).
*Feierabend 120 f. (4).
*Folgen des Alkoholverbots 345 f. (11).
*Fortschrittswahn und Fortschrittsglaube 651 ff. (21).
Frauenfrage 12 ff. (1), 280 ff. (9).
*Freie Bergeshöhen! Freier Wald! 488 ff. (16).
*Fremdwortfreie Weltanschauungslehre 51 ff. (2).
*Friedrichstädter Volkshochschule 251 f. (8).
*Für den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland 90 (3).
*Für Deutschösterreichs Recht 155 (5), 444 (13/14).

*Geh. San.-Rat Dr. Nauß 697 (22).
*Gemeindebestimmungsrecht 641 ff. (21).
*Gottfried Keller 422 ff. (13/14).
*Gott im Menschen 656 ff. (21).
*Güte 683 ff. (22).

*Hebbel 748 ff. (24).
*Heimatglück 284 (9).
Heimstätten 18 ff. (1), 218 (7), 595 ff. (19), 664 ff. (21).
*Heimstätten-Selbstbau 218 (7).
*Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten 18 ff. (1).
*Heim und Scholle fürs deutsche Volk 121 f. (4).
*„Heldentum, Weisheit und schöne Seele" 209 ff. (7).
*Helft unserer Großstadtjugend! 250 f. (8).
*Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919." 764 (24).
*Herr Professor Dr. G. v. Below 65 (2), 632 f. (20).
*Höhenlicht 56 f. (2).
*Hochburgen des Wuchers 218 ff. (7).

*Im Kinderkrankenhaus 752 ff. (24).
Jugendbewegung 60 f. (2), 112 ff. (4), 225 ff. (8), 371 ff. (12), 626 ff. (20), 721 ff. (23).

*Kant in deutscher Form 728 ff. (23).
*Keine Verschleierung! 65 f. (3).
Kinematographie s. Lichtspielwesen.
Kirche und Staat 69 ff. (3).
Kleidungsfragen 124 (4).
*Kniefrei 124 (4).
*Kriegsgefangenenlos 630 f. (20).

Land und Stadt 120 ff. (4), 466 ff. (15), 494 ff. (16), 505 f. (16), 531 ff. (17), 539 f. (17).
Lehmstampfbau 218 (7), 664 ff. (21).
Lichtspielwesen 116 ff. (4), 589 ff. (19), 634 (20).
*Liebe deinen Nächsten 315 f. (10).

Mammonismus 178 ff. (6).
*†Martha Buckow 339 (11).
*Mara Moeller 687 ff. (22).
*„Meine Mitschuld am Weltkriege" 289 ff. (10).
*Meine Stellung zur Revolution 33 ff. (2).
*†Melanie Ebhardt 442 f. (13/14).
*Moorgrund 129 ff. (5).
*Müssen wir verzweifeln? 440 f. (13/14).

Naturheilweise 569 f. (18).
Naturschutz 488 ff. (16).
*Nichts gelernt 666 (21).

*Offener Brief an den Herrn Präsidenten des Deutschen Reiches 474 f. (15).
*Offener Brief an Herrn Adolf Damaschke, Vorsitzenden des Bundes deutscher Bodenreformer 187 f. (6).
*Ostjuden 673 ff. (22).

*Paul Deussen zum Gedächtnis 481 ff. (16).
*Paul Keller 560 ff. (18).
Pazifismus 129 ff. (5), 184 ff. (6), 282 ff. (9), 289 ff. (10), 316 (10), 321 ff. (11), 356 ff. (12), 443 (13/14), 503 f. (16), 513 ff. (17), 566 f. (18), 603 f. (19), 631 f. (20), 661 ff. (21).
Philosophie s. Weltanschauungsfragen.
*Plutus im Strafrecht 178 ff. (6).
*Politik des Rechts 187 (6).

*Religiöse Erziehung 618 ff. (20).
Religiöse Fragen 40 ff. (2), 69 ff. (3), 315 ff. (10), 443 (13/14), 554 ff. (18), 618 ff. (20),

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

656 ff. (21), 693 f. (22), 714 ff. (23), 721 ff. (23).
*Religion und Politik 80 ff. (3).
*Römische Geschichte auf deutschen Schulen 308 ff. (10).

*Schädlichkeit des Zuckergenusses 338 f. (11).
*Schülerräte 91 f. (3).
Schuld am Weltkriege 1 ff. (1), 184 ff. (6), 277 f. (9), 289 ff. (10), 316 (10), 443 (13/14), 513 ff. (17), 566 f. (18).
Schulreform 14 ff. (1).
*Seelenverständnis 693 f. (22).
Siedlungsfrage 121 f. (4).
*Sparsames Bauen 664 ff. (21).
*Spartacus in der Jugendbewegung 225 ff. (8).
Sport 56 f. (2).
Sprachliches 31 f. (1), 51 ff. (2), 123 f. (4). 728 ff. (23).
*Stadtflucht 505 f. (16).
Studententum 26 ff. (1).

Theosophie 737 ff. (24).
*Trennung von Kirche und Staat 76 ff. (3).
*Trennung von Medizin und Staat 569 f. (18).

*Über die soziale Bedeutung des Kinos 589 ff. (19).
*Überwindung 57 ff. (2).
*Unglaublich, aber wahr 91 f. (3).
*Unser Bezugspreis für 1920 705 (23).
*Unsere Muttersprache 31 f. (1), 123 f. (4).

*Väter und Söhne 604 f. (19).
Vegetarismus 548 ff. (18).
*Veit Valentin 385 ff. (13/14), 471 ff. (15). 502 f. (16).
*Verlängerung der Schulpflicht bis zum 15. Jahre als Abrüstungshilfe 29 f. (1).
Volksbildung 8 ff. (1), 474 f. (15).
Volksgesundheit 695 ff. (22).
Volkshochschule 251 f. (8), 340 ff. (11).
*Vom Arbeitsfelde der Alkoholgegner 600 ff. (19).
*Von den Deutschen Westungarns 344 f. (11).
*Von der Herrschaft des Intellekts 714 ff. (23).
*Von Kunst 659 ff. (21).

Wandervögel 371 ff. (12), 634 (20).
*Warum so schnodderig? 277 f. (9).
*Was die Bienen uns zu sagen haben 458 ff. (15).
*Wege aufs Land 539 f. (17).
*Wege ins neue Deutschland 567 ff. (18).
*Wehrloge und Jugendbewegung 626 ff. (20).
Weltanschauungsfragen 40 ff. (2), 51 ff. (2), 105 ff. (4), 122 f. (4), 161 ff. (6), 243 ff. (8), 252 (8), 272 ff. (8), 312 ff. (10), 360 ff. (12), 481 ff. (16), 659 ff. (21) 680 ff. (22). 728 ff. (23), 737 ff. (24).
*Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule 105 ff. (4), 161 ff. (6), 243 ff. (8), 272 ff. (9), 312 ff. (10), 360 ff. (12).
*„Wer hilft mit?" 353 ff. (12), 481 (16), 545 (18).
*Wertzuwachssteuer und Währungsschmerzen 633 f. (20).
*Wiederaufbau in Frankreich 695 ff. (22).
*Wie ich die Theosophie sehe 737 ff. (24).
*Wie lösen wir die Ketten? 577 ff. (19).
*Wie wirkt das Frauenstimmrecht? 280 ff. (9).
*Wilhelm Jordan 84 ff. (3).
*Wir bleiben deutsch 565 f. (18).
Wirtschaftsfragen 4 ff. (1), 60 f. (2), 97 ff. (4), 119 f. (4), 168 ff. (6), 202 ff. (7), 218 ff. (7), 440 f. (13/14), 458 ff. (15), 505 f. (16), 545 ff. (18), 577 ff. (19), 756 ff. (24).
*Werktätigkeit und Heimstätte 756 ff. (24).
*Wohnungsnot 202 ff. (7).
Wucher 218 ff. (7).

*Zur Entwicklung des Lichtspielwesens 116 ff. (4).
*Zur Eröffnung der Volkshochschule in Friedrichstadt 341 ff. (11).
*Zur Erziehungsfrage 183 f. (6).
*Zur Frage der Schulreform 14 ff. (1).
*Zur Trennung von Kirche und Staat 69 ff. (3).
*Zusammenbruch 706 ff. (23).
*Zwei Bücher 252 (8).
*Zweierlei 257 f. (9).

Namen-Verzeichnis.

Abatz, Harald 661 f. (21).
Academicus 26 ff. (1).
Aner, Lic. Dr. Karl 61 f. (2), 443 (13/14).
Aner, Pfarrer W. 69 ff. (3).
Antigone 662 ff. (21).
Asmussen, Georg 458 ff. (15), 577 ff. (19), 756 ff. (24).
Bartning, Adolf 422 ff. ((13/14).
Bäumer, Gertrud 12 ff. (1).
Berendsohn, Dr. Walter A. 748 ff. (24).
Berg, Ragnar 377 f. (12).
Bez-Mennicke, Trude 752 ff. (24).
Biernatzki, Reinhart 51 ff. (2), 105 ff. (4), 161 ff. (6), 243 ff., 252 (8), 272 ff. (9),

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

312 ff. (10), 360 ff. (12), 481 ff. (16), 728 ff. (23).
Bleier, Pfarrer A. 90 f. (3).
Blume, Paul 29 f. (1).
Bonne, Oberstabsarzt Dr. G. 440 f. (13/14), 589 ff. (19).
Broda, Dr. R. 56 (2).

Christen, Dr. Th. 187 f. (6).

Dost, Otto 80 ff. (3), 97 ff. (4), 168 ff. (6), 202 ff. (7).

†Ebhardt, Melanie 680 ff. (22).
Engelhardt, Dr. Viktor 618 ff. (20).
Ewald, Kurt 122 f. (4).

Frisch, Wilhelm 604 f. (19).

Häfker, Hermann 116 ff. (4).
Hartmann, K. A. 282 ff. (9).
Heinz, K. 334 ff. (11), 762 ff. (24).
Hindhede, Dr. med. M. 193 ff. (7).
Hodann, Max 112 ff. (4).
Hölken, Hedwig, 367 ff. (12).
Hundt, Paul 60 f. (2).
Hupfeld, Hans 218 (7), 664 ff. (21).
Hurwicz, Dr. E. 567 f. (18).

Jakobi, Paul 184 (6).
Johannsen, Sophie 57 ff. (2).

Kluge, Walther 91 f. (3).
Köppen, Prof. Dr. W. 119 f. (4).
Koschützki, Rudolf v. 120 f. (4), 539 f. (17).
Kraut, Dr. phil. R. 63 (2), 155 f. (5), 277 f. (9), 339, 345 f. (11), 471 ff. (15), 641 ff. (21), 761 f. (24).

Lafrenz, Dr. P. 178 ff. (6), 488 ff. (16).
Lessing, Dr. med. et phil. Theodor 84 ff. (3).
Lion, Oberstabsarzt Dr. 706 ff. (23).
Lohmann, Wilhelmine 566 f. (18), 697 (22).
Lony, Dr. G. 595 ff. (19).
Lüttringhaus, Ernst 356 ff. (12).

Mann, Dr. Alfred 622 ff. (20).
Matzdorf, Paul 8 ff. (1).
Merz, Fritz 60 f. (2).
Much, Prof. Dr. Hans 40 ff. (2), 275 ff. (9), 659 ff. (21), 683 ff. (22).
Müller-Holm, Ernst 466 ff. (15), 494 ff. (16), 531 ff. (17).
Müller, Wilhelm 218 ff. (7), 499 ff. (16).

Nagel, Dr. 378 (12), 540 (17).
Nagel, Vally 371 ff. (12), 656 ff. (21), 695 f., (22).
Narten, Enno 124 (4).
Nauß, Dr. 504 f. (16).

Offe, Hans 560 ff. (18), 687 ff. (22).

Ponickau, Dr. R. 30 f. (1), 214 ff. (7), 259 ff., 278 ff. (9), 302 ff. (10), 326 ff. (11), 432 ff. (13/14), 600 ff. (19).
Popert, Hermann 1 ff., 32 (1), 33 ff., 63 f. (2), 65 f. (3), 129 ff. (5), 184 ff. (6), 225 ff. (8), 257 f. (9), 289 ff., 316 (10), 321 ff. (11), 353 ff. (12), 385 ff., 443 (13/14), 449 ff. (15), 481, 502 ff. (16), 513 ff. (17), 545 (18), 609 ff., 631 f., 632 f. (20), 673 ff. (22), 705 (23), 737 ff. (24).
Potthoff, Dr. Heinz 4 ff. (1), 545 ff. (18).
Praschinger, E. R. 344 f. (11).

Radel, Frieda 280 ff. (9).
Richter, Dr. Wilhelm R. 209 ff. (7).
Runtzler, Karl 250 f. (8).

Sattig, Dr. Fritz 697 f. (22).
Scharrelmann, Heinrich 14 ff. (1), 45 ff. (2), 76 ff. (3), 151 ff. (5), 267 ff. (9), 284 (9), 315 f. (10), 462 ff. (15), 721 ff. (23).
Schläger, Dr. G. 548 ff. (18).
Schmidt, Johannes 565 f. (18).
Schneider, M. Friedel 121 f. (4).
Schwantes, Curt 554 ff. (18), 714 ff. (23).
Seiferth, Wolf 634 (20).
Seipp, H. 308 ff. (10).
Sickel, Paul 67 ff. (3), 339 f. (11), 651 ff. (21).
Siemering, Carl Ludwig 603 f. (19).
Sobota, Erich 695 ff. (22).
Sönnichsen, Andreas 28 f. (1).
Sperling, P. 694 f. (22), 731 f. (23).
Strecker, Dr. Reinhard 474 f. (15).

Thöl, Adolf, 633 f. (20).

Vortrupp 155 (5), 251 f. (8), 341 ff. (11), 442 f., 444 (13/14), 634 (20).

Weber, E. 31 f. (1), 123 f. (4).
Weber, Wilhelm 475 f. (15).
Wiesener, Rudolf 18 ff. (1).
Will, Carl 626 ff. (20).
Winsch, Dr. med. Wilhelm 569 f. (18).
Winz, Fritz 505 f. (16).

Zacharias, stud. jur. Hans 62 f. (2).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Hohe Meißner.

„Alfred Bumpel" 704 (19).
An die Jasagenden in der Freideutschen Jugend 285 (7).
Aus der Neudeutschen Pfadfinderbewegung 672 (18).

Biederstedt, Rudolf: Die Freude 253 f. (6). Politische Selbstbesinnung 509 (13). Politische Grundanschauung 606 f. (16). Arbeit und Spieltrieb 699 f. (19).
Böcklin, Arnold: Sprüche 320 (8).
Busch, Wilhelm: Einst und jetzt 224 (5).
Büttner, Heinrich: Vom Künstler zum Landwirt 317 ff. (8).

Dehmel, Richard: Spruch 768 (21).
Des Herausgebers Wille und Weg 93 f. (1)
Die Pflicht der Jugend 160 (3).
Dietz, Karl: Sozialethische Lebensführung 478 f. (12).
Dreimal hoch dem Alkohol! 191 (4).

Ebner-Eschenbach, Marie von: Ein kleines Lied 254 (6).
Ein Aufruf von Henry Barbusse 286 f. (7).
Eine Kundgebung der akademischen Jugend Leipzigs 288 (7).
Ein Freideutsches Lager auf der Insel Sylt! 608 (16).
Ein Nietzsche-Wort 253 (6).
Erbgut 192 (4), 320 (8), 352 (9).

Feiertag! 253 (6).
Flach, Hermann: Volkshochschule 256 (6).
Freideutsche Berufsberatung 700 (19).

Goebel, Ferdinand: Volkshaus und freideutsche Jugend 635 f. (17).
Goethe: Spruchweisheit 223 (5), 320 (8).
Gurlitt, Ludwig: Schulfarmen 542 f. (14).

Habbel, Franz Ludwig: Neudeutsche Pfadfinderschaft 572 ff. (15).
Hammer, Walter: Unser politischer Beruf 94 ff. (1). Freideutscher Berufsidealismus 125 ff. (2). Die Jugendburg I 157 f. (3). Ein Vorschlag 159 f. (3). Den neuen politischen Menschen laßt uns schaffen! 189 ff. (4). Die Jugendburg II 191 f. (4). Die Jugendburg III 224 (5). Ein Wort wider Blüher 254 ff. (6). Des Krieges ungeschminktes Bild 285 f. (7). Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena 348 ff. (9). Zur Geschichte unserer Jugendbewegung 351 f. (9). Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena 379 ff. (10), 445 f. (11). Glossen 447 f. (11). Vom neuen politischen Menschen 477 f. (12). Glossen 509 ff. (13), 543 f. (14). Freideutsches Schriftwerk 765 ff. Nachträgliches vom Potsdamer Jugendtag 767 f. (21).
Hertling, Helmut: Die Freideutschen und ihre Werk-Gemeinschaft 636 ff. (17). Landsgemeindehaus und Hochschulsiedlung 670 ff. (18).
Hertling, Werner: Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde 576 (15).

Jungnickel, Max: An die Freideutsche Jugend 379 (10). Der Nachlaß 606 (16).
Jungsoziale Lehrer 223 (5).

Kluge, Walther: Reden! 158 f. (3).
Koch, Walther: Liebe Freideutsche! 446 f. (11).
Kraut, Dr. R.: Mitteilung an die Leser des „Hohen Meißner" 765 (21).
Kurella, Alfred 125 (2).

Leixner, Otto von: Von der Partei der Parteilosen 768 (21).
Lohmeyer: Vom Kampf 189 (4).
Luther: Sprüche 320 (8).

Marksteine 127 f. (2).
Meißner-Worte 287 f. (7), 445 (11).
Merz, Albrecht L.: Die „Jugendarbeit", Tatgemeinschaft deutscher Jugend und ihre Führerschule 700 ff. (19).
Messer, Prof. August: Wider den Geist der Gewalttätigkeit 347 (9).
Multatuli 125 (2).

Napoleon I. 189 (4).
Nietzsche: Bausteine 223 (5).
Nietzsche, Friedrich: Über die sogenannte klassische Erziehung 575 f. (15). Aus der Gesellschaft der Denker 639 (17). Wir zerbrechen das Schwert! 640 (17). Ein Hemmschuh der Kultur 640 (17).
Nietzsche-Wort 384 (10).
Noch ein Markstein! 350 (9).
Noch etwas gegen die „deutschen" Monatsnamen 512 (13).

Pfarrer Traub 96 (1).
Plagemann, Gert: Besinne dich, Jugend! 350 f. (9).

Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena 317 (8).
Rauch, Karl: Los von den Parteien! 384 (10). Das neue Deutschland 571 (15).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richter, Walter: Was sollen wir tun? 541 f. (14).
Rosegger: Vom Beruf 125 (2), 189 (4).

Scharrelmann, Heinrich: Ein neues Buch! 480 (12).
Schult, Julius: Das Haus zur Wanderfreude 479 f. (12).
Schultz-Hencke, Harald: Die Freie Volkshochschule 507 f. (13).
Spitteler, Karl: Spruchweisheit 223 (5).

Tagung der „Deutschen Jugendgemeinschaft" Potsdam 607 f. (16).
Thomas, Wilhelm: Radikalismus 571 f. (15).

Uhland, Ludwig: An das Vaterland 699 (19).

Volkshochschule Marloffstein 638 f. (17).

Wehrt, Gustav: Brief an eine vertriebene Lothringerin 667 ff. (18).
Will, Carl: Ein Jugendtag der Wehrlogen 639 f. (17).
Winz, Fritz: Zum Wiedererwachen der Geister 319 f. (8).

Zacharias, Hans: Politik und Jugend 221 ff. (5).

Der Vortrupp

8. Jahrgang — Nr. 1 — 1. Januarheft 1919

Die „Schuld" am Weltkriege.

Hamburg, den 14. Dezember 1918.

Daß das Schlagwort von der „Schuld" am Weltkriege (die immer der Feind hat) von den Kriegshetzern in jedem der am Weltkriege beteiligten Länder andauernd benutzt worden ist, um den Nationalhaß gerade ihres Volkes aufzupeitschen, ist selbstverständlich; gegenwärtig, wo bei uns Kriegshetzer kein Gehör finden, arbeiten Clémenceau, Northcliffe, Lloyd George desto stärker in dem Artikel. Aber beschämend ist es, daß es anscheinend in allen am Kriege beteiligten Ländern auch ernsthafte und ernst zu nehmende Menschen gibt, die an das Dasein eines solchen Undings glauben, wie der „Schuld am Kriege":

Eine „Schuld" ist nur da denkbar, wo ein Gesetz (ein geschriebenes oder ungeschriebenes) gebrochen, oder wo mindestens gegen das Gewissen gehandelt wird. Nun kann aber doch kein Ehrlicher leugnen, daß bis zum Ausbruche dieses Weltkrieges „Der Krieg" einfach das von allen Maßgebenden in allen Ländern der Erde als durchaus loyal anerkannte Mittel war, mit dem j e d e r Staat seine Interessen wahrnahm, sobald er Das für zweckmäßig hielt. Es steht aufs Höchste zu hoffen — und jeder anständige Mensch, der das Glück hat, den Weltkrieg zu überleben, ist verpflichtet, dafür zu arbeiten —, daß Das nach dem Abschlusse des Weltkrieges anders werde; aber bis zum Ausbruche des Weltkrieges w a r es so. Wir — damals — Wenigen, wir Pazifisten, die schon vor dem Weltkriege fühlten, daß es zwar so sei, aber anders sein s o l l e, waren damals i n a l l e n L ä n d e r n einflußlos; die Leitenden (aller Länder) kamen gar nicht in die Lage, unsre Gedanken und Beweisgründe auch nur ernsthaft kennen zu lernen. Nie hat daher, bis zum Ausbruche des Weltkrieges einschließlich, ein leitender Mann eines Staates das Gefühl gehabt oder zu haben brauchen, gegen ein geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz zu handeln, oder etwas zu tun, was irgendwie gegen sein Gewissen gehe, wenn er losschlug, sobald das Interesse seines Staates es ihm zu gebieten schien. Napoleon I. hat darin nicht anders gehandelt, als Friedrich der Große; Peter der Große von Rußland genau wie Bismarck — und der englische Minister Joe Chamberlain beim Burenkriege genau

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sie alle. Das Bewußtsein der politisch Leitenden aller Staaten der Erde wußte bisher eben nichts davon, daß es irgendeine Rechts- oder Gewissenspflicht gegen einen andern Staat geben könne — es gab ja auch bisher tatsächlich keine den Staaten übergeordnete Rechts- oder Moralordnung. Und ebensowenig wußte jenes Bewußtsein etwas davon, daß Menschenblut (der eignen oder der fremden Menschen) irgendeine Rolle spiele, sobald das eigne „Staatsinteresse" nach Meinung der politisch Leitenden in Frage kam.

Erst der Weltkrieg mit seinen, durch die Entwicklung der Technik bedingten, ungewohnt grauenhaften, geradezu namenlosen Scheußlichkeiten hat hier eine Änderung angebahnt, die — durch schärfstes Eintreten für den Pazifismus — zur Vollendung zu bringen eben die Aufgabe aller anständigen Menschen sein wird, die das Glück haben, den Weltkrieg zu überleben. Darum ist es also unerlaubt kindisch, wenn ernsthafte Menschen — indem sie Grundsätze, die (hoffentlich) in Zukunft Geltung haben werden, auf die Vergangenheit anwenden — sich verleiten lassen, nach der „Schuld" am Weltkrieg zu fragen: Und hätte selbst Deutschland den Weltkrieg als einen alldeutschen Eroberungskrieg begonnen, oder hätte selbst England den Weltkrieg begonnen, um in Deutschland einen unbequemen Wettbewerber zu vernichten (Eines ist übrigens so unwahr wie das Andre), Deutschland oder England hätte dann immer nur kraft althergebrachter, und im Jahre 1914 noch in allen Staaten der Erde in unbeschränkter Anerkennung stehender, Anschauung seine Interessen durch Krieg wahrgenommen: von „Schuld" könnte selbst dann weder so noch so gesprochen werden. Diese Erkenntnis ist eine der wichtigsten Erkenntnisse über das Wesen des Krieges. Die pazifistische Bewegung, von deren Erfolge jetzt das Heil der Welt, und besonders auch das Heil Deutschlands abhängt, muß klar erkennen, daß alle Voraussetzungen, unter denen das Wort „Schuld am Kriege" einen Sinn haben kann, bis jetzt nicht vorhanden waren und erst von der pazifistischen Bewegung selbst (durch Begründung einer Rechtsordnung zwischen den Staaten) geschaffen werden müssen. Sonst baut sie auf Moorgrund.

Sinn hat — was den Ursprung des Weltkrieges angeht — höchstens die Frage, wer ihn *veranlaßt* hat (wobei also, wie im Vorstehenden dargelegt, den Veranlasser nicht eine „Schuld" trifft). Und über die Antwort auf *diese* Frage besteht meines Erachtens gar kein Zweifel: In erster Linie hat den Weltkrieg veranlaßt *Frankreich*, das ihn seit 1871 als Rachekrieg planmäßig vorbereitet hat. Dann die Regierung des *russischen* Zaren und seiner Großfürsten, die im Februar 1914 in aller Förmlichkeit beschloß, bei erster sich bietender Gelegenheit einen Weltkrieg zu entfesseln, um Konstantinopel zu erwerben. Und drittens die Dynastie *Habsburg*, die Ruß-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

land jene Gelegenheit schuf, indem sie das unglaublich törichte Ultimatum an Serbien stellte und diesem Ultimatum, nachdem Serbien es zu 90 Prozent angenommen hatte, die noch törichtere Kriegserklärung an Serbien folgen ließ. — — Während Deutschland durch Bethmann Hollweg, und in recht erheblichem Maße auch England durch Sir Edward Grey, die stürzende Lawine zu hemmen suchten; Beides haben Nüchterne immer gewußt, und Bethmann Hollwegs gegen die gefährlichen Phantastereien Kurt Eisners gerichtete Erklärungen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" von Ende November 1918 haben es uns aufs Neue bestätigt.

Wie übrigens so ziemlich jede Verkehrtheit ihren Gipfel hat, wo sie schlechtweg Verrücktheit wird, so wird bei der Verkehrtheit, nach einer „Schuld" am Kriege zu suchen, dieser Gipfel erreicht von den zurzeit in der Schweiz lebenden Deutschen Dr. Hermann Rösemeier, Dr. Edward Stilgebauer, Ernst Bloch, Hugo Ball und Genossen. Diese Leute haben es sich zum Berufe gemacht, in einem, zweimal wöchentlich in Bern in deutscher Sprache (!) erscheinenden Preßorgane, das sich „Die freie Zeitung" nennt, aller Welt darzutun, daß die ausschließliche „Schuld" am Kriege ausgerechnet ihr eigenes Vaterland, das Deutsche Reich treffe. Sie betreiben diesen Beruf meines Wissens ungefähr seit Kriegsbeginn, jedenfalls seit Jahren. Und sie setzen ihn auch jetzt noch fort, wo die Kriegshetzer Clémenceau, Northcliffe und Lloyd George diesen Unsinn von der deutschen „Schuld" am Kriege als Begründung für Forderungen gegen unser wehrloses Vaterland zu benutzen suchen, die, wenn ihre Durchführung erreicht werden sollte, Deutschland ruinieren und gleichzeitig den Völkerbundsgedanken auf wenigstens hundert Jahre zurückwerfen würden. — Ich weiß sehr wohl, daß meine Auffassung, die dieses Treiben der Herren Rösemeier, Stilgebauer und Genossen als Verrücktheit ansieht, eine sehr milde Auffassung ist; aber auch schon bei dieser Auffassung dreht einem das Treiben der Herren sämtliche Eingeweide um. Was sie veröffentlichen, und daß sich Menschen, die sich Deutsche nennen, dazu hergeben, so etwas zu veröffentlichen, ist das Ekelhafteste, was ich im Reiche des Gedruckten während des ganzen Krieges gesehen habe. Ich glaube, es schadet nichts, wenn das den Herren einmal von einem deutschen Pazifisten gesagt wird.

Hermann Popert.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Blutgeld.

Aus den Trümmern einer gewaltigen Niederlage, eines Herabstürzens in die Tiefe politischer und wirtschaftlicher Not, aus den Wirren einer radikalen Umwälzung ringt eine neue staatliche und wirtschaftliche Ordnung empor. Die Aufgabe ist eine politische und eine ökonomische; diese ist größer und schwieriger als jene. Beide können nicht gelöst werden, wenn nicht auf geistigem Gebiete die nötige Vorarbeit geleistet wird, die auf sittlichem noch viel dringlicher ist als auf dem der Erkenntnis. Die unter der Flagge von Karl Marx und seiner materialistischen (besser ökonomischen) Geschichtsauffassung segelnde Anschauung, als ob nur die wirtschaftlich-technische Entwicklung den Gang der Geschichte bestimme, die sittlichen Anschauungen aber nur notwendige Folgen davon seien, hat sich gerade durch die letzten Ereignisse als zu einseitig erwiesen. Der Wille des Menschen ist von weit größerem Einflusse, als die herrschende sozialistische Lehre wahr haben will; wir haben in den Kriegsjahren schwer darunter gelitten, daß die sittlichen Mächte im Wirtschaftsleben nicht rechtzeitig und nicht stark genug wachgerufen sind. Und wir werden aus der Niederlage zu denselben Zuständen der Unkultur kommen, die viele aufrichtige und wachsame Volksfreunde vom Siege befürchteten, wenn wir nicht eine neue Sittlichkeit zu wecken vermögen. Die Revolution allein macht das nicht; auch das Elend des diktierten Friedens lockert nur den Boden; welche Frucht darauf wächst, hängt ab von der Kraft, mit der die sittliche Idee sich geltend macht. Sie muß einsetzen bei der Wertung des Geldes, das im Kriege zum verderblichen Götzen und zum Ruin aller wirtschaftlichen und öffentlichen Moral geworden ist.

Noch schwimmt Deutschland im Gelde. Alle Banken und Sparkassen sind übervoll, die Aktiengesellschaften wissen nicht, wie sie ihre Überschüsse verbergen sollen; alle Welt zahlt Preise, die geradezu phantastisch anmuten; und die letzte Kriegsanleihe hätte ebensogut zwanzig wie zehn Milliarden bringen können. Der Krieg hat uns reich gemacht....

Aber dieser Reichtum ist auf Sand gebaut. Er beruht auf einer ungeheuren Verschuldung der Gesamtheit. Nur eine Verschiebung ist eingetreten, ein Teil des Volkes hat sich auf Kosten des anderen Teiles bereichert, die Kriegswirtschaft hat Millionen von Existenzen ruiniert und dadurch anderen Millionen den finanziellen Aufstieg erlaubt. In erster Linie aber geht aller Gewinn auf Kosten des Reiches, der Bundesstaaten und der Gemeinden, die sich und die deutsche Zukunft mit Schuldsummen belasten, für deren Vorstellung uns jeder Maßstab fehlt. Über 200 Milliarden, das sind zweihunderttausend Millionen oder in Ziffern 200 000 000 000 Mark betragen jetzt schon die deutschen Kriegslasten; ungerechnet, was unsere Besieger von uns fordern werden. Die Schuldscheine sind unter das Volk gekommen, gelten dort als Vermögensteile, vermehren die Masse der Zahlungsmittel und helfen das Geld entwerten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir alles zusammen rechneten, würden wir nicht auf eine Vermehrung, sondern auf eine furchtbare Verminderung des Volksreichtums kommen, die nur verdeckt wird von dem Strome der — Schuldscheine.

Aber der Reichtum so vieler deutscher Bürger ist auch auf Schlamm gebaut. Er beruht großenteils auf einem Geiste, der den Erfordernissen der Stunde direkt ins Gesicht schlägt, auf einer Ausnutzung der Kriegsnot und Volksnot, die zum Himmel schreit, auf einem unsozialen Egoismus, der den Bankrott unserer bisherigen Wirtschaftsanschauungen und Wirtschaftsweise bedeutet.

Das Herz krampfte sich dem sozial Empfindenden zusammen, wenn er sah, mit welcher Selbstverständlichkeit in dem vom Feinde umlagerten Deutschland Geld verdient und ausgegeben wurde; Geld, das nur verdient wurde durch Ausnutzung der höchsten Reichsgefahr; Geld, das nur ausgegeben werden konnte, weil draußen Millionen von Mitbürgern einen schirmenden Wall gegen feindlichen Angriff bildeten. Aus ihrem Blute münzten andere Brüder desselben deutschen Volkes ihre Geldgewinne. Bewucherten lachend das Reich und das Volk, dem sie zugehören, dem sie Treue geschworen, dessen Bestand allein sie in ihrer eigenen Existenz erhält. Betrogen listig Staat und Volk, mit Wissen und vielfach ohne Wissen — so gering ist das soziale Verständnis. Hielten vielfach ihre Gewinne für rechtmäßigen Lohn ihrer Tätigkeit, sei sie Kopfes oder Hände Arbeit, sei sie kluge Spekulation. Dachten garnicht daran, daß an dem gewonnenen Gelde das Blut von Millionen Deutschen klebt, daß dieses Blut dem Gelde anhaftet, jetzt und auf alle Zukunft, daß es dem Besitzer Pflichten auferlegt, denen er sich nicht ungestraft entziehen wird.

Jetzt ist das Spiel des Krieges aus und statt des Siegestaumels beherrscht uns der Jammer des Unterworfenseins. Aber noch hört das Gewinnen nicht auf, und nicht das Streben nach Gewinn. Obgleich er jetzt noch viel unsozialer, noch viel grauenvoller ist als vorher. Noch melden sich die Gewinner nicht und werfen das Blutgeld von sich, weil es ihnen in den Händen brennt. Noch ist auch die neue Staatsgewalt nicht so konsolidiert und geordnet, daß sie den nötigen Ausgleich schafft. Ihr vorzuarbeiten, bedarf es eindringlichster Mahnung, wie ungleich die Gaben verteilt sind, welche krasse Ungerechtigkeit herrscht — weil wir noch gar nicht auf eine Zeit wie die heutige vorbereitet waren und auch in vier Kriegsjahren noch nicht umzudenken und neue, richtige, notwendige Gedanken zu verwirklichen gelernt haben. Wer an der Front stand, Gut und Blut der Gesamtheit opferte, der ist der persönliche Verlierer in diesem großen Spiele; er opferte um der Allgemeinheit willen. Nicht nur sich selbst, seine Gesundheit, sein Leben setzte er ein, sondern auch seine wirtschaftliche Existenz, die in der Heimat zugrunde ging, von den anderen weggenommen wurde, während er die Waffe schwang gegen den drohenden Feind. Das Lebensopfer konnte ihm nicht erspart und nicht ersetzt werden. Aber nicht einmal das wirtschaftliche Opfer wurde ihm vergolten; er erhielt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den notwendigen Unterhalt, nichts weiter. Kriegsdienst ist Ehrendienst. Die Erfüllung der Wehrpflicht wird nicht mit Geld gelohnt, kann und soll nicht gelohnt werden. — Aber warum wurde dann die Nichterfüllung der Wehrpflicht so hoch gelohnt? Und warum die Verletzung der Wehrpflicht am höchsten?

Wer nicht an der Front kämpfte, wer nicht gesund genug war, eine Waffe gegen den Feind zu tragen und den Strapazen zu trotzen, oder wer in der Heimat unentbehrlich war, der konnte unter Umständen ein schönes Geld verdienen. Je länger der Krieg dauerte, je höher die Not und die Verschuldung des Volkes wuchs, desto höher wurde das Arbeitseinkommen und der Geschäftsgewinn Vieler, die in der Heimat geblieben waren. Sie schonten nicht nur Gesundheit und Leben, sie erhielten und sammelten nicht nur ihren Besitz, ihre wirtschaftliche Stellung, ihre Zukunftsaussichten, sondern konnten beides noch erheblich verbessern. Je ferner einer dem Kriegsdienste im engeren Sinne stand, desto besser steht er sich heute wirtschaftlich. Und je rücksichtsloser einer die öffentlichen Interessen hinter seinen eigenen zurücksetzte, desto höher stieg sein Gewinn. Das wurde von der Mehrheit gar nicht als Widerspruch empfunden. Geldverdienen war die Parole der Daheimgebliebenen. Der Wucher wurde Verkehrssitte. Und ein anständiger Kaufmann verstieg sich schon im zweiten Kriegsjahre zu dem lapidaren Satze: Wer in diesem Kriege nicht reich wird, der verdient nicht, ihn zu erleben!

Die größte Gefahr unserer Zukunft ist, daß dieses Blutgeld beherrschend bleibt; daß die Daheimgebliebenen, Reichgewordenen mit ihrem Gelde und mit ihren Anschauungen den Ton im neuen Deutschland angeben. Daß die ungerechte Verteilung der Güter und der Gewinnaussichten auch über den Krieg hinaus bleiben wird, ist klar. Gegenüber den heimkehrenden Feldgrauen sind ihre glücklicheren oder klügeren Wettbewerber überall im Vorteile. Auf Kosten der Kämpfer werden die Reklamierten und die nicht Kriegsverwendungsfähigen auch künftig emporkommen. Das läßt sich kaum vermeiden, solange nicht die neue politische Macht auch unsere Wirtschaftsgrundlagen völlig umstürzt; und das kann nicht von heute auf morgen geschehen. Was aber unbedingt vermieden werden muß, ist die gesellschaftliche Wertung des Vermögens im bisherigen Sinne. Wenn wir dabei bleiben, erwartet uns nicht nur eine Zeit grauenhafter Unkultur wie nach dem siegreichen Feldzuge von 1870/71, sondern ein Konflikt, der zerstören könnte, was mit unsäglichen Mühen und Opfern gegen eine Welt von Feinden verteidigt ist und in neuer Ordnung erhalten werden soll.

Wir müssen eine Verachtung des Geldes erzwingen. Nicht in dem heutigen Sinne, daß mit dem mühelos erworbenen Gelde herumgeworfen wird, sondern in dem sozialen Sinne, daß Besitz nicht maßgebend sein darf für die Geltung eines Bürgers, daß Besitzvermehrung durch den Krieg anrüchig macht, daß Reichtum Pflichten auferlegt und Bereicherung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch den Krieg als Widerspruch zum Geiste der Zeit angesehen wird. An allem Gelde, das in diesem Kriege gewonnen wurde, klebt Blut, das Blut von Millionen deutschen Bürgern, klebt die Not von Millionen Familien; nur eine soziale Verwendung des Geldes kann den Fluch löschen, der an ihm haftet.

Um diese notwendige Erkenntnis in das Gewissen der Besitzenden, der anständigen Landwirte, Fabrikanten, Handwerker und Händler, wie in das der Wucherer und Schieber zu hämmern, bedarf es einer starken Erziehungsarbeit, zu der bisher leider noch fast alles fehlt. Wenn das Verständnis nicht von oben kommt, dann wird es von unten kommen müssen.

Die Staatsgewalt kann und muß vieles zu dieser Erziehung tun. Der Weg, auf dem wir schon zaghaft kleine Schritte getan haben, der Besteuerung der Kriegsgewinne, muß resolut und bis ans Ende gegangen werden. Die ungeheuren Schulden des Reiches müssen möglichst bald und möglichst vollständig auf die Gesamtheit der Bürger nach dem Maße ihrer Leistungsfähigkeit umgelegt werden. Wer besitzt, trage nach dem Maße seines Besitzes einen Teil der Schulden, die zu seinem Schutze aufgenommen sind. Und wer in diesem Kriege reicher geworden ist, trage doppelt und dreifach. Die eigentlichen Kriegsgewinne, die starke Vermehrung des Einkommens und des Vermögens durch den Krieg muß möglichst ganz durch Wegsteuerung der Allgemeinheit wieder dienstbar gemacht werden. Denn es ist schmählich, daß einzelne Bürger aus dieser Notzeit mit Gewinn hervorgehen sollen. Ein anderer Gedanke, dessen Verwirklichung weniger einfach ist, wäre die Schaffung von Kriegspatenschaften in dem Sinne, daß jeder in der Heimat verbleibende wohlhabende Bürger die Fürsorge für die Familie eines Kriegsteilnehmers, eines bedürftigen oder eines gefallenen, kraft Reichsgesetzes übernehmen müßte.

Vor allem müssen alle Gesetze fallen, die dem Besitze bisher ein Vorrecht in Deutschland gegeben haben. Das gleiche Stimmrecht zu allen öffentlichen Wahlen ist dem neuen Volksstaate eine Selbstverständlichkeit. Aber die Gründung aller Bürgerrechte nur auf die Person des Bürgers muß überall durchgeführt werden. Es gibt ein Maß von Ungerechtigkeit, das auch für ein so geduldiges, ruhiges, disziplíniertes Volk wie das deutsche unerträglich ist. Und dieses Maß würde wohl überschritten werden, wenn das Blutgeld des Krieges auch im Frieden für Staat und Gesellschaft in Deutschland tonangebend, herrschaftgebend bleiben sollte.

Eine Sozialisierung unserer Wirtschaft steht zweifellos bevor. Aber sie dürfte nur allmählich und zunächst nur teilweise durchgeführt werden, wenn die gegenwärtig herrschenden Kreise mit ihren vernünftigen Anschauungen sich behaupten. Und sie würde durch Verstaatlichung der Produktionsmittel nur die Möglichkeiten künftiger Gewinne wegnehmen, nicht das früher gewonnene Privatvermögen. Aber ob es bei dieser sanften Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaft bleiben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann, das hängt ganz wesentlich von der Art ab, wie der vorhandene, namentlich der im Kriege gewonnene Reichtum auftritt. Die Besitzenden haben es zum großen Teile in der Hand, ob sie die Massen der auch nach der Revolution noch Verkürzten beruhigen oder zu radikalen, rücksichtslosen Maßnahmen reizen wollen. Helfen sie nicht selbst zu einer starken Beschneidung des Reichtums und zur Ausschaltung jedes Mißbrauchs, dann wird ein kommunistischer Sturm des Gleichmachens alles wegfegen, worauf bisher unser Wirtschaftsleben beruhte — und vielleicht auch das, worauf es weiter leben kann. Das Blutgeld dieses Krieges ist mit einem Fluche beladen, der nur durch Anpassung an die einfachsten Forderungen sozialer Gerechtigkeit behoben werden kann.

Dr. Heinz Potthoff.

Dringende Kulturpflichten des Staates.

Die hinter uns liegende Zeit der fieberhaften Industrie- und Handelsentwicklung hat unser deutsches Volk äußerlich reich und innerlich arm gemacht. Das ist uns nie klarer zum Bewußtsein gekommen, als in diesen ernsten, schweren Jahren. Wurde schon vor dem großen Kriege über Verrohung und Verflachung unserer Kultur Klage geführt, so hat jetzt am Ende des großen Ringens wohl der größte Optimist die Erkenntnis gewonnen, daß es so mit der Verwilderung der Sitten nicht weitergehen darf, daß wir auf Mittel sinnen müssen, um aus diesem materialistischen Taumel herauszukommen. Jagd nach dem Erwerb, wuchernde Selbstsucht, Neid und Mißgunst, wohin wir blicken.

Wo ist die alte deutsche Innerlichkeit, die schlichte Lebensart unserer Vorfahren geblieben? Das materialistische Zeitalter hat sie hinweggenommen. Das Leben der meisten Menschen entbehrt des tieferen Gehalts, ist nur ein Vegetieren, ein Haschen nach Besitz und sinnlichem Genuß. Daher die Unruhe, die Unzufriedenheit in allen Schichten. Unser Volk ist in seiner Masse seelisch verarmt. Die Kirche, das muß offen bekannt werden, hat im Laufe dieses entsetzlichen Krieges sehr an Einfluß eingebüßt. Viele, die die Gräuel des Krieges geschaut, die schwere Blutopfer bringen mußten, können sich nicht mehr zum Glauben an einen gerechten Gott durchringen. Im grauen Einerlei des Alltags gehen ihre Tage dahin. Eine entsetzliche Öde gähnt uns entgegen. Man weiß nicht, was man beginnen soll.

Und doch lebt auch in der vereinsamtesten Brust die Sehnsucht nach dem Höheren, Schöneren.

Der Krieg und sein unglücklicher Ausgang machen uns sehr viel ärmer an äußerem Gut, damit müssen wir uns abfinden. An geistigen und seelischen Gütern dürfen wir nicht ärmer werden. Es wäre Selbstmord.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie bringen wir nun in das deutsche Volk wieder Selbstvertrauen, rechten Lebensmut und echte Lebensfreude hinein? Das „Arm an Geld und Gut sein" muß durch ein „Mehr an Geist und Gemüt" ergänzt werden.

Die Ursachen unserer Gemütsverarmung sollen hier nur gestreift werden. Vor allem ist die Verstandeskultur der Schulen schuld, dann das seelentötende Getriebe des Großstadtlebens, die Entvölkerung des Landes, die Jagd nach Geld und Sinnenlust.

„Soll es besser werden, muß es wahrlich bei der Jugend begonnen werden." Selbstlose Hingabe, gemeinnütziger Sinn, Opferfreudigkeit müssen in den jungen Herzen durch eine Schule der Tat erzeugt werden. Schon vor dem großen Kriege haben bedeutende Pädagogen wie Kerschensteiner, Gansberg, Scharrelmann neue Wege zum Seelenleben des Kindes beschritten und die Bahn frei gemacht. Vor allem gilts, sich der Jugendlichen anzunehmen.

Es war ein großer Fehler, 90 Prozent des Volkes in dem unreifen Alter von 14 Jahren hinauszustoßen in den Kampf des Lebens ohne geistig ausreichendes Rüstzeug, ohne seelische Stützen.

Dieser Verwilderung der Jugend zwischen 14 und 18 haben wir vor allem unseren sittlichen Niedergang zuzuschreiben; unsere staatspolitische Unreife, die sich jetzt auf allen Gassen bemerkbar macht.

Man hat das ganze Volk an Geist und Gemüt darben lassen.

Für ein großzügiges Fortbildungsschulwesen und für Volkshochschulen waren nie Mittel vorhanden, obwohl ein kleines germanisches Ländchen, Dänemark, uns mit dem besten Beispiel voranleuchtete. Jetzt erst beginnt die Volksregierung ähnliche Wege zu beschreiten.

Entschieden wird die zu erwartende Siedlungstätigkeit auch die sicherste Grundlage für ein gesunderes und seelisch vertieftes Volksleben schaffen, ganz abgesehen von der Bedeutung der Siedlungen für unsere Volksernährung.

Hand in Hand mit einem einheitlichen Schulwesen, das jedem Volkskinde die Bahn zu den höchsten Ämtern öffnet, muß ein gut organisiertes Bibliothekswesen in Stadt und Land einsetzen. Kein Ort sollte mehr ohne Lesehalle sein, ohne eine den Verhältnissen angepaßte Bibliothek. Sie kann mit einem Heimatmuseum verbunden sein, das alte Funde aus Ort und Umgebung, alte Geräte von Kunst- und Kulturwert sammelt und diese von dem heranwachsenden Geschlecht pietätvoll betrachten läßt. Welchen Dienst ein solch kleines Heimatmuseum für den Gemeinsinn, für die Heimatliebe, für die Entwicklung des geschichtlichen Sinnes leistet, habe ich an mir selbst erfahren.

Wenn die Kirche nicht mehr fähig ist, die Seelen aufzurütteln, so soll man sie reformieren, an Haupt und Gliedern. In vielen Gemeinden, wo das staatliche Kirchentum mit Mißtrauen betrachtet wird, blüht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freies Religionswesen, blühen Vereine, die sich die Pflege des Kunstschönen angelegen sein lassen.

Etwas aber muß jeder Mensch haben, um aus dem grauen Alltag herauszukommen. Deshalb ist das Vereinswesen, das sich mit Musik, Theater und edlen geselligen Freuden abgibt, eifrigster Förderung von Staats wegen wert. Nur muß darauf Bedacht genommen werden, daß nicht wieder der Alkoholteufel niederziehend und vernichtend einzieht. Deutschland hat gesehen, wohin eingerissenes Gasthausleben führt: zum Ruin des deutschen Familienlebens. Darum muß von einer weitschauenden Regierung eine bedeutende Einschränkung des Alkoholverbrauchs durchgeführt werden. Eine Reform des Gasthauswesens geht damit Hand in Hand. Wir brauchen das Gemeindebestimmungsrecht, das ist das den einzelnen Gemeindemitgliedern zustehende Recht, über das Schicksal des Alkoholhandels und -ausschanks in der Gemeinde mitzuentscheiden.

Ebenso dringend notwendig ist es, unsere geistige Volksunterhaltung, unsere Volksfeste aus den sinnlichen Banden frei zu machen, sie wieder zu alter echter Gemütstiefe und Sinnigkeit emporzuheben.

Damit hat man schon vor dem großen Kriege begonnen, es sei nur an Heinrich Sohnreys Bestrebungen auf diesem Gebiete (Feste und Spiele des deutschen Volkes) erinnert. Nun sollte man in Stadt und Land an die Reform der Volksunterhaltung, an die Verinnerlichung der Volksfeste herantreten.

Schwer ists in der Großstadt, den Kampf mit den sinnenaufpeitschenden Surrogaten von Lebensfreuden aufzunehmen. Hier ist der Mensch nach der Hast des Tages abends kaum mehr fähig für edle Genüsse. Das wird aber bei einer sozialeren Einteilung der Arbeitszeit dennoch in Zukunft möglich sein. Man lebt doch nicht vom Brot allein. Die Theater sollten unter staatlicher Verwaltung stehen und in ihren Spielplan nur sittlich einwandfreie Stücke aufnehmen nach der Goetheschen Forderung: Tüchtig und heiter, auf alle Fälle gesund. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche, die gute Sitte Verletzende sei ein für allemal ausgeschlossen.

In den Museen sollten täglich Führungen von sachkundiger Seite stattfinden. Die Besucher könnten dadurch erst zum Genuß der bildenden Künste geführt werden, während jetzt die große Masse verständnislos und gelangweilt von Saal zu Saal schreitet. Auch der edlen Musika müßte auf öffentlichen Plätzen, Festwiesen, in Opernsälen ein viel allgemeinerer tieferer Einfluß auf das Volksgemüt eingeräumt werden. Nicht Rummelplätze und Tingeltangel, sondern echte Freuden edler Kunst sollten die Volksgemeinschaft seelisch veredeln und heben. In den Kirchen könnten Lichtbildervorträge, Vorführungen ernster lebender Bilder, Meisterkonzerte, Volksschauspiele zur Belebung der veralteten Formen einziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie viel Gemütsschätze ruhen nicht in unseren Märchen, Sagen, Mythen, wie viel Edelgold enthält unser Dichterwald, wie viel herz- und sinnberückende Melodien unser deutscher Musikschatz! Heraus damit! Alle diese Gemütsschätze müssen Gemeingut unseres Volkes werden, dann kann es nie verarmen.

Am ehesten droht die geistige Verarmung dem weiten Lande und seinen Bewohnern. Darum ist hier von Staats wegen besondere Sorgfalt anzuwenden, zumal die fehlende geistige Anregung, die Langeweile mit zur Entvölkerung des Landes beigetragen hat.

Die von volksfreundlichen Lehrern schon vor dem Weltkriege eingeführten Volksunterhaltungs- und Elternabende haben sich als ein vorzügliches Mittel erwiesen, der geistigen Verarmung zu steuern.

Sie haben alle Stände, alle Vereine des Ortes zu gemeinsamem Zusammenarbeiten vereint und so oft schon recht befriedigende gesangliche und theatralische Leistungen hervorgebracht. Den Hauptteil der Unterhaltung haben natürlich die Kinder und Jugendlichen zu bestreiten. Welche Freude macht es ihnen, wenn sie in diesen allmonatlich wenigstens in dem langen Winterhalbjahr abzuhaltenden „Volksabenden" schöne Gedichte, echte Volkslieder einzeln und im Chor ihren Angehörigen vortragen können. Denen steigt dabei die Jugend wie im Märchenland empor und erweicht die in harter Arbeit verödeten Seelen. Was hier Kindermund in schlichter Weise kündet, ist ihnen naheliegender und verständlicher, als hohe Kunstgenüsse. Das gilt auch von den theatralischen Vorführungen. Die von Kindern und Jugendlichen oft mit großer Begeisterung dargestellten Märchen- und Sagenstoffe, Hans Sachs-Spiele oder auch Szenen aus dem modernen Alltagsleben sind dem schlichten Landmann viel lieber als die schnell vorüberhuschenden Kinobilder und die zweifelhaften Stücke der Wandertheater, die meist über sein Verständnis hinausgehen. Jedenfalls können die Jugend- und Volksbühnen, welche an diesen Volksabenden gewöhnlich den Schluß- und Höhepunkt bilden, viel zur Vorbereitung des Volkes für das Verständnis seiner Dichter beitragen. Deshalb sollte neben der eifrigen Förderung der ein stehendes Theater ersetzenden Jugend- und Volksbühnen auch ein staatliches, gut zusammengesetztes, mit dem Landbewohner naheliegenden und verständlichen Dichtungen arbeitendes Wandertheater wenigstens einmal im Jahre in jede Dorfbühne einziehen.

Ähnlich könnte eine gute Konzertgesellschaft wandernd von Staats wegen die Öde des Landlebens im Winter hin und her beleben. Daneben können die Talente des Ortes sich in den Unterhaltungsabenden sehr wohl zu ansehnlichen Leistungen aufschwingen, wenn der Grundsatz durchgeführt wird, daß jeder Stand sein Bestes beizutragen hat. Wie überrascht oft ein Jugendlicher durch seelenvolles Geigen- oder Notenspiel, welche Freude erregen gemeinsame Gitarren- und Klampfenspiele mit Gesang. Es braucht kein Dorf über winterliche Langeweile

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu klagen, wenn nur von den geistig Höherstehenden ein reges Zusammenarbeiten der Kräfte angeregt wird.

Diese Volksabende sind ein vorzüglicher Prüfstein für alle Talente des Ortes und ein treffliches Anfeuerungsmittel, sein Bestes zu geben.

Frühzeitig werden so die Jugendlichen dazu angeleitet, der Gemeinschaft zu dienen.

Durch Vorträge und Lichtbilder kann der Sinn der Zuhörer auf alles gelenkt werden, was die Gemeinschaft, den Staat fördern kann. Eine allgemeine Aufklärungsarbeit über bürgerliche Pflichten und Aufgaben, eine vielseitige Ergänzung des Allgemeinwissens ist hier planmäßig zu erzielen. Die an diesen Volksabenden veranstalteten Sammlungen für dringende Orts- oder allgemeine Notstände fördern die Opferfreudigkeit und steuern der Selbstsucht, die jetzt noch unsere Volksgemeinschaft in ihren Bann zwingt. Von Staats wegen sollten neben örtlichen Vortragenden auch gute Vortragsredner und Künstler auf die Wanderung durch die ländlichen Bezirke gesandt werden.

Wir sind ein arbeitsames und strebsames Volk, und wir werden es auch in Zukunft bleiben; aber es darf unser Arbeits- und Erwerbssinn nicht die Ideale verkümmern und die Seelen veröden.

Paul Matzdorf.

Die Wählerin und die Parteien.

Ein Weg des Sieges und des Leides zugleich ist der erste Wahlgang der deutschen Wählerin.

Noch ringen in unserem Volke die Kräfte des Aufbaus schwer, keuchend gespannt wie nie mit den Mächten der Zerstörung: mit Zerfall, Entmutigung, Zersplitterung, Verantwortungslosigkeit und Selbstpreisgabe. Und jeder von uns kämpft täglich um das Maß von Zuversicht, das er für seine Arbeit braucht. In einer politischen Lage, für deren Beurteilung keine Überlieferung hilft, die rein aus sich selbst heraus verstanden werden will, sollen die bisher ungeübten, unerfahrenen mit entscheiden und ihre Stellung finden. In einem Chaos der Meinungen, da aus allgemeiner Erschütterung so viel Festes ins Wanken gekommen, so viel Gültiges entwurzelt ist, sollen die Frauen mit helfen zur Klarheit zu kommen, einheitliche Willensrichtungen zustande zu bringen.

Daß sie bisher in die politische Arbeit nicht eingeordnet waren, daß sie mit den eingefahrenen Gleisen noch nicht vertraut sind, macht die gegenwärtige Aufgabe den Frauen zugleich leicht und schwer. Schwer, weil ihre Unsicherheit erhöht wird, leicht, weil sie eher den Weg zu den neuen Notwendigkeiten, den Weg vor allem zu dem notwendigen neuen Geist finden. Darin sind sie der Jugend gleich, die heute wie die Frauen nicht aus politischer Erfahrung, nicht aus alter Routine im Kleinhandel der Versprechungen und Forderungen, sondern aus einem viel allge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meineren, gefühlsmäßigeren politischen Willen heraus helfen soll, aufzubauen.

Und heute, das muß man sich klar machen, handelt es sich nicht um diesen Kleinhandel der Interessen. Das ist die grundsätzliche Verschiedenheit des Wahlkampfs von gestern und dessen von heute.

Aus der Revolution heraus soll das Neue errichtet werden. Alte Entwicklungen sind jäh abgerissen. Was einst war, wird nie mehr sein. Durch einen ganz großen Teil des bisherigen Inhalts der Parteiprogramme hat die Revolution ihren breiten blutroten Strich gezogen. Die zerwühlte Seele, der zerschmetterte Leib unseres Volkes wartet auf eine Wiedergeburt. Die Nationalversammlung soll sie bringen.

Das stellt den Wählern vollkommen neue Aufgaben. Sonst war im Rahmen der alten Parteilehren zu jeweils im Vordergrunde stehenden einzelnen Fragen Stellung zu nehmen: heute zu Zollfragen, morgen zu einer Steuerreform. Immer waren es Einzelfragen, an denen bestimmte Interessen einander durchkreuzten und bekämpften.

Heute geht es nicht um Fortentwicklung unserer Zollpolitik, um ein Weiterschieben der Reichsfinanzentwicklung, um ein Stück Sozialpolitik mehr oder weniger, um eine Einzelfrage des Arbeiterrechts. Heute geht es um A l l e s. Um den g a n z e n Bau; um Fundamente und Mauern und Dach.

Diese Tatsache muß ganz deutlich erfaßt werden. In ihrem g a n z e n Gewicht, in ihrer v o l l e n Tragweite. Wenn die Parteien bisher an Bestehendes ihre einzelnen Reformforderungen anknüpften, wenn sie auf gegebenem Boden die Interessen einzelner Schichten und Gruppen zur Geltung brachten: heute müssen sie von der Mitte aus neu gestalten, bis zu den großen Grundfragen des Staatsbaus zurückgehen. Das G a n z e im Auge, nicht nur ihren Interessenausschnitt.

So stehen wir vor einer großen Revision und Umbildung der Programme, einer Neugruppierung der Parteien.

Dabei ist die Grundfrage die Stellung zur Revolution selbst. Sieht man in ihr eine vorübergehende Störung, nach deren Überwindung die Entwicklung wieder einmünden wird in alte Bahnen, der gegenüber nur wie im alten Schützengrabenkampf im Gegenangriff Verlorenes wieder zu gewinnen die Aufgabe heißt? Oder sehen wir in ihr die geschichtlich notwendige Zerstörung überlebter Vergangenheit und den Anbruch einer neuen Zeit — die Aufforderung zu grundsätzlichem Neubau.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß diese letzte Stellung die geschichtlich gebotene ist. In Wahrheit hat sich ihr keine Partei entzogen.

Diese Einsicht: wir müssen von Grund aus neu aufbauen, fordert, daß die Gedanken der Wähler sich dem Ganzen zuwenden, sich hinaus zu heben vermögen über Klasseninteressen und auszugehen vermögen von dem Bedürfnis Deutschlands als Gesamtheit — nach außen und innen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Zeit bedarf einer Politik, die grundsätzlich den Neubau des Ganzen wollen muß und nicht die Wahrung einzelner Interessen.

Der weibliche Wähler wird und muß den Weg zu dieser Notwendigkeit leicht finden. Als eine große vaterländische Berufung kommt die neue Pflicht zu ihr. Ob ersehnt oder nicht ersehnt — die Frauen fühlen in dieser Pflicht nicht das Kleine, sondern das Große, nicht die Möglichkeit, einem Bündel kleiner Forderungen Nachdruck zu geben, sondern Anteil an den großen Fragen zu haben. Noch sind sie nicht „Interessenpolitiker" geworden; noch sind sie innerlich bereit, vom Großen, Ideenhaften auszugehen und das Kleine zu übersehen. So sind sie der Zeit gute Mitkämpfer.

Wer das politische Leben schon vor dem Kriege mitgemacht hat, sieht mit einer gewissen Sorge diese Fülle von kostbarer Begeisterung, reinem großgestimmten Willen in das Gefäß der Parteiarbeit sich ergießen. Viel Ernüchterung steht den Unerfahrenen, viel Enttäuschung den Gläubigen bevor. Die Parteien müssen es verstehen, sich dem neuen Geist, der zu ihnen kommt, anzupassen, ihm etwas zu bieten, dem Bedürfnis nach Schwungkraft und innerem Gehalt, nach Grundsätzlichkeit und Wärme zu entsprechen, das ihnen aus den Frauen wie aus der Jugend entgegenkommt.

Das aber wird der Aufgabe, die den Parteien jetzt obliegt, nur dienen: der Aufgabe, aufzurichten, zusammenzuführen, die großen Wege zu suchen und soviel Einheit und Klarheit im Großen zu schaffen wie nur irgend möglich.

Gertrud Bäumer.

Zur Frage der Schulreform.

Eine neue Zeit muß sich auch neue Formen schaffen. Auf den äußeren Umschwung muß naturgemäß auch ein innerer folgen. Der alte Staat, der jetzt zerschmettert am Boden liegt, hat ja seinen Geist bis in die feinsten Äderchen der Staatsmaschinerie ergossen. Unser gesamtes Leben bis in die Kinderstube war davon erfüllt. Im Blick des Schutzmannes auf der Straße, an jedem Bahnhofsschalter, in allen Kanzleien, ja sogar (und zwar nicht zu knapp!) in jeder Schulstube wehte echt preußischer Geist der Bureaukratie und der Schablonenarbeit. Mit dem Sturze des Kaisers und der Errichtung der Republik ist es daher nicht getan, unser gesamtes öffentliches Leben muß sich reorganisieren.

So steht auch die deutsche Schule vor grundlegenden Umwälzungen. Auch in der Schulstube muß der demokratische Gedanke zu seinem Rechte kommen. Die deutsche Lehrerschaft muß sich schleunigst wieder auf ihre alten Ideale aus der Zeit vor dem Kriege besinnen. Wir müssen wieder da anfangen weiter zu denken und zu verwirklichen, wo uns der Krieg in seiner Brutalität einen Strich unter unsre so lebensfrohe Rechnung machte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwei neue Ideen waren es, die bis 1914 den fortschrittlichen Teil der Lehrerschaft begeisterten: die Einheitsschule und die Arbeitsschule. Alle anderen Reformvorschläge lassen sich bequem unter diese beiden Leitgedanken einordnen. Die Einheitsschule erstrebt die äußere Reorganisation des Schulwesens, die Arbeitsschule die innere. Jene will den neuen Rahmen schaffen, diese offenbart den neuen Geist, in dem das Kind erzogen werden soll. Beide Ideen haben seinerzeit viel Widerspruch gefunden und finden ihn jetzt gewiß auch noch, wenn auch mancher Gegner von ehedem heute plötzlich sein demokratisches Herz entdeckt hat und über Nacht findet, daß er „schon immer voll und ganz für die Einheitsschule gewesen" ist. Na ja, es geht eben nirgends närrischer zu als auf der Welt!

In der Einheitsschule erhalten die Kinder zunächst dieselbe Grundlage ihres Wissens und Könnens, und nur nach der Begabung findet ein Aufstieg in die höheren Klassen der verschiedenen Bildungsanstalten statt, so daß also nicht mehr der Geldbeutel des Vaters dem Unbegabten den Weg zu den höheren Schulen öffnet. Die Einheitsschule will alle wirklichen Talente und Begabungen emporheben zum besten der gesamten Nation, die nach diesem blutigsten aller Kriege gerade jetzt mit dem vorhandenen Menschenmaterial sehr haushalten muß. Aber auch sozial ausgleichend will sie wirken. Doch es wäre ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß sie nur den Kindern der unteren Schichten Gewinn brächte, indem sie ihnen den Weg nach oben öffnet. Umgekehrt soll auch das Kind des Bessergestellten und Gebildeten segensreich beeinflußt werden durch ein Zusammensein und Zusammenarbeiten mit den Kindern der weniger Begüterten. Denn auch das Arbeiterkind hat Werte zu geben, die dem Kinde des Reichen meist verloren gehen. Ich komme durch ganz persönliche Erfahrungen zu dieser Ansicht.

Als ich vor einigen Jahren an zwei Hamburger höheren Mädchenschulen Unterricht übernommen hatte, machte ich bald sehr auffällige Beobachtungen über die Begabung, geistige Aufnahmefähigkeit und seelische Beanlagung der Kinder gutgestellter Leute. Vorher hatte ich 18 Jahre lang als Volksschullehrer in Bremen Kinder von Arbeitern, kleinen Beamten und Handwerkern unterrichtet.

Was mir zunächst auffiel, war die viel größere, oft erstaunliche Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck, die die Kinder in den höheren Schulen vor denen der Volksschule voraus hatten. Elegante stilistische Wendungen, schmückende Beiwörter, Phrasen, wie wir Erwachsenen sie hin und wieder im Umgange gebrauchen, Höflichkeitsfloskeln usw. hörte ich von 10—11jährigen Mädchen so unbekümmert anwenden, daß ich behaupten möchte, 14jährige Volksschüler sind armselige Sprachstümper gegen diese redegewandten, viel jüngeren Kinder der höheren Schulen.

Im Anschauungsunterrichte dagegen, den ich in verschiedenen Klassen zu geben hatte, machte ich eine andere, ebenso sonderbare Beobachtung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kinder waren fast ausnahmslos sehr arm an Anschauungen, und meine ehemaligen Volksschüler schienen mir viel reicher an Vorstellungen zu sein. Der Volksschüler sieht, beobachtet und erlebt ungleich mehr als das Kind reicher Leute. Er ist aber nicht nur reicher an Kenntnissen, er durchdenkt seine Erfahrungen und Erlebnisse auch tiefer als der „höhere" Schüler.

Die Einrichtung einer Küche z. B. kannten die meisten Kinder in den höheren Mädchenschulen nur aus ihrer — Puppenküche, nicht aber aus der Küche im elterlichen Hause. Hier hatten sie eben niemals etwas zu suchen gehabt. Ein nur verschwindend geringer Prozentsatz dieser Kinder hatte mal eine Entdeckungsfahrt in den häuslichen Kohlenkeller zur Heizungsanlage, in die Vorratskammer des Hauses oder auf den Hausboden hinauf unternommen. Krankenhaus und Krankenwagen, Polizeiamt, Bahnhof, Feuerwehr, Posteinrichtungen usw., alles Dinge, die im heimatkundlichen Unterricht eine Rolle spielen, kannten diese Mädchen nur vom Hörensagen und wußten in Wirklichkeit so gut wie nichts von ihnen.

Zuerst machte mich diese auffällige Tatsache, die ich wieder und wieder feststellen konnte, stutzig, und ich suchte vergeblich eine Zeitlang nach dem Schlüssel, hatte ihn aber bald gefunden, als ich mir die Erziehungs- und Lebensweise dieser Kinder reicher Eltern vergegenwärtigte.

Je wohlhabender die Eltern, desto sorgfältiger werden die Kinder beaufsichtigt. Für alle die tausend kleinen Handreichungen, die zum Beispiel das Kind armer Eltern diesen leisten muß, sind in einem vornehmen Hause Dienstboten vorhanden, die das Kind dadurch unbewußt in größerer Unselbständigkeit erhalten.

Und ebenso auf der Straße. Kinder armer Eltern sind vielmehr sich selber überlassen, sehen und hören daher draußen auch mehr als die anderen. Das reiche Kind tritt selten oder nie allein auf die Straße, die Bonne oder das Kinderfräulein begleitet es. Sieht nun ein Kind dieser Art etwas, was seine Aufmerksamkeit fesselt und was es beobachten möchte, dann regnen Ermahnungen und gutgemeinte Ratschläge auf das kleine Wesen nieder, die seine Freude am Erleben und Mit-dabei-sein schnell wieder dämpfen. „Aber Ella, man bleibt doch nicht auf der Straße stehen!" — „Sich umblicken, ist unschicklich!" — „Du mußt ordentlich gerade gehen und mit mir Schritt halten!" usw.

Derartige tausendfache Ermahnungen, sich „anständig" zu benehmen, bewirken dann selbstverständlich, daß das so treulich beaufsichtigte Kind die Freude am Sehen und Beobachten bald verliert. Es lernt schnell an allen Dingen oberflächlich vorbeiblicken und bleibt arm an Anschauungen. Die Sinne können nur die flüchtigsten Eindrücke aufnehmen, so m u ß denn der Geist wohl leer bleiben.

Wo aber äußere starke Erlebnisse fehlen, fehlt naturgemäß auch ihre innere Verarbeitung. Weil das Kind fast nichts erlebt, findet es auch fast nichts zu denken und zu empfinden. Es sieht nicht die tausend Rätsel,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die der Alltag dem sinnenfrischen Kinde aufgibt, es findet viel seltener einen Grund mit zu jauchzen oder mit zu leiden. Nur der engumschlossene Raum der „guten" Kinderstube bietet ihm ein mageres Erleben.

Wie anders der Volksschüler! — Er sieht und hört tausend Dinge mehr. Seine sprachliche Ausdruckskraft bleibt allerdings geringer. Wenn er von einem Erlebnisse erzählt, fühlt man oft, wie der Junge mit dem Worte ringt; selbst mit Hilfe von Arm- und Beinbewegungen versucht er manchmal seinem Lehrer klar zu machen, was er gesehen und was ihn so mächtig gepackt hat. Er wächst in einer weiteren und reicheren Welt auf, und seine Erlebnisse gehen ihm bis in seine Träume hinein nach. Er hat viel zu fragen und findet viel, dem er lange nachdenken muß, um es ganz zu verstehen.

Je älter der Volksschüler wird, desto ernster macht ihn zumeist das Leben; das Kind reicher Eltern aber wird nicht selten oberflächlicher, seichter in seinem Urteile, kälter in seinem Mitgefühl und äußerlicher in seiner Lebensauffassung. Mehr und mehr füllen die gesellschaftlichen Vergnügungen seine Zeit aus. Kommt ein Kind dieser Art dann aber in das Alter, wo auch ihm wirkliche Fragen von dem Leben gestellt werden, wo rein geistige Interessen erwachen, dann fehlt ihm ein gesundes und breites Anschauungsfundament, das der Volksschüler sich in früheren Jahren errungen hat; es tritt nun von einem haltlosen oder schiefen Standpunkte an die schwierigsten Menschheitsfragen heran. So erklären sich wohl auch die vielen Vorurteile und falschen Voraussetzungen, denen man in unseren „besseren" Kreisen so häufig begegnet. Manche beunruhigende Erscheinungen in unserem öffentlichen und politischen Leben finden ihre letzte Erklärung in den Erziehungsverhältnissen der gutgestellten Leute.

Wenn ich diese Verhältnisse richtig sehe, folgt unbedingt daraus, daß auch das Kind armer Eltern seinen Kameraden aus seinem Hause Manches und Wichtiges zu geben hat, wenn es in der Einheitsschule mit ihnen zusammenkommt und gemeinsam mit ihnen unterrichtet wird.

Die Arbeitsschule aber schafft eine viel innigere Gemeinschaft zwischen den Kindern unter sich und zwischen Kindern und Lehrer. Sie will im Gegensatz zu der bisherigen Lernschule, die dem Kinde täglich eine sorgfältig abgewogene Wissensgabe in homöopathischen Dosen verabreichte, nicht mehr dem haltlosen und verwaschenen Ideal der „allgemeinen Bildung" dienen, die es heute gar nicht mehr gibt und nicht mehr geben kann, sondern sie will in dem Kinde möglichst durch selbstgewählte Aufgaben, die von dem kindlichen Interesse getragen werden, das Kind zu einer Steigerung seiner Kräfte führen. Es soll nicht mehr lernen, um zu wissen, sondern um arbeiten zu können. Der Wissensstoff wird nicht gelernt um seiner selbst willen, sondern an frei gewählten Stoffen wird Arbeitstechnik gelehrt. Hat ein Stoff oder ein Thema, das der Lehrer oder besser die Kinder selbst anschlagen, die Klasse so gepackt, daß sie mehr darüber erfahren und sich eingehender damit beschäftigen möchte, entsteht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Klassengemeinschaft die brennende Frage: Wo und wie erfahren wir mehr davon? — So will die Arbeitsschule nicht den geistigen Appetit des Kindes befriedigen, sondern den Hunger nach tieferer Erkenntnis derjenigen Wissens- und Erkenntnisgebiete, die das Interesse der Klasse erregten, anregen, und den Kindern Mittel und Wege zeigen, sich in interessanten Stoff zu vertiefen. Nicht ein allgemeines, oberflächliches, „abgerundetes Wissen des Notwendigsten", wie die Lernschule wollte, darf mehr das Ziel des Unterrichts sein, sondern das Ziel ist jetzt Kraftentwicklung im Kinde durch das Erwecken der Lern- und Wissensfreude. Der Lehrer aber gibt Stichproben aus den unermeßlich weiten, gar nicht auszuschöpfenden und zu übersehenden Gebieten menschlicher Erkenntnis, Stollen gräbt er mit den Kindern zu neuen Erzadern.

Doch die Arbeitsschule könnte sich selbst dann nur stückweise verwirklichen, wenn man ihr auch alle äußeren Hindernisse aus dem Wege räumte. Sie fordert auch eine ganz anders vorgebildete Lehrerschaft. Die Lernschule erforderte Lehrer, die gelernt haben, zu berichten, richtige Fragen zu stellen und den Stoff gedächtnismäßig einzuüben, die Arbeitsschule verlangt eine Lehrerschaft, die das Kind und sein Interesse genau kennt, die statt kalt zu berichten, selbst spröde Stoffe gestalten kann, die die Mittel künstlerischer Gestaltung beherrscht und anzuwenden versteht. Somit ist die Verwirklichung der Arbeitsschulgedanken nur möglich Hand in Hand mit einer durchgreifenden Reform unserer Lehrerseminare. Das Seminar bereitet den werdenden Lehrer auf seinen Beruf vor, das Seminar legt seine Anschauungen über Unterricht und Erziehung gerade in den so empfänglichen Jünglingsjahren fest. Darum ist die Seminarzeit so außerordentlich wichtig für den Lehrer. Das Seminar aber hat vor dem Kriege mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen, sich hartnäckig modernen Unterrichtsideen verschlossen; deshalb liegt hier eine der großen Aufgaben der nächsten Zukunft. Was wir dringend nötig haben ist die Entfernung rückständiger Persönlichkeiten aus den Lehrerbildungsanstalten. Und das wird kommen. Fällt der Kaiser, fällt natürlich sein Mantel mit.

Aus der großen Fülle moderner Schul- und Erziehungsfragen habe ich nur die wichtigsten hier herausgreifen können. Die Dauer der Schulzeit, die Auswahl des Stoffes und die methodischen Fragen, gemeinsame Erziehung der Geschlechter und hundert andere warten der Klärung und Lösung. Doch alle diese Einzelfragen hängen auf das innigste zusammen mit der Verwirklichung der Einheitsschule und Arbeitsschule.

Heinrich Scharrelmann.

Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten.

Am 20. März 1915 fand in Berlin eine Bundesvorstandssitzung des Bundes Deutscher Bodenreformer statt, zu der auch Vertreter zahlreicher anderer Vereine und Verbände eingeladen waren. Als Ergebnis langer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beratungen wurde der Hauptausschuß für Kriegerheimstätten gegründet, dem sogleich an dem Abend 28 Vereine und Verbände beitraten. Als zum erstenmal nach der Gründung der Vorstand des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten am 12. Juni in Berlin tagte, war die Zahl der als Mitglieder angeschlossenen Organisationen in schnellster Folge auf 605 gestiegen. In dieser Vorstandssitzung wurden „Grundsätze" für ein Reichsgesetz zur Beschaffung von Kriegerheimstätten durchberaten und beschlossen. Als in den ersten Tagen des Oktobers 1915 in Bielefeld die 24. Hauptversammlung des Bundes Deutscher Bodenreformer zu einer gewaltigen Kundgebung für die Forderung nach Kriegerheimstätten wurde, da war die Zahl der Mitglieder auf 1750 Organisationen gestiegen, und man konnte die Mitgliederzahl dieser Organisationen, wenn man dabei von den angeschlossenen Behörden absah, schon auf gegen drei Millionen Familien schätzen. Ein solcher Erfolg war nur möglich, weil der Gedanke der Kriegerheimstätten in allen Herzen schlummerte, weil das Wort nur aussprach, was alle Kreise unseres Volkes fühlten. Und das gewaltige Anwachsen der Mitgliederzahl hielt an. Vereine und Verbände aus den verschiedensten Berufs- und Lebenskreisen schlossen sich an und wetteiferten darin, Bruderverbände zum Mitanschluß zu gewinnen. Die nächste große Kriegerheimstätten-Kundgebung brachte der 24. November 1915, an dem der 50. Geburtstag Adolf Damaschkes, des ersten Vorsitzenden des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten und des Bundes Deutscher Bodenreformer zu einer Festversammlung im größten Hörsaale der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin Anlaß gab.

Am 20. und 21. November fand dann in Berlin die Beschlußtagung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten statt. Eine außerordentliche Vorbereitung war vorausgegangen. Der Vorstand des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten hatte sich mit Herrn Geheimem Justizrat Dr. Erman, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Münster, in Verbindung gesetzt, und Geheimrat Erman hatte in Zusammenarbeit mit wohl allen berufenen Kennern unseres deutschen Wohnungs- und Siedlungswesens zunächst die schon erwähnten, am 12. Juni 1915 angenommenen „Grundsätze" aufgestellt und dann in unermüdlicher vielseitiger Durcharbeitung schließlich nacheinander mehrere immer wieder überprüfte Entwürfe aufgestellt, die die ersten Grundsätze als ausführlichere „Grundzüge" eines Reichsgesetzes für Kriegerheimstätten ablösen sollten. An diesem Tage betrug die Mitgliederzahl schon 2087 Verbände, Behörden, Vereine usw. Die „Grundzüge" sind in Nummer 23 des 4. Jahrgangs des „Vortrupp" vom 1. Dezember 1915 veröffentlicht.

Die Werbearbeit ging nun mit den ausführlichen Grundzügen in der Hand weiter. Die Jahreswende von 1915 auf 1916 wurde mit über 2300 Mitgliedern überschritten. Bei dem großen Widerhall, den der Gedanke überall fand, war es nicht zu verwundern, daß vielfach Pläne auftauchten, die Kriegerheimstättenarbeit durch Geldstiftungen zu fördern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit trat die Gefahr auf, daß in wohlmeinender Absicht Fehler begangen wurden, oder daß solche Stiftungen sogar nur den Deckmantel für irgendwie beabsichtigte Bodenspekulationen abgeben mußten. Aus diesem Grunde wurde Anfang 1916 eine Beratungsstelle für Kriegerheimstättenstiftungen errichtet, deren Vorsitz Herrn A. Pohlmann in Detmold übertragen wurde. Gleichzeitig trat Herr Geheimer Justizrat Dr. Erman in die umfangreiche Arbeit ein, die Grundzüge für ein Kriegerheimstättengesetz in einer Denkschrift zu erläutern. Mitte Mai lag diese wichtige Schrift im Druck vor.

Von Anfang an hatte der Vorstand des Hauptausschusses rege Fühlung mit allen für die Gesetzgebung maßgebenden Kreisen gesucht. Die erste Frucht trug diese Arbeit am 24. Mai 1916. An diesem Tage nahm der Reichstag einstimmig zwei Entschließungen an, in denen der Reichskanzler und die verbündeten Regierungen ersucht wurden, die Bestrebungen nach Kriegerheimstätten tatkräftig zu fördern und baldmöglichst einer gesetzlichen Regelung zu unterziehen mit dem Ziel, Rechtsgrundlagen zu schaffen, die solche Heimstätten ihrem Zweck dauernd erhalten. Der einstimmige Beschluß der deutschen Volksvertretung war zu werten als der erste große Sieg auf dem Wege zu dem deutschen Kriegerheimstättengesetz.

Der Hauptausschuß warb unermüdlich weiter, um seiner Forderung einen immer größeren Widerhall zu sichern, aber auch die Arbeit bei allen in Betracht kommenden Behörden und maßgebenden Personen setzte nicht aus. Am 3. Juni nahm der Reichstag schon mit großer Mehrheit — nur die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft stimmte im Namen des „freien" Grundeigentums dagegen — das vom Kriegsminister eingebrachte Kapitalabfindungsgesetz für die kriegsbeschädigten Unteroffiziere oder Mannschaften und die Kriegerwitwen an. Damit wurden große Geldmittel für die Seßhaftmachung dieser Kreise flüssig gemacht. Schon heute hat das Kapitalabfindungsgesetz vielfach Segen stiften können.

Im November 1916 wurde die Mitgliederzahl von 3000 Vereinen, Verbänden, Behörden usw. überschritten. In diesen Tagen war der erste deutsche Kongreß über Bevölkerungsfragen zu Darmstadt. Er wurde zu einer gewaltigen Kriegerheimstättenkundgebung. Im vorigen Jahrgang des Vortrupp konnte ich über diese wichtige Tagung näher berichten.

Die Jahreswende von 1916 auf 1917 wurde mit 3116 Mitgliedern überschritten. Dieses Jahr 1917 brachte lebhafteste Arbeit und, wie man hinzufügen muß, heftige Kämpfe hinter den Kulissen für die Kriegerheimstättenbewegung. Die ständig steigenden Schwierigkeiten der Baustoffbeschaffung wurden von Terrainspekulanten und ihren gedankenlosen Nachbetern immer wieder in den Vordergrund gerückt, um die angebliche Undurchführbarkeit des großen Gedankens zu erweisen. Die Spekulationskreise fanden in einem Herrn in der deutschen Reichsregierung ihren bewußten Vertreter. Der Fernstehende kann sich vielleicht nicht vorstellen, welche Schwierigkeiten auch der Wechsel in der obersten Leitung des Reiches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für alle diese Arbeit bringen mußte. Was mit dem einen besprochen war und wofür er gewonnen war, das konnte ohne jeden Grund nur durch den Wechsel der Personen plötzlich nutzlos geworden sein. Als Bethmann Hollweg sein Amt niederlegte, blieb das Kriegerheimstättengesetz unerledigt zurück. Unter dem Reichskanzler Michaelis schien die Arbeit zunächst schnell vorwärts zu gehen. Der bodenreformerische Straßburger Oberbürgermeister Schwander wurde Leiter des Reichswirtschaftsamtes. Die wochen- und monatelange Herausarbeitung des Reichswirtschaftsamtes aus dem alten Reichsamt des Innern brachte die Übernahme der Wohnungsfrage auf das Reichswirtschaftsamt mit sich. Da ging nach 100tägiger Reichskanzlerschaft Michaelis, und bald nach Michaelis legte Schwander sein Amt nieder, der sich gesundheitlich nicht den inneren Kämpfen gewachsen fühlte, die ein treuer Bodenreformer selbst an so hervorragender Stelle gegen hemmende Widerstände durchzukämpfen hatte. Bei der folgenden Reichsregierung schwebten dann wieder Erwägungen. Wieder mußte alle Arbeit von vorn beginnen. Da erstanden im letzten Monat des Jahres 1917 unserer Arbeit zwei einflußreiche Helfer. Ein Vortrag Adolf Damaschkes im Großen Hauptquartier gewann dem Hauptausschuß für Kriegerheimstätten die Zustimmung von Hindenburg und Ludendorff.

Beide Feldherren wurden nicht müde, von jenem Dezembertage 1917 an immer wieder die zuständigen Reichsstellen auf die schnelle Durchführung des Kriegerheimstättengesetzes zu drängen. Freiherr v. Stein vom Reichswirtschaftsamt zögerte aber auf die Vorstellungen geschickter Interessenten hin, irgendeinen entschiedenen Schritt zu tun.

Dann kamen Waffenstillstandsangebot und Novemberrevolution. Damaschke hatte sehr recht, wenn er in der „Bodenreform" vom 5. November 1918 bereits schrieb: „Wer etwas von den tiefsten Ursachen unserer Not kennt, der weiß, welche Rolle dabei die Stimmung unserer kämpfenden Truppen an der Front gespielt hat und welche Verantwortung die auf sich geladen haben, welche dem dringenden mündlichen und schriftlichen Ersuchen unserer Obersten Heeresleitung auf diesem Gebiet nicht Gehör geschenkt haben."

Weil die Ausarbeitung des nötigen Reichsgesetzes nach den Grundzügen des Hauptausschusses durch die zuständigen Regierungsräte so lange verzögert wurde, hatte der Hauptausschuß auch noch die fertige Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes übernommen. Der Frühling 1918 hatte den beteiligten Juristen und Siedlungsfachleuten zahllose Besprechungen und Sitzungen gebracht. Den äußeren Höhepunkt dieser Arbeiten bildete die Tagung des Hauptausschusses vom 8. und 9. Juni 1918. Auf Grund der dort gefaßten Beschlüsse veröffentlichten Wilhelm v. Blume in Tübingen, Adolf Damaschke und Heinrich Erman im September den nachstehenden „Entwurf eines Reichsgesetzes über Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Heimstättenzwecke.

§ 1. Im Dienste der deutschen Familie sollen dauernde, gesunde und billige Heimstätten errichtet werden, und zwar Wohnheimstätten: Kleinhäuser mit Nutzgärten, und Wirtschaftsheimstätten: gärtnerische oder landwirtschaftliche Anwesen, deren Bewirtschaftung durch eine Familie ohne ständige fremde Arbeitskräfte möglich ist. Wirtschaftsheimstätten dürfen nur beruflich geeigneten Bewerbern mit angemessenem Betriebskapital verliehen werden.

II. Heimstättenämter.

§ 2. Es wird ein Reichsheimstättenamt errichtet. Die Bundesstaaten bestellen Landesheimstättenämter und unter ihnen Heimstättenamtmänner, die in Fühlung mit den zuständigen Stellen Auskunft und Hilfe jeder Art bei Errichtung und Bewirtschaftung der Heimstätten gewähren. Mehrere Bundesstaaten können ein gemeinsames Landesheimstättenamt bestellen.

III. Heimstättenerrichtung.

1. Heimstättengeber.

§ 3. Heimstättengeber sind das Reich, die Bundesstaaten, die Gemeinden und andere öffentliche Verbände. Auch gemeinnützige Vereinigungen und Stiftungen können mit Ermächtigung ihres Landesheimstättenamtes Heimstätten ausgeben; sie sind dann an ihren gemeinnützigen Zweck gebunden.

2. Bodenerwerb der Heimstättengeber.

a) Vorkaufsrecht.

§ 4. Die Heimstättengeber haben ein gesetzliches Vorkaufsrecht an allem unbebauten Boden und an bebautem Boden, falls das Bauwerk einen geringern Wert hat als die katastermäßig dazu gehörige Bodenfläche. Hierüber entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges das Landesheimstättenamt.

§ 5. Über die Ausübung des Vorkaufsrechts bestimmen die Landesgesetze.

b) Enteignungsrecht.

§ 6. Die Heimstättengeber haben an den Grundstücken des § 4 ein Enteignungsrecht mit Zustimmung des Landesheimstättenamts. Dieses Enteignungsrecht richtet sich im allgemeinen nach den Landesgesetzen. Es umfaßt aber mindestens:

1. Grundstücke, die seit Kriegsbeginn den Eigentümer durch Veräußerung gewechselt haben;
2. Ödländereien, d. h. Grundstücke, die bis zum 1. Januar 1918 keinen wesentlichen land-, garten- oder forstwirtschaftlichen Ertrag gebracht haben;
3. Grundstücke, ohne deren Erwerb eine für das Volkswohl nötige Heimstättensiedlung nur sehr schwer oder gar nicht errichtet werden könnte.

Enteignungspreis ist der gerechte Preis. Er wird durch eine Schätzungsstelle unter Berücksichtigung der letzten Selbsteinschätzung des Grundeigentümers vor dem Kriege (Wehrbeitrag) festgesetzt.

Das Nähere hierüber bestimmen die Landesgesetze.

IV. Heimstättenrecht.

§ 7. Zur Heimstätte wird ein Grundstück, wenn es als solches auf Antrag des Heimstättengebers eingetragen wird. Diese Eintragung hat so zu geschehen, daß sie allen Belastungen des Grundstücks vorgeht.

§ 8. Eine Heimstätte erwerben kann jeder volljährige Deutsche, Mann oder Frau. Mehr als eine Heimstätte soll niemand haben.

§ 9. Die Heimstätte wird zu Eigentum erworben. Bei dem Entgelt dafür ist festzulegen, welcher Betrag für den Boden gilt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Entgelt kann eine Rentenschuld übernommen werden. Umfaßt diese außer dem Entgelt für den Boden auch das Entgelt für Baulichkeiten und Besserungen, so ist die Rente für den Boden nur mit Zustimmung beider Teile ablösbar, die Rentenschuld für Baulichkeiten und Besserungen muß nach einem bestimmten Plane bis zu deren Entwertung getilgt werden.

Heimstätten können auch im Erbbaurecht errichtet werden.

§ 10. Bestehendes Eigentum kann durch Besitzfestigung nach den preußischen Gesetzen vom 30. März 1908 und vom 26. Juni 1912 in Heimstätten verwandelt werden, wenn die Grundstücke den Erfordernissen des vorliegenden Gesetzes entsprechen. Auflassung ist nicht erforderlich. Es genügt übereinstimmende Erklärung des Heimstätters und des Heimstättengebers vor dem Grundbuchamte und schriftliche Zustimmung des Heimstättenamts.

§ 11. Eine Belastung der Heimstätte ist nur in Form von unkündbaren und löschungspflichtigen Tilgungshypotheken zulässig. Sie erfordern die Genehmigung des Heimstättengebers, der sie nur erteilen soll:

1. für zweckmäßige Baulichkeiten oder sonstige Verbesserungen;
2. bei Mißernten und ähnlichen Unglücksfällen;
3. bei Abfindung von Miterben;
4. außerdem für eine ihm selbst etwa bestellte Kaufpreishypothek;
5. für eine im Falle des § 10 ihm selbst bestellte Ablösungshypothek.

Er darf ferner Sicherungshypotheken zur Gewährleistung der Heimstättenzwecke genehmigen.

Für alle nicht genehmigten Schuldeintragungen ist das Grundbuch geschlossen.

§ 12. Die Zwangsversteigerung der Heimstätte wegen Schulden darf nur verfügt werden, wenn sie eingetragen sind (§§ 9 und 11).

§ 13. Die Veräußerung der Heimstätte ist nur mit Zustimmung beider Ehegatten zulässig. Wird die Zustimmung grundlos verweigert, so kann sie durch das Landesheimstättenamt ersetzt werden.

§ 14. Geteilt werden kann die Heimstätte nur mit Genehmigung des Heimstättengebers.

§ 15. Der Heimstättengeber hat ein gegen jedermann (dinglich) wirkendes Recht auf Auflassung der Heimstätte (Heimfallsrecht):

1. wenn der Heimstätter die Heimstätte an andere als Ehegatten oder Abkömmlinge veräußert oder sie sonst aufgibt;
2. wenn er sie nicht dauernd selbst bewohnt oder bewirtschaftet;
3. wenn er grobe Mißwirtschaft treibt;
4. wenn die Heimstätte nicht in der geraden Linie oder an den Ehegatten vererbt wird;
5. wenn der Heimstätter noch eine Heimstätte erwirbt, für eine von beiden, nach Wahl des Heimstätters.

§ 16. Wird das Heimfallsrecht ausgeübt, so hat der Heimstättengeber das Entgelt für den Boden in dem bei Errichtung der Heimstätte festgelegten Betrage zu erstatten und den noch vorhandenen Wert der Baulichkeiten und Besserungen zu ersetzen. Er kann das Heimfallsrecht nur binnen drei Monaten, seit er von dem Falle Kenntnis erhielt, ausüben.

§ 17. Der Heimstättengeber hat die Pflicht der Rücknahme, wenn eine Wohnheimstätte aus zwingenden Gründen aufgegeben wird.

V. Kriegerheimstätten.

1. Bewerber.

§ 18. Das Reich verschafft den Bundesstaaten die Mittel (§ 26 ff.) zur Errichtung von Heimstätten für Kriegsteilnehmer, d. h. im Kriegs- oder Hilfsdienst tätig Gewesene, und für deren versorgungsberechtigte Hinterbliebene (Kriegerheimstätten).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unbeschadet des Vorzugs der Genannten können Kriegerheimstätten auch an andere Bewerber abgegeben werden, soweit es zur Bekämpfung der Wohnungsnot erforderlich ist. Hierüber entscheidet das Landesheimstättenamt nach seinem Ermessen.

§ 19. Unter den Bewerbern soll der Heimstättengeber Kriegsbeschädigten, Kriegerwitwen mit Kindern und kinderreichen Familien den Vorzug geben. Die Ortsangehörigkeit ist zu berücksichtigen.

Im Rahmen der allgemeinen Ziele des Heimstättenrechts können die Landesgesetze eine andere Reihenfolge festsetzen.

2. Rechtsformen.

§ 20. Siedlungen, für die das Reich Kriegerheimstättenmittel verschafft, müssen entweder Heimstätten im Sinne dieses Gesetzes sein, oder Miethäuser, die von Heimstättengebern in Dauermiete ausgegeben werden.

§ 21. Diese Dauermiete ist ein Mietvertrag mit folgendem Inhalt:

1. Das Kündigungsrecht steht dem Vermieter nur mit Zustimmung des Landesheimstättenamts und nur zu:
   a) bei Mietzins-Verzug, gemäß BGB § 554;
   b) wenn der Mieter die Wohnung dauernd nicht bewohnt;
   c) wenn er die Wohnung grob vertragswidrig gebraucht und das trotz Abmahnung fortsetzt;
   d) bei Tod des Mieters, wenn er nicht von Erben gerader Linie oder vom Ehegatten beerbt wird.
2. Der Mietzins ist nach einem bestimmten Verhältnis zu den Selbstkosten des Heimstättengebers (Grund- und Gebäudesteuern, Hypothekenzinsen, Unterhaltungsaufwand usw.) zu bemessen und bei deren Veränderung auf Antrag eines Teils entsprechend abzuändern.

§ 22. Miethäuser, für welche Kriegerheimstättenmittel gewährt werden sollen, müssen im Flachbau errichtet sein, und jede Wohnung muß einen damit zusammenhängenden Nutzgarten und einen besondern Hauseingang haben.

3. Herstellung.

§ 23. Der Heimstättengeber beschafft den Boden der Kriegerheimstätte (§§ 4 ff.) und sorgt für zweckmäßige und sparsame Bauausführung.

§ 24. Um die Herstellung der Kriegerheimstätten zu verbilligen, sollen Reich, Staaten, Gemeinden und sonstige öffentliche Verbände Bauverbote für alle entbehrlichen Bauten aufrechterhalten und ausgestalten, die Erzeugung und den Vertrieb von Baustoffen regeln und überwachen, sowie selbsterzeugte Baustoffe zu Vorzugsbedingungen bereitstellen. Sobald das Bedürfnis für diese Maßregeln weggefallen ist, wird sie der Reichskanzler durch eine mit Zustimmung des Bundesrats zu erlassende Verfügung aufheben.

§ 25. Von den reinen Baukosten der Kriegerheimstätte werden zunächst, nach den allgemeinen Vorschriften über die Mehrbaukostenfrage, die vorübergehenden Mehrkosten abgebürdet und abgeschrieben, die durch die Kriegsfolgen verursacht sind.

§ 26. Die übrigen Baukosten trägt der Heimstätter. Soweit er nicht als Kriegsbeschädigter von dem Kapitalabfindungsgesetz Gebrauch macht, erhält er sie darlehnsweise durch Vermittlung des Reichsheimstättenamts. Es verschafft ihm bis zu 90 v. H. der nicht gemäß § 25 abgebürdeten, reinen Baukosten gegen hypothekarische Verpfändung der Kriegerheimstätte und, soweit nötig, gegen Reichsbürgschaft.

§ 27. Die Baukostenhypothek ist mit . . . v. H. jährlich zu verzinsen und mit . . . v. H. jährlich (zuzüglich der durch die Tilgung ersparten Zinsen) zu tilgen und zu löschen. Eine solche Hypothek ist bis zu . . . v. H. des Gesamtwerts der Kriegerheimstätte (Bodenwert und Bauwert) mündel- und anstaltssicher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 28. Innerhalb der ersten zwei Jahre nach Kriegsende wird ein Reichsgesetz die öffentlichen und öffentlich beaufsichtigten Sparstellen (soziale Versicherungen, Privatversicherungen, Sparkassen usw.) mit einem Teil ihrer Jahresanlagen der Kriegerheimstättenbeleihung dienstbar machen.

§ 29. Das Reichsheimstättenamt soll die Kriegerheimstättenmittel nur da verschaffen, wo auch die beteiligten öffentlichen Verbände im öffentlichen Recht und im Verkehrswesen die Heimstättenzwecke entschlossen fördern.

4. Allgemeines.

§ 30. Die Vorschriften dieses Gesetzes gelten auch, wenn das Reich selbst außerhalb des eigentlichen Reichsgebiets oder im Reichsgebiet auf eigenem Boden Kriegerheimstätten errichtet.

§ 31. Der Name „Kriegerheimstätten" darf nur geführt werden für Siedlungen, die den Vorschriften dieses Gesetzes entsprechen.

VI. Schlußbestimmungen.

§ 32. Streitigkeiten zwischen Heimstättern und Heimstättengebern über Rechte und Pflichten aus dem Heimstättenverhältnis entscheidet das Landesheimstättenamt als Schiedsgericht unter Mitwirkung zweier Beisitzer, von denen jede Partei einen bestellt.

§ 33. Errichtung, Übertragung und Heimfall von Heimstätten sind gebühren- und kostenfrei gegenüber dem Reiche, den Bundesstaaten, Gemeinden und sonstigen öffentlichen Verbänden.

§ 34. Auf Heimstätten, die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes errichtet wurden, findet es erst Anwendung, wenn sie nach § 7 als Heimstätten ins Grundbuch eingetragen worden sind.

§ 35. Für diejenigen Bezirke, in denen das Grundbuch noch nicht angelegt ist, trifft das Landesgesetz Bestimmungen über die Anlegung einer Heimstättenrolle, in welche die Heimstätten einzutragen sind.

§ 36. Die Durchführung dieses Gesetzes im Einzelnen wird durch eine kaiserliche Verordnung geregelt, die mit Zustimmung des Bundesrats zu erlassen ist und ebenso abgeändert werden kann.

Als Heft 70 der „Sozialen Zeitfragen" (Verlag Bodenreform, Berlin N.W., Lessingstr. 11) erschien kürzlich zu diesem Entwurf eine ausführliche Begründung.

Nun ist der alten deutschen Reichsregierung das Urteil der Geschichte gesprochen. Ihre Kraft und leider auch ihr Wille waren zu schwach, um die größte innere Frage des Volkslebens, die Bekämpfung der sozialen Not, wirksam dem Ziel entgegen zu führen. Die Revolution ist gekommen. Heute sitzen Sozialdemokraten in der Regierung, die nach ihrem Erfurter Programm die soziale Frage durch den Kommunismus beantworten wollen. Gelingt ihnen die „Vergesellschaftung aller Produktionsmittel", erreichen sie die wirtschaftliche Gleichheit aller Volksgenossen, dann ist die soziale Frage gelöst — aber um den Preis der persönlichen Freiheit! Wir würden dann wohl bald mit Angriffen auf diesen Staat von seiten der Anarchisten rechnen müssen. Noch immer war bisher in der Geschichte wirtschaftliche Gleichheit nur erreichbar durch das Aufheben der persönlichen Freiheit, in der allein sich Persönlichkeiten entwickeln können. Siegt also bei den bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung der Kom-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

munismus, dann sind schwere Gewitter der Auflehnung oder dichte Nebel der Knechtschaft die deutschen Zukunftsaussichten.

Die soziale Frage muß aber gelöst werden. Siegt eine bloße politische Demokratie, dann ist nach früheren und heutigen Beispielen eine Herrschaft der Geldmächte zu erwarten, gegen die sich das betrogene Volk immer wieder auflehnen würde.

Gelänge doch noch rechtzeitig die Vereinigung von sozialer Gerechtigkeit und persönlicher Freiheit, die Einführung pflichtgebundener Bodenrechtsverhältnisse im Rahmen gewerblicher und industrieller Selbstbestimmung, gelänge doch noch — mit einem Worte — die Bodenreform!

Rudolf Wiesener.

Der Waffenring.

Schon früher ist im „Vortrupp" ausgeführt, daß die akademischen Verhältnisse, insbesondere das gesellige Studentenleben, nach dem Kriege nicht da wieder anknüpfen können, wo am 1. August 1914 der Faden abgerissen ist. Unsere studierende Jugend wird zeitgemäßere Lebensformen suchen müssen und kann nicht alle die Zöpfe und Unsitten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Ehrfurcht konservieren. Das scheint man auch in den Kreisen der alten schlagenden Verbindungen zu fühlen und zu fürchten. Statt aber dem neuen Geist die Türen und Fenster weit zu öffnen, sucht man zu retten, was man kann. Man glaubt durch Organisation und Zusammenschluß sich der fortschreitenden Entwicklung entgegenstemmen zu können. Man weiß zwar, „daß man mancherlei Konzessionen an die neue Zeit machen müsse, um lebensfähig zu bleiben", aber das heißt im Grunde nichts weiter, als sich und anderen Sand in die Augen zu streuen.

Studentische Vereinigungen, die sich früher nicht kannten, wie Korps und Burschenschaften, auch die farbentragenden Turnvereine, sind freundlichst zugelassen, wo es gilt, sich zum Widerstand gegen die neue Zeit zusammenzuschließen, wollen sich jetzt eine gemeinschaftliche Abwehrorganisation schaffen. Um das Ziel zu erreichen, hat Pfingsten 1918 ein Waffenstudententag in Jena stattgefunden, auf welchem man nach Angriffen auf Nichtkorporierte, Juden und die Freistudentenschaft folgenden Beschluß gefaßt hat:

„Die auf dem Salierhaus in Jena versammelten Vertreter des Waffenstudententums bestimmen Berlin als vorläufigen Vorort des Waffenstudententums. Dort tagt ein Arbeitsausschuß, der je aus einem ortsanwesenden Vertreter der schlagenden Verbände besteht und die Aufgabe hat, eine Stellungnahme der einzelnen Verbände womöglich bis spätestens 1. Oktober 1918 herbeizuführen, und die übrigen zur Gründung des Waffenringes notwendigen Vorarbeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erledigen. Der Ausschuß ist berechtigt, gegebenenfalls auswärtige Vertreter zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Versammlung bittet, die an der Gründung eines Waffenringes interessierten Verbände innerhalb ihres Verbandes beschleunigt zu den schwebenden Fragen Stellung zu nehmen, um dem Ausschuß die Arbeit zu erleichtern und die Gründung des Waffenringes tunlichst zu beschleunigen."

Die Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Jetzt, wo der Krieg beendet ist, haben auch unsere Studenten schönere und größere Aufgaben als Farben zu tragen (das ist jetzt auch sehr viel kostspieliger als vor dem Kriege) und mit „Rapier- und Becherklang" die Zeit totzuschlagen. Diejenigen, welche vier Jahre und länger im Felde waren, werden keine Neigung verspüren, diese Spielereien wieder aufzunehmen, sondern sich beeilen, ihre Studien mit Ernst zum Abschluß zu bringen. Und die Söhne der „alten Herren", auf die man stark rechnet? Wer als Beamter, Arzt oder Rechtsanwalt in Zukunft seine Söhne studieren lassen will, kann gar nicht die großen Geldmittel hergeben, die das Aktivsein in Zukunft bei dem stark gesunkenen Geldwert erfordert. Wir wollen nicht so schlecht von den Beteiligten denken, daß sie bei dem Nachwuchs für ihre Verbindungen auf die Söhne der Kriegsgewinner rechnen.

Nein, die Gefahr ist nicht allzugroß! Aber es ist schade um die vergeudete Energie, welche für die Erhaltung abgestorbener Formen des akademischen Lebens verwandt wird. Aber es ist auch traurig, daß gebildete Männer so wenig den Geist der neuen Zeit verspüren und ihm so feindselig gegenüberstehen, daß selbst die niedrige Gesinnung des Antisemitismus ihnen Dienst leisten muß.

Wie ganz anders ist der Geist, welcher in der Studentenschaft der deutschen Schweiz herrscht und von den Universitätslehrern bereitwilligst gefördert wird. Hierüber berichtete kürzlich die „Neue Zürcher Zeitung" in einem Artikel „Freistudentenschaft". Es handelt sich um die Wiedergabe eines Vortrags, den Professor L. Köhler in Zürich über die soziale Verantwortlichkeit des Akademikers gehalten hat. In diesem Bericht heißt es unter anderem:

„Nicht mehr sind die Akademiker wie früher die Führer und Gestalter der Zeit. Unsere Zeit wird von anderen Mächten geformt — und das ist nicht gut; denn gerade der Akademiker hat sich durch seinen Bildungsgang Eigenschaften erworben, die ihn geeignet machen, Führer zu sein. Er hat vor allem eine eigene, tiefe, eindringende Kenntnis seines Gebietes und hat darin ein selbständiges Urteil. Vor allem aber kommt ihm die Schulung des Urteils zu gute. Der Mensch fällt im allgemeinen egozentrische Urteile, er fragt nach dem Wert, den ein Ding für ihn persönlich hat. Der Akademiker hingegen besitzt die Fähigkeit, sachliche, von Gefühlsmäßigem freie Urteile zu fällen. Vor jeder Wertung betrachtet er die Sache an sich Durch solche Urteile dient er der Wahrheit. — . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf einem Gebiete hat der Akademiker auch die Möglichkeit, Mißständen vorzubeugen. Es ist nämlich eine historisch erwiesene Tatsache, daß das, was heute bei den oberen Volksschichten Sitte ist, morgen von der breiten Masse erstrebt und nachgeahmt wird. Hier ist es nun eine besondere Aufgabe des seiner Verantwortlichkeit bewußten Akademikers, sein Leben so einzurichten, wie es für alle seine Volksgenossen wünschenswert ist. Nicht eine unsinnige Gleichmacherei muß sein Ziel sein, sondern eine menschliche Gesellschaft, in welcher jeder seinen ihm angemessenen Platz als Mensch ausfüllt, nicht als Sklave. Da muß der Akademiker vorangehen und sich vor allem von der krankhaften Geldsucht, vom Strebertum, vom Materialismus lossagen.

Einen neuen Lebensstil voll Innerlichkeit müssen wir zu schaffen suchen, ohne jedoch die errungenen Kulturwerte zu zerstören, alles Unedle unserer Zeit aber austilgend. Es wird ein gewaltiger Kampf entbrennen gegen die Äußerlichkeit, ein Kampf, der von seinen Kämpfern Kraft verlangt, sich gegen Tradition aufzulehenen, und Mut, Niederlagen zu erleiden und Opfer zu bringen."

Das sind ähnliche schöne Gedanken, wie sie dem Vortruppgeist entsprechen, und die jeder, der es mit dem deutschen Volke und seiner akademischen Jugend gut meint, in die Tat umgesetzt haben möchte. Es ist nur zu richtig, was Köhler sagt, die Akademiker sind nicht mehr die Führer und Gestalter der Zeit. Sie können es aber wieder werden, sobald sie nicht von vornherein auf Grund ererbter Vorrechte und Privilegien Ansprüche erheben, denen ihre Leistungen nicht entsprechen. Standeshochmut und Klassendünkel passen nicht in die neue Zeit, für welche auch die ärmsten Söhne unseres Volkes mit gleicher Treue ihr Blut dargebracht haben. Nur wenn der Akademiker bei den großen Aufgaben der Zukunft bereit ist, in Reih und Glied mitzukämpfen, kann er seine großen Kenntnisse, die er auf Kosten der Allgemeinheit erworben hat, dem Volke zum Segen und sich zur Freude verwerten.

Academicus.

Rund um uns

Der letzte Feldpostbrief. Ungezählte schickten wir hinaus in all den Wochen, Monaten, Jahren. Nun gehört er der Vergangenheit an. Der Feldpostbrief bildete einen Teil unseres Tages und hinterläßt nun eine Lücke, die wir nicht als Erleichterung empfinden. Denn er war uns keine Last, sondern ein Bedürfnis, ein williges Gefäß, in das wir so manches ableiteten, das uns quälte oder erfreute. Er war uns ein Weilchen der Sammlung, des Aufraffens, der Liebe, eine tägliche Mahnung gegen Kleinmut und Schwäche. Wir schütteten

in ihm unser Herz aus, leiteten in ihn hinein alles Liebe der Heimat und lernten durch ihn erst unsere Heimat und den Gefühlswert all der kleinen Alltäglichkeiten unseres Lebens und unserer Umgebung, nach denen die Sehnsucht draußen schrie, kennen und schätzen. Wir schöpften in ihn die Glut des heimatlichen Abendrots, das Plätschern des heimatlichen Flusses, den Klang der Heimatglocke, den Schimmer der Abendlampe, den Klang unseres Wortes, den Glanz unseres Blickes, — Großes und Kleines und besonders das Kleine, sonst Unbeachtete.

Welche Flut von Briefen floß täglich hinaus nach Osten und Westen! Gab es wohl irgend etwas in der ganzen Zeit, das nicht in ihnen beschrieben und erzählt worden wäre? Ein Millionenheer von Federn war ständig in Bewegung, als sollte durch sie der Krieg entschieden werden. Und wer wollte ihre Macht unterschätzen! Es ist gewiß nicht einerlei gewesen, ob es dick und trübe aus den Federn floß oder ob sie leicht und froh über das Papier rauschten. Wie oft wollte die Hand erlahmen! Und immer wieder wappnete sich der Entschluß, nicht nachzulassen.

Bis eines Tages jemand kam und uns die Feder aus der Hand nahm. Es war nicht derselbe, der schon so oft während der langen Jahre diesem und jenem, nein Tausenden mit grausamer Geberde die Feder aus der Hand gerissen hatte. Hier war ein Größerer gekommen, der dem Ganzen halt gebot. Und wir gehorchten seinem Befehl gerne; denn sein Wort klang milde und freundlich wie Friedensglocken und Willkommengrüße.

Und dennoch bleibt nun da eine Lücke, wo der Feldpostbrief in unserm Tage seinen Platz hatte. Wir denken noch einmal zurück, was das eigentlich gewesen ist, dies Schreiben der Feldpostbriefe. Vielleicht können wir aus der Stimmung, die es in uns auslöste, noch etwas für die Zukunft hinüberretten. Es hat uns gelehrt, wie sanft gezwungen, Menschen durch Zuspruch aufzurichten, die im Angesichte des Todes und täglicher Not des aufrichtenden Wortes bedürftig waren. Wir suchten in unserem Innern nach herzlichen, starken Worten, wir prüften unsere Umgebung, fragten die Gegenstände, die Ereignisse um uns: Was habt ihr noch Liebes zu sagen, was darf ich von euch berichten? Man weiß nicht, es könnte das letzte Mal sein. Der Feldpostbrief lehrte uns, in ein einziges kernhaftes Wort, in einen Satz zu fassen, was emporreißen konnte, wenn auch nur für Augenblicke, aus Trübsal und Not, was ein Auge glänzen und einen Mund lachen machen konnte. Er lehrte uns Worte finden, in die das volle Herz wie beim Abschied noch einmal alles zusammendrängt und die doch voller Hoffnung auf Wiedersehen sind.

So führte uns der Feldpostbrief hinein in unser Inneres. Wir suchten und gruben, kamen uns oft leer, armselig und unnütz vor und wunderten uns doch wieder über manches, das sich dort verborgen gehalten hatte. Wir deckten Quellen auf.

Und der Feldpostbrief lehrte uns unsere Umgebung anders sehen, sehen mit den Augen derjenigen, die sich nach all den Kleinigkeiten des Alltags wie nach köstlichen Schätzen sehnten. Und auch hier offenbarten sich Quellen, an denen wir sonst vorübergegangen waren.

Andreas Sönnichsen.

Verlängerung der Schulpflicht bis zum 15. Jahre als Abrüstungshilfe. Noch sehen wir den Millionenstrom unserer Heere zurückfluten, ungewiß, ob es gelingen wird, jeden Einzelnen einer Arbeitsstätte zuzuführen und die Anarchie zu vermeiden. An der glatten Abwicklung der Abrüstung hängt unsre Zukunft, politisch wie wirtschaftlich. Alle Möglichkeiten sollten durchdacht werden, die die Gefahr einer Verknäuelung kleinern könnten. Ein Mittel wird um so mehr Aussicht haben, sich durchzusetzen, je mehr es zugleich andere, als wertvoll erkannte Forderungen erfüllt. Ein solches ist die Verlängerung der Schulzeit um ein Jahr, von der modernen Pädagogik einmütig erstrebt. Würde sie vom 1. April 1919 an durchgeführt, so würden zwar eine Reihe von Hindernissen über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wältigt werden müssen, wie klein aber nehmen sie sich aus neben dem Vorteil, daß anstelle der ins Leben tretenden Kinder Hunderttausende unserer Soldaten vorläufig untergebracht werden könnten. Das Gewerbe müßte anstatt Lehrlinge militärentlassene Gesellen, der Handel anstatt jugendlicher Verkäufer und Verkäuferinnen entlassene Kaufleute einstellen usw. Innerhalb eines Jahres hätte sich dann das Wirtschaftsleben soweit eingerenkt, daß die 1920 aus der Schule tretenden nach neunjährigem Schulbesuch in geregeltere Verhältnisse kämen.

Schultechnische Schwierigkeiten könnten überwunden werden. Woher Raum und Lehrkräfte nehmen für die vermehrte Schülerzahl? In einer Reihe von Schulen wäre die Erweiterung ohne weiteres möglich. Bei Platzmangel verringerte die Erhöhung des Schulaufnahmealters um ein halbes Jahr die Zahl der Neulinge um die Hälfte. Damit würde man zugleich einer Forderung der pädagogischen Wissenschaft gerecht. Genügte auch das noch nicht, schöbe man die Aufnahme der Kleinen ein volles Jahr hinaus; dieser Jahrgang wäre dann der letzte mit achtjähriger Schulzeit, statt vom 6.—14. vom 7.—15. Lebensjahre.

Kommen wird die Verlängerung der Schulpflicht zweifellos. Nie wäre ihre Durchführung weniger störend als eben jetzt. Später, bei geregeltem Wirtschaftsleben, würde sie eine Stockung, Mangel an Arbeitskräften erzeugen. Jetzt minderte sie ein übermäßiges Angebot.

Paul Blume.

Alkoholgegnerische Friedensarbeit.

I.

Wie bereits im 1. Oktoberhefte erwähnt, hat der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (D. V.) eine Reihe von Vorschlägen veröffentlicht (Sonderdruck Mäßigkeitsverlag, Berlin 15, 3 M.), die auf eine wirksame Bekämpfung des Alkoholismus in der Zukunft zielen. An erster Stelle stehen solche, die sich auf die Einschränkung des Vertriebs geistiger Getränke beziehen. — Es besteht wohl unter den Sachkennern darin Übereinstimmung, daß der jetzige Rechtszustand im Schank- und Alkoholkleinhandelswesen der Erneuerung im Sinne der fortgeschrittenen Erkenntnis dringend bedarf. Die gegenwärtige Freiheit in der Ausübung des Schankgewerbes, die dem Wirtestand viele recht bedenkliche Elemente zuführt und krasse Auswüchse zeitigt, ist ein Übelstand, der unter allen Umständen zu allererst beseitigt werden muß. Die 1914 dem Reichstag im Entwurfe vorgelegte, leider aber nicht zur Verabschiedung gekommene Novelle zur Gewerbeordnung hat das bereits vorgesehen, und das verlangt auch der Deutsche Verein, der sich im allgemeinen auf den Boden dieser Novelle stellt. Aber was diese sonst an Neuerungen bringt, genügt bei weitem nicht, selbst wenn man sich auf den anfechtbaren Standpunkt stellt, daß man nur das augenblicklich Erreichbare fordern dürfe. Gewiß ist es ein Fortschritt, wenn z. B. die Erlaubnis zum Ausschank für alle Getränke, geistige wie nichtgeistige, nachgesucht werden und diese Erlaubnis nur dann erteilt werden soll, sobald die Zuverlässigkeit des Bewerbers nicht unter Verdacht steht, wenn der Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus nicht mit einem alkoholfreien Betriebe oder einer Speisewirtschaft verbunden werden darf, wenn dem Unwesen der Animierkneipen schärfer zu Leibe gegangen und vor allem der Nachweis des Bedürfnisses verlangt werden soll, sogar bei Vereinen. Aber mit Recht weist der sonst sehr vorsichtige Deutsche Verein darauf hin, daß immer noch Mängel bleiben, deren Beseitigung kaum auf besondere Schwierigkeiten stoßen dürfte. So verlangt er vor der Erlaubniserteilung öffentliche Bekanntmachung des Gesuchs, damit unter Umständen Einspruch erhoben werden kann, sowie das Verbot der Errichtung neuer Alkoholwirtschaften in der Nähe von Kirchen, Schulen und Kasernen, ferner Ausdehnung des Bedürfnisnachweises auf den Flaschenbierhandel, der vor dem Kriege einen nachgerade gemeingefährlichen Umfang angenommen hatte, weiter das Verbot der Verbindung des Branntweinkleinhandels

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit allen Kleinhandelsgeschäften, sowie bei Wettbewerb um eine Schankerlaubnis, Bevorzugung einer etwa sich mitbewerbenden öffentlichen Körperschaft oder einer gemeinnützigen Gesellschaft.

Auch der Deutsche Verein ist sich völlig darüber klar, daß die angeführten Verbesserungen nur eine Abschlagszahlung sein können, niemals aber das ganze Reformwerk der Zukunft. Ihm schwebt als Ideal eine Gasthausreform im Sinne des Gothenburger Systems vor, nach dem die Allgemeinheit die Nutznießerin des Schankgewerbes ist. Da aber seiner Ansicht nach diese Allgemeinheit für diesen Gedanken noch nicht reif ist, so beschränkt er seine Forderungen auf das nach ihm jetzt allein Erreichbare. Nun ist ohne weiteres zuzugeben, daß unser Volk der Alkoholfrage noch nicht mit dem nötigen Ernst gegenübersteht, selbst nicht oder vielleicht gerade nicht in den gebildetsten Schichten. Aber gerade diese Erwägung muß dem Gedanken Raum gönnen, daß die zur Erreichung des Zieles des Deutschen Vereins unbedingt nötige Aufklärungsarbeit unser Volk vielleicht schon bald für einen weiteren Schritt reif machen wird, dessen sonderbarerweise weder in den Anträgen des Deutschen Vereins noch im Bericht des Herrn Dr v. Gescher gedacht wird und der doch die ganze Bedürfnisfrage in der vorbildlichsten und selbstverständlichsten Form lösen würde: für das Gemeindebestimmungsrecht. Solange die Entscheidung über das Bedürfnis für die Errichtung einer Schankstätte in der Hand einer Behörde liegt, deren Urteil nach Lage der Dinge mehr oder weniger einseitig bedingt ist, wird die ganze Frage immer nur unvollkommen gelöst werden.

Allen diesen Maßnahmen, neben denen der Deutsche Verein noch andere polizeilicher und privatrechtlicher Natur verlangt, wie das Verbot der Verabreichung geistiger Getränke an Jugendliche, Betrunkene, Trinker, sowie Aufnahme geeigneter Bestimmungen gegen die verhängnisvolle Verabreichung von Alkohol auf Borg, müssen aber ergänzend solche zur Seite treten, die sich auf die zeitliche Begrenzung des Alkoholausschanks richten. Daher fordert der Deutsche Verein u. a. eine Reichspolizeistunde von 12 Uhr nachts bis 8 Uhr morgens unter Hinweis auf die günstigen Erfahrungen, die mit dem zeitigen Schlusse der Schankstätten während des Kriegs gemacht worden sind. Diese Forderung ist um so berechtigter, als in keinem andern Lande das entnervende Nachtleben einen solchen Umfang angenommen hat wie in Deutschland. Zwar werden die Nachtschwärmer wüten, und das Schlagwort von der persönlichen Freiheit wird in allen Tonarten gesungen werden. Aber turmhoch über der Unbegrenztheit des Einzelwillens steht doch immer das Wohl der Gesamtheit.

Dr. R. Ponickau.

Unsere Muttersprache.

2.*)

In letzter Zeit sind uns in den Zeitungen „Leerwagen" und „Fertigfabrikat" wiederholt begegnet — zwei neue Wörter, deren Bildung mir nicht ganz unbedenklich zu sein scheint.

„Ohne Umstände", sagt schon Schopenhauer in seiner Betrachtung „Über die Verhunzung der deutschen Sprache", „zieht jeder Skribler Substantiv und Adjektiv zu einem Wort zusammen und sieht dabei triumphierend auf seinen verblüfften Leser. Statt ‚dunkles Zimmer' Dunkelzimmer; statt ‚die ganze Länge' Gesamtlänge — und so in hundert Fällen. ... Triumphierend bringt jeder, als Probe seines Witzes, eine neue Sprachverhunzung zu Markte."

Wir haben in unserer Sprache „Schnellzug" und „Schnellfeuer"; aber „schnell" ist hier adverbial gebraucht (ein schnell fahrender Zug, ein schnell erfolgendes Feuer); dasselbe gilt von „Steilgeschütz", „Neuordnung", „Neugestaltung". Wohl gibt es auch Verschmelzungen von einem attributiv gebrauchten Adjektiv mit dem nachstehenden Substantiv; aber mit den auf

*) Vgl. Vortrupp Jg. 1918, Nr. 20, S. 400.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Weise gebildeten Wörtern hat's eine besondere Bewandtnis: „Kahlkopf" bezeichnet den Besitzer eines kahlen Kopfes, nicht diesen selbst; ebenso ist ein Schwarzrock kein schwarzer Rock, sondern der Träger eines solchen: ein Geistlicher. Das „alte Hamburg" ist das Hamburg vor 100 Jahren oder längerer Zeit, „Althamburg" ist ein (bald nicht mehr vorhandener) Stadtteil. Desgleichen läßt sich sehr wohl zwischen einem jungen Gesellen und einem Junggesellen unterscheiden, der bekanntlich recht alt werden kann, wie auch zwischen einer Jungfrau und einer jungen Frau ein wesentlicher Unterschied vorhanden ist.

Wir finden in der deutschen Sprache also Adjektiv und Substantiv miteinander verschmolzen, wo es sich darum handelt, eine Bezeichnung für einen besonderen Zustand, eine neue Erscheinung oder Einrichtung zu gewinnen. Auch Namen wie Rotkehlchen (auch hier — wie bei Kahlkopf und Schwarzrock — ein charakteristischer Teil als Bezeichnung fürs Ganze), Schwarzdrossel, Buntspecht, gehören hierher. „Graupapagei" sollte man aber nicht sagen, wenn ein grauer Papagei gemeint ist; noch weniger würde ich (wie unter Andern auch Löns es tut) Junghase und Junghenne bilden; handelt sich's hier doch nicht um eine besondere Art, die einen Namen fordert, sondern eben nur um ein junges Tier: einen jungen Hasen, eine junge Henne. Schopenhauer erhob selbst gegen „Wildschwein" Einspruch (das sich aber durchgesetzt hat, weil's zum Namen wurde!): „das erste Wort muß den Zweck des zweiten bezeichnen", behauptete er, „deshalb kann man ‚Wilddieb' sagen, aber nicht Wildschwein."

Danach könnte also „Leerwagen" Geltung beanspruchen, wenn damit ein Wagen besonderer Art bezeichnet werden sollte: etwa den unter allen Umständen leer laufenden Wagen hinter der Lokomotive, wie er vor dem Kriege im Hinblick auf Eisenbahnunglücksfälle vorgeschrieben war. Das ist aber nicht der Fall; man meint einfach einen leeren Wagen — dann soll man auch so sagen! Ebenso soll man nicht aus einem leeren Zuge einen „Leerzug" machen.

Mit „Fertigfabrikat" soll offenbar eine besondere Gattung von Fabrikaten bezeichnet werden: die ganz fertiggestellten im Gegensatz zu den halb fertiggestellten. Man hat auch „Ganzfabrikat" und „Halbfabrikat" gebildet, — das ist meines Erachtens besser, weil man „halb" und „ganz" als adverbial empfindet; als Verkoppelungen eines deutschen Wortes mit einem Fremdwort haben aber auch sie für feinere Ohren keinen guten Klang. Übrigens erscheint mir bei Einführung von „Halbfabrikat" eine besondere Bezeichnung für die ganz fertiggestellten Erzeugnisse („Ganzfabrikat" oder „Fertigfabrikat") überflüssig; hierfür genügt dann doch die bisherige Bezeichnung „Fabrikat" vollauf.

Die zusammengesetzten Dingwörter sind, selbst richtig gebildet, nicht immer eine Zierde unserer Sprache — neue soll man nur mit Vorsicht bilden und nur da, wo's wirklich nötig ist. Die Presse greift dergleichen nur zu eifrig auf, was zur Folge hat, daß z. B. solch ein elendes Modewort wie das vor etwa 70 Jahren zuerst auftauchende Wort „Jetztzeit" das gute alte Wort „Gegenwart" fast hat verdrängen können.

E. Weber.

An alle Bezieher des „Vortrupp".

Es ist mir von größter Wichtigkeit, daß jeder Vortruppbezieher die Nr. 23 und 24 von 1918 (1. und 2. Dezemberheft) erhalte und lese, insbesondre meine darin enthaltenen Leitaufsätze „Fidelis" und „Unsre Ziele und Wege". Jeden Vortruppbezieher, der etwa infolge der bestehenden Verkehrsschwierigkeiten diese Nummern nicht erhalten haben sollte, bitte ich freundlichst, sie sich unbedingt noch verschaffen zu wollen, nötigenfalls durch Ersuchen unmittelbar an den Verlag Hamburg 1, Spitalerstraße 12.

Hermann Popert.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 2 2. Januarheft 1919

Meine Stellung zur Revolution.

Hamburg, den 4. Januar 1919.

Als Hamburger, aufgewachsen in Hamburg zu einer Zeit, als es noch völlig unpreußisch war, bin ich von allen mystischen Gefühlen gegenüber der Monarchie oder dem Träger der Krone immer frei geblieben. Die Frage, ob Monarchie oder Republik, war für mich stets ein Gegenstand kühlster, verstandesmäßiger Betrachtung und Erwägung. Ich bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß sie eine reine „Fassadenfrage" ist, eine Zweckmäßigkeitsfrage von der Art wie die, ob ich die Außenwand meines Wohnhauses in weißer oder in roter Farbe halten will. Es ist Geschmacksache, hat aber auch Einiges damit zu tun, welche Farbe am Besten hält in dem Klima, worin mein Haus steht. Ob ein Staat eine monarchische oder eine republikanische Fassade hat, das hat mit Glück oder Unglück, mit Freiheit oder Unfreiheit, mit Menschenwürde oder Knechtung Derer, die den Staat bilden, grundsätzlich ebensowenig zu tun, wie die Frage, ob die Außenwand meines Wohnhauses weiß oder rot ist, etwas damit zu tun hat, ob die Zimmer im Hause zweckmäßig oder unzweckmäßig angeordnet sind: Es gibt eine „Monarchie", wo die Staatsangehörigen nach Menschenmöglichkeit glücklich, frei und menschenwürdig leben, und dementsprechend ihren Staat und dessen Einrichtungen lieben, nämlich England. Und es gibt eine „Republik", wo das Alles durchschnittlich noch viel mehr der Fall ist: nämlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und es gibt umgekehrt „Monarchien", wo es den Staatsangehörigen nach Menschenmöglichkeit miserabel geht: das verflossene Österreich-Ungarn war so eine, und sein Erbfeind Italien ist es nicht minder. Und es gibt eine „Republik", wo im Grunde nie Freiheit war, und nie Freiheit sein wird, und in der kein Klardenkender leben möchte, auch jetzt nicht, wo ihr Engländer, Amerikaner und Neger einen „Sieg" geschenkt haben: Frankreich. (Übrigens ohne zu verschweigen, daß wir Deutschen, wenn wir die Republik des Herrn Liebknecht und der Dame Rosa Luxemburg bekommen würden, noch elendere Knechte sein würden, als das französische Volk, dessen Söhne Herr Clemenceau einkerkern oder erschießen ließ.) Ich habe früher stets den Kopf geschüttelt, wenn man uns beibringen wollte, und vollends wenn man Soldaten und Schülern einpaukte, um ein guter deutscher Patriot zu sein, müsse man Monarchist sein. Und ich schüttle heute nicht minder den Kopf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn ein großer Teil derselben kleinen und großen Kinder, die früher Das nachgebetet haben, jetzt plötzlich ebenso eifrig einen andern Katechismus hersagt, worin geschrieben oder gedruckt steht, nun sei uns Glück, Freiheit und Menschenwürde gewährleistet durch die bloße Tatsache, daß die Fassade des deutschen Staates jetzt republikanisch aussieht.

Diejenige Art von Monarchie, die wir hatten, war schlecht. Und nicht nur die preußische, sondern auch die des Reiches. Man stelle sich Das nur einmal richtig vor: Ein Volk, das die allgemeine Wehrpflicht hatte, dabei aber, laut Artikel 11 der Reichsverfassung, nicht den leisesten Einfluß darauf, ob Krieg oder Frieden sein sollte, und ob Bündnisse und andre zwischenstaatliche Verträge, die Krieg oder Frieden bedeuten mußten, geschlossen werden sollten oder nicht. Das Alles lag ganz allein in der Hand des Kaisers, nur beschränkt durch ein praktisch ganz belangloses Zustimmungsrecht des Bundesrats in einigen Fällen der Kriegserklärung. — Dazu dann der unglaubliche, aus Byzanz stammende, Majestätsbeleidigungsparagraph mit seiner noch unglaublicheren Auslegung durch die Gerichte. Der machte es für jeden, der keine Neigung hatte, bis zu fünf Jahren hinter Gefängnismauern zu verschwinden, schlechthin unmöglich, Handlungen, Reden und Telegramme des Kaisers ehrlich und männlich zu kritisieren. Insbesondre diese Reden und Telegramme des Kaisers waren es aber, wodurch, wenigstens in der Zeit vor Bethmann Hollweg, unsre auswärtige Politik und namentlich die Stimmung des Auslandes gegen uns nahezu ausschließlich bestimmt wurde. Ganz schlimm wurde das dadurch, daß sich der deutsche Reichstag in diesen Dingen völlig entmannen und sich eine Geschäftsführung seiner Präsidenten gefallen ließ, die im Allgemeinen jeden Versuch unterdrückte, selbst im Reichstage diese hochpolitischen Reden und Telegramme des Kaisers zu besprechen. Unter jenem Artikel 11 der Reichsverfassung, jenem Majestätsbeleidigungsparagraphen und jener Geschäftsführung im Reichstage, waren wir Deutschen tatsächlich in den Dingen, die Leben und Tod betrafen, ein Volk von willenlosen Knechten. Was das praktisch bedeutet, und daß auch jede wirtschaftliche Blüte, die auf solchem Sumpfgrunde erblüht, vor dem ersten Sturme verwelken muß, Das hat uns der Weltkrieg mit seinem Ausgang gezeigt. Daß Das fast 50 Jahre so hat währen können, ist die Schuld der Knechtseligkeit insbesondre des deutschen Bürgertums. Dieser Zustand mußte weg, und es kann ruhig gesagt werden, daß (mit Ausnahme einer Republik Liebknecht-Luxemburg die noch knechtender wäre) jeder andre Zustand besser ist.

Die Erfüllung aber alles Dessen, was wir in diesen Dingen brauchten, gab uns und hätte uns weiter gegeben das „Deutschland des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prinzen Max": Den Artikel 11 der Reichsverfassung hatte es bereits beseitigt, und das Erbteil von Byzanz, der Majestätsbeleidigungsparagraph, nebst dem ganzen undeutschen Majestätsbegriff überhaupt wäre kraft Naturnotwendigkeit gefolgt. Auch hatte die Regierung des Prinzen Max bereits dafür gesorgt, daß, durch die Unterstellung des preußischen Militärkabinetts unter das Kriegsministerium, das preußische Heer aufgehört hatte, als Privatwerkzeug des Königs benutzt werden zu können. — Diejenige Art von Monarchie, die uns von Deutschland des Prinzen Max bereits gebracht war und notwendigerweise weiter gebracht werden mußte, war nichts Andres mehr, als die englische Monarchie, mit der England und die Engländer so vortrefflich gedeihen. Ich bin der Meinung, daß es gut gewesen wäre, wenn es dabei sein Bewenden gehabt hätte. Ich glaube also, daß die darüber nun noch hinausgehende eigentliche Revolution kein Fortschritt mehr gewesen ist, sondern das Gegenteil: Zwar daß die Fassade Deutschlands jetzt republikanisch ist, anstatt monarchisch, das ist, wie schon gesagt, sachlich ziemlich belanglos; das ist an sich weder ein Vorteil noch ein Nachteil. Aber die ganze, mit der Revolution naturgemäß verbundene Unruhe, Unordnung und Kräfteverschwendung, ist besonders bei der jetzigen auswärtigen Lage des Reiches, ungemein wenig ersprießlich gewesen: Es tut nicht gut, wenn man seine Kraft und Aufmerksamkeit auf eine Änderung der Hausfassade verwendet, ausgerechnet zu einer Zeit, wo Nachbarn dabei sind, das Haus selbst in Brand zu stecken. — Jetzt natürlich wäre es wieder eine genau so überflüssige Kräfteverschwendung, wollte man die nun einmal eingeführte republikanische Fassade wieder in eine monarchische umwandeln. Jetzt muß mit der Reichsmaschine gearbeitet werden, wie sie jetzt einmal ist. Und es ist nur zu hoffen, daß sich die deutsche Republik, die im Tiefsten gedeihende, nordamerikanische Republik zum Muster nehmen wird, und nicht die im Tiefsten immer unordentliche und freiheitslose französische. Weiter aber — und ich weiß, daß ich damit den Wunsch vieler Millionen Deutscher ausspreche — ist auf das Stärkste zu wünschen, daß uns die Kraft des Prinzen Max von Baden nicht dauernd fehlen möge. Mag er nun einmal Präsident der deutschen Republik werden, oder ihr Reichskanzler, ihr Minister des Auswärtigen oder was sonst, er bleibt uns der lebende Verkünder des Geistes der Paulskirche von 1848; wir wollen ihn nicht dauernd missen.

Das allerdings muß noch hinzugefügt werden: Auch wenn wir das Deutschland des Prinzen Max unter Bewahrung einer monarchischen Fassade behalten hätten, auch dann hätte, meiner Meinung nach, Kaiser Wilhelm II. auf den Thron verzichten müssen:

Nicht weil ihn eine „Schuld" getroffen hätte. Wer das behauptet, redet Unsinn oder Schlimmeres (darüber nachher noch mehr). Sondern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weil Kaiser Wilhelm II. durch seine Natur für seine Stellung so völlig ungeeignet war. Er war ein hochbegabter Mann, und hätte ihn ein besseres Geschick an eine andre Stelle im Leben gestellt, so hätte er Gewaltiges — nicht nur, wie er es zweifellos auch jetzt getan, wollen sondern — auch leisten können. Ich könnte mir zum Beispiel denken, daß er als Sohn nichtfürstlicher Eltern ein glänzender Tagesschriftsteller, Parteiredner, vielleicht selbst Künstler geworden wäre. Aber für den Leiter eines Staates fehlten ihm die beiden wesentlichsten Eigenschaften: Augenmaß und Selbstkontrolle.

Er war ohne Augenmaß, und deshalb konnte er besonders auch die Tragweite seiner eigenen Handlungen nicht beurteilen: Er erkannte zum Beispiel ganz richtig, daß für uns Deutsche, bei unsrer politischen Lage, die uns jeden Tag einen Krieg mit Frankreich und Rußland bringen konnte, ein gutes Verhältnis zu England Lebensnotwendigkeit war. Er sprach es auch in sehr richtiger Weise immer wieder aus, daß er ein solches gutes Verhältnis zu England wünsche. Aber dabei trieb er dann gleichzeitig, teils aus der menschlich so sympathischen Vorliebe für die See, teils unter dem Einflusse des unseligen Tirpitz, eine Flottenpolitik, die England kraft Naturnotwendigkeit bei dem ersten europäischen Konflikte auf die Seite unsrer Feinde bringen mußte. Er hat ferner nie begriffen, wie fürchterlich uns alle seine (ausnahmslos gut gemeinten) Reden und Telegramme im Auslande schadeten. Wie das, was er in der hochgespannten Laune des Augenblicks mit dem Munde oder mit dem Telegraphendraht in die Welt warf — zum Beispiel seine Mahnung an die deutschen Chinakrieger, dem gewaltigen Hunnenkönig Attila nachzueifern, oder seine Selbstbezeichnung als Admiral des Atlantischen Ozeans in dem Telegramm an den Zaren — im Auslande eine höchst ungünstige Dauerwirkung für die Beurteilung des deutschen Wesens und der deutschen Politik hatte.

Und da er außerdem eben auch impulsiv war, so drängte es ihn alle Augenblicke, solche unzweckmäßigen Reden zu halten und solche schädlichen Telegramme zu telegraphieren. Das Letzte in dieser Art war das Wort vom Siegesmahl an den Bürgermeister von Aachen, und die Rede an die Arbeiter bei Krupp.

Ein Mensch dieser Art paßte in keinen Beruf hinein, der große praktische Verantwortungen mit sich führt; auch als Großkaufmann wäre er gescheitert, auch als Feldherr und auch als Fabrikdirektor. Und es ist ein schweres Unglück nicht nur für ihn, sondern auch für Deutschland gewesen, daß er in einen Beruf hineingeboren wurde, der ihm die allergrößte praktische Verantwortung auferlegte, die ein Mensch zu tragen haben kann.

Das muß gesagt werden, um der Wahrheit willen, und damit man klar sehe. Aber auch, damit man sich damit das Recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwerbe, gegen all die Widerlichkeiten zu protestieren, die jetzt auf Kaiser Wilhelm II. gehäuft werden. Schon Das ist widerwärtig, wenn Zeitungen, die früher vor ihm gekrochen sind, ihn jetzt als den „Exkaiser" zu bezeichnen belieben (mir liegt gerade eine solche Zeitung rechtsnationalliberaler oder, wie das ja jetzt heißt, „volksparteilicher" Richtung vor).

Und als Vertreter eines unbeschreiblich abstoßenden Geschlechtes tritt ein Herr Dr. Steiniger auf, der sich selbst als „Monarchisten" bezeichnet und dann unter Berufung auf diese Eigenschaft im Scherlschen „Tag" Kaiser Wilhelm II. in der wüstesten Weise beschimpft. Herr Steiniger nennt den Abgang des Kaisers „unköniglich, unsoldatisch, unmännlich"; er behauptet, der Kaiser sei „wie ein Schulbube aus seinem Amte davongelaufen" er habe „ein unsühnbares Verbrechen gegen seine Dynastie und sein Volk begangen". Herr Steiniger ist ungemein traurig darüber, daß Kaiser Wilhelm II. nicht von der „Gelegenheit" Gebrauch gemacht hat, die „die Front genügend bot", nämlich „durch ein würdiges königliches Ende der Dynastie und dem monarchischen Gedanken neuen Glanz und neuen Halt zu verleihen". Ich finde es immer so unbeschreiblich rührend, wenn Leute, die, wie Herr Dr. Steiniger, selbst fröhlich weiterleben, von andern Leuten verlangen, daß die gefälligst sterben sollen, damit die politischen Grundsätze des fröhlich Lebenden neuen Glanz und neuen Halt gewinnen. (Genau so machten es ja auch die Führer der „Alldeutschen" und der „Vaterlandspartei" gegenüber den deutschen Soldaten.) Und im Übrigen bedaure ich in diesem Falle aufrichtig, daß der Majestätsbeleidigungsparagraph nicht ausnahmsweise noch einmal ins Leben zurückgerufen werden kann, um auf Herrn Dr. Steiniger angewendet zu werden: Wer jemanden, gegen den er gestern noch nicht hätte wagen dürfen, auch nur aufzumucken, heute, wo der wehrlos ist, derartig beschimpft, dem wäre jede Höchststrafe von Herzen zu gönnen.

Ich komme wahrlich nicht häufig in die Lage, der „Deutschen Tageszeitung" beizustimmen, aber es ist dankenswert, daß sie im 1. Beiblatt zu ihrer Nummer 637 vom 15. Dezember 1918 den Bericht eines höheren Offiziers bringt, der die Vorgänge mitgemacht hat, und das, was um den Kaiser und in dem Kaiser tatsächlich vorgegangen ist, so darstellt:

> „Eine Stimmung fatalistischer Ergebung in das scheinbar Unabänderliche lag am 9. November über dem Großen Hauptquartier, als dort die Nachricht eintraf, daß der Kaiser von der Regierung abgesetzt und daß ohne seinen Willen und ohne sein Wissen sein Verzicht auf den Thron veröffentlicht worden wäre. Der König vertraute trotzdem fest auf die Armee und auf die Mehrheit seiner Preußen. Am Nachmittag wurde dann bekannt, daß die Truppen im Reich, daß Etappentruppen und schließlich auch Fronttruppen gemeutert hätten. Die Rheinübergänge waren in der Hand von Aufständischen. Da riet die Oberste Heeresleitung zur Abreise nach Holland. Der Kaiser wollte trotzdem bei der Armee bleiben, er stand auf dem

Standpunkte, daß er seinen Posten unter keinen Umständen verlassen dürfe. Er dachte in diesem entsetzlichen Gewissenskonflikte nicht an sein Wohl, sondern an sein Vaterland, aber was war für dessen Wohl das Beste? Sollte der Kaiser um seiner Person willen blutige Kämpfe heraufbeschwören? Die Oberste Heeresleitung warnte nachts erneut. Glaubt jemand, daß ein Hindenburg diesen Rat ohne Not gegeben hätte? War es da wirklich verdammenswert, daß der unglückliche, doch tatsächlich von Volk und Heer verlassene Herrscher schließlich dem Rat bewährter Männer folgte und schweren Herzens in die Verbannung reiste?"

Dann die ganz wüste Sache, daß die wildesten Kriegshetzer in der Entente, die Clémenceau, Northcliffe, Lloyd George, anscheinend von Holland die Auslieferung Kaiser Wilhelms II. verlangen wollen, damit er wegen seiner „Verbrechen" vor ein „Gericht" der Entente gestellt und „abgeurteilt" werde. Die „Verbrechen" sollen in seiner „Schuld" am Ausbruche des Krieges bestehn. Darüber ist nur zu sagen, daß die Worte „Recht", „Gerechtigkeit" und „Gericht" noch niemals schamloser mißbraucht worden sind:

Selbst wenn es ebenso wahr wäre, wie es unwahr ist, daß Kaiser Wilhelm II. den Krieg absichtlich entfesselt hätte, weil er nämlich geglaubt hätte, damit Deutschlands politischen Interessen zu dienen, so träfe ihn keine „Schuld". Denn auch dann hätte er nichts Andres getan, als was vor der furchtbaren Lehre, die die Menschheit durch diesen Krieg erhalten hat, in allen Staaten, insbesondre auch in England (Burenkrieg!) und nun vollends in Frankreich, als recht, als loyal, ja sogar als „Pflicht" gegen den eigenen Staat gegolten hat. In der letzten Nummer des „Vortrupp" habe ich das ausführlich dargelegt. Wie aber will man auch nur mit einem Schein von Gerechtigkeit jemanden „richten" wegen einer Handlung, die nicht strafbar war, zu der Zeit, wo er sie beging; auch darüber habe ich hier (noch als „Fidelis") im ersten Novemberheft von 1918, und zwar als Jurist, eingehend gesprochen.

Im Übrigen aber ist, worauf ich ebenfalls schon im letzten Hefte hingewiesen habe, der ganze Tatbestand nicht wahr: Nicht der deutsche Kaiser, überhaupt nicht Deutschland, hat den Krieg veranlaßt, ebenso wenig wie — entgegen einer bei uns viel verbreiteten Legende — England Das getan hat. Veranlaßt haben den Krieg Frankreich und vor Allem das Rußland des Zaren bewußt und vorsätzlich; und außerdem die Dynastie Habsburg durch unglaubliche Torheit. Deutschland und England haben gebremst, solange es ging. — Wie völlig unsinnig der Gedanke ist, Kaiser Wilhelm II. habe jemals bewußt etwas veranlaßt, was zum Vergießen von Menschenblut führen mußte, zeigt sein wirklich herrlicher Brief an Bethmann Hollweg vom 31. Oktober 1916, der Brief, der die Deutsche Tat vom 12. Dezember 1916 vorbereitete, und den wir unserm unglücklichen Kaiser denn doch auch nicht vergessen wollen. In diesem Briefe hieß es bekanntlich:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf Allen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz hat für seine und die feindlichen Menschen, der unbekümmert um die eventuellen absichtlichen Mißdeutungen seines Schrittes den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen. Legen Sie mir bald die Noten vor und machen Sie alles bereit."

Einen solchen Brief schreibt, und die in dem Schreiben dieses Briefes enthaltene Handlung vollführt niemand, der imstande wäre, vorsätzlich einen Krieg zu veranlassen.

Bisher wehrt sich Holland ritterlich gegen das unglaubliche Verlangen, Kaiser Wilhelm II. auszuliefern. Wir Deutschen haben — weil „Alldeutsche" und „Vaterlandsparteiler" durch ihren Druck auf den politisch unerfahrenen Ludendorff einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden verhindert haben, der uns gerettet und unsre Macht erhalten hätte — heute keine Macht mehr, Holland dabei zu unterstützen. Aber zu etwas haben wir noch die Macht: immer wieder mit allem Ernst und mit aller Schärfe auszusprechen und vor aller Welt zu bekennen, daß Das, was die obersten Kriegshetzer der Entente, was Clémenceau, Northcliff und Lloyd George in dieser Sache wollen, kein Recht ist, sondern allergemeinste Gewalt — allergemeinste, weil Gewalt in der Maske des Rechts. Es steht zu hoffen, daß den Clémenceau und Genossen wenigstens dieses ihr übles Vorhaben nicht gelingt. Gelingt es doch, was Gott und alle gutem Mächte verhüten mögen, so soll es wenigstens vor der Geschichte erscheinen, als das, was es ist. Das wird es tun, wenn jeder Deutsche, ohne Unterschied der politischen Überzeugung es so nennt, wie jeder rechtlich denkende Mensch es nennen muß.

Es wird jetzt bei uns von unberufenen Schwätzern Manches darüber geschwätzt, die deutsche Ehre sei verloren. Solches Geschwätz ist an sich nicht einmal tragisch zu nehmen, denn es ist einfach Blech: Kein Volk verliert seine Ehre deshalb, weil es, nachdem es sich todmüde gesiegt hat, schließlich gegen die ganze Welt zusammenbricht. Aber Deutschlands Ehre wäre in der Tat in dem Augenblicke verloren, wo das deutsche Volk z u s t i m m t e oder auch nur dazu schwiege, daß gegen den Mann, der — wenn auch ohne genügende Eignung und ohne Glück — sein Führer war, gemeinste Gewalt geübt werde unter der Maske des Rechts.

H e r m a n n P o p e r t.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einkehr.

I.

Jeder, der recht denkt und für die Menschheit fühlt, mußte den Sturz der alten Gewalten begrüßen. Das alte System entbehrte in Anlage und Handhabung jeder sittlichen Grundlage. Selbst die beschränktesten Köpfe müssen das in dem unwürdigen Kriege mit seiner schamlosen Cliquenlügerei erkannt haben.

Mit großer Hoffnung grüßte man das Neue. Die Hoffnung aber dämpft sich mehr und mehr für die Besonnenen und die Besinnungsfähigen. Was wir sehen, ist zuguterletzt nichts als rein materielle Sorge und Geschäftigkeit. Überall weht derselbe Wind geistiger Armut und persönlicher Begehrlichkeit. Die bisherigen Beratungen der geistigen Arbeiter machten für den, der tiefer blickt, leider davon keine Ausnahme. Selbstverständlich ist es augenblicklich in der Zeit des Aufräumens, des Übergangs und der Vorbereitung die Hauptaufgabe, die materielle Lage zu sichern. Aber die geistigen Güter dürfen nicht ganz ausgeschaltet werden, sonst kann es geschehen, daß späterhin eine geistige Lage überhaupt nicht mehr zu schaffen ist. Und die geistige Lage ist für den späteren Aufbau von Volk und Staat die Hauptsache.

Wer zeigt den rechten Weg? Wie soll der wandern, der nach wahrem Menschentume strebt?

Das offizielle Christentum — nicht Jesus Christus und seine reine Lehre — hat in diesem Kriege bankrott gemacht, und müßte sich selber erst einmal wieder reinigen und aufrichten. Gotteslästerungen schlimmster Art waren die Gebete Kaiser Wilhelms II. und seiner Leute für einen errungenen oder zu erringenden Sieg. Wer ein Schlachtfeld gesehen hat, weiß, was es heißt, Gott zum Teilhaber dieser furchtbarsten menschlichen Verwirrung zu stempeln. Gotteslästerungen waren auch die kriegshetzerischen Predigten und Flugschriften christlicher Prediger, wie sie millionenfach das religiöse und sittliche Empfinden des Volkes vergiftet haben.

Auch die Wissenschaft versagt als Führerin. Sie hatte sich zwar schon vor dem Kriege angemaßt, die Führerin des neuen Menschen zu sein, hatte aber dadurch nur bewiesen, daß sie sich über ihre Grenzen und somit über ihr Wesen völlig unklar war, und hatte dadurch zu der überhandnehmenden Halbbildung und dem Kulturbankrott wesentlich beigetragen. Gab sie doch ihre Annahmen (Ideen im philosophischen Sinne) als Tatsachen aus und beanspruchte so bei dem Laien eine Unfehlbarkeit, die ihr niemals zukommen kann. Sie hatte nicht nur die Achtung vor dem Denken, sondern auch die Fähigkeit zum großen Denken verloren.

Und die Kunst? Die Kunst kann ebenso wie die Wissenschaft niemals Führerin, sondern nur Begleiterin sein auf dem hohen Wege zur Wahrheit. Aber auch dazu hat sie sich in der Gegenwart als unfähig erwiesen. Entweder Nachahmung und Gastbesuche bei anderen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeiten und anders denkenden Völkern, oder plumpe Einstellung auf die Welt der Erscheinungen. Erst in jüngster Zeit Versuche, über die Welt und das Ich der Erscheinung hinauszuführen. Aber eben nur Versuche.

* * *

Alle wahre Erlösung geht vom wahren Denken aus. Ohne Erkenntnis keine Erlösung. Zwei Erkenntnisse tun heute not.

Erstens die Erkenntnis der wahren Sachlage, und zwar nicht in den engen Grenzen des Staatsgeschehens sondern in der Unbegrenztheit des Weltgeschehens.

Zwiespältig ist der Mensch ein Bürger zweier Welten. Wir sind Bürger im Reich der Freiheit und im Reich der Notwendigkeit, sagt Kant. Des Menschen eines Teil ist erkennbar und gehört der Welt der Erscheinungen an: das niedere Ich, das in allen seinen Teilen vergänglich ist; sein anderes Teil ist unerkennbar und jenseits der Erscheinungswelt: das höhere Ich, das eigentlich kein Ich mehr ist und unvergänglich sein muß. Das niedere Ich ist die Unterlage, an der die Energieform des Lebens haftet. Ist die Unterlage abgenutzt, muß eine neue ergriffen werden. Das ist Naturgesetz. Die Energie des Weltalls ist konstant. Solange Leben in der Energieform des Lebens beharren will, ist ihm das Leben gewiß. Einen Tod im Sinne völliger Vernichtung gibt es nicht. In der Natur herrscht das Energiegesetz; mithin kennt die Naturwissenschaft keinen Tod, sondern nur Wechsel, Umschaltung. Die Wiedergeburt ist eine Forderung der Naturwissenschaft. Je nach der Willensrichtung, die im Menschen die Oberhand hat, ordnet sich mit Naturnotwendigkeit seine Wiedergeburt, werden im Tode unvollkommene oder vollkommenere Lebensbedingungen ergriffen.

Der Wert der beiden Bürgerrechte des Menschen ergibt sich von selbst. Was ist, verglichen mit der Weltenwanderschaft des höheren Ichs die augenblickliche Staatswanderschaft des niedern? Der Weise schaut mit Gleichmut auf das, was seinem niedern Ich zustößt oder bevorsteht. Woher holt er sich diesen Gleichmut? Nicht aus Wähnen und Glauben, sondern aus dem Wissen, mit der Fackel der Vernunft bewährt.

Die Fackel der Vernunft leuchtet wohl den meisten Menschen, aber die wenigsten machen den richtigen Gebrauch davon. Bei der Mehrzahl steht sie lediglich im Dienste des niedern Ichs und seiner materiellen Sorgen und Wünsche. Vernunft im Dienste des höhern Ichs ist Umkehr, Wiedergeburt im Geiste. So gebraucht, ist sie Grundlage der Kultur; anders gebraucht, führt sie höchstens zur Zivilisation.

Unsere Zeit ist seit vielen Jahren lediglich auf das niedere Ich eingestellt. Daher die Gier, die in der ekeln Machtgier gipfelte. Von der Revolution erwarten die Besten nicht nur eine staatliche Wiedergeburt aus dem Lügenschmutz des Alten, nein, sie erwarten auch eine überstaatliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wiedergeburt: eine Wiedergeburt im Geiste, eine Umkehr im Vernunftgebrauch.

Bisher ist davon nichts zu spüren. Kant nannte sich selbst den größten europäischen Revolutionär im Geiste, und meinte, seine Zeit würde vielleicht nach 100 Jahren kommen. Der Augenblick ist da. Nun mag sich zeigen, ob die neue Zeit fähig ist, seine Geistesrevolution in die Tat umzusetzen. Dann waren Krieg und äußerer Zusammenbruch nicht vergeblich.

Die richtige Vernunfteinstellung auf das große letzte Ziel des Menschseins ist der erste Weg, der beschritten werden muß, will man zur Menschheitshöhe klimmen. Los von Eigennutz und Begehrlichkeit, los vom Haß, los von der dumpfen Luft der Unwissenheit und prahlerischen Halbbildung! Wir sind nicht in der Welt, daß es uns gut gehe, sondern daß wir gut werden! Das sind die Führerworte auf dem Wege. Und über dem Wegesanfang steht: Ohne Erkenntnis keine Erlösung. Und jeder kann sich nur selbst erlösen. Habe Mut zur Wahrheit! Und über dem Wege strahlen zwei mächtige Sterne mit kühlem Licht: Sie heißen Vernunft und Pflicht.

Und glaube man ja nicht, daß ein Mensch, der sich seiner wahren Bestimmung und seiner Weltenbürgerschaft bewußt ist, ein unbrauchbares Glied seiner Umwelt und ein Schwärmer sei. Im Gegenteil. Die lediglich im Dienst des niedern Ichs stehen, sind die Schwärmer und Betrogenen, und nichts von Dauer krönt all ihr Bemühen. Je mehr dagegen ein Mensch dem wahren Vernunftgebrauche folgt, je mehr er abrückt von dem niedern Ich, um so mehr Kräfte kriegt er frei für seine Umwelt. Die Wünsche unsers niedern Ichs und ihre Befriedigung verbrauchen ja des Menschen meiste Kräfte.

Das Geheimnis der wahrhaft großen Menschheitsführer ist, daß sie ichbefreite, reine Menschen waren. Daher der Führermangel unsrer Zeit.

II.

Haben wir erstens unsere Stellung im Reich der Freiheit richtig verstanden, so müssen wir zweitens auch unsere Stellung im Reiche der Notwendigkeit richtig bewerten. Nicht nur das höhere Ich, wir müssen auch das niedere erkennen und bewerten. Das läuft hinaus auf Selbstbesinnung, Selbstbeurteilung.

Mit Recht suchen wir die Schuld an Deutschlands Zusammenbruch bei der unsaubern Clique des alten Systems. Aber es ist immer einseitig und feige, die Schuld nur auf einer Seite zu suchen. Liegt nicht auch bei uns selbst ein Teil der Schuld? Warum ließen wir uns so schamlos anlügen und so menschenunwürdig ausbeuten? Blicken wir beherzt ins eigene Innere und fragen uns: Woran fehlt es den Deutschen unserer Tage? Darauf spitzt sich die Selbstprüfung zu. Nur wenn wir unsere Fehler erkennen, können wir sie heilen und aus unserer Volkskrankheit zur Volksgesundung kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zurzeit wird viel gescholten. Was ich sage, soll kein Schelten sein. Der Arzt, der einen Kranken untersucht, beschimpft ihn nicht ob der gefundenen Gebresten. Doch will er die Gebresten heilen helfen, muß er sie klar erkennen und bezeichnen.

Kaum hat uns dieser Schlag von außen furchtbar getroffen, erhebt die Prahlerei im Innern schon wieder ihre Stimme. Das alte widerliche Lied von unserer Kultur und ihrer Höhe ertönt von neuem, nur in andrer Tonart. Kaum sind die umbuhlten morschen Gewalten gestürzt, so werden die neuen Gewalten umbuhlt, und zwar von denselben Leuten, die vorher in das unsaubere Horn der Geld- und Machtgier stießen. Woher das alles? Das System ist anders, der Geist noch lange nicht.

Ich will einmal die gröbsten Krankheitsherde bloßlegen:

1. Es fehlt uns an Charakter. Die Neigung zur Kriecherei war schon von jeher jedem Sorgenden bekannt. Schon Kant meint, daß wir es darin von allen Völkern der Welt am weitesten gebracht haben. Sonst wäre ein Günstlingsregiment wie das Wilhelms II. nie möglich gewesen. Der Einzelne bei uns hat selten Mut und Fähigkeit, seine bessere Meinung gegen die herrschende standhaft zu vertreten. Wir sind unzuverlässig. Um eigenen Vorteils willen wechseln wir Meinung und Standpunkt. Die Zugeständnisse sind uns zur Gewohnheit geworden.

2. Das kommt daher, daß wir persönlich, aber nicht sachlich denken. Die Hurrahschreier schrieen früher ebenso häufig: „Um der Sache willen!“ und meinten ihren eigenen Vorteil. Auch jetzt ist viel Geschrei, wobei Sache und Sache immer wieder klingt. Prüft man es, so wird man fast überall das nackte liebe Ich aus den erborgten Tönen herauskreischen hören. Der Berliner Geist hat uns darin am meisten verdorben. Nur ein Beispiel: die berlinisch beeinflußten Universitäten: Cliquenwirtschaft, Günstlingswirtschaft, Strebertum, Dogmenherrschaft und Ketzerrichterei, Bonzentum, Dünkel, Marschieren mit gebundener Marschroute und Geschäftsgeist. Der Laie ahnt nicht, welches Spiel mancherorts mit der Wissenschaft und ihrer edeln Freiheit getrieben wird.

3. Wir haben keine Qualitätsbewertung. Wer sich einigermaßen durchsetzt, hat seinen Anhang; was hinter ihm steht, danach fragt so gut wie niemand. Vieles, was bei uns so aussieht wie innere Verlogenheit, ist nichts weiter als ein bedauerliches Armutszeugnis, als die mangelnde Qualitätsbewertung gegenüber Personen und Sachen. Daher schauen wir auch immer nur auf die Augenblickswirkung; was später kommt, kümmert die Wenigsten.

Dieser Fehler hat seinen Hauptgrund in der Unsachlichkeit. Will man die Qualität eines Einzelnen, eines Volkes oder einer Sache richtig bewerten, so muß man den richtigen Maßstab haben. Am Ich gemessen, mißt sich alles falsch. Doch noch ein andres kommt hinzu, den Maßstab zu verfälschen:

4. Wir haben eine grundfalsche Erziehung. Von der Hauptaufgabe: der ethischen Erziehung, der Ausbildung zum wahren, edeln Menschen war auf unserer Schule bisher keine Rede. Und nach den neuesten Verordnungen und Lehrerversammlungen fürchte ich, daß diese Hauptaufgabe jeder wahren Erziehung auch jetzt noch nicht klar erfaßt und erstrebt wird. Ich sehe ganz ab von dem verlogenen Geschichtsunterricht, von dem dogmatischen Religionsunterricht — unsere ganze Schulerziehung ist eine einseitige Ausbildung eines kleinen Teils des Verstandes, nicht der Vernunft im Sinne Kants, der Vernunft, die fähig wird, nach richtiger Übung und Einstellung die höchste Aufgabe des Menschen zu erkennen und zu verfolgen.

5. So kommt es, daß wir wohl Vielwisserei, aber kein wahres Wissen haben. Aus Vielwisserei kommt Halbbildung und daraus Prahlerei und Dünkel. Das alles trieb seine höchsten Blüten in Berlin und machte uns in aller Welt unleidlich. In einer sogenannten gebildeten Gesellschaft schaudert man vor dem Mangel wirklichen Wissens und der damit verbundenen Urteilsunfähigkeit. Nur so war es möglich, daß sich die Mehrzahl der Deutschen im Kriege so schamlos betrügen ließ.

* * *

Wir sind Krüppel geworden, und müssen wieder gehen lernen.

Es gilt den Maßstab für uns selber wiederzufinden.

Es gilt, die Hauptaufgabe ins Auge zu fassen: Die größte Angelegenheit des Menschen ist, darum zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Es gilt den Kampf um den inneren Wert.

Diese Hauptaufgabe ist zu lösen. Aber es kann nur geschehen im Bunde mit den Wahrhaftigen. Die Bahn muß frei werden für die Wahrhaftigen; erst dann wird sie auch frei für die Tüchtigen.

Alsdann mag kommen, was da will, nach außen und nach innen — gelassen sprechen wir mit Kant:

„Unser Zustand mag sich ändern; unser Wert bleibt"

III.

Zum Schluß eine Nutzanwendung.

Der Weise kann nicht mit einstimmen in das Jammern um die Gegenwart und Zukunft, weder für das Volk noch für sich selbst. Er erträgt das Ungemach mit Gleichmut, weil er es als einen gerechten Ausgleich ansehen muß. Für das Volk ist es ein gerechter Ausgleich, weil es sich die verbrecherische Cliquenregierung so lange hat gefallen lassen und weil es die verbrecherischen Pläne dieser Regierung mit Gut und Blut gestützt hat.

Es ist ganz ungerechtfertigt, sich über die Brutalität der Feinde zu beschweren. Erstens haben oder hätten wir es genau so gemacht, und zweitens ist das nur, wie gesagt, eine Art Ausgleich für die Minderwertigkeit unserer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Willensrichtungen vor und während des Krieges. Im übrigen fällt die sogenannte Brutalität der Gegner viel mehr auf die Gegner selbst zurück, indem sie ihre Denkart vergiftet, als daß sie die Guten unter uns in ihrem inneren Bestande wesentlich beeinträchtigen könnte.

Gewiß, es gibt Einzelne, die weniger blind als die große Mehrzahl, sich früher immer gegen die üble Fahrt gestemmt haben, oder Vernunft gepredigt, oder sich angeekelt zurückgezogen haben. Diese Wenigen trifft keine Schuld für das Unheil der Gegenwart, aber auch sie haben keinen Grund, sich darüber zu beschweren, daß sie gerade in einem so traurigen Staate wie dem Deutschland der letzten vergangenen und der zukünftigen Jahrzehnte leben müssen. Denn der Herr seines Schicksals ist jeder selbst. Es liegt nicht nur ganz allein an mir selbst, was ich in der zukünftigen Daseinsform werde; es lag auch ebenso ganz an mir selbst, was ich in der jetzigen Daseinsform bin. Mein jetziges Leben ist das Resultat aus den Willensrichtungen meiner vorigen Daseinsform. Einer bestimmten Ursache folgt die ihr genau entsprechende Wirkung, das ist Naturgesetz, und nach ihm regelt sich unweigerlich auch die Wiedergeburt. Die Energie des Weltalls ist konstant. Die Energie meiner Willensrichtung in meiner vorigen Daseinsform muß also derart gewesen sein, daß sie mich nach Abnutzung der Körpergeistmaschine in so morsche äußere Verhältnisse zum neuen Leben hingezogen hat.

Also auch der Edle oder der nach Veredlung Strebende hat keinen Grund über sein Schicksal zu klagen. Im Gegenteil, er kann sich freuen, daß es ihm vergönnt ist, seine Schuld an seinem höheren Ich schon in dieser Daseinsform abzutragen und damit auszulöschen. Wer in den kommenden Zeiten gerade in Deutschland edel bleibt oder edel wird, der hat eine härtere Arbeit als wo anders, tut also damit auch im Dienste seines höheren Ichs mehr denn wo anders. Und darauf kommt schließlich alles an! So hat er die größere Möglichkeit, durch leidvolle Erfahrungen zur Selbstbesinnung, zur Einkehr und Umkehr und somit zur Wahrhaftigkeit und Wahrheit zu gelangen.

Wer sein Ungemach willig auf sich nimmt als ein Schicksal, das er sich selber ganz allein zuzuschreiben hat, und von dem er im übrigen weiß, es trifft ja nur sein kleines vergängliches Erscheinungsich — der geht leicht und frei und in lächelnder Gelassenheit auch durch die äußere Trübsal der kommenden Jahre.

Prof. Dr. Hans Much.

Briefe an eine Mutter.

8.

Verzeihen Sie mir die lange Pause in der Beantwortung Ihres letzten Briefes, sie wurde veranlaßt durch die Fülle der sich überstürzenden gewaltigen Ereignisse, die so verwirrend auf uns alle wirkten. Was haben

wir in den letzten Monaten nicht alles erlebt! Welch ein Umschwung! Ein ganz neues Zeitalter kommt herauf, das hoffentlich recht, recht verschieden sein wird von dem dahingeschwundenen. Dann hätten die vielen Tausende ja doch nicht vergeblich ihr Blut verspritzt, und auch das Opfer Ihres braven Gatten wäre nicht umsonst gewesen. Was wird nun werden? Ich verdenke es gewiß niemandem, wenn er jetzt düster in die Zukunft blickt. Gar mancher mag innerlich nicht mehr mit können und kann nicht mehr in seinen Grundanschauungen umlernen. Und doch meine ich, wir dürften eigentlich frohen Mutes sein, denn die Möglichkeit ungeahnter Verbesserungen auf allen Gebieten besteht entschieden. Freilich, ein Riese vermag wohl durch einen Schlag eine ganze Welt in Trümmer zu schlagen, aber es gehört unendlich viel Sorgfalt und Behutsamkeit und Weisheit dazu, eine neue wieder aufzubauen. Da werden auch wir vielleicht noch durch manche schweren Irrtümer hindurch müssen, werden verhängnisvolle Fehler begehen und gänzlich falsche Mittel ergreifen. Leider ist's immer so, daß erst auf eine Nacht eine neue Morgenröte folgt. Möge unser Gott die neuen Männer, die das Staatsruder ergriffen haben und uns einen neuen Kurs steuern wollen, erleuchten, daß die Wege, die sie uns führen, nicht gar zu finster werden.

Auch auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung stehen wir vor ganz Neuem. Wie hat man noch vor wenigen Jahren, als sich die alte Staatsherrschaft noch so sicher im Sattel fühlte, über uns Schulreformer gelacht und gehöhnt! Über Nacht aber sind alle unsere umstürzlerischen Ideen Selbstverständlichkeiten geworden. Welch Glück ist es heute, daß der fortschrittliche Teil der Lehrerschaft seit Jahrzehnten an dem Plane des neuen Schulpalastes, in das nun die neue Zeit unsere Kinder einführen will, gearbeitet hat. Wohin die Reise auf dem Schulgebiete geht, das habe ich Ihnen vom ersten Briefe an anzudeuten versucht; und ich bin froh, daß ich heute nach der großen Umwälzung eigentlich kein Wort zurückzunehmen brauche. Ich habe Ihnen auseinandergesetzt, daß die Entwicklung der schöpferischen Kräfte im Kinde eine der Hauptaufgaben der Erziehung ist und habe an Beispielen zu zeigen versucht, in welcher Weise man diesem Ziele dienen kann.

Aber von einem der wichtigsten Mittel habe ich Ihnen noch nicht gesprochen, von dem Erzählen in der Kinderstube.

Ich sehe mich noch als kleinen Knaben mit meinen Brüdern in Großvaters enger, aber urgemütlicher Stube um den niedrigen Kanonenofen herumsitzen, wenn die Dämmerstunde gekommen und draußen der Schnee an den Fenstern hernieder rieselte. Da hockten wir zusammen und ließen uns erzählen von der Franzosenzeit und Napoleon, von Wanderfahrten und Jagdabenteuern in der Lüneburger Heide. Und wie wußte der Gute zu erzählen! Lebendig wurde uns jedes Wort. Wie manchesmal hab ich es später schon bedauert, daß ich als Erwachsener nicht mehr nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

prüfen konnte, worin eigentlich die große Erzählkunst meines Großvaters bestand. Ich glaube, er arbeitete mit ganz einfachen Mitteln.

Es ist so sehr schade, daß die Erzählstunden im Familienkreise aus der Mode gekommen sind. Freilich, welche Mutter oder welcher Vater hätte in unserer raschlebigen Zeit noch Muße für solche „überflüssigen" Dinge? Vielleicht hat auch das Kinderbuch die mündliche Erzählkunst entbehrlicher gemacht. Das ist nun freilich nicht unter jeder Bedingung ein Unglück, denn ein gutes Buch wirkt ohne Zweifel edler und beglückender auf das Kind als eine verunglückte mündliche Erzählung; aber die Lektüre unserer Kinder haben wir Erwachsenen doch nicht so ausschließlich in der Hand, wie die freie Erzählung, die wir ihnen gelegentlich bieten.

Das Märchen, das die Mutter oder die Großmutter den Kindern erzählt, und die frei erfundene oder auf Erinnerung beruhende Wirklichkeitserzählung haben ja vor dem Buche den Zauber des Persönlichen voraus, der gerade auf Kinderherzen so nachdrücklich und belebend wirkt.

Solange das Kind noch in der Märchenwelt lebt, und nur nach Märchen verlangt, wird die Mutter kaum in Verlegenheit kommen, was sie erzählen soll. Hat sie auch schon hundertmal von „Hänsel und Gretel", von „Dornröschen" oder „Schneewittchen" erzählt, die Kleinen sind immer wieder beglückt, wenn man ihnen diese Geschichte am nächsten Tage nochmals bietet.

Beim Märchenerzählen macht man merkwürdige Erfahrungen: die Kinder verlangen sehr oft die Erzählung eines schon gehörten Märchens in genau der alten Form. Selbst nebensächliche Abweichungen werden bemerkt und als unrichtig empfunden. Nach meinen Erfahrungen liegt der Grund für diese auffällige Erscheinung in dem Märchenstil, der von dem Deutsch, das die Kinder sprechen, eigenartig abweicht. Sie lieben diesen rein epischen Stil des Märchens und ein gewisses ästhetisches, wenn auch unklares Gefühl läßt sie dann die einmal als schön und passend empfundene Form wieder verlangen. Bei Kindern aber, denen man die ersten Märchen nicht im Stil der Gebrüder Grimm erzählt hat, denen man frei in ihrer Sprache vortrug, habe ich dieses rechthaberische Verbessern seitens der Kinder nie beobachtet. Solange das Kind Märchen und nichts als Märchen verlangt, soll die Mutter sie ihm natürlich geben. Da ist ja kein Mangel, nur mahnen möchte ich Sie, Ihren Kindern die saft- und kraftlosen Nachdichtungen und die Flut der Erzeugnisse „Märchen" schreibender alter Tanten fern zu halten. Auch in der modernen Märchenliteratur gibt es leider heute eine Unmenge Zeugs, das keinen Schuß Pulver wert ist. Halten Sie sich lieber an unsere alten bekannten Verfasser, die geben Ihnen und den Kindern besseres und mehr, als die Kleinen verlangen werden.

Doch die Zeit, in der das Kind nur nach Märchen verlangt, hat eines Tages — und das oft sehr plötzlich und unerwartet! — ihr Ende. Sehr selten trifft man Kinder, die eigentlich nie an Märchen Gefallen gefunden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben. Solchen Ausnahmenaturen soll man sie natürlich auch nicht aufdrängen. Bei den meisten Kindern aber tritt im 8. oder 9. Lebensjahre auf einmal eine oft starke plötzliche Abneigung gegen alles Märchenhafte ein, und gebieterisch verlangen sie dann nach Geschichten, die „wirklich wahr" sind. Der Sinn nach Wirklichkeit, nach strenger Sachlichkeit ist über Nacht im Kinde lebendig geworden. Mitunter tritt diese Wendung schon früher ein, selten später. Solche sprunghafte Entwicklung kann man ja auch auf anderen Gebieten im Leben der Kinder beobachten.

Doch gerade in diesem Fall gerät die Mutter, die dem Verlangen des Kindes nach Wirklichkeitserzählung nachkommen möchte, leicht in Verlegenheit. Was soll sie erzählen? Die Jugendschriftsteller lassen hier die Mutter fast völlig im Stich. Wenn nämlich auch an Wirklichkeitserzählungen, d. h. an Geschichten, die sich zugetragen haben können, an sich kein Mangel ist, so enthalten doch die meisten für jüngere Kinder so viel Fremdartiges oder auch Bedenkliches, daß es besser ist, eine derartige Literatur nicht an die Kinder heranzubringen.

So bleibt schließlich für die Mutter nichts anderes übrig als selbst die nötigen Geschichten zu erfinden. Auf den ersten Blick mag Ihnen dieser Rat als gänzlich verfehlt erscheinen. Sicherlich schütteln Sie bedenklich den Kopf und seufzen tief auf über meine neue Zumutung und behaupten, das gehe denn doch über ihre Kraft und Ihre Geschicklichkeit. Aber wer Kinder kennt, weiß auch, daß sie in der lebendigen Erzählung keine großen Anforderungen an die Handlung einer Geschichte stellen. Ihr Interesse und ihr Verlangen ist schließlich auf ganz andere Dinge gerichtet. Nicht einmal eine geschlossene Handlung braucht der Geschichte zugrunde zu liegen. Das Kind will nur ein Stück Leben, ein Stück seiner Welt, in der es täglich lebt, anschaulich geschildert haben. Die Handlung kann so anspruchslos wie möglich sein, wenn sie das Kind nur irgendwo tiefer in ein Stück Alltag hineinführt. Darum kommt es viel weniger auf den Stoff als auf die Erzählweise an. Meinen eignen Kindern habe ich eine Unzahl ganz anspruchloser Geschichten erzählt und stets einen starken Eindruck beobachten können, wenn ich nur breit und anschaulich genug erzählte, so daß die Erzählung die Kinder fast mühelos in ein neues Stück Welt einführte. Meistens wählte ich Themen, die sozusagen auf der Straße liegen: von einem Kinde, das sich verlaufen hat, von einer Geburtstagsfeier, von einem Kinde, dem der Vater oder die Mutter starb, Ferienerlebnisse, von einem Kinde, das unterwegs Geld verlor, von einer Kinderfreundschaft, wie sie entstand und wie sie endete, von Kindern, die in einer großen Fabrik eine Bestellung zu machen hatten usw. Vielleicht sind Ihnen auch meine Berni-Bücher einmal vor Augen gekommen? Solch anspruchslose Erzählungen sollen es sein, die dem Bedürfnis der Kinder nach Wirklichkeitsschilderung dienen möchten. Wenn Sie wüßten, wieviele reizende, ungekünstelte Briefe von Kinderhand mir die Richtigkeit dieser Erzähl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weise bestätigt haben, Sie würden mir auch in diesem Punkte unbedingt vertrauen.

Die Freude an einer Geschichte entspringt eben dem Kinde vor allem aus dem Mit-dabei-sein. Es will innerlich alles klar sehen und Satz für Satz mühelos in sich aufnehmen. Die Handlung ist dann für das Kind nur der rote Faden, der es durch das Labyrinth des bunten Alltags führen soll und der die einzelnen Bilder und Situationen der Geschichte gefällig miteinander verbindet. Sie werden nun auch begreifen, warum es so dringend nötig ist, besonders jüngeren Kindern recht breit und ausführlich zu erzählen. Bis zum 10. Lebensjahre etwa kann die Mutter gar nicht ausführlich genug in ihren Erzählungen berichten, denn das Kind hört, auch wenn man ihm von längst bekannten Dingen berichtet, immer noch so viel Fremdartiges und Neues, daß es Mühe hat, alles gleich während der Erzählung in sich aufzunehmen. Schon ein ungewöhnliches, noch nicht ganz verstandenes Wort, das die Mutter in ihre Erzählung einflicht, erschwert dem Kinde das Verständnis, so daß es den Faden verliert. Sobald aber erst einmal eine Lücke da ist, erlahmt auch rasch das Interesse an dem Fortgang der Handlung. Man muß also so erzählen, daß das Kind Wort für Wort sofort in sich aufnehmen und mit seiner Phantasie die einzelnen Situationen der Geschichte klar erfassen kann. Man kann nicht breit genug darstellen. Was uns Erwachsenen als höchst nebensächlich und bedeutungslos erscheint, ist es doch nicht für das Kind.

Etwa vom 11. Lebensjahre an kann man dann kürzer und straffer erzählen; aber noch immer sollte der Stoff allein aus dem Erfahrungsbereich des Kindes genommen werden. Das könnte als unerträglicher Zwang für den Erwachsenen erscheinen, ist es aber in Wirklichkeit doch nicht. Auch die Umwelt des Kindes ist unerschöpflich, und bis zum letzten Atemzuge hat auch der Erwachsene das Verlangen, seine Welt, in der er lebt, immer noch tiefer zu begreifen und verstehen zu lernen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, in meine „Großstadt"-Bändchen hinein zu blicken, wird Ihnen klar werden, in welcher Richtung eine solche Vertiefung der Anschauungen des Kindes stattfinden kann und soll.

Ein gutes und einfaches Mittel zur Belebung schlichter Erzählungsweise ist die Anwendung der direkten Rede, die man sooft als möglich einfügen soll. Ich kenne kein besseres Mittel, um schon dem kleineren Kinde die Handlung zu verlebendigen und es zum Nacherleben anzuregen.

Will man Personen charakterisieren, versuche man es zunächst mit den äußerlichsten und drastischsten Mitteln. Angedeutete Lächerlichkeiten in Sprache oder Kleidung oder dem Benehmen der geschilderten Personen sind ein vorzügliches Mittel, die kindliche Phantasie anzuregen. Natürlich soll auch hier ein Weg von der Äußerlichkeit zur Innerlichkeit führen. In meinem „Däumling" und in der „Tarnkappe" finden Sie solche Versuche, die Eigenart der handelnden Personen schon kleineren Kindern begreiflich zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehr praktisch ist es auch, hin und wieder in einer Erzählung durch eingestreute Zwischenbemerkungen einen Ruhepunkt eintreten zu lassen, um die Kinder zu ständigem Durchdenken des Gehörten und zu innerer Verarbeitung anzuregen. Gestatten Sie mir, hier die Illustration durch ein kleines Beispiel, wie es mir gerade einfällt: „..... Und wie Emma nun so dahin ging, sprang ihr auf einmal ein großer schwarzer Hund entgegen, dem die Zunge lang und rot zum Halse heraus hing..... Das glaub ich, da war das arme Kind wohl sehr erschrocken!..... Mich hat neulich auch ein Hund so erschreckt.....“

Solche absichtlich herbeigeführten Ruhepunkte sollen die Veranlassung zu Abschweifungen für den Erzähler oder noch besser für die Hörer werden. Sie sollen diese veranlassen, auch von ihren eignen Erlebnissen zu berichten. Überhaupt ist es gut, den Kindern zu gestatten, recht viel von ihren eignen Erfahrungen einzuflechten. Bedenken Sie immer: wir erzählen den Kindern nicht, um sie zu unterhalten, sondern um sie produktiv zu machen, d. h. in diesem Falle ihre eignen Erfahrungen und Empfindungen lebendig werden zu lassen, indem wir die Kinder zum Sich-aussprechen anregen. Auch fragen sollen die Kleinen, was sie nur zu fragen haben, damit der Erzähler den Beweis erhält, daß das Kind die Erzählung ständig mit seinen eignen Gedanken begleitet. Ja, in dem Aktiv-werden der Hörer, sehe ich sogar einen guten Maßstab zur Beurteilung der Erzählung selbst.

Vor allem aber erzählen Sie tendenzlos! Natürlich wollen Sie als Mutter die Kinder irgendwie beeinflussen, auch wenn Sie ihnen eine schöne Geschichte erzählen. Sie wollen erziehen, bessern, belehren oder Ihren Kleinen Einsichten in neue Lebensgebiete verschaffen. Das sind an sich gewiß ganz berechtigte Absichten, die Sie auch gern haben dürfen, die Sie aber auf jeden Fall ganz, ganz sorgfältig vor den Kindern verstecken müssen! Und Kinder sind so feinfühlig nach dieser Seite. Es ist eine hundertmal gemachte Erfahrung für mich, daß sich auch in dem gutartigsten Kinde ein passiver und darum sehr gefährlicher und energischer Widerstand regt, sobald das Kind merkt, daß man ihm eine Erzählung nicht bietet, um es zu erfreuen, sondern um es zu beeinflussen. Geschichten für Kinder dürfen sehr moralisch und sehr belehrend sein, aber alle Moral und alle Belehrung müssen sorgfältig für Kinderaugen versteckt bleiben. Es darf nichts von unseren erzieherischen Absichten merken.

Darf ich Sie auch hier wieder auf ein Beispiel hinweisen, dann möchte ich Sie auf mein Büchlein „Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit“ aufmerksam machen oder auf „Peter Peine“.

Seien Sie unbesorgt, jede lebenswahre Erzählung oder Schilderung wirkt schon durch sich selbst moralisch und belehrend und damit erzieherisch. Und diese Wirkungen stellen sich um so sicherer ein, je mehr dem Kinde unsere gut gemeinten Tendenzen verborgen bleiben. — Übrigens, geht es uns Erwachsenen nicht auch so? Sind nicht auch unsere wirkungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollsten Erzieher jene großen Kunstwerke, deren Tendenz so verborgen ist, daß sie dem Leser fast unbewußt bleibt?

Doch ich bin gewiß, daß Sie auch diese Ansichten bestätigen werden, wenn Sie gleich morgen die erste Erzählstunde Ihrem Kleeblatte schenken. Glück auf, liebe Freundin!

Mit einem herzhaften Händedruck

Ihr

Heinrich Scharrelmann.

Fremdwortfreie Weltanschauungslehre.

„Philosophie" in reinem Deutsch? Das hieße Verzicht auf sämtliche Fachausdrücke und scheint von vornherein als ein verfehltes Unternehmen zum Scheitern verurteilt. Trotzdem wurde in meiner Arbeit „Das Schicksal und du selbst!"*) der Versuch gemacht, die ursprünglich in den üblichen Kunstausdrücken sich bewegende Darstellung in reines Deutsch umzugießen.

Wir haben die Wahl, etwa mit Schopenhauer zu sprechen von dem nie zu unterdrückenden, „metaphysischen Bedürfnis des Menschen" oder festzustellen, daß unter den Menschen die Sehnsucht nach dem Übernatürlichen gerade durch den Krieg noch bedeutend gewachsen ist. Wir können uns die Frage vorlegen, wie die unter uns herrschende Anschauung des „Kriegsfatalismus" sich mit dem „kategorischen Imperativ" zusammenreimt, oder aber wir fragen einfach: wie bringen wir den Schicksalsglauben aller Form in Einklang mit der Forderung der Pflicht? Dem Gebildeten ist die Bezeichnung „Physik" durchaus bekannt, auch im allgemeinen Sinne des Worts als Naturwissenschaft überhaupt; doch hört „Metaphysik" sich schon bedeutend geheimnisvoller an. Darum sagen wir nur ruhig Naturlehre und Übernaturlehre; dann kann jeder sogleich mit den Worten einen bestimmten Begriff verbinden. „Kausalität" — welch schöner Klang, insbesondere für denjenigen, der imstande ist, aus dem Lateinischen abzuleiten und zu übersetzen: causa — die Ursache! Aber könnten wir nicht für jedermann ohne weiteres verständlich vom Ursachengesetz reden oder von der Ursächlichkeit, von der Verknüpfung jeder Wirkung mit der Ursache oder vom Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung? Ich finde: ja. Ein „Fatum" soll die Welt regieren. Warum nicht deutsch: das Schicksal? Das klingt wohl nicht „fatal" genug? Sprechen wir also vom Verhängnis — das wirklich unheilbrütend über unsern Häuptern in den Wolken „hängt"! Die Anschauung der durchgängigen „Naturkausalität", angewandt auf den

*) Wir verweisen auf die vier Vortruppshefte des Oktober und November 1918 mit den streng wissenschaftlichen und zugleich im besten Sinne volkstümlichen Ausführungen über „Das Schicksal und du selbst!" Vollständige Zusammenfassung der Aufsätze außerdem als Vortrupp-Flugschrift Nr. 51/52 (Preis 60 Pf., 100 Stück 40 M.) Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Vortrupp.

Menschen nennen wir treffend „Determinismus", wenn man es nicht vorzieht, Naturnotwendigkeit und Unfreiheit zu sagen oder im Zusammenhange eines Satzes ausführlicher: Naturnotwendigkeit alles Geschehens und Unfreiheit der menschlichen Handlungen. Gewiß dürfen wir den einen Abschnitt mit „Fatalismus" und Prädestination überschreiben, wenn wir unsern Zweck nicht besser noch erreichen durch die Worte: Schicksalsglaube und Vorherbestimmung. Die „Erkenntnistheorie" ist seit Kant zur Wissenschaft geworden; daher habe ich sie Erkenntnislehre oder Erkenntniswissenschaft genannt. »A posteriori« heißt nachher, aus Erfahrung oder durch Empfindung, und mit »a priori« meinen wir von vornherein, ursprünglich eigen, aus reiner Vernunft oder nicht aus Erfahrung. „Objekt" ist der Gegenstand und „Subjekt" das Ich, allenfalls das erkennende Ich; doch macht schon der Zusammenhang jenes Beiwort meist entbehrlich.

Durch seine Dunkelheit berühmt ist bei Kant das „Kapitel" von der „Deduktion der Kategorien". Was gehen uns denn dergleichen grübelhafte Auseinandersetzungen an — so könnte man denken. Aber um den Inhalt dieses Abschnitts kommen wir auf keine Weise herum; jeder nachdenkliche Weltbetrachter muß ihn kennen und verwerten. Davon ist Kant selbst auch völlig überzeugt. Daher gibt er gleich zu Anfang sehr weitgehende Erklärungen ab, damit wir ihn doch ja richtig verstehen, und sagt: „Deduktion" meine er nicht im gewöhnlichen Sinne etwa als Ableitung schlechthin, sondern er wolle nach Art der Rechtslehrer für die Kategorien die Befugnisse oder Rechtsansprüche festlegen. Damit ist also der Begriff einer Deduktion glücklich erklärt. Aber was meint Kant nun mit seinen „Kategorien"? Obwohl der Name übereinstimmt, sind es nicht etwa die allgemeinsten Begriffe des Aristoteles, sondern die Kantischen Kategorien sind die allgemeinen Denkformen, in welche die Erkenntnisse vom menschlichen Verstande eingeordnet werden, und können darum auch Elementarbegriffe heißen oder Stammbegriffe des reinen, d. h. von Erfahrung völlig gereinigten Verstandes. Nach Kant soll es gerade ein Dutzend davon geben. Aber wenn unser Weltweisheitslehrer einmal in die Verlegenheit gerät, das Wesen seiner Kategorien durch ein Beispiel zu verdeutlichen, so ist es bemerkenswert, daß er dann fast immer auf die Kausalität verfällt, in Verbindung mit der „Substantialität" die allein lebendige von allen Kategorien. Daher fragt Kant auch in unserm Falle: „Wie weit gilt die Kategorie der Kausalität, und wo gilt Kausalität nicht mehr?" Also anstatt in der „Kritik der reinen Vernunft" lang und breit sich darüber auszulassen, was unter einer „Deduktion der Kategorien" eigentlich zu verstehen sei, und anstatt hier über die Dunkelheit der Sache zu klagen, da diese so sehr tief eingehüllt, hätte Kant wirklich einfach und besser gleich erklären sollen: „Ich will die Gültigkeit unserer Stammbegriffe untersuchen und insbesondere die Rechtsbefugnisse des Ursachengesetzes abgrenzen." Dann versteht ihn der Leser, sofern er nur deutsch versteht!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber damit nicht genug; in derselben Weise geht es fort. Als die ungemein wichtige Antwort auf die genannte Frage wird von Kant oftmals und nachdrücklich eingeschärft: „Das Kausalitätsgesetz gilt lediglich immanent, nie transzendent" — soll heißen: das Ursachengesetz gilt allein innerhalb der naturwissenschaftlich erkennbaren Welt, nie jenseits derselben, oder es gilt innerweltlich, aber nicht außerweltlich! Weiter haben wir die Wahl, von diesem „negativen Resultat der Kantischen Kritik" zu sprechen oder das neinsagende Ergebnis der Kantischen Prüfung uns klar zu machen, und statt vom „positiven Nutzen" reden wir lieber vom aufbauenden Inhalt der Kritik!

Nachdem mir zum ersten Male über den erhabenen Sinn des „kategorischen Imperativs" ein Licht aufgegangen war, habe ich mich in Begeisterung an jenem fremden Schlagwort geradezu berauscht. Aber läßt dasselbe sich nicht auf andere Weise besser und schöner sagen? Warum reden wir nicht von der Aufforderung zur Pflicht, der unverletzlichen Gewissensforderung oder vom unerbittlichen Sittengesetz? Folgen wir nicht dieser Stimme unseres eigenen Gewissens, sondern lassen uns in unserm Handeln durch die Umstände bestimmen, so stecken wir in unwürdiger „Heteronomie" oder Fremdgesetzlichkeit. Der sittliche Mensch dagegen lebt in erhabener „Autonomie" oder Eigengesetzlichkeit, da er unabhängig von allen fremden Gewalten sich selbst sein Handeln bestimmt. Für Heteronomie und Autonomie schlage ich diese einfachen Übersetzungen vor; im allgemeinen aber haben wir uns wohl zu hüten vor jeder gedankenlosen Wortübertragung. Stets müssen wir sinngemäß dasjenige mit deutschen Worten ausdrücken, was wir jedesmal in dem bestimmten Zusammenhange sagen wollen. Wer übrigens den ernsten Versuch macht, die Fremdwörter aus seinem Deutsch zu streichen, wird sehr bald darüber mit sich einig sein: Sofern man sich nur etwas Klares vorstellt, fällt es niemals schwer, einen treffenden deutschen Ausdruck zu finden. Solange dagegen jemand noch verschwommen denkt, wird er viel eher auf irgendein Sammelfremdwort verfallen; darin läßt sich bequemerweise wie in eine alte Rumpelkiste dieses oder jenes hineinpacken! Hierauf beruht es, daß für einen Fachausdruck mehrere andere vorgeschlagen wurden, wie für Kausalität entweder, wenn gewünscht, ganz allgemein Ursächlichkeit oder aber Ursachengesetz, Bedingtheit, Unfreiheit oder die Verknüpfung von Ursache und Wirkung — je nach dem besonderen Sinn.

Ja, noch mehr. Über ein Jahr hindurch habe ich die Probe gemacht und dadurch die Überzeugung gewonnen, daß selbst für allgemein bekannte, aber doch fremde Ausdrücke entschieden deutsche vorzuziehen sind. Auch hiervon noch eine Blütenlese. Der Glaube, daß letzten Endes Gott den Weltenlauf regelt und beherrscht, ist „die typische Form der alttestamentlich orientierten Kriegsfrömmigkeit" — so lautet die übliche Redewendung; und doch, müssen wir nicht Genaueres denken, wenn wir uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Form vor Augen stellen, welche der alttestamentlich gerichteten Kriegsfrömmigkeit eigentümlich ist? Kant sagt, der Mensch als sittliche Persönlichkeit sei unabhängig von dem ganzen „Mechanismus" der Natur. Aber sprechen wir nicht gleich um einen Grad anschaulicher, wenn wir deutsch statt Mechanismus Triebwerk setzen? Meine natürliche „Existenz" muß unter Umständen hingeopfert werden, das versteht zwar jedermann; aber mein natürliches Dasein oder Leben sagt uns doch viel mehr als dieses „Existenz". Für „egoistisch" setzen wir selbstsüchtig oder noch besser ichsüchtig, weil dieses Wort schon durch seinen Klang das Kleinlich-Erbärmliche aller Ichsucht geißelt, förmlich stichelt! Der wiedergeborene, sittlich gute Mensch ist mit der Gottheit „identisch". Sagen wir doch: eins oder vollkommen eins! Das ist das „Evangelium des Neuen Testaments"! Gewiß lassen sich diese Worte mit Begeisterung und Schwung verkünden und werden auch in dieser Form von jedem deutschen Volksschüler verstanden. Trotzdem stimme ich für die schlichte und schöne Frohe Botschaft des Neuen Bundes. „So ist das Schicksal praktisch herabgesunken zu einem bedeutungslosen Schema; aber nun gilt es, auch theoretisch einen Weg zu finden, Pflicht und Schicksalsglauben zu versöhnen." Schema — praktisch — theoretisch? Diesen Satz gestaltete ich folgendermaßen um: „So ist für den Tatmenschen das Schicksal herabgesunken zu einem bedeutungslosen Rahmen (ja, Rahmen — das meinte ich — in den nämlich der reiche Inhalt, das Weltgeschehen und auch das Menschleben, sich einbaut!), aber nun gilt es, auch für die Wissenschaft einen Weg zu finden, Pflicht und Schicksalsglauben miteinander auszugleichen." Das „Prinzip der Moralität" bezeichnen wir mit Gott, d. h. Gott ist der Urgrund der Sittlichkeit. Gott gleich Mensch als Ding an sich gleich Atman gleich Seele — das ist die Leitformel, deren tiefsten Sinn wir in uns aufzunehmen haben als kostbarstes Mittel (statt „Element"!) zur Läuterung der eigenen Weltanschauung. Dann aber werden sich die ewigen Wahrheiten der höchsten Weltweisheitslehre (statt „Philosophie"!) und des tiefsten Gottverbundenseins (statt „Religion"!) zur Einheit zusammenschließen. Diese gewaltigste „Reformation an Haupt und Gliedern" steht uns noch bevor. Gewiß weiß jeder Deutsche, was mit Reformation gesagt sein soll; er denkt an Martin Luther, die 95 Thesen oder den Reichstag zu Worms. Gewiß wollen wir im geschichtlichen Sinn für unser Reformationszeitalter diesen Namen beibehalten; aber sagen wir in unserm Falle: „Eine Erneuerung an Haupt und Gliedern steht vor der Tür", so muß ein jeder sich etwas ganz Bestimmtes darunter vorstellen und gerade das Richtige. Das sollten wir bedenken und darum stets nach dem Grundsatz verfahren: „Kein Fremdwort für das, was sich deutsch gut ausdrücken läßt! Und nicht nur gut läßt sich alles sagen in unserer herrlichen deutschen Muttersprache, sondern weit besser und treffender als im nachlässig hingeworfenen oder auch peinlich ausgeklügelten Welsch!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie viele Menschen gibt es doch heutzutage, die sich weder durch den altüberlieferten Offenbarungsglauben noch durch naturwissenschaftliche Aufklärung voll befriedigt fühlen und die dann erlösende Aufschlüsse zu erlangen hoffen bei den Weltweisen alter und neuer Zeiten. Aber was sollen wir dazu sagen, wenn dann ein Wissensdurstiger z. B. erfährt, daß jede menschliche Handlung „kategorisch durch zwei Faktoren determiniert wird, subjektiverseits durch den Charakter und objektiverseits durch das Motiv"? Können wir es einem sprachlich nicht geschulten Leser irgendwie verdenken, wenn er sich von „Philosophen" abgestoßen fühlt, die mit solchen übrigens gar nicht ungewöhnlichen Kunstausdrücken um sich werfen? Wollen wir uns nicht ein für allemal vornehmen, entschlossen deutsch zu reden und zu schreiben? Der Inhalt brauchte wahrhaftig darum in keiner Weise zu verblassen: „Von zwei Seiten her wird jede menschliche Handlung mit Notwendigkeit bestimmt, vom Ich aus durch die Willensrichtung und von der Umwelt aus durch den Beweggrund." So verstünde uns jeder denkfreudige Mensch — und so wollen wir's! Was nützt uns sonst der vielgerühmte „deutsche Idealismus", die Weltanschauung unserer großen Denker, wenn sie für die allermeisten unseres Volkes ein Buch mit sieben Siegeln bleibt!

Wenn in ihren Sonderwissenschaften Fachleute untereinander auch weiterhin sich unzähliger fremdsprachlicher Fachausdrücke bedienen wollen, so mögen sie es tun. Sie haben selbst daran zu tragen, und in diesen Fällen bleibt wenigstens die Allgemeinheit unbehelligt. Aber in Weltanschauungsfragen dürfen wir uns niemals beschränken auf einen engen Kreis von Fachkennern. Was ist die Welt? Was ist der Mensch? Was ist Gott? Das sind Fragen, über die jeder Einzelne sich seine Gedanken macht. Weltanschauung gilt für alle Menschen! Und gerade heute geht durch die weitesten Kreise unseres aufgeweckten deutschen Volkes ein Suchen und Fragen nach den letzten Dingen, ein Sehnsuchtsruf nach geistigem Lebensinhalt. Diesem Verlangen gegenüber aber ist es unsere heilige Pflicht, daß wir den Menschen nicht Steine bieten statt Brot. Für immer bliebe es als eine schwere Schuld bestehen, wenn wir nicht endlich nach besten Kräften dafür sorgten, daß das Ewig-Wertvolle der geschichtlichen Entwicklung deutschen Volkstums: die Weltanschauung unserer größten Geistesriesen, an der Spitze Kant, allen denen, die nach der Wahrheit streben, in einer genießbaren Form dargeboten wird, in einem guten, reinen Deutsch!

Reinhart Biernatzki.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Die Versöhnung. Herausgeber: Prof. Dr. R. Broda, Bern. Nr. vom 21. Dez. 1918.

Das deutsche Volk ist noch nicht verloren. Von Dr. R. Broda.

„. . . . . .

Das deutsche Volk ist nicht verloren: Auch dieser furchtbare, verlustbringende Krieg hat seine lebendigen Kräfte nicht zerstört, seine Zukunft nicht verschüttet; aber freilich, taktische Fehler, lässiges Zurückstehen in den entscheidungsvollen Monaten, die nun anheben, können jenes Unglück herbeiführen, das der Krieg und die Niederlage an sich noch nicht herbeigeführt haben.

Nicht etwa soll mit diesen Worten gesagt werden, daß begeistertes Lob für die Wilsonschen Pläne von deutscher Seite notwendig oder auch nur nützlich sei. Seine Arbeit würde dadurch in den Augen der mit ihm verbundenen Mächte nur kompromittiert werden. Auch direkte Appelle, die nicht zugleich an die anderen Westmächte gerichtet werden, hat sich die amerikanische Regierung bekanntlich verbeten. Nur geistige Arbeit auf deutschem Boden für des deutschen Volkes eigene Erneuerung und Aufklärung kommt in Frage. Aber diese lebendige Tatsache — ohne Aufdringlichkeit, bloß durch ihre innere Bedeutung, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehend — würde allen Kräften zum Guten neue Stärke geben.

Man zeige vor allem denen, die sehen wollen, daß das deutsche Volk sich innerlich losgelöst hat von den Fehlern der Vergangenheit, daß es froh und stark an den Aufgaben des Völkerbundes als ein nützliches . . und . . starkes Glied mitarbeiten wolle. Man ermögliche es all den Freunden, welche das deutsche Volk in der Welt besitzt, man ermögliche es auch uns, auf dieses erhebende Schauspiel eines Volkes, das aus dem Unglück nicht unfruchtbare Erbitterung, sondern Kraft zur geistigen Arbeit schöpft, hinzuweisen! Dann wird uns der Erfolg nicht fehlen, zum besten der wohlverstandenen Nationalinteressen des deutschen Volkes."

Der Winter. Amtliche Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Skiverbandes, München, Dezember 1918.

Höhenlicht.

„In den letzten Jahren ist manch beredter Fürsprecher für den Wintersport und gegen seine manchmal vielleicht begreifliche Verkennung aufgetreten. Wie sehr sich z. B. die Verwendung des Schneelaufs im Krieg als fördernd für die weitere Verbreitung dieses schönen Sports erwiesen hat, ist bekannt. Eins aber wird immer zu wenig betont: daß nämlich die Wintersportbewegung, besonders die winterliche Gebirgstouristik auf Schneeschuhen, letzten Endes nichts anderes ist als ein Streben und ein erfülltes Sehnen nach Licht, nach mehr Licht. Mit sportlichem oder gar modischem Anreiz allein ließe sich die großartige, nun ganz Deutschland und alle Bevölkerungsschichten umfassende Entwicklung des Schneelaufs nicht begründen und erklären. Die volle Befriedigung unseres Sehnens nach Licht und Reinheit und nach Wärme, die wir auf Bergeshöhen bei Wintersport und Winterwanderung finden, sind die mächtigeren Triebkräfte. Das haben schon die Pioniere des Wintersports vor 25 Jahren erkannt, und seitdem geschah und geschieht alle Werbearbeit für die möglichst volkstümliche Verbreitung des Schneelaufs in Rücksicht auf die gesundheitlichen Vorteile des Aufenthalts in der Höhenluft, die, von der Sonne durchglüht, vom Schnee gefiltert, allein auf Schneeschuhen erreichbar ist, wenn unten in den Niederungen wochen- und monatelang Dunst, ungesunde Feuchtigkeit und Nebel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dämmerung liegen. Immer mehr drängt das Sehnen nach der Sonne den Schneelauf ins Frühjahr hinein. Wenn unten in den Städten das ungesunde Übergangswetter herrscht, liegt oben der meiste Schnee des Jahres. Ostern ist z. B. in Norwegen „hohe Schneelaufzeit", weil dann die Sonne länger und wärmer scheint und der nasse Firnschnee die besten Eigenschaften hat. Auch bei uns im Alpengebiet, im Riesen- und Erzgebirge ist der Schneeläuferverkehr zu Ostern schier stärker als an Weihnachten. Die sportlichen Reize des Schneelaufes sind anfangs, während des recht mühevollen Werdeganges zum tourenfertigen Schneeläufer, nicht so erfreulich und stark, daß sie ohne den lockenden Genuß der Lichtherrlichkeit des Höhenwinters zum Durchhalten veranlassen würden. Natürlich ist die starke Durcharbeitung des Körpers beim Schneelauf und der damit verbundene erhöhte Stoffwechsel als gesundheitsfördernd nicht außer acht zu lassen. Wertvoll ist also schon der Anmarsch zu den sonnigen Höhen, doppelt wertvoll aber die Fahrt über dem Nebelmehr der Tiefe, wenn die Sonne da oben vom Morgen bis zum Abend strahlender als im Sommer zu sein scheint, und das tatsächlich auch ist, weil alle ihre Strahlen von dem blendenden Schnee wieder in die kühle würzige Höhenluft zurückgeworfen werden. Es gibt kein von allen Seiten so stark wirkendes Lichtbad wie eine Schneelauffahrt auf den Höhen unsrer Berge, und alles, was wir an Ersatz dafür geschaffen haben, Quarzlampen und künstliche Höhensonne, bleibt schwach gegen die unerschöpfliche Kraftquelle der reinen Sonnenstrahlen, die uns durch den Schneeschuh auch im Winter erreichbar sind und ungetrübter und reiner niederstrahlen, je höher wir ihnen über die Dunst- und Staubschichten der Talatmosphäre entgegengehen können. Das „Exzelsior" der Schneeläufer und Alpinisten heißt nicht einfach „Höher hinauf", sondern auch „Mehr Licht".

Denn sie wollen nicht Sport und Abwechslung allein, sondern in erster Linie die Sonne, die über den Bergen in einer Schönheit strahlt, von der sich der stets an die Stadt und in die Niederung Gefesselte keinen Begriff machen kann.

Wir, die wir in der gemäßigten Zone wohnen, dem Nordpol näher als dem Aquator, sind Sonnensucher, können gar nichts anderes sein, und als solche sind wir vor allem immer die eifrigsten Südlands- und Italienfahrer gewesen. Ahnungslos fuhren wir früher in den Talgründen und Bergtiefen der Alpen an den Sonnengebieten unserer Zone vorbei. Nun sind sie entdeckt und nun kann unsere Sonnensehnsucht selbst in grauer Tieflandswinterzeit im Heimatland eine gewisse Befriedigung finden.

Rund um uns

Überwindung. Die Zustände unserer Zeit unterliegen einem Wandlungsprozeß. Starr gewordene Formen werden zerbrochen. Die Seele, das ursprüngliche Leben erstrebt seine Befreiung. —

Blicken wir in die Geschichte zurück. In allen Zeiten finden wir die Revolutionen, die die Fesseln sprengen, die die uralten, unveräußerlichen Menschenrechte von Glaubensfreiheit und Selbstbestimmung, freier Entwicklung auf ihre Fahnen schreiben. Und wir gewahren eine langsame Entwicklung vom Unrecht zum Recht, vom Irrtum zur Klarheit. Stetig ist diese Entwicklung keineswegs. Denn auf Zeiten vollster Freiheitsentfaltung folgen Zeiten dunkelster Reaktion. Auch liegt keine Naturnotwendigkeit vor, daß unbedingt eine Höherentwicklung erfolgen muß. Aber jeder von uns empfindet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die praktische Notwendigkeit, daß diese Entwicklung erfolgen soll. —

Nun mag es widersinnig erscheinen, wenn ich unsre Zeit als eine der Epochen hinstelle, in denen eine solche Aufwärtsentwicklung klar erkannt wird. Tanks, Gasangriffe, Handgranaten, Munitionsarbeit — das alles spricht doch einer ethischen Höherentwicklung der Menschheit Hohn. Soll durch dies ein freies Menschentum erzogen werden? Zweierlei müssen wir unterscheiden. Einzelne Menschen mögen geknechtet werden, einzelne mögen leiden. Sie sind die Opfer der Idee. An ihrem Leiden erkennen sie selbst und andere die Folgen eines falschen, ungerechten Systems. Und nur über die Erkenntnis geht der Weg zur Besserung. — Das ist die Tragik unseres Lebens.

Fedor Michalowitsch Dostojewsky läßt Iwan in den Brüdern „Karámasow" sagen: „Ich akzeptiere Gott. Ich akzeptiere seine Allweisheit und seine Ziele, ich glaube an die Ordnung und den Zweck des Lebens, ich glaube an die ewige Harmonie, in welcher wir alle aufgehen, ich glaube an das Wort, dem das Weltall zustrebt. . . . Nun erfahre aber, daß ich im Schlußresultate diese Gotteswelt — nicht akzeptiere, obschon ich weiß, daß sie existiert, ja, ich lasse sie überhaupt nicht zu." . . . Iwan berichtet dann seinem Bruder Aljoscha von grauenhaften Triumphen roher Gewalt, von Vergewaltigungen Unschuldiger, von mißhandelten Kindern; von all dem Traurigen, das wir alle ja nur zu gut kennen. Er wirft dann die Frage auf, — ob diese Menschen ihren Peinigern vergeben dürfen? Wenn sie es nicht dürfen, gäbe es keine Harmonie am Ende alles Lebens. Iwan fährt dann fort: „Ich mag diese Harmonie nicht, aus Liebe zur Menschheit mag ich sie nicht. . . . Lieber behalte ich mein ungerächt gebliebenes Leiden und mein ungestilltes Mißvergnügen, selbst wenn ich darin nicht recht haben sollte. Einen gar zu hohen Preis hat man auf diese Harmonie gesetzt. . . ." „Das ist Empörung", sagte Aljoscha leise, die Augen niederschlagend. „Empörung? . . . Sage mir geradeheraus: Wenn du dir vorstellst, daß du selbst das Gebäude des Gerichtes über die Menschheit aufführtest, in der Absicht, im Finale die Menschen zu beglücken und ihnen Frieden und Ruhe zu schenken, daß dazu aber unerläßlich und unvermeidlich sei, auch nur ein einziges winziges Geschöpfchen zu Tode zu quälen, und daß es gelte, jenes Gebäude auf seine ungerächt gebliebenen Tränlein zu gründen, würdest du dich hergeben, Baumeister unter solchen Bedingungen zu sein?" „Nein, ich würde mich nicht dazu hergeben", sagte Aljoscha leise. . . . „Wohin führt nun die Menschen die Erkenntnis dieses Zwiespalts im Leben, dieses Auseinanderklaffens von Wahrheit und Wirklichkeit? Einige schließen die Augen vor der Erkenntnis und gehen ihren Weg ohne Ideale weiter. Ihre Losung ist, daß sie die Welt ja doch nicht ändern können, daß es einen Gott nicht geben kann, weil diese Zustände zugelassen werden. Also wollen sie das Leben leben, so gut es geht. — Andere nehmen Zuflucht zu einer Selbsttäuschung. Sie bauen sich ein System, in dem — wenn nicht in diesem, dann in einem späteren Leben — ein gerechter Richter jedes Unrecht sühnt, jedes Recht belohnt. Wieder andere, die zu gut sind, den ersten Weg, zu wahr, den zweiten zu gehen, gehen an diesem Zwiespalt zu Grunde. Ich behaupte, daß keiner der drei Wege der rechte ist. Der rechte Weg heißt: Überwindung".

In kurzen Umrissen will ich zeigen, wie Dostojewsky zu dieser Überwindung kam. — Dreierlei hat sein Leben beeinflußt. Einmal wurde er von Nikolaus I. wegen eines sogenannten politischen Verbrechens zum Tode verurteilt. Schon stand er am Pfahle und durchlebte die Ewigkeit der Todeserwartung, als er zur Zwangsarbeit in Sibirien „begnadigt" wurde. Er hat dann vier Jahre zwischen Zuchthäuslern und Mördern gelebt und all die Leiden einer grausamen Behandlung, eines sibirischen Klimas, einer schlechten, mangelhaften Ernährung ertragen. — Als Zweites wirkte auf sein Leben, daß er Epileptiker war. Bierbaum sagt, daß bei genialen Epileptikern die Genialität ins dämonische hinüberspiele. Ihre Zustände erleuchteten die Sphäre des Unterbewußtseins

mystisch und riefen Augenblicke der Verzückung hervor. — Als Letztes übte dann einen Druck auf seinen Gemütsstand der Umstand aus, daß er Zwangsarbeiter der Not, geistiger Proletarier war. — Alles hat er innerlich überwunden. Er kämpfte sich zur Demut hindurch. Es war nicht die Demut, die aus einem Rausch des Leidens kommt, die in Selbstzerknirschung und Selbsterniedrigung sich befriedigt; sondern es war die Demut, die Jesus am Kreuze noch die Worte sagen läßt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun." Die Demut der Selbstüberwindung, die Demut des Stolzes ist es, die die Menschenseele befreit und sie mit ihrem Gott vereint. Die Menschen, die sich zu dieser Demut hindurchrangen, wissen, daß keine Gewalt, kein Leiden ihrer freien Seele schaden kann. Unentwegt gehen sie ihren Weg weiter, dessen Ziel die Erfüllung des Guten ist. Sie kümmern sich nicht um Lohn und Strafe. Sie lieben das Gute um des Guten Willen und hassen das Böse um des Bösen Willen. —

Ich komme zum Ausgangspunkt zurück. Stellen wir uns auf diesen Standpunkt und sehen die Welt von heute an mit all ihrer Unzulänglichkeit, all ihrem Leid, so erkennen wir, daß wir auf einer Stufe der Aufwärtsentwicklung sind. Denn über das Leid des Körpers hinweg geht die Seele ihren Weg nach oben.

Sophie Johannsen.

Alkohol und Ungeselligkeit. Über Alkohol und Geselligkeit ist schon oft geschrieben worden; ich könnte darüber kaum etwas Neues sagen. Darum will ich der Frage von einer andern Seite näher kommen, will vom Gegenteil der Geselligkeit und dem Alkohol reden.

Vor dem Kriege, als wir in Üppigkeit lebten, hatten wir viel zu viel Geselligkeit. Ein dem mittleren Bürgertum angehörender Mann klagte mir damals, seit zwei Monaten wäre er keinen Abend in und mit seiner Familie allein zu Hause gewesen. Theater, Konzerte, Kinos, Vorträge, Vereinsfeste, politische und geschäftliche Versammlungen, Besuche bei Bekannten, Besuche im eigenen Hause nähmen ihn so häufig in Anspruch, daß für ihn jeden Abend „was los" wäre, daß er sogar an manchem zwei Abhaltungen gehabt hätte. Und der Mann wurde keineswegs als genußsüchtig und verschwenderisch angesehen. Wie diese Familie, so lebten außerordentlich viele, besonders in den großen Städten, und nicht nur Familien des Bürgertums und erst recht der feinsten Kreise, sondern auch ganz einfache Leute und Arbeiter.

War das gut und nützlich?

Der Dichter Hebbel schrieb in seinen Tagebüchern (und er erwähnte darin nicht Kleinigkeiten und Nebendinge!), daß er den Nachmittag seines siebzehnten Hochzeitstages mit Frau und Kind allein verlebt hätte; „und ich wollte, wir wären es immer gewesen. Was hab ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit sogenannten Freunden schleppte und jeden Abend um acht Uhr ängstlich zu Hause eilte, um ja für sie daheim zu sein! Viele kostbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen oder meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn besteht darin, daß ich mich nicht umsehen darf." Das ist ein schwerwiegendes Urteil des ernsten Mannes, und bitter nötig tut uns, es künftig zu beachten, unsere Geselligkeit darnach von Grund aus umzugestalten und sie zu wandeln in — Ungeselligkeit!

Ja, wir müssen viel mehr allein sein! Allein in unseren vier Wänden, allein in der Familie. Wir haben das in weiten Kreisen verlernt. Es wird wieder gehen, es *muß* gehen, eben — weil es muß. Wir leben in keinen glücklichen Zeiten. Zu Vergnügungen außerhalb des Hauses taugen sie für ernste Leute ganz und gar nicht. Daheim sein ist not! Das soll keineswegs heißen, daß nun jeder *jeden* Abend zu Hause sitzen und nie mehr Theater, Konzerte, Vorträge, Versammlungen und befreundete Familien besuchen möge. Aber Ausnahme soll die Geselligkeit sein, Ausnahme von der Regel des Zuhausebleibens! Das Wort „Tages Arbeit, Abends Gäste" heißt ja nicht „*jeden* Abend Gäste". Nur sträflicher Leichtsinn kann es so deuten.

Was das Familienleben durch solche Ungeselligkeit gewänne, soll hier gar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht dargelegt werden. Es genügt, ein par Stichworte zu nennen: Hausmusik, Vorlesen, Erzählen, Zeichnen, Malen, Bilderbesehen, Handfertigkeiten, Familienspiele. Dann aber sei zum Schlusse auf den Punkt hingewiesen, von dem wir ausgegangen waren, den Alkohol. Wie unendlich förderſam wäre die Ungeſelligkeit der Minderung des Alkoholverbrauchs! Die mannigfaltigſten Gelegenheiten und Anreize zum Genuß der Giftgetränke fielen fort. In der Familie gibt ſich doch auch der eifrigſte Alkoholfreund nicht in dem Maße ſeiner Leidenſchaft hin, wie außerhalb des Hauſes. Zu ganz enthaltſamem Leben aber bietet nichts ſo gute Gelegenheit wie Alleinſein zu Hauſe. Abſtinenz und Geſelligkeit bilden für Viele noch unvereinbare Gegenſätze; Abſtinenz und Ungeſelligkeit vertragen ſich aufs beſte. Je ungeſelliger der Deutſche künftig lebt, deſto freier wird er vom Alkohol. Die Ungeſelligkeit trägt unendlich viel bei zur Löſung der Fragen nach der Umgeſtaltung der Trinkſitten, der Hebung der Volksgeſundheit und der Volksſittlichkeit. Darum: Deutſcher, werde ungeſellig!

Paul Hundt.

Der Dank des Vaterlandes*). Eine Gepflogenheit, die vielleicht in unſerer Wirtſchaftsepoche vor dem Kriege natürlich und berechtigt war, die jedoch in dieſer Stunde ſozialer Verantwortung und ſozialen Denkens unhaltbar geworden iſt, verdient einmal in das Licht einer kritiſchen Betrachtung gerückt zu werden.

Durch die leider ſo wenigen Stellenangebote der Unternehmungen und Firmen zieht ſich wie ein roter Faden immer und immer wieder eine Forderung, der in folgenden und ähnlichen Wendungen Ausdruck verliehen iſt: „Nur ſolche Bewerber wollen ſich melden, die nachweislich ſchon längere Jahre in ähnlicher Stellung tätig waren“; oder „Nur ſolche Bewerber kommen in Frage, die ähnliche Stellungen ſchon mit Erfolg bekleidet haben.“ Ich frage mich, iſt das der Dank des Vaterlandes an die Heimgekehrten? Es muß einmal der Finger an dieſe Wunde gelegt werden, und Viele werden gewiß heute mit mir darin übereinſtimmen. Welches Opfer iſt leichter zu bringen, 4 Jahre in der Front auszuhalten oder unter zeitweiſer Zurückſetzung des eigenen Vorteils einen Angeſtellten oder Beamten einzuſtellen, dem man eine kurze Zeit der Einarbeitung zuzubilligen gezwungen iſt? Ich überlaſſe die Beantwortung dieſer Frage der gerechten Beurteilung des Leſers. Hic Rhodus, hic salta, hier möge man einmal beweiſen, wie weit man die dem Frontkämpfer ſo oft geprieſene Opferbereitſchaft des Heimatheeres aus der Theorie in die Praxis umzuſetzen geſonnen iſt. Warum kann dem Heimgekehrten, der 4 Jahre lang in den Gluten Syriens, den Steppen Rußlands und den Trichterfeldern der Weſtfront die Heimat mit ſeinem Leibe vor dem Allerſchlimmſten bewahrt hat, nicht auch ein kleines Opfer gebracht werden? Ein Opfer, ſo unbedeutend, aber auf der anderen Seite ſo ſegensreich, daß es Manchem Not und Hunger erſparen würde und das nur der heilige Egoismus in Anſehung der heutigen Not ablehnen kann.

Jene kleine Klauſel bedeutet nichts anderes, als Viele von denen, die 4 und 5 Jahre im Heeresdienſt geſtanden haben und denen es nicht vergönnt war, eine „langjährige Erfahrung“ oder gar Vermögen zu erarbeiten, vom Arbeitsmarkt ausſchließen. Daher kommt es, daß ſelbſt gebildete Kaufleute, die jahrelang als Offiziere leitenden Dienſtſtellen angehört haben und Hochſchulbildung beſitzen, unberückſichtigt bleiben müſſen, weil ſie nicht „nachweislich in ähnlichen Stellen tätig waren“ oder nicht aus der Branche ſind.

Dem größeren Teil der aus dem

*) Wir ſind uns deſſen wohl bewußt, daß die Vorwürfe, die der Verfaſſer erhebt, nur zu einem Teil berechtigt ſind. Trotzdem drucken wir ſeine Ausführungen ungekürzt ab, weil ſie zweifellos die augenblickliche Stimmung ſehr vieler Vaterlandsverteidiger widerſpiegeln und dazu beitragen ſollen, daß man überall im Lande, in allen Schichten des Handels und Gewerbes den Stellung ſuchenden Feldgrauen in dem denkbar größten Maße entgegenkomme. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Felde Zurückgekehrten, der sich noch im Vollbesitz seiner Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit befindet, wird es ein Leichtes sein, sich auf der Grundlage einer für eine gewisse Stellung vorgeschriebenen Bildung in kurzer Zeit in einen bestimmten Arbeits- oder Industriezweig einzuarbeiten. Wer kann es sich heute leisten angesichts des völligen Daniederliegens des Arbeitsmarktes, geduldig auszuharren, bis einmal eine Stellung des ihm vertrauten Zweiges angeboten wird?

Der Geist der Verantwortung, nicht nur gegen sich selbst, möge diejenigen Kreise erfüllen, denen die Entscheidung dieser Fragen vorbehalten ist, auf daß nicht wahr werde, was man bereits vor Ende des Krieges häufiger aus den Kreisen der Mannschaften und des Volkes hören mußte, nämlich, daß die Kriegsteilnehmer, wie immer der Krieg endigen möge, unter allen Umständen die Dummen sein würden.

Fritz Merz
ehem. Ltn. d. Ref. u. Adjt.

Bund Neue Kirche. Wir werden gebeten, den folgenden Aufruf im „Vortrupp" abzudrucken:

Die öffentliche Meinung fordert, daß die Kirche vom Staat verabschiedet werde. Denn das bestehende Kirchentum hat sich verhaßt gemacht. Darum soll es zusammenbrechen. In der Tat bedroht die Trennung vom Staat die Zukunft der evangelischen Kirche aufs schwerste.

Aber wir brauchen eine Kirche zur Pflege der religiösen Kräfte, zur Darstellung religiösen Lebens und zur Verwirklichung religiöser Kultur.

So muß ein neues Kirchenwesen gebildet werden, das auf die freien Bürger des neuen Volksstaates anziehend zu wirken vermag.

Dies Ziel verfolgt der Bund Neue Kirche.

Er will aus der bestehenden eine neue evangelische Kirche schaffen helfen, die sich von der bisherigen durch folgende Züge unterscheidet:

1. die engere Fühlung des religiösen mit dem gesamten Geistesleben,
2. die Übereinstimmung mit den volksstaatlich-sozialistischen Idealen,
3. das Bekenntnis zum Völkerbund und Weltfrieden,
4. die eigene demokratische Verfassung.

Erläuterung.

Zu Punkt 1: Die bisherige Kirche zersplitterte ihre Kräfte im dogmatischen Parteikampf.

Die neue Kirche wahrt grundsätzlich gegenüber den vorhandenen theologischen Gegensätzen Neutralität und setzt alles daran, die verloren gegangene Vollwertigkeitsstellung im allgemeinen Geistesleben wiederzugewinnen. Ein wichtiges Mittel zur organischen Eingliederung der religiösen in die Gesamtkultur wird die Errichtung einer kirchlichen Hochschule sein, in der nicht nur die speziell-theologischen und religionswissenschaftlichen, sondern auch die allgemein-kulturwissenschaftlichen Fächer bearbeitet und in drei Abteilungen für künftige Theologen, „Laien" und kirchliche Mitarbeiter gelehrt werden. Hier würde eine Verbindung von akademischem Betrieb, Volkshochschule und kirchlichem Seminar vollzogen sein.

Zu Punkt 2: Die bisherige Kirche war in politischer Hinsicht überwiegend konservativ gerichtet.

Die neue Kirche begrüßt jeden Fortschritt der Staatsverfassung, der dem Bürger Rechtsgleichheit und Mitverantwortlichkeit gibt und damit sein Bewußtsein persönlicher Würde hebt. So stellt sie sich mit aufrichtiger Sympathie auf den Boden der neuen Republik.

Die neue Kirche begrüßt ebenso jede Reform des wirtschaftlichen Lebens, die aus dem Geist der Brüderlichkeit hervorgeht. Darum billigt sie grundsätzlich die Überwindung des kapitalistischen Egoismus durch einen gerechten und weitblickenden Sozialismus.

Zu Punkt 3: Die bisherige Kirche erkannte nicht die Verwerflichkeit des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krieges und hatte kein Verständnis für die völkerversöhnenden Bestrebungen des internationalen Pazifismus; sie war statt dessen mit Nationalismus und Militarismus verbündet.

Die neue Kirche will den Haß und das Mißtrauen zwischen den Nationen überwinden und an Stelle der Gewaltpolitik die Herrschaft des Rechtsgedankens durchsetzen helfen. Sie tritt daher ein für Schaffung und Ausbau eines aufrichtigen Völkerbundes mit obligatorischem Schiedsgericht, allseitiger Abrüstung und gemeinsamer Wahrnehmung der Menschheitsinteressen. Sie wirkt für diese Ideen durch deren Verbreitung in der Heimat, wie durch Pflege der Gemeinschaft mit den ausländischen Glaubensgenossen.

Zu Punkt 4: Die bisherige Kirche war eine behördlich regierte Pastorenkirche.

Die neue Kirche soll eine parlamentarisch verfaßte Volkskirche werden. Dazu gehört vor allem: das Hervorgehen der Parlamente aus direkten Wahlen, ein dem staatlichen entsprechendes Wahlrecht, insbesondere das Wahlrecht der Frau, die Freiheit der Einzelgemeinde in der Bekenntnisfrage, daher direkte Pfarrerwahl, und bei alledem eine gerechte Berücksichtigung der Minoritäten, also Verhältniswahlsystem, Anstellung von Geistlichen verschiedener Richtung an derselben Kirche. Sondergottesdienste der Minderheit in Gemeinden mit einem Pfarrer u. a. Der Pastorenstand, vordem ein der Unfreiheit verdächtigter Beamtenapparat, wird in Zukunft zu einer Berufsgenossenschaft, deren Gliedern in allem Geistigen Freiheit gelassen ist.

Der Bund ist überzeugt, mit diesem Progamm die zeitgemäßen Konsequenzen aus dem Evangelium Jesu Christi zu ziehen. Die Religion des Brüdertums aller Menschen soll sich im Leben bewähren. „So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geist wandeln." (Gal. 5, 25.)

Unser Bund ist aus einer „Losen Vereinigung evangelischer Friedensfreunde" hervorgegangen, die sich im Anschluß an die Friedenserklärung deutscher Protestanten im Oktober 1917 gebildet hatte.

Dieser Aufruf wendet sich an alle evangelischen Männer und Frauen Deutschlands, die den obigen Grundsätzen zustimmen, mit der Bitte um Beitritt zu unserem Bund.

Anmeldungen und Beiträge nach freiem Ermessen werden erbeten an das Bureau des Bundes Neue Kirche z. H. des Herrn Hans Freimark, Berlin-Wilmersdorf, Deidesheimer Straße 11.

Berlin, im Dezember 1918. Im Namen der vorbereitenden Kommission:

Lic. Dr. Karl Aner, Pastor.

Die **„Freie politische Jugend Groß-Hamburg"** bittet uns um Veröffentlichung des folgenden Aufrufes:

Jede Jugendbewegung ist, bewußt oder unbewußt, entstanden aus Empörung gegen veraltete Einrichtungen oder Methoden, verbunden mit dem Willen, an ihre Stelle neue Werte zu setzen. So sind Wandervogel, freideutsche und Vortruppjugend entstanden aus Empörung gegen die alte Erziehung in Schule und Familie oder gegen die Auswüchse moderner Kultur. So ist auch der innere Entstehungsgrund des neuen Bundes „Freie politische Jugend, Groß-Hamburg" Empörung, Empörung gegen das mangelnde Verantwortlichkeitsgefühl und die leichtfertige Politik, die uns in dieses erbärmliche Nichts zurückgeschleudert haben.

Neben dem zertrümmernden Urteil steht der starke Wille, Neues aufzurichten. Alle sind wir berufen, in den schwersten Zeiten über die Zukunft unseres Volkes mitzuentscheiden. Da geht es nicht an, daß weite Kreise, wie bisher, sich jeder Politik fernhalten. Das ist heute Hochverrat am eigenen Volk! Die Jugend aber darf die Beschäftigung mit der Politik nicht nur als bittere Notwendigkeit ansehen, sondern in voller Erkenntnis der Verantwortung, die man ihr mit der Herabsetzung des Wahlalters auf 20 Jahre übertragen hat, muß sie mit freudig begeistertem Ernst ihre neuen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflichten übernehmen, bewußt, damit das eigene Schicksal, das Schicksal der nächsten Generation in der Hand zu halten.

Politisierung des Volkes durch Politisierung der Jugend, durch Politisierung der Jugend Verjüngung und Vermenschlichung der Politik, das ist die Idee des neuen Bundes „Freie politische Jugend Groß-Hamburg" der die gesamte, bisher unpolitische Jugend, besonders die neu wahlberechtigte, aufruft zu selbständigem, verantwortlichem politischen Denken und Handeln. Wir wollen das Gefühl der Zusammengehörigkeit des eigenen und des Staates Geschicks in allerweiteste Kreise der Jugend tragen.

Demokratie ist uns Gesinnung, Arbeitsweg und Ziel. Wir gehen aus von dem Gedanken der gleichberechtigten Mitarbeit Aller an der Politik der Volksgemeinschaft, von dem Gedanken des ausgleichenden Rechtszustandes. Wir lehnen jede, wie auch geartete Diktatur ab. Unsere einzige Richtschnur ist die Idee der Demokratie, die zu reinigen und rein zu erhalten Sache der Jugend sein wird. Wir legen uns daher auch nicht fest auf ein bestimmtes Parteiprogramm, sondern überlassen jedem Einzelnen die Entscheidung seiner Stellungnahme selbst.

Unser Arbeitsweg heißt Selbsterziehung unter Zuratezieh ung selbstgewählter älterer Freunde. Durch Veranstaltung wöchentlicher Diskussionen über politische Themen, die gleichzeitig in verschiedenen Stadtteilen stattfinden, suchen wir das Interesse und die Mitarbeit an der Politik zu wecken und Arbeitsgemeinschaften heranzubilden, die gerade durch Zusammentragen verschiedenster Gedankengänge ihr politisches Urteil schärfen. Gleichzeitig erstreben wir aber, im Vertrauen auf die Überzeugung, in der jeder seine Meinung vorbringt, eine Veredelung des politischen Kampfes, die es dann später dem Volksganzen nutzbar zu machen gilt.

Um nun wirklich die ganze, bisher unpolitische deutsche Jugend (in den Altersgrenzen von etwa 17—30 Jahren) erfassen zu können, müssen wir unsere Organisation im ganzen Reiche verbreiten. Überall im Reich brauchen wir freudige Bekenner unserer Idee und tatkräftige Mitarbeiter. Selbst Jugendliche, haben wir unbegrenztes Vertrauen zur deutschen Jugend, bei der jetzt die Entscheidung über das Schicksal unseres Volkes steht. Daß sie sich dieser Verantwortung bewußt ist, dessen sind wir sicher. Jugendliche, die gewillt sind, unsere Organisation durch Bildung von Ortsgruppen aufzunehmen, werden gebeten, ihre Anschrift an die Geschäftsstelle des Bundes „Freie politische Jugend, Groß-Hamburg", Hamburg 37, Oberstr. 94, zu senden.

stud. jur. Hans Zacharias.

Herr Professor Dr. G. v. Below in Freiburg im Breisgau sendet uns zu Hermann Poperts Bemerkungen über den Fall Veit Valentin im ersten Dezemberheft (S. 458) ein Schreiben, worin er seine abweichende Auffassung darlegt. Herr Professor Valentin habe sich zwar, um unsern Ausdruck zu gebrauchen, einer „Tirpitzbeleidigung" schuldig gemacht, aber seine Amtsentlassung habe nichts damit zu tun. Wir unterlassen nicht, von dieser Behauptung des Herrn Professor Dr. v. Below unsern Lesern Kenntnis zu geben, betonen aber dabei, daß wir an unserer Auffassung festhalten, und zwar auf Grund des reichen urkundlichen Materials.

Die Schriftleitung des „Vortrupp"
Dr. phil. R. Kraut.

Dank und Bitte. Nachdem ich in meinem Aufsatze „Fidelis" im ersten Dezemberheft von 1918 nun endlich wieder unter meinem Namen an die Spitze des „Vortrupp" habe treten können, sind mir von allen Seiten so zahlreiche warme Begrüßungen und Zustimmungen zugegangen, daß es unmöglich ist, für jede davon einzeln zu danken. Ich bitte daher, meinen, ebenso warmen, Dank hier Allen auf einmal aussprechen zu dürfen.

Auch dafür habe ich zu danken, daß mein Wort „An alle Leser des Vortrupp" am Schlusse des ersten Dezem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berheftes nicht ungehört verhallt ist: mit der Erfüllung der dort von mir ausgesprochenen Bitten ist bereits ein Anfang gemacht worden.

Es ist zu hoffen, daß sich auf diesen Anfang eine gedeihliche und ausgiebige Fortsetzung aufbaut. Ich will es ruhig wiederholen: Das Bestehen und Gedeihen des „Vortrupp" liegt jetzt ganz wesentlich mit in der Hand seiner jetzigen Leser. Jeder von ihnen, der das Bestehen und Gedeihen des „Vortrupp" als seine eigene Angelegenheit empfindet — und Das werden wohl alle unsre Leser tun — muß uns jetzt helfen, die furchtbaren Kriegsschäden auszugleichen, die auch der „Vortrupp" erlitten hat. Mögen alle unsre Leser noch einmal lesen, was ich am Ende des ersten Dezemberheftes über die Steigerung der von uns zu zahlenden Preise schrieb, mögen sie sich auch weiter vergegenwärtigen, daß tausende unsrer Bezieher gefallen sind, daß unser Anzeigenwesen von Grund aus neuaufgebaut werden muß.

Daher aufs Neue die Bitte: Werbt uns Bezieher! Ein jeder im Jahre 1919 zum Wenigsten vier. Und werbt uns Anzeigen!

Für das Werben von Beziehern haben manche unsrer Leser — gerade auch auf meinen Schlußartikel im ersten Dezemberheft hin — eine Form gefunden, die sehr zur Nachahmung zu empfehlen ist: sie haben selbst eine Anzahl Bezüge für geeignete Personen auf ein Jahr genommen. Daß diese Personen dann bei uns bleiben, wenn sie so den „Vortrupp" ein Jahr lang ohne eigne Kosten kennen gelernt haben, dafür wird, so dürfen wir hoffen, der Inhalt des „Vortrupp" selbst sorgen.

Und was Ihr in diesen Dingen tun wollt, das tut schon jetzt und schon heute. Denn auf „jetzt" und auf „heute" kommt es dabei an.

Und vor Allem kommt es dabei gerade auf Dich persönlich an, der Du das in diesem Augenblicke liest.

Hermann Popert.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Much, Hans: „En nedderdüütschen Doodendanz". 70. Bd. der Neddderdüütschen Bökerei. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Kühnhagen, Oskar: Die Einheitsschule im In- und Auslande. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Jansen, Werner: Gudrun. Roman. M. 7.80. Georg Westermann, Braunschweig.

Koschützki, Rudolf v.: Quelle der Kraft. M. 4.50. Georg Westermann, Braunschweig.

— Das Paradies in euch. M. 4.50. Georg Westermann, Braunschweig.

Persius, Lothar: Die Tirpitz-Legende. Aus der Schriftenreihe „Der Tag des Deutschen", herausgegeben von M. Hobohm, Leiter der Deutschen Korrespondenz. Heft 11. Verlag von Hans Robert Engelmann, Berlin.

Messer, August: Glauben und Wissen. Die Geschichte einer innern Entwicklung. M. 7.20. Ernst Reinhardt, München.

Christen, Dr. phil. et med. Th.: Die menschliche Fortpflanzung, ihre Gesundung und ihre Veredelung. 2. Auflage. Geb. M. 5.90. Ernst Reinhardt, München. (In der Schweiz: 4. Auflage. Fr. 5.—. Hallwag-A.-G., Bern.)

Matzdorf, Paul: Heimatglück. 1. Teil. Kindheitserinnerungen. M. 1.50. Arwed Strauch, Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 3 1. Februarheft 1919

Keine Verschleierung!

Hamburg, den 25. Januar 1919.

Die immer tolleren Bedingungen, die der politische Sadismus des allfranzösischen Annexionisten Clémenceau unserm wehrlosen Lande für den Waffenstillstand abzupressen sucht, geben einem Teil unsrer „alldeutschen" und „vaterlandsparteilichen" Annexionisten Gelegenheit zu dem Versuche, ein politisches Geschäft zu machen. Sie geben jetzt die Parole aus: „Da seht Ihr nun, wie unsinnig es war, wenn unsre ‚Verständigungspolitiker' an die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens glaubten." Einen ganz besonders kennzeichnenden Versuch dieser Art macht zum Beispiel in seiner Abend-Ausgabe vom 15. Januar der „Hamburgische Correspondent", ein Hauptorgan der verflossenen „Vaterlandspartei", jetzt ein Organ der „Deutschen Volkspartei", in einem Leitaufsatze „Dämmert es?"

Gegen solche Verschleierungsversuche muß auf das rücksichtloseste eingeschritten werden: Die „Verständigungspolitiker" haben selbstverständlich niemals geglaubt, daß wir einen „Verständigungsfrieden" bekommen würden, nachdem wir es vorher zu einem Siege der Feinde hätten kommen lassen. Ihnen und jedem denkenden Menschen war es klar, daß, sobald die Feinde gesiegt hatten, bei ihnen, und insbesondere bei den Franzosen, naturgemäß diejenigen Elemente obenauf kommen mußten, die unsern „Alldeutschen" und unsrer „Vaterlandspartei" entsprachen, also die Clémenceau und Genossen. Die Politik der „Verständigungs-Politiker", die als nüchterne, durch Phrasen nicht zu blendende, Menschen erkannten, daß wir mit zwei halbkranken und einem unzuverlässigen Bundesgenossen einen Krieg gegen so ziemlich die ganze Welt nicht durch einen Sieg für uns beenden konnten, ging vielmehr dahin, den Krieg durch rechtzeitige Friedensverhandlungen zu beseitigen, bevor der Sieg der Feinde errungen war. Eine solche Beendigung des Krieges wäre ohne Verluste, vielleicht sogar noch mit einigem Gewinn, möglich gewesen, bevor wir durch den Beginn des uneingeschränkten U-Boots-Krieges Nordamerika mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln an Menschen und an Kriegsmaterial auf die Seite unsrer Feinde trieben. Wilson hätte einen solchen Frieden damals, wo wir auf der Höhe unsrer Erfolge standen, vermittelt (was jetzt wohl so ziemlich niemand bei uns mehr zu bestreiten wagt). Denen, die damals gegen den „Wilson-Frieden"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tobten, den Stresemann, Reventlow, Westarp, ist von Nüchternen schon damals entgegen gehalten worden, daß ein „Wilson-Friede" jedenfalls wesentlich besser sei, als der sonst sehr mögliche „Clémenceau-Friede".

In dem Augenblick, wo Nordamerika infolge unsres uneingeschränkten U-Boots-Krieges auf die Seite unsrer Feinde trat, war der Krieg tatsächlich bereits verloren, da gegen die amerikanischen Menschen und Hilfsmittel, besonders mit unsern bereits nachlassenden Kräften, einfach nicht aufzukommen war. Zumal sich alle amtlichen Voraussagungen unsres Admiralstabes über das Verhindern der amerikanischen Transporte durch unsre U-Boote als völlig irrig herausstellten, zumal weiter unsre U-Boote zwar die größten Heldentaten verrichteten, aber Helfferichs amtliche Prophezeihung über die Wirkung auf Englands wirtschaftliches Leben sich ebenfalls als völlig eitel erwies. Von dem Augenblick des Eintretens Nordamerikas in den Krieg an war ein Verhandlungsfriede nur noch möglich unter erheblichen Opfern, die aber niemals auch nur entfernt an das herangereicht hätten, was es uns jetzt kostet, daß wir den seit dem Eintritt Nordamerikas hoffnungslosen Krieg hingeschleppt haben, bis der von Tag zu Tag mehr vorauszusehende Abfall unsrer Bundesgenossen eintrat. Und bis infolgedessen, da nun auch unsre Süd- und Südostgrenze völlig offen lagen, jeder weitere militärische Widerstand — auch die sogenannte „nationale Verteidigung" — auch ohne die Revolution offensichtlicher Wahnsinn war.

Schuld daran, daß Nordamerika in den Krieg eingetreten ist, sind vor allem die „Alldeutschen", die durch ihre, in meinen Fidelis-Aufsätzen mehrfach behandelte, riesige Hetze, besonders auch gegen Bethmann Hollweg, den verschärften U-Boots-Krieg erzwungen haben. Und Schuld daran, daß auch der letzte Augenblick verpaßt ist, wo ein zwar opfervoller, aber noch halbwegs anständiger, Friede im Verhandlungswege hätte erzielt werden können, war außer den „Alldeutschen" selbst, deren Hetze weiter ging, vor allem die neugegründete alldeutsche Filiale, die „Vaterlandspartei", die ja — unter wohlwollender Duldung der Zensurbehörden — jeden niederschrie oder niederknüppelte, der dem Volke die wirkliche Sachlage zeigen wollte. Schuld daran sind insbesondre auch alle die, die Kühlmann weggebissen haben, als er im allerletzten Augenblick, wo es noch etwas helfen konnte, eine praktische Verständigungspolitik versuchen wollte und zu deren Vorbereitung in seiner Reichstagsrede vom 24. Juni 1918 das Volk zum ersten Male die wirkliche Kriegslage ahnen ließ.

Also schärfste Front gegen alle Verschleierungsversuche, damit nicht diejenigen, die uns einmal ins Unglück geführt haben, aufs neue zur Macht kommen und damit Gelegenheit erhalten, es ein zweites Mal zu tun!

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das europäische Gewissen.

Wir sprechen von einem nationalen Gewissen, das man in stärkerem und geringerem Grade von jedem Gliede einer Nation erwartet. Kann da nicht auch von einem europäischen Gewissen, einem sittlichen Verantwortungsgefühl des Europäers die Rede sein? Wenn es eine Kultureinheit Europa gibt, so muß diese doch als wirksame Idee dem einzelnen Menschen innewohnen, sei es bewußt oder unbewußt. Und eine solche Kultureinheit gibt es zweifellos. Zeigt doch die Geschichte trotz allem Hader einen stetig zunehmenden Ausgleich zwischen den Gegensätzen der europäischen Rassen und Nationen. Freilich, wenn wir die Kultureinheit des gegenwärtigen Europa bestimmen wollen, so müssen wir diesen Begriff von dem geographischen scheiden. Denn das Gebiet der europäischen Vollkultur umfaßt nur einen Teil unseres Erdteils, da einige Außenbezirke, vor allem das der Kultur nach asiatische Rußland, der Balkan, aber auch Süditalien, Spanien und der hohe Norden ausgeschlossen bleiben. Man kann dieses europäische Kulturgebiet schematisch in der Weise umgrenzen, daß man um Köln als Mittelpunkt einen Kreis mit einem Halbmesser von etwa 1000 km gezogen denkt. Innerhalb dieses Kreises überwiegen die Übereinstimmungen die Verschiedenheiten; außerhalb des Kreises treten Lebensgewohnheiten und Anschauungen auf, die uns fremd anmuten.

Die engen wirtschaftlichen Beziehungen, die sich ja schon längst zur Weltwirtschaft ausgeweitet haben, spielen hierbei keine entscheidende Rolle; sie sind nur Vorbedingung und Mittel der kulturellen Einheit. Wichtiger ist schon, daß es einen europäischen Gesichtstypus und eine gemeinsame Gebärdensprache gibt, die wir verstehen, während uns z. B. das Lächeln des Japaners ganz unverständlich ist. Ebenso gibt es ein europäisches Schönheitsideal, so schwer es auch durch Worte auszudrücken sein mag. Daß viele Wissenschaften, insbesondere alle mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer, ferner die Technik durchaus europäisches Gemeingut sind, bedarf keiner Ausführung. In Kunst, Literatur und Philosophie lassen sich zwar leicht allerlei „nationale" Verschiedenheiten nachweisen; sie erscheinen aber geringfügig, wenn man zum Vergleiche asiatische, etwa indische oder japanische Kunst und Weltanschauung heranzieht. Auch die uns noch verwandte amerikanische Art zeigt, je mehr sie sich verselbständigt, manche scharf abweichende Eigenheiten. Man muß allerdings einen weiten Blick haben und sich nicht auf Kleinigkeiten versteifen. Dann aber springen die grundlegenden Übereinstimmungen der europäischen Kultur in die Augen.

Es gibt wirklich den Europäer als Typus; und zwar ist er (nach Ratzel) ein kulturhistorisches Produkt. Gemeinsam ist aller europäischer Gesittung die griechisch-römische Bildungsgrundlage und der Christusglaube; gemeinsam ferner der Geist der Arbeitsamkeit, die Disziplinierung der

Energie, die Organisation, was sich alles auf einen Idealismus der Gesinnung zurückführen läßt; endlich und zuhöchst aber der Glaube an den Fortschritt, der den asiatischen Kulturen so fremd ist wie er es dem griechisch-römischen Altertum war. Innerhalb der geschichtlich bekannten Menschheit vertritt der moderne Europäer allein die Fortschrittsidee. In ihrem Zeichen hat er — bisher — gesiegt; aus dem Fortschrittswahn erwuchsen aber auch alle Schwächen und Fehler unserer Kultur. Die Einsicht in die Schattenseiten unserer Lebensgestaltung kann uns indessen den Glauben nicht nehmen, daß die europäische Gesittung vorläufig noch die wertvollste Ausprägung des Menschentums ist.

Wer aber diese Überzeugung hat, muß auch die sittliche Verpflichtung fühlen, sie in ihrem wertvollen Bestande zu erhalten und aus den Entgleisungen der Gegenwart wieder zu ihrem wahrhaften sittlichen Ziele zurückzulenken. Denn bei der vorhandenen und immer noch wachsenden Verbindung der Völker kann ein einzelner Staat oder eine beschränkte Staatengruppe eine solche umfassende Menschheitsaufgabe nicht allein erfüllen; darüber darf der verhängnisvolle nationalistische Rausch der letzten Jahre nicht hinwegtäuschen. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl aber gegenüber den gemeinsamen Aufgaben der Kulturnationen ist gemeint, wenn wir vom europäischen Gewissen reden. Was man früher als allgemein-menschlich bezeichnete, ist streng genommen nur allgemeineuropäisch. Das Solidaritätsgefühl der Europäer ist übrigens von der internationalen Gesinnung des Sozialismus zu unterscheiden; denn dieser ist wesentlich sozialpolitischer Natur und nur von seinen besten Geistern als eine tief ethische Frage erkannt. Aber auch die Einwände, die man gegen ein farbloses Weltbürgertum machen kann, treffen hier nicht zu. Man kann ein echt national gesinnter Mennsch und daneben doch ein „guter Europäer" sein, wie derselbe Mann ein braver Familienvater und auch ein tüchtiges Vereins- oder Parteimitglied sein kann.

Betrachten wir nun aber den Zustand dieser europäischen Kultureinheit, wie er sich vor dem Kriege herausgebildet hatte, näher, so zeigt sich ein tief einschneidender Widerspruch, der den letzten Grund des Weltkonflikts grell hervortreten läßt. Jenes so enge wirtschaftliche Verhältnis der Völker, jene tausendfältigen Beziehungen politischer, ökonomischer, ja auch geistiger Art entbehrte in weitestem Maße der sittlichen Grundlage. Mit der wirtschaftlichen und intellektuellen Vereinheitlichung hatte die moralische Solidarität nicht gleichen Schritt gehalten, sondern war weit hinter ihr zurückgeblieben. Der internationale Verkehr war ganz auf gegenseitiges Mißtrauen gegründet und trug seine Herkunft von der betrügerischen und hinterlistigen Diplomatie des alten Byzanz und der italienischen Renaissance noch allzu deutlich auf der Stirn. Ein so furchtbarer, das europäische Staatenleben zerklüftender Widerstreit zwischen hochentwickelter wirtschaftlicher Vereinheitlichung und moralischem Tiefstande der Völkerbeziehungen mußte zur Katastrophe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen. Das europäische Gewissen versagte. Und so stehen wir für unseren Erdteil und damit für die europäische Kultur vor dem ungeheuren weltgeschichtlichen Entweder — Oder: Entweder Europa entwickelt sich zu einer Kultureinheit auf sittlich-rechtlicher Grundlage — oder seine Kultur ist dem Untergange verfallen, sei es daß an ihre Stelle die amerikanische oder die asiatisch-japanische tritt.

Und welche Rolle spielt Deutschland hierbei?

Was deutscher Geist als Schöpfer einzigartiger Kulturwerte und als Vermittler fremder Geistesgüter für die europäische Gesamtkultur geleistet, wie es gerade im 19. Jahrhundert fremdes Denken und Schaffen befruchtet hat, das wissen Einsichtige auch jenseits unserer Grenzen. Der Ausdruck „Herz Europas" ist doch nicht bloße Phrase. Knechtung des deutschen Volkstums, Aussaugen unserer Kraft und Unterdrückung unseres Geistes wäre die Vernichtung eines notwendigen Organs in dem Organismus der europäischen Welt. Mit dem deutschen Geiste steht und fällt die „Idee Europa". Sie zu erhalten, fordert das europäische Gewissen von unseren bisherigen Gegnern. Uns aber gebietet es, nach einem Augenblick der Entmutigung den Glauben an die weltgeschichtliche Aufgabe unseres Volkes neu zu beleben. Das europäische Gewissen ist es letzthin, das nach einem Völkerbunde drängt.

Paul Sickel.

Zur Trennung von Kirche und Staat*).

Die Trennung von Kirche und Staat ist auf dem Marsch. Ob wir sie freudig begrüßen oder bedauern, ändert nichts an der Tatsache, daß sie kommt. In welchen Formen sie sich vollziehen wird, hängt vom Ausgang der großen innerpolitischen Kämpfe in den kommenden Monaten ab. Es ist nicht zu erwarten, daß eine bolschewistische Diktatur der radikalen Linken andere als episodenhafte Zustände des kirchlichen Lebens schaffen würde. Einen Dauerzustand vermag nur ein Trennungsgesetz herbeizuführen, das auf parlamentarischem Wege unter Mitwirkung der bürgerlichen Parteien zustandekommt. Auf ein unbedingtes Eintreten für ihre Interessen wird die Kirche freilich nach Lage der Dinge seitens des Bürgertums nicht zu rechnen haben. Das liberale Bürgertum ist in seinen breiten Schichten nicht minder als die Arbeitermassen entkirchlicht. Klugheitsgründe werden zudem das Bürgertum veranlassen, Kompromisse mit den sozialistischen Parteien in kulturellen Fragen einzugehen, um dafür Zustände auf wirtschaftlichem Gebiete zu erreichen.

*) Wir bringen die drei folgenden Aufsätze absichtlich in einem Heft, weil wir sie — trotz mancher Abweichungen im Einzelnen — als zusammenhängendes Ganzes betrachtet wissen wollen und weil wir glauben, daß sie eben in dieser Zusammenstellung die Dinge, auf die es hier ankommt, am besten beleuchten.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Trennung vom Staate beschwört für die Kirche die Gefahr finanzieller Verarmung herauf. Der Fortfall der staatlichen Zuschüsse bedeutet für zahllose Kirchengemeinden den Zusammenbruch. Zudem muß mit einem Sinken der kirchlichen Steuerstöcke infolge einer bestimmt zu erwartenden Zunahme der Kirchenaustrittsbewegung gerechnet werden. Zum Ausgleich der Ausfälle werden die Gemeinden zur Erhöhung der kirchlichen Umlagen schreiten müssen, was seinerseits wieder die Austrittsbewegung befördern wird. Geraten die staatlichen Aufwendungen für die theologischen Fakultäten und den Religionsunterricht der höheren und Volks-Schulen in Fortfall, sieht sich die Kirche vollends vor finanzielle Probleme gestellt, die schlechterdings mit den Mitteln einer Freikirche nicht zu lösen sind. Die Zukunft der Kirche hängt finanziell davon ab, ob und in welchen Grenzen sich der Staat zu einer Abfindung bereit findet. Die Rechtslage ist klar. Als Rechtsnachfolger des Episkopats hat der Territorialstaat des Reformationszeitalters mit Einziehung des Kirchengutes und Übernahme der kirchlichen Hoheitsrechte die Verpflichtung zur Unterhaltung der Kirche übernommen. Ob sich modernes demokratisches Empfinden diese Rechtsauffassung ohne weiteres zu eigen machen wird, bleibt abzuwarten. Der Staat hat die Wahl, die Kirche mit einer einmaligen Abfindungssumme oder auch mit einer laufenden Rente zu verabschieden. Ebenso ist ein Weg denkbar, der beide Abfindungsformen in sich vereinigt. Unbedingte Sicherungen vermag der Kirche keine der beiden zu geben. Eine spätere Beschlagnahmung der im Trennungsgesetz bewilligten Abstandssumme ist unter veränderten Verhältnissen ebenso möglich wie eine Einstellung laufender Rentenzahlungen sofern eine parlamentarische Mehrheit diese Haltung des Staates gutheißt. Als utopisch muß der Gedanke bezeichnet werden, die zukünftige Existenz der Kirche ausschließlich auf einen Rechtstitel aufzubauen, welcher Art er auch immer sei. Das war der Fehler, den man im preußischen Landtag beging, als das Zentrum vor der drohenden Trennung der Kirche vom Staat seine bekannten Sicherungsanträge durchsetzte. Ähnliche Rechenfehler sind anderwärts gemacht worden. Letzten Endes hängt der Fortbestand unserer Kirche von den Sympathien ab, deren sie sich in den Parlamenten, oder in der öffentlichen Meinung erfreut. Je schneller und widerspruchsloser dieser Gedanke von allen Vertretern der Kirche begriffen wird, desto besser steht es um sie. Eine Kirche, die einen hohen öffentlichen Kredit in der Welt des Geistes und der Kultur besitzt, braucht um die Aufbringung ihrer Existenzmittel nicht besorgt zu sein. Das lehrt die Geschichte des Mittelalters.

Für unsere heutigen Verhältnisse heißt das soviel, daß die Zukunft der Kirche gesichert ist, sofern sie sich über ihre Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit gegenüber dem Fortschritt zu legitimieren vermag. Die Kirche muß den Nachweis erbringen, daß sie nicht den Mächten gleichzustellen ist, deren Geschichtstag vorüber ist, daß sie einem demo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kratischen Staatswesen sich genau so einzuordnen vermag, ohne sich selbst untreu zu werden, wie sie gestern eine Stütze der Throne war. Die Verbindung der protestantischen Kirchen in Deutschland mit der Fürstenmacht ist eine historische Zufälligkeit gewesen und hat keinem Wesensbedürfnis entsprochen. Für weite, sehr weite kirchliche Kreise, namentlich in den östlichen Teilen des Reiches, wird die notwendige Neuorientierung alles andere als eine leichte Sache sein. Überzeugungsopfer soll niemand bringen, diese müssen verächtlich wirken; doch gebietet das Taktgefühl, sich bei aller persönlichen Überzeugungstreue solcher Schritte zu enthalten, die auf eine Herausforderung unabänderlicher Mehrheiten hinauslaufen. Mitunter ist auch Schweigen Verdienst. Das Schicksal der Kirche liegt heute in den Händen der Kreise, die kirchlichen Sinn mit demokratischer Geistesart aus ehrlichster Überzeugung verbinden. Die Losung der Stunde muß darum heißen: Kirchliche Demokraten an die Front!

Ihre Aufgabe muß es sein, unsere Kirche von Grund auf zu reformieren, zu demokratisieren. Gegen jede von den Kirchenbehörden betriebene Demokratie wird der Liberalismus argwöhnisch sein. Was bis jetzt an Demokratie, den ehedem reformierten Westen ausgenommen, in den Kirchen lebte, ist mehr oder minder Scheindemokratie gewesen. Die Vertretungen der Kirchengemeinden sind häufig Körperschaften gewesen, deren Mitglieder ihre Stellung als ein lästiges Ehrenamt betrachteten. Die Arbeitsleistung dieser Körperschaften war demgemäß meist recht beschränkt; in Wirklichkeit war sie sehr oft nur angetan, dem Pfarrer, der mangels genügender Laienbeteiligung an der Geschäftsführung seines Amtes monarchisch walten mußte, die Arbeit mehr oder minder zu erschweren. Man hat in den Kirchenbehörden peinlich darauf geachtet, daß jeder Akt der Kirchengemeinde vom stellvertretenden Vorsitzenden der Kirchgemeindevertretung gegengezeichnet wurde. Ist die demokratische Geste bereits Demokratie gewesen? Ein Blick auf die Beteiligungsziffern bei sämtlichen kirchlichen Wahlhandlungen genügt, um dem bisherigen demokratischen Scheinbetrieb unserer Kirchen das Todesurteil zu sprechen. Demokratie beginnt erst, wo ein Regierungswille der Masse vorhanden ist.

Ihn ins Leben zu rufen, die Massen kirchlich zu interessieren, ist die Zukunftsaufgabe unserer Pfarrerwelt. Gelingt diese Arbeit nicht, wird die Kirche zur Sekte herabsinken. Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, daß unser Kirchenwesen sich angelsächsischen Mustern in vielen Punkten angleichen wird. Für die Religion braucht das nicht ohne weiteres einen Verlust zu bedeuten. In England und in Amerika lebt mehr praktische Frömmigkeit, als der Nationalismus hierzulande wahrhaben mag. Es ist dort häufig mehr opferfreudiges und weltoffenes Christentum zu finden als in den deutschen Beamtenkirchen. Die Reklame im Dienste der Religion — eine Amerika eigentümliche Erscheinung — lehnen wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus sachlichen Gründen ab. Der Geist muß durch sich selber wirken. Alle soziale und Liebes-Tätigkeit der Kirche ist im tiefsten Grunde eine weiter abliegende Aufgabe, die geeignet ist, sie ihrem eigentlichsten Beruf; zu entziehen. Die Arbeit der Kirche ist eine Bildungsaufgabe: die Erziehung der Masse im Geiste idealistischer Lebensauffassung, wie sie die christliche Religion vertritt.

Die Kirche muß dem modernen Menschen etwas zu sagen haben. Religiöse Bedürfnisse sind sowohl in der sozialistischen Masse wie in den Kreisen der Bildungsschicht, in der sich das Nachdenken über Weltanschauungsfragen stärker denn früher bemerkbar macht, ohne allen Zweifel vorhanden, aber es ist nicht mehr möglich, an eine so geartete Zuhörerschaft in der Sprache vergangener Jahrhunderte heranzukommen. Die Predigt muß noch ganz anders als bisher auf die philosophischen, naturwissenschaftlichen und sozialpolitischen Fragen der Gegenwart eingehen. Dringender Reformen bedürfen unsere Gottesdienste in ästhetischer Hinsicht. Unsere Kirche krankt an einer formenarmen und formlosen Geistigkeit. Das ist es, was ihr einen erkältenden, unvolkstümlichen Charakter verleiht. Aller Geist bedarf schöner Symbole, wenn er volkstümlich werden, zu Herzen sprechen soll. Die katholische Kirche ist uns in der Erfassung dieses Gedankens weit überlegen. Das Streben nach künstlerischeren Ausdrucksformen der religiösen Ideen- und Gefühlswelt gehört auch zu den Forderungen nach Demokratisierung unserer Kirche. So sollten berufene Hände, Dichter und Musiker einmal unsere Gesangbücher prüfen, um solche Stücke auszuscheiden, die dichterisch oder musikalisch wertlos sind. Wie selten ist liturgische Feierlichkeit zu finden! Vieles erinnert hier peinlich an Gepflogenheiten, wie sie die Reformation bei der Art des Messelesens gegeißelt hat.

Klarer liegt die Reformnotwendigkeit und Durchführbarkeit auf den verschiedenen Gebieten des äußerlichen Kirchenbetriebes. Die Kirche wird das Wahlverfahren bei der Zusammensetzung von Gemeindevertretungen wie Synoden gemäß den Neuerungen im Gemeinde- und Parlamentswahlrecht umzubilden haben. Für Patronatsvorrechte sind die Zeiten vorbei; sie sollten je schneller, desto besser verschwinden. Man wird keiner Gemeinde freie Wahl ihrer Pfarrer noch länger vorenthalten können.

Der Pfarrerstand steht vor der Entwicklung aus einem Beamtenkörper zu einer Berufsgenossenschaft ähnlich der der Ärzte und Anwälte. Der Herr „Archidiakonus“ und der Herr „Oberpfarrer“ wird dann der guten alten Zeit angehören, wie so manche andere Titulatur. Die monarchischen Superintendenturen des Nordens werden den demokratischen Dekanaten des Südwestens weichen müssen. Während der Superintendent eine von der Kirchenbehörde ernannte Person ist, wird der Dekan auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Amtszeit von mehreren Jahren aus der Mitte der Geistlichen einer Diözese gewählt. Aus der Wahl durch die Pfarrer oder die Synoden werden auch künftig die Kirchenbehörden hervorzugehen haben, um nach Ablauf ihrer Amtsperiode gleichfalls einem neuen Kollegium zu weichen.

Allein aus wirtschaftlichen Gründen wird eine weit zielbewußtere Standesvertretung der Geistlichen von nöten sein. An die Stelle der losen Pfarrervereine müssen Zwangskartelle treten, denen es vorbehalten bleibt, das Pensionierungs- wie das sonstige Versicherungs- und Versorgungswesen auf festere Grundlagen zu stellen.

Werden vom Staate die Unterhaltungsmittel unserer theologischen Fakultäten verkürzt, muß einer Einschränkung des Lehrkörpers, oder einer Zusammenlegung von Fakultäten ins Auge gesehen werden. Im Notfalle wäre auch an eine Eingliederung der einzelnen theologischen Fächer in die einschlägigen philosophischen Sektionen zu denken. Sollten aus finanziellen Gründen die Fakultäten in keiner Form zu erhalten sein, müßte die Vorbildung unserer Geistlichen sich ähnlich wie die der Rabbiner vollziehen, in der Art, daß ein mehrsemestriges Philosophiestudium dem Besuch eines Predigerseminars vorausgehen würde. Der sehnlichste Wunsch aller Theologen und aller Kreise, die den Stand des evangelischen Predigers nicht auf die geistige Stufe von Sektenpredigern herabsinken sehen möchten, wird sein, daß unsere Fakultäten der Wissenschaften erhalten bleiben möchten. Das schließt nicht aus, daß der bisherige Studienbetrieb durchgreifenden Änderungen unterworfen wird. Das bisherige Normalstudium der Theologie hat zu stark der wissenschaftlichen Ausbildung auf Kosten der Vorbereitung für den praktischen Beruf des Pfarrers gegolten. Es ist zum mindesten zu erwägen, bestimmte Disziplinen im heutigen Umfang zugunsten der praktischen Theologie einzuschränken. Der moderne Pfarrer bedarf heute einer weit gründlicheren Bildung, um den Ansprüchen moderner Christentumsverkündigung zu genügen. Die technische Vorbildung des künftigen Predigers muß nach dem Stand der Dinge als völlig unzureichend erklärt werden. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, daß im Rahmen des heutigen Studienbetriebes so gut wie nichts geschieht, um den Theologen auf die Tätigkeit hin anzuleiten, nach der im öffentlichen Leben seine Persönlichkeit in allererster Linie gewertet wird.

Die schwerste aller Fragen bei Eingliederung der Kirche in den demokratischen Organismus der Zukunft ist und bleibt die Geldfrage. Sparsamkeitspolitik im kleinen und kleinsten, so löblich sie an und für sich ist, vermag über die großen Schwierigkeiten, die auf finanziellem Gebiete harren, nicht hinwegzuhelfen. Hilfe können nur großzügige Maßnahmen schaffen, die in Angriff genommen werden müssen, so schwere Bedenken auch gegen sie geltend gemacht werden dürften. Die Kirchen werden zu einem planmäßigen Abbau der vorhandenen Pfarrstellen auf ein Mindestmaß schreiten müssen. Eine Seelenzahl von 5000—10000

Seelen müßte mindestens auf einen Pfarrer entfallen, sofern nicht Entfernungsschwierigkeiten in dünnbevölkerten Landgegenden kleinere Bezirke nötig machten. Niemand wird sich darüber einer Täuschung hingeben, daß durch derartige Maßnahmen das persönliche Moment aus dem Verkehr zwischen Gemeinde und Pfarrer im Laufe der Zeit mehr und mehr verschwinden würde; ein Zustand wird die Folge für alle Gemeinden werden, in den heute erst unsere Großstadtgemeinden eingetreten sind. So bedauernswert diese Entwicklung aus inneren Gründen sein mag, wird sie doch angesichts der finanziellen Lage nicht zu umgehen sein.

Um den Pfarrern die Versehung größerer Pfarrsprengel technisch zu ermöglichen, wird man selbstverständlich darangehen müssen, sie von Geschäften zu befreien, die nur mittelbar zum Seelsorgeramt gehören und die sie bereits heute häufig ihrem eigentlichsten Berufe entziehen. So sollte die Kirchenbuchführung von besonderen Organen nebenamtlich versehen werden; nach Fortfall der juristischen Wichtigkeit der kirchlichen Matrikelführung könnte das Eintragungsverfahren überdies wesentlich vereinfacht werden. Alle verwaltungs-, finanz- und bautechnischen Angelegenheiten der Gemeinden sollten der Bearbeitung durch die Pfarrer gänzlich entzogen werden. Die Geschäftsleitung würde weit sachkundiger und korrekter geführt werden, wenn für größere Bezirke zu genannten Zwecken eigene Beamte bestellt würden. Es würde damit ein neuer Beamtentypus, nämlich kirchlicher Laienbeamten geschaffen werden, der sich am ehesten mit den bisherigen Küstern unserer Großstädte vergleichen ließe.

Die Trennung von Kirche und Staat rollt auch die Frage auf, von wem in der kommenden Generation der Organisten- und Kantorendienst versehen werden soll, wenn die heutige musikalische Ausbildung aus der Reihe der seminaristischen Unterrichtsfächer verschwunden sein wird. In den Städten wird ein vollwertiger Ersatz durch Berufsmusiker geschaffen werden können. Auf dem Land wird der Mangel an musikalisch gebildeten Lehrern oder irgendwelchen Ersatzkräften sich auf das unangenehmste bemerkbar machen. Zum Teil werden die Pfarrer in die Bresche springen müssen, soweit bei ihnen musikalische Begabung vorhanden ist. Erwägenswert bleibt auch der Gedanke, der etwas amerikanisch anmuten mag, ärmeren Gemeinden aber auf die Dauer wesentliche Ersparnisse einbrächte. Man müßte sich entschließen, durch Einbau von Selbstspielern die Orgel automatisch spielen zu lassen. So sehr diese Neuerung vom künstlerischen Standpunkte aus zu Bedenken Anlaß gibt, wird man sie doch um der finanziellen Vorteile willen einer Prüfung unterziehen müssen. Jedenfalls wäre maschinelle Orgelmusik dem musiklosen Gottesdienst vorzuziehen.

Die finanzielle Notlage der Kirche wird zu größter Sparsamkeit in allen Ausgabeposten zwingen. Welchen Grad die materiellen Schwierigkeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erreichen werden, ist zur Stunde noch in keiner Weise übersehbar. Sicher ist bereits heute, daß die Einzelgemeinde künftig viel mehr als bisher auf eigenen Füßen wird stehen müssen. Die finanzielle Selbständigkeit der Gemeinde darf aber nicht zur Lockerung oder gar Sprengung des landeskirchlichen Verbandes führen. Kämpfe und Reibungen werden nicht ausbleiben, wenn es gilt, begüterte Gemeinden zur Unterstützung bedrängter heranzuziehen.

Den Gemeinden ohne nennenswertes Vermögen wird nichts anderes übrigbleiben, als zu gegebener Zeit alle Gebühren für kirchliche Handlungen unter Anwendung demokratischer Methoden zeitgemäß zu erhöhen. Zu denken wäre an einen Tarif nach Einkommenstufen, etwa in der Weise, daß eine Trauung bei einem Einkommen bis zu 1000 Mark gebührenfrei bliebe, bis zu 3000 Mark 5 Mark, bis zu 5000 Mark 10 Mark und ab 5000 Mark 20 Mark kostete und an die Kirchkasse im Voraus zu leisten wäre. Entsprechende Stufen ließen sich für Taufen, Beerdigungen wie Konfirmationen festsetzen. Es steht kaum zu befürchten, daß um dieser Gebühren willen die Begehrung kirchlicher Mitwirkung bei den verschiedenen Familienereignissen in vielen Fällen unterbleiben würde. Würden diese Gebühren an allen Orten erhoben — in den größeren Plätzen könnten weit mehr als drei Gebührenklassen vorgesehen sein — so würde die Kirche neben den direkten Steuereinnahmen eine wertvolle Einnahmequelle erhalten. Den demokratischen Grundsätzen entspricht es selbstverständlich, daß die Art der kirchlichen Mitwirkung in allen Gebührenklassen völlig dieselbe bleibt, genau so wie es feststehen müßte, daß Mittellosigkeit keinen Grund bilden dürfte, um die kirchliche Mitwirkung je zu versagen.

Ich stehe damit am Ende meiner Betrachtungen zur Lage der Kirche. Wie sie sich klären wird, ist heute noch garnicht abzusehen. Zwei Gesichtspunkte berechtigen uns, die Kirche nicht von vornherein verloren zu geben. Einmal ist es die Tatsache, daß das Zentrum, oder wie es sich heute nennt, die christlich-demokratische Volkspartei, mit der eigenen auch unsere Kirche halten wird. Die Aussichten des Zentrums für die Zukunft sind keine ungünstigen, vollends, wenn Deutsch-Österreich den erhofften Anschluß an das Reich finden sollte. Zum anderen wird unsere Kirche im Volksempfinden durch den Gedanken ans Ende gehalten. Auch dem kirchenfeindlichsten unserer Volksgenossen ist es durchschnittlich eine unliebsame Vorstellung, ohne die kirchlichen Ehren, die eine jahrhundertelange Überlieferung geschaffen, zu Grabe getragen zu werden.

Gewiß hat solches Empfinden noch nicht viel mit religiöser Gesinnung gemein; aber die Kirche kann an solche Gefühlsmomente anknüpfen, um einen Um- und Neubau ihres Gebäudes aufzuführen

Zuletzt aber möge uns ein Wort der Schrift den erschütterten Glauben an die Zukunftsmöglichkeit der Kirche wiedergeben. Das Gamalielwort der

Apostelgeschichte gilt auch unserer Kirche: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen." (Apostelgeschichte 5, 38f.).

Pfarrer W. Auer.

Trennung von Kirche und Staat.

Bei der Erörterung dieses vielumstrittenen Themas verlohnt es sich wohl, einmal zu fragen: Wie denkt die Bibel über das Verhältnis der Kirche zum Staat?

Christus hat, soviel ich weiß, nur zweimal sein Verhältnis zum Staat unmittelbar berührt und seinen Jüngern Fingerzeige gegeben, wie sie sich dem politischen Leben gegenüber verhalten sollen: Matth. 22, 21 finden wir das Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, und in Matth. 23, 3 rät er den Jüngern: Alles nun, was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und tut es.

Diese Worte kennzeichnen deutlich genug die Stellung Christi zu den politischen Dingen. Er weist wiederholt darauf hin, daß sein Reich „nicht von dieser Welt ist", daß er und seine Jünger also auch kein ursprüngliches Interesse an den politischen Gestaltungen haben können.

Eine Begründung dieses Standpunktes finde ich in Joh. 19, 10—11: Da sprach Pilatus zu ihm: Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, Dich loszugeben? Jesus antwortete: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab worden; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat es größere Sünde.

Paulus, des Herrn eifrigster und genialster Schüler, mahnt wie der Meister gleichfalls zu schlichter Unterordnung unter die obrigkeitliche Gewalt: Röm. 13, 1—2: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung. — Tit. 3, 1: erklärt er: Erinnere sie, daß sie den Fürsten und Obrigkeiten untertan und gehorsam seien.

In diesen Worten kommt die Stellung der Bibel in bezug auf das Verhalten des Christen zu den politischen Gewalten klar zum Ausdruck, und ich glaube nicht, daß mir irgendein wichtiges Wort entgangen ist, das das Gesamtbild der biblischen Auffassung verändern würde. Wer aber die obigen Worte der Schrift unbefangen auf sich wirken läßt, der wird zugeben, daß es nicht christlich ist, um die Gestaltung der politischen Verhältnisse so oder so zu eifern oder sich aufzuregen. Oder liegt etwa irgendein vernünftiger Grund vor, anzunehmen, Pauli Wort an die Römer beziehe sich nur auf den Staat unter den Hohenzollern und nicht auf den heutigen republikanischen?!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um so verwunderlicher muß es den wahrhaft religiösen Menschen anmuten, wenn er in diesen Tagen allerorten „streng kirchliche" oder „rechtgläubige" Kreise Zeter und Mordio schreien hört über die in Aussicht stehende Trennung von Staat und Kirche.

Bis in die Kriegszeit hinein hat die Kirche sich entschieden auf den Standpunkt des Apostels Paulus gestellt, indem sie sein Wort: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, treulich befolgte. Aber sie hat doch auch wieder nicht nach Christi Wort gehandelt und recht und schlecht dem Kaiser gegeben, was des Kaisers war. Im Gegenteil: Sie ist politisch sehr agressiv gewesen und hat aus ihrem Verhältnis zum Staate sehr wohl Nutzen zu ziehen gewußt. Geradezu als unwürdig habe ich es bei Kriegsausbruch empfunden, wie schnell und gewandt eine große Anzahl namentlich evangelischer Geistlicher den furchtbarsten aller Kriege mit Gründen der Religion zu rechtfertigen wußten und das entsetzlichste Blutvergießen als edel und gottgewollt hinzustellen wagten. — Nun, bis vor kurzem fühlte sich die Kirche auch eben fest im Staatssattel sitzen. Äußerlich ist sie durch ihre Abhängigkeit vom Staate geradezu glänzend gefahren.

Doch da kam über Nacht der völlige Umschwung im politischen Leben, und das Staatskirchentum katholischer und evangelischer Konfession sieht sich durch die Neuordnung der Dinge plötzlich in seiner sicheren Stellung bedroht, der Palast der Kirchenpolitiker wankt in seinen Grundfesten.

Wir müssen also wohl oder übel einen Gegensatz feststellen zwischen den rein religiösen Interessen und den kirchlichen. Es ist bewußte oder unbewußte Fälschung und Täuschung, wenn jetzt von kirchlichen Kreisen behauptet wird, durch Trennung des Staates von der Kirche sei die Religion in Gefahr. Die Religion hat nach Christi Auffassung an sich mit dem Staate nichts zu tun.

Nach der Trennung von Staat und Kirche werden allerdings die Gehälter der Geistlichen arg zusammenschmelzen. Finanziell ist also die Trennungsfrage von größter Wichtigkeit für die Beteiligten, und ich habe durchaus nichts dagegen, wenn man sich hiergegen wehrt. Eine gewisse Proletarisierung der Geistlichen wird die unausbleibliche Folge der Trennung sein, aber dann soll man nicht die Religion als Anhängeschild benutzen und behaupten, sie sei in Gefahr. Doch auch in finanzieller Hinsicht bin ich Optimist. Das Evangelium hat seine Verkünder noch immer genährt. Freilich, die kirchlichen Gemeinschaften werden mehr Geld aufbringen müssen, nicht nur um ihre bestehenden Einrichtungen zu unterhalten, sondern auch um den dann nötig werdenden Religionsunterricht mitübernehmen zu können. Doch das ist nicht nur recht und billig, sondern auch würdiger als jetzt, wo die Dissidenten die Kirchenlasten vielfach mittragen helfen mußten, ein Zustand, der dem religiös empfindenden Menschen entschieden gegen den Strich geht. Wem wirklich die Religion noch das Höchste ist, der wird auch willig und gern die neuen Lasten mit übernehmen wollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am meisten verspreche ich mir von der Trennung von Staat und Kirche für die Entwicklung des religiösen Lebens selbst. Wer in die Kirchengeschichte hineinblickt, wird zugeben, daß immer dann ein stärkeres religiöses Leben erwachte, wenn die Kirche irgendwie in Gefahr geriet. Satte, faule Zeiten haben dem Innenleben nie etwas genützt. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man mit gutem Rechte einen starken Gegensatz zwischen kirchlichen und religiösen Interessen feststellen. Rein äußerlich ist es freilich dem Christentum stets gut ergangen unter dem Schutze des Staates, die Religion aber gewann immer erst wirklich Lebenskraft, wenn sie um ihr Dasein kämpfen wußte, wenn es der Kirche schlecht ging. Alle Reformationen beweisen das. Die verfolgte Gemeinschaft der Gläubigen war noch stets siegreich. Christ sein, heißt eben l e i d e n für den Herrn; die christliche Religion ist nicht denkbar ohne Märtyrer.

Warum also wehren sich heute die Gläubigen so sehr gegen die beabsichtigte Trennung? Nur des äußerlichen Verlustes wegen, die Kirche muß einen Teil ihrer Macht abgeben. Mit echtem Christentum aber hat diese äußerliche Macht gar nichts zu schaffen. Nur zu ihrem Schaden ist die Kirche eine politische Macht geworden. Sobald die christliche Religion Staatsreligion wurde, begann auch ein Erlahmen ihrer inneren Kraft. Darum handelt die Kirche letzten Endes ihren eigensten Interessen entgegen, wenn sie sich heute gegen die beabsichtigte Trennung wehrt.

Hinzu kommt, daß der Staat von heute tatsächlich so loyal wie möglich verfährt. Er verzichtet offenherzig und großmütig auf alle Vorteile, die auch ihm aus einem Zusammenarbeiten mit den kirchlichen Gewalten von jeher erwachsen sind. Er will die Kirche durch die Trennung von sich **freimachen**, will ihr volle Unabhängigkeit von sich verschaffen und sie auf eigne Füße stellen. Sie aber wehrt sich wie ein kleines Kind, das zum erstenmal ein paar Schritte allein gehen soll. So haben also die bewußten überzeugten Christen allen Grund, sich über die kommende Trennung zu freuen. Der der Religion umgehängte Flittermantel fällt, aber ihre innere Kraft wird nicht angetastet. Rein und nackt, in ursprünglicher Schönheit wird sie in neuer Kraft um die Herzen der Menschen werben können. Jetzt kann Großes werden! Die wahre Religion wird ihre Auferstehung feiern, das nur angelernte Christentum, das mehr oder weniger gedankenlos übernommene, wird rasch dahinsiechen. Wie schon der Krieg eine Scheidung der Geister in religiöser Beziehung hervorrief, so noch mehr die kommende Trennung von Kirche und Staat. Jetzt wird erst das Dogma seine ernsten Bekenner finden.

Vergißt man ganz, daß Christus auch gesagt hat: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, ins Himmelreich kommen?“ Viele der rein äußerlichen Bekenner Christi werden nun ganz abfallen, und das kann nur zum Segen der wirklichen Christen sein.

Ja, noch mehr! — Starke politische Kräfte sind am Werk, um auch äußerlich die Zustände des Urchristentums wieder lebendig werden zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen. Auch gegen diese Bestrebungen wehrt sich das obligate Christentum sehr zu Unrecht. Welcher Widerspruch! Wem es ernst ist mit der christlichen Religion, der sollte sich wiederum freuen, und wenn er das nicht kann und meint Grund zu haben, diesem modernen Idealismus zu mißtrauen, so sollte er sich mindestens den Wirren dieser bitterernsten Zeit gegenüber nach dem Vorbilde Christi neutral verhalten. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; darum kann es auch durch keine Maßnahmen Schaden erleiden. Die Weisheit Gottes besteht ja gerade darin, daß er ausnahmelos alle Dinge zu unserem Besten lenkt.

So muß auch die Trennung von Staat und Kirche für die Gemeinschaft der Gläubigen eine heilsame innere Läuterung mit sich bringen, ein uns bitter notwendiges Sichbesinnen auf die wahre Religiosität und echtes Christentum.

Auch für die Trennung der Schule von der Kirche liegen die Verhältnisse ähnlich. Die alte Schule hat in religiöser Beziehung schwer gesündigt. Sie erzog das Kind zu einem Wortchristentum, gab ihm Wissen, zensierte dieses Wissen, aber sie ließ es keine Religion erleben. Welcher Widerspruch zu des Meisters Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Welche Sanftmut liegt darin. Jesus wäre wohl der Letzte gewesen, der seinen Jüngern gesagt hätte: Zwingt die Kinder, meine Lehren anzunehmen. Der Glaube soll die freieste Tat des Menschen sein, statt dessen lehrte die Schule auch gegen den Willen des Elternhauses und selbst gegen den Willen der Lehrer unverstandene Gedanken und Anschauungen. **So wurden Lehrer und Schüler oftmals in gleicher Weise vergewaltigt und dadurch zu unwahrhaftigen Menschen gemacht.**

Ich weiß, was ich behaupte, wenn ich sage, daß die weit überwiegende Mehrheit der deutschen Lehrerschaft gar nicht mehr auf biblischem Standpunkt steht. Auch die Mehrheit der deutschen Familien sind entweder nur Namenchristen oder sie stimmen innerlich nur sehr, sehr bedingt mit den Lehren der Bibel überein. Wer das nicht anerkennen will, läuft mit Scheuklappen durchs Leben. Die leergepredigten Kirchen sind der beste Beweis für diese Behauptung. Und dazu kommt noch der Zwiespalt in den Anschauungen, die die Schule im Religionsunterricht dem Kinde gab, und denen, die es ihm z. B. im Naturgeschichtsunterricht vermittelte. So hat eine heillose Verwirrung eingesetzt, weil man ängstlich die Trennung von Schule und Kirche verhindern zu müssen glaubte; seit langem sind die Zustände in der Schule unhaltbar geworden.

Das alles wäre zum Weinen, wenn der überzeugte Christ nicht hoffen dürfte, daß durch die Trennung von Staat nebst Schule von der Kirche eine wirkliche Gesundung des religiösen Lebens einsetzen muß.

Aber auch die Kirche darf sich der Trennung freuen und sich sagen, jetzt erst werde ich selbständig und kann an Groß und Klein arbeiten, wie es mir mein Gewissen vorschreibt, jetzt erst darf auch ich der Jugend geben, was ihr gebührt: Christi Geist und Christi Liebe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nein und nochmals nein! — Die Religion ist nicht in Gefahr, die kann überhaupt nicht in Gefahr kommen. In Gefahr ist allein die kirchenpolitische Macht. Möchte doch auch die Kirche sich endlich aufraffen und nach dem Worte Christi handeln: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist—— Dann wird die Vertiefung und Gesundung des religiösen Lebens nicht mehr auf sich warten lassen.

Und wir vom Vortrupp? — Unser Ziel ist die Förderung und Zusammenfassung aller äußeren Reformen, damit sich das innere, eigentliche Leben um so leichter und freier entfalten kann. Also auch wir Lebensreformer haben das größte Interesse an einer reinlichen Scheidung von Kirche und Staat, von Kirche und Schule.

H. Scharrelmann.

Religion und Politik.

Der „Vortrupp" ist meines Wissens die erste politische Zeitschrift, die planmäßig und grundsätzlich eingetreten ist für eine Versittlichung der Politik. Mit tiefster innerer Anteilnahme habe ich seinerzeit den Programmaufsatz „Realpolitik" in der ersten Nummer vom 1. Januar 1912 gelesen. Das waren neue Töne in der Politik, die aber doch dem tiefsten Empfinden Tausender ernster Menschen entsprachen und die klar und offen kundgaben, was Unzählige undeutlich gefühlt hatten. Den Idealismus als solchen offen auf den Schild erhoben, die sittliche Idee für die ausschlaggebende Macht in allen Einzel- und Weltverhältnissen erklärt zu haben und für ihre unbedingte Durchsetzung eingetreten zu sein, das ist zweifellos ein besonderes Verdienst des Vortrupp. In seinem Aufsatze „Fidelis*") sagt Hermann Popert, „daß die Ethik, und zwar ganz besonders die christliche Ethik, in der Politik ebensogut zur Herrschaft kommen muß, wie auf jedem andern menschlichen Gebiet, wenn die Welt aufhören soll, ein Schlachthaus und gleichzeitig ein Narrenhaus zu sein". Diese klar ausgesprochene Forderung wirkt wie eine Erlösung auf alle diejenigen ernsten Menschen, die unter der Zerrissenheit unseres inneren Lebens schwer gelitten haben. Es ist ein unerträglicher Dualismus, den einen Menschen in zwei völlig getrennte Hälften zu zerspalten, die von verschiedenen Gedanken erfüllt sind und verschiedene Ziele verfolgen: in eine religiös-sittliche und eine politisch-wirtschaftliche Hälfte. Gegen solche Zerreißung des Menschen, gegen die daraus folgende Zwiespältigkeit alles Strebens und Lebens sträubt sich das innerste Empfinden aller, die nach der Wahrheit und dem Guten ringen.

Bisher hat man uns freilich von fast allen Seiten her gesagt, daß wir uns hier eben mit einer unerbittlichen Tatsache abfinden müßten. Es sei immer so gewesen, daß zwischen Ideal und Wirklichkeit eine tiefe Kluft

*) Im 1. Dezemberheft 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

befestigt sei, die niemand überschreiten könne. Die reale Welt folge ihren eignen Gesetzen, die mit ethischen Forderungen nichts zu tun hätten und denen wir uns beugen müßten. Die Welt der Ideale erhebe sich hoch über dem wirklichen Geschehen. In sie dürften wir uns ab und zu mit unserem Gemüte und unserer Seele flüchten, wenn uns die natürliche Welt zu hart und bitter geworden sei. Aber einen wirklichen Einfluß könne und dürfe diese geistige Welt der Ideale auf den ehernen Lauf des irdischen Geschehens nicht ausüben. So versichern uns nicht nur die Politiker, Volkswirtschaftler und Geschäftsleute, sondern auch ein großer Teil der christlichen Theologen. Und was sie theoretisch behaupten und begründen, danach handeln praktisch fast alle, auch die überzeugtesten Christen.

Wir sind tief hinein geraten in eine vollständige Scheidung zwischen dem religiösen Glauben und dem praktischen Leben. Die Religion ist uns zu einem stillen Winkel geworden, in dem wir uns von den Nöten und Brutalitäten des rücksichtslosen Lebenskampfes erholen. Die wesentliche Wirkung unseres Christentums ist die Beruhigung, es ist ein „Quietiv", es macht still und ergeben, es trägt einen passiven Charakter. Was uns dagegen verloren gegangen ist, das ist das Vorwärtsdrängende, das Aktive im Christentum. Wir haben eine Religion der Stimmung, aber keine Religion der Tat. Darum haben wir den Mut verloren, unser Leben zu einem Ganzen zu machen. Darum führen wir ein zwiespältiges Dasein: mit unseren Gedanken in der schönen Welt der Ideale, mit unserem Handeln aber in der harten Welt der Wirklichkeit. Darum ist der kategorische Imperativ Kants so Vielen zu einem frommen Wunsche geworden. Wir haben gar kein wirkliches Zutrauen zu der Kraft der Ideale; sie sind uns blasse schwächliche Gedanken, aber keine machtvollen Realitäten. Das Reich Gottes ist uns eine freundliche Zukunftshoffnung, aber in der Gegenwart hat es keine Stätte. Jetzt herrschen noch die gottwidrigen Gewalten über den allmächtigen Gott; jetzt triumphiert noch die Finsternis über das Licht. Es ist Torheit sich dagegen zu stemmen. Erst nach dem Untergang dieser Welt oder nach dem Tode des Einzelnen wird Gott den Sieg gewinnen, wird die Sonne des Guten aufgehen.

In dieser Überzeugung flüchten wir uns mit unserer Religion in das stille Kämmerlein oder in die Kirche und wagen es nicht, sie hinauszutragen in das praktische Leben. Darum spalten wir uns in zwei Hälften und dienen mit jeder einem andern Herrn, hier der christlichen Sittlichkeit und dort der Weltmoral, hier Gott und dort dem Mammon. Darum unterscheiden wir sorgfältig zwischen Geschäft und Sittlichkeit, zwischen Religion und Politik. Daher auch die Anbetung der „Realpolitik", der Realpolitik nicht im berechtigten Sinne einer „Staatskunst, die sich auf die Wirklichkeit der Dinge aufbaut", sondern einer Staatskunst, die sich nur auf das grob Materielle in der Welt und auf die tierischen Triebe im Menschen stützt, die geistige Wirklichkeit aber gar nicht beachtet (Popert: Fidelis. Vortrupp 1918 Nr. 23 S. 442/443).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese „Realpolitik" mit ihrer Geringschätzung der unsichtbaren Wirklichkeit hat sich furchtbar an unserem Volke gerächt. Sie hat unsere Regierung und unsere maßgebenden Kreise insbesondere veranlaßt, auf der zweiten Haager Konferenz die obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit" durch ihren Einspruch zu verhindern, nach Ausbruch des Weltkrieges in Belgien einzumarschieren und später den uneingeschränkten Unterseebootskrieg zu beginnen. Daß sie damit in wachsendem Maße die unsichtbare Wirklichkeit gegen sich selber mobil machte, der sie schließlich erliegen mußte, hat sie gar nicht gemerkt. Diese „Realpolitik" hat es nicht beachtet, daß seit langem der Gedanke des Völkerbundes zu einer immer größeren Macht herangewachsen ist. Nicht so sehr in den Regierungen, aber in den Volksmassen hat der Gedanke weithin Wurzel gefaßt, daß nicht nur innerhalb jedes Volkes für das Verhältnis der Einzelnen, sondern daß auch zwischen den Völkern nicht mehr die brutale Gewalt, sondern ein geordnetes Rechtsverfahren Platz greifen müsse, um Streitigkeiten auszugleichen. Immer lauter wurde die Forderung nach einem internationalen obligatorischen Schiedsgericht, nach Abrüstung und nach dem Weltfrieden erhoben.

Damit kündigte sich ein großer sittlicher Fortschritt in der Menschenwelt an: immer größer sind die Gemeinschaften geworden, die im Laufe der Jahrhunderte unter die Macht des sittlichen Gedankens gestellt wurden. Anfangs erstreckte diese Macht sich nur auf die Beziehungen zwischen den nächsten Verwandten, dehnte sich dann aus auf Stämme, auf Völker, auf Reiche. Es ist noch nicht lange her, daß in Deutschland das Faustrecht galt, daß der Krieg zwischen Rittern und Städten, zwischen deutschen Fürsten die Regel und der Friede die Ausnahme war. Der Fortschritt, der hier gemacht worden ist, die Herrschaft des Rechts an Stelle der Gewalt soll nun auch auf die ganze Völkerwelt übergreifen. Damit soll der sittliche Gedanke seinen größten Sieg erringen. Damit soll zugleich ein wichtiger Schritt getan werden zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Denn das kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Entwicklung den Forderungen des Christentums entspricht, daß hinter diesem Geschehen der lebendige Gott selber steht. Ihm, der allergrößten Realität, haben die „Realpolitiker" sich widersetzt, die (vor Bethmann Hollweg) in unserem Volke am Ruder waren. Das hat unser ganzes Volk jetzt zu büßen.

Freilich wird unser Volk aus dieser bitteren Erfahrung auch lernen. Es hat die „Realpolitiker" weggefegt. Seit Prinz Max von Baden hat die deutsche Reichsregierung sich öffentlich für die unsichtbaren Realitäten, für die Versittlichung der Politik erklärt. Damit ist auf diesem Gebiete jene verhängnisvolle Spaltung zwischen Glauben und Leben, zwischen Religion und Politik aufgehoben. Damit ist auch jene Verkümmerung der Religion, ihre ausschließliche Geltung als eines Trost- und Beruhigungsmittels beseitigt, damit ist ihre vorwärtsdrängende Macht wieder zur An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkennung und Geltung gekommen, an die Stelle der Passivität ist die Aktivität getreten. Und Gott hat dafür gesorgt, daß das nicht so bald anders werden kann. Denn das deutsche Volk ist jetzt am Völkerbund ganz besonders interessiert. Wenn die „Realpolitiker" Recht hätten, dann wären wir dem Untergang geweiht, dann würden wir auf lange hinaus die Sklaven derer, die uns besiegten. Denn sie haben die Macht, mit uns nach Belieben zu verfahren. Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, ist die Hoffnung auf die Kraft der sittlichen Gedanken. Auch wenn die feindlichen Regierungen einen Machtfrieden schließen wollen, wird, so hoffen wir, die öffentliche Meinung sie zwingen, einem Rechtsfrieden zu schließen. Und wenn sie dieser öffentlichen Meinung, die sie selber erst begünstigt haben, entgegen zu handeln wagen, so wird über kurz oder lang die Macht der sittlichen Gedanken, die Macht des lebendigen Gottes sich auch an ihnen erweisen. So ist gerade unser deutscher Staat, der bisher (wie auch alle andern Großmächte Europas) ein Bekenner der Gewalt war, zu einem Vertreter des Rechts geworden. Er wird sich nunmehr in den Dienst jener unsichtbaren Mächte und damit in den Dienst des allmächtigen Gottes selbst stellen. Dann ist uns aber um sein Schicksal nicht bange. Als wir in dem Weltkrieg zogen mit der Losung: „Gott mit uns!", da haben wir uns in einer Täuschung befunden; Gott, die höchste Wirklichkeit, war gegen uns, das haben wir schmerzlich erfahren. Wenn wir aber jetzt einen geistigen Kampf aufnehmen in der Völkerwelt gegen die Gewalt und für das Recht, dann steht Gott wirklich auf unserer Seite, und der Sieg muß unser werden.

So hat der „Vortrupp" mit seiner Forderung der Versittlichung der Politik schneller Recht bekommen, als man es damals hätte ahnen können. Das große Unglück, in das die „Realpolitik" uns gestürzt hat, hat unser Volk so schnell umlernen lassen. Jetzt endlich haben wir den Mut bekommen, unsere Ideale aus ihrer Höhe herabzuholen auf die Erde. Jetzt endlich trauen wir uns, an die Ausfüllung der Kluft zu gehen, die die Welt der sittlichen Ideale von der Welt des irdischen Geschehens trennte. Jetzt endlich machen wir dem „Moratorium der Bergpredigt" (Prinz Max) ein Ende und wagen es, den Ruf zu erheben: Hinein mit der Religion auch in die Politik! Wenn diese Wirkung des großen Unglücks, das über uns hereinbrach, wirklich anhält, wenn jene peinvolle und klägliche Zerreißung unseres inneren Menschen dadurch überwunden wird, wenn wir wieder wagen, ein Leben aus dem Ganzen zu führen, wenn dadurch auch die Religion eine Reformation erlebt, eine Wiederherstellung in alter Macht und Größe, so wollen wir Gott für das Schwere danken, was er über uns verhängte.

Otto Dost.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wilhelm Jordan.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Am 8. Februar des Jahres 1819, das Gottfried Keller ein gutes Menschenjahr genannt hat, wurde dem lutherischen Pastor Karl August Jordan zu Insterburg der erste Sohn geboren. Ein 14 Pfund schweres Knäblein, wie es sich für ein Geschlecht nordischer Hünen geziemte, das sich mit Stolz von den alten Wikingern ableitete, nun aber schon lange in Ostpreußen saß; in der vierten Geschlechterfolge als lutherische Pastoren von der strengen Richtung.

Auch dieser neue Jordan, das stand fest, sollte Pastor werden. Vorerst aber gönnte man ihm das volle Paradies der Kindheit. Noch als Greis hat er uns oft erzählt von den Kraftstücken seiner Knabenjahre. Den Preisboxer eines Wanderzirkus forderte er öffentlich zum Kampf in der Arena auf und boxte ihn unterm Jubel der Zuschauer hinaus aus dem Zirkus. Im strengen Winter schlug er Löcher in die Eisrinde der Pregel, um täglich im Freien baden zu können. Der Vater selber unterrichtete ihn sorgsam. Und als er, 20 Jahre alt, die Universität Königsberg bezog, sahen die Bauern von Norkitten in ihm ihren angestammten Seelsorger. Bald aber kam es anders! In Königsberg war ein Kreis jugendlicher Stürmer beisammen. Als ihren Führer verehrten sie den nachmaligen Dichter Rudolf von Gottschall. Der brachte seinem Verbindungsbruder Jordan einst das Modebuch jener Tage mit auf die Kneipe: „Das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß. Jordan las es fünfmal, und als er es zum sechsten Male gelesen hatte, schrieb er nach Hause: „Ich kann kein Theologe bleiben; ich werde Dichter!" Die Angehörigen meinten, der Junge sei toll geworden, und noch toller erschien er ihnen, als er, kaum 24 Jahre alt, völlig mittel- und aussichtslos, seine Jugendliebe heiratete: Emma Steinberg, ein junges Mädchen, dem er sich als Primaner in der Tanzstunde verlobt hatte und der er dann 50 Jahre Treue hielt, in der musterhaftesten Ehe, deren Denkmal sein schönstes Werk wurde: „Das Hildebrandslied".

Nur ein Mensch von Jordans ungeheurer Kraft und Gesundheit und von seinem unerschütterlichen Glauben an die eigene Sendung konnte so alle Götter des Schicksals herausfordern. Bis zu seinem dreißigsten Jahre blieb denn auch jeder Tag ein bloßer Kampf um die Selbsterhaltung. Er verdiente sein Brot als Zeitungsschreiber oder Übersetzer. Er lieferte auf Bestellung ein dickes Geschichtswerk über die Insel Haiti, sammelte die Littauischen Sagen und Volkslieder und verfaßte eine Flut von Streit- und Zeitschriften. Aber schon 1844 sehen wir ihn in leidlich gesicherten Verhältnissen. Er kauft in Lindenau bei Leipzig einige Streifen billiges Land und begründet dort mit Frau und Kind seinen festen Herd. Zugleich beginnt er eine freidenkerische Monatsschrift „Die begriffene Welt" herauszugeben. Aber nur wenige Hefte erschienen, denn ein neuer Tollstreich führte zu seiner Ausweisung aus Sachsen. Als nämlich die deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schriftsteller unter dem Vorsitz von Berthold Auerbach in Leipzig tagten, erbat auf dem Festmahl auch Jordan das Wort und deklamierte zu allgemeinem Entsetzen ein aufrührerisch-atheistisches Gedicht. Er wurde wegen Gotteslästerung zu 4 Wochen Gefängnis und Landesverweisung verurteilt. Nun wandte er sich nach Bremen. Als in Frankreich die Revolution ausbrach, schickte ihn die „Bremer Zeitung" als Berichterstatter nach Paris. Wahrscheinlich aber hätte nun die Kleinarbeit des Broterwerbes auch dieses Talent verschlungen, wenn nicht 1848 die Deutsche Revolution sein Lebensschiff in frisches Fahrwasser getrieben hätte. Als er sich 1848 im Wahlkreis Oberbarnim als Abgeordneter für die Nationalversammlung aufstellen ließ, zählte er zu den wildesten Heißspornen der liberalen Demokratie. Sobald er aber in die praktische Politik hineingeraten war, traten seine unbeirrbar konservativen Instinkte an den Tag.

Gewiß ist nirgends eine merkwürdigere Geisterschar vereint gewesen, als zu Frankfurt in der Paulskirche. Da saßen sie alle, die nachmals die Väter des alten Deutschland geworden sind. Auf der Rechten Uhland und der alte Arndt, Jacob Grimm und Eduard Simson, die Geschichtsschreiber Droysen, Dahlmann, Waitz. Auf der Linken Friedrich Theodor Vischer und Venedey, Robert Blum, der Führer der Republikaner und der spöttische dicke Karl Vogt. Und in der Mitte Döllinger und Felix Lichnowski, als Führer des katholischen Deutschland.

Drei Umstände bestimmten die weitere Entwicklung des Politikers. Zuerst die große Debatte über das Schicksal Polens. Bei dieser Gelegenheit brach Jordans nationaler Fanatismus durch. Die sechsstündige Rede, in der er sich von den weltbürgerlichen Ideen seiner Partei, unter dem Jubel der Rechten, lossagte, war vielleicht die wirkungsvollste politische Rede jener Tage. Nach ihr bekam er den Spitznamen: „Der Polenfresser". Aber so unbeirrbar sicher fühlte er sich, daß er nach Vollendung seiner Rede auf seinem Sitze im Parlament mehrere Stunden schlief, während die Linke ihre besten Redner vorschickte, um seinen Verrat gebührend zu geißeln. Er hatte seine Nachbarn beauftragt, ihn nur dann zu wecken, wenn eine Erwiderung unbedingt notwendig sei. Aber so oft er geweckt wurde, murrte er: „Es ist unnötig" und schlief unter dem Tumult des Hauses weiter. Eine zweite Schicksalswende brachte die Verhandlung über die deutsche Marine. Bei ihr zeigte sich, daß die Professoren der Paulskirche in Marinefragen unbewandert waren. Nur Jordan hatte sich so gründlich in den Stoff hineingearbeitet, daß die Regierung ihn alsbald zum Marinerat ernannte, als welcher er, auch nach Versteigerung der deutschen Flotte, eine Pension bezog. Endlich vollendete seine Sinneswandlung die abscheuliche Ermordung der Abgeordneten Lichnowski und Auerswald. Heinrich Laube hat das Leichenbegängnis dieser beiden Revolutionsopfer schön geschildert. Am Sarge des ihm befreundeten Fürsten Lichnowski hielt Jordan unter atemloser Stille des Volkes eine flammende Anklagerede. Er galt von nun an als einer von denen, die, nach Johannes Scherrs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Worten, „unter der Jakobinerbluse die Hofratslivree tragen". Nach wenigen Monaten wurde die Nationalversammlung aufgelöst. Jordan aber behielt — länger als ein halbes Jahrhundert — seinen Wohnsitz in Frankfurt. Von nun an lebte er in dem alten Hause am Taunusplatz. In dessen Garten blüht noch heute der von ihm besungene Kastanienbaum, den Charlotte von Steins Tochter ihm vermacht hatte. Nun erst begann der erstaunliche Aufstieg des Dichters. Zunächst sammelte er alle seine Träume und Ideen in dem dreibändigen Mysterium „Demiurgos". Das ist eine dem Faust nachgebildete philosophische Dichtung, die er dem Herzog Ernst von Coburg widmete. Ihren Stoff entnahm er der gnostischen Mystik. Nahezu alle Kerngedanken seiner Geisteswelt sind hier im Keime angelegt. Die Geburt Gottes aus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die Erzüchtung des Übermenschen, die Notwendigkeit der Not und des Stoffes zur Läuterung des Menschen zum Geiste hin, das ist der Inhalt des tiefsinnigen aber wenig anschaulichen Weltgedichtes.

Jordans Leben bewegte sich von nun an auf geebneter Bahn. Er übersetzte Homer und Sophokles, schrieb zwei umfangreiche Erziehungs- und Weltanschauungsromane; gab eine Reihe schöner Gedichtbücher heraus, von denen das erste „Strophen und Stäbe" uns das liebste geblieben ist, schuf als Kunsttheoretiker ausgezeichnete Werke, unter denen die leider unvollendet gebliebenen „Epischen Briefe" die erste Stelle einnehmen. Er schrieb viele Dramen und Lustspiele. Eine Tragödie „Die Witwe des Agis" wurde mit dem Schillerpreise gekrönt. Aber nur das reizende Versluſtspiel „Durchs Ohr" hat sich bis heute auf der deutschen Bühne behauptet. Zwei außerordentlich schöne Bücher „Die Erfüllung des Christentums" und das merkwürdige Gedichtbuch „Andachten" versuchten die Religion mit der wissenschaftlichen Welterkenntnis zu versöhnen, und verkündeten schon vor mehr als einem Menschenalter die Gedanken eines neuen Christentums, welche in der Gegenwart Kalthoff, Steudel, Jatho und viele andere in weit flacheren Formen vertreten haben. Aber alle diese Arbeiten sind doch nur Nebenarbeit gewesen im Vergleich zu Jordans eigentlichem Lebenswerk, der Erneuerung des alten Epos von den Nibelungen. Wie die vier Schiffe eines riesigen Münsters stehen vor dem Auge der Nachwelt die vier Bücher der Siegfriedsage und des Liedes von Hildebrand. Das ganze Leben des Dichters, der ein mindestens ebenso starker Denker war, ist in den ehernen Stabreimstrophen dieser Werke niedergelegt. Als wandernder Rhapsode hat er das ganze Erdenrund durchzogen, soweit nur Deutsche wohnen, und seiner sprachgewaltigen Schöpfung das eigene Leben eingehaucht.

Wenn ich heute, an seinem hundertsten Geburtstage, des ehrwürdigen Freundes gedenke, so tritt mir nicht der Dichter vor die Seele, nicht der Gelehrte, nicht der Forscher, der auf sein Häuschen eine Sternwarte baute und auf seine wissenschaftlichen Erkenntnisse beinahe stolzer war als auf die Geschöpfe seiner immerflutenden Phantasie. Nein! Ich sehe den ganzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mann wieder vor mir und glaube noch heute, daß ich niemals eine geschlossenere, in sich vollendetere Gestalt gesehen habe.

Er war ein Mann wie aus Vorweltgranit gemeißelt. Man mußte an Gestalten wie Blücher oder Bismarck denken. Alles an ihm war fest und zuverlässig. Seine Geistigkeit wie seine Gestalt schwer und massig. Aber eine ungeheure Selbstzucht hatte diesen schwerflüssigen Stoff so der Gewalt des Willens unterworfen, daß er sich formen ließ zur tempeltragenden Säule wie ausspinnen zu zierlichstem Filigran. So kraftvoll er war, nichts war ungefüge. Man genoß den seltenen Anblick einer vom Geiste beherrschten Naturkraft. Ungemein anmutig war sein Humor, zart sein Gemüt; sein Herz, das sich nur wenigen öffnete, treu und warm. Er war nicht ohne menschliche Eitelkeit. Er kannte genau die Macht seines starken Körpers und die Macht seines Geistes über die Menschen. Er legte großen Wert auf Kleidung und feine Form. Seine Instinkte waren bürgerlich und konservativ. Alles Übertriebene und Laute war ihm verhaßt. Aber im Kerne seines guten starken Herzens lebte ein berechtigter Stolz, und er forderte nur darum viel von anderen, weil er in jedem Augenblick von sich selber das Höchste forderte. Er war der edelste Erzieher, den man sich wünschen konnte. So stark ist der Nachglanz seiner Persönlichkeit, daß mir die Frage nach dem Werte seiner Literatur daneben unbeträchtlich erscheint. Gottfried Keller und Theodor Storm haben harte Worte über Jordans Nibelunge geschrieben, und man kann sie verstehen vom Standpunkte ihres Künstlertums. Aber Jordans Einstellung war anders. Seine Nibelunge ist mindestens ebenso stark von einer sittlich-geistigen Schwungkraft getragen wie von Künstlerfreude und Hang zum Fabulieren. Seine Sprachgewalt war groß, sobald er zum Verkünder sittlicher Heilslehren wurde. Die großen Gaben des Epikers traten daneben zurück. Man darf getrost die Jordansche Gestaltung der Nibelungenstoffe neben Wagners Musikdramen und Hebbels Trilogie stellen. Man vergleiche zum Beispiel die Gestalt des Mime bei Wagner und Jordan, oder bei Hebbel und Jordan das Verhältnis der Königinnen Brunhild und Krimhild. Da zeigt sich die rein sittliche Schönheit der Jordanschen Auffassung. Ich halte den letzten Gesang der Siegfriedsage, der die Versöhnung Kriemhilds und Brunhilds an der Leiche Siegfrieds schildert, für die schlechthin höchste sittliche Dichtung deutschen Schrifttums; ja es ist vielleicht das sittlich-schönste Erlebnis, das je gestaltet wurde. Kants und Fichtes Ethik scheint hier lebendiges Blut geworden. Man messe die Sprache an dem weit üppigeren Sprachgute der Gegenwart. Man wird finden, daß das Deutsch selbst unsrer besten Prosameister zierlich und schwächlich daneben tönt. Diese fast ans Urdeutsch gemahnende Wuchtigkeit tönt ungewohnt in die verfeinerten Ohren. Und doch gleicht diese Sprache dem Diamanten, dem zugleich härtesten und zartesten Kristall. Sie gleicht der nordischen Birke, die noch im unergiebigsten Steinboden wurzelt und doch das zierlichste Laub trägt und die verletzlichste Rinde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jordans Geisteswelt hatte zwei Pole. Seine Jugend fiel in die Blüte Hegels. In sein Mannesalter strahlte das Licht der Darwinschen Naturwissenschaft. Diese beiden haben Jordans Geistesweg bestimmt. Obwohl er alle Philosophie zu verachten glaubte (im zweiten Bande des Demiurg steht eine köstliche Verspottung Hegels, die auch Schopenhauer gelobt hat), so war doch seine eigene Geisteswelt nur die Frucht des Hegelschen Wahns vom „objektiven Geiste". Er war Feuerbach und selbst dem ihm befreundeten Max Stirner verwandter als er zugeben konnte. Vor allem aber hatte ihn die Religionsphilosophie Bruno und Edgar Bauers beeinflußt. Dies aber war nur der eine Gedankenstrom, der ihn speiste. Der andere quoll aus der von Darwin begründeten Entwicklungswissenschaft. In der Geschichte der Evolutionsmoral von Alexander Tille wird Jordan mit vollem Recht zwischen Häckel und Wundt eingereiht. Naturauslese, Menschheitszucht, Auferhöhung, Ertüchtigung des Menschenschlages, aufgebaut auf Voraussetzungen der englischen Biologie, das ist Jordans Kerngedanke. Beiden Richtungen, Darwin und Hegel, gemeinsam war der „Historismus". Das heißt der Glaube an Ursachgesetze der Geschichte, an Fortschritt und Entwicklung des Lebens zum Menschen hin und vom Menschen aus; jener gar nicht genug zu bekämpfende Geschichtwahn, der aus der großen Zeit unsrer Klassik, aus Lessings, Herders, auch aus Goethes Schriften auf uns vererbte und gleichsam der Religionsersatz des modernen Europa geworden ist. Wenn es mir gelungen ist, in meinem Werke „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" diesen Aberglauben an geschichtlichen Zusammenhang und Ursächlichkeit, an biologische Entwicklung, politischen Fortschritt, kurz an „Weltgeschichte" endgültig zu untergraben, so danke ich es wohl nur dem Umstande, daß die Lehre der beiden großen Köpfeverderber des Abendlandes, Darwin und Hegel, in Jordans Person und Werk schon in früher Jugend mir nahetrat.

Denn dies war die schmerzlichste Erfahrung einer ehrfürchtigen Jüngerschaft, daß von Jordans Werk keine Brücke hinüberführte in die Geisteswelt einer anderen Zeit. Jordans Leben ist erstarrt und vereist. Der Mann, der dem deutschen Volke das Epos erneute, ward schon zu Lebzeiten vergessen. Während weit schwächere und minder seltene Geister, etwa Spielhagen und Fontane, sich in ein jüngeres Geschlecht hinüberretteten, konnte Jordans Stellung zur „modernen Literatur" nur die des Kämpfers sein. Er konnte nicht anders: er mußte jede neue Erscheinung aus dem sozialpädagogischen Gesichtspunkt der Zucht- und Fortschrittsmoral auswerten. Da erschien ihm alles, was das junge Volk liebte, als Entartung und Verirrung. Zwanzig Jahre lebte er in nächster Nachbarschaft Schopenhauers. Aber für seine volkserzieherische Einstellung galten Buddhismus und Pessimismus für ungesund und verderblich. So konnte er in Schopenhauer oder Hartmann nur Vergifter der deutschen Seele hassen. Nietzsche und Strindberg galten ihm als wahnbeherrschte Seelenkranke. Ibsen als der Verführer in Unnatur und Krankheit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sogar in seines Freundes Hebbel Werk fand er einen schwer krankhaften Zug. Jordan der Jüngling war der freieste Künder eines neuen Evangeliums gewesen; Jordan der Greis, der in diesem Fortschrittsevangelium alt geworden war, sah in der von Rußland, Frankreich, Skandinavien einbrechenden neuen Literatur, sah in der Geisteswelt Schopenhauers, Wagners, Nietzsches die Götterdämmerung Deutschlands.

So war sein Abend voll verbitternder Enttäuschung. — Vor mir liegt ein Brief Wilhelm Jordans vom 31. Januar 1893: „Mein lieber junger Freund, ich habe ja reiche Anerkennung und in der Gesamtheit der vielen tausend mir gewidmeten Rezensionen, Essays und Einzelschriften auch ein Maß von Verständnis gefunden, das wenig zu wünschen übrig läßt. So vollständig aber ist die Arbeit meines langen Lebens von Einem noch nicht gewürdigt worden. Sie spüren, daß meine frühesten und jüngsten Zeilen ohne Ausnahme alle geschrieben sind zur Erfüllung des mir erteilten Auftrages. Sie merken, daß die ziemlich zahlreichen Tonstücke meiner Musik, wie vielartig sie auch scheinen, vom wunderlichsten Scherzo capriccioso, in dem die Pritsche der Satire den Takt schlägt, bis zum Santo maestoso des Weltchorals in Demiurg und Epos, zusammengliedern zur Symphonie mit einem und demselben Grundthema. Da liegt mir denn der Wunsch nahe, was Sie gefunden haben, gründlich und überzeugend dargetan zu sehen. Siegen wird, was ich sang und lehrte. Ich darf nicht verlangen, das noch selbst zu erleben, aber vielleicht hoffen, wenigstens noch beginnen zu sehen die Umkehr zur Genesung von der Sucht nach giftgewürzter Fäulniskost und den Aberglauben an die heutigen Literaturpfaffen, die mich als abgetan in die Ecke drücken und, leider nicht ganz erfolglos, totzuschweigen bemüht sind. Dazu könnten Sie helfen mit schlicht und klar vorgetragener synoptischer Analyse meiner Werke. Nicht in Journalen; denn von den bestehenden fänden Sie, in Deutschland wenigstens, schwerlich eines aufnahmegeneigt; sondern in eigener Monographie von mäßigem Umfang. Versuchen Sie, womit Sie im Fall des Gelingens Verdienstliches und Bedeutsames leisten würden. Besser als mit der Versicherung Ihnen das zuzutrauen, weiß ich nicht zu danken." — Ich mußte den ehrwürdigen Mann enttäuschen. Aber indem heute an seinem hundertsten Geburtstage sein unvergeßliches Bild wiederersteht aus dem Ehrengrabe, fühle ich, daß es etwas gibt, was Immergetrennte über alle Klüfte der Meinung und Weltanschauung hinweg vereint: Liebe zu Deutschland.

Dr. med. et phil. Theodor Lessing.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Für den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland. Eine vor Kurzem in den Tagesblättern veröffentlichte Kundgebung der deutschen Presse, die sich für den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland ausspricht, erscheint uns so wichtig und auch heute noch wert, weit verbreitet zu werden, daß wir sie hier im „Vortrupp" wörtlich wiedergeben wollen. Sie lautet:

Wir demonstrieren heute mit der gesamten deutschen Presse für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation.

In Übereinstimmung mit dem ganzen deutschen Volke fordern wir die sofortige Durchführung des am 12. November 1918 von der deutschösterreichischen Nationalversammlung ausgesprochenen Anschlusses Deutschösterreichs an Deutschland. Der Wille der Deutschösterreicher ist auch der unsere.

Wir grüßen unsere Brüder in Deutschösterreich, besonders auch die tapferen Verteidiger Deutschböhmens, des Sudetenlandes und der deutschen Südalpen als Bürger Großdeutschlands.

Unglaublich, aber wahr. Dieselben Alldeutschen, deren unheilvolle Tätigkeit in nicht geringem Maße zum politischen Zusammenbruch unseres Volkes beigetragen hat, haben aus den politischen Ereignissen der letzten Zeit herzlich wenig gelernt. Sie setzen ihre Arbeit fort und glauben, die große Menge des Volkes über die wahren Zusammenhänge der Dinge hinwegtäuschen zu können. So wurde noch vor Kurzem ein Mitte Oktober von Pfarrer Karl Spieß verfaßtes Flugblatt „Alldeutschtum und Christentum, ein Wort an die deutschen Pfarrer" verbreitet, das — gelinde gesagt — die Tatsachen auf den Kopf stellt und auf ein schlechtes Gedächtnis seiner Leser rechnet.

Wir müssen des Platzmangels halber es uns versagen, das ganze Flugblatt abzudrucken, nur ein besonders bezeichnender Absatz soll hier wiedergegeben werden:

„Das Entscheidende aber für unsere Stellung zum Alldeutschen Verbande ist dies: Alles, was er seit Jahren und Jahrzehnten hat kommen sehen, ist wortwörtlich eingetroffen. Das hat ihm im Verlauf des Krieges Tausende von Mitgliedern zugeführt, auch aus unseren Kreisen. Er hat einen politischen Weitblick bewiesen, vor dem sich unsere Staatsmänner schämen müssen. Wäre man ihm gefolgt, Unsägliches wäre uns erspart geblieben. Er ist der getreue Eckart unseres Volkes gewesen; das danken wir ihm und darum stehen wir treu zu ihm."

Eine Erwiderung auf diese ungeheuerlichen Ausführungen, verfaßt von einem Freunde unserer Zeitschrift, einem Pfarrer, dem ebenfalls das Flugblatt zugesandt worden war, fand natürlich in der alldeutschen Presse keine Aufnahme. Wir lassen daher den Kernpunkt dieser Erwiderung, die sich vornehmlich auf das obenstehende Flugblattzitat bezieht, hier folgen:

1. Der Alldeutsche Verband hat seinerzeit behauptet, der rücksichtslose U-Bootkrieg bringt England in wenigen Monaten an den Abgrund einer Hungersnot und damit in die Notwendigkeit, sich uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

2. Der Alldeutsche Verband hat behauptet, Amerika wird auch trotz des U-Bootkrieges nicht in den Krieg eingreifen und, wenn es eingreift, kann es uns nichts machen. Es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konnte ja noch nicht einmal Mexiko niederringen.

3. Der Alldeutsche Verband hat behauptet, ehe Amerika entscheidend eingreifen kann, ist der europäische Krieg längst zu Ende. Es kommt zu spät.

4. Der Alldeutsche Verband hat behauptet: Keine Amerikanische Armee kommt herüber, denn unsre U-Boote werden jeden Truppentransport versenken.

Jeder weiß heute, daß alle diese Behauptungen und Prophezeiungen nicht eingetroffen sind, und daß gerade die verhängnisvolle Unterschätzung der Amerikaner von seiten des Alldeutschen Verbandes und der mit ihm verbündeten Offizierskreise zu unserem Zusammenbruch, unserer Katastrophe geführt haben. ... Oder weiß Herr Kollege Spieß nichts davon, daß nach amtlichem englischem Eingeständnis die Hungerblockade und Abschneidung von Rohstoffen erst vollständig werden und uns zum Zusammenbruch, zur Kapitulation führen konnte nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg? So kann heute jeder, der sehen will, sehen, daß die Politik des Alldeutschen Verbandes von Niemanden mehr als von der Entente gebilligt wurde. Und von einem solchen Verband sollen Deutsche sich führen lassen? Er ist so gerichtet vor den Augen des Volkes, daß ihm nichts besseres übrig bleibt, als das Los der Vaterlandspartei zu teilen und in der Versenkung der Vergessenheit zu verschwinden.

Pfarrer A. Bleier.

Schülerräte. An dem Morgen des Tages, an dem der preußische Minister Haenisch seinen Erlaß über „Schulgemeinden" und „Schülerräte" an höheren Schulen in den Zeitungen veröffentlichte, traf ich einen Lehrer der Volksschule, der mit dem Tone der Entrüstung und Lächerlichkeit etwa sagte: „Nun, haben Sie's denn auch schon gelesen? Das wird doch immer schöner. Da werden unsere Jungen auch noch Schülerräte gründen. Und wenn wir ihnen nicht mehr passen, dann werden sie uns wohl absetzen." Das war, so schien es mir, die Stimme eines Pädagogen, der weder die Stimmung der Zeit, noch auch die Psychologie des Schülers als solchen erfaßt hat. Das war etwas von beleidigter und gekränkter Autorität, was da aus den Worten sprach. Die Autorität war ja nun freilich ein Hauptstück der alten Schule, und wenn sie sich nicht mit geistigen Mitteln erwerben und aufrecht erhalten ließ, so übte der Zwang, der bei manchen gar Tyrannei heißen konnte, seine Macht aus.

Und Schülerräte sind geeignet, Autoritäten — unserer Meinung nach falsche — zu untergraben. Was wunder, wenn man sie darum scheel ansieht. Beim kleinen vertrauensseligen Kind ist ja nun freilich der Lehrer zum mindesten ein Halbgott und jedes seiner Worte ein Evangelium. Aber diese Glaubensseligkeit läßt sich nicht erhalten, und schon in den oberen Jahrgängen der Volksschule setzt eine merkwürdige Kritiklust und seltsame Widerspenstigkeit gegen die äußere Autorität des Lehrers ein. Und während die Kleinen nur einen Unterschied zwischen „guten" und „schlechten" Lehrern nach äußerlichen Dingen machten, unterscheiden die Großen Lehrer, bei denen sie was lernen oder nicht. Und nun gar die höheren Schüler. Mancher Lehrer war ihnen nur eine komische Figur, der durch seine merkwürdigen Angewohnheiten und Präparationen aus Urväter Zeiten, an denen die Entwickelung seit seinem Studium unbemerkt vorübergegangen war, ihnen keine Achtung einflößte, wogegen sie mit ganz besonderer Sicherheit die tüchtigen Lehrer herausfanden, die, die ihnen geistig und menschlich etwas gaben.

Die Schülerräte, die man nun für die oberen Klassen der höheren Schulen einzuführen gedenkt, werden von den Vertretern falschen Autoritätsglaubens überhaupt von einer ganz falschen Seite angesehen. Es handelt sich nicht um eine Revolution gegen die wirkliche Autorität, gegen die der geistigen Überlegenheit. Im Gegenteil, der Schülerrat wird die Autorität des Lehrers stützen. Denn er ist geeignet, das richtige Vertrauensverhältnis, was leider

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so oft zwischen Lehrerschaft und Schülerschaft fehlte, herzustellen. Und das soll durch eine offene Aussprache geschehen, so daß nicht mehr die alte Art der kleinen Nadelstiche und Kränkungen auf der Schülerseite notwendig ist, die ganz gewiß sehr beliebt, aber auch geeignet war, einen empfindsamen Lehrer zur Verzweiflung zu bringen.

Früher gab es in den allermeisten Fällen eine offene Aussprache zwischen Lehrern und Schülern nicht, „offiziell" überhaupt nicht, höchstens dann, wenn ein Lehrer einmal ein besonderes Verständnis für die Schülerseele hatte. Wenn man aber im übrigen einmal wagte, einem Lehrer mannhaft ins Gesicht seine Meinung zu sagen, ja wenn man sich nur verteidigte, so eckte man an, und ein Wort „zu viel" kostete Karzer. Das Ideal vom Schüler war auch da bei den Meisten nicht der selbständige Mensch, sondern der alles könnende und bis ins kleinste gefällige, untertänige Musterschüler, der im übrigen hinter dem Rücken des Lehrers tun konnte, was er wollte. Und — oft auch tat.

Für diese „Sorte" von „Schülerpersönlichkeiten" wird freilich, wenn die Schülerräte auch über ihre Mitgenossen offen reden können und werden, dann auch jeglicher Nährboden fehlen. Dabei bleibt immer betont, daß mancher Lehrer das richtige Verhältnis zu seinen Schülern gehabt hat, aber seltsamerweise haben doch die meisten vergessen, daß sie einst — auch Schüler waren. Nun waren sie „Gewaltautoritäten". Die Zeit für sie wird nun freilich vorbei sein. Aber die Zeit der wirklichen Autoritäten dürfte kommen, aufgebaut auf der geistig-wissenschaftlichen Überlegenheit des Lehrers und seiner Fähigkeit, sich in die Schülerseele zu versenken. Und der, der versteht, mit der Jugend jung zu bleiben, der wird auch nie eine Aussprache mit dem Schülerrat scheuen.

Kommt da neulich auch im Anschluß an diese Verordnung ein Feldgrauer zu mir, ein Seminarist, der ganz begeistert für eine ähnliche Einrichtung eintritt und sie durchführen möchte. Als das eine Ziel gilt ihm auch die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer. Als zweites aber führt er an, daß dadurch die Möglichkeit gegeben wird, die Schülerschaft zu idealisieren im Sinne der Kulturreform- und Lebensreformbestrebungen. Wenn in diesem Sinne die Tätigkeit der Schülerräte ausgebaut würde, so könnte man sich auch weiter einen besonderen Einfluß auf „die Kultur des Schülers" und weiter einen solchen auf die Volkskultur versprechen.

So sehen wir in der Einrichtung von Schülerräten nicht etwas Zerstörendes, sondern etwas Aufbauendes. Es ist ein Stück Schulreformation für die freie Entwicklung des Schülers, die ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zur Grundlage hat. Es kann zugleich ein Stück Kulturreform für unsere Jugend werden. Natürlich müssen alte Schranken fallen, damit das Neue zu frischem Wachstum freie Bahn hat, dem Lichte entgegen.

Die Schülerräte werden kommen. Aber sie haben das Eigenartige: Während die Arbeiter- und Soldatenräte entstanden, mit dem Gedanken, wieder abzutreten, sind die Schülerräte nicht Erscheinungen für eine beschränkte Zeit, sondern für die Dauer. Sie werden am Ende zu einer notwendigen und segensreichen Einrichtung des Schulorganismus werden, wenn von ihnen dauernd die Gedanken hochgehalten werden, die die beseelte, die für sie eintraten: Freie Aufwärtsentwicklung des Schülers durch das Vertrauensverhältnis zum Lehrer. Idealismus und Ordnungssinn liegen dem Deutschen — auch in der Revolution — so im Blute, daß sie auch der deutsche Schüler im Schülerrat nicht verleugnen wird.

Ist denn etwas, was in den Jesuitenschulen seit langem besteht, wirklich so neu und revolutionär, daß man es fürchten müßte?

Walther Kluge.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 1 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Febr. 1919

Des Herausgebers Wille und Weg.

Dieses Wort „Der Hohe Meißner" hat für uns Freideutsche Alle, die wir uns im Oktober 1913 beim ersten Freideutschen Jugendtag zu unserer Jahrhunderfeier trafen, tiefe symbolische Bedeutung gewonnen. Tausende jauchzten damals auf, Jubel ging durch die Reihen der gleichgesinnten, gleichgewillten Tausende, die sich auf dem Hohen Meißner der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen, die sich aufleuchtenden Auges ihrer Wesensverwandtschaft und großen Gemeinsamkeit bewußt wurden. Seitdem strebt aller Ernst der Freideutschen Jugendbewegung zum Hohen Meißner als dem heiligen Berg der neuen Jugend. Zumal wir heimgekehrten Soldaten, die wir in den Feldnestern immer wieder die Einheit unserer Jugendbewegung von neuem unmittelbar haben erleben dürfen, wo wir auch lagen wallfahrteten wir im Geiste immer wieder zum Hohen Meißner. Zurück zum Meißner! Das sei uns Wille und Weg! In diesem Sinne sollen alle wahrhaft Freideutschen und insbesondere auch gerade meine Kriegskameraden hier zu Worte kommen. „Hoher Meißner" — sagt dieses Wort nicht jedem Wissenden mehr, als langatmige programmatische Erklärungen es könnten?

„Die deutsche Jugend steht an einem geschichtlichen Wendepunkt." So hieß es in der mir immer noch Richtung weisenden Einladung zum Meißner-Fest, von der in der nächsten Nummer noch die Rede sein wird. Von den klaren, zielweisenden Worten der Einladung sticht die sogenannte Meißner-Formel beschämend ab, in der man später den gemeinsamen Willen und Wesenskern der auf dem Meißner versammelten Jugend in Worte zu fassen versucht hat. Sie verrät so wenig von Freideutscher Eigenart und arbeitet mit dermaßen dehnbaren Begriffen, daß sie von der Heilsarmee und von konfessionellen Jünglingsvereinen aufgegriffen und als Losungswort ausgegeben worden sein soll. Sie ist vielen von uns im Laufe der Jahre zu einer nichtssagenden Verlegenheitsphrase geworden.

Geblieben aber ist uns als fruchtbare, zeugende, weiterwirkende Kraft das große Kennenlernen, das Offenbarwerden eigenen Wertes und eigener Kraft.

Was damals auf dem Meißner keimte, bedarf nun neuer Sonne, damit die alte, stolze Jugendbewegung frische Blüten treiben kann. Aus den kalten Nebeln des grauen Flachlandes, aus Krieg und Not heraus, wollen wir immer von neuem auf die sonnigen Höhen unseres heiligen Berges steigen und zu unserm Tempel hinausfegen, was uns wesensfremd ist: jede unritterliche Fehde gegen Sachgegner, insbesondere die Kampfesweise und Tonart der Gasse, verknöchernde Vereinsbürokratie und aufdringliche Jugendpflege, aber auch Hochmut und Wirrnis, Schlagwortseuche und Parteiherrschaft und Rückfall der Lebensführung ins bequeme Ewig-Gestrige. Frei soll sich wieder entfalten, soll wachsen und wirken, was die eigenartige, herbe Schönheit der neuen Jugend ausmacht: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Ehrfurcht vor dem schöpferischen Geiste, vor dem führerischen Menschen, Strenge gegen sich, Mut und Wille zu reiner Entfaltung jugendlicher Eigenart, ernstes Jasagen zum neuen freien deutschen Volksstaate, beherztes und zuversichtliches Zupacken beim Neubau des vermorscht zusammengebrochenen deutschen Hauses.

Komm wieder über uns, Meißner-Geist, du draufgängerischer, wagemutiger! Damit, was sich heute so nennt, sich aus seiner Verknöcherung, aus seinen Sackgassen befreit und wirklich wieder Jugendbewegung werde, seine alte, herzerquickende Schwungkraft zurückgewinnt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß wir dann auch den Weg in die Welt des Gesamtvolkes finden und in ihr der Freideutschen Jugend Denk- und Lebensart zu Ehren, Geltung, Herrschaft führen können!

Die Schlacken laßt uns wegräumen und die immer noch verborgen glimmenden Funken der alten Meißnerbegeisterung zu wärmendem Feuer, zu großer, heller Flamme auflodern lassen. Und so sei „Hoher Meißner" unsre Losung!

Unser politischer Beruf.

Der gegenwärtige Hochgang des politischen Lebens, die Revolution, die entscheidungsvollen Wahlen, haben uns ganz unvorbereitet gefunden. Die vorwiegend auf Genuß eingestellte und über vorzugsweis spielerische Selbstkultur nur wenig hinausgekommene Meißner-Jugend hat noch kein klares Verhältnis zum Staat gewonnen, hat nur in einzelnen ihrer Glieder ein Erwachen des sozialen Gewissens erlebt. Aus träumerischem Behagen ist mancher Freideutsche recht unsanft aufgeschreckt worden, als ihn plötzlich die mannigfachen Pflichten überraschten, denen sich kein Deutscher entziehen konnte und durfte. Die so jäh Erwachten standen den politischen Ereignissen mit zum Teil ausgesprochen rührender Hilflosigkeit gegenüber. Das hätte man vermeiden können, wenn man sich beizeiten seiner Bürgerpflicht bewußt geworden wäre, in ein wie immer geartetes aktives Verhältnis zum öffentlichen Leben, zu den Angelegenheiten des Staates zu kommen. Gesprochen worden ist von dieser Notwendigkeit eindringlich genug,*) aber, wie man sich in gewissen Kreisen der Freideutschen Jugend noch je darin gefallen hat, alles von sich zu weisen, was wahrhaft Ernst im Leben der Meißner-Jugend beanspruchen darf, so hat man auch politische Schulung bewußt verschmäht.

Infolge dieses Versäumnisses hat die Meißner-Jugend nicht zu einheitlichem, geschlossenem politischen Handeln kommen können. In bedauerlicher Zerfahrenheit und Kräftezersplitterung hat ein Teil ratlos abseits gestanden, ein anderer sich wenigstens zu Willenskundgebungen in Versammlungen und Zeitungen aufgeschwungen; viele Freideutsche sind in die bestehenden Parteien mit der Absicht eingedrungen, sie von innen heraus mit jugendlichem Geiste zu durchdringen. Insbesondere die Deutsche Demokratische Partei hat sich in einem Aufruf mit der Einladung an die Freideutsche Jugend gewandt, sich nichts Wesensfremdes aufzwingen zu lassen, sondern sich im Rahmen ihrer Partei Geltung zu verschaffen, ihre eigenen Führer zu bestimmen und sie der Partei vorzustellen. Diese Einladung klingt so bestrickend, daß man ihr sicher hie und da nachgekommen ist. Und wohl alle, die sich aus unseren Kreisen heraus von dieser oder jener Seite aus in die Kämpfe der Parteien haben hineinzerren lassen, werden im Laufe der Zeit von Ekel und Überdruß gepackt worden sein und sich jetzt zu der Auffassung bekennen, daß ein Aufgehen in den Parteien der alten Welt für uns nicht in Frage kommen darf. Noch viel weniger wie für jeden Einzelnen kann allerdings der aussichtslose Plan in Betracht gezogen werden, die in ihrer Sonderbündelei so echt deutsche Meißner-Jugend als Ganzes auf das Programm einer der bestehenden Parteien festzulegen.

Neben dieser wertvollen Erkenntnis haben uns die letzten Wochen die Augen geöffnet für Das, woran unser bisheriger politischer Kampf, das Parteigetriebe der Alten leidet, krankt. Wenn auch nur ein Bruchteil der im Fieber des Wahlkampfes abgegebenen Versprechungen eingelöst werden, dann bräche trotz aller fürs Erste mit keinen Mitteln zu bannender Not gleich nach der Wahl das goldene Zeitalter an. Aber die Stimmenfänger denken ja gar nicht daran, solche Zusagen zu halten, sind auch gar nicht fähig dazu, all die geltend gemachten Sonderwünsche zu ihrer besonderen Herzenssache zu machen. Der Ton in den Volksversammlungen: man überschreit sich, rempelt sich persönlich an, verbeißt sich in bewußte Lüge, scheut keine Geschichtsfälschung, keine Tatsachen-

*) Vgl. Popert, Freideutsche Zukunft (Vortrupp-Flugschrift Nr. 24) und Walter Hammers Mahnruf an die Freideutschen: „Werdet Führer Eurem Volke!" (Vortrupp-Flugschrift Nr. 49).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verdrehung, um auf die unschlüssig schwankende Masse Eindruck zu machen und Mitläufer zu werben. Und der eilfertige Kostümwechsel, das Aushängen neuer, irreführender Firmenschilder, die bewußte Geschichtsfälschung — all diese widerlichen Erscheinungen des Wahlkampfes haben eine Jugend abstoßen müssen, die ihr Leben mit absoluter Aufrichtigkeit zu gestalten bestrebt ist. Für sie darf es kein Steckenbleiben in den alten Parteien geben. Es widerspricht dem Wesen der Meißner-Jugend, in solchen Parteien aufzugehen. Wer sich zu dieser oder jener Partei bekannt hat, wird den Weg aus ihr heraus leicht zurückfinden. Die Gefahr ist nicht groß, daß er uns ganz verloren geht.

Aber etwas Anderes ist zu befürchten: Daß nämlich die Kampfesweise und die Tonart der Volksversammlung, von denen die Freideutsche Jugend auch früher leider nicht ganz frei war, daß auch die sachlichen parteipolitischen Gegensätze in so scharfer Form in unsere Kreise hineingetragen werden, daß die Kraft des Zusammenhaltes nicht ausreichen wird und gerade Das in die Brüche gehen wird, was wir als die schönste Errungenschaft der Meißner-Tage schätzen: die große Einheit! Wenn der üble Parteihader auch unsere Kreise erfüllen und zur Verfeindung politischer Gegner Veranlassung geben wird, wo es ohnehin übergenug Reibungsflächen bei uns gibt, dann werden Menschen auseinander gebracht, die zur Erreichung unserer übergeordneten gemeinsamen Ziele unbedingt aufeinander angewiesen sind. Die Gefahr ist groß und ihre Überwindung nicht leicht. Aber wir werden ihrer Herr werden, wenn wir nicht den Kopf in den Sand stecken, sondern ihr gewappnet begegnen. Mit Redegewandtheit und diplomatischer Schläue werden sich die Parteien immer wieder an uns heranmachen, werden uns mit schönen Worten zu beschwatzen und als Mitläufer zu gewinnen versuchen. Sie werden um so eher ablassen, je eindringlicher wir ihnen geschlossen zum Bewußtsein bringen können, daß die Freideutsche Jugend sich die Freiheit nimmt, ihr Leben mit eigener Verantwortung zu gestalten und auch im Politischen vor einem Neubeginnen steht.

Wir werden der Welt zeigen, welcher Art unsere politische Sendung ist. Wir wollen den neuen politischen Menschen schaffen und dem deutschen Volke charaktervolle politische Führer stellen, Kämpfer im Heere des Lichtes, die wirklich etwas schaffen wollen, keine Reden zum Fenster hinaus halten, noch Extrawürste an ihre Wähler austeilen. Deshalb wollen wir sorgen, daß alle parteipolitisch bereits Gebundenen den Weg wieder zu uns zurückfinden, nachdem sie mitgeholfen haben, dem deutschen Volke eine Verfassung zu schaffen. Aber damit nicht genug! Keine der jetzt geschaffenen Einrichtungen befreien uns von unseren persönlichen Pflichten; Kulturpolitik tut not und das Beispiel der Tat, vorbildliche Gesinnung! Jahrelang haben wir den deutschen Menschen als Zerrbild im Spiegel unserer Feinde sehen müssen. Oft genug sind wir schwankend geworden, wir „Barbaren", aber wir glauben an seinen Wert und an seine Zukunft. Aber andererseits wissen wir auch: daß wir Fehler haben, auf die wir uns immer wieder besinnen müssen, daß Deutschsein verpflichtet, daß Läuterung des deutschen Wesens bitter not tut. Wenn also die Macht der patriotischen Phrase wieder wie vor und während des Krieges eine Schreckensherrschaft antreten will, dann wird die Meißner-Jugend, die sich über alles Erdenkliche zu entrüsten versteht, hoffentlich auch ein Organ für solche Blamage haben und einen Rückfall hintertreiben können. Nichts ist uns so gefährlich wie der völkische Hochmut, dem ja gerade von einer politisch tatscheuen Jugend am bereitwilligsten geopfert wird. Hochmut kommt vor dem Fall. Wir wollen zeigen, daß eine nüchterne Jugend sich klaren Blick zu bewahren versteht und nicht blind ist gegen Fehler und Schwächen des eigenen Volkes.

Also: Raus aus den alten Parteien! Die Auffassung eines großen Freideutschen Führerkreises, zu der auch ich mich bekenne, geht dahin: Daß die Meißner-Jugend auch im Politischen ihren ei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genen Weg geben muß, daß sie nicht jene politischen Altnaturen unterstützen darf, die uns das Opfer unserer verheißungsvollsten Führer nicht haben ersparen und die dem deutschen Volke dieses Kriegsunheil nicht haben abwenden, noch einen rechtzeitigen Friedensschluß haben erzwingen können. Der Meißner-Bund muß ausgebaut werden zu einer über den alten Parteien stehenden politischen Tatgemeinschaft, die so bald wie nur möglich zu einer Freideutschen Kulturpartei auswachsen soll. Darüber wird ein anderes Mal zu sprechen sein. Jedenfalls brauchen wir nicht zurückzusinken in die so elendiglich zusammengebrochene Welt der Vätergeneration, wir haben draußen gekämpft und gelitten, wir haben ein Recht darauf, uns auch im Politischen selber in die Hand zu nehmen. Auch im Politischen werden wir uns einen unverfälschten, kernhaft echten Ausdruck unseres Wesens zu erarbeiten wissen. Ein starker Inhalt wird sich aus eigener Kraft die ihm gemäßen Formen schaffen.

Es ist ein hohes Ziel, das wir uns gesteckt haben. Wir werden es nur erreichen können, wenn alle in die Parteien hineingegangenen Freideutschen den Weg zu unserm großen Ganzen zurückfinden und allen Parteifanatismus draußen lassen können. Uns sollen keine Klassengegensätze leiten, sondern einzig und allein unsere Meißner-Ideale: Freiheit, innere Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit! Nur damit können wir das politische Leben veredeln, verfeinern, zu etwas Höherem entwickeln, nur so können wir das Sehnen der Besten im Volke, den Wunsch namentlich der mit uns großwerdenden Generation erfüllen: daß die Politik nicht ein Kuhhandel bleibt, sondern ein Teil der Ethik wird.

Walter Hammer.

Pfarrer Traub
damals und heute!

Auf dem Hohen Meißner hat Traub zu uns gesprochen: „Es ist eine heillose Sache, den Patriotismus als Monopol einer Partei zu stempeln."

Während des Krieges wurde die sogenannte Vaterlandspartei gegründet, deren Kriegshetze uns zum Verhängnis geworden ist, ganz so, wie es Weitschauende mit klarem Blick vorausgesehen haben. Diese Partei hat es sich bekanntlich angemaßt, das Deutschtum gepachtet zu haben: sie verschrie alle diejenigen, die sich nicht zu ihrem gefährlichen Vabanquespiel bekennen konnten, als vaterlandsfeindlich. Und in dieser sogenannten Vaterlandspartei war Traub einer der fanatischsten Wortführer, der es sogar fertigbrachte, folgende offenbar gegen die Freunde eines rechtzeitigen Friedensschlusses gerichtete Herausforderung ins deutsche Volk zu schleudern: „Es gibt viele Leute, in Deutschland, welche der jetzigen großen Siege nicht wert sind. Jetzt wird nicht nur über Engländer und Franzosen gesiegt, sondern auch über jene Deutschen, die Deutschland nicht siegen lassen wollen."

Da wollen wir es doch lieber mit dem Traub vom Meißner halten: „Es ist eine heillose Sache, den Patriotismus als Monopol einer Partei zu stempeln." Solche Gesinnung entspricht besser dem Wesen einer Jugend, die ihr Deutschtum nicht im Munde führt, sondern im Herzen trägt, die sich nicht einsetzen wollte für rein äußere Machterweiterung.*)

*) Die Wandervögel im Reiche erhielten einige Tage vor den Wahlen von einem konservativ gerichteten Berliner Wandervogel-Führerkreise einen Aufruf zugunsten der Deutschnationalen Volkspartei, in dem u. a. gesagt wird, Pfarrer Traub wolle in der Nationalversammlung die Interessen der Jugendbewegung vertreten. Ein fettes „Heil" über dem Aufruf hat fast überall den Anschein erweckt als handle es sich da um eine offizielle Stellungnahme des Wandervogels, zumal dem Aufruf in keiner Weise zu entnehmen war, daß es sich lediglich um Vorschläge und unverbindliche Abmachungen eines Führerkreises handelte, eines Kreises, dem vorzugsweise die Freunde der allen Eingeweihten genugsam bekannten alldeutsch-antisemitischen sogenannten Wandervogel-Führerzeitung angehören. Gegen diesen auf parteipolitische Festlegung hinzielenden unzweideutigen Überrumpelungsversuch des bekanntlich politisch neutralen Wandervogels, glaube ich, im Namen eines zu mindest gleich starken Kreises, der parteipolitisch nicht übereinstimmt, aber gemeinsam gerade in der Deutschnationalen Volkspartei eine dem Spartakustreiben nicht nachstehende völkische Gefahr sieht, leider post festum Einspruch erheben zu dürfen. W. H.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 4 2. Februarheft 1919

Das Problem des Arbeitsrechts.

I.

Grundsätzliches.

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges kann unserm deutschen Volke zum Glück werden; dann nämlich, wenn er dazu führt, daß wir mit dem Aufgebot aller unserer Kraft und unter Mitarbeit aller Stände uns aus den ungeheuren Schwierigkeiten, in die wir gestürzt worden sind, herausarbeiten, und wenn wir dabei mit rücksichtsloser Entschlossenheit alle die Mängel und Fehler beseitigen, die unsere schlimme Lage verschuldet haben. Unter diesen Mängeln spielt eine Hauptrolle die Rückständigkeit unseres Arbeitsrechts.

Durch das Arbeitsrecht wird das Arbeitsverhältnis geregelt. Ein Arbeitsverhältnis entsteht durch den Arbeitsvertrag. Im Arbeitsvertrag wird menschliche Arbeit gegen Entgelt versprochen. Man unterscheidet Werkvertrag und Dienstvertrag. Der Werkvertrag beläßt dem, der seine Leistung darbietet, die Selbständigkeit (z. B. dem Handwerker, Künstler, Gelehrten). Beim Dienstvertrag gibt der Leistende seine Selbständigkeit auf und räumt dem andern eine gewisse Herrschaft über seine Person ein. Das gilt vor allem von den Lohnarbeitern. Ihre Zahl ist ungeheuer gewachsen. Mit ihren Familienangehörigen machen die Lohnarbeiter etwa zwei Drittel des ganzen deutschen Volkes aus. Und diese überwiegende Mehrheit unseres Volkes lebte bisher unter einem gänzlich rückständigem Recht.

Das Arbeitsrecht war bisher nur in Einzelheiten, grundsätzlich überhaupt noch nicht geregelt. Die Einheitlichkeit fehlt völlig: neben den dürftigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches stehen noch 5 Reichs- und mehr als 60 Landesgesetze, von denen keins mit dem andern übereinstimmt. Jene Reichsgesetze sind: das Handelsgesetzbuch (1897), die Gewerbeordnung (zuerst 1869, Neufassung 1900, seitdem verschiedene Novellen), die Seemannsordnung (1902), das Gesetz betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt (1898) und der Flößer (1895). Nur landesgesetzlich geregelt sind die Rechtsverhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeiter (zahllose Gesindeordnungen), der Bergleute und der Eisenbahnangestellten. Das bürgerliche Recht greift nur in bescheidenem Umfang in die privatrechtlichen Abmachungen des freien Arbeitsvertrages ein. Viel wichtiger sind die öffentlich rechtlichen Vorschriften über Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiterschutz und Arbeiterversicherung, wie sie namentlich die neue Zusammenfassung der Einzelgesetze in der Reichsversicherungsordnung (1911) bietet. Schließlich kommen für den Arbeitsvertrag noch in Frage einzelne Bestimmungen des Strafgesetzbuches, des Reichsvereinsgesetzes, des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb, des Reichsgesetzes über den Absatz von Kalisalzen und des Patentgesetzes. Dieser Wirrwarr von Gesetzen erklärt sich daraus, daß man das Arbeitsrecht nicht schuf aus einheitlichen Gesichtspunkten. Man ließ sich vielmehr treiben von dem energischen Drängen einzelner Gruppen auf Abstellung schlimmer Notstände; außerdem verfolgte man gleichzeitig den politischen Nebengedanken, die Arbeiterbewegung unschädlich zu machen. Ein einheitliches Arbeitsrecht für das ganze Deutsche Reich ist schon lange ein dringendes Bedürfnis. Eine solche einheitliche Regelung würde einen dreifachen Gewinn bedeuten: sie würde die herrschende Rechtsunsicherheit beseitigen und den Arbeitern wieder Vertrauen zu unserer Gesetzgebung einflößen; sie würde der schwankenden und widerspruchsvollen Haltung der Rechtsprechung ein Ende machen; sie würde der Vernachlässigung dieses wichtigsten Rechtsgebietes durch die Rechtswissenschaft ein Ziel setzen und dem Arbeitsrecht den ihm gebührenden Platz im Universitätsstudium verschaffen, wo es bisher überhaupt nicht behandelt wurde. Und das bei einem Rechtsgebiet, unter dem zwei Drittel unseres Volkes leben müssen!

Aber das wirre Durcheinander der gesetzlichen Bestimmungen ist nicht der einzige, ja nicht einmal der größte Mangel unseres geltenden Arbeitsrechts. Weit bedenklicher ist, daß unser Arbeitsrecht auf einer völlig veralteten, heute gänzlich unhaltbaren Grundlage ruht, nämlich auf der Wirtschaft des römischen Kaiserreiches mit ihrer Sklavenarbeit. Der Sklave war kein Mensch, sondern eine Ware, eine Sache, die gekauft, verkauft, vermietet, verschenkt wurde. Für das Sklavenverhältnis galt daher das Sachenrecht, das auf die Vermietung von Sklaven und auch auf das Arbeitsverhältnis der wenigen freien Lohnarbeiter angewendet wurde: der Arbeiter hatte zu gehorchen und für Nachlässigkeit oder Arglist zu haften; der Arbeitgeber zahlte Lohn, solange Arbeit geleistet wurde. Das Dienstverhältnis galt als des freien Mannes unwürdig.

Im Mittelalter entwickelte sich aus der altgermanischen Gefolgschaft das Lehnswesen; das Gesinde und die Handwerksgesellen traten in die Hausgemeinschaft und damit in eine beschränkte Herrschafts- und Strafgewalt des Arbeitgebers ein. Aber darin fand man nichts Entwürdigendes. Ja, die Arbeitspflicht der Gutsuntertanen wurde noch schärfer ausgebildet, die freien Bauern zu Hörigen herabgedrückt und auch die zur Ergänzung herangezogenen Arbeitskräfte unter das Gesinderecht gestellt.

Mit der französischen Revolution trat ein Umschwung ein. Das siegreiche Naturrecht erklärte jedes Herrschaftsverhältnis eines Menschen über den andern für unsittlich, es verkündete das Recht jedes Menschen, über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine Arbeitskraft nach eignem Willen zu verfügen; es legte dem Staate die Pflicht auf, jeden Bürger in dieser Freiheit zu schützen. Die junge Volkswirtschaftslehre eines Adam Smith aber predigte die Notwendigkeit der freien Arbeit zur Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit und ihres Ertrages. Nach französischem Muster wurden auch in Deutschland alle Abhängigkeitsverhältnisse aufgehoben, die Freiheit und Rechtsgleichheit Aller anerkannt. Für das Arbeitsverhältnis bestimmend wurde lediglich der freie Arbeitsvertrag, den das Gesetz in keiner Weise beschränkte. Ja man wahrte sogar die Freiheit dadurch, daß man Unternehmern wie Arbeitern bei Strafe verbot, durch Vereinigungen oder Verabredungen der Gegenpartei günstigere Vertragsbedingungen aufzunötigen (Koalitionsverbot).

Trotz dieser völligen Neuordnung des Arbeitsverhältnisses wirkte der Einfluß des römischen Rechts weiter. Im 16. Jahrhundert waren die römischen Bestimmungen über die Dienstmiete gemeines Recht geworden. Und auch die französische Revolution hat den Geist des römischen Rechts nicht überwunden. Die Vorschriften über den Arbeitsvertrag blieben im Grunde ein Stück Sachenrecht. Der Arbeitsvertrag blieb ein Mietvertrag (Gesinde-„Vermietung"), und die Nationalökonomie stellt noch immer den Arbeitsvertrag auf gleiche Stufe mit dem Kaufvertrag. Und doch liegt hier ein ungeheurer Unterschied: beim Kaufvertrag tauscht man Sache gegen Sache; beim Arbeitsvertrag aber gibt der Arbeitnehmer mit der Arbeitskraft zugleich seine Person, tritt in den Dienst, unter die Herrschaft des Arbeitgebers. Ist das Kräfteverhältnis auf beiden Seiten gleich, so liegt in diesen Umständen keine Gefahr. Wohl aber gilt das, wenn der Arbeiter mittellos und für seinen Unterhalt auf ein Arbeitsverhältnis unbedingt angewiesen ist, während der Unternehmer warten kann oder unter vielen sich Anbietenden die Auswahl hat. Dann diktiert der Arbeitgeber dem Arbeiter einfach die Vertragsbedingungen, und die absolute Freiheit des Arbeitsvertrages führt zu völliger Unfreiheit des Arbeiters. Mit der Entwicklung des Großbetriebs wurde diese Gefahr immer mehr zur Wirklichkeit. Und zugleich schwand die Aussicht, die früher auch ein schlechtes Arbeitsrecht erträglich gemacht hatte: die Aussicht des Arbeiters und Angestellten, selbst einmal Arbeitgeber und Unternehmer zu werden. Das Arbeitnehmersein ist zum Lebensberuf für Millionen geworden.

Unter diesen Umständen aber wird die Behandlung der menschlichen Arbeitskraft als einer Sache zu einer schweren Schädigung der Gesamtheit, die diese nicht ruhig mit ansehen darf. Gewiß führt die freie Ausnutzung der Arbeitskraft die höchsten Erträge für den Einzelunternehmer, für die Privatwirtschaft herbei. Aber dieser Erfolg wird erzielt auf Kosten der Volkswirtschaft. Denn der Nationalreichtum liegt nicht in den Sachgütern, sondern in den produktiven Kräften, das sind aber vor allem die Menschen. Professor Lexis schätzte vor dem Kriege das

gesamte Sachgütervermögen des deutschen Volkes auf 300 Milliarden; Engel nahm die Erziehungskosten von 60 Millionen deutscher Reichsangehöriger mit 1000 Milliarden an. In der deutschen Bevölkerung steckt also mindestens der dreifache Kapitalwert als im sachlichen Besitz.

Diesen finanziellen Wert der Bevölkerung haben wir bisher bei unseren Rentabilitätsberechnungen überhaupt nicht berücksichtigt. Wir haben allen Wert auf die Mehrung des Sachgütervermögens gelegt, noch dazu auf die Mehrung des privaten Vermögens. Und zwar gerade durch die Befreiung des Arbeiters von Sklaverei und Hörigkeit ist es so gekommen. Der Sklavenhalter hatte ein Kapital in seinen Arbeitskräften stecken; sollte sich das Kapital rentieren, so mußte er seine Sklaven pfleglich behandeln. Ebenso ließ sich die Zahl der Hörigen nicht beliebig vermehren und die Invaliden und Kranken lagen dem Gutsherrn zur Last. Seit aber der Arbeiter völlig frei geworden ist, braucht der Unternehmer die Kosten des Menschenlebens bei seiner Kalkulation nicht mehr zu berücksichtigen. Die Gesamtheit trägt ja die Erziehungs- und Ausbildungskosten; die Gesamtheit hat für Arbeitslose und Arbeitsunfähige und ihre Familien aufzukommen. Daher braucht den Privatunternehmer das Schicksal seiner Arbeiter nicht zu kümmern; er kann sie rücksichtslos ausnutzen und die unfähig Gewordenen durch andere ersetzen. Diese Möglichkeit fördert das Privatvermögen; sie bedeutet aber eine schwere Schädigung des Volksvermögens. Denn nur der arbeitende Mensch mehrt die Güter des Volks; der arbeitsunfähige mindert den Nationalreichtum. Aber nicht bloß das Sachgütervermögen, sondern auch die Konkurrenz- und Wehrfähigkeit, also die ganze Zukunft eines Volkes hängt von der Arbeitsfähigkeit und Berufsfreudigkeit aller seiner Bürger ab.

Daher muß das Gedeihen sämtlicher Volksglieder in den Mittelpunkt der Volkswirtschaft treten. Sie darf nicht mehr Vermögensökonomie sein, sie muß Menschenökonomie werden; schon aus rein finanziellen Gründen; denn hier stehen ungeheure Werte auf dem Spiel. Jede Verminderung der Kindersterblichkeit, jede allgemeine Zunahme der Lebensdauer bedeutet eine gewaltige Steigerung des Volksvermögens. Wenn es gelingt, die Aktivitätsperiode, d. h. die Zeit der Arbeitsfähigkeit des deutschen Bürgers auch nur um zwei Jahre durchschnittlich zu verlängern, so sind damit auf je 1 Million Erwachsener 2 Millionen Jahre arbeitsfähigen Alters oder (wenn man das Jahr zu 300 achtstündigen Arbeitstagen rechnet) 5 Milliarden Arbeitsstunden gewonnen. Was lassen sich in solcher Arbeitszeit für Werte schaffen! Früher in günstigeren Zeiten haben wir das gar nicht so beachtet; aber der Krieg hat es uns deutlich gezeigt, und der ungünstige Frieden macht es uns weiter klar, wie unser Schicksal an unserer Leistungsfähigkeit hängt. Alles, was wir aufwenden, um die Volksgesundheit und Volkskraft zu heben, sowie die Volksbildung zu steigern, alles das bringt die höchsten Erträge. Es gibt keine rentablere Kapitalanlage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Vergangenheit haben wir leider vielfach unrentabel gewirtschaftet. Wir haben niedrige Löhne gezahlt, um billig exportieren und die ausländische Konkurrenz schlagen zu können. Dadurch haben wir das Privatkapital vermehrt, aber auf Kosten der Volksgesundheit und damit auf Kosten des wirklichen Nationalvermögens. Das muß aufhören. Wir müssen Löhne und Arbeitsbedingungen gewähren, bei denen die Arbeitnehmer mit ihren Familien wirklich gedeihen können, die ihnen ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen. Und dann müssen wir versuchen, diese Belastung unserer Industrie durch verbesserte Einrichtungen, durch Verzicht auf billigen Schund und Herstellen von Qualitätsware, ferner durch eine geeignete Wirtschaftspolitik und durch internationale Abmachungen über Arbeitsbedingungen und Arbeiterschutz wieder wett zu machen. Bis zu einem gewissen Grade wird aber die pfleglichere Behandlung der Arbeitskräfte gar keine Belastung der Industrie bedeuten, weil gepflegte Arbeitskräfte bessere Leistungen aufweisen als ausgebeutete. Und es ist ganz in der Ordnung, wenn man die soziale Fürsorge nicht allein der Gesamtheit zumutet, sondern sie auch der Industrie mit zu tragen gibt. Sie muß das in den Arbeitskräften steckende Volkskapital mit verzinsen und amortisieren, und muß die Kosten der Invalidität mit tragen. Dann bekommt der Unternehmer auch ein finanzielles Interesse an der Schonung und pfleglichen Behandlung der Arbeitskräfte und wird günstigeren Arbeitsbedingungen und vermehrtem Arbeiterschutz viel zugänglicher werden.

Freilich auf diese Einsicht und die freiwillige Zustimmung der Beteiligten kann die Gesamtheit nicht warten. Darum geht's hier nicht ab ohne gesetzlichen Zwang. Das ist natürlich Freiheitsbeschränkung, aber sie erfolgt gerade im Interesse der wahren Freiheit. Der Arbeiter darf seine Freiheit nicht verkaufen, darf nicht auf seine Menschenwürde verzichten und sich zur Sache erniedrigen; er darf nicht sich so ausbeuten lassen, daß er der Gesamtheit zur Last fällt. Diese Freiheit muß ihm genommen werden, damit er wahrhaft frei sei. Ebenso muß auf der andern Seite dem Arbeitgeber die Freiheit genommen werden, seine Gewinne auf Kosten der Gesamtheit zu machen. Was die Gesamtheit schädigt, ist nicht erlaubt, auch wenn es Einzelnen nützt. Das entspricht auch der wahren Gerechtigkeit. Denn die Gerechtigkeit ist nicht Parität; sie gibt nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine. Auf der Seite des Unternehmers handelt es sich um Vermögensinteressen, Kapitalsinteressen; auf der Seite des Arbeiters aber zugleich um Menscheninteressen, Persönlichkeitsinteressen. Da darf der Staat nicht unparteiisch sein, sondern muß Partei ergreifen für den Menschen, für die Persönlichkeit. Leben, Kraft und Gesundheit der produzierenden Stände ist ja die Vorbedingung aller Produktion und darum auch aller dauernden Steigerung des Volkswohlstandes, aller gesunden Kapitalsbildung.

Daran hat man bisher zu wenig gedacht. Der augenblickliche Kapitals-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewinn des Einzelunternehmers ist mit dem dauernden Volkswohlstand verwechselt worden. Unser Recht war zu sehr Vermögensrecht. Die Privatkapitalisten haben es gemacht, natürlich zu ihren Gunsten. Je mehr die besitzlose Masse Einfluß gewinnt, desto mehr erhält der Mensch sein Recht gegenüber der Sache. Die Revolution hat hier einen jähen Umschlag herbeigeführt. Jetzt ist die Bahn frei für einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete des Arbeitsrechts, für seine einheitliche Ausgestaltung nach wahrhaft sozialen Gesichtspunkten, für die Überwindung der Privatwirtschaft durch die Volkswirtschaft, für den Sieg der Persönlichkeit über die Sache. Ja, jetzt besteht sogar die umgekehrte Gefahr, daß man die Bedeutung der Sache unterschätzt, daß man Vermögens- und Kapitalsinteressen überhaupt nicht berücksichtigt und dadurch den produktiven Kräften die Mittel entzieht, mit denen sie produzieren können. Nicht in plötzlichem Umsturz, sondern nur in besonnener Entwicklung kann das schöne Ziel erreicht werden, das den Menschen in den Mittelpunkt der Volkswirtschaft stellt durch ein wahrhaft soziales Arbeitsrecht.

Aber gerade im angeblichen Interesse des Volksganzen wird gegen ein solches soziales Arbeitsrecht noch ein Einwand erhoben von naturwissenschaftlichen, biologischen Gesichtspunkten aus. Man sagt, dieses soziale Arbeitsrecht bedeutet eine Begünstigung der Schwachen gegenüber den Starken; dadurch würden zahllose volkswirtschaftlich Minderwertige erhalten und zur Fortpflanzung zugelassen; das aber bedeute eine Verschlechterung der Rasse und damit eine gefährliche Schädigung der Gesamtheit. Es sind also gewichtige Gründe der Rassenhygiene, die hier geltend gemacht werden, und die gerade für Vortruppleser besonderes Interesse haben. Aber zunächst verwechselt dieser Einwand die wirtschaftlich Schwachen mit den biologisch Schwachen. In der Masse des arbeitenden Volkes gibt es eine Fülle geistig und körperlich tüchtiger Menschen, die es an biologischem Werte mit den Gliedern der oberen Schichten durchaus aufnehmen können, ja sie vielleicht überragen. Denn ein Volk verjüngt sich in der Regel nicht von oben, sondern von unten her. Und der soziale Schutz will ja gerade verhindern, daß diese Quelle der Volksverjüngung versiegt, er will die Kraft und Gesundheit der unteren Schichten erhalten und steigern, er will es unmöglich machen, daß um Kapitalgewinnes willen die Rasse geschädigt werde. Also verträgt sich ein soziales Arbeitsrecht aufs beste mit den Forderungen der Biologie, ebenso wie es sich aufs beste mit den Forderungen der Volkswirtschaft verträgt. Weil es die Rasse hebt, die Volksgesundheit und Leistungsfähigkeit steigert, darum erhöht es auch das Volksvermögen, den Nationalreichtum. Soziales Recht, Volksgesundheit und Volkswohlstand passen durchaus zusammen.

Oder man kann auch sagen: praktisches Christentum und Volkswohl gehören zusammen, christliche Nächstenliebe ist die beste Existenzgrundlage der Völker. Heinz Potthoff freilich, dessen trefflichem Buche „Pro-

bleme des Arbeitsrechts" (Diederichs, Jena 1912) ich mich bis hierher durchaus angeschlossen habe, ist in diesem Punkte anderer Meinung. Er sagt, auf Mitleid und Nächstenliebe dürfe sich die soziale Fürsorge nicht gründen. Denn eine vernünftige soziale Fürsorge müsse durchaus wirtschaftlich, rechnerisch verfahren. Die christliche Nächstenliebe aber verfahre unrationell und unwirtschaftlich. Sie verwende Geld und Mühe auf tatsächlich Minderwertige, die lieber aussterben sollten. Solche Fürsorge aus Mitleid sei einmal teuer; denn mit dem Gelde, mit dem man einen Krüppel erhalte, könne man zwei gesunde Kinder hoch bringen. Und außerdem sei sie auch noch unproduktiv; denn die Minderwertigen würden niemals das an sie gewandte Kapital zurückerstatten. Solange noch Kinder infolge ungenügender Pflege stürben, solange Tausende von Volksgenossen aus Mangel an ausreichender Nahrung und gesunder Wohnung erkrankten, solange wäre die Versorgung von Idioten, Krüppeln und andern minderwertigen Elementen ein unerlaubter Luxus, solange hätten wir kein Recht, an lebensunfähige, nutzlose und freudlose Glieder zu wenden, was den Lebensstarken, Brauchbaren und Genußfähigen gebühre. Wahre Humanität gönne den Sterbenden den Tod und den Lebensfähigen das Leben.

Konnte in den früheren Forderungen sozialer Reform die christliche Nächstenliebe freudig mit Potthoff zusammengehen, so scheiden sich allerdings bei diesem Ausschluß der Minderwertigen von der sozialen Fürsorge die Wege. Christliche Nächstenliebe macht ihre Hilfe nicht abhängig von Rentabilitätsberechnungen, sie hilft überall, wo Not ist, sofern sie helfen kann. Und damit wirkt sie durchaus nicht gemeinschädlich, sondern im höchstem Maße gemeinnützig. Die abweichende Ansicht Potthoffs erklärt sich daraus, daß er die Dinge ausschließlich vom ökonomischen, wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet. Es gibt aber nicht bloß äußere, sondern auch innere Werte. Was den Menschen zum Menschen macht, was ihn über alle Sachen hinaushebt, was ihn zur Persönlichkeit werden läßt, ihm einen Wert verleiht, der alle Kapitalwerte übertrifft, das ist nicht der gesunde kraftvolle Körper, sondern das ist die Seele mit all ihren geheimnisvollen Kräften. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele", sagt Jesus. Damit gibt er uns neue starke Motive für soziale Fürsorge. Sie muß nicht bloß eine Schädigung des Körpers, sondern sie muß vor allem auch eine Schädigung der Seele verhindern. Mag der Körper noch so gesund und kräftig sein, mag der Geist die glänzendsten Gaben aufweisen, wenn die Seele in Selbstsucht verknöchert, wenn der sittliche Wille eine falsche Richtung hat, dann ist solch ein Mensch für die Gesamtheit wertlos, ja verderblich. Die sittlichen Kräfte sind wichtiger als die körperlichen und geistigen. Und sie führen auch ein selbständiges Dasein. Wir beobachten sittliche Schwäche bei robustem Körper und begabtem Geiste. Und wir finden sittliche Kraft in schwachem Leibe und bei geringer Begabung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darum kann ein Krüppel unter Umständen volkswirtschaftlich wertvoller sein als ein Mensch mit gesunden Gliedern. Es wäre eine interessante Aufgabe, einmal die Bedeutung der biologisch Minderwertigen für den geistigen und sittlichen Aufstieg der Menschheit zu untersuchen. Hier hat sicher gar mancher das an ihm gewandte Kapital reichlich verzinst. Freilich nicht jeder. Es gibt ja Minderwertige, denen auch die geistigen und sittlichen Kräfte fehlen; es gibt Blöde, die auf der Stufe des Tieres oder noch darunter stehen. Sie helfen weder das Sachgütervermögen noch das geistige Kapital vermehren, dagegen gilt das doch vom sittlichen Volkskapital, nicht unmittelbar, sondern mittelbar:

Wie ist die Aufopferung, die Hingabe, die Geduld, die Liebe durch das Dasein der Siechen und Elenden gesteigert worden! Wie sind diese für den Fortbestand und den Aufstieg der Menschheit wichtigsten Kräfte in der Fürsorge für Krüppel und Blöde gewachsen! Und wie hat diese Fürsorge der Wissenschaft immer neue Antriebe gegeben und immer neue Aufgaben gestellt; was haben Medizin, Physiologie, Psychologie und Technik an ihnen gelernt! Man denke auch an die Fürsorge für die Kriegsverletzten und ihre hochentwickelte Technik. Und endlich: wie hat der Jammer der Schwachen und Minderwertigen uns angespornt, nach den Ursachen dieses Elends zu forschen! Und wie hat uns diese Not tausendfach auf die Hauptursache menschlichen Elends geführt: auf die Selbstsucht und Sinnlichkeit, oder religiös gesprochen: auf die Sünde. Wie oft sahen wir mit Schrecken das Wort wahr werden, daß Gott die Sünden der Väter und Mütter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Gewiß in diesem unerbittlichen Fortwirken der Schuld auch an Unschuldigen, in diesem harten Gesetz der Vererbung und erblichen Belastung liegt etwas Furchtbares. Und doch genügt kaum dieses furchtbare Erziehungsmittel, um die Menschheit zu belehren. Trotzdem muß dieses erbliche Elend erst riesigen Umfang annehmen, ehe die Menschheit ihre Fehler erkennt und wirklich umkehrt. Man denke nur an die Wirkungen der aufkommenden Fabrikindustrie und der wachsenden Hausindustrie, oder an den Fluch des Alkoholismus und der Geschlechtskrankheiten. Von dieser Seite angesehen haben die armen Krüppel und Blöden eine ähnliche Bedeutung wie Krieger an der Front: sie müssen leiden, damit die Gesamtheit lebe; sie sind Opfer uns zugute; um ihre Stirn schlingt sich unsichtbar die Märtyrerkrone. Nicht sie schulden der Gesamtheit etwas, sondern die Gesamtheit ihnen. Es gibt keine ernstere soziale Pflicht als die der Fürsorge für die „biologisch Minderwertigen". Denn sie segnen die Gesamtheit, indem sie leiden.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nun die Minderwertigkeit bestehen bleiben müsse, damit uns dieser Segen nicht verloren gehe. So zu schließen hindert uns ja schon der Gedanke an die Hauptursache solchen Elends, an die Sünde. Nein, die Zahl dieser unglücklichen Märtyrer menschlicher Schuld muß sich vermindern; wir müssen alles daran setzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Ursachen der Rasseverschlechterung zu erkennen und zu beseitigen; wir müssen hierin mit den Biologen durchaus Hand in Hand gehen. Aber solange es noch unglückliche Opfer verkehrter Lebensweise und trauriger Verhältnisse gibt, haben wir die heilige Aufgabe, sie zu versorgen. Und die Verwendung unseres Volksvermögens hierfür ist nicht unnötiger oder schädlicher Luxus, sondern ist vornehmste Pflicht und bringt reichsten Gewinn. Beides gehört zusammen: Rasseveredlung und Fürsorge für die Minderwertigen. Beides widerspricht sich nicht, weil es sich nicht um eine Tier- oder Pflanzenrasse handelt, sondern um die Menschenrasse, weil beim Menschen nicht bloß physiologische, sondern auch psychologische Werte in Frage kommen, weil darum auch die Minderwertigen noch Werte schaffen. Und beide Aufgaben: Hebung der Rasse und Versorgung der Minderwertigen dürfen nicht der Freiwilligkeit der Einzelnen und privaten Vereine überlassen bleiben, sondern sie müssen zu einer rechtlich geordneten Aufgabe der Gesamtheit werden. Und gerade die Reform des Arbeitsrechts, unter dem zwei Drittel unseres Volkes leben, hat hier ihre größte Bedeutung.

Otto Dost.

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

„Pflüget ein Neues!"
(Jerem. 4, 3.)

An Deutschlands Erneuerung müssen Alle mitarbeiten, jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau. Im Grunde sind es zwei Gebiete, auf denen eine grundlegende Erneuerung gefordert wird: im Staats- und Wirtschaftsleben und im Erziehungswesen für Jugend und Erwachsene. Für die neue Schule sind nun vier Forderungen aufgestellt. 1. „Wir brauchen statt der verschiedenen Schulgesetze in den Bundesstaaten ein einheitlich durchgeführtes Reichs-Schulgesetz. Das läßt sich hören. 2. „Wir wollen statt der vielen Sonderschulen höherer und niederer Art im deutschen Reich die Einheitsschule." Auch das ist ein gerechtes Ziel: Freie Bahn dem Tüchtigen! 3. „Wir verlangen statt der bisherigen Regierung in der Schule eine Selbstverwaltung." Wenn jemand aus freien Stücken sich selbst in Zucht nehmen will — um so besser. In diesen drei ersten Forderungen ist nach vernünftigem Grundsatz verfahren. Auch die neue Einheitsschule soll auf Gesetzen ruhen und unter ordnungsmäßiger Verwaltung stehen. So fasse ich die Neuerungen durchaus im guten Sinne auf. Das Alte, Morschgewordene, muß fallen, und Neues wird an die Stelle gesetzt. Und zwar will man offenbar, daß im neuen Volksstaat dem großen deutschen Schulgebäude bessere Stützen gegeben werden, als bisher vorhanden waren. In allen drei Forderungen sind Aufgaben gestellt, die uns an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit rufen. Aber nun die vierte Forderung, die ein so ganz anderes Gesicht aufweist; denn sie lautet: „Der Religionsunterricht ist abzuschaffen!" Und was soll hier an die Stelle gesetzt werden? So fragen wir mit Recht. Wir erhalten zur Antwort: „Nichts!"

Wenn ein Gebäude auf vier Säulen ruht, und man nun eine nach der andern abgräbt, so muß man gleichzeitig neue starke Pfeiler untermauern, sonst bricht unser Bauwerk beim nächsten Sturm zusammen. In Sturmeszeiten aber leben wir heute! Welche Kopflosigkeit daher in der jetzigen Erneuerung, die an die Stelle des bisherigen Religionsunterrichts nichts zu setzen weiß! Anderseits ist es wohl kaum zu viel behauptet, wenn ich sage: Der Bekenntnisunterricht in strengen Formen, der die Offenbarungen des Glaubens mitteilt, und dann sich möglichst ebenso das Gesagte wiederholen läßt, hat sich für die Allgemeinheit heute überlebt. Nur wenige Eltern und Lehrer halten ihn noch für ersprießlich und wünschenswert. Außerdem aber lehnt die Jugend einen solchen Unterricht ganz entschieden ab. Das Recht des Zweifelns, um in Selbständigkeit zu prüfen, läßt sich schon ein Zehnjähriger nicht nehmen. Auch die religiösen Wahrheiten, ja diese ganz besonders, sind aus der Tiefe zu begründen! Wir müssen also schon einen gesunden Mittelweg einschlagen.

Blicken wir auf unser heutiges Leben, so sehen wir eine entsetzliche Zersplitterung. Jeder treibt sein eigenes eng umgrenztes Fach und sieht von hier aus die ganze Welt. Und wie wird in dem Übermaß von Einzelfächern gerade auch unsere Jugend hin- und hergerissen! Dagegen brauchen wir ein kräftiges Gegengewicht. Wir brauchen einen eigenen Weltanschauungsunterricht, der alles einzelne unter einheitlichen Gesichtspunkt stellt. Von diesem Unterricht aber verlangen wir im besonderen, daß er dem jugendlichen Menschen in eindringlicher Weise vor Augen führt: Alle Fortschritte im einzelnen haben keinen Wert, ja gereichen nur zum Schaden, wenn sie nicht dem einen Ziele dienen, das Gute in uns selbst und in der Menschheit zu fördern. Welchen Wert hätten sonst die genauesten Kenntnisse der Sprachen aller Länder und die größten Fernsprechnetze um die ganze Erde, wenn die Menschen sich nur Gemeinheiten an den Kopf werfen. Welchen Wert hätten sonst die schnellsten Schiffe und Eisenbahnen — wir haben es erlebt —, wenn sie nur dazu benutzt werden, um in kürzester Zeit um so größere Millionenheere mit Maschinengewehren und Kanonen heranzuschaffen zur Vernichtung teurer Menschenleben. Wir rufen nach einer Sammlung der Geister! Es gibt trotz allem ein Gebiet, auf welchem die Gegensätze zum Schweigen kommen. Als Halt im Leben und im Streben brauchen wir eine von jeder Beschränktheit freie Gesamtauffassung unseres Daseins. Wenn unsere Zeit heute noch nicht die Wege klar vorgezeichnet sieht, so gilt es, diese zu suchen. Und wir werden sie finden. Die Bahn ist frei zum „Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im folgenden gebe ich Richtlinien, die mir für meinen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentor in Hamburg maßgebend waren. Dabei folge ich meinem verehrten Lehrer an der Kieler Universität, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Paul Deußen, der sein ganzes reiches Leben hindurch bemüht war und noch heute dafür eintritt, aus dem Durcheinander in der Geistesentwicklung der Menschheit in Philosophie und Religion die bleibenden Wahrheiten herauszuheben. Die Verschiedenheiten im Völkerleben und die Widersprüche in der Wissenschaft sind bis zum Überdruß hervorgekehrt. Wir müssen uns jetzt endlich auf das Gemeinsame besinnen! Ich wende mich an alle Lehrer, aber ebenso sehr an alle Eltern und an die erwachsene Jugend selbst. Denn jeder, der das Recht erhalten hat, zur Neugestaltung beizutragen, hat dazu auch die Pflicht. Für den Lehrer wird es nicht schwer sein, nach diesen Richtlinien den Stoff jedesmal der geistigen Höhe einer Klasse anzupassen.

* * *

Sophok. Es war im alten Griechenland, zuerst um das Jahr 600 v. Chr., als einzelne Männer auftraten, die sich Weise nannten. Durchweg sehr achtbare Erscheinungen wie Thales, Anaximandros, Pythagoras, Parmenides und Heraklit. Aber schon sehr bald, ein Jahrhundert später, trieb eine Reihe von Leuten mit der Weisheitslehre Mißbrauch. Statt die Wahrheit zu suchen, rein sachlich, strebten sie nach der Kunst, unter allen Umständen Recht zu behalten, sie persönlich. Daher gewann der Name eines Weisen einen bösen Beigeschmack und kein anderer als Sokrates, in der Tat der Weiseste unter den Griechen in Lehre und Leben, bezeichnete sich zuerst im bewußten Gegensatz zu jenen anderen als einen, der die Weisheit liebt, der nicht etwa vorgibt, wie diese Alleswisser, in selbstgefälliger Überhebung, das Wissen zu besitzen, der aber redlich bemüht sein will, die Wahrheit zu suchen. Sokrates bezeichnet sich daher in Bescheidenheit als einen Liebhaber der Weisheit, als einen Weisheitsfreund. Philosophie ist also Liebe zur Weisheit.

Sophisten.

Was aber ist es nun, was die Weisheitsfreunde so gern wissen möchten? Philosophie. Die Grundfrage aller Weltanschauungslehre lautet einfach: Was ist die Welt? Darauf bestimmte Antworten zu erteilen, ist das Streben der Philosophen. Wir werden uns zunächst auf diese Weltfrage beschränken. Von sechs allgemein gültigen Standpunkten aus soll die Welt betrachtet werden. Dadurch aber schaffen wir uns zugleich die Voraussetzungen, um die letzten uns erreichbaren Aufschlüsse zu gewinnen inbetreff der Welt und dann auch inbetreff der Überwelt.

Was also ist diese unsere Welt?

Die Welt — so sagen wir zunächst — ist eben nichts weiter als die Welt, so wie sie ausgebreitet vor unsern Augen daliegt. Blicken wir um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns und verfolgen wir, wie alle Naturwissenschaften bemüht sind, Beobachtungen zu sammeln und zu ordnen, um sie als Erfahrungen in Begriffen niederzulegen. Auf solche Weise wird unsere Welt immer genauer erforscht. Was haben wir vor uns? Nach allen Seiten ausgedehnt den grenzenlosen Weltenraum. Uns schwindelt bei dieser Vorstellung. Nach rechts und nach links ins Unendliche, ebenso nach vorwärts und nach rückwärts, und auch nach oben und nach unten ist kein Abschluß zu finden. Setzen wir aber irgendwo in Gedanken eine Grenze, dann wissen wir ganz genau, daß es auch jenseits derselben noch etwas geben muß, was sich weiter und weiter ausdehnt ins Unendliche: der Raum. Die eigentümliche Beschaffenheit des Raumes zu bestimmen, dient die Raumlehre. Aber wir haben rings um uns keinesfalls bloß einen leeren, sondern einen — wahrscheinlich überall — erfüllten Raum. Was einen Raum ausfüllt, nennen wir Körper. Wir unterscheiden gasförmige, flüssige und feste; von den letzten wiederum lebloſe und lebendige. Fassen wir die bestimmten Eigenschaften der Körper ins Auge, so sprechen wir vom Stoff. Wir haben etwa siebzig Grundstoffe unterscheiden gelernt, und aus allen diesen gibt es zahllose oft verwickelt gebaute Verbindungen.

Raum. Geometrie. Materie.

Beobachten wir diese Körper, diese Stoffe, so bemerken wir, daß die Formen und Zustände fortwährend wechseln. Die Körper bewegen sich gesetzmäßig im Raume. Vorhandene Stoffe verwandeln sich in neue, ebenfalls nach bestimmten Gesetzen. Alle diese Veränderungen verlaufen in der Zeit, die ebenso wie der Raum keinen Anfang und kein Ende kennt. Jeder einzelne Zeitpunkt liegt als solcher in der Zeit und hat — das weiß ich ganz gewiß — ein Nachher und hatte auch ein Vorher. Darum wird es ebensowenig einen letzten Zeitpunkt geben, wie es jemals einen ersten gegeben haben kann. Wer rechnet, d. h. planmäßig zählt, läßt Einheiten aufeinander folgen und betrachtet somit die Zeit. Daher ist Zählkunst dasselbe wie Zeitlehre. Alle in der Zeit verlaufenden Veränderungen vollziehen sich nun nach dem allgemeinen Grundgesetz der Ursächlichkeit, welches besagt: Keine Wirkung ohne Ursache! Jede Veränderung in der Welt ist eine Wirkung und kann nur eintreten, wenn eine andere Veränderung ihr vorhergegangen ist, die wir Ursache nennen; z. B. hat das Öffnen meiner Hand die Wirkung, daß der Stein, den ich festhielt, zur Erde fällt. Sind nun für einen Sonderfall die ursächlichen Bedingungen sämtlich beieinander, haben wir z. B. einen brennbaren Stoff, Sauerstoff der Luft und genügend Wärme, so muß die Wirkung allemal erfolgen, in diesem Falle das Brennen, wir sagen: mit Notwendigkeit. Wenn auch die Körper ihre Lage verändern, wenn auch die Stoffe ihre Eigenschaften wechseln, so bleibt bemerkenswerterweise doch allen Veränderungen zum Trotz die einmal vorhandene Masse erhalten. Die Menge der Stoffmasse kann ich annähernd durch das Gewicht bestimmen, und wir haben es gelernt, durch viele und feine Wägungen sehr

Zeit. Arithmetik. Kausalität. Konstanz der Materie.

genaue Ergebnisse zu erzielen. Wollten wir uns aber streng an die Erfahrung halten, so müßten wir zugeben: Bei den Naturvorgängen geht doch fast immer entweder etwas, wenn auch nur sehr wenig, von dem Stoff verloren oder kommt hinzu. Das würden uns die sorgfältigst ausgeprobten Versuche beweisen, wenn sie überhaupt etwas beweisen könnten, was wir nicht schon wüßten! Aber beides wäre ja ganz unmöglich. Darüber sind wir von vornherein im klaren: Einen luftförmigen Körper könnten wir z. B. durch Druck zusammenpressen, auf einen kleinen Raum verflüssigen und endlich fest und fester werden lassen; aber zu einem Nichts wird er nie. Nicht das kleinste Teilchen könnte in ein Nichts vergehen, sonst hätten wir eine ganz bestimmte Ursache, hier die Druckbewegung, die gänzlich ohne Wirkung bliebe — eine völlige Unmöglichkeit. Ebensowenig könnte jemals aus einem Nichts ein Etwas werden, das hieße eine offenbare Wirkung (die Schöpfung eines Körpers!) ohne jede Ursache — so etwas sich auch nur als möglich vorzustellen, dafür fehlt uns jede Fähigkeit. Die einmal vorhandene Masse der Körperwelt beharrt, ist unentstanden und unzerstörbar. So lautet das allgemein gültige Naturgesetz von der Erhaltung der Masse, welche aufs engste mit dem Ursachengesetz zusammenhängt. Ein Weltweiser wurde gefragt: „Wieviel wiegt der Rauch eines brennenden Holzes?" Und er gab unbesehens die Antwort: „Ziehe vom Gewicht des Holzes das Gewicht der Asche ab, so hast du das Gewicht des Rauches" — in dem Bewußtsein, daß selbst im Feuer nichts vergehen, sondern nur andere Formen annehmen kann.

Diejenige Wissenschaft nun, welche die Körperwelt in ihren zahllosen Veränderungen erforscht, ist die Naturwissenschaft. Wir können als Einzelfach die Naturkunde abgrenzen und verstehen darunter die Lehre von den unbelebten Körpern und deren unwesentlichen Veränderungen. Wenn ich z. B. eine Glocke anschlage, die schwingt und tönt und dann wieder zur Ruhe kommt, so ist bei diesem Naturvorgang der Stoff derselbe geblieben. Dagegen behandelt nun die Stoffkunde die wesentlichen Veränderungen der Körper. Lasse ich z. B. Eisen an der Luft liegen, so beginnt es zu rosten. Es bildet sich aus dem Eisen und dem Sauerstoff der Luft Eisenasche. Aus den zwei vorhandenen Grundstoffen ist ein einziger vollständig neuer Stoff geworden, eine Verbindung. Das Wesen der Körper, der Stoff selbst, hat sich hier verändert. Die Gesteinskunde prüft und verwertet aus der Natur- und Stoffkunde vielerlei Ergebnisse, aber befaßt sich im besonderen mit der wunderbaren Fähigkeit vieler Stoffe, sich selbst ihre Gestalt zu schaffen mit der Kristallbildung. Wie ein erster Vorbote des Lebens, das allerdings gleich im Augenblick des Entstehens wieder erstarrt, leitet die Gesteinskunde über zur Betrachtung derjenigen Körper, welche wir als lebendig bezeichnen, zu den Pflanzen und Tieren. Demnach unterscheiden wir noch zwei weitere Wissenschaften, die Pflanzen- und die Tierkunde. Bei der Erforschung des Körperbaues der Tier- und Pflanzenarten leistet die Zerlegekunst uns gute Hilfe. Durch

Physik im allgemeinen Sinne.

Physik im engeren Sinne.

Chemie.

Mineralogie.

Botanik u. Zoologie.

Anatomie.

Physiologie. die Untersuchung der Vorgänge im lebendigen Pflanzen- und Tierkörper lernen wir die Arbeitsweise der einzelnen Werkzeuge kennen. Neuerdings faßt man gern außerdem noch alles unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammen. Man erforscht das Gemeinsame alles Lebendigen und betrachtet den lebenden Leib nicht so sehr in seinen einzelnen Teilen und Tätigkeiten, sondern als einheitliches Ganze, und dann sprechen wir von
Biologie. der Wissenschaft vom Leben oder von der Lebenskunde.

Gehen wir eines Abends bei wolkenlosem Himmel hinaus ins Freie und blicken über uns ins Heer der Sterne, so haben wir die volle Hälfte von allem, was überhaupt da ist, vor uns. Ergänzen wir nach unten hin noch die andere Hälfte, so können wir die Summe ziehen insbesondere
Astronomie. mit Hilfe der Sternkunde, die uns von allen Naturwissenschaften den Blick am meisten ausweitet: Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln — jeder Stern ist eine Sonne! Um jede dieser Sonnen wälzt sich etwa ein Dutzend kleinerer beleuchteter Himmelskörper. Diese Erden oder Wandelsterne schweben ebenso wie die vielen Sonnen oder Fixsterne frei im Raume. Nur leuchten sie nicht selbst und sind von erstarrter, kalter
Geologie. Rinde überzogen. Auf deren Oberfläche hat sich — so lehrt uns die Erdgeschichte — infolge der Verwitterung eine Art von Schimmelüberzug gebildet. Dort lebten einmal jetzt längst ausgestorbene Pflanzen- und
Paläontologie. Tierarten — so sagt uns die Versteinerungskunde. Und noch immer sehen wir heute auf unserer Erde Pflanzen wachsen, Tiere sich bewegen, und seit dem jüngsten Zeitalter leben hier auch Menschen.

Das ist die erkennbare Wirklichkeit! Das ist die naturwissenschaftliche Wahrheit: Alles in der Welt ist Körper oder Masse. Für den Naturforscher gibt es gar nichts anderes als den unendlichen Raum, die unendliche Zeit und dasjenige, was den Raum ausfüllt und in der Zeit beharrt: die Körperwelt. Was nicht irgendwo zu finden ist, das ist nirgendwo, also überhaupt nicht. Was sich nicht irgendwann ereignet, das geschieht niemals, also garnicht. Was nicht auf irgendeine Weise verursacht wird, kommt niemals in Bewegung. Alle Veränderungen der Körperwelt aber, die größten wie die kleinsten, erfolgen in der Zeit als Wirkungen aus ihren Ursachen mit Notwendigkeit. Die Handlungen des Menschen gestatten hiervon keine Ausnahme. Denn wie der Stein gestoßen werden muß, damit er sich in Bewegung setze, so muß auch für den Menschen etwas da sein, was ihn bewegt zum Handeln: die Beweggründe. Wenn er aber handelt, so haben die Beweggründe bereits gewirkt (sie liegen dann schon in der Vergangenheit), folglich hat ein Mensch im Augenblick des Handelns sich garnicht mehr in der Gewalt. Deshalb ist der Mensch in seinem Handeln unfrei. Auch die menschlichen Handlungen sind wie alles andere in der Natur mit Notwendigkeit bestimmt. So begreift der Naturforscher alle Zustände und alle Veränderungen in der Welt als gesetzmäßige Bestimmungen des Körperlichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber muß nicht das Geistige hier ausgenommen werden, das sich doch allen solchen naturwissenschaftlichen Erklärungen entzieht? O nein! Naturwissenschaftlich ist auch das Geistige zu bestimmen und zu erklären als die Tätigkeit eines unserer Körperteile, nämlich des Gehirns. Insbesondere die in zahlreichen Fällen beobachteten Gehirnverletzungen haben es gezeigt, wie im einzelnen alle geistigen Fähigkeiten: die Beherrschung der Leibesbewegungen, das Sehen, Hören und Tasten, das Begreifen und das Denken vollständig abhängig sind von dem Zustand des Gehirns. Wenn der Naturforscher mit Säge und Meißel zu Werke geht, um unter der Schädeldecke das Gehirn zu prüfen, kann er niemals etwas anderes sehen als Gehirnteile, Windungen weich und weiß, und durch Reize ausgelöste Gehirnbewegungen. Ein Stück Geist wird für den Naturforscher nirgends im Gehirne zu entdecken sein! Daher muß es bei diesem Endergebnis der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung wohl oder übel bleiben, welche uns erklärt:

Die ganze Welt ist Körper oder Masse!

Das ist die Weltanschauung des Naturforschers: die Stoffanschauung. So lautet die erste Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Welt. Materialismus.

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, sich wenigstens einmal auch über das Ganze der Welt in dieser Weise Klarheit verschafft hat:

Jeder muß einmal mit den Augen des Naturforschers die Welt betrachten, sie mit natürlichen Augen sehen!

Und wenn das Grauenhafte sich daraus ergibt, daß eine sittliche Weltauffassung ins Fabelreich verwiesen werden muß, so dürfen wir dennoch nicht versuchen, notwendigen Folgerungen auszuweichen. Wir wollen der Wahrheit rückhaltlos die Ehre geben — und die Wahrheit brauchen wir ja nicht zu fürchten! Von der naturwissenschaftlichen Wahrheit aber haben wir nichts zurückzunehmen. Wir müssen sie als richtig anerkennen. Nur eines läßt sich mit Bestimmtheit sagen. Wir sind einseitig naturwissenschaftlich vorgegangen. Daher bedarf die Weltanschauung des Naturforschers notwendig der Ergänzung. Und nun erhebt sich die Frage: Wie und in welcher Weise?

(Fortsetzung im nächsten Vortruppheft.)*) **Reinhart Biernatzki.**

---

*) Der Verfasser, Herr Oberlehrer Biernatzki in Hamburg, hat die Frage des Weltanschauungsunterrichts in der Einheitsschule in drei Aufsätzen behandelt. Dem ersten, der hier vorliegt, sollen die beiden andern im 1. und 2. Märzheft folgen. Die gesamten drei Aufsätze werden dann später vermutlich auch als Flugschrift herauskommen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der internationale Jugendbund.

In der Erkenntnis, daß es dringend not tue, auf die so lange fruchtlos erörterte Frage Tolstois: „Was sollen wir denn tun?" endlich eine ganz bestimmte Antwort zu geben, bildeten sich schon lange vor Aufhebung der Zensur in Deutschland Gruppen von Menschen, die sich darüber klar waren, daß jene Antwort nur dann in eindeutiger und undogmatischer Weise gegeben werden könne, wenn es gelänge, wissenschaftlich zu entscheiden, was gut und böse, was recht und unrecht, was demnach zu fordern und was zu verwerfen sei. Denn nur die Beweiskraft einer wissenschaftlich unanfechtbaren Begründung vermag einer Forderung an unseren Willen die unwiderrufliche Verbindlichkeit zu verleihen, die uns verpflichtet, unsere Handlungen jener Forderung entsprechend zu gestalten, und weiter verpflichtet, auch die Umbildung der Gesellschaft dem Inhalt einer solchen Forderung entsprechend in die Wege zu leiten. Es bedeutet allerdings heutzutage eine Ketzerei gegenüber der in der gesamten Politik und Wissenschaft geltenden Auffassung, wenn man behauptet, daß auch nur die Möglichkeit bestünde, wissenschaftliche Maßstäbe bei der Beurteilung von recht und unrecht anzulegen, zumal wenn es sich um die Beurteilung politischer Fragen handelt. Der Relativismus oder gar Skeptizismus, der unser öffentliches Leben beherrscht, hat besonders angesichts der Kriegsereignisse nachgerade dazu geführt, nicht so sehr an der Vernünftigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung, als vielmehr an der Vernunft zu verzweifeln. Er hat damit die Menschen der Möglichkeit beraubt, von der jedem Gesunden verliehenen Fähigkeit Gebrauch zu machen, kraft seiner Vernunft, sofern er nur über eine hinreichend gebildete Einsicht verfügt, über Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit gegebener Lebensäußerungen der Gesellschaft zu entscheiden.

Nun liegt ein Einwand nahe: Wenn man auch nicht an der Vernunft verzweifelt, wenn man auch — und wer täte das nicht? — die Gesellschaft im höchsten Maße für reformbedürftig hält, wie wäre denn zu erkennen, was vernünftig sei? Die erlesensten Köpfe aller Zeiten und Völker haben sich um die Frage der besten Staatsform für die menschliche Gesellschaft bemüht; scheinbar vergeblich, denn die Politik unserer Tage ist beim Skeptizismus gelandet. Reformatoren und Revolutionäre haben versucht, dem Lauf der Geschichte eine andere Wendung zu geben, indem sie sich stets darauf beriefen, daß ihre leitenden Ideen vernünftiger seien als jene, die in der sie umgebenden Gesellschaft zum Ausdruck kamen. Vergeblich. Sie vermochten wohl diesem oder jenem Übel abzuhelfen, aber binnen kurzer Zeit war der Erfolg ihrer Wirksamkeit durch eine Gegenrevolution erstickt. Wer sollte angesichts dieser Tatsachen nicht verzweifeln?

Dennoch: Ist diese sicherlich verständliche Verzweiflung gerechtfertigt? Keineswegs. Denn bisher hat sich die Öffentlichkeit niemals die Frage vorgelegt, woran denn Reformationen und Revolutionen gescheitert sind,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und weiter, ob nicht vielleicht die Einsicht in die Gründe dieses Scheiterns uns die Möglichkeit geben könnte, sie bei einer erneuten Reformation des öffentlichen Lebens zu vermeiden.

Dreierlei Gründe sind es vornehmlich, die die Mißerfolge der bisherigen Versuche zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände erklären. Der erste Grund liegt in der Person der Führer selbst. Von einem politischen Führer muß man, abgesehen von der hinreichenden Entwicklung seiner Intelligenz, seiner politischen Einsicht, und auch abgesehen von seinem Willen und seiner Fähigkeit, das als recht Erkannte durchzusetzen, verlangen, daß er als Charakter durchaus untadelig und zuverlässig ist; denn andernfalls wird er so gut wie sicher den Anfechtungen der Eitelkeit erliegen und in einem selbstgefälligen Machttaumel seine Idee verraten. Aber es genügt nicht, der Idee treu zu bleiben und sie in die Massen zu tragen. Denn diese Genügsamkeit verleitet zu der Irrlehre, daß eine Idee, daß das Gute sich schon von selbst durchsetze, wenn man es nur allen Menschen zugänglich mache. Dieser pädagogische Optimismus ist durch nichts gerechtfertigt, vielmehr durch die Geschichte in jeder Weise widerlegt worden. Nur die politisch organisierte Idee kann siegen: denn um das als recht Erkannte in der Gesellschaft durchzusetzen, dazu gehört Macht. Machtanwendung an sich ist kein Unrecht. Es fragt sich stets, zu welchem Zweck die Macht verwandt wird, ob im Dienst eines aus reiner Willkür bestimmten, also despotischen, oder eines von der Vernunft aufgewiesenen Zieles. Doch die Organisation der Idee reicht erst hin, um sie in die Gesellschaft einzuführen. Anderer Mittel bedarf es, um ihren Bestand auch zu sichern. Und hier finden wir den dritten Grund, der uns das Scheitern der bisherigen Reformationen zu erklären geeignet ist: mit dem Führer, dem überragenden Vertreter der Idee stirbt auch diese selbst dahin, wenn nicht jener durch eine methodische Erziehung dafür Sorge trug, daß aus Durchschnittsmenschen eine Nachfolge tatkräftiger Vertreter der Idee herangebildet wurde. Eine Methode, die auf Ausnahmemenschen angewiesen ist, stellt kein brauchbares politisches Mittel dar.

Wenn man die Notwendigkeit einer neuen Reformation anerkennt, einer Reformation, die nicht auf den Trümmern eines gestürzten Systems ein sogenanntes neues System mit — den alten Mitteln aufbaut, sondern grundsätzlich neue Politik ermöglicht, so wird als erste Vorbedingung zu ihrer Herbeiführung zu gelten haben, daß jene der Geschichte abgelauschten Erkenntnisse eingehende Berücksichtigung finden. Doch damit nicht genug. Die Erfüllung dieser Vorbedingung würde nur gewährleisten, daß eine Idee mit einiger Wahrscheinlichkeit in der Gesellschaft durchgesetzt werden könnte. Über die Berechtigung der Idee, über das inhaltliche Ziel einer solchen formal gesicherten Politik wäre noch nicht das geringste entschieden. Hier stehen wir wieder vor der Frage, ob es möglich ist, objektive, d. h. wissenschaftlich-begründbare Normen für unser Handeln aufzustellen, mit anderen Worten: Gibt es einen Maßstab, der uns zu entscheiden ermög-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licht, was gut und was böse ist, was demnach sein soll und was nicht sein soll?

Diese Frage ist heute — trotz des mißtrauischen Kopfschüttelns vieler Ungläubiger — wissenschaftlich entschieden, und zwar in positiver Weise. Durch das grundlegende Werk Leonard Nelsons, „Die Kritik der praktischen Vernunft" (Leipzig, bei Veit 1917) ist die großartige Arbeit, die Kant begann und Fries fortführte, bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt und beendet worden. Wir besitzen heute das System einer Ethik, die in wissenschaftlicher Strenge sich durchaus mit der Geometrie messen darf. Hier gibt es heute kein Kopfschütteln mehr, sondern nur noch wissenschaftliche Nachprüfung. Die Bedeutung dieser Leistung Nelsons hat im Rahmen der historischen Betrachtung kürzlich Hans Mühlestein in seinem Buche „Europäische Reformation" (Leipzig, Neuer Geist 1919) zu würdigen versucht. Dieses Buch sei jedem empfohlen, der eine Einführung in die hier aufgewiesenen, heute einigermaßen ungewohnten Gedankengänge sucht.

Mit der Aufweisung des Rechtsgesetzes und seiner — über Kant — hinausgehenden inhaltlichen Bestimmung ist uns tatsächlich ein ob seiner wissenschaftlichen Begründung durchaus verbindlicher Maßstab für die Richtung unseres Handelns und für die Politik gegeben. Die Zwecke der Politik, die als solche nur auf philosophischem, d. h. durch Nachdenken, niemals aus bloßer Tatsachenbetrachtung gefunden werden können (denn man kann nicht aus der Betrachtung dessen, was ist, ableiten, was sein soll), diese Zwecke lassen sich zusammenfassen in der Forderung der Durchsetzung des Rechts in der Gesellschaft, kürzer in der Forderung des Rechtsstaates.

Die Mittel zur Durchsetzung dieser Erkenntnis zu gewinnen, ist natürlich Sache der Erfahrung, ist nicht mehr Politik als Wissenschaft, sondern Politik als Kunst. Die Mittel gewinnen wir einzig aus der soziologischen Betrachtung, unter den methodischen Vorbehalten, die bereits angedeutet wurden.

Dies sind in Kürze die gedanklichen Grundlagen des Internationalen Jugendbundes*). Jugendbund heißt die Gemeinschaft, weil es nur wahrhaft jugendlichen Menschen (das ist keine zahlenmäßige Altersbegrenzung!) möglich sein dürfte, diese umwälzenden und höchst unzeitgemäß klingenden Gedanken wirksam zu vertreten. International ist der Bund, weil die Vernunft, auf die sich seine Ziele letzten Endes gründen, ein Vermögen aller Menschen ist, das nicht durch Grenzpfähle eingeengt wird.

Die Gründung dieses Bundes rechtfertigt sich dadurch, daß keine der politischen Parteien, die im öffentlichen Leben der Gegenwart wirken, die Aufgabe erfüllt oder auch nur erkannt hat, die hier als die vornehmste aufgezeigt wird und gleichzeitig die einzige ist, deren Lösung uns über die

*) Zentrale Göttingen, Nikolausbergerweg 51 bei Gysin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schäden der Gegenwart hinauszuführen geeignet ist. Diese Aufgabe besteht darin, das grundlegende Übel der Politik, den politischen Dilettantismus durch eine methodisch gesicherte Führerausbildung zu überwinden. Zur Lösung dieser Aufgabe dient eine lang erprobte Arbeitsweise, die jene für den politischen Führer als notwendig erkannten Fähigkeiten zu schulen vermag. Der Bund stellt strenge Forderungen an seine Mitglieder und verlangt von ihnen strenge Pflichterfüllung im Dienste einzig der Idee. Nur durch eine solche grundsätzliche und strenge Erziehung, die Willen, Einsicht und Organisationsfähigkeit gleichmäßig bildet, wird für später die Möglichkeit gegeben sein, der Herrschaft des Zufalls, der üblen Opportunitätspolitik entgegenzuwirken, die die Gegenwart bestimmen. Ausschaltung des Zufalls ist Voraussetzung einer Politik der Vernunft. Diese Erwägung hat in der Verfassung des Bundes ihren Ausdruck darin gefunden, daß das heute so gepriesene demokratische Prinzip, das jede Entscheidung einer Zufallsmehrheit anheimstellt, durch das Prinzip der Führerschaft des Fähigsten und Einsichtigsten ersetzt wurde.

Obgleich die heutigen Parteien die im Internationalen Jugendbund vertretenen Ideen in keiner Weise in ihrer weitgehenden Bedeutung erkennen, obgleich infolgedessen diese Ideen im heutigen politischen Leben nicht zur Geltung kommen, wäre es unsinnig, wollte man heute die Parteizersplitterung durch die Gründung einer neuen Partei noch vermehren. Im Gegenteil, die Bundesmitarbeiter sind verpflichtet, innerhalb der bestehenden Parteien zu ihrem Teil an den Aufgaben der Tagespolitik mitzuarbeiten. Der Nachdruck ihrer Arbeit liegt aber vorerst auf der intensiven Schulung. Trotzdem noch ein Wort über die extensiven Ziele des Bundes: Die Forderung der Gerechtigkeit verlangt die gleiche äußere Möglichkeit für Alle, zum Wohlstand und zur Bildung zu gelangen. Damit sei schlagwortartig die Aufgabe der Sozial- und Kulturpolitik umrissen. Auf die kriminalpolitischen, verfassungs- wie völkerrechtlichen Konsequenzen der philosophischen Grundanschauung hier einzugehen, würde zu weit führen (vgl. dazu die Hefte der Sammlung „Öffentliches Leben", Neuer Geist, Leipzig). Der Internationale Jugendbund hat sich, um seine Gesamteinrichtung zu kennzeichnen, in jeder Hinsicht die Mahnung zu seinem Leitwort gewählt, die unser edler chinesischer Zeitgenosse Ku-Hung-Ming uns zurief:

„Der einzig mögliche Weg für die Völker Europas, um dem Ruin zu entgehen, ist der Kampf um die neue moralische Kultur. Innerhalb dieser neuen Kultur wird Freiheit für den Gebildeten nicht bedeuten, daß er tun kann, was er mag, sondern, daß er tun kann, was recht ist. . . . der freie Mann der neuen Kultur kann leben ohne Herrscher, aber er lebt nicht ohne Gesetze. Daher nennen die Chinesen einen Gebildeten einen königlichen Mann."

Max Hodann.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Entwicklung des Lichtspielwesens.

Unser Mitarbeiter Hermann Häfker, der seit Jahren als einer der tätigsten Führer in der Bewegung für Lichtspielreform gilt, hat an die Reichsregierung eine Denkschrift gerichtet, in der er Grundsätze und Forderungen für eine gedeihliche Entwicklung des Lichtspielwesens aufstellt. Es handelt sich dabei nur um Übergangsbestimmungen, von denen wir im folgenden einen Auszug geben.

1. Das Lichtbildwesen umfaßt die Herstellung von Rohfilm, Bilderfilm (Bewegungsbilder), ihre Verteilung und Vorführung, sowie alles damit zusammenhängende, besonders die Herstellung, Verteilung und Vorführung von Lichtbildern (Augenblicksbildern).

2. Das gesamte Lichtbildwesen dient seelischen Zwecken, und darf daher nur unter dem Gesichtspunkt des Volksbildungs- und Unterhaltungswesens beurteilt und ausgeübt werden. Das durchzuführen war der Sinn der bisherigen „Kinoreform"-Bewegung, die das Ziel auf zwei Wegen erreichen wollte:

a) Ausmerzung (zunächst Einschränkung) aller verbildend, d. h. unter Erweckung falscher und schwächender Wirklichkeitsvorstellungen wirkender Licht- besonders Bewegungsbilder. Das Ziel aller künftigen Staatsarbeit muß die Begünstigung einer Bildung sein, die die seelischen Kräfte aller Einzelnen zur höchsten Entwicklung bringt. Dieser Aufgabe gegenüber sind auch schon alle müßigen, bloßer rauschartiger Unterhaltung dienenden Vorführungen irgendwelcher Art Schmarotzer am teuersten Nationalbesitz: den Hirnen und Herzen des Volkes und der Jugend. Sie dienen nicht irgendeiner „Erholung", sondern im Gegenteil der langsamen Zerrüttung des Nervensystems.

Ganz das gleiche gilt von Bildern, die einer Stimmungsmache zugunsten irgendeiner Weltanschauung, ganz gleich welcher Art, dienen sollen. Weltanschauung geht nicht aus „Begeisterungen", d. h. fuselhaften „Stimmungen" hervor, sondern aus nüchternem, durch Wissen genährtem Wirklichkeitsgefühl und durch eigene Arbeit erworbenem Urteil.

Besonders die Photographie ist lediglich berufen und geeignet, ungeschminkte Wirklichkeitsbilder zu geben. Die etwaige seelische Bewertung solcher Bilder bleibt dem begleitenden Worte vorbehalten; das Rollbild zeigt keine seelischen Vorgänge, sondern nur die verzerrte Geberde davon.

b) Die aufbauende Arbeit der Kinoreform besteht daher darin, das Licht- und besonders das Rollbild mit allen darin liegenden Möglichkeiten in den Dienst wirklicher Menschenbildung zu zwingen. Das ist nur durch mühsame Arbeit geistig Berufener im Zusammenhang mit dem Schul- und Volksbildungswesen unter Ausschluß der gerade auf dem Kinogebiet verwüstend wirkenden privatkapitalistischen Interessen möglich.

3. Das gesamte Lichtbilderwesen ist daher zu verstaatlichen. Aber es handelt sich hier in erster Linie um eine Verstaatlichung nicht nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten (Erzielung von Überschüssen in den Staats-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

statt in den Privatsäckel), sondern um eine Verstaatlichung zu Bildungszwecken. Das Lichtbilderwesen ist daher ohne Rücksicht auf seine geldwirtschaftliche Bedeutung einem besonderen, dem Ministerium für Wissenschaft, Unterricht und Volksbildung zu unterstellenden Reichsamte zu überweisen.

4. Zur Einleitung und Vorbereitung dieser Umwandlung dienen die folgenden Anregungen.

5. Als Ausgangspunkte der Verstaatlichung kommen hauptsächlich das militärische „Bild- und Filmamt" (Bufa), die „Universum-Film A. G." (Ufa), der deutsche Lichtspielrat und der Bilderbühnenbund Deutscher Städte (Stettin) in Betracht.

6. Der Deutsche Lichtspielrat (Berlin), ist gemeinsam von dem genannten Zentralinstitut und der Stettiner „Urania" — mit allerlei Zwischenstellen — gegründet worden. Er ist geeignet, den Mittelpunkt für die für ernsthafte Kinogesundung und die dauernd zu leistende Arbeit in Betracht kommenden Kräfte zu bilden.

7. Der „Bilderbühnenbund Deutscher Städte" (Sitz Stettin, Vors. Oberbürgermeister Dr. Ackermann) ist auf Anregung der vorgenannten Stellen gegründet worden. Er umfaßt bis jetzt etwa 80 Städte, die einen Geldbeitrag leisten, und von denen ungefähr die Hälfte sich verpflichtet hat, städtische Bilderbühnen unter Ausschluß von Erwerbsinteressen aufzumachen (oder durch Verträge zu sichern), sobald der nötige Vorführungsstoff gesichert ist. Dies wurde namentlich durch enge Verbindung mit der Ufa und der Bufa angestrebt, und zwar ist zunächst die Herstellung von Schulfilmfolgen in Angriff genommen worden.

8. Die Bufa (Bild- und Filmamt, Berlin), ist eine reichsamtliche Gründung ausschließlich für den Militärbedarf. Es wurden von ihr namentlich Kriegsaufnahmen für militärwissenschaftliche, zeitgeschichtliche, Unterrichts- und Aufklärungszwecke hergestellt. Außerdem wurden Unterhaltungsfilme für Frontkinos und innere „Aufklärung" teils in Auftrag gegeben, teils angekauft. Auch Naturaufnahmen befinden sich darunter. Ferner verfügt die Bufa über ein großes Lager Lichtbilder, außerdem über Aufnahme-, Vorführungs- und Hilfseinrichtungen, Rohfilm usw. Die Bufa befindet sich z. Z. in einem herrenlosen Zustande unter Aufsicht eines Beauftragten des Soldatenrats.

9. Die Ufa (Universum-Film A. G., Berlin, Unter den Linden) ist eine unter dem Vorwande bildungspfleglicher Zwecke vom Reiche stark begünstigte A.-G. Ein Drittel des Grundgeldes von 25 Millionen Mark ist vom Reiche übernommen worden, anscheinend in Gestalt einer Bürgschaft für den Anteil der Deutschen Bank. Diese Beteiligung und die darauf beruhenden Rechte des Reiches sind vor allen Dingen klarzustellen, was früher nicht zu erreichen war. Die Ufa hat im übrigen in der Hauptsache durch ihre Tochtergesellschaften wertlose, z. T. vom bildungspflegelichen Standpunkte aus unbedingt zu verwerfende Unterhaltungsbilder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie jede andere Firma auch erzeugt, und zwar unter ungeheurer Verschwendung von Geldmitteln. Der Ufa ist aber als „Aushängeschild" eine sogenannte „Kulturabteilung" angegliedert worden, die den Zwecken der Kinohebung dienen sollte, in Wirklichkeit aber bisher nur einige Schulfilme hergestellt und solche aus älterem Stoff zusammengestellt hat.

10. Ich beantrage, daß die Bufa mit allem Besitz an Bildern, Einrichtungen usw., sowie alle von der Bufa hergestellten, jetzt bei irgendwelchen Truppen oder Ämtern usw. befindlichen Negative und Positive, mit Ausnahme nachweisbar gesetzlich in Privateigentum übergegangener, dem Ministerium für Volksbildung unterstellt und dem deutschen Lichtspielrate zur freien Benutzung überwiesen wird. Die Benutzung wird namentlich in diesen Richtungen zu erfolgen haben:

a) Sammlung der vermutlich wissenschaftlich und geschichtlich z. T. unschätzbar wertvollen Aufnahmen der Bufa in einem Archiv mit besonderer Berücksichtigung der Erhaltung für spätere Zeiten, Vermehrung dieses Archivs durch weiteren Stoff.

b) Verwendung geeigneter Teile dieser Bilder für öffentliche Vorführung im Dienste der Allgemeinbildung. Es ist vor allem zu erwarten, daß der Zufluß derartig wertvollen packenden Stoffes, wie er sich aus diesen Beständen vermuten läßt, den Kinoreformbestrebungen, die bisher durchaus auf halbwertige und veraltete Abfälle der früheren Erzeugung angewiesen waren und daher in der Öffentlichkeit oft begreiflich langweilig wirken mußten, endlich Blut und Leben verleihen und damit falsche Vorurteile zerstören helfen wird. Unter anderem werden die Bilder, richtig verwertet (und übrigens nicht nur in Deutschland), eine mächtige Stärkung der Friedensgesinnung und des Kriegsabscheus in der Welt bewirken. Aber auch sonst werden sie vielfach von sehr hohem Werte, auch für Jugend- und Fachschulen, Wissenschaft, Kunst und Technik sein und den Wirklichkeitssinn überall stärken.

c) Weiterarbeit mit Hilfe der vorhandenen Einrichtungen der Bufa, die mit neuen besten Arbeitskräften zu besetzen ist.

11. Ich beantrage, daß ebenfalls mindestens die „Kulturabteilung" der Ufa denselben Stellen wie die Bufa zu unterstellen ist. Es wird nicht unmöglich sein, durch Vereinbarung mindestens auch einen großen Teil der Spielbilderabteilung der Ufa oder diese ganz in Reichsverwaltung zu übernehmen.

12. Der Deutsche Lichtspielrat hat ungesäumt eine neue Organisation des Bilderverteilungswesens in Verbindung mit den Einzelstaaten, Gemeinden, Schul- und Fachbehörden auszuarbeiten, und den ihm überwiesenen Stoff als Grundstock der künftigen Reichs-Film-Anstalt auszubauen.

13. Die Filmzensur ist nicht eher aufzuheben, als bis sie durch die vorgeschlagene Neuordnung der Dinge auch überflüssig geworden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

14. Die Konzession der Kinotheater ist beizubehalten und an den Nachweis geistiger Befähigung der Leiter zu knüpfen. Die Kinotheater sind nicht Unternehmungen des wirtschaftlichen Wettbewerbs, sondern Bildungsstätten.

15. Das gesamte Anzeigenwesen (Zeitungs- und Säulenanzeigen und Anpreisungen in Schaufenstern, öffentlich zugänglichen Hausteilen usw.) ist zu verstaatlichen und ebenfalls dem Bildungsministerium zu unterstellen, das dafür ein besonderes Reichsamt (mit Reichsanstalt) einzurichten hat.

16. Durch diese Neuordnung würde auch eine der Hauptursachen der Kinonot, die durch irreführende und aufreizende Anzeigen immer wieder im Interesse von Nichtigkeiten entfachte Neugier der Uneingeweihten, beseitigt werden. Doch ist die Gelegenheit günstig, gerade hier zu beginnen. Auf keinem Gebiete stellt das Anzeigenwesen einen größeren Mißbrauch dar als auf diesem. In einer Zeit größter Papiernot, unter der alle ernsten Zeitungen, Zeitschriften und Buchverläge leiden, verbraucht z. B. die Kinofachpresse eine Unmenge besten Papiers für Anzeigen. Nach meiner Zählung wurden z. B. in einer einzigen Nummer einer solchen Zeitschrift auf etwa 96 großen Quartseiten ungefähr 55 einzelne Filme angepriesen, darunter 24 und mehr Seiten für einen einzigen Film. Diese Anzeigen sind auf ein festzustellendes sachliches Höchstmaß, das für alle Anzeigen gleich ist, zu beschränken. Auf dem heutigen Anzeigenwesen beruht auch der Tiefstand der meisten Fachblätter in geistigen Fragen ihres Gebietes. Dem berechtigten Bedürfnis wird durch die vorgeschlagenen Maßregeln nichts entzogen.

Hermann Häfker.

Was andre sagen

Neue Hamburger Zeitung. Nr. 626 Jg. 1918.

Der andere Weg zum staatlichen Nährbeitrag. Von Prof. Dr. W. Köppen.

„In dem Aufsatz über die Nährdienstpflicht (Neue Hamburger Zeitung Nr. 612. Vgl. auch Vortrupp-Flugschrift Nr. 45) habe ich den wünschenswerten, aber erst nach einer längeren Reihe von Jahren erreichbaren Zustand geschildert, in dem der Nährbeitrag des Staates im Ausmaße von 1 Pfund Brot und 1 Pfund Kartoffeln täglich durch einen Nährdienst von $2^1/_2$ Jahren (3 Sommern und 2 Wintern) erworben wird, der gleichzeitig produktiv und erziehlich sein soll.

Es gibt aber einen Weg, auf dem dieser staatliche Nährbeitrag sofort eingeführt und schrittweise in die definitive Einrichtung übergeleitet werden kann. Der Bezug von Brot und Kartoffeln auf Karten wird ja wegen der beschränkten Vorräte ohnehin den Krieg überdauern müssen. Es wäre vorteilhaft, die neue Ordnung unmittelbar hieran anzuknüpfen. Der Weg ist etwa dieser:

Es wird zugleich mit der Einführung des Nährdienstes oder schon vorher eine

allgemeine Nährsteuer ausgeschrieben, die proportional dem Einkommen ist. Ihr Gesamtbetrag muß den Kosten des Nährbeitrags für alle Ungedienten gleichkommen.

Das mittlere Jahreseinkommen war in Deutschland im Jahre 1913 pro Kopf etwa 600 Mk. Die Brot- und Kartoffelpreise haben sehr geschwankt, doch können wir 13 Pfg. für ein Pfund Brot und 5 Pfg. für 1 Pfund Kartoffeln als Mittelpreise vor dem Kriege annehmen, zusammen also 18 Pfg. täglich. Der Wert des Nährbeitrags des Staates berechnet sich dann auf $365 \times 0{,}18 = 65{,}70$ Mk. oder 11 v. H. des Durchschnitteinkommens — für eine Steuer gewiß ein hoher Betrag, aber noch längst keine Expropriation.

Der Beitrag, den der Staat zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie leistet, würde also 330 Mk. wert sein. Beträgt ihr jetziges Einkommen nur 1000 Mk., so würde dies ein Zuschuß von einem vollen Drittel sein; bei einer wohlhabenden Familie mit 10000 Mark Einkommen würde es nur $^1/_{30}$ desselben sein. Zu steuern aber hätten beide 11 v. H., die arme also 110 Mk., die reiche 1100 Mk.; erstere bekäme also diese Nahrungsmittel zu einem Drittel, letztere zum $3^1/_3$fachen ihres Preises. Beide aber genössen den Vorteil, daß diese Nahrungsmenge ihnen auch bei völligem Verlust ihres Einkommens gesichert wäre.

Allen Staatsangestellten, wenn man will, allen Lohn- und Gehalts-Empfängern, könnten diese 11 v. H. gleich bei ihrer Bezahlung abgezogen werden. Wer mehr Kartoffeln oder Brot haben will als 1 Pfd. täglich, kann es sich im freien Handel hinzukaufen. Fleisch ist, wie der Krieg auch die Zweifler überzeugen konnte, wie Bier usw. ein entbehrlicher Gegenstand, dessen Anschaffung dem Belieben des Einzelnen zu überlassen ist. Da die Verwandlung der pflanzlichen Nährstoffe in Tierfleisch eine äußerst verschwenderische Nährweise ist, so kann sie für den Staatsbeitrag nicht in Anwendung kommen. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeit wird dadurch nicht beeinflußt; die Fleischversorgung Deutschlands kann daher auch ruhig der Einfuhr aus schwächer bevölkerten Ländern überlassen werden. Pflanzenfette und Milch müssen aber tunlichst im Inlande erzeugt werden.

Obiger Berechnung ist das billigste Brot, d. i. Schwarzbrot, zugrunde gelegt. Will einer statt dessen „Feinbrot" nehmen, so hat er, wenn der Preis, wie es jetzt ungefähr der Fall ist, sich wie 4 zu 3 verhält, für das gleiche Gewicht 4 Abschnitte statt 3 abzugeben, oder die Brote gleichen Preises bekommen nur $^3/_4$ Gewicht. Überhaupt soll es ja freistehen, für die Karten andere Nahrungsmittel (wozu auch Milch gehört) in gleicher Preishöhe zu beziehen, als die beiden genannten Hauptnährstoffe, die gewissermaßen die Währung bilden.

Der Nährdienst ist zwar ein ethisch und erziehlich höher stehendes Mittel zur Erreichung des staatlichen Nährbeitrags, als die Nährsteuer, er kann aber, da die Beschaffung von Boden, Gebäuden, Einrichtungen und Kapital dafür viel Zeit kostet, nicht so schnell in Gang gesetzt werden.

Ist einmal der Nährdienst voll durchgeführt, so ist die Nährsteuer, außer vielleicht vorbeugend für Mißwachsjahre, unnötig. Aber der Nährdienst kann schrittweise durchgeführt und entsprechend die Nährsteuer schrittweise abgebaut werden. Für jedes hinzukommende Halbjahr des Dienstes kann die Steuer, sobald sie nicht für Einrichtungskosten notwendig ist, um ein Fünftel herabgesetzt werden."

Rund um uns

Feierabend. Wenn man in der Stadt von Feierabend spricht, so meint man damit den Arbeitsschluß. Man gebraucht das Wort gewohnheitsmäßig,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne darüber nachzudenken, ob es seinen eigentlichen Sinn noch hat oder nicht. Die Normaluhr hat geschlagen, man verläßt die Fabrik, die Schreibstube, den Kaufladen und geht auf die Straße mit dem Bewußtsein, daß man es bis zum nächsten Morgen wieder einmal geschafft hat. Der Heimweg ist erleuchtet, ob von der Sonne oder den Straßenlaternen, macht kaum einen Unterschied. In beiden Fällen erkennt man den Weg, die Straßenbahn, die Menschen und Schaufenster, und etwas anderes gibt es nicht zu sehen.

Daheim ist es ebenso. Sobald das Tageslicht aufhört, flammt das künstliche Licht auf. Es bleibt hell. Man liest seine Abendzeitung, verrichtet eine häusliche Arbeit, ißt sein Abendbrot, und dann — geht man nach mitteleuropäischer Zeit ins Bett. Aber Feierabend — wo ist der? Wo ist die Feier, die das Wort ankündigt? Und wo der Abend, der etwas anderes wäre als ein abstrakter Begriff.

Wer wissen will, was ein Feierabend ist, oder vielmehr, wer es erleben will — denn das bloße Wissen ist ja noch kein Erlebnis — der muß aufs Land oder in eine kleine Stadt mit ländlicher Umgebung hinausgehen. Hier braucht er nicht auf die Fabrikpfeife oder das Glockenzeichen zu warten, um zu wissen, daß es Abend ist. Hier ist die Zeit noch etwas anderes als eine amtlich festgesetzte, immer gleiche Einteilung des Lebens in Arbeit und Nichtarbeit. Nicht das Schnarren eines mechanischen Uhrwerks scheucht ihn morgens von seinem Lager: sondern das heraufsteigende Himmelslicht weckt mit seinem roten Schein den Hahnenschrei, der des Landmannes Wecker ist seit jenen Urzeiten, als der Sonnenvogel nur zu diesem Zwecke gehalten wurde, und noch niemand daran dachte, den wackern Hausgenossen zu verspeisen.

Die Sonne ruft den Landmann zu seiner Arbeit, sie leuchtet ihm zu seinem Tagewerk, bestimmt dessen Länge. Und sie ist es auch, die ihm während der hellen Jahreszeit den Feierabend beschert und vergoldet. Denn im Grunde ist der Feierabend, der diesen Namen verdient, eine sommerliche Erscheinung. Ein Haus in der Sonne gehört dazu, offener Himmel ohne Rauch und Dunst, klare Luft und Stille, in der die Stimmen der Welt nicht zu einem unbestimmten Lärm zusammenfließen, sondern einzeln aufklingen: das Zwitschern der Schwalben, das Brummen einer Kuh, ein ferner Gesang, ein Kinderlachen, der Abendwind in den Baumkronen . . . . während die Wolkenränder sich golden färben und das große Leuchten über den Himmel zieht, gegen das alle menschliche Feuerwerkerei nur ein kümmerliches Glitzern ist.

Dann, wenn die Stimmen von Mensch und Tier und Wind im sinkenden Abendrot allmählich verhallen, und des Tages enge Gedanken und Schranken sich zu weiten beginnen, zieht wie aus Weltenfernen der Feierabend in die Seele des Menschen ein. Das Heimatgefühl wächst über Haus und Dorf und Land hinaus; es umspannt das Ganze der Welt, das Sichtbare wie das Unsichtbare . . . und aus diesem Gefühl einer großen Zusammengehörigkeit quillt ein Strom von Kraft und Zuversicht: Kraft für den kommenden Tag und Zuversicht in den glücklichen Ausgang des ganzen verworrenen Erdenlebens, sofern man ihm nur mit seinem ganzen Vermögen redlich und uneigennützig gedient hat.

Das ist Feierabend.

Rudolf v. Koschützki.

Heim und Scholle fürs deutsche Volk. Die Vorurteile, die gegen eine Ansiedlung möglichst weiter Kreise in eignen Heimstätten sich immer wieder hervordrängen, sind am wirksamsten durch praktische Beispiele zu widerlegen. Ein solches Beispiel ist die praktische Siedlungsarbeit der Gemeinde Calvörde in Braunschweig. In Calvörde erhält jeder Familienvorstand, der mindestens 1 Jahr in der Gemeinde wohnt und ohne Landbesitz ist, 1/4 Morgen Garten und 1/2 Morgen Ackerland in Erbpacht. Während vor etwa 100 Jahren lauter Besitzlose dort wohnten, sind jetzt über 200 Anbauer in der Gemeinde.

Dem dortigen landwirtschaftlichen

Mittel- und Großbetriebe gereicht das aber nur zum Vorteil, denn sie haben dadurch nie Arbeitermangel. Die Bewohner Calvördes sind durch ihre kleine eigne Scholle seßhaft. Die Männer arbeiten als Handwerker oder landwirtschaftliche Arbeiter. Frau und Kinder bearbeiten das eigne Land.

Wie ungeheuer wichtig dies für unsre landwirtschaftliche Produktion ist, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Das Beispiel Calvördes beweist, daß ein nach modernen Grundsätzen durchgeführtes Siedlungsunternehmen lebensfähig ist, und sollte überall in deutschen Landen Nachahmung finden.

Natürlich kann nicht jeder Mensch aufs Land verpflanzt werden, aber diejenigen, die Garten- und Landarbeit verstehen und die den Wunsch haben, selbst ein Stück Land bewirtschaften zu dürfen, denen sollte man behördlicherseits dazu verhelfen. Staats- oder Gemeindebesitz ist zunächst dazu aufzuteilen. Man gebe den Arbeitslustigen und Landhungrigen, denn beides gehört zusammen, je nach der Größe ihrer Familie und ihrem sonstigen Erwerb, zunächst einige Morgen Land in Zeitpacht. Die Abgabe für dieses Pachtland muß aber so niedrig sein, daß sie der landwirtschaftlichen Ertragsfähigkeit entspricht.

Nach etwa 3 Jahren wird zu erkennen sein, ob die betreffenden Landpächter sich zu Siedlern eignen und ob ihnen die Scholle, die sie bis dahin bewirtschaftet haben, nunmehr in Erbpacht gegeben werden kann. Ist dies geschehen, dann könnten sich die Siedler auf der kleinen Scholle auch das eigne kleine Heim errichten, im Lehmdrahtbau sind ja kleine Landheime sehr preiswert herzustellen. —

Gibt man einer Familie, die aus 2 Erwachsenen und 4 Kindern besteht, 2 Morgen Pachtland, so könnte sie auf diesem Land reichlich ihren Bedarf an Kartoffeln und Gemüse selbst ziehen; sie könnte sich dementsprechend Kleinvieh halten und ihre Nahrung durch das Land fast ganz beschaffen. Ist der Mann Handwerker, so kann er seiner Berufsarbeit nachgehen oder wenn er landwirtschaftlicher Arbeiter ist, kann er gegen Tagelohn in der Umgegend weiteren Erwerb finden.

Auf diese Weise können wir einen Teil der jetzigen Stadtbevölkerung wieder zu der gesunden Freilandarbeit zurückführen; geben wir ihnen Heim und Scholle, so wird ihre Liebe zum Land wieder tiefe Wurzeln treiben. Die Jugend wird draußen in der Natur die gesundheitlichen Schädigungen der Kriegsjahre besser überwinden als in der Stadt, die Menschen werden wieder schaffensfreudiger und länger arbeitsfähig werden.

Immer und immer wieder müssen wir bedenken, daß die körperliche und sittliche Gesundung der einzelnen Familien und das Wachstum und die Ernährung des ganzen Volkes davon abhängen, wie und wann wir unserm Volk gesunde Lebensbedingungen schaffen.

M. Friedel Schneider.

Der Volksbund für Kantische Weltanschauung und der Vortrupp. Auf einer Versammlung in Hamburg am 20. Januar 1919, am Gründungstage des Volksbundes für Kantische Weltanschauung, zeigte der Vater dieses Bundes, Oberlehrer Reinhart Biernatzki, den Vortruppmitgliedern und Freunden in einem sehr überzeugenden Vortrag die Größe der kantischen Philosophie und ihre einzigartige Bedeutung für die inhaltschwersten Fragen über Gott, Natur und Mensch. Dabei erklärte der Redner, er wende sich zunächst an den Vortrupp, weil dieser bereits auf vielen Gebieten in nachdrücklicher Weise für das den Menschen Heilsame eingetreten sei. Eine sehr gute und auch richtige Auffassung. Aber in der Wechselrede sprach einer der Hörer die Befürchtung aus, daß der Vortrupp, wenn er neben den vielen andern Dingen auch noch für einen Volksbund für kantische Weltanschauung eintrete, dann auf eine schiefe Bahn geraten könne.

Diesen Einwand zu widerlegen, soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Vorweg sei die Bemerkung gestattet: Für jemanden, der sich gründlich mit kantischer Weltanschauungslehre beschäftigt, wird auch der steilste Berg zu keiner schiefen Ebene, auf der er hinabgleiten könnte. Aber es ist schon gänzlich ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fehlt, eine Beschäftigung mit kantischer Weltweisheit auf eine Stufe zu stellen mit den andern lebenserneuernden Bestrebungen, wie: die deutsche Sprache fördern, den Besitz des Bodens neu regeln, die Volksgifte bekämpfen, nur gesundheitliche Kleider tragen oder dergleichen mehr. Alle diese gewiß sehr guten Einzelerscheinungen gewinnen doch erst Kraft und Zusammenhalt, wenn sie in dem Mutterboden einer großen einheitlichen Weltanschauung fest verankert liegen. Daraus müssen sie erwachsen, und ein solcher Grund und Boden ist uns heute geschenkt in der kantischen Weltweisheitslehre.

Die Stellung der Menschen zu Kant ist vergleichbar mit ihrer Stellung zu Jesus. Wer sich Jesu echten Brudergeist zum Führer überhaupt im Leben wählt, der trifft das Rechte auch in allen Einzelfragen und wird niemals versagen! Wenn der Vortrupp auf seine Fahne schreiben wollte: „Mit Jesus und mit Kant!", dann müßte die Vortrupparbeit noch ganz andern Schwung erhalten. Denn das würde bedeuten: allzeit mit gutem Willen und auch mit klarer Vernunft! Wer aber sollte sich mehr berufen fühlen, um gerade auch für solche Grundstimmung unsrer Seele Raum zu schaffen, als der Vortrupp! Ehe wir hier nicht vorangehen, muß uns doch ein niederdrückendes Schuldgefühl befallen, wenn wir die Klage eines Carlyle hören, die heute noch ebenso mahnend uns entgegenklingt wie damals, als sie ausgesprochen wurde: „Ach, während der Körper so rüstig dasteht, muß die Seele geblendet, verkrüppelt, betäubt, fast vernichtet liegen? . . . Das armselige Stück Wissenschaft, welches die vereinte Menschheit, in einer weiten Welt von Nicht-Wissenschaft, erlangt hat, warum wird das nicht mit ungesäumter Beflissenheit allen mitgeteilt?"

Gerade heute aber, da wir uns hinweg über Hoch und Gering zur wahren Menschenwertung bekannt haben, ist die Zeit gekommen, alle hemmenden Schranken zu beseitigen. „Wenn der Arme und Bescheidene arbeitet, damit wir Nahrung haben, muß dann nicht der Hohe und stolz Begeisterte für ihn wieder arbeiten, damit er Licht, Leitung, Freiheit und Unsterblichkeit habe?" So ruft uns ebenfalls jener große Carlyle zu. Und gerade in dem Sinne denke ich mir die gesamte Arbeit des Volksbundes für kantische Weltanschauung: Sammlung der Gebildeten, die sich auf den höheren Schulen so große Schätze aneignen konnten, damit sie nun eine Freude ausbreiten, die allem Volke widerfahren soll. Biernatzkis Aufsatz über „Fremdwortfreie Weltanschauungslehre" bestätigt die Richtigkeit meiner Auffassung. Kann es wohl für den Vortruppfreund eine schönere Aufgabe geben, als das Licht der Erkenntnis vielen sich danach sehnenden Mitmenschen zu bringen? Kann es überhaupt etwas Menschenfreundlicheres geben, als von seinem eigenen Reichtum allen danach Verlangenden mitzuteilen?

Die Gründung des Volksbundes für kantiche Weltanschauung fällt gerade in die richtige Zeit. Schärfer denn je stehen heute zwei Weltanschauungen einander gegenüber, von denen man die eine die äußerlich stoffliche und die andre die vertieft geistige nennen kann. Es ringen um die Herrschaft das Geistlose und das Geistige, die rohe Gewalt und das Recht, der Haß und die Liebe. Es besteht kein Zweifel, der Vortrupp muß dem Geiste helfen und sich hier an die Spitze stellen!

Vertreiben wir zuerst entschlossen die geistige Finsternis von der Erde! Dann wird uns alles Andre zufallen.

Kurt Ewald.

Unsre Muttersprache.

3.

Wie oft hören wir oder sagen wir selbst: Gute Nacht — schlafen Sie wohl!" Ja, was heißt dann „Gute Nacht" (Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!), wenn der Wunsch, wohl zu ruhen, nicht darin beschlossen ist? Daß wir „Schlafen Sie wohl" hinzufügen, zeigt eben, daß das „Gute Nacht" eine inhaltlose Formel geworden ist, die wir gedankenlos sprechen, wie der Oberkellner sein „Sogleich, mein Herr" und sein „Danke sehr" beim Empfang des Geldes —: überrasche ihn mit einem besonders großen Trinkgeld, und ich wette: er fügt dem „Danke sehr" ein „Besten

Dank, mein Herr!" hinzu, darin erst wirklich Empfundenes bewußt zum Ausdruck bringend. Auch in der Sprache gibt es abgegriffene Münzen.

Wie verblaßt der Gehalt des Grußwunsches „Lebewohl" ist, zeigt der Umstand, daß man — ich habe es wiederholt gehört und gelesen — dem Dahingeschiedenen „ein letztes Lebewohl" in die Gruft nachruft. Das kommt dem, der die Bedeutung des Wortes noch lebendig empfindet, widersinnig und geschmacklos vor. In geradezu erschütternder Weise dagegen gewann der Gehalt dieses Abschiedswunsches für mich Bedeutung und Leben, als ein freiwillig aus dem Leben scheidender Freund in seinem letzten Briefe mir ein „Lebe wohl!" zurief.

Auch der Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen!" ist — so kurze Zeit nach seiner Einführung schon — zur inhaltlosen Formel geworden, mußte es werden, da er ganz mechanisch an die Stelle von „Adieu" trat. Das war beim Scheiden natürlich um so mehr abgegriffen, als seine Bedeutung („mit Gott") der großen Menge ja nicht einmal bekannt war, sein Gehalt also schon aus diesem Grunde nicht empfunden werden konnte. Wir sollten den Gruß „Auf Wiedersehen" nur bei besonderen Gelegenheiten anwenden, wo wir wirklich etwas ausdrücken wollen, was dem in ihm enthaltenen Wunsche entspricht; sonst, besonders uns völlig Fremden gegenüber, denen wir voraussichtlich nie wieder begegnen werden (Wartezimmer des Arztes!), „Guten Morgen", „Guten Tag", „Guten Abend" sagen.

Das sind Kleinigkeiten, die aber doch für das Leben der Sprache nicht ohne Bedeutung sind.

E. Weber.

Kniefrei. Es hatte etwas herzerfrischendes, in Belgien aller Orten die Jungens jeden Alters kniefrei gehen zu sehen, kniefrei, also mit Wadenstrümpfen, bloßen Knien und kurzen Hosen.

In Deutschland kennen fast nur die Wandervögel und andere Wanderer diese gesunde, schöne Tracht und werden leider Gottes sehr häufig drob schief angesehen. Und doch ist es eine schöne Sitte und gibt jedem Jungen von vornherein etwas jungenhafteres, frischeres, kernigeres, ja elastischeres.

Auch Schüler und Lehrer der Landschul- und Landerziehungsheime gehen kniefrei, man könnte sich eine solche Anstalt garnicht mit anderer Tracht denken. Hier hat es sich auf das glänzendste erwiesen, daß Angst vor Erkältung oder Rheumatismus gänzlich unbegründet ist, selbst wenn man im Winter kniefrei geht.

Wäre es nicht eine Aufgabe, diese — sagen wir meinetwegen Mode bei uns wieder zur Anerkennung zu bringen, sie wieder zur allgemeinen dauernden Einrichtung zu machen, so daß Jungens und jüngere Männer, die also gehen, nicht mehr zu fürchten brauchen, belästigt zu werden, und sei es auch nur durch Blicke? Nebenbei ist es eine Fenstererparnis und billige Tracht. Augenblicklich wirds allerdings leider vielen Jungens, die sonst wohl kniefrei gehen dürften und möchten, an langen Strümpfen fehlen.

Und wenn einmal, dann natürlich auch Sonntags so gehen, denn der Sonntag ist noch lange kein Berechtigungsgrund für lange Hosen. In Belgien sah ich Primaner noch durchweg kniefrei gehen, Sonntags und Alltags. So sollte es bei uns auch sein.

Kniefrei gehen ist nebenbei auch sehr erzieherisch. Soll es gut aussehen — und bei allem Zweckmäßigen, was es auch sein mag, dürfen wir nie die Schönheit außer Acht lassen — so muß man tadellos saubere Stiefel, saubere, heile Strümpfe, saubere Knie haben, und vor allem auf gute Körperhaltung achten.

Ich möchte wünschen, daß recht viele deutsche Jungens anfingen, kniefrei zu gehen, nicht vorübergehend, sondern bis sie leider das Leben zwingt, lange Hosen, diese gräßlichen Röhren, anzuziehen.

Enno Narten.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 2 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. Febr. 1919

Vom Beruf.

Wissen ist Macht!
Wie schief gedacht!
Wissen ist wenig;
Können ist König!

Rosegger.

Des Menschen Berufung ist, Mensch zu sein. Ist euch diese Forderung zu einfach? O, ich bitte euch, mißtraut allen Folgerungen, die nicht einfach sind.

Multatuli.

. . Wagen wir es wieder, Mensch zu sein. Das sei unser Beruf. Mensch — — Verkünder, Lehrer, Freund. Inbegriff aller Berufe: Arzt dem kranken Freunde, Anwalt dem Bedrängten, Geistlicher dem Freund, der des Zuspruchs bedarf, Dozent für den, der zu lernen begehrt, und Lehrer endlich der Jugend, die zu uns, ihren Freunden kommen wird. . . . .

Alfred Kurella.

Freideutscher Berufsidealismus.

Eine vielerörterte Frage ist die Berufswahl geworden; wohl noch nie ist sie so schwierig zu lösen gewesen, wie gerade jetzt nach dem Kriege. Sogar heimkehrende Krieger, hoch in den Zwanzigern, halten es für ratsam, noch umzusatteln. Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges, die nötig werdenden Einschränkungen und Umschaltungen, führen namentlich zu einer starken Abwanderung von der akademischen und militärischen Laufbahn vorzugsweise zu Landwirtschaft, von der man beinahe ausschließlich unser Heil zu erwarten scheint. Aber so erfreulich dieser starke Rückzug aufs Land an, und für sich sein mag, kann er uns doch keine allgemeingültige, restlose Lösung der Berufsfrage bringen, zumal wenn man bedenkt, daß der eigentlich bäuerliche Beruf die Arbeitskraft so voll in Anspruch nimmt, daß kaum noch Muße zur Beschäftigung mit jenen Kulturangelegenheiten und volkserzieherischen Aufgaben übrig bleibt, denen vorzugsweise sich zu widmen allen Freideutschen ein Herzensbedürfnis ist.

Wohl daran sind jene Bevorzugten, die — wie man so sagt— in der Wahl ihrer Eltern dermaßen vorsichtig waren, daß es überhaupt eine Berufswahl für sie geben kann. Die Massen der Arbeiterjugend sind nicht so glücklich daran! Die meisten Kinder des Proletariats werden ungeachtet ihrer keimhaft vorhandenen besonderen Begabungen und Neigungen in das Joch einer möglichst einträglichen Arbeit gespannt, sobald sie die Schule verlassen haben. Denn die Not der Familie verlangt gebieterisch von ihnen, daß sie Geld verdienen, daß sie schon in der Fron aufgezwungener Fabrikarbeit seufzen, während der bessergestellte Gleichaltrige noch die höhere Schule besuchen oder eine Lehre durchmachen darf und sich sorglos an den gedeckten Tisch seiner Eltern setzen kann. Von dieser bevorzugten Jugend wird der Berufsfrage leider nur selten mit dem nötigen ernstlichen Nachdenken begegnet. Es ist beschämend, zu gestehen, daß die Berufsfrage für die an der Sonnenseite des Lebens groß gewordene Jugend bisher vorzugsweise eine kalte Berechnung, ein bequemes Sichabfinden gewesen ist, daß nicht wägende, ringende Not, nicht Drang des Herzens, sondern Eitelkeit und Machtgier den Beruf überwiegend bestimmt haben.

Wir älter gewordenen Freideutschen haben es an den mit uns groß Gewordenen hundertfach erlebt, daß ganz wenig Begabung in jungen Jahren schon hinreicht, um den Wahn gottbegnadeten Künstlertums zu wecken. Ihm verdanken wir die eitlen Scharen der Nichts-als-Epigonen, denen sogar zu annehmbarer Mittelmäßigkeit noch gar so viel fehlt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weil ihnen neben hinreichender Begabung vor allem eine wesentliche Voraussetzung für den freien Beruf abging: strengste Selbstzucht, ein ganz schlichter bescheidener Handwerkerernst, ohne den selbst wirklich begnadete Menschen Stümper geblieben wären.

Vor einigen Jahren schien auch ein Teil der Freideutschen Jugend einem ähnlichen Fehler verfallen zu wollen. Man gefiel sich damals darin, das Freideutschtum in eine verlogene, hohle Robinson-Romantik zu verstricken und ihm ein schmarotzendes, zuchtlos sich durchfechtendes und bestechend großsprecherisches Naturburschentum als idealen Beruf vorzuleben. Wie die Heiligen alter Zeiten glaubte man die Welt beglücken zu können, indem man als Apostel mit durchdringendem Blick und tönendem Schlagworttum hinauszog und ganz undiskutierbare Kulturforderungen vertrat, im übrigen aber wie ein Rentner in den Tag hineinlebte, der von der Arbeit anderer zehrt, ohne sich zu gebender Arbeit verpflichtet zu fühlen. Verzweiflungsvoll leer und unstät müssen solche am Rande unseres Weges stehen gebliebenen Zuschauer des Lebens sich fühlen, die ohne aktives Verhältnis zur Volksgemeinschaft, ohne die Lust des Gebens, des Dienens, der wertschaffenden Arbeit zu kennen, ohne Inhalt, ohne Erfüllung bleiben und der Spielball nichtiger, aufgebauschter Begebnisse werden müssen. Damit hat der Freideutsche Berufsidealismus nichts zu schaffen, von dem hier die Rede sein soll.

Mit Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben, wollen wir die Zögernden, Wählerischen, Schwerblütigen nicht verwechseln, die der Notwendigkeit eines Berufes keineswegs aus dem Wege gehen wollen, aber wägend und tastend länger als andere nach ihrem eigentlichen Beruf suchen, nach ihrer persönlichen Aufgabe, der sie dann mit religiösem Ernst zu dienen bereit sind. Sie nehmen die Berufswahl über alle Maßen wichtig, suchen ihren zukünftigen Beruf von höheren Gesichtspunkten aus zu betrachten, als den herkömmlichen in der Art von „gute Existenz", „famose Karriere", „einträglicher Posten" und „standesgemäße Lebensstellung". Ihnen soll der Beruf vielmehr zu dem Amt werden, in dem sie kraft ihres Könnens das Beste für Volk und Welt herzugeben imstande sind. Das ist unser Berufsidealismus, dem vor allem um eine wesensechte, harmonische Einordnung zu tun ist, damit wir auch als Berufsmenschen mit Herz und Seele bei der Sache sein und uns mit ungehemmter schöpferisch-gestaltender Kraft auswirken können. Diese Hingabe im Dienste der Volksgemeinschaft macht uns die Würde beruflicher Arbeit aus. So wollen wir unsern Beruf nicht des bloßen Geldverdienens wegen ausfüllen, wenn er uns auch nebenher unser Dasein sichern muß. Aber wir wissen ja doch, wie wenig kostspielig die Lebensführung für anspruchslose Menschen freideutschen Schlages in normalen Zeitläuften ist. Auch im Beruflichen erstrebt unser Idealismus die Befreiung aus der Tyrannei der Sachgüter.

Die immer weitere Kreise ziehende Anbetung der Sachgüter läßt im Beruf von seelischer Anteilnahme absehen, verschluckt alle Innerlichkeit, schafft kalte, wägende, allem Nichtgeschäftlichen unzugängliche Geschäftsmenschen, Krämerseelen, die im Dienste eines vorwiegend industriellen „Fortschrittes" sich artig in den Apparat unseres mechanisierten Erwerbslebens einordnen lassen als winzige Rädchen am riesenhaften, kalten, seelenlosen Getriebe, die ihren ganzen Menschen mit Beschlag belegen lassen, aufgehen in der Jagd nach Geld und Amt.

Diese üble Berufsauffassung hat der Freideutschen Jugend schon viel verheißungsvolles Menschengut gekostet. Man hat in Siedlungen, in Handwerksgemeinden und ähnlichen Gemeinschaften, geschlossenen Lebens- und Wirtschaftskreisen Gleichgesinnter, gewissermaßen kleinen Staaten im Staate, einen Ausweg gefunden. Daneben läßt sich das älter gewordene Freideutschtum neuerdings die Berufsberatung der Heranwachsenden angelegen sein, bei der man den Hauptaugenmerk auf die möglichst reiche Entfaltung Freideutscher Eigenart richtet, dadurch, daß auch in den Berufen die Möglichkeit zur Verwirklichung unseres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freideutschen Weltbildes geschaffen wird. Man wird also zu verhindern suchen, daß junge Freideutsche ihre Kraft der Bodenspekulation, der Alkoholindustrie oder dem Schundverlegertum leihen, wird ihnen vielmehr den Weg bahnen helfen zu solchen Berufen, die stärkstes persönliches Auswirken im Sinne unseres Freideutschen Kulturwillens ermöglichen: als Arzt, Pastor, Jurist, Politiker, Redakteur, Lehrer, Buchhändler usw. Ein Netz von Vertrauensleuten hat sich in den Dienst dieser Berufsberatung gestellt. Anfragen mit Lebenslauf und Darlegung der Absichten sende man an die Berufsstelle der Freideutschen Jugend (Hamburg, Grindelallee 115). Die Beratung geschieht kostenlos; nur als Postgeldersatz sind 50 Pf. in Briefmarken beizufügen. Womöglich werden auch Stellen, jedoch nur in solchen Betrieben vermittelt, die unter Freideutscher Leitung stehen.

Walter Hammer.

Marksteine.

Die Einladung zum Meißner.

„... Die Jugend, bisher aus dem öffentlichen Leben der Nation ausgeschaltet und angewiesen lediglich auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nichtige Geselligkeit, und nur ein Anhängsel der älteren Generation, beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention, sich selbst ihr Leben zu gestalten. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr zugleich aber auch ermöglicht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzugliedern. Sie möchte das, was in ihr an reiner Begeisterung für höchste Menschheitsaufgaben, an ungebrochenem Glauben und Mut zu einem adeligen Dasein lebt, als einen erfrischenden, verjüngenden Strom dem Geistesleben des Volkes zuführen, und sie glaubt, daß nichts heute unserm Volke nötiger ist, als solche Geistesverjüngung. ... Sie wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu eigenen Taten verpflichtet zu fühlen, dessen vaterländische Gesinnung sich erschöpft in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch politische Verhetzung. ... Die Jahrhundertfeier der Jugend wollen wir begehen in deutlichem Gegensatz zu jenem von uns verworfenen Patriotismus als eine Gedenk- und Auferstehungsfeier jenes Geistes, der Freiheitskämpfe, zu dem wir uns bekennen. ..."

Die Meißner-Formel.

„Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Alle gemeinschaftlichen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei." (In voriger Nummer wies ich schon in natürlich scherzhaft gemeinter Übertreibung darauf hin, daß eine uns gründlich wesensfremde Jugend diese Meißner-Formel für sich in Anspruch nehmen konnte, weil diese Formel die besondere Eigenart unserer Bewegung nicht auszudrücken imstande war. Kommt noch hinzu, daß man später von dem Vorhaben, geschlossen füreinander einzutreten, durch den Beschluß abkam: „... Aber für die Wege Einzelner, für die Tendenzen einzelner Kreise muß die Freideutsche Jugend jede Verantwortung durchaus ablehnen und es ihnen selbst überlassen, für sich einzustehen." Die Vertretertage in Marburg (Ostern 1914), in Jena (Ostern 1916) und Göttingen (Pfingsten 1916) ließen die Bewegung immer mehr zu etwas Vereinsmäßigem verknöchern und verkalken. Bemerkenswert ist noch, daß man folgenden Satz in das Programm hineinbrachte: „Wirtschaftliche, konfessionelle und politische Parteinahme lehnt die Freideutsche Jugend als vorzeitige Bindung ihrer Selbsterziehung ab."

Die Loreley-Forderung.

In meinem Vortruppaufsatz „Freideutsche Morgenröte" (1. Septemberheft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1917) war ausführlich die Rede vom Westdeutschen Jugendtag, der am 4. und 5. August 1917 gegen 600 Freideutsche auf der Loreley zusammenführte. Dort verlangte man nach Sprengung der die lebendige Entwicklung der Jugendbewegung hemmenden Formen, welche auf den Vertretertagen in vereinsmeierlicher Kleinarbeit geschaffen worden waren: „Die Freideutsche Jugend soll wieder der Name für eine große und freie und lebendige Jugendbewegung werden, wie bei ihrer Entstehung auf dem Hohen Meißner, nicht der Name für eine Jugendpartei. Alle Organisation hat dieser Bewegung lediglich die nötigen technischen Dienste zu leisten, darf aber nicht, wie bisher, die Bewegung beherrschen, ihr Richtung geben und Grenzen setzen wollen ..."

Der neue Bund.

Als Folge des Loreley-Beschlusses wurde der alte Verband, der in organisatorischer Arbeit die besten Kräfte band und die Bewegung immer mehr erstarren ließ, am 22. März 1918 in Nürnberg zu Grabe getragen. In einer Sitzung, die bezeichnenderweise unter Aufsicht der Kriminalpolizei stand, weil einige Teilnehmer durch ihr Wirken gegen den Gewaltfrieden im Osten verdächtig erschienen, wurde der neue, auf das Meißner-Erlebnis zurückgreifende Bund gegründet, der alle sich zur Freideutschen Jugendbewegung bekennenden oder sich ihr innerlich verwandt fühlenden Gemeinschaften aufnehmen soll. Unnötig zu betonen, daß auch die im Vortrupp marschierende Jugend, wie immer sie sich nennen mag, sich dieser neuen Freideutschen Jugend zugehörig fühlt. In der Stiftungsurkunde, die in Nürnberg unterzeichnet wurde, heißt es ausdrücklich: „Als zugehörig zur Freideutschen Jugend betrachten sie (die unterzeichneten Bünde) alle mit ihnen gleichgesinnten Kreise der deutschen Jugend." So hat sich das Sehnen namentlich der Feldsoldaten erfüllt: die große Einheit ist wieder hergestellt, das alles überstrahlende Gefühl seelischer Verwandtschaft hat uns den Weg gebahnt: Zurück zum Meißner!

Das kommende Friedensfest.

Unser gemeinsamer Wunsch richtete sich draußen in den Feldnestern auf einen zweiten Meißner-Tag gleich nach unserer Heimkehr. Im „Zwiespruch", dem feinen Rundbrief der Feldwandervögel im Westen, forderte Hans Möller auf, diesen zweiten Jugendtag auf dem Hohen Meißner schleunigst vorzubereiten: „Und es soll alles da sein, was sich zur Freideutschen Jugend zählt, rechts und links und was dazwischen liegt. Erst sollen die einzelnen Organisationen einzelne Beratungen pflegen, dann alle gemeinsam. Nebenher geht die Freude und das Aufjauchzen nach den blutigen Jahren. Ihr alle, die ihr im Felde draußen in Stäben und großen Einrichtungen faßt und die ihr gelernt habt, großzügig zu schaffen, an die Arbeit! Zunächst müssen die Vorbedingungen für einen solchen Tag geschaffen werden: der Stab muß jetzt schon zusammentreten!" Inzwischen haben die politischen Kämpfe innerhalb der Freideutschen Jugend im Wesentlichen zwei große, einander fast feindliche Heerhaufen entstehen lassen, auf der einen Seite die konservativ Gerichteten, auf der anderen die freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Demokraten und Sozialisten. Wollen hoffen, daß die Spannung zwischen ihnen nicht so groß wird, daß es zu einer Spaltung kommt und die große Meißner-Einheit auseinanderbricht. Das kommende Friedensfest muß das Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder übermächtig werden lassen. Der zweite Freideutsche Jugendtag soll Pfingsten sein. Man hat dafür neue Formen (Gedächtnisfeier, Festspiele) vorgesehen, weshalb der Hohe Meißner als Treffort weniger in Frage kommt als etwa Hellerau. Das ist aber auch nebensächlich. Zusammenführen wird uns, hier oder dort der nicht still gewordene Wunsch nach Erfüllung unserer alten Meißner-Sehnsucht.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 5 1. Märzheft 1919

Moorgrund.

Offener Brief an Alfred H. Fried.

Hamburg, den 19. Februar 1919.

Hochgeehrter Herr Fried!

Ich brauche Ihnen meine entschieden pazifistische Überzeugung und meine Arbeit für den pazifistischen Gedanken nicht erst darzulegen. Denn Sie kennen meine Fidelis-Aufsätze und auch den sie abschließenden Aufsatz „Fidelis", sowie meinen Programmaufsatz: „Unsre Ziele und Wege". („Vortrupp" Nr. 23 und 24 von 1918; Vortrupp-Flugschriften Nr. 53 und 54.) Es ist Ihnen daher insbesondre auch bekannt, daß ich völlig auf dem Boden des, meines Wissens von Ihnen begründeten, „wissenschaftlichen Pazifismus" stehe: ich nehme an, daß ich durchaus mit Ihnen übereinstimme, wenn ich in dem Aufsatze „Fidelis" die folgende Begriffsbestimmung des Pazifismus gegeben habe:

> „Der Pazifismus ist nichts Andres als die Lehre, daß die bisher herrschende Anarchie zwischen den Staaten und die Folgeerscheinung dieser Anarchie: der Krieg, einer Rechtsordnung zwischen den Staaten weichen muß, genau wie das Faustrecht zwischen den Einzelnen, den Sippen, den kleinen Stammesgruppen und Städten heute schon einer Rechtsordnung gewichen ist. Der Pazifismus ist ferner die politische Betätigung zur Herbeiführung dieser Rechtsordnung. Der Pazifismus ist die Lehre von der Notwendigkeit des Völkerbundes und die Arbeit für die Herbeiführung des Völkerbundes."

Ich glaube auch nicht etwa, daß der Pazifismus eine Lehre ist, die man annehmen oder verwerfen kann. Sondern ich bin fest überzeugt, daß wir den Pazifismus, und zwar den Pazifismus in der von Ihnen so genial begründeten wissenschaftlichen Ausbildung, schlechthin annehmen müssen, wenn weiße Völker für längere Zukunft überhaupt noch leben sollen; sehr Eingehendes hierüber habe ich in meinem Ihnen bekannten Aufsatze „Der Lohn der Opfer" im „Vortrupp" Nr. 23 von 1916 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 39) gesagt. Und wie hoch ich Sie persönlich stelle und Ihr für alle Zeiten untilgbares Verdienst, das haben Sie ersehen aus der Seite 451 meines Aufsatzes „Fidelis". — Alle diese meine Anschauungen stehen fest, und daran ändert sich nichts.

Um so schmerzlicher bewegt es mich, daß Sie jetzt eine Taktik einschlagen, von der meines Erachtens nachzuweisen ist, daß sie, wenn Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie beibehalten sollten, den Pazifismus, Ihr eigenes Werk, die einzige mögliche Quelle dauernden Lebens der weißen Völker, auf das schwerste gefährdet. Ich finde diese Taktik in der Doppelnummer 11/12 (November und Dezember 1918) Ihres Organs, der „Friedens-Warte", meines Wissens dem ersten Hefte dieser Zeitschrift, das seit langen Jahren wieder nach Deutschland und Österreich-Ungarn gelangt ist.

Ich habe dieses 28 Druckseiten starke Heft sehr genau durchgearbeitet. Und ich habe, wie das von einem Hefte Ihrer Zeitschrift nicht anders zu erwarten war, auch sehr viel Vortreffliches darin gefunden. Sie geben da unter Anderm eine Übersicht über die jetzt zwei Jahrzehnte dauernde Arbeit der „Friedens-Warte"; wobei Sie insbesondre dartun, wie es bei dieser Arbeit darauf ankam, den alten, ganz unbrauchbaren, gefühlsmäßigen (ich würde auf hamburgisch sagen: „schwögigen"), Begriff der „Friedensbewegung mit den Ölzweigen und Tauben" zu überwinden: zugunsten Ihres brauchbaren „wissenschaftlichen Pazifismus" mit seinem Wahlspruche: „Organisiert die Welt!". — Sie drucken den Einführungsartikel der allerersten Nummer der „Friedens-Warte" vom 1. Januar 1899 wieder ab, worin sich Ihre durch das, was wir jetzt erlebt haben, als so unendlich wahr erwiesenen Worte über das Verhältnis von Friedensbewegung und Vaterlandsliebe finden:

> „Nicht eine Verringerung der Machtstellung und des Ansehens der Nation ist das Ziel jener Bewegung. Sie geht im Gegenteil darauf aus, deren Machtstellung zu erhöhen, indem sie den Nachweis führt, daß Recht und Moral wirksamere Machtmittel sind, als das Vertrauen auf das bei dem heutigen gleichmäßigen Rüstungsstand noch fraglicher gewordene Glück der Schlachten; sie erstrebt, den Nationalstolz zu vertiefen, indem sie ihn veredelt und eine erhöhte Vaterlandsliebe zu zeitigen, die dadurch betätigt wird, daß man bemüht ist, das Vaterland vor den verderblichen Folgen des Zukunftskrieges zu bewahren."

Sie geben eine Reihe alter Artikel der „Friedens-Warte" wieder, aus denen Stück für Stück erhellt, wie richtig die Friedensbewegung seit dem Jahre 1904 die Entwicklung der Dinge, wie wir sie nun abgeschlossen vor uns sehn, beurteilt und vorhergesagt hat. Da findet sich insbesondre auch Ihr folgender Satz aus dem Jahre 1909:

> „Man wird über uns Pazifisten vielleicht noch eine Zeitlang lachen und spotten, wie man über Friedrich List lachte, als er den Ausbau des Eisenbahnnetzes empfahl, wie man über Zeppelin und seine Vorläufer lachte, wie man über die Schwärmer für eine deutsche, für eine italienische Einheit lachte; aber eines Tages wird man auch über unsre kategorische Forderung zu lachen aufhören und wird ihr entsprechend handeln."

So weit sind wir jetzt: der „Völkerbund" beherrscht heute die Gedankenwelt aller Völker. — Sie bringen einen höchst lehrreichen Artikel von Dr. Wehberg über völkerrechtliche Fragen, und einen für mein Gefühl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz hervorragenden Aufsatz des Prinzen Alexander Hohenlohe „Über das Schicksal von Elsaß-Lothringen". — Sie bekennen sich zu einer Forderung, die für uns vom „Vortrupp" jetzt eine Grundforderung geworden ist: „Deutsch-Österreich zum Deutschen Reiche!". — Sie machen mit dürren Worten Front gegen den Annexionswahnsinn der Tschechen, der Polen und der Italiener, die nach den deutschen Gebieten Böhmens, nach dem deutschen Danzig und nach dem deutschen Bozen greifen. — Sie sagen von den Waffenstillstandsbedingungen der Entente gegen Bulgarien, gegen die Türkei, gegen Österreich-Ungarn, sie seien „hart, empörend, Gewalt und wieder Gewalt". — Sie finden Worte der Trauer über den „furchtbaren Niedergang Deutschlands und Deutsch-Österreichs." — Sie verlangen, daß der Friede etwas Anderes sein müsse, als der Waffenstillstand war, daß er kein Friede der Rache sein dürfe, sondern ein Friede werden müsse, wie ihn der Gedanke des Völkerbundes voraussetzt. Sie richten in dieser Beziehung einen ganz besondern Appell an Nordamerika, von dem Sie mit Recht sagen, daß es berufen scheine, die Führerrolle auf diesem Weltfriedenskongreß zu übernehmen; Sie *erwarten* aber auch, daß Nordamerika tatsächlich so handeln *wird*: im Geiste seines Abraham Lincoln.

In allen diesen Dingen, hochgeehrter Herr Fried, stimme ich Ihnen auf das kräftigste und wärmste zu. Ganz besonders fühle ich mich auch mit Ihnen eins in dem letztgenannten Punkte: Ich bin, wie Sie wissen, schon Anfang Dezember 1916, noch als „Fidelis", in ganz scharfen Gegensatz getreten zu den kindlichen, aber leider höchst gefährlich gewordenen, Unwissenden bei uns, die in Wilson einen „Heuchler" sahen, weil ihnen jede Kenntnis des praktisch-christlichen Geistes der Puritaner der „Neu-England-Staaten" fehlt, aus denen Wilson körperlich und geistig hervorgegangen ist. — Und wenn Sie über den Kriegsausgang für unser Vaterland sagen: „Dahin habt Ihr nun das blühende Deutschland gebracht, Ihr Keim, Tirpitz, Reventlow und **tutti quanti**", so brauche ich nicht erst zu betonen, wie sehr ich darin mit Ihnen übereinstimme: Nämlich *insofern*, als ich fest überzeugt bin, daß der Einfluß dieser Leute, der ganzen „Alldeutschen" und der „Vaterlandsparteiler", nebst den hinter ihnen stehenden Teilen der Schwerindustrie, es verhindert hat, daß rechtzeitig ein der wahren politisch-militärischen Lage entsprechender Friede, ohne die jetzigen Verluste für Deutschland, geschlossen worden wäre; darüber habe ich ja gerade im letzten Heft des „Vortrupp" noch gesprochen.

Aber neben diesen vorzüglichen Dingen tritt in dem fraglichen Doppelhefte der „Friedens-Warte" etwas Andres hervor, und zwar sehr stark hervor:

Es ist Ihnen, hochgeehrter Herr Fried, mein Aufsatz „Die ‚Schuld' am Weltkriege" in der diesjährigen Neujahrsnummer des „Vortrupp"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bekannt. Dieser Aufsatz zieht sein Gesamtergebnis in den beiden Sätzen:

> „Die pazifistische Bewegung, von deren Erfolge jetzt das Heil der Welt, und besonders auch das Heil Deutschlands abhängt, muß klar erkennen, daß alle Voraussetzungen, unter denen das Wort ‚Schuld am Kriege' einen Sinn haben kann, bis jetzt nicht vorhanden waren und erst von der pazifistischen Bewegung selbst (durch Begründung einer Rechtsordnung zwischen den Staaten) geschaffen werden müssen. Sonst baut sie auf Moorgrund."

Daß dieser Satz richtig ist, können meines Erachtens gerade Sie am wenigsten bestreiten. Denn wenn in Ihren sehr klaren Lehren irgendein Punkt noch besonders klar ist, dann ist es der, daß die Organisierung der Welt erst die Voraussetzung dafür ist, daß von „Recht" und „Unrecht", „Schuld" und „Unschuld" zwischen Staaten überhaupt gesprochen werden kann: Solange diese Organisierung nicht vorhanden ist, herrscht ja eben die „zwischenstaatliche Anarchie", zu deren Beseitigung durch die Organisierung der Welt Ihre ganze Arbeit erst dienen soll. Daß dies Ihre eigenste Lehre ist — das zu erkennen, dazu genügt ein Blick in zwei Ihrer mir gerade vorliegenden Arbeiten: in den Aufsatz „Zwanzig Jahre ‚Friedens-Warte'" in eben demselben Doppelhefte Ihres Organs, von dem wir reden, und in Ihre „Grundlagen des ursächlichen Pazifismus"*). Daß bei Beginn des Weltkrieges die Organisierung der Welt noch nicht da war, sondern noch die vollste zwischenstaatliche Anarchie herrschte, ist offensichtlich; wir haben diesen Zustand ja sogar heute noch, auch heute noch stehen wir immer erst vor dem ersten Versuche, durch Begründung eines „Völkerbundes", die Welt zu organisieren (wenn auch hoffentlich unmittelbar vor diesem Versuche). — Also gerade auch von Ihrem eigensten wissenschaftlichen Standpunkte aus muß anerkannt werden, daß sich jeder auf Moorgrund bewegt, der die Dinge vor dem Weltkriege und bei Beginn des Weltkrieges so behandelt, als hätte es damals ein Ding wie „Schuld am Kriege" gegeben oder geben können.

Nun aber sehe ich mit tiefstem Bedauern, wie gerade Sie, hochgeehrter Herr Fried, diesen Moorgrund betreten: in dem ganzen Doppelhefte der „Friedens-Warte", um das es sich handelt, ganz besonders auch in den darin abgedruckten Bruchstücken aus Ihrem „Kriegstagebuch", taucht immer wieder der Wahngedanke auf, daß es eine solche „Schuld" gebe; und dann wollen Sie diese ganze Schuld noch ausgerechnet unserm Vaterlande aufbürden. Ich finde diese Auffassung in den folgenden Punkten des Doppelhefts, wobei ich zu jedem einzelnen Punkte gleich bemerke, was meines Erachtens dazu zu sagen ist:

1. In seiner, am 27. November 1918 veröffentlichten, Abwehr gegen die „Enthüllungen" des guten Literaten, aber politischen Phantasten

*) Zürich 1916, bei Orell Füßli, zweite Auflage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurt Eisner hat unser fünfter Kanzler Bethmann Hollweg an einer Stelle darauf hingewiesen, in den Entscheidungstagen des Jahres 1914 habe das Deutsche Reich auch damit rechnen müssen, daß bei seinen Gegnern der Wille bestehen könnte, ihre politischen Ziele durch einen Krieg durchzusetzen. Denn es sei doch zweifellos so gewesen, „daß das große Programm des Präsidenten Wilson über den versöhnenden Völkerbund . . . damals (Juli 1914) noch keinerlei Geltung hatte", daß der Krieg vielmehr als „loyales Mittel" zur Durchsetzung politischer Ansprüche gegolten habe. Dazu bemerken Sie:

> „Das ist ja der große Irrtum! [Er [der Krieg] galt nur den in preußisch-militärischer Tradition lebenden Leitern der deutschen Politik als solches [Mittel], weil diese Leute und die Schicht, in der sie lebten, aus ihrer mittelalterlichen Ideenwelt nicht herauskonnten; er galt aber den übrigen großen Kulturstaaten nicht mehr als loyales Mittel, und ein deutscher Reichskanzler, als Diener dieser mittelalterlichen Kaste, brauchte nicht zu wissen, daß ‚das große Programm des Präsidenten Wilson' jene Demokratien des Westens schon damals erfüllt hatte."

Das ist mir völlig unverständlich: Erstens hatte damals das Deutsche Reich und der deutsche Reichskanzler nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, mit den „Demokratien des Westens" zu rechnen, sondern zunächst mit Rußland. Und wie jenes Rußland der Großfürsten zum „Kriege" als einem Mittel zur Erreichung seiner politischen Zwecke stand: darüber würde es doch selbst dann keine zwei Meinungen geben, wenn wir nicht inzwischen urkundlich erfahren hätten, daß der Zar und seine Ratgeber bereits am 21. Februar 1914 amtlich beschlossen hatten, bei dem ersten dafür günstigen Zufall einen europäischen Krieg zu entfesseln, um Konstantinopel und die Meerengen zu erobern. Und dann die „Demokratien des Westens" selbst: Was dünket Sie denn um Englands Burenkrieg? Und um Nordamerikas Krieg gegen Spanien? Und um Italiens Überfall auf die Türkei? Galt diesen „Demokratien des Westens" der Krieg da etwa nicht als „loyales Mittel" zur Durchsetzung ihrer politischen Ansprüche? Sie, hochgeehrter Herr Fried, gehen hier nicht nur an den, ich möchte sagen: dicksten, Tatsachen der jüngsten Geschichte vor dem Weltkriege geradezu blind vorbei. Sondern Sie leugnen hier eigentlich auch plötzlich den Grundpfeiler Ihres eigenen ganzen Systems, der eben in der richtigen Beobachtung besteht, daß vor dem Kriege (und sogar einstweilen heute noch) zwischen den Staaten der Erde keine Organisation, sondern Anarchie bestand. — Und was übrigens die letzte der „Demokratien des Westens", nämlich Frankreich, betrifft, so wird über den Geist, der in den hier fraglichen Dingen diesen Staat erfüllte, noch Näheres bei Punkt 4 zu sagen sein.

2. Sie schreiben über jene Veröffentlichung Bethmann Hollwegs außerdem:

> „So ist Bethmanns Andeutung, daß die Annexion Elsaß-Lothringens vor fünfzig Jahren vom Standpunkt des damaligen internationalen

> Rechts ähnlich wie die zahllosen Annexionen zu beurteilen ist, die unsre jetzigen Gegner im Laufe der Geschichte (!) für sich vorgenommen haben, ein Beweis der Verblendung, mit der die Leiter der deutschen Politik in der Geschichte herumfuchtelten. Sie sahen nicht, daß eine Annexion mitten in Europa, einem großen Kulturvolk gegenüber, etwas andres sein mußte, als eine Annexion in Afrika oder Hinterindien. Sie sehen es heute noch nicht."

Ich halte das für völlig schief gesehen: Von vielem Andern abgesehn scheint es mir unleugbar, daß die Annexion der ganzen Burenstaaten durch England, die dreißig Jahre später stattfand, als die Rücknahme Elsaß-Lothringens durch Deutschland, ein unvergleichlich viel schwererer annexionistischer Akt war. Und ich darf dazu bemerken, daß Sie in Ihren bereits genannten „Grundlagen des ursächlichen Pazifismus" in der Fußnote auf Seite 49 selbst davon sprechen, daß England die Burenstaaten damals „unterjocht" und „vergewaltigt" habe. Ich bemerke dabei, daß ich niemals in meinem Leben zu den deutschen „Burenschwärmern" gehört habe, daß meine Sympathien in dem Burenkriege überwiegend auf seiten Englands standen, und daß ich glaube, daß es den Buren Südafrikas heute, im Verbande des englischen Weltreichs, viel besser geht, als unter Ohm Krüger. Und ich wiederhole, daß ich den bereits genannten Hohenloheschen Aufsatz über Elsaß-Lothringen in dem fraglichen Doppelhefte der „Friedens-Warte" vortrefflich finde. Daß ich es insbesondre für ein (leider nicht ausgeführtes) Meisterstück deutscher Politik gehalten hätte, wenn etwa zur Zeit Bülows, oder auch noch später, Deutschland den Elsaß-Lothringern freie Abstimmung darüber angeboten hätte, ob sie deutsch oder französisch sein wollten. (Ich bin übrigens überzeugt, die Abstimmung wäre d a m a l s, von wenigen Grenzbezirken abgesehn, für u n s ausgefallen.) — Aber das alles kann doch nichts daran ändern, daß zweimal zwei gleich vier ist und nicht gleich fünf, daß es ein ungeheuer viel schwererer Akt des Annexionismus war, wenn England zwei ganze, selbständige Staaten von Nichtengländern höchster europäischer Rasse sich einfach gegen ihren Willen einverleibte, als wenn Deutschland sich zwei Grenzprovinzen wieder holte, die nach dem Empfinden von neun Zehnteln des deutschen Volkes uns widerrechtlich geraubt waren, und deren Bevölkerung überwiegend deutschen Stammes ist. — Und völlig unverständlich wird mir vollends Ihr Standpunkt in dieser Sache, wenn ich dann (auf Seite 288 des Doppelhefts) in Ihrer Tagebucheintragung vom 18. November die folgende Stelle lese:

> „In Paris fand gestern unter größter Glanzentfaltung das Fest zur Feier der Wiedererlangung der beiden Provinzen statt. Vor der seit 48 Jahren mit Trauerkränzen umgebenen Straßburgstatue stand die Rednertribüne. Ich beneide die Franzosen um dieses Erlebnis. Im Grund meines Herzens feiere ich mit ihnen. Man muß ein ganz bornierter Patriotarde sein, um den Sieg einer Idee, die Erfüllung einer schon verloren geglaubten Hoffnung nicht rein menschlich mitzuempfin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den. Ich fühle mit ihnen, ein Schauer der Erregung durchzittert mich bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses. Wie mag es erst jenen ergehen, die mit dabei sein können! Ich bin nur von Trauer erfüllt darüber, daß so viel Blut fließen, so viel Glück vernichtet werden mußte, um den Franzosen das nie vergessene Land wiederzugeben."

Wo bleibt da die Folgerichtigkeit? Von dem für die Franzosen günstigsten Standpunkt aus gesehn, nämlich unter völliger Ausschaltung der Tatsache, daß Elsaß-Lothringen eine Bevölkerung im Wesentlichen deutschen Stammes hat, handelt es sich immer noch nicht um ein französisches Land, sondern um ein umstrittenes Grenzland. Die einzige vernünftige Lösung wäre natürlich die, auch in dem Hohenloheschen Aufsatze in Ihrem eigenen Organ wieder vorgeschlagene, selbstbestimmende Abstimmung. Davon aber sagen Sie, hochgeehrter Herr Fried, in dieser Tagebuchnotiz nichts: Sie sprechen schlechtweg und noch dazu mit tiefster Genugtuung davon, daß den Franzosen das „nie vergessene" Land „wiedergegeben" sei. Und während Sie sich, wie dargelegt, darüber entrüsten, daß Deutschland sich vor 48 Jahren des Grenzlandes bemächtigte, „feiern Sie jetzt im Grunde Ihres Herzens mit den Franzosen", weil diese — nunmehr dasselbe tun. Wenn ich nur begreifen könnte, wo die Rechtfertigung für diese ganz verschiedene Beurteilung zweier ganz gleicher Tatbestände liegt! Ja, als Pazifist müssen Sie meines Erachtens den Versuch der Franzosen, sich jetzt die Provinzen ohne Volksabstimmung wieder anzueignen, viel schärfer beurteilen, als unser deutsches Verhalten von 1871: Denn 1871 hatte noch kein Mensch den Gedanken erfaßt, die Welt müsse organisiert, die zwischenstaatliche Anarchie müsse beseitigt werden; und erst recht dachte damals kein Mensch daran, so etwas in einem Friedensvertrage wirklich zu erreichen. Jetzt dagegen sind wir so weit, daß, wenn auch heute, wo ich Dies niederschreibe, die zwischenstaatliche Anarchie noch besteht, wir doch alle, und wir Pazifisten am meisten, erhoffen (und mit einer gewissen Berechtigung erwarten dürfen), daß der jetzt bevorstehende Friedensschluß das ändern wird. Daß aber der Keim des Wiederausbruchs dieser Anarchie gelegt wird, wenn bei diesem Friedensschlusse so getan wird, als wenn ein Land, das nach der für die Franzosen günstigsten Auffassung ein umstrittenes Grenzland ist, ein französisches Land wäre, das ist ganz klar, und Hohenlohe hat das in seinem Aufsatze in Ihrem eigenen Organ auch sehr richtig hervorgehoben. Wenn man den Maßstab Ihrer Tagebuchnotiz anlegt: was wollen Sie denn Denjenigen in Deutschland entgegnen, die sagen: „Ja, in weiteren 48 Jahren wollen auch wir wieder ein solches ‚Erlebnis' haben, bei dessen ‚bloßer Vorstellung' selbst jemanden, der nicht mit dabei ist, ein ‚Schauer der Erregung durchzittert'. Es soll uns nicht stören, daß er wahrscheinlich auch ‚von Trauer erfüllt' sein wird, darüber, daß wiederum ‚so viel Blut fließen, so viel Glück vernichtet werden muß', um — diesmal den Deutschen — ‚das nie ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gessene Land wiederzugeben'". Ich kann es um so weniger nachfühlen, daß Sie hier offensichtlich eine größere instinktive Sympathie für die Franzosen fühlen, als für Ihr eigenes, das deutsche, Volk, als doch die Franzosen offenbar das größte noch bestehende Hindernis für die Errichtung der Rechtsordnung zwischen den Völkern sind: Sie wissen, wie rückständig sich der in Frankreich allmächtige Clémenceau in diesen Dingen geäußert hat, und wie wilde Annexionspläne hinsichtlich des linken Rheinufers fast alle heute maßgebenden Franzosen haben; Sie wissen auch, daß es während des ganzen Krieges in Frankreich nicht möglich gewesen ist, Sühne für den Mord des großen Pazifisten Jean Jaurès zu erlangen. — Übrigens noch Eins: Ich bin gewiß ein deutscher Patriot (eben darum auch Pazifist), aber Sie werden nie auf den Gedanken kommen, mich für das zu halten, was Sie einen „Patriotarden" nennen. Trotzdem: ich empfinde auch „rein menschlich" g a r n i c h t „den Sieg" dieser französischen „Idee" mit; „rein menschlich" empfinde ich es vielmehr lediglich als v e r ä c h t l i c h, daß das französische Volk sich noch in unsern Tagen von Blutmenschen wie Clémenceau und seinesgleichen dazu hat p e i t s c h e n lassen, für die Erfüllung dieser Z w a n g s i d e e mehr als anderthalb Millionen Volksgenossen zu opfern.

3. Weil Sie, hochgeehrter Herr Fried, die grundlegende, von Ihnen selbst zuerst grundlegend nachgewiesene Tatsache, daß Kriege die natürliche Folge der bisher zwischen den Staaten bestehende Anarchie sind, nun mit einem Male nicht mehr sehen, fallen Sie über Kaiser Wilhelm II. her. Nach Ihnen hat er „an der Wiege dieses Weltunheils gestanden" und trägt die Verantwortung für das „Grauen dieses Krieges". Nach Ihnen sah sich „die Welt durch Deutschlands Machthaber gequält, bedroht, erniedrigt". Nach Ihnen ist des Kaisers „Existenz verknüpft mit dem Millionenmord", ist der Kaiser „der Hauptschuldige des Kriegs, er, der es in der Hand hatte, den Krieg zu vermeiden, er, der leichtfertig und gewissenlos in der kritischen Stunde den Dingen ihren Lauf ließ, auf dessen Schultern die Verantwortung für den Tod so vieler Hoffnungen liegt, mit dessen Namen das Verbrechen dieses Kriegs für immer verbunden ist". Nach Ihnen ist er ein „Weltstörer, ein Kriegsfanatiker, ein Soldatenkaiser, dem die Welt sich eine Zeitlang unterwerfen mußte, der Schrecken und Verwirrung über die Menschheit gebracht hat, der jetzt der Nemesis der Geschicke erlegen ist". Was den „Demokratien des Westens" die „furchtbaren Leiden" dieses Kriegs zugefügt hat, das ist nach Ihnen der „Wilhelminismus" gewesen. Nach Ihnen hat Kaiser Wilhelm II. zu den „Kriegsmachern", den „Weltfressern", den „Greueltaten-Verübern" gehört, zu den „Kriegsburschen in Wien und Berlin", die „nur Ehrgeiz, Hoffnung auf Ruhm und Ehren, gemeinste Machtspekulation trieb". Zu den „Schurken, die eine ganze Welt in Mord und Brand versetzten" und gegen die „die Mörder

Serajewos" noch „Edelmänner" gewesen sind. „Es ist ein Glück", so sagen Sie, „daß die Verbrecher von 1914 nicht gewonnen haben, sonst hätten sie ihre Lügen dauernd verbergen können." — Gegen einen Mann Ihres geistigen Ranges und Ihrer Verdienste mag ich hierauf nicht so scharf antworten, wie ich es gegenüber einem Andern tun würde: Ich weise nur kurz auf die Tatsachen hin: Wie heute schon einmal erwähnt, hatten der Zar und seine Umgebung schon am 21. Februar 1914 beschlossen, zum Zwecke der Eroberung Konstantinopels und der Meerengen einen Weltkrieg zu entfesseln: nämlich bei erster sich bietender Gelegenheit, die die Dynastie Habsburg durch ihr unendlich törichtes Ultimatum an Serbien dann besorgte. Und Frankreich war seit 1871 in ganz Europa herumgelaufen, um Bundesgenossen gegen uns zu suchen, bis es dann schließlich in Rußland den geeigneten fand. So haben Frankreich und Rußland absichtlich und die Dynastie Habsburg fahrlässig den Weltkrieg veranlaßt (wobei ich aus den Gründen, die ich im Neujahrshefte dargelegt habe, von einer „Schuld" nicht spreche). Aber Deutschland, ebenso wie England, haben nach Kräften gebremst; an dieser geschichtlichen Tatsache ändert auch der (von einem jungen Legationssekretär unter Mißbrauch der Namen Jagow und Zimmermann zusammengetragene) Klatsch, auf den Kurt Eisner in seinen „Enthüllungen" vom 23. November 1918 hineingefallen ist, nicht das Geringste zuungunsten Deutschlands. Also kann, so wenig wie von einer Schuld Deutschlands, von einer Schuld des Kaisers die Rede sein; noch Näheres darüber steht in meinem Aufsatze im zweiten Januarheft. — Aus Ihrer grundsätzlich falschen Einstellung zu Kaiser Wilhelm II. ergeben sich dann noch die folgenden besondern, die Tatsachen völlig übersehenden, Verkehrtheiten: Sie behaupten, er habe „die Sozialdemokraten, wegen Beleidigung seiner Majestät, in die Gefängnisse, in die Zuchthäuser sperren lassen". Nun, abgesehn davon, daß in den betreffenden Fällen das Gesetz überhaupt kein Zuchthaus, sondern nur Gefängnis oder Festung kannte, hat nicht der Kaiser in diesen Fällen das Gesetz in Lauf gesetzt; e r hatte gar nichts damit zu tun — es war nach den Vorschriften unsrer Strafprozeßordnung, die e r ebensowenig gemacht hat wie die Majestätsbeleidigungsparagraphen, Amtspflicht der Staatsanwaltschaft. Daß unsre Majestätsbeleidigungsparagraphen sehr schlecht waren, davon ist niemand mehr überzeugt als ich, aber dafür war der Kaiser nicht verantwortlich. — Sie nennen den Kaiser den „Verächter der Haager Konferenzen"; aus Professor Zorns Broschüre „Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit" ergibt sich aber, daß der Kaiser auf einer dieser Konferenzen unmittelbar zugunsten pazifistischer Gedanken eingegriffen hat. — Und endlich sprechen Sie von „seinem unsympathischen Sohne, dem Schlächter von Verdun". Ja, sympathisch ist mir der Kronprinz auch nicht, aber warum ist er plötzlich ein „Schlächter", wenn er seine Amtspflicht als

Heerführer erfüllt? Er hat doch die Anarchie zwischen den Staaten nicht geschaffen, aus der — nach Ihrer richtigen Lehre — der Krieg, und damit alles Massentöten, auch das bei Verdun, mit Notwendigkeit entsprang. Warum nennen Sie denn, wenn Sie doch einmal plötzlich die Grundlage Ihrer eigenen Lehre aufgeben, nicht auch Foch einen Schlächter? Weshalb immer diese unbegreifliche, instinktive Parteinahme gegen Ihr eigenes Volk? — Und schließlich schreiben Sie noch über Kaiser Wilhelm II. und seinen Sohn:

> „Aber trotz all der Schwere, die das Schicksal über die beiden Weltverderber verhängt hat, kann es mit diesem Rücktritt doch nicht getan sein. Die Welt in Brand stecken und sich dann einfach ins Privatleben zurückziehen, ist doch keine Sühne. Wer diese Leichenberge und Elendsjahrzehnte geschaffen, wer diese lachende, glückliche Welt so tief unglücklich gemacht hat, der soll auch zur Verantwortung gezogen und bestraft werden. Diesem Schicksal werden die beiden Wilhelme wohl auch nicht entgehen."

Daß der ganze „Tatbestand", den Sie Kaiser Wilhelm II. und seinem Sohne hier wiederum zur Last legen, nicht existiert, ist bereits ausgeführt. Im Übrigen verweise ich zu der Entente-Forderung, die Sie sich hier zu eigen machen, auf meinen Ihnen bekannten Aufsatz im zweiten Januarhefte. Ich glaube nicht, daß heute innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches ein einziger ehrenhafter Deutscher, ohne jeden Unterschied der Parteistellung, lebt, der die Entente-Forderung nach der „Bestrafung" Kaiser Wilhelms II. (und seines Sohnes) nicht für einen schamlosen Mißbrauch des Rechtsgedankens hielte.

4. Sie sprechen von dem „Weh, das über das deutsche Volk durch die Gewissenlosigkeit seiner Verführer gekommen ist". Und das führen Sie dann so aus:

> „Sie [die Verführer] haben jahrzehntelang den Krieg gepriesen, haben ihn gefordert, haben ihn schließlich erreicht. Sie haben ihn als das Stahlbad des Volkes empfohlen, haben ihn als Gottes Werk hingestellt, haben Eisen und Blut als die Mittel zur Größe bezeichnet und die Waffenentscheidung als den Ausfluß der ewigen Gerechtigkeit herausgefordert. Sie haben einfach den Krieg mit dem Sieg verwechselt; haben übersehen, daß der Krieg auch Niederlage bringen muß. So haben sie das deutsche Volk in dieses Unglück gebracht. Nicht nur, daß sie die Jugend aller Völker zu Millionen hinmordeten, andere Millionen siech machten und die Werke der Arbeit mit Fluch belegten, sie haben das blühende Deutschland zu einer Stätte des Elends gewandelt und jede Entwicklung auf Jahrzehnte gelähmt. Sie haben das deutsche Volk zu Parias der ganzen Welt gemacht, das von allen andern Völkern verhaßt und ausgeschlossen sein soll für Generationen."

Hochgeehrter Herr Fried, Sie wissen aus meinen sämtlichen Fidelisaufsätzen, wie groß ich den Anteil der „alldeutschen" und „vaterlandsparteilichen" Verführer an unserm Verlieren des Krieges bemesse. Aber für die Entfesselung des Krieges ist ihre Tätigkeit nicht ursächlich gewesen, denn, wie schon gesagt, der Krieg ist überhaupt nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von deutscher Seite aus entfesselt worden. Dagegen sind Verführer ganz der gleichen Art — seit 1871, und ganz besonders in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege — in Frankreich am Werke gewesen, und hier mit dem Erfolge, daß sie dann durch Vermittlung Rußlands den Krieg wirklich entfesselt haben: Sie wissen doch, wie in den genannten Jahren in Frankreich ein ganz planmäßiger Kultus der Gewalt getrieben wurde, der dem gleichen „alldeutschen" Kultus nicht das Mindeste nachgab: Denken Sie an die »**Campagne nationaliste**« des Philosophen Jules Soury aus dem Jahre 1902, wo es heißt:

> „Ich glaube an die Erneuerungskräfte, die im Eisen und im Feuer ruhen! Den Krieg gegen Deutschland gilt es nun neu zu entfachen. Keiner preist mehr als ich die Schönheit des Krieges. Der Krieg ist der natürliche Zustand von allem, was lebt. Er ist das Recht, das in der Gewalt beruht . . .; er ist die Weltordnung. Aus dem Kriege wird das Heil Frankreichs kommen!"

Denken Sie an das völlig „alldeutsche" Glaubensbekenntnis, das der Philosoph M. Dausset im Jahre 1907 in der »**Revue Française**« abgelegt hat:

> „Der Krieg ist der Erhalter der hohen Tugenden, die Schule der Pflicht. Laßt morgen den Krieg in seinen mannigfachen Formen aus der Welt verschwinden — und mit ihm werden aus Mangel an Betätigung die edlen Empfindungen verschwinden."

Nehmen Sie die Verkündigung des Generals Cherfils hinzu:

> „Der Krieg ist göttlich im Wesen. Er ist das Bad, das die moralische Gesundheit der Welt wiederherstellt, die von üblen Lüsten bedrückt war. Nie werden die Völker abrüsten, zum Glück für ihre moralische Größe und für die Freiheit der Zivilisation."

Und vergessen Sie nicht, was noch im Jahre des Kriegsbeginns der französische Akademiker Paul Bourget in einer Rede vor der **Académie Française** gesagt hat, es ist abgedruckt im »**XX^e siècle**« vom 25. Januar 1914, könnte aber genau so gut in den „Alldeutschen Blättern" stehn:

> „Vom einen Ende der Geschichte bis zum anderen können wir feststellen, daß die Völker, die, von ihrer Zivilisation trunken gemacht, aus ihr ein Instrument des Genusses und des Friedens haben machen wollen, roheren Völkern als Beute in die Hände gefallen sind. . . . Aber Besitz ist nichts andres als ständige Eroberung. Das ist seine Berechtigung und sein Adel. Allzuoft haben die übersättigten Völker diese Wahrheiten vergessen. Die Aufgabe des Soldaten ist es, durch sein bloßes Dasein sie ihnen wieder ins Gedächtnis zu rufen. . . . Die Völker wie die Einzelnen sind zu jedem Augenblick ihres Lebens wie Herkules am Scheidewege genötigt zu wählen zwischen dem Pfade der Verweichlichung, des Wohlseins, und dem der Entsagung, der Männlichkeit, der Anspannung, des Opfers. Ein ebenso geheimnisvolles wie allgemeines Gesetz will, daß der Krieg, diese blutige Probe, die unausweichliche Lösung dieser Zwangslage sei."

Es wird Ihnen ferner doch bekannt sein, in welchem Geiste, besonders seit der Präsidentschaft Poincarés, die militärische Jugendvorbereitung auf den französischen Schulen betrieben worden ist; ich erinnere Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu besonders an das dieser Jugendvorbereitung sehr weitgehend zugrunde gelegte Handbuch »**Tu seras soldat**« des Obersten Emile Lavisse, das sich in fast jeder französischen Landschule in Dutzenden von Exemplaren findet. Wie es darin zum Beispiel auf Seite 84 heißt:

> „Ihr werdet mit Leichtigkeit das stolze Soldatenlos tragen, wenn Ihr Euch der Vergangenheit erinnert, als unsre Städte in Brand geschossen und unsere Dörfer angezündet wurden, wenn Ihr Euch erinnert an die zwei geraubten Provinzen, wenn Ihr nie vergessen wollt Elsaß-Lothringen."

Wie weiter in diesem Buche der Haß der der militärischen Vorbereitung unterliegenden französischen Jugend gegen Deutschland dadurch aufgepeitscht wird, daß ihr vorgelogen wird, wie 1870 die deutsche Zivilbevölkerung Türen von Eisenbahnwagen aufreißt, um darin befindliche, wehrlose französische Kriegsgefangene auf das schwerste zu mißhandeln. — Ja, denken Sie weiter daran, wie auch im eigentlichen wissenschaftlichen Unterricht aller französischen Schulen der gleiche Geist gepflegt wurde. Ich nenne Ihnen das in Paris eingeführte Lesebuch »**Lectures choisies d'Auteurs Français**« von Martin und Lemoine, wo es in dem Kapitel „Pflichten gegen das Vaterland" unter Anderm heißt:

> „Wir umhüllen das Vaterland mit Zärtlichkeit, wir vergrößern unser Leben, wenn wir seins vergrößern, wir leben mit ihm in der Vergangenheit, wir nehmen seine Zukunft voraus durch die Hoffnungen auf die Schicksalsfügungen, die es noch erwarten. Dabei sind wir glücklich, wenn wir unser Dasein opfern können für die Zukunft der Rache von gestern und heute."

Das Buch, worin es in bezug auf uns Deutsche heißt:

> „Jedoch als Feigheit müssen wir es betrachten, Freundschaft mit einer Nation zu halten, die ihre Gewalt mißbraucht hat, um uns zu beleidigen und zu verstümmeln, und die ihr Unrecht gegen uns ohne Skrupel aufrecht erhält."

Ich füge die Grammatik für Kinderunterricht von C. J. Labor hinzu, die als Unterlage für eine Stilübung französischer Kinder diese vier Bildchen bringt: Auf dem ersten schießt eine französische Frau aus dem Fenster ihrer Wohnung auf deutsche Soldaten; auf dem zweiten verteidigt sie sich gegen diese Soldaten, als sie eindringen, im Nahkampf. Auf dem dritten wird sie von preußischen Kürassieren erschossen; auf dem vierten findet der Sohn seine tote Mutter. — Nehmen Sie noch das Buch »**La douce France**« von René Bazin hinzu, für den Schulunterricht zurechtgemacht von der Seminarlehrerin Ménétrier: Worin zum Beispiel erzählt wird, es gebe im Elsaß desto weniger Störche, je mehr Preußen ins Land kommen; mit der Hinzufügung, es werde wohl behauptet, der böse Geruch der Preußen vertreibe die Tiere. Und zum Schlusse »**Les Contes de France**«, das mehrfach preisgekrönte und amtlich empfohlene Sammelwerk des Akademiemitgliedes Simon, das unter Anderm einen elfjährigen französischen Knaben beschreibt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der 600 „erschossene" und 15 „gebratene" Deutsche zur Strecke bringt. — Ich nehme, weiß Gott, unsre alldeutschen Hetzer nicht in Schutz. Aber an dergleichen reichen sie auch nicht entfernt heran. Und vor Allem: Wie schon dargelegt, sie haben es nicht erreicht, Deutschland in den Krieg zu treiben; ihre französischen, weit größeren, Brüder haben aber ihr Ziel, den Krieg zu entfesseln, mit Hilfe des zaristischen Rußlands nur allzugut erreicht.

5. Sie schreiben über unser Deutschland:

> „Sechs Jahrzehnte Gewaltanbetung haben die sittliche Verwirrung zu furchtbarer Entwicklung gebracht, Kirche, Wissenschaft, Kunst, Literatur, die Frauenwelt, alle, alle machten in ihrer übergroßen Mehrzahl den Tanz um den Säbel mit, verloren ihr Ich, verloren die Überlieferung deutscher geistiger Größe in der Verehrung des blöden Irrwahns der Macht. So vor dem Krieg, wodurch das Verbrechen überhaupt erleichtert wurde; so während des Kriegs als lange, oh, nur zu lange, die Möglichkeit des Siegs winkte."

Ja, in Gottes Namen, ist denn das in Frankreich auch nur um ein Haar anders gewesen? Nein, dreimal nein, wie es jedem, der es nicht ohnehin weiß, die soeben unter Punkt 4 gegebenen Ausführungen zeigen. Das ist doch überhaupt gar nichts Andres, als die natürliche Folge, die die Anarchie zwischen den Staaten in einer Zeit, die auch unter einer Hochspannung der Zivilisation steht, ohne weiteres und ganz unvermeidlich überall erzeugt. Und was das „Verbrechen" angeht, wenn Sie denn schon diesen Ausdruck für die Entfeßlung des Kriegs brauchen wollen — ich gehe nicht so weit, wie Sie aus meinem Leitaufsatze im ersten Januarheft wissen —, dann trifft dieses „Verbrechen" eben Rußland als den Täter und Frankreich als den Anstifter, vielleicht auch die Dynastie Habsburg als den fahrlässigen Förderer, aber ganz gewiß nicht uns.

6. Sie schreiben, und Sie meinen, uns Deutschen damit etwas Angenehmes zu sagen: „Das demokratische Deutschland ist nicht mehr der Feind der Menschheit." Also wären wir das bisher gewesen. Eine mir völlig unverständliche Herabsetzung unsres Vaterlandes. Solange die Anarchie zwischen den Staaten besteht, kann man schließlich von jedem Staate sagen, er sei „der Feind der Menschheit".

7. In Ihrer Tagebucheintragung vom 10. November über die Waffenstillstandsbedingungen der Entente haben Sie mit Recht gesagt: „Es liegt der typisch militärische Sadismus darin. Rache, Erniedrigung, Weiden an des Gegners Qualen." — Nachdem Sie diese sehr zutreffende Bemerkung gemacht haben, fahren Sie dann gleich darauf dennoch so fort:

> „Das ist das Los, das die verbrecherischen Urheber des Kriegs dem deutschen Volk beschert haben. So grausam es ist, es ist begreiflich, es ist verständlich. Sind doch in diesen Bedingungen jene Gefühle summiert, die hervorgerufen wurden durch den frivolen Beginn des Kriegs, durch den Einfall in Belgien, die Zerstörung von Löwen, Dinant

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und anderen belgischen Städten, durch die Füsilierungen und Deportationen von Bürgern, durch die Hinrichtung einer Cawell, eines Kapitäns Fryatt, durch die Versenkung der ‚Lusitania', der ‚Sussex', der ‚Tubantia' und der zahllosen anderen Schiffe, durch die Fliegerbombardements von London, Paris und andern Städten, durch die Zerstörungen beim Rückzug an der Somme, den Unterseebootskrieg, die frivole und zwecklose Fernbeschießung von Paris, durch die fast vierjährige Seelenqual der Bevölkerung in Nord-Frankreich und Belgien, durch den namenlosen Mord der zahllosen Jugend auf den Schlachtfeldern aller fünf Weltteile. Wahrhaftig, so betrachtet, sind die Bedingungen noch milde für ein Land, dessen Gebiet vom Krieg fast ganz verschont geblieben ist."

Dazu ist Dies zu sagen:

„Frivoler Beginn des Krieges."

Ja, unmittelbar vorsätzlich durch Rußland, mittelbar vorsätzlich durch Frankreich, und außerdem fahrlässig durch die Dynastie Habsburg. Aber nicht durch Deutschland (so wenig wie durch England). Siehe oben unter Ziffer 3.

„Einfall in Belgien."

Ich halte es zwar für einen hahnebüchenen Unsinn, wenn etliche Leute bei uns, Tirpitz voran, behaupten, Belgien habe ein Unrecht gegen uns begangen gehabt, und deshalb sei ihm durch unsern Einmarsch „ganz recht" geschehn: Auch die „Belgischen Dokumente" beweisen nichts dafür, denn sie zeigen nur, daß Belgien voraussah, Deutschland werde, falls allseitig angegriffen, durch die Not gezwungen durch Belgien marschieren, und daß sich Belgien für diesen Fall nach Hilfe von außen umsah. Das war meines Erachtens Belgiens gutes Recht. — Aber es ist ein mindestens genau so großer Unsinn, nun ein strafbares Unrecht Deutschlands darin zu sehen, daß es, als es nun tatsächlich von allen Seiten angegriffen wurde, auch wirklich durch Belgien marschierte. Es war eben ein ganz echter Fall des Notstandes, wie Bethmann Hollweg das in seinem vorzüglichen „Kanzlerworte über Belgien", dem roten Tuche der Alldeutschen, ausgezeichnet formuliert hat. Wenn, so füge ich hinzu, mein Haus in Flammen steht, so bin ich schon nach Bürgerlichem Rechte berechtigt, Teile des Nachbarhauses auch gegen den Willen von dessen Eigentümer zu zertrümmern, um mir einen Ausweg zu bahnen (natürlich unter der Verpflichtung, den Nachbarn zu entschädigen). Und dabei herrscht doch zwischen mir und dem Nachbarn eben bürgerliches Recht und keine Anarchie. Um wieviel mehr muß das gleiche zwischen Staaten gelten, zwischen denen doch, was Sie immer wieder vergessen, im August 1914 noch keine Rechtsordnung, sondern Anarchie herrschte. Und Deutschland war im Notstand: Die russische Mobilmachung bedeutete selbstverständlich den Krieg, und Frankreichs Teilnahme war schon deshalb sicher, weil doch jedermann wußte, daß die russischen Rüstungen und die russische Kriegspolitik von Frankreich langerhand vorbereitet und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezahlt waren. Außerdem hatte ja auch die französische Regierung am 1. August 1914 auf die wiederholte bestimmte Frage des deutschen Botschafters in Paris, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleiben werde, diese Frage in ganz unmißverständlichen Ausdrücken verneint (und zwar ohne zu wissen, daß Deutschland im Falle der Bejahung der Frage die Besetzung von Toul und Verdun als Pfand fordern würde, also ohne daß diese Forderung auf Frankreichs verneinende Antwort irgendeinen Einfluß gehabt hatte). Wenn nun Belgien, was natürlich sein gutes Recht war, den von Deutschland in seinem Notstande geforderten Durchmarsch weigerte, so lag eben zwischen Deutschland und Belgien ein Interessenkonflikt vor, der in Ansehung der zwischenstaatlichen Anarchie zum Kriege auch zwischen Deutschland und Belgien führte. Eine sittliche Entrüstung über das Verhalten eines der beiden Staaten ist ganz sinnlos, genau so sinnlos wie jede sittliche Entrüstung über irgendein Ergebnis der bisherigen zwischenstaatlichen Anarchie. Es braucht also, um eine solche sittliche Entrüstung gegenüber Deutschland auszuschließen, noch gar nicht einmal auf das Verhalten der Entente gegenüber Griechenland hingewiesen oder das deutsche Besetzungsrecht belgischer Festungen herangezogen zu werden.

Ganz natürliche und in jedem Völkerrechte anerkannte Folgen des Franktireurkrieges, den die Belgier (übrigens zum Teil mit scheußlichen Grausamkeiten) gegen unsre Truppen führten.

„Die Zerstörung von Löwen, Dinant und anderen belgischen Städten."

„Die Füsilierungen von Bürgern."

Diesen Punkt will ich nicht vertreten, obwohl ich es für sehr möglich halte, daß die Überführung belgischer Arbeiter nach Deutschland nötig wurde, weil diese Leute in Belgien nicht arbeiten wollten, und weil dadurch die Ordnung und vor Allem die regelmäßige Ernährung der belgischen Bevölkerung und des deutschen Besatzungsheeres gefährdet wurde. Übrigens sieht man, daß die Franzosen es jetzt in den von ihnen besetzten deutschen Gebieten genau so machen, und zwar ohne jede Notwendigkeit und nicht mehr im Kriege sondern im Waffenstillstande. Und auch Das kann Ihnen ja nicht unbekannt sein, daß dieselben Franzosen planen, einige Hunderttausende deutscher Kriegsgefangene auch nach dem Friedensschlusse einige Jahre lang als Arbeitssklaven zu halten.

„Deportationen von Bürgern."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Hinrichtung einer Cawell, eines Kapitän Fryatt."

Miß Edith Cawell und Kapitän Fryatt hatten alle beide Handlungen begangen, die nach dem Kriegsrechte aller zivilisierten Völker mit dem Tode bestraft werden. Beide waren dieser Handlungen im ordnungsmäßigen kriegsgerichtlichen Verfahren, wie alle zivilisierten Völker es haben, überführt worden, meines Wissens waren übrigens beide auch geständig. Jede moralische Entrüstung über diese Ausübungen klaren deutschen Rechts ist ebenso abwegig, wie die Torheit etlicher Zeitungsschreiber bei uns, die den Engländern „Mord" vorwerfen, weil sie den des offenkundigen Kriegsverrats schuldigen Sir Roger Casement nach Recht und Gesetz (das in allen Ländern das gleiche gewesen wäre) hingerichtet haben. — Gewiß, es wäre politisch klug gewesen, wenn Deutschland sich entschlossen hätte, insbesondre im Falle Cawell, von seinem klaren Rechte keinen Gebrauch zu machen; die Berliner Zentralinstanz hat das ja auch eingesehen und die Hinrichtung noch zu verhindern gesucht. Es wäre das deshalb politisch klug gewesen, weil wir der Weltpresse der Entente gegenüber standen, die die „öffentliche Meinung" der Urteilslosen in der ganzen Welt außerhalb des Vierbundes machte. Und der es natürlich ein Leichtes war, hier, wie in andern Fällen, das klare deutsche Recht in Unrecht umzufälschen, und insbesondre durch die Betonung der Tatsache, daß hier eine Frau erschossen wurde, auf die Sentimentalität der urteilslosen Masse zu wirken: Davon, daß die Franzosen es in gleichen Fällen genau so machten (und ich kann natürlich auch da nicht behaupten, mit Unrecht) erfuhren die lieben Kinder selbstverständlich nichts. — Ich brauche mich wohl nicht gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß ich etwa mit Miß Edith Cawell, die große menschliche Verdienste hat, oder mit Kapitän Fryatt, der meines Wissens ein sehr tapferer Krieger war, kein menschliches Mitgefühl hätte; das habe ich mit ihnen selbstverständlich ebenso wie mit Sir Roger Casement. Ich wehre mich nur dagegen — dagegen aber auch auf das allerentschiedenste —, daß Fälle menschlicher Tragik, die ganz einfache, unvermeidliche Folgeerscheinungen der Anarchie zwischen den Staaten sind, meinem Vaterlande als ein Verschulden zur Last gelegt werden. Dafür, daß sich solche Fälle menschlicher Tragik womöglich nicht wiederholen — aber auch nicht die Fälle, von denen Sie hier nicht sprechen, wo die gleiche Tragik meine deutschen Landsleute traf — bin ich ja eben Pazifist.

„Der Unterseebootskrieg."

„Die Versenkung der ‚Lusitania', der

Die „Lusitania" trug Munition. Es wäre närrisch gewesen, die ungehindert herüber zu lassen, damit sie unsre Soldaten töte und verstümmle. Im Übrigen: Der uneingeschränkte U-Boots-Krieg war politisch unklug, weil vorauszusehn war, daß er uns die Kriegserklärung Nordamerikas zuziehen werde. Das Gestöhne darüber, daß er völkerrechtswidrig, unmenschlich usw. sei, ist genau so töricht, wie das gleiche Gestöhne über die während des Krieges ausgeübte

englische Hungerblockade. Entgegenstehende völkerrechtliche Bestimmungen gab es — trotz aller gegenteiligen Behauptungen hüben und drüben — weder im einen noch im andern Falle (also allerdings auch nicht gegenüber der Hungerblockade während des Krieges: die „Londoner Deklaration", wenn sie sie überhaupt untersagt, ist niemals ratifiziert worden). Der Krieg ist eben kein ritterlicher Sport, sondern organisierter Mord; darum wollen wir Pazifisten ihn ja abschaffen. Aber es ist unklug sich darüber zu entrüsten, daß der Krieg, solange er auf Erden noch besteht, eben das ist, was er seiner Natur nach ist, nämlich das, was der englische Admiral Fisher durchaus treffend in die Worte gefaßt hat: »**Sink, burn and destroy**!«

‚Sussex', der ‚Cubantia' und der zahllosen anderen Schiffe."

Hier gilt genau das gleiche. Überdies waren die von uns mit Fliegerbomben belegten Plätze sämtlich Mittelpunkte militärischer Verteidigung. Und unsre Angriffe richteten sich ausschließlich gegen militärische Werke oder Fabriken von Militärbedarf. Während die Franzosen nachgewiesenermaßen den Fliegerkrieg bewußt gegen die Zivilbevölkerung deutscher Städte geführt haben, unter Anderm einmal das Strömen der Bevölkerung in einen katholischen Gottesdienst benutzt haben, um in die Masse der feiernden Männer, Frauen und Kinder ihre Bomben zu werfen.

„Die Fliegerbombardements von London, Paris und andern Städten."

Eine militärische notwendige Handlung. Gehört zum Wesen des Krieges. Ist mit ihm eine Folge der zwischenstaatlichen Anarchie, die wir Pazifisten bekämpfen, deren naturgemäße Folgen wir aber nicht einem einzelnen Staate zur Last legen dürfen.

„Die Zerstörungen beim Rückzug an der Somme."

Paris war Festung. Dank der Torheit derer, die eine Millionenstadt dazu machten. Festungen sind beschossen worden, seit es eine Artillerie gibt. Wer ein weittragendes Geschütz hat, der wird es benutzen, und wäre ein Esel, wenn er es nicht täte — solange eben Krieg ist.

„Die frivole und zwecklose Fernbeschießung von Paris."

Ich weiß nicht zum wievielsten Male legen Sie hier uns Deutschen zur Last, was das Wesen des Krieges ist. Haben Sie übrigens nichts von den Seelenqualen der Bevölkerung in Ostpreußen gehört? Lesen Sie einmal, was der neutrale Björn Björnson über die Mordtaten der Kosaken dort berichtet.

„Die fast vierjährige Seelenqual der Bevölkerung in Nordfrankreich und Belgien."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der namenlose Mord der zahllosen Jugend auf den Schlachtfeldern aller fünf Weltteile"

Und nochmals dieselbe Geschichte! Wiederum sind für Sie wir Deutschen schuld an dem, was das Wesen des Krieges ist. Ist denn unsre Jugend nicht „gemordet" worden?

In Rücksicht auf alle diese „Greueltaten" (so nennen Sie es einen Absatz weiter) finden Sie also die Waffenstillstandsbedingungen der Entente, deren „Sadismus" Sie kurz vorher selbst anerkannt haben, „noch milde". Ich will dazu nur von der Aufrechterhaltung der Hungerblockade während des Waffenstillstandes sprechen: Ich habe bereits gesagt, daß ich in die bei uns vielorts übliche moralische Entrüstung über die während des Krieges ausgeübte Hungerblockade nicht einstimmen kann: Hätte sie selbst, was sie, wie dargelegt, nicht tut, gegen irgendwelche früher festgelegte völkerrechtliche Abmachungen verstoßen, so wäre sie doch kraft Naturnotwendigkeit eingetreten: Die Ausmaße der modernen Kriege sind eben so gewaltig geworden, daß jetzt das ganze feindliche Land naturgemäß und ganz unvermeidlich die Stellung einnimmt, die in früheren Kriegen eine einzelne feindliche Festung einnahm; daher wird jetzt naturgemäß das ganze feindliche Land so behandelt, wie früher eine feindliche Festung: es wird ausgehungert. Zumal sich die gesamte Bevölkerung des feindlichen Landes, auch Frauen und selbst Kinder, durch fast ausnahmslose Beteiligung an der Munitionsherstellung zum Teile des kämpfenden Heeres macht. — Aber ganz etwas Andres ist die Aufrechterhaltung der Hungerblockade jetzt im Waffenstillstande, nachdem ihr Zweck, die Widerstandskraft des feindlichen Heimatheeres zu brechen, erfüllt ist. Das ist genau dasselbe, wie wenn man in früheren Zeiten, wo man nur Festungen aushungerte, deren Besatzung, nachdem sie kapituliert hatte, noch die Nahrung verweigert hätte, wenn man also Menschen, die nicht mehr kämpfen konnten, absichtlich dem Hungertode überliefert hätte. Das tut jetzt die Entente durch die Aufrechterhaltung der Hungerblockade in den Waffenstillstandsbedingungen. Und das ist Mord. Diese Bedingungen noch „milde"?: Selbst gegenüber einem Manne von Ihren Verdiensten ist es schwer, hier nicht ein sehr hartes Wort zu sprechen.

8. Sie schreiben:

> „Nachts um vier Uhr zogen sie [die deutschen Heere] aus Brüssel. Wie der Verbrecher aus dem Mordhause."

Das erledigt sich durch das, was ich überhaupt über Belgien gesagt

habe. Ich finde hier wieder die gleiche, instinktive — und hier sogar mit einer bösen Beschimpfung verbundene — Parteinahme gegen uns Deutsche, wie im Falle Elsaß-Lothringen, eine Parteinahme, die ich einem Manne wie Ihnen, der zwar nicht Reichsdeutscher, aber doch österreichischer Deutscher ist, einfach nicht nachfühlen kann.

9. In Ihrer Tagebucheintragung vom 4. November behaupten Sie:

„Und das deutsche Volk im Reich! Arme Sünder-Stimmung."

Nun, ich war doch zu der Zeit im Reich und gehöre zum deutschen Volk: aber ich kann Sie versichern, kein zurechnungsfähiger Mensch hier ist sich wie ein „armer Sünder" vorgekommen. Einige phantastische Literaten vielleicht, Leute wie Kurt Eisner, die ein für sie und Andre unglückliches Schicksal in die Politik verschlagen hat, aber sonst, weiß Gott, kein zurechnungsfähiger Mensch. Bemerkt habe ich etwas von weit verbreitetem Zorn über „Alldeutsche" und „Vaterlandsparteiler", als über die, die eine törichte Politik erzwungen und einen rechtzeitigen Friedensschluß verhindert haben, Zorn hierüber, als über etwas politisch Verkehrtes. Aber uns als „arme Sünder" fühlen? Etwa gegenüber Herrn Clémenceau, dem wilden Bekämpfer aller ethischen Ideen in der Politik, diesem französischen Alldeutschen, der sich von unsern Alldeutschen nur dadurch noch unterscheidet, daß e r die Macht hatte, die Vernünftigen in seinem Lande, die Feinde des Völkermordens, einkerkern und erschießen zu lassen? Oder etwa gegenüber Herrn Northcliffe, dem Vater der Lüge? Oder gegenüber wem sonst?

10. Als nach dem Niederbruch Österreich-Ungarns das „Wiener Fremdenblatt" schreibt: „Wir sind besiegt, aber unsre Waffen sind ruhmreich geblieben", da begleiten Sie, hochgeehrter Herr Fried, diese durchaus zutreffende Bemerkung in Ihrem Tagebuche mit den Sätzen:

„Sind wir aber froh! Die Waffen, die wir zum Teufel wünschen, die wir ohnehin dem siegreichen Feind übergeben müssen, sind heute unsre geringste Sorge. Idioten! Wen glaubt ihr noch mit solchen wurmstichigen Phrasen zum besten halten zu können?"

Das ist doch schlechtweg gehässig. Solange eine Anarchie zwischen den Staaten besteht — während des Weltkrieges und vorher bestand sie, ja die in Frankreich herrschenden Kreise tun ihr Möglichstes, sie auch jetzt noch zu verewigen, wie ich hoffe, vergeblich angesichts Wilsons Entschlossenheit —, solange braucht man doch Waffen. Und solange ist die Befriedigung darüber, diese Waffen, wenn man sie schon einmal führen mußte, gut geführt zu haben, durchaus berechtigt. Wie können Sie, hochgeehrter Herr Fried, der Sie „im Grund Ihres Herzens mit den Franzosen feiern", weil sie durch ihre Waffen (das heißt meiner Ansicht nach durch die Waffen der Engländer, Amerikaner und Neger) Elsaß-Lothringen wieder erlangt haben, — wie können Sie, der Sie das als den „Sieg einer Idee" preisen, so gar kein Gefühl haben für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Ausfluß ganz der gleichen Ideologie bei Ihren eigenen engeren Landsleuten, den Deutsch-Österreichern.

11. Am 21. November tragen Sie in Ihr Tagebuch unter Anderm ein:

> „Wie wird das deutsche Volk, wie seine unschuldige Masse, die nur Werkzeug war, sich reinigen? Und es muß sich reinigen von dem Fluch der Verachtung, der auf ihm liegen wird. Für Völker gibt es keine Magdalenenstifte."

Hochgeehrter Herr Fried! Darüber denke ich so: Wo wir Deutschen uns im Auslande mit Engländern und Amerikanern treffen werden, da wird sich — mindestens nach einiger Zeit — das alte vortreffliche Verständnis wiederfinden, das ich in solchen Fällen immer bemerkt habe, das im Wesentlichen auf gleicher Veranlagung und Lebensanschauung beruht, und das, trotz allen Geschreies von „Times", „Deutscher Tageszeitung" usw., in Wirklichkeit zwischen den Angehörigen dieser nahe verwandten Völker ganz instinktiv immer bestanden hat. Jetzt wird sogar noch hinzukommen, daß, wenn einmal die Kriegspsychose geschwunden sein wird, die Angelsachsen ihrer ganzen Natur nach die allergrößte Hochachtung vor der Riesen-Leistung des deutschen Heeres und Volkes während des Weltkrieges haben werden. Dafür sind es Nationen von Sportsleuten. Sollten aber Franzosen und Italiener auf den Gedanken kommen, uns Deutsche zu „verachten", so würde ich das sachlich insofern bedauern, als eine solche Verrücktheit dem dringend notwendigen Aufbau der Rechtsordnung auch zwischen diesen Völkern und uns nicht förderlich sein könnte. Aber persönlich würde ich nur das Gefühl haben, daß eine solche Seelenstimmung bei Völkern, die sich jetzt von Engländern, Amerikanern und — Negern einen „Sieg" über uns haben schenken lassen, etwas unendlich Komisches wäre.

* * *

Hochgeehrter Herr Fried! Muß ich noch besonders sagen, warum ich diese Ihre Taktik für so ungeheuer gefährlich halte, und warum ich Sie im Interesse der gemeinsamen Sache auf das dringendste bitte, diese Taktik zu ändern?

Ich sprach schon aus, daß nach meiner Überzeugung, die Ihnen ja ohnehin bekannt ist, davon, ob der Pazifismus, der von Ihnen begründete „wissenschaftliche Pazifismus", siegt, ob es gelingt, die Anarchie zwischen den Völkern durch eine Rechtsordnung zu ersetzen, das Schicksal der Welt abhängt. Gelingt Dies nicht, so ist das Schicksal mindestens der weißen Völker Selbstmord in durchaus absehbarer Zeit. Ob der Pazifismus siegt, das hängt, wie die Dinge sich jetzt gestaltet haben, offensichtlich davon ab, wie sich Deutschland dazu stellt. Kommt in Deutschland jetzt dieselbe Revanchestimmung auf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit der vor dem Weltkriege Frankreich 43 Jahre lang die Welt vergiftet hat, so tritt jene Selbstvernichtung der weißen Völker (natürlich einschließlich Deutschlands) mit Sicherheit ein.

Nun hat Ihre gegenwärtige Taktik drei Wirkungen, die sämtlich dahin zielen, das Aufkommen des Pazifismus in Deutschland zu erschweren, und die Revancheströmungen hier zu stärken.

Zum Ersten: Ihre gegenwärtige Taktik hindert in Deutschland die Bildung eines starken pazifistischen Blocks. Denn Zehntausenden, ja ich glaube Hunderttausenden, gerade unter den geistig arbeitenden Männern und Frauen Deutschlands, geht es sicher, wie es mir geht: Wir sind überzeugte Pazifisten, und diejenigen unter uns, die es nicht schon, wie ich, vor dem Kriege waren, sind es geworden durch das Erleben dieses Krieges. Wir sind insbesondre überzeugte Anhänger Ihres genial begründeten wissenschaftlichen Pazifismus. Aber wir können, von Gewissens wegen und um unsrer Selbstachtung willen, unter keinen Umständen innerhalb des Pazifismus eine Taktik mitmachen, die die Welt einfach durch die Brille der Entente und ganz besonders Frankreichs sieht. Ihr ganzes tatsächliches Vorbringen, von dem ich heute gesprochen habe, Ihre ganze darauf gestützte Beurteilung der Dinge halten wir für falsch von A bis Z. Ich spreche hier nicht im Namen und in Vollmacht irgendwelcher deutscher pazifistischer Vereine. Ich gehöre bis jetzt (außer dem Ausschusse der „Deutschen Liga für Völkerbund") keinem von ihnen an und habe mit keinem von ihnen Fühlung genommen, ehe ich diesen Aufsatz schrieb (ich zweifle übrigens nicht, daß ihre Mitglieder mindestens zum allergrößten Teil über diese Dinge ebenso denken, wie ich). Aber ich bin sicher, im Namen all der mindestens Zehntausenden zu sprechen, die von den pazifistischen Organisationen Deutschlands erst hinter sich gebracht werden müssen, und bei vernünftiger Taktik auch hinter sich gebracht werden können, wenn diese Organisationen eine wirkliche Macht werden sollen. Und ganz gewiß spreche ich im Namen aller derer, die hinter dem „Vortrupp" stehn, insbesondre im Namen des nicht ganz unbeträchtlichen Teils der deutschen Jugend, der ihn regelmäßig liest. Würde eine solche Taktik, wie Sie sie jetzt eingeschlagen haben, beibehalten, so bliebe meines Erachtens gar nichts Andres übrig, als den Versuch zu machen, einen besondern „Deutschen Pazifismus" zu begründen. Das will sagen: einen Pazifismus, der — wissenschaftlich durchaus auf Ihrem Boden stehend und bei größter Verehrung Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Verdienste um die Menschheit (auch um unser Volk) — doch frei von jedem Verdachte wäre, an derartigen Anschauungen teilzuhaben, wie Sie sie im Doppelhefte 11/12 Ihrer „Friedens-Warte" von 1918 vertreten. Eine solche Notwendigkeit wäre höchst bedauerlich; ich bin der letzte der eine solche Zersplitterung wünscht. Aber Sie

dürfen auch nicht Voraussetzungen schaffen, die eine solche Zersplitterung mit Naturnotwendigkeit erzeugen müßten.

Zum Zweiten aber würde, wenn Sie die gegenwärtige Taktik beibehalten, selbst ein solcher besondrer „Deutscher Pazifismus" es nicht verhindern können, daß der ganze pazifistische Gedanke in Deutschland an Ansehen verlöre. Denn die wütenden Feinde des Rechtsgedankens im Völkerleben, die es bei uns, wie in allen Ländern gibt: die „Alldeutschen" und große Teile der sogenannten „Deutschnationalen Volkspartei" und der „Deutschen Volkspartei" — kurz alles, was man die deutschen Clémencisten nennen könnte — würden trotzdem auch gegen den „Deutschen Pazifismus" immer wieder Ihre, Alfred H. Frieds, Taktik ausspielen. Und mit sicherem Erfolge, da Sie, hochgeehrter Herr Fried, nun einmal der Schöpfer des ganzen modernen Pazifismus und sein größter Kopf sind.

Zum Dritten: Wenn ein Deutscher — denn das sind Sie ja auch als Deutsch-Österreicher, und wollen es auch sein, wie Sie selbst schreiben — so etwas öffentlich vertritt, wie Sie es in dem heute hier besprochenen Doppelhefte der „Friedens-Warte" getan haben, so wirkt das unvermeidlich als eine Aufreizung der Entente, besonders der durchweg antipazifistischen Franzosen, von dem „schuldigen" Deutschland immer mehr zu fordern, also als eine Schwächung der Gedanken und Bestrebungen des Pazifisten Wilson. Solche Entente-Forderungen aber könnten unter Umständen solcher Natur sein, daß sie jede Rechtsordnung zwischen den Erzwingern dieser Forderungen und dem durch sie mißhandelten Deutschland nach den Gesetzen der Menschennatur unmöglich machen würden. Und damit wäre dann für die Ersetzung der Anarchie zwischen den Völkern durch eine Rechtsordnung, also für den Sieg Ihrer Idee, hochgeehrter Herr Fried, der wahrscheinlich letzte Augenblick verpaßt, wo dieser Sieg die Selbstvernichtung der weißen Völker noch verhindern kann.

Hochgeehrter Herr Fried, es ist, wie Sie wissen, ein ehrlicher Freund Ihrer Sache, der hier zu Ihnen gesprochen hat. Es ist wirklich Moorgrund, worauf Sie sich jetzt begeben haben. Kehren Sie da um! Um Ihrer Sache willen, und um Dessen willen, was die den Völkern schuldig ist!

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

sehr ergebener

Dr. jur. Hermann M. Popert.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Briefe an eine Mutter.

9.

Gewiß, alles, was ich Ihnen in den letzten Briefen geraten habe, sollte zunächst und hauptsächlich der Erziehung der Hand und des Auges, der kindlichen Geschicklichkeit und seiner Sinnestätigkeit dienen. Sie meinen nun ganz erstaunt, daß doch die Entwicklung des Verstandes das Wichtigste für den Menschen sei. — Das Wichtigste ist der Verstand nach meiner Auffassung nun allerdings nicht, er ist wenigstens nicht die höchste und feinste Kraft im Menschen, aber sicherlich soll auch er sehr sorgfältig gepflegt werden. Doch eine gesunde Schulung der Sinne und Fertigkeiten ist wiederum eine sehr wünschenswerte Vorstufe und Grundlage für die Entwicklung des Denkvermögens im Kinde, nichts wirkt so vorteilhaft auf den Intellekt ein, wie ein gut gepflegtes Sinnesleben. Die Winke, die ich Ihnen bisher geben durfte, bitte ich also als Vorübung für die jetzt zu behandelnde Schulung des Verstandes Ihrer Kinder zu betrachten.

Der Verstand sucht das sinnesmäßig Wahrgenommene zu durchdringen und zu begreifen, indem er Ursache und Wirkung und die Art der Lebensvorgänge zu erfassen sich bemüht. Auch der Verstand kann und soll produktiv werden. Wie greift man diese Aufgabe am sichersten an? Das ist die Frage, für die ich Sie heute besonders interessieren möchte.

Ein geistig gesundes Kind fragt schon früh sehr viel. Seine Fragen sind der Ausdruck des in ihm erwachten Verstandeslebens, der seine Probleme bereits gefunden hat und ihre Lösung versucht. Ein Kind, das nicht nach dem Warum? und Weshalb? und dem Wie kommt es? fragt, ist entweder scheu oder geistig träge. Es ist ja auch natürlich, daß das Kind überall auf unverstandene Erscheinungen stößt, deren Ursachen, Verlauf und Wirkungen es noch nicht sofort zu fassen vermag. Je mehr also ein Kind zu fragen hat, desto größer ist sein geistiger Appetit. Die Fragelust kann so stark auftreten, daß das Kind den Erwachsenen geradezu lästig wird.

So haben wir also den Kindern gegenüber eine zweifache Aufgabe: die fragearmen Kinder müssen angeregt werden zum Forschen und Durchdenken ihrer Welt und die fragelustigen — — — Doch davon später!

Wie also regt man anscheinend träge oder scheue Kinder zum Denken oder zum Mitteilen ihrer Gedanken an? — Natürlich dadurch, daß man ihnen Denkaufgaben stellt. Das muß aber wieder sehr vorsichtig geschehen, alle plumpe Zudringlichkeit sollte vermieden werden. Nur gelegentlich und wie zufällig und gänzlich unauffällig mache man Versuche in solcher Anregung. Unter jeder Bedingung ist nämlich der Eindruck zu vermeiden: Ich werde nur gefragt, damit ich lerne. Vater und Mutter wollen sehen, ob ich mir auch das Richtige gedacht habe. Viel besser und erfolgversprechender wäre der umgekehrte Eindruck im Kinde: Meine Mutter fragt mich so oft nach etwas, weil sie selber auch nicht weiß, warum dies oder jenes so oder so ist. Hat ein Kind diese Überzeugung, dann wird es auch die Fragen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Erwachsenen ganz berechtigt finden und zu der Lösung beitragen, was es nur beitragen kann.

Gestatten Sie mir einige Beispiele, die Ihnen vor allem zeigen sollen, wie ungezwungen und unauffällig für ein Kind derartige Anregungen sein müssen, wenn sie die kindliche Unbefangenheit nicht stören sollen. Um die Weihnachtszeit des vergangenen Jahres hatten wir den Sohn einer Anverwandten im Hause, einen kleinen lieben sechsjährigen Kerl. Er ist ein sehr stilles, aber gewiß kein dummes Kind. Doch er fragt so auffällig wenig, daß ich es immer wieder für meine Pflicht hielt, seinem Verstande Nüsse aufzugeben. So sagte ich eines Morgens, als er bei mir im Zimmer saß und mit Bauhölzern spielte, wie verloren für mich hin: Ach, was liegt wieder für eine Menge Staub auf den Büchern. Wo nur immer der viele Staub herkommt? Das möchte ich wissen!

Er sah mich an und antwortete, obwohl die Frage durchaus nicht unmittelbar an ihn gerichtet war: Den macht der liebe Gott, der hat alles gemacht, sagt Mutti. — Gerade wie so viele Erwachsene es auch manchmal machen, schob der kleine Guck-in-die-Welt unserm Herrgott auch allen Unrat auf Erden in die Schuhe! Meinst du? entgegnete ich ernsthaft. Das glaub ich nun doch nicht, daß der liebe Gott den Staub macht, aber ich weiß wirklich nicht, woher er immer wieder kommt. Emma hat doch heute morgen erst abgewischt!

Eine lange Pause entstand und Karlchen spielte ruhig mit seinen Bauhölzern weiter. Ich hielt meine gut gemeinte Anregung schon für gänzlich verpufft, als er auf einmal sagte: Wenn Papa Holz sägt, dann macht er auch Staub.

Jawohl, antwortete ich freudig, das habe ich auch schon gesehen, aber — — — hier ist doch nicht gesägt worden. Dann kann der Staub im Zimmer doch wohl nicht vom Sägen kommen.

Wieder gabs eine Pause, und wieder schien meine Anregung nutzlos gewesen zu sein, da stieß er beim Spiel aus Versehen gegen den Weihnachtsbaum, ein Kringel fiel herab und sein kleiner Fuß trat darauf. Er besah, was er angerichtet hatte, und meinte pfiffig: Guck mal, mein Stiefel hat auch Staub gemacht. — Na also, nun war der Junge doch auf dem richtigen Wege. Unser Mädchen trat ins Zimmer, um Kohlen nachzulegen. Karlchen schaute sich die Sache sehr genau an und sagte: Onkel, der Ofen hat einen ganzen Kasten voll Staub gemacht.

Mit dieser gewonnenen Teilerkenntnis glaubte ich die Sache auf sich beruhen lassen zu dürfen. Teilerkenntnisse sind es ja immer, die die Kinder zutage fördern, und über mehr als Teilerkenntnisse verfügen wir Erwachsenen schließlich auch nicht. Wer von uns vermöchte irgendeine Frage restlos zu beantworten? Weil es sich aber bei Kindern immer nur um Teilerkenntnisse handeln kann, ist der Unterschied zwischen schweren und leichten Fragen ziemlich bedeutungslos, zumal nicht immer das leichte Fragen für die Kinder sind, die uns Erwachsenen als solche erscheinen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An einem der nächsten Tage saß ich mit Karlchen am Tische, wir besahen ein neues Bilderbuch. Darin war auch ein Bild vom Starnberger See mit einem prächtigen Dampfer, der dem Kinde außerordentlich gefiel. Eine Fahrt auf solch großem Schiffe schien Karlchen natürlich ein besonderer Genuß zu sein. Wir unterhielten uns über die Fahrt und über die Einrichtung eines Schiffes. Dabei bemerkte ich anscheinend ganz nebenbei: Es ist doch merkwürdig, daß solch großer Dampfer weiter kommt auf dem Wasser. Karlchen sah mich verwundert an, und nach kurzem Nachdenken entgegnete er: Das ist doch ganz einfach, da ist doch eine Maschine drin.

Innerlich seufzte ich tief und ehrlich auf über diese „Erklärung", die doch eben gar keine Erklärung war. Das Kind machte es wieder wie wir Erwachsenen es so gern tun: Wir werfen dem Fragenden statt einer Erklärung irgendeine Vokabel an den Kopf und glauben, dadurch seinen Wissensdurst befriedigt zu haben.

Ja, eine Maschine, erwiderte ich, aber nun weiß ich ja doch noch nicht, wie es kommt, daß das Dampfschiff fahren kann. Da wurde das Kind ganz eifrig.

Guck doch die großen Räder! Die schieben das Wasser weg, und dann fährt das Schiff. Ach richtig, die großen Räder! Die haben ja Bretter, die das Wasser wegschieben, und dann kommt das Schiff weiter nach vorn. Richtig, so ist es auch. — Da war das Kind anscheinend ganz selig, daß es mir eine schwierige Sache erklären konnte.

Das alltägliche Leben ist voll von Gelegenheiten, um den Verstand der Kinder anzuregen: Von den leichtesten Fragen, die nur das Erinnerungsvermögen stärken sollen, wie „Wo hab ich denn mein Schlüsselbund hingelegt? Wo mag das Garn geblieben sein? Wann haben wir eigentlich zuletzt große Wäsche gehabt? Wann war Onkel Ernst zuletzt bei uns zu Besuch? Wie hießen doch die Leute, die wir im Bürgerpark trafen?" usw. bis zu den eigentlichen Fragen an das Nachdenken, z. B. „Warum heute nur die Lampe gar nicht ordentlich brennen will? Was heißt das nur, daß es heute nicht warm werden will in der Stube? Wie kommt es, daß das Messer auf einmal so stumpf geworden ist? Warum lassen meine Blumen heute nur alle die Köpfe hängen?" usw.

Bei allem Auffälligen sollten die Eltern in Gegenwart der Kinder (und zwar immer so, als wenn die Frage nicht unmittelbar für die Kinder berechnet und nur eine zufällige freundliche Mithilfe ihrerseits bei der Lösung erwünscht wäre) fragen: Wie kommt denn das und das? Auch wenn keine bedeutenden positiven Erkenntnisse dabei gewonnen werden, so werden die Kleinen doch gewöhnt, stets auch nach dem Warum der Erscheinungen zu fragen und darüber nachzudenken. Und d a s ist eben das Wichtigste!

Diejenigen Fragen, die eine verschiedene Antwort zulassen, sind wohl die besseren, weil sie dem Nachdenken der Kinder einen breiteren Raum gewähren und ein Hin und Her über die Ursachen der fraglichen Erschei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nungen zulassen. Auf ein solches Hin und Her der Meinungen aber kommt es mir gerade an. Nicht das ist ja der Zweck dieser „verlorenen Fragen", daß möglichst rasch eine klare Antwort durch das Kind gegeben wird, sondern daß sie der Anlaß wird zu langem, oft wiederholtem Nachdenken. Und es schadet gewiß nichts, wenn ein Kind bei dieser ehrlichen Verstandesarbeit einmal arg daneben haut und eine Antwort findet, die nach unserer besseren Einsicht gänzlich falsch ist. Daß es überhaupt nachdenken lernt und seinen Verstand gebraucht, d a r a u f kommt es an. Falsche Anschauungen sind leicht zu berichtigen, viel schlimmer aber ist es, wenn ein Kind sich über nichts Gedanken macht und überhaupt keine Probleme kennt.

Wir Erwachsenen aber haben allen Grund, nicht hochmütig auf das Kind herab zu sehen, wenn es falsch rät oder an verkehrter Stelle eine Ursache annimmt. Wir laufen ja auch mit so-o-o vielen falschen Anschauungen herum. Erst wenn wir mit einem wirklich überlegenen, einsichtsvollen Menschen zusammen treffen, erkennen wir manchmal mit Schrecken, welche Dummheiten und irrigen Vorstellungen wir liebevoll in uns gehegt haben.

Das sollten wir im Verkehr mit Kindern wirklich nicht vergessen. Viel lieber ist mir ein Kind, dessen Urteile grundfalsch sind, als ein anderes, das überhaupt nicht zum Urteilen kommt und gar keinen Trieb verspürt, den Gründen der Erscheinungen nachzuspüren.

Man muß nur ernsthaft im Familienkreise an diese wichtige Aufgabe herangehen, die Frageluft im Kinde zu wecken. Auch hier fällt der Baum nicht auf einen Hieb, auch die Intelligenz eines Kindes erwacht manchmal sehr langsam. Ganz ernsthaft und gemeinsam sollten Eltern und Kinder über die Dinge und Verhältnisse in Haus und Straße nachdenken, zunächst ganz unbekümmert darum, was Tatsächliches dabei herauskommt. Daß man zusammen auf Entdeckungsreisen geht, das ist das Wertvollste.

Wollen Sie es auch mal versuchen? Und wenn die Sache nicht gleich gelingt, darf ich Sie wohl bitten, trotzdem nicht den Mut zu verlieren und unablässig die schwere Aufgabe von neuem anzugreifen?

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

H. Scharrelmann.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Für Deutschösterreichs Recht. Die „Propagandastelle für Deutschösterreichs Recht" in Wien veröffentlicht eine Reihe von Werbeschriften*), die ein sehr anschauliches Bild der österreichischen Grenznöte geben und — gerade bei uns im Reich — weiteste Verbreitung verdienen.

Bis jetzt sind erschienen die folgenden vier von Dr. Richard von Pfaundler verfaßten Schriften: „Die Ansprüche Italiens auf Deutschsüdtirol", „Die Staatsgrenze Deutschösterreichs in Steiermark", „Die Staatsgrenze Deutschösterreichs auf Kärnter Gebiet" und „Die Zukunft der Deutschen in Westungarn". Ferner: „Die tschechoslowakischen Ansprüche auf deutsches Land" von Prof. Dr. Rudolf Laun, „Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen" von Prof. Dr. Alfons Dopsch und „Für die Selbstbestimmung Deutschböhmens" von Dr. Rudolf Lodgman v. Auen.

Es sind kurze Aufsätze, durchweg nur 5 bis 6 Druckseiten lang und mit einer Kartenskizze versehen; ganz schlicht und sachlich heben sie das Wesentliche der behandelten Fragen hervor, ohne den Leser mit Stoff zu belasten oder durch leidenschaftliche Gefühlsausbrüche wirken zu wollen. Im Vordergrunde steht die Zahl, die Statistik. Zum Beispiel: Es besteht die Gefahr, daß die Italiener bei Friedensschluß nicht nur Welschtirol, sondern auch ein großes Stück Deutschtirols, das sie bei Abschluß des Waffenstillstandes besetzt haben, behalten werden. In Zahlen ausgedrückt, bedeutet das nach Dr. v. Pfaundlers klarer Darstellung, daß das auf so unberechtigte Weise erweiterte Welschtirol (also das unter italienischer Herrschaft stehende Tirol) nicht weniger als 221170 deutsche Einwohner zählen würde. Die gesamte Einwohnerschaft des unter österreichischer oder deutscher Herrschaft verbleibenden Tirol wäre dann an Zahl (295119) nicht viel größer, als die Zahl der gewaltsam ins Königreich Italien hinübergezogenen Deutschen. In Wirklichkeit könnte die neue Landesgrenze, wenn sie der eigentlichen Völker- und Sprachengrenze folgte, einen ziemlich gerechten Ausgleich schaffen: In diesem Falle würde Welschtirol mit insgesamt 361307 Einwohnern nur 5521 Deutsche und Deutschtirol mit 517796 Einwohnern 8438 Italiener beherbergen.

Wenn wir über den Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich reden, müssen wir vor allem wissen, was für ein Gebilde dieses Deutschösterreich heute ist und welche Gefahren ihm drohen. Darüber wollen die „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" Klarheit verbreiten.

Vortrupp.

*) Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. Verlag Alfred Hölder, Wien. Neue Folge.

Eine Kulturtat. Die Alkoholgegnerbewegung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die rund 100 Jahre alt ist, hat im Januar dieses Jahres ihr Hauptziel erreicht: Es ist ein für das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten geltendes Gesetz geschaffen worden, dessen erster Abschnitt lautet:

> „Ein Jahr nach der Bestätigung dieser gesetzlichen Bestimmung soll innerhalb des Landes Herstellung, Verkauf und Beförderung berauschender Getränke zu Genußzwecken, sowie die Einfuhr solcher Getränke und die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten und allen Hoheitsgebieten der Vereinigten Staaten hiermit verboten sein."

Es handelt sich also um ein vollständiges Staatsverbot, von dem nicht nur der Alkoholhandel und -ausschank, sondern auch die Herstellung der geistigen Getränke betroffen werden. Das Gesetz,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das mit dem 1. Januar 1920 in Kraft tritt, war schon am 1. August 1917 vom amerikanischen Senat angenommen worden, am 17. Dezember desselben Jahres hatte das Repräsentantenhaus seine Zustimmung erklärt. Nur bedurfte das Alkoholverbot, um Gesetzesgültigkeit zu erlangen, noch der Bestätigung von mindestens drei Vierteln der einzelnen Bundesstaaten. Diese Bedingung ist seit dem 17. Januar 1919 erfüllt. Das Gesetz ist gültig. Da übrigens ein vorläufiges Verbotsgesetz, das für die Zeit der Truppenentlassung bestimmt ist, schon am 1. Juli d. J. in Kraft tritt, wird in den Vereinigten Staaten dem gesetzlich zulässigen Alkoholhandel bereits von diesem Zeitpunkte an ein Ende bereitet sein.

Bis zu welchem Grade damit der Alkoholismus oder gar der Alkoholgenuß beseitigt sein wird, läßt sich schwer voraussagen. Es wird natürlich nicht an kindlichen oder gut besoldeten Kritikern fehlen, die über eine erschreckliche Zunahme des heimlichen Trunks, der Heuchelei und aller damit verbündeten Untugenden jammern und dabei ganz außer acht lassen, daß nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt ein jedes Gesetz seine Übertreter findet. Es werden auch bald mancherlei Kräfte an der Arbeit sein, die das neue Gesetz auf jede nur mögliche Weise bekämpfen und versuchen werden, es unwirksam zu machen. Gleichviel: das Gesetz besteht, und sein segensreicher Einfluß auf das gesamte wirtschaftliche und sittliche Leben der Amerikaner muß sich bald genug fühlbar machen.

Ein Jahrhundert lang hat man in den Vereinigten Staaten mit seltener Ausdauer und Tatkraft den Kampf gegen den Alkoholismus geführt, hat sich durch gelegentliche Mißerfolge nicht irre machen lassen und schließlich einen Bundesstaat nach dem andern für den Gedanken des Alkoholverbots gewonnen. Seit 17 Jahren gibt es im ganzen großen Lande keine Schulklasse mehr, in der nicht lehrplanmäßig über den Alkoholgenuß und seine Gefahren unterrichtet wird. Jetzt ist das Volk reif, den letzten entscheidenden Schritt zu tun. Die Erfahrungen des Krieges haben zweifellos diesen Entschluß beschleunigt. Die Amerikaner haben sich gesagt, daß, wer in dem ungeheuren Weltringen Sieger bleiben wolle, kein Fünkchen Kraft vergeuden dürfe; und der Ausgang des Krieges beweist, daß ihre Rechnung richtig war. Sie haben sich ferner gesagt, daß für die Zeit der gewaltigsten wirtschaftlichen Anstrengungen nach dem Kriege die gleiche Forderung gelte, und daß vor allem der menschlichen Nahrung kein Körnchen entzogen werden dürfe, während Millionen von Menschen der Hungersgefahr ausgesetzt sind.

Und Deutschland? Hat das besiegte, ausgehungerte und schlimmster wirtschaftlicher Not preisgegebene deutsche Volk etwas unternommen, was sich der amerikanischen Kulturtat würdig an die Seite stellen ließe? — Bis jetzt rauchen noch immer die Schlote der deutschen Brauereien, und sehnsüchtig warten die Brauer auf den Augenblick, wo die nur widerwillig ertragene Getreidezuteilung durch die Behörden aufhört und ihnen die großen Kornmengen wieder ungekürzt zur Verfügung stehen. Und auch die Brenner hoffen auf neue Arbeit.

Haben wir wirklich nichts gelernt? Sollten wir nicht alle Ursache haben, es den Amerikanern gleich zu tun oder wenigstens einen der Wege zu beschreiten, der aus der schlimmsten Alkoholnot und mancher andern Not des Volkes herausführt? Die Zeit drängt, etwas Entscheidendes zu tun.

Von einem der Wege, die wir betreten müssen, soll in einem der nächsten Vortrupphefte die Rede sein.

Krt.

Neue Bücher und Schriften

Vaihinger, Hans: Nietzsche als Philosoph. 4. Aufl. Reuther & Reinhard, Berlin.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 3 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. März 1919

Die Jugendburg.

I.

Als Dr. Gustav Wyneken auf dem Freideutschen Vertretertag in Göttingen (Pfingsten 1916) seinen Plan entwickelte, der Jugend eine Burg als Mittelpunkt jugendlichen Lebens zu schaffen, erntete er bezeichnenderweise Hohn und Gelächter. Selten hat sich der schon so oft beklagte Mangel an Ehrfurcht vor dem vorausschauenden, fordernden Führer schlagender bewiesen als damals. Heute empfindet jeder Freideutsche, namentlich wir aus dem Kriege heimgekehrten, daß wir diese Jugendburg nötig haben als eine Führer-Hochschule, als Sammelpunkt und Wahrzeichen unserer neuen großen Einheit.

Mit den Wandervogel-Landheimen fing es an. Mit zunehmendem Alter flaute die schweifende, nimmermüde Rastlosigkeit des Wanderers ab, er wurde seßhafter; beim Suchen nach der Seele seiner Heimat kam er dazu, immer beschaulicher zu wandern, länger zu verweilen, tiefer zu schürfen, bis einige sogar ganz an der Scholle kleben blieben, siedelten. Und dann strebte man nach Überwindung der Kirchturmpolitik durch Sprengung trennender Mauern in Gestalt örtlicher und bündlerischer Absonderung, man kam zu Gaulandheimen, von denen man sogar als von Gauheiligtümern redete. Darüber hinaus geht nun Wynekens Plan einer Jugendburg, die der ganzen Jugendbewegung offenstehen soll.

Die begeistertsten Freunde des Gedankens sind jedenfalls wir heimkehrenden Soldaten, die wir gerne den Geist des Feldnestes als reinigende, belebende und erneuernde Kraft die ganze Jugendbewegung durchdringen lassen möchten. Das Erlebnis in den Kriegsnestern läßt uns nicht wieder los; wir vergessen nicht die Stunden aufrichtenden und stärkenden Zusammenseins in den Jahren der Not. Wir haben es immer wieder erlebt, daß uns das Gemeinsame stärker verbindet als die oft ganz untergeordneten Meinungsverschiedenheiten uns trennen. Deshalb werden wir uns auch jetzt bald wieder zusammenfinden in unseren Burgen, unserem Feldnest-Ersatz, mögen wir uns nun als „alte Krieger", „Veteranen", „Freideutscher Verein ehemaliger Kriegsteilnehmer" oder als „Landsknechte" mehr oder weniger locker zusammenschließen, das wesentliche Bindemittel bleibt das Landsknechts-Heim, die Burg der alten Krieger.

Die große Volkshaus-Bewegung geht ähnliche Bahnen. Sie möchte die alten Burgen und Schlösser zu ebenso vorbildlichen Volkshäusern ausbauen, wie es heute schon das von Prof. Abbe erbaute Volkshaus in Jena ist, in dem Anfang Februar der Freideutsche Führerrat getagt hätte, wenn die Verkehrsschwierigkeiten keine Absage nötig gemacht hätten. „Baut die Stadtschlösser der Fürsten zu Volkshäusern um!" lautet dort die Losung. Und es fehlt nicht an Plänen, die bis ins Einzelne mit verlockenden Farben ausgemalt werden.

Wyneken strebte auf verschiedenen Wegen nach Verwirklichung seines Jugendburg-Planes. Schon hatte er einen Preis für den Nachweis einer geeigneten Burg ausgeschrieben, da brachte ihn die Umwälzung bekanntlich ins preußische Kultusministerium. Leider konnte er dort nicht festen Fuß fassen — Freideutsche sollen sogar auf seinen Rücktritt mit hingewirkt haben —, aber der Staat hat ihm eine Aufgabe zugedacht, die hinfort wahrscheinlich seine volle Kraft binden wird: Dr. Wyneken soll ein staatliches Gebäude in schöner Lage, sei es nun eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frühere Kadettenanstalt, sei es eins der bisherigen königlichen Schlösser zur Verfügung gestellt werden. Hier soll er mit Staatsmitteln eine Versuchsschule großen Stils, eine neue Freie Schulgemeinde ganz nach seinem Herzen, unmittelbar dem Ministerium unterstellt, einrichten können.

Unterdessen hat man in Süddeutschland (an der Bahnlinie Nürnberg—Bayreuth) ein als Herrschaftssitz ausgebautes Burganwesen ausfindig gemacht, das als Freideutsche Burg eingerichtet werden soll. Schon ist eine Freideutsche Burggenossenschaft gegründet worden, die unverzinsliche Anteilscheine zu 50, 100, 500 und 1000 Mark ausgeben will, um die Burg zu kaufen. Anfragen richte man an Schwester Berta Weißenborn, Eßlingen a. N., Heimstätten.

Welch mannigfachen Zwecken die Burg dienstbar gemacht werden könnte, wird auch schon angedeutet: Ein innerer Markt kunstgewerblicher Arbeiten, Buchausstellungen, künstlerische Kurse verschiedener Art, kürzere und längere Zusammenkünfte von Kreisen und Gruppen wie auch des Führerrates, Ferien- und Erholungsheim für Freideutsche, Siedlungs- und Handwerksschulen, Archiv, Anschriftenliste, Zeitschriftenaustausch, Verständigungsstelle mit der Jugendbewegung anderer Länder (vorerst namentlich Holland, Schweiz), Freideutsche Wochen usw.

Mit dieser einen Burg wird es aber nicht getan sein. Auch den Ludwigstein, der früher das Bundesheim des Altwandervogels war, würde man gern als Reichslandheim für die gesamte Jugendbewegung mit Beschlag belegen. Schließlich kommt es noch so weit, daß jede Landschaft eine kleinere Burg ihr eigen nennen will. Und da werden Vorschläge und Pläne gemacht: wie die Burgen nach militärischem Vorbild mit Strohsack und Spint ausgestattet, von einem vielleicht kriegsverletzten Freideutschen Handwerker ständig bewohnt werden könnten, der — als Schneider oder Schuster — durch die Kundschaft der Freideutschen mit entschädigt werden müßte; wie man durch öffentliche Vortrags- und Liederabende das nötige Geld beschaffen könnte usw.

Wynekens verlachter Plan ist auf dem Wege zur Verwirklichung.

(Zwei Fortsetzungen!)

Reden!

Wir waren wieder beisammen und wollten wieder, wie früher, eine engere gleichstrebende Lebensgemeinschaft bilden. Und wir warteten wieder auf die Alten und auf neuen Zuzug. Und einer von diesen trat mit der kritischen Frage an uns heran: Was wollt ihr denn eigentlich? Reden? Das klang sogar halb verächtlich, etwa in dem Sinne: Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn! Ich fragte zurück: Was wollt ihr denn? Handeln? Und da schien ich das, was der Frager gedacht hatte, doch getroffen zu haben. Es sei früher so gewesen, daß der Einzelne sich zu wenig für das, was er dachte und sagte, eingesetzt hätte. Das sollte ein neuer Vorwurf sein gegen „das Reden".

Ist's denn nun wirklich so der verächtlichen Miene wert: Das Reden? Ganz zweifellos kann man eine ganze Reihe Dinge, für die man eintritt mit Worten, auch selbst in die Tat umsetzen. Das soll der wahrhafte Mensch auch. Demgegenüber gibt es aber auch andere, die man nicht immer mit gleicher Folgerichtigkeit durchführen kann. Wir denken z. B. an eine Reform der Tracht. Darf nun jemand, der dafür ist, auch so weit gehen, etwa bei einem wichtigen Besuch, den er einem einflußreichen Menschen zu machen hat und bei dem große geistige Dinge auf dem Spiele stehen, in solcher „neudeutschen Tracht" erscheinen gegen die übliche gesellschaftliche Sitte, die ihn vielleicht für weitere Verhandlungen unmöglich macht, oder die zum mindesten zunächst äußerlich gegen ihn und seine Sache einnimmt, wo es gilt, Eindruck zu erzielen und Erfolge zu erreichen?

Man kann nicht immer alles, was man für richtig hält und mit Worten vertritt, in die Tat umsetzen.

Und — auch das Reden ist Tat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, wir wollen uns in unserer kleinen Gemeinschaft zum bewußten Reden bekennen. Es gibt so viel Dinge, die wir für notwendig und wertvoll und durchführbar halten, und die dem neuen Aufstieg unseres Volkes dienen können und sollen. Aber die Gedanken sind noch nicht weit genug verbreitet. Wir denken z. B. an Fragen des Bodenrechts und der Siedelung. Ist's nicht eine Tat, wenn wir durch unser Reden solche Gedanken verbreiten helfen, daß sie endlich siegen können, um dann endlich auch in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden? Und dann tauchen — ganz besonders in einer Zeit, die sowohl nach innen wie nach außen neu schaffen muß — auch neue Probleme auf. Da wollen wir wieder reden, wollen Gründe und Gegengründe in einer Aussprache feststellen, um so alles Für und Wider zu erwägen, um zu klären, um uns dann vielleicht entscheiden zu können. Und mehr noch, als ein selbständiges Nachdenken ist oft eine Aussprache ein sehr gutes Mittel zur geistigen Durchdringung eines Stoffes, weil er da von mehreren Seiten angefaßt wird, und weil da Gesichtspunkte auftreten, die dem Einen oder Anderen allein eben nicht gekommen wären.

Sollen wir nicht reden?

Ist dieses Reden, das der Klärung der Gedanken und der Verbreitung großer Ideen dient, keine Tat?

Auch ein Wort kann erlösend sein! Und damit eine Tat!

Verachtet mir ja das Reden nicht.

Wohl: handelt, setzt in die Wirklichkeit um!

Wo aber erst Ideen siegen müssen, da redet! Aber — schwatzt nicht! Auch Reden kann eine Tat sein. Und dies Reden wollen wir in unserer Gemeinschaft pflegen, weil wir meinen, wir fördern dadurch uns und auch andere, und wir dienen damit der Kulturentwicklung.

Hat man Grund, uns so verächtlich zu fragen: Was wollt ihr denn? Reden? Nicht eine Redevereinigung sondern eine Lebensgemeinschaft wollen wir sein. Aber durch das Reden wollen wir unser Leben mit neuen Ideen und neuen Gedanken erfüllen und so neu zu gestalten suchen.

Walther Kluge.

Ein Vorschlag.

Romantischer Überschwung gebar die Wandervogel-Bewegung, aus der sich im Laufe der Jahre die Freideutsche Jugendbewegung entwickelte. Viel Unausgereiftes, Romantisches steckt auch heute noch im Meißner-Volk. Ganz überwiegend romantisch begegnete man dem ausbrechenden Weltkriege, und selbst heute haben sich viele Freideutsche noch nicht frei machen können von dieser romantischen Auffassung des Krieges. Rückschauend auf die Zeiten von 1813, die, wie wir immer deutlicher erkennen, mit gegenwärtigen Zuständen nicht vergleichbar sind, rückschauend auf mittelalterlichen Ritterdienst läßt man auch heute noch seine Stellung zu Kaiser und Staat gerne von romantischen Gefühlen bestimmen. Kein Wunder, daß auch die Freideutschen von den äußersten Flügeln unserer Bewegung der Revolution als romantische Schwärmer mit wenig Wirklichkeitsverstand begegnet sind. Aber wir dürfen hoffen, daß unsere Bewegung nicht in der Romantik stecken bleiben wird, sondern zu Klarheit, Größe und klassischer Ruhe ausreifen wird.

Alles fließt heute, alles ist in Gärung. Aber dieses Heute ist lediglich ein Übergang, ein krampfhaftes Ringen nach neuer, größerer Klarheit. Deswegen müssen wir uns wappnen gegen die zunehmende Verschärfung aller Gegensätze, die auch schon auf unsere Kreise übergesprungen ist. Diese Gegenwart verdient es nicht, daß wir ihretwegen auseinanderfallen und uns für alle Zukunft verfeinden. Deshalb wollen wir, wenn wir uns zum zweiten Freideutschen Jugendtag treffen, alles Trennende ausschalten. Kein Streit herausforderndes Wort darf weder vor allem Volk noch in vertraulicher Zwiesprache über unsere Lippen kommen. Wie man 1913 auf dem

Meißner den Streit, den man von außen in unsere Reihen tragen wollte, fernzuhalten verstanden hat, so wollen wir uns diesmal selber den Streit, namentlich den um Fragen von nur aufgebauschter Bedeutung, verbieten, damit wir um so tiefer die seelische Verwandtschaft erleben können, die — wie sich dann zeigen wird — stärker als alles Trennende geblieben ist. Die Befolgung dieses selbst gegebenen Gesetzes würde der so viel gerühmten Selbstzucht ein schönes Denkmal setzen. Zu Wortstreit bietet sich sonstwann Gelegenheit genug. An diesem Prüfstein aber können wir beweisen, daß unsere Bewegung zu stark ist, als daß sie von romantischer Gärung wie geboren so auch wieder zu Grabe getragen werden könnte.

W. H.

Die Pflicht der Jugend.

Rechtsanwalt Staedel hielt hierüber in Darmstadt am 5. Januar 1919 im Auftrag der Demokratischen Partei einen Vortrag, worin er die Notwendigkeit betonte, an die Stelle der früher von der Obrigkeit erzwungenen Disziplin nun eine neue Disziplin, die Disziplin der Selbstzucht treten zu lassen. Auf das Vorbild, das die Meißner-Jugend darin dem ganzen Volke sein kann, hat er in folgenden Worten aufmerksam gemacht:

... Das Volk ist mündig geworden. Es hat sich selbst mündig erklärt. Es braucht keinen Vormund mehr. Es sagt selbst, was es will. Es will aus eigener Verantwortung sein Leben gestalten. Und das ist gut so. Das ist vielleicht schwierig in der praktischen Durchführung, aber es ist gut so, die Schwierigkeit muß in Kauf genommen werden. Alle Macht ist Gefahr, denn sie kann mißbraucht werden. Alle Freiheit ist Verführung, denn nicht jeder beherrscht seine Freiheit. Aber trotz alledem: Es ist gut, daß es so gekommen ist.

Freilich: vielen ist bange vor dieser Freiheit, bange gerade um der Jugend willen. Die Freiheit ist entstanden durch Auflehnung gegen die alte fremdgesetzliche Disziplin. Wird diese Freiheit, die aus der Auflehnung, der Revolution geboren ist, Selbstzucht üben können? ...

. . . . . .

Es besteht die Tatsache, daß gerade die Jugend schon lange vor dem Kriege angefangen hat, sich mündig zu machen, sich mündig zu fühlen, sich von der Vormundschaft der älteren Generation zu befreien; und dies mit Mitteln, die man gar nicht ohne weiteres als Symptome dieses Mündigwerdens erkennt. Die Jugend hat angefangen, abstinent zu werden; sie hat dem Alkohol abgeschworen, und das ist nun seltsam und erfüllt mit den größten Hoffnungen und mit dem größten Vertrauen: die Abstinenz ist Kritik, Kritik in der wirksamsten Form, nämlich durch die Tat. Kritik geübt an Eltern, Lehrern, Erziehern. Die Abstinenz ist Auflehnung, Auflehnung gegen die Alkoholsitte. Aber diese Auflehnung stellt sich dar als Selbstzucht, als Disziplinierung. Die Jungen erklären sich in diesem Punkte für mündig, nicht mit Worten — sie sind sich damals darüber gar nicht klar geworden —, aber durch eine Tat der Selbstzucht. Sie machen Revolution, indem sie eine Pflicht auf sich nehmen. Das ist die soziologisch höchst bemerkenswerte Tatsache, daß gerade bei der Jugend die Selbstzucht das erste und die Auflehnung erst eine Auswirkung der Selbstzucht ist. Daher mein Vertrauen zur Jugend.

Daran schließt sich all das andere, das sich auf den Körper bezieht: Wandern und Tanzen. Skilauf über sonnige Höhen mit dem fernhin schweifenden Blick auf die ewigen Schneehäupter der Alpen: all diese Körperübung erscheint plötzlich unter dem Gesichtspunkt einer Pflicht, nämlich der Pflicht zur Gesundheit. Die Gesundheit ist nicht etwas, was man zufällig hat oder nicht hat, sondern Gesundheit ist Pflicht. Dieser Gedanke ist der Vortruppjugend aufgegangen, und sie darf stolz darauf sein.

* * *

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 6 2. Märzheft 1919

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

II.*)

Mit der Erklärung: „Die ganze Welt ist Körper oder Masse", haben wir das höchste Ziel aller naturwissenschaftlichen Arbeit im voraus als richtig anerkannt. Damit stehen wir am Ende der Naturwissenschaft, aber noch lange nicht am Ende aller wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt. Zunächst haben wir nur dem Naturforscher in jeder Beziehung freie Bahn geschaffen; nichts kann ihn mehr hindern, seine Tätigkeit einzuengen. Alles was überhaupt da ist, sucht er mit vollem Rechte zu begreifen als gesetzmäßigen Zustand oder notwendige Veränderung der Körperwelt. Aber, weil eine solche Stoffauffassung wichtige Werte wie die sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen weder begründen noch rechtfertigen kann, so verrät es eine gewisse Kurzsichtigkeit oder auch Engherzigkeit, wenn die Meinung vertreten wird, daß die Naturwissenschaft als alleinige und höchste Wissenschaft imstande sei, von sich aus eine vollständige Weltanschauung aufzubauen. So bedeutsam und so wertvoll daher auch die Aufschlüsse sind, welche uns die Naturwissenschaft über die große anschauliche Welt gewinnen läßt, wir erhalten im besten Falle ein richtiges, doch stets einseitig bleibendes Weltbild. Daher können wir unmöglich hierbei stehen bleiben. Ein Naturforscher, der sich nicht bloß als Fachgelehrter fühlt, sondern außerdem als Mensch und Philosoph, wird auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir nun weiter fragen, ja jetzt eigentlich erst zu fragen beginnen: „Was ist denn nun im letzten Grunde diese ganze ungeheure Stoffmasse, die den Weltenraum erfüllt?" Wir können gar nicht umhin, uns diese Frage vorzulegen. Ist die körperliche Welt etwas in sich Selbständiges — in der Ausdrucksweise Kants: Ist die Körperwelt ein Ding an sich? — oder ist sie in ihrem Dasein irgendwie abhängig von einem anderen? Den Naturforscher als solchen kümmert eine derartige Frage nicht im geringsten. Er rechnet alle Eigenschaften der Körper zum unbedingten Bestand der Welt. Allerdings wird er bei seinen Erfahrungen über die Welt unsere Sinnestäuschungen auszugleichen suchen und Beobachtungsfehler berücksichtigen. So aber sind die Körper für ihn da,

*) Der erste Aufsatz über den Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule findet sich im Vortrupp, Heft 4, S. 105ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie wir sie erkennen, auch dann, wenn kein Mensch vorhanden wäre, der sie wahrnehmen könnte. Die Körper sind für den Naturforscher eben an sich selbst da.

Aber fragen wir uns doch einmal ganz eindringlich: „Was wissen wir denn streng genommen von dieser unserer Körperwelt?" Und behaupten wir nichts, was wir nicht voll verantworten können! Wir sehen die Körper vor uns ausgedehnt; für uns bestehen sie unter wechselnden Formen in der Zeit; sie erstrahlen unseren Augen in den buntesten Farben; mit den Ohren hören wir sie in den mannigfaltigsten Tönen; wir schmecken die Körper; wir riechen sie; wir haben von ihnen die verschiedensten Tasteindrücke. Indem wir so sprechen, haben wir uns bereits auf einen neuen Standpunkt gestellt. Ich betrachte die Welt nicht mehr wie ein Naturforscher, dem die Gegenstände gegeben sind, sondern als Geistesforscher, der vom erkennenden Geist des Menschen ausgeht. In der Tat kann doch diese ganze Welt mit all ihrem Inhalt, dazu mein eigener Leib mit all seinen Werkzeugen und Lebensbetätigungen, mir nur bekannt sein als eine Reihe von Vorstellungen in meinem Bewußtsein. Nur vermittelst meines Bewußtseins kann ich irgend etwas von der Welt erfahren!

Psychiker.

Um in diesen Überlegungen ganz sicher zu gehen, fangen wir am besten damit an, wie Cartesius, der Vater der neueren Weltanschauungslehre, es tat, an allem zu zweifeln. Nicht nur erheben wir Zweifel gegen alles in der Schule und aus Büchern Erlernte, sondern wir räumen völlig auf und fragen uns, ob die Körperwelt, die uns sichtbar und greifbar umgibt, auch wirklich so da ist. Vielleicht ist sie ein bloßer Traum unserer Einbildung, ein täuschendes Trugbild unserer Sinne. Gerade in den nächtlichen Träumen glauben wir ganz ähnliche, durchaus feste Gestalten zu sehen, die nachher wiederum verflogen sind. Wer bürgt mir dafür, daß die naturwissenschaftlich erkennbare Körperwelt mehr Wirklichkeit besitzt als die flüchtigen Traumbilder! Indem wir so versuchen, alles und alles in Frage zu stellen, da plötzlich merken wir, daß etwas sich allem Zweifeln gegenüber behauptet, so daß die Möglichkeit, an diesem Einen zu zweifeln, schlechthin versagt, an der Wahrheit nämlich, daß ich in diesem Augenblicke zweifle — zweifelnd denke! „Ich denke, also bin ich", so sagte sich Cartesius. Das Bewußtsein meines Zweifelns, das kann ich allerdings auf keine Weise in Zweifel ziehen. Das Bewußtsein überhaupt mit seinem Inhalt, den Vorstellungen, das ist das, was tatsächlich nicht geleugnet werden kann. Diese Tatsache des Bewußtseins wird von der Weltweisheitslehre als ihre erste Wahrheit festgehalten. Wer da sagt: „Etwas ist", der sollte sich darüber klar sein, daß er sich eines unvollständigen Ausdrucks bedient, der dahin zu ergänzen ist, daß er bedeutet: „Dieses oder jenes ist in meinem Bewußtsein." „Die Welt ist meine Vorstellung", mit diesem gewaltigen Gedanken beginnt Schopenhauer sein unsterbliches

Cogito ergo sum.

Hauptwerk, und setzt hinzu: Das ist eine Wahrheit, die jeder zugibt, sobald er sie nur versteht. Die nie wegzuleugnende Tatsache der Beziehung der ganzen körperlichen Welt zum erkennenden Geist, das ist der gesunde und einwandfreie Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Weltweisheitslehre. Wer so viel Besonnenheit besitzt, um sich diesen großen Gedanken zu eigen zu machen, bekundet seine Fähigkeit für die philosophische Weltbetrachtung.

Materie nicht absolut real, sondern ideal!

Also ist diese ganze körperliche Welt gar nicht ein unbedingt Wirkliches, ein an sich selbst daseiendes Wesen, wie die Stoffanschauung des Naturforschers stillschweigend voraussetzt oder womöglich laut behauptet, sondern die Körperwelt ist ein bedingt Wirkliches: sie ist in ihrem Dasein mit bedingt durch den erkennenden Geist. So verkündet uns die Geistanschauung des Philosophen, welche der Stoffanschauung des Naturforschers ergänzend an die Seite tritt. Idealismus.

Übrigens kann diese Geistanschauung an ganz schlichten Beispielen erläutert werden. Nie vergesse ich wieder den Augenblick, als ich von einer leider zu früh verstorbenen Frau zur Bejahung dieser Grundwahrheit aller Weltweisheitslehre genötigt wurde durch die einfache Frage: „Was ist gewisser, daß dieser Stein hier ist, oder daß ich diesen Stein hier fühle?" Über das erste, ob der Stein auch wirklich da ist, könnte ich mich täuschen; aber darüber, daß ich ihn in diesem Augenblicke fühle, ist kein Zweifel möglich, das ist unabweisbar gewiß. Oder, um die Abhängigkeit der uns umgebenden Welt vom erkennenden Geist einleuchtend zu machen, braucht man nur einen Augenblick die Augen zu schließen und sich selbst gründlich zu fragen, was nun eigentlich von der Außenwelt noch übrig bleibt. Von Körpern im gewöhnlichen Sinne zu sprechen, ist man kaum mehr berechtigt. Jedenfalls ist etwas den Körpern ganz Wesentliches, Licht und Farbe, verschwunden, die als solche eben nur da sind, wenn ein Auge sie wahrnimmt. Endlich, als ein alltäglich klingendes, jedoch vollkommen ausreichendes Beispiel sei noch erwähnt, daß die besten Speisen nur dann gut schmecken, wenn unser Körper gesund ist. Sobald er dagegen erkrankt, kann es dahin kommen, daß wir alles für gänzlich geschmacklos erklären. Denn kein Geschmack ohne Sinneswerkzeug, welches ihn empfindet! Nur durch Vermittlung der Sinneswerkzeuge wissen wir etwas von der Körperwelt, die dann in unserem Geiste ganz bestimmte Eindrücke wachruft. Mehr läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten. Dieses aber ist ganz sicher: wir kennen eben gar keinen Körper als Ding an sich selbst, sondern wir kennen einen Körper nur durch die Art und Weise, wie er auf uns einwirkt.

Kant ist es, der uns so gründlich wie kein anderer darüber belehrt, daß in dem, was wir Körper nennen, bereits eine ganze Reihe sogenannter „geistiger" Eigenschaften einbegriffen ist. Denn was wären alle Farben, Töne und Geschmacksarten, was wäre Ausdehnung und was Zeitlichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne den menschlichen Geist, in welchem dieses alles vorgestellt wird! Kant fragt sich einmal im Rückblick auf den ersten großen Abschnitt seiner Untersuchungen in der „Kritik der reinen Vernunft", unter welchem Titel wir denn eigentlich diese unsere Welt besitzen und gibt zur Antwort:

Phänomenalismus.

„Die ganze Welt
ist nur Erscheinung und nicht Ding an sich",

Erscheinung im menschlichen Geiste. Das ist die Grundwahrheit seiner geistigen Weltanschauung, und er spricht diese Geistanschauung von der Vorstellungshaftigkeit der ganzen Welt in seinen grundlegenden Werken nachdrücklich genug aus [Kr. d. r. V. (A) 369—370]: „Ich verstehe aber unter dem transzendentalen Idealismus aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesamt als bloße Vorstellungen und nicht als Dinge an sich selbst ansehen." Und weiter sagt Kant: „Äußere Gegenstände (die Körper) sind bloß Erscheinungen, mithin auch nichts anderes als eine Art meiner Vorstellungen, deren Gegenstände nur durch diese Vorstellungen etwas sind, von ihnen abgesondert aber nichts sind." Wir können ja gar nicht anders, als die Welt durch unsern Geist betrachten! Wer jedoch allen diesen Ausführungen zum Trotz über das rein Naturwissenschaftliche nicht hinaus will und glaubt, daß die Körperwelt doch unbedingte Wirklichkeit besitze, der frage sich nur einmal ganz ernstlich, wo denn diese ganze Körperwelt zu finden ist, und dann mache er bei unserer Antwort: „Nirgends anders als in deinem Kopfe!" sogleich den Gegenversuch und beginne damit, sich auszumalen, wie diese Welt der Körper aussähe ohne Vorhandensein eines erkennenden Geistes: „Da scheint die Sonne; es weht der Wind; nun fällt Regen; Pflanzen wachsen empor" — doch da tut er ja gerade das, was er von vornherein hatte ausschalten wollen: er bildet sich Vorstellungen! Das heißt: Die Welt ist und bleibt Erscheinung, Erscheinung im menschlichen Bewußtsein! Doch soll der Name „Welt als Erscheinung" nicht bloß bedeuten, Erscheinung für mein besonderes Bewußtsein, in meinem Einzelgehirn — dieses konnte erst entstehen, als die Körperwelt schon längst vorhanden war; und wenn mit dem Absterben meines Gehirns mein Einzelgeist zugrunde geht, dann besteht die Körperwelt unentwegt auch weiter. Und doch ist die Körperwelt in ihrem Dasein, in ihrem Sosein durchaus abhängig vom Bewußtsein, dem Allbewußtsein oder dem Bewußtsein überhaupt. Darum ist dieses die zweite durchaus richtige Antwort auf die Frage: was ist die Welt?: „Die Welt ist durch und durch Erscheinung."

Transzendentale Philosophie.

Transzendentales Bewußtsein.

Wir sehen uns von aller äußeren Erfahrung, mit der die Naturwissenschaft sich beschäftigt, zurückgeworfen auf die innere Erfahrung, aus der die Geisteswissenschaft ihre Schätze hebt. Dieses will klar auseinanderlegen und verstehen, was alles im Bewußtsein vorhanden ist; daher könnten wir ebensogut von Bewußtseinslehre sprechen. Wir beobachten nun im einzelnen die Tätigkeit des Verstandes, den wir

Psychologie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit den Tieren gemein haben, mit dessen Hilfe wir die Welt der äußeren und der inneren Erfahrung anschaulich wahrnehmen. Die Wissenschaft, die es mit unseren anschaulichen Vorstellungen, den Wahrnehmungen zu tun hat, geht aus von den Reizen, die von der Außenwelt oder vom eigenen Körper her unsere Sinneswerkzeuge treffen, z. B. den Lichtstrahlen, und nun in unseren Nerven Erregungen und schließlich im Gehirn Empfindungen auslösen, in diesem Falle Lichtempfindungen, die wir dann auch weiter anschaulich wahrnehmen. Die hierbei statthabenden Gesetzmäßigkeiten sucht die Wahrnehmungslehre zu ergründen. Noëtik. Wollen wir z. B. ein Zimmer für unsere Wahrnehmung doppelt so hell erleuchten, wie wenn eine einzige Kerze brennt, so genügt nicht etwa eine zweite Kerze, sondern wir müssen im ganzen deren vier anzünden. Das sagt uns das Webersche Gesetz. Was wir alles wahrgenommen haben, und welche Wege wir dabei einschlugen, um Welt und Menschen zu erkennen, erzählt uns die Geschichte der Naturwissenschaften, Individualpsychologie. und im besonderen die Lehre vom Einzelbewußtsein, die sich aufs engste an die Naturwissenschaft anschließt, ihre Grenze und erst ihren Abschluß bildet. Sie zeigt uns, wie der sich entwickelnde Mensch allmählich lernt, sich mit Hilfe der Sinneswerkzeuge und des Verstandes in der Welt zurechtzufinden. Doch der Mensch hört nicht etwa nur die Worte wie die höheren Tiere, sondern er vernimmt sie auch: durch die Vernunft. Mit ihrer Hilfe gewinnen wir aus der Welt der Anschauung abgezogene Vorstellungen, die Begriffe, die wir durch die Worte der Sprache festlegen. An die Wahrnehmungslehre schließt sich eine von alters her berühmte Wissenschaft an, die Denklehre, die uns darüber aufklärt, Logik. wie wir durch Vergleichung der verschiedenen Anschauungen einige als ähnlich bemerken (z. B. von den zahlreichen Tieren die Pferde); von allen unwesentlichen Merkmalen (etwa der Größe und Farbe) sehen wir ab; alle wesentlichen (die vier Hufe und überhaupt der Grundbauplan des Körpers und seine Art, sich zu bewegen) ziehen wir heraus und fassen sie zusammen zum Begriff des Pferdes. Haben wir aber erst Begriffe, so werden diese zu Urteilen und Schlüssen weiter miteinander verbunden. Wie das Denken im einzelnen verläuft und wie es sich in der Menschheit entwickelt hat, darüber unterrichtet uns die Geschichte der Geisteswissenschaften, insbesondere die Geschichte der Sprachen, die uns Philologie. mannigfache Belege geben über die Gesetzmäßigkeiten in der begrifflichen Welterkenntnis. Da die menschliche Vernunft nicht dem Wesen nach, sondern nur dem Grade nach vom Verstand verschieden ist, und sich auffassen läßt als eine Steigerung des tierischen Verstandes, so pflegt man beide als verwandt unter den Begriff des Geistes zu befassen. Klugheit Intellekt. ist die Eigenschaft eines gut entwickelten Verstandes, auch viele Tiere sind klug. Scharfsinn ist dagegen die Eigenschaft einer gut entwickelten Vernunft — scharfsinnig sind nur Menschen. Wie die verschiedenen Vorstellungen sich aneinanderschließen, wie die eine die andere herbeizieht

auf Grund der zahlreich bestehenden Beziehungen untereinander (wenn ich etwa durch das Denken an das Tageslicht an das nächtliche Dunkel erinnert werde), wie sich die Vorstellungen voneinander abstoßen, wie überhaupt der Vorstellungsverlauf gesetzmäßig sich entwickelt, darüber gibt uns die Lehre von der Vergesellschaftung aller Vorstellungen Aufschluß.

Assoziationspsychologie.

Nun gibt es noch eine andere Seite unseres inneren Lebens, die zwar oft eng mit dem Wahrnehmen und dem Denken, dem Geistigen im eigentlichen Sinne, verbunden, aber doch durchaus davon zu unterscheiden ist: das Fühlen, Wollen und Handeln. Das sind die wesenhaften Tätigkeiten der „Seele". Wie viele verschiedene Gefühlstöne gibt es doch in unserm Innern: Freude und Traurigkeit, Zuneigung und Abneigung, Wonne und Grauen! Alles fassen wir zusammen als Gemütsbewegungen, die entweder lust- oder unlustbetont sind. Insbesondere aber kommt hier in der Gefühlslehre diejenige Gemütserhebung zu ihrem Rechte, welche dann eintritt, wenn wir uns in die Kunst einweihen lassen und das Schöne betrachten in den Kunstwerten der Natur und des Menschen. Die Geschichte der Künste liefert uns eine Fülle von Musterbeispielen aus demjenigen, was die Menschen schön gefunden haben.

Psyche.

Affekte.

Ästhetik.

In den Gemütsbewegungen macht sich neben dem rein Geistigen, den Vorstellungen, schon ein Willensartiges bemerkbar, ja es hat etwas sehr Einleuchtendes, daß die einzelnen Vorstellungen sich nicht bloß maschinenmäßig aneinanderhängen oder abstoßen, sondern daß auch im gesamten Vorstellungsverlauf der Wille der eigentliche Urheber und der geheime Lenker ist. In vollendeter Deutlichkeit tritt der Wille aber nun hervor im Wollen, in den vielen Willensregungen, und vor allem dann, wenn das Wollen zum Entschlusse reift und der Entschluß umgesetzt wird in die Tat. Vom Wollen und Handeln des Menschen spricht die Sittenlehre. Die Geschichte der Völker erzählt uns, wie sich die Menschen nach Recht und Sittlichkeit im Leben verhalten haben — ihrer Würde sich leider nicht immer bewußt. In der Volksseelenkunde, die der naturwissenschaftlich gerichteten Menschenkunde ergänzend an die Seite tritt, suchen wir das einem ganzen Volk gemeinsame Seelische zu erforschen und zu verstehen. Endlich die höchsten und feinsten Aufschlüsse über die Volksseele gewinnen wir durch die Beschäftigung mit der vergleichenden Gewissenskunde. In Kunst und Sitte spricht sich die tiefste „Seele" eines Volkes aus. Wir können noch eine ganze Reihe auf bestimmte Lebensgebiete angewandte Geisteswissenschaften nennen: die Bürgerkunde und Gesellschaftslehre, die Rechtskunde und Staatslehre und die Jugendkunde und Erziehungslehre.

Apperzeptionspsychologie.

Ethik.

Völkerpsychologie.

Anthropologie.

Religionspsychologie.

Soziologie. Politik. Pädagogik.

Damit haben wir einen Überblick gewonnen über das große Reich der Geisteswissenschaften. Wie aber schon der Naturforscher, der einseitig seine Auffassung zur Weltanschauung erhebt, Gefahr läuft, der Stoffanschauung zu verfallen — wenn er nur den Mut hätte, folgerichtig zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ende zu denken — so droht eine ganz entsprechende Gefahr auch dem Geistesforscher, wenn er seinen zwar andersartigen, doch ebenso einseitigen Standpunkt für geeignet hält, um allein von ihm aus den Aufbau einer Weltanschauung zu vollziehen. Wenn jemand alles in der Welt für nichts weiter als nur geistig erklärt und sich auf solche Weise ganz der unbedingten Geistesanschauung ergibt, und dabei außer acht läßt, daß auch wiederum der Geist durchaus vom Körper abhängt, dann müßten wir streng genommen noch etwas ganz anderes von ihm verlangen. Weil ich nämlich auf keine Weise über meinen eigenen Geist hinaus gelangen kann, so wäre die Folge einer solchen einseitigen, nun zur Weltanschauung erhobenen Geistbetrachtung: die Ich-Anschauung: daß nämlich im Grunde ich allein Wirklichkeit besitze. Alles sonst, alle anderen Menschen und die ganze übrige Natur, wäre lediglich Vorstellung in meinem Ich und sonst garnichts! Wer so etwas aber wirklich glaubt und im Ernst behauptet, gehört nach Schopenhauer ins Tollhaus! Daher, so drohend die Gefahr bei dem einseitigen Naturforscher ist, daß er in seiner Stoffanschauung stecken bleibt, so leicht zu nehmen ist das Bedenkliche an einer einseitig betonten Geistanschauung. Aber hüten wir uns doch, weder den naturwissenschaftlichen, noch den geisteswissenschaftlichen Standpunkt zu überspannen. Beide Forscher haben in ihrer Weise durchaus recht. Es läßt sich einerseits nicht leugnen, daß die Welt durch und durch Körper oder Masse ist; aber es läßt sich ebensowenig etwas gegen das Endergebnis der geisteswissenschaftlichen Weltbetrachtung einwenden, welche uns erklärt:

Spiritualismus.

Solipsismus.

Die ganze Welt der Körper ist Erscheinung! Idealismus.

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder Einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, daß er sich wenigstens einmal auch über das Ganze der Welt in dieser Weise Klarheit verschafft.

Jeder muß einmal mit den Augen des Geistesforschers die Welt betrachten, sie mit geistigem Auge sehen. Und wenn auch die Naturwissenschaft mit der Welt als Körper in vollem Umfange recht behält, so dürfen wir dennoch nicht bei ihr allein stehen bleiben. Wir wollen nicht nur einen Bruchteil von der Wahrheit, die Wahrheit von einer einzigen Seite, sondern wollen die Wahrheit soweit nur irgend möglich. Und welche Aufschlüsse gewähren uns nicht die überreichen Gebiete der Geisteswissenschaften! Allerdings können wir auch auf diesem zweiten Wege noch keineswegs zu einer wahrhaft sittlichen Auffassung von Welt und Leben gelangen. Wir wissen, wie einerseits der gesamte Vorstellungsverlauf sich durchaus gesetzmäßig abwickelt, und da selbst alle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Willensregungen auf das strengste ursächlich miteinander verknüpft erscheinen, vollzieht sich auch das Wollen mit derselben Naturnotwendigkeit. Wir verstehen ebensosehr die Geistesverfassung des gemeinsten Verbrechers, die seine Tat notwendig machte, wie diejenige des sittlich guten Menschen. Oder vielmehr, wir sind gar nicht befugt, als sachlich beobachtende Geistesforscher dergleichen Werturteile überhaupt zu fällen. Die Gesinnung und die Tat eines Jeden, sie mag nun ausfallen, wie sie wolle, ist stets gleich wirklich und naturnotwendig; daher ist alles gleichberechtigt. Wenn wir den Menschen trotzdem verantwortlich machen für sein Denken, für sein Wollen und für seine Tat, dann tun wir etwas, was uns nicht allein über die Naturwissenschaft hinausweist, sondern in derselben Weise auch über die gesamten Geisteswissenschaften.

Darum sehen wir uns wiederum genötigt, am Ende aller Geisteswissenschaft weiter zu fragen: „Ist diese Welt tatsächlich nur Erscheinung und nichts weiter? Oder ist etwas vorhanden, was da erscheint?"

Reinhart Biernatzki.

Das Problem des Arbeitsrechts.

II.

Aus unserem allgemeinen Überblick über das Problem des Arbeitsrechtes*) hatten sich folgende schwerwiegende Mängel der bisherigen Zustände ergeben: 1. Unsere Volkswirtschaft gründet sich auf den Vorteil des Einzelnen. Sie muß aber grundsätzlich abzielen auf das Wohl der Allgemeinheit. Denn der Vorteil des Einzelnen tritt nur zu leicht in schroffen Gegensatz zum Gemeinwohl. 2. Das Arbeitsverhältnis, in dem die überwiegende Mehrheit unseres Volkes lebt, beruht auf dem freien Arbeitsvertrag. Damit ist es dem Warengesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen. Mit der Arbeitskraft wird aber zugleich ihr Träger, der lebendige Mensch, die Persönlichkeit unter das Warengesetz gestellt. Das muß grundsätzlich anders werden. Nicht das zufällige Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern die notwendigen Lebensbedürfnisse des Menschen müssen über die Gestaltung der Arbeitsbedingungen entscheiden. 3. Mit der Verfügung über die Arbeitskraft erwirbt der Arbeitgeber zugleich eine Verfügung über die Person; das Arbeitsverhältnis ist ein Herrschaftsverhältnis. Daraus erwächst die Gefahr des Mißbrauchs und die Notwendigkeit weitgehender Sicherungen für das Recht der Persönlichkeit.

Diese drei Mängel haben schon längst dazu genötigt, das Arbeitsverhältnis rechtlich umzugestalten. Zuerst ist das meist durch Selbsthilfe der Arbeitnehmer geschehen. Die Gesetzgebung ist langsam nachgefolgt. Doch hat man 4. nur in einzelnen Punkten geändert. Es fehlt noch an einer grundsätzlichen und einheitlichen Umgestaltung des gesamten Arbeitsrechts. Das waren die grundsätzlichen Forderungen, die für die Reform des Arbeitsrechts erhoben werden müssen. Nunmehr handelt es sich um ihre Durchführung im Einzelnen.

*) Vgl. Vortrupp, Heft 4, Seite 97—105.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einzelheiten.

1. Begründung des Arbeitsverhältnisses.

Daß in jedem Bedarfsfalle ein Arbeitsverhältnis zustande kommt, liegt nicht bloß im Interesse des einzelnen Arbeitnehmers und Arbeitgebers, sondern zugleich im öffentlichen Interesse. Denn wenn der Arbeitgeber nicht die nötigen Arbeitskräfte findet, und der Arbeiter keine Beschäftigung erhält, so bedeutet das eine Verminderung der Gütererzeugung und Vermehrung der unproduktiven Ausgaben (Unterstützung des Arbeitslosen), also eine Schädigung des Volksvermögens. Zu dieser materiellen Schädigung kommt die sittliche Gefahr der Arbeitslosigkeit; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Daher darf die Arbeitsbeschaffung nicht dem Einzelnen, Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, überlassen werden. Die uralte „Umschau" (d. h. persönliche Nachfrage) wie das moderne Inserat sind hier durchaus ungenügend. Die gewerbsmäßige Stellenvermittlung kann schon Besseres leisten. Aber auch sie gibt keine Gesamtübersicht über den Arbeitsmarkt. Vor allem aber birgt sie die Gefahr der Ausbeutung fremder Notlage. Daher ist diese private Vermittlung schon von der Gewerbeordnung konzessionspflichtig gemacht und durch das Stellenvermittlungsgesetz vom 1. Oktober 1910 noch weiter eingeschränkt worden. Mit dem Erstarken der Organisationen nahmen Arbeitgeber wie Arbeiter die Arbeitsvermittlung vielfach selbst in die Hand. Aber einseitige Nachweise dieser Art werden als Kampfmittel benutzt, indem man durch sie über mißliebige Unternehmer oder Arbeiter (schwarze Listen oder unauffällige Kennzeichnung im Entlassungsschein) die Sperre verhängt. Das bedeutet natürlich nicht selten eine Erschwerung der Arbeitsvermittlung, eine Schädigung des Wirtschaftslebens und der Gesamtheit.

Darum verdienen den Vorzug die paritätischen Arbeitsnachweise, wie derjenige der Buchdrucker. Sie dienen unparteiisch den Unternehmern wie den Arbeitgebern. Nur hatten sie in der Heftigkeit des Wirtschaftskampfes in anderen Gewerben noch keinen Boden gewonnen. Eine größere Ausdehnung haben schon gefunden die gemeinnützigen Arbeitsnachweise von Vereinen, Gemeinden und Staaten. Sie stehen unparteiisch allen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zur Verfügung. Auf ausgebrochene Arbeitskämpfe weisen sie hin, ohne die Vermittlung einzustellen. Nur grobe Vertragsverletzung führt zum Ausschluß vom Arbeitsnachweis. Diese gemeinnützigen Nachweise haben sich bereits bezirksweise zu Verbänden zusammengeschlossen. Es gilt nur noch, das ganze Reich mit einem lückenlosen Netz solcher Arbeitsnachweise zu überziehen und sie zu einer Reichszentrale zusammenzuschließen. Anscheinend ist man jetzt mit der Durchführung dieser Aufgabe beschäftigt. Ist sie gelöst, dann kann es nicht mehr vorkommen, daß es auf der einen Seite an Arbeitskräften fehlt und daß an anderer Stelle Arbeitswillige keine Beschäftigung finden. Eine solche reichsgesetzliche Regelung der Arbeitsvermittlung würde dann auch eine Arbeitslosenfürsorge erst wirklich möglich machen. Mit Hilfe des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neugeschaffenen Reichsarbeits- oder Reichswirtschaftsamtes ließe sich im Bedarfsfalle durch Reich, Einzelstaaten oder Gemeinden neue Arbeitsgelegenheit beschaffen (Notstandsarbeiten). Soweit das nicht möglich ist oder die Arbeitslosen die betreffende Arbeit nicht leisten können, muß dann die Arbeitslosenversicherung einsetzen. Freilich zeigen die gegenwärtigen Zustände, daß ein Mißbrauch dieser Einrichtung bei der menschlichen Unvollkommenheit sich nur dann wird verhüten lassen, wenn das „Recht auf Arbeit" und damit auf Unterhalt ergänzt wird durch eine Arbeitspflicht. Den nachweisbar Arbeitsscheuen müßte die Unterstützung entzogen werden, damit sie sich zum Arbeiten gezwungen sehen. Das erfordert ihr eigenes Wohl wie das Wohl der Gesamtheit. Natürlich besteht hier manche Schwierigkeit. Es wird nicht leicht sein, Ungerechtigkeiten und Härten zu vermeiden.

Diese Arbeitspflicht des Arbeiters müßte dann natürlich ihre Ergänzung finden in einer Annahmepflicht des Unternehmers. Diese Pflicht ist ja teilweise in der Kriegszeit schon eingeführt worden. Sie müßte nunmehr allgemein geregelt werden. Es ergäbe sich daraus die Unzulässigkeit der vorhin erwähnten „schwarzen Listen" und der geheimen Kennzeichnung unwillkommener Arbeiter auf dem Entlassungsschein. Freilich müßte auch hier die Möglichkeit bleiben, Schädigungen und Härten abzuwehren. Es kann ein Arbeiter so unverträglich sein, daß niemand mit ihm zusammenarbeiten mag; es kann ein geistiger oder moralischer Defekt vorliegen, es kann ihm aber auch die Fähigkeit und Geschicklichkeit für eine bestimmte Tätigkeit völlig abgehen. In diesen Fällen muß der Unternehmer ihn ablehnen können. Aber das darf nicht ohne weiteres in sein Belieben gestellt werden. Es muß die Möglichkeit bestehen, gegen eine Abweisung des Arbeiters durch den Arbeitgeber eine rechtliche Instanz anzurufen. Die hier bestehenden Schwierigkeiten werden sich um so mehr vermindern, je mehr es gelingt, jedem Volksglied die seiner Befähigung und Eigenart entsprechende Tätigkeit zuzuweisen. Hier hat auch die von Münsterberg vertretene Anwendung der Experimentalpsychologie auf Berufsberatung und Anstellung ihre große Bedeutung (vgl. den Aufsatz „Arbeitsreform nach dem Kriege", Vortrupp 1918, Nr. 17, Seite 334). Es ist eine wichtige Zukunftsaufgabe, diese Wissenschaft in den Dienst der gesamten Arbeitsvermittlung zu stellen. Das würde einen großen Gewinn für den Einzelnen wie für die Gesamtheit bedeuten, und zwar nicht bloß einen äußeren, sondern auch einen inneren Gewinn.

2. Ausgestaltung des Arbeitsverhältnisses.

Die gesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses ist ungenügend und nicht einheitlich. Handelsgesetzbuch, Gewerbeordnung, Bürgerliches Gesetzbuch und landesgesetzliches Sonderrecht stehen hier neben- und gegeneinander. Dazu haben sämtliche Bestimmungen über den Arbeitsvertrag nur den Einzelvertrag im Auge. Der Kollektivvertrag (Tarif-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vertrag), dem die Zukunft gehört, ist überhaupt nicht berücksichtigt. Das ist ein großer Mangel. Denn wenn das Gesetz sehr vieles der Abmachung im Einzelvertrag überläßt, so bedeutet das die willkürliche Regelung durch den Arbeitgeber. Der einzelne Arbeiter hat so gut wie gar keinen Einfluß auf die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses. Dieses wird durch die vom Unternehmer erlassene Arbeitsordnung oder durch seine willkürlichen Anordnungen bestimmt. Der Arbeiter muß sich entweder dieser Ordnung unterwerfen oder auf die Stelle verzichten. Gewiß ist eine Arbeitsordnung schon besser als gar keine. Der Arbeiter ist dann doch wenigstens nicht von dem Belieben des Arbeitgebers abhängig, sondern kennt von vornherein seine Pflichten und Rechte. Darum ist es ein Gewinn, daß unser Gewerberecht für Betriebe mit mindestens 20 Arbeitern eine Arbeitsordnung vorgeschrieben hat. Aber diese Bestimmung erstreckt sich nicht auf alle Betriebe und auf alle in ihnen angestellten Personen. Und sodann beschränkt sich die Vorschrift auf Angaben über Arbeitszeit und Arbeitslohn. Alles andere bleibt immer noch der Willkür des Unternehmers überlassen. Endlich und vor allem sind die Arbeiter von einer Mitwirkung beim Zustandekommen der Arbeitsordnung ausgeschlossen. Sie müssen nur gehört werden, haben aber kein Genehmigungs- oder Abänderungsrecht. Soll hier an Stelle des Machtverhältnisses ein Rechtsverhältnis, an Stelle des einseitigen Erlasses der Arbeitsordnung durch den Unternehmer ein wirklicher Vertragsschluß zwischen beiden Teilen treten, so muß die Arbeitsordnung an die Zustimmung der Arbeiter gebunden werden.

Zu diesem Zwecke muß der vom Gesetze nur zugelassene Arbeiterausschuß für alle Betriebe mit über 20 Arbeitern vorgeschrieben werden. (Das Reichsarbeitsamt hat soeben eine dahingehende Vorlage ausgearbeitet.) Dieser Ausschuß hätte dann bei der Abfassung der Arbeitsordnung mitzuwirken und ihre Durchführung zu überwachen. Er würde ferner die Arbeiter der Betriebsleitung gegenüber vertreten. Bei der Verwaltung der Wohlfahrtseinrichtungen des Betriebes sieht schon das bisherige Recht die Mitwirkung des Ausschusses vor. Würde diese Mitwirkung sich ausdehnen auf Einstellung, Entlassung und Bestrafung von Arbeitern, auf Festsetzung des Lohnes und Entscheidung von Streitigkeiten, so wäre die konstitutionelle Fabrikverfassung durchgeführt.

Ein großer Fortschritt ist auch die bereits im Kriege erfolgte Anerkennung der Organisationen durch die Regierung, und vor kurzem auch durch die Unternehmer. Damit ist ein völlig unhaltbarer Zustand beseitigt. Daß die Organisation ein mächtiger Hebel des Fortschritts ist, hat man schon lange erkannt. Daher begrüßte und förderte man die Organisation des Kapitals und der Unternehmer, ja man erzwang den Zusammenschluß des Handwerks. Nur die Organisationen der Arbeiter wurden teils mit gesetzlicher, gerichtlicher und behördlicher Unterdrückung bekämpft, teils als nicht vorhanden behandelt. Das Organisationsrecht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist ja ganz allgemein durch das Reichsvereinsgesetz von 1908 sichergestellt. Und das Koalitionsrecht (d. h. das Recht, Vereinigungen und Verabredungen zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen einzugehen, und diesen Zweck insbesondere durch Streik oder Aussperrung zu erzielen) ist schon durch § 152 der Gewerbeordnung 1869 anerkannt worden. Aber der berüchtigte § 153, der körperlichen Zwang, Drohungen, Ehrverletzung oder Verrufserklärung bei solchen Verabredungen mit Gefängnisstrafe belegt, hat diese Koalitionsfreiheit bei den Arbeitern fast aufgehoben. Auch die Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches über Drohung, Nötigung, Erpressung und Beleidigung wurden in weitem Umfang benutzt, um die einzig wirksame Waffe der Arbeiter im wirtschaftlichen Kampfe abzustumpfen. Die entsprechenden Handlungen der Arbeitgeber aber blieben meist ungerügt.

Ebenso führten die Unternehmer einen rücksichtslosen Kampf gegen die Arbeiterorganisationen und weigerten sich in ihrer Mehrheit grundsätzlich, mit den Vertretern der Organisationen zu verhandeln. Ja unmittelbar vor dem Kriege war man im Begriffe, bei der Reform des Strafrechts die Koalitionsfreiheit der Arbeiter noch schärfer zu treffen.

Der Krieg brachte hier eine große Wandlung. Als die Sozialdemokratie die Kriegskredite bewilligte und die Gewerkschaften ihre Organisation in den Dienst des Vaterlandes stellten, änderte die Regierung ihre Haltung. Der verhängnisvolle § 153 der Gewerbeordnung wurde aufgehoben. Und als die Widerstandskraft des Reiches zusammenbrach und die Revolution kam, gaben auch die Unternehmer ihre feindselige Haltung auf, erkannten die Arbeiterorganisationen unumwunden an und verzichteten auf jede Beschränkung der Koalitionsfreiheit. Der Arbeitsnachweis sollte paritätisch geregelt, die Arbeitsbedingungen in jedem Gewerbe durch Vereinbarungen zwischen den beiderseitigen Organisationen festgestellt, die Arbeitszeit auf 8 Stunden beschränkt, Schlichtungsausschüsse oder Einigungsämter geschaffen und die Übergangswirtschaft durch einen paritätisch zusammengesetzten Zentralausschuß geordnet werden (Vereinbarung vom 15. November 1918).

Leider wurde die Ausführung dieses großzügigen Planes durch die Wirren der Revolution verhindert. Sonst hätten wir mit dieser gegenseitigen Anerkennung der sich bisher bekämpfenden Organisationen, mit ihrer gewaltigen Erstarkung und ihrer Ausdehnung auf das ganze Reich dieselbe günstige Erfahrung machen können, die man beispielsweise in England gemacht hat: Je umfassender und stärker die Organisationen, desto seltener die Erschütterungen und Schädigungen des Wirtschaftslebens durch den Wirtschaftskrieg, durch Streik, Boykott, Sperre und Aussperrung, desto häufiger die friedliche Beilegung von Streitigkeiten. Der Wirtschaftskrieg ist dann gerade wie der militärische Krieg nur das letzte Mittel, zu dem man greift.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie zweischneidig aber der Wirtschaftskampf wirkt, haben wir früher schon erleben müssen. Es werden regelmäßig viele Unbeteiligte mit betroffen, ja die Gesamtheit wird zuweilen schwer geschädigt. Die gegenwärtige Kohlennot zeigt, daß sogar die Existenz des ganzen Staates durch solche Wirtschaftskämpfe aufs Spiel gesetzt werden kann. Daher bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß, wie der politische Krieg, so auch der Wirtschaftskrieg verhütet werden muß, und zwar durch das gleiche Mittel, durch ein obligatorisches Schiedsgericht. Je mehr das Arbeitsverhältnis der Willkür entzogen und zu einem Rechtsverhältnis gemacht wird, je mehr die Arbeiter in den Betrieben und Organisationen an der Gestaltung ihres Loses mitwirken dürfen, desto entschiedener kann die Gesamtheit fordern, daß verderbliche Machtproben durch friedliche Verständigung vermieden werden. Bisher gab es (wie in den Völkerstreitigkeiten) nur ein fakultatives Schiedsgericht, das Gewerbegericht. Es muß auch auf wirtschaftlichem Gebiete das Friedenswerk obligatorisch werden.

Diese Aufgabe könnte den zu errichtenden Arbeitskammern übertragen werden. Freilich müßten sie dann noch etwas anders ausgestaltet werden, als der frühere Entwurf vorsah. Ihre Errichtung dürfte nicht dem Bedürfnis überlassen bleiben, sondern müßte allgemein vorgeschrieben werden. Sie müßten alle Arbeiter, auch die Landarbeiter, umfassen. Und sie wären nicht nach Berufen, sondern nach Bezirken aufzubauen, damit nicht ein zu verwickelter Apparat entsteht, der häufig versagen muß. Aus der paritätisch zusammengesetzten Arbeitskammer müßte ein ebenfalls paritätisches Einigungsamt gebildet werden, das sich von Fall zu Fall durch Fachleute ergänzt. Den Zwang könnte man wie in Australien und Neuseeland auf das ganze Verfahren einschließlich des Schiedsspruchs ausdehnen. Oder man könnte ihn wie seit 1907 in Kanada auf die Anrufung, Untersuchung und Verhandlung beschränken, die Befolgung des Spruches aber freistellen. Mit der letztgenannten Einrichtung sind recht günstige Erfahrungen gemacht worden; nur sind damit die Wirtschaftskämpfe nicht ganz ausgeschlossen. Unsere Not wird uns zwingen, ähnliche Wege einzuschlagen.

Im Anschluß an diese friedliche Verständigung werden auch die Tarifverträge eine immer größere Bedeutung erlangen. Das sind Verträge zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer über die Gestaltung künftiger Arbeitsverträge in einem ganzen Bezirke oder Gewerbe (Arbeitsnormen-Verträge). Praktisch haben sie schon eine große Rolle gespielt. Die Gesetzgebung hat sie früher überhaupt nicht berücksichtigt. Jetzt ist auch das anders geworden. Die erwähnte Verordnung des Reichsarbeitsamtes will den abgeschlossenen Tarifverträgen, die bisher nur moralisch verpflichteten, eine gesetzliche Geltung verleihen (Unabdingbarkeit). Ja die von der Mehrheit eines Tarifgebietes angenommenen Verträge können durch Gesetz auch auf die Minderheit ausgedehnt werden. Damit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist ein weiterer wichtiger Schritt zur Umwandlung des Arbeitsverhältnisses in ein Rechtsverhältnis getan.

Sobald diese Einrichtung nach Überwindung der Revolutionswirren wirksam wird, wird sich auch die Lohnfrage in gesunder Weise regeln lassen. Die jetzigen Zustände sind auf die Dauer unhaltbar. Haben früher die Unternehmer ihre Macht mißbraucht, um die Löhne vielfach zu niedrig zu halten und ihren Profit auf Kosten des Volkswohls zu erhöhen, so begehen die Arbeiter jetzt genau denselben Fehler. Sie benutzen ihre Herrschaft, um die Löhne sinnlos in die Höhe zu treiben auf Kosten unserer Volkswirtschaft, ja mit Gefährdung unserer nationalen Existenz. Diese Verhältnisse werden wohl dazu führen, daß die Staatsregierung gesetzliche Bestimmungen über die Entlohnung trifft. Es müssen zweifellos Mindestlöhne festgesetzt werden. Nicht nach dem Warengesetz von Angebot und Nachfrage muß sich der Lohn richten, sondern nach dem Aufwand, der zu einem menschenwürdigen Dasein gehört. Aber auf der anderen Seite dürfen die Löhne auch nicht so hoch werden, daß unsere Industrie mit dem Ausland überhaupt nicht mehr in Wettbewerb treten kann. Denn wir sind für Lebensmittel und Rohstoffe auf den Austausch mit dem Ausland angewiesen. Der veränderliche Geldwert würde dazu nötigen, die Höhe der Löhne diesem Werte ständig anzupassen durch prozentuale Zuschläge und Abstriche, die gesetzlich bestimmt werden müßten. Neuerdings wird vorgeschlagen, diese Schwierigkeit durch Rückkehr zum Naturallohn zu beseitigen (Dr. Neurath, Direktor des Wirtschaftsmuseums zu Leipzig, im Münchener Arbeiterrat). Die sozialisierte Wirtschaft wird ja grundsätzlich geldlos sein.

Die gegenwärtige Neigung der Arbeiter, alle Lohnsysteme außer dem Zeitlohn abzuschaffen, wird schwerlich Bestand haben. Denn dabei kommt der Tüchtige und Fleißige nicht auf seine Rechnung. Sofern die Arbeiterschaft an der Ausgestaltung der Akkordverträge, des Taylorsystems (Vortrupp 1918, Nr. 17, Seite 330f.) und der Rationalisierung des ganzen Wirtschaftslebens (a. a. O., Seite 332) sich beteiligen kann, lassen sich diese Einrichtungen nicht nur dem Gesamtwohl, sondern auch dem Wohl des Arbeiters dienstbar machen. Auch hier müßten die wichtigsten Forderungen gesetzlich festgelegt werden. Denn früher hatte das geflügelte Wort „Akkordsystem—Mordsystem" leider seine Berechtigung. Daß die Existenz des Arbeitnehmers auch in Krankheitszeiten, bei Invalidität und Alter noch besser gesichert werden muß als früher, ist selbstverständlich. Auch hier müssen die Zahlungen bemessen werden nach dem Bedarfe, der zu einem menschenwürdigen Leben gehört. Diese Fürsorge ist auf alle Angestellten auszudehnen ohne Rücksicht auf die Höhe des Einkommens. Denn warum soll der höher Bezahlte nicht genötigt sein, einen Teil seines Einkommens an die Versicherung gegen Krankheit, Unfall und Arbeitsunfähigkeit zu wenden. Die Versicherung ist ja nur eine Lohnregulierung im Staatsinteresse. Zu ihr sollte man daher alle verpflichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine weitgehendere Ausgestaltung verdient ferner die Mutter- und Kinderfürsorge, sowie die Hinterbliebenenversicherung. Daß die Mutter der Gesamtheit viel wertvollere Dienste leistet, wenn sie ihre Kinder gut versorgt und erzieht, als wenn sie erwerbstätig ist, das dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. In den Menschen liegt unser wertvollstes Volksvermögen, nicht in den Gütern und Waren. Darum sind die Kinder unser kostbarster Besitz, und ihr Gedeihen muß unsere Hauptsorge sein.

Von der Arbeitslosenversicherung ist schon gesprochen worden. Damit sind wir schon übergegangen auf das Gebiet des Arbeiterschutzes. Schon vor dem Kriege hat die Gesetzgebung in weitem Umfange hier eingegriffen. Im Kriege hat man dann die Schutzbestimmungen zu einem guten Teil wieder aufheben müssen, nicht zum Besten unserer Volksgesundheit. Nunmehr ist es Zeit, die Schutzbestimmungen nicht nur wieder herzustellen, sondern nach Möglichkeit zu erweitern. Der hohe Ertrag der wirtschaftlichen Arbeit darf hier nicht allein den Ausschlag geben. Gewiß soll und muß dieser Ertrag nach Kräften gesteigert werden. Dazu zwingt uns schon die ungeheure Schuldenlast, die wir verzinsen müssen. Aber das Sachkapital darf nicht vermehrt werden auf Kosten des viel wichtigeren und wertvolleren Menschenkapitals. Die Rasse darf durch die Arbeit nicht verschlechtert, sondern muß verbessert werden. Der Mensch darf nie mehr bloß Arbeitstier sein, sondern muß immer mehr zu einem lebendigen Glied der menschlichen Kulturgemeinschaft werden, muß Zeit und Kraft behalten, seine Aufgaben gegenüber Familie, Gemeinde, Staat und Religionsgemeinschaft voll zu erfüllen. Schließlich darf der Mensch überhaupt nicht bloß zu einem Mittel werden für wirtschaftliche und nationale Zwecke; der Einzelne soll auch Selbstzweck sein, Wirtschaft und Staat sollen seinem Wohle dienen. Durch die Arbeit darf die Persönlichkeit nicht verkümmert werden. Das alles soll der Arbeiterschutz bewirken. Daher Verkürzung der Arbeitszeit, Verbot der gewerblichen Kinderarbeit, Einschränkung der Frauenarbeit, soweit als sie mit irgendwelcher Schädigung verbunden ist. Voraussetzung ist natürlich eine entsprechende Gestaltung der Löhne und eine nutzbringende Verwendung der freien Zeit. Dazu kommt dann die Beseitigung aller Gefahren für Leben und Gesundheit in den Wirtschaftsbetrieben, soweit sie irgend möglich ist, sowie die Wahrung des Anstandes und der Sittlichkeit. Selbstverständlich ist dieser Arbeiterschutz wie alle Arbeitsfürsorge bis zu einem gewissen Grade abhängig vom internationalen Wettbewerb. Daher ist es wichtig, daß man hier zu einem gemeinsamen Vorgehen kommt. Das ist bereits früher angebahnt und wird sicherlich rasche Fortschritte machen. Der Friedensschluß dürfte uns hier ein gutes Stück weiter bringen.

Aber die Verkümmerung der Persönlichkeit und der Pflichten gegen Familie und Gemeinschaft droht dem Arbeiter nicht bloß von der Arbeit selbst her, sondern auch von der Stellung des Arbeitgebers. Solange

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hier ein Machtverhältnis bestand, ist es vielfach dazu benutzt worden, die staatsbürgerlichen Rechte des Arbeiters einzuschränken. Mit zunehmender Demokratisierung der Verfassung und wachsendem politischem und wirtschaftlichem Einflusse des Arbeiters wird dieser Mißbrauch der überragenden Stellung des Unternehmers schwinden.

3. Beendigung des Arbeitsverhältnisses.

Das Arbeitsverhältnis kann gesetzmäßig beendigt werden durch befristete Kündigung von beiden Seiten. Die Frist kann freilich sehr kurz sein; vielfach besteht tägliche Kündigung. In bestimmten Fällen ist sofortiger Austritt oder sofortige Entlassung zulässig. Auf Einzelheiten näher einzugehen, würde zu weit führen. Nur auf einen wichtigen Mangel sei aufmerksam gemacht: Die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer können nicht gesunden, wenn es nicht gelingt, den Kontraktbruch gesetzlich schärfer zu erfassen. Bisher hat man als Kontraktbruch betrachtet auf seiten des Arbeitgebers: rechtswidrige Entlassung, Nichtzulassung zur Arbeit, Vorenthaltung des Lohnes, gesetzwidrige Vernachlässigung der Arbeitsräume; auf seiten des Arbeiters: rechtswidrigen Austritt, beharrliche Arbeitsverweigerung, Sabotage (absichtliche Beschädigung von Werkzeugen, Maschinen usw.) und groben Vertrauensbruch. Es müßten alle groben Verletzungen der übernommenen Pflichten gegenüber dem anderen Teile wie gegenüber der Gesamtheit als Vertragsbruch geahndet werden, und zwar nicht bloß, wenn sie dem Buchstaben, sondern auch wenn sie dem Geiste des Vertrages zuwider handeln. Hierher gehören die gesetzlich erlaubten, aber oft sittlich verwerflichen willkürlichen Kündigungen alter und abgebrauchter Arbeiter, solcher, die dem Arbeitgeber aus irgendwelchen eigennützigen oder persönlichen Gründen unangenehm sind. Hierher gehören die Massenkündigungen bei Beginn von Arbeitskämpfen. Hierher gehört der passive Widerstand, der die Volkswirtschaft ebenso schwer schädigen kann wie der offene Streik. In den letztgenannten Fällen müßte das Zwangseinigungsverfahren Platz greifen, genau wie bei allen Arbeitskämpfen. Die willkürliche Entlassung Einzelner aber muß dadurch unterbunden werden, daß die Kündigungsbefugnis gesetzlich beschränkt wird. Ein Anfang ist damit gemacht bei den Sicherheitsmännern der Preußischen Berggesetz-Novelle von 1909. Sie können, sobald ihnen gekündigt wird, das Bergamt anrufen, das eine Nachprüfung der Entlassungsgründe vornimmt. In dieser Weise müßte jedem Arbeiter die Möglichkeit geboten werden, durch eine gesetzliche Instanz eine ausgesprochene Kündigung auf ihre Berechtigung nachprüfen zu lassen. Auch das ist nötig, wenn das Arbeitsverhältnis aus einem Gewaltverhältnis zu einem Rechtsverhältnis werden soll.

Die Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens und der wachsende Einfluß der Arbeitnehmer und der in ihrem Kreise herrschenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sozialistischen Anschauungen wird diese Umgestaltung des Arbeitsverhältnisses ungemein fördern. Wir dürfen auf baldige Schaffung eines einheitlichen fortschrittlichen Arbeitsrechts zuversichtlich hoffen. Und nicht bloß der Arbeitnehmer, sondern das Volksganze wird den Gewinn davon haben. Freilich nur dann, wenn die Demokratisierung auch wieder nicht zu weit getrieben wird. Diese Gefahr liegt jetzt nahe. Jede Demokratie bedarf einer Ergänzung durch eine Aristokratie. Es muß immer auch Führer und Regierende geben. Sie müssen vom Vertrauen der anderen berufen und getragen werden, müssen dann aber freie Bahn bekommen, ihre Gaben im Dienste des Ganzen zu entfalten. Eine gewisse Kontrolle ist gut und heilsam. Aber fortwährende Eingriffe und Behinderungen durch allerhand Durchschnittsmenschen würden schweren Schaden bringen. Auch das neue Arbeitsrecht müßte den wirtschaftlichen Führern den unbedingt nötigen Spielraum lassen. Auf der anderen Seite müßte dieses Recht auch dafür sorgen, daß die Führer in ganz anderer Weise als bisher für ihre Aufgabe ausgerüstet werden. Dazu gehört nicht nur eine tüchtige fachliche Ausbildung; diese ist schon früher meist vorhanden gewesen. Aber was bisher völlig gefehlt hat, das ist ein eingehender Unterricht in der „Führerkunst", in der Kunst, Menschen zu leiten und zu organisieren. An dieser Kunst hat es unseren Führern fast auf allen Gebieten gemangelt. Die Meisten glauben, mit herrenmäßigen Manieren und schroffem Tone die Disziplin sichern zu können. Gewiß kann man damit einen äußerlichen Gehorsam erzielen. Aber worauf es ankommt, das ist die Gewinnung der Seele. Nur wenn der Mensch mit Leib und Seele bei der Pflicht ist, nur dann leistet er das Höchste. Mit Recht hat F. W. Foerster immer wieder auf diesen verhängnisvollen Mangel aufmerksam gemacht. Diesem Mangel haben wir unser ganzes Unglück wesentlich mit zu verdanken. Auch das beste Arbeitsrecht allein kann das Gedeihen unseres Wirtschaftslebens nicht sichern. Das Gedeihen hängt zuletzt nicht an den Einrichtungen, sondern an den Menschen, an den lebendigen Persönlichkeiten. Sie heranzubilden und mit den erforderlichen Eigenschaften auszurüsten, das ist die wichtigste Aufgabe, die uns obliegt. Ein starker Wille, der sich doch zu zügeln weiß; bestimmtes Auftreten, das aber nie verletzt; eine Herrscherpersönlichkeit, die doch im letzten Grunde nur dem Einzelnen und dem Ganzen dienen will — so müssen die Führer beschaffen sein, die wir nötig haben. Und die Anderen müssen bereit sein, sich ihnen unterzuordnen, weil nur so das Wirtschaftsleben gedeihen kann; auch sie brauchen Selbstbeherrschung, brauchen (bei aller berechtigten Rücksicht auf das eigene Interesse) den Willen, dem Ganzen zu dienen.

Die gegenwärtigen Verhältnisse zeigen ja so deutlich, was unserem ganzen Wirtschaftsleben vor allem nottut, wenn es vorwärts gehen soll, nämlich: Versittlichung und abermals Versittlichung. Dieselbe Versittlichung, ohne die die gesamte Völkerwelt sich in immer neuen Kriegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zerfleischen müßte, sie allein sichert auch die Zukunft des eigenen Volks, sie allein ist auch das feste Fundament der Wirtschaft. Aus sittlichem Geiste muß das neue Arbeitsrecht geboren werden! Mit sittlichem Geiste müssen aber auch alle die erfüllt werden, die unter dem neuen Arbeitsrechte leben!

Otto Dost.

Plutus im Strafrecht.

Das Strafrecht zieht einen Schutzwall um die Güter des Einzelnen. Sein Inhalt gibt daher ein Spiegelbild der Wertschätzung, welche das Gesetz diesen Gütern beimißt. Das Vorhandensein oder Fehlen des Walles und seine Höhe zeigen, was der Gesetzgeber am meisten des Schutzes und der Erhaltung für würdig erachtet. Prüft man unter diesem Gesichtswinkel unser geltendes, den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstammendes Strafgesetzbuch, so ist das Ergebnis nicht abzuweisen, daß der Schutz des Vermögens seinen Verfassern ganz besonders am Herzen gelegen und daß hinter dieses viele andere immaterielle Güter — ich nenne die körperliche Unversehrtheit, Freiheit, Ehre — weit haben zurücktreten müssen.

Wer dem Reichsten der Reichen ein Zehnpfennigstück stiehlt, muß ins Gefängnis. Der Richter kann erkennen von einem Tag bis zu 5 Jahren. Auf Diebstahl steht unbedingt diese allgemein als entehrend geltende Strafe, mit Geld oder bloßer Haft läßt sich ein diebischer Angriff auf das Eigentum nicht sühnen. Anders bei der Freiheitsberaubung: Wer seinem Nebenmenschen die Freiheit stiehlt, kann zwar zu Gefängnis verurteilt werden, doch darf der Richter ihn mit einer Geldstrafe von 3 Mark bis 2000 Mark davon lassen; erst wenn die Freiheitsentziehung über eine Woche gedauert hat, m u ß auf Gefängnis erkannt werden. — Hinter dem Eigentum steht auch der Hausfrieden im Werte weit zurück: Den fremden Hausfrieden darf man mit Füßen treten ohne der Möglichkeit einer höheren Strafe sich auszusetzen als Geldstrafe von 300 Mark oder Gefängnis bis zu 3 Monaten; nur wenn der Friedensbrecher bewaffnet war, oder wenn mehrere gemeinsam handelten, erhöht sich die Strafe, aber auch dann geht sie nur bis zu 1000 Mark oder einem Jahre Gefängnis. Auch mein Körper aber genießt bei weitem nicht des Schutzes, wie mein Eigentum, also wie etwa meine Kleidung oder was ich sonst am Leibe trage: Bei einfacher Körperverletzung hat der Richter zu wählen zwischen Gefängnis von einem Tag bis zu 3 Jahren oder Geldstrafe von 3 Mark bis 1000 Mark, — erst bei schwerer Körperverletzung ist Gefängnisstrafe unerläßlich. — Antastung der fremden Ehre ist ebenfalls erheblich billiger als solche fremden Eigentums: Die einfache Beleidigung wird gesühnt im Höchstfalle mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder — nach Wahl des Richters — mit Haft bis zu 6 Wochen oder mit Gefängnis bis zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1 Jahr. Betätigt die Beleidigung sich in der Art, daß jemand über einen Anderen öffentlich ehrenrührige Behauptungen aufstellt oder verbreitet, deren Wahrheit er nicht beweisen kann, so ist die Höchstgrenze der Strafe immer erst 1500 Mark oder 2 Jahre Gefängnis. Ja, wenn er mit Vorbedacht darauf ausgeht, seinem Mitmenschen die Ehre zu stehlen, wenn er vorsätzlich wider besseres Wissen ehrenrührige Tatsachen schlimmster Art über ihn erfindet und verbreitet, so hat der Verleumder immer noch nicht notwendig Gefängnis verwirkt: Der Richter kann ihn mit Geldstrafe von 3 Mark bis 600 Mark davonlassen, er d a r f erkennen auf Gefängnis bis zu höchstens 2 Jahren. — Wer aber dem Nachbarn einen Hosenknopf stiehlt, dessen harrt — ohne die Möglichkeit einer anderen Sühne — Gefängnisstrafe, die bis zu 5 Jahren erstreckt werden kann!

Der Abstand zwischen der auf Bekämpfung des Diebstahls verwandten Energie und jener, welche dem Schutz der anderen genannten Güter dient, ist nun tatsächlich noch weit erheblicher, als der bloße Vergleich der angedrohten Strafen andeutet: Jeden Diebstahl nämlich, der zu seiner Kenntnis kommt, muß der Staatsanwalt — abgesehen von einem engen Kreis von Ausnahmen — ohne weiteres von Amts wegen verfolgen, bei Hausfriedensbruch, Körperverletzung und Beleidigung aber darf er nur einschreiten, wenn der Verletzte einen Strafantrag stellt. Auch beim Vorliegen eines Strafantrages jedoch ist der Staatsanwalt bei den letztgenannten beiden Delikten zum Einschreiten nicht verpflichtet, vielmehr kann er, wenn nach seiner Meinung ein besonderes Interesse der Öffentlichkeit an amtlicher Verfolgung nicht vorliegt, diese ablehnen und dem Verletzten überlassen, selbst im Wege der Privatklage seine Sühne zu suchen. Jeder weiß, daß die Staatsanwaltschaft in weitestem Umfange von dieser Befugnis Gebrauch macht, also nur in seltenen Ausnahmefällen bei Beleidigung und Körperverletzung eingreift. Die mancherlei Unerquicklichkeiten, welche es mit sich bringen kann, wenn man seinem Beleidiger vor Gericht als Ankläger gegenüber steht, haben eine verbreitete Scheu vor Benutzung der Privatklage zur Folge, und so kommt es, daß tatsächlich die weitaus meisten Angriffe auf die Ehre und den Körper ohne jede gerichtliche Ahndung bleiben. Häufig verschafft deshalb der Gekränkte durch Selbsthilfe sich seine Sühne.

Nur die leichtesten Fälle des Diebstahls können überhaupt mit Gefängnis abgetan werden. Das Gesetz hebt eine Reihe von Umständen hervor, bei deren Vorliegen es den Diebstahl als schweren bezeichnet und ihn mit Zuchthaus von einem bis zu 10 Jahren bedroht. Vor allem gehört hierher der Diebstahl mittels Einbruchs, Einsteigens, Einschleichens mittels falscher Schlüssel. Der Abstand nun zwischen leichtem und schwerem Diebstahl ist häufig so winzig, daß es geschulter Augen bedarf, ihn zu erkennen. Dem Begriffe des Einbruchs wohnt notwendig bei die Aufwendung von Gewalt. Man muß dies letztere Wort aber nicht im Sinne des täglichen Sprachgebrauchs werten. Nach der Rechtsprechung des Reichs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerichts liegt Gewalt, mithin Einbruch, stets dann vor, wenn der Dieb, um ein dem Eindringen entgegenstehendes Hindernis zu beseitigen, auch nur die geringste Kraft aufbietet. Wer also ein Gazefenster mit der Hand wegreißt, wendet Gewalt auf und verfällt dem Zuchthaus. Nicht minder, wer einen die Eingangstür zuhaltenden Bindfaden mit einer Schere zerschneidet. Der — schwere — Einsteigediebstahl liegt schon dann vor, wenn die Grenzmauer, welche der Dieb überschreitet, nur 2 Fuß hoch ist, — Zuchthausstrafe droht auch dem Diebstahl mittels Erbrechens eines Behältnisses. Zu letzterem gehört ein Briefumschlag, die zugeknöpfte Hosentasche: Wer, um den Inhalt zu stehlen, den lose verklebten Umschlag öffnet oder den Knopf der Hosentasche abschneidet, begeht schweren Diebstahl, ebenso, wer den Bindfaden, mit welchem ein Sack zugebunden ist, auftrennt. Nebenbei: Man beachte, zu welchen seltsamen Folgen die Aufstellung solcher starrer Begriffsrahmen führen kann: Schwerer Diebstahl liegt vor, wenn der Umschlag erbrochen wird, um den darin steckenden Fünfmarkschein zu stehlen. Wer aber den Umschlag samt Inhalt unerbrochen wegnimmt, begeht nur einfachen, leichten Diebstahl und ist vor Zuchthaus geschützt! —

Zu den schweren Diebstählen gehört es ferner, wenn auf der Straße oder auf der Eisenbahn aus Gepäckstücken gestohlen wird mittels Ablösens der Verschlußmittel: Aufknüpfen einer Schnur, Öffnen eines Plaidriemens, Abstreifen einer verschließenden Gepäckmarke gehören hier zu den erschwerenden Umständen, welche den Dieb ins Zuchthaus führen. Hiernach liegen viele Fälle des im Gesetzessinn schweren Diebstahls tatsächlich so milde, daß die Festsetzung auch nur der Mindeststrafe von einem Jahre Zuchthaus eine ganz außerordentliche Härte darstellen würde. Das Gesetz versucht, dieser Tatsache dadurch Rechnung zu tragen, daß es beim Vorliegen „mildernder Umstände" Gefängnisstrafe von 3 Monaten aufwärts zuläßt. Das Gesetz denkt hierbei aber doch an ungewöhnliche Fälle einer besonders milden Sachlage. Bei manchem Richter stellen sich freilich leicht Bedenken ein, einer zur Entscheidung stehenden Tat den Charakter solches Ausnahmefalles zuzuerkennen. Viele andere wiederum halten für Durchschnittsfälle die Mindeststrafe von einem Jahre Zuchthaus für bei weitem zu hoch. Ihre strenge Gesetzespflicht schließt meistens mit ihrem Herzen einen Kompromiß, und so nehmen sie bei den gewöhnlichen „schweren" Diebstählen unbedeutender Art durchweg mildernde Umstände an und setzen nur eine Gefängnisstrafe fest. Aber diese darf weniger als 3 Monate nicht betragen, und in nicht seltenen Fällen empfindet mancher Richter diese Strafe noch als eine allzugroße Härte, die anzuwenden ihn erhebliche Überwindung kostet. Wer betrachtet, wie das Mittelalter jahrhundertelang mit barbarischen Strafen den Rechtsbrecher belegt hat, wird zweifelhaft werden, ob gerade harte Strafen ein sicheres Mittel zur Hebung der Sitten sind. Der Diebstahl ist das Delikt der Armut, der Satte hat es leicht, des Stehlens sich zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

enthalten. Positive Maßnahmen sozialer Natur, die den Ärmsten der Armen das Leben erleichtern, werden eher die Zahl der Diebstähle zurückdrängen, als die doch immer nur negative Politik der hohen Strafen.

Auch die Art, wie das Strafgesetzbuch die Bestrafung des Versuches regelt, zeigt seine ganz besondere Sorge um den Schutz des Eigentums. Das Gesetz verteilt nach der Schwere der angedrohten Strafen die Straftaten in drei Klassen: Verbrechen, Vergehen, Übertretungen. Beim Verbrechen, der schwersten Form einer Verfehlung, ist stets auch der Versuch strafbar. Der Versuch des — leichteren — Vergehens wird nur dann bestraft, wenn das Gesetz die Zulässigkeit seiner Bestrafung besonders ausspricht, und hier ist nun wiederum die im Gesetz getroffene Auswahl dieser Vergehen bezeichnend. Während nämlich der Versuch des Diebstahls, des Betruges, der Unterschlagung und auch der Sachbeschädigung unter allen Umständen bestraft wird, ist Verfolgung des Versuches nicht unter Strafe gestellt bei Freiheitsberaubung, Entführung, Beleidigung, Körperverletzung. Wer also versucht, mir einen Bleistift oder einen Briefbogen zu stehlen, kann auf 5 Jahre ins Gefängnis gesteckt werden, wer mich anfaßt, um mir die Freiheit zu rauben, bleibt straflos, wenn sein Vorhaben mißlingt. Keine Strafe trifft denjenigen, der — vergeblich — nach mir ausholt, um mir einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Wenn ich versuche, ein fremdes Taschentuch zu zerreißen, droht mir Gefängnis bis zu 2 Jahren, führe ich aber mit einem Dolch einen Stoß gegen den Arm eines anderen, um den Arm zu durchbohren, so kann mir nichts geschehen, denn es ist nur — strafloser — Versuch einer Körperverletzung. Anders mag es werden, wenn mein Gegner ein Hemd trägt: kann dann der Richter feststellen, daß meine Erregung mir nicht die Erkenntnis verschlossen hat, daß das beabsichtigte Loch im Arm erreichbar war nur bei Durchlöcherung des Hemdes, dann darf er mich verurteilen wegen — versuchter Beschädigung des Hemdes, — nicht aber des Menschen!

Am schärfsten vielleicht tritt die Sorge des Gesetzgebers um den Schutz des heiligen, des dreimal heiligen Eigentums hervor bei der Bestrafung des Rückfalls. Vier Delikte kennt das Strafgesetzbuch, bei denen der bloße Umstand, daß der Angeklagte schon früher wegen gleichartiger Handlungen verurteilt ist, zu einer erheblichen Verschärfung der Strafe führt, — diese sind: Diebstahl, Betrug, Hehlerei, Raub. Wer in seiner Jugend einmal gestohlen oder betrogen hat und später ein zweites Mal, der soll, wenn er im Alter noch einmal als Dieb oder Betrüger vors Gericht kommt, stets ins Zuchthaus, es sei denn, daß die zweite Strafe mehr als 10 Jahre zurückliegt. Gehört dieser dritte Diebstahl gar zu den schweren — oben haben wir dargelegt, wie wenig dazu nötig ist —, so muß auf Zuchthausstrafe von mindestens 2 Jahren erkannt werden; nur beim Vorliegen mildernder Umstände ist Gefängnis zulässig, aber nicht unter einem Jahr! Der Strafrichter kennt manche andere Gebiete, auf denen der Hang zu fortdauernder Verübung gleichartiger Verbrechen häufig in die Erschei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung tritt, ich nenne nur Sittenvergehen, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beleidigung, Körperverletzung. Gewiß ist es nötig, den Sünder, dessen Hartnäckigkeit in dauernder Wiederholung seiner Straftaten sich ausspricht, scharf anzufassen. Warum aber bringt unser Strafgesetzbuch diesen Grundsatz nur bei Verbrechen gegen das Vermögen zur Geltung? Warum versagt es den gleichen Schutz jenen Rechtsgütern, gegen welche die letztgenannten Straftaten sich richten? Und dabei können doch der Dieb und der Betrüger meistens für sich anführen, daß sie, was sie sich verschaffen, entbehren, und es dort nehmen, wo es reichlich vorhanden ist, während jene anderen Straftaten durchweg begangen werden nur aus dem eingewurzelten Hang zum Rechtsbruch!

Daß unser Strafgesetzbuch in vielen Punkten der Besserung bedarf, ist seit Jahrzehnten die Überzeugung weiter Kreise, und wiederholt ist auch bereits gefordert worden, daß es seiner plutokratischen Färbung entkleidet werden müsse. Die amtlichen und privaten Reformbestrebungen haben häufig die Öffentlichkeit beschäftigt, aber die deutsche Neigung zu übergroßer Gründlichkeit hat ihnen bislang fast jedes greifbare Ergebnis versagt. Trotz jahrelanger Arbeit vieler Kommissionen ist das Strafgesetzbuch seit 1876 kaum verändert worden. Eine vom Reichsjustizamt berufene, von 1906 bis 1909 tagende Kommission brachte es lediglich zu einem „Vorentwurf" zu einem neuen Strafgesetzbuch, dem sie selbst nur einen privaten Charakter beimaß, und bis heute ist eine Vorlage an den Reichstag nicht gelangt. Jener Vorentwurf bemüht sich bereits, die oben im einzelnen dargelegten Härten zu mildern, welche unser geltendes Strafgesetz im Bereich der vermögensrechtlichen Delikte aufweist, und seine Begründung eignet sich auch den gegen das bestehende Recht erhobenen Vorwurf des Plutokratismus an, indem sie bei der Erörterung des Rückfalls bemerkt:

> Es kann nicht anerkannt werden, daß das Bedürfnis verstärkter Repression des Rückfalls sich nur oder auch nur vorwiegend bei den Delikten vermögensrechtlicher Natur geltend macht. Vielmehr gilt das gleiche in demselben Maße auch bei andern strafbaren Handlungen, insbesondere bei den gegen Leib und Leben, gegen die Ehre gerichteten, den Sittlichkeits- und Gewalttätigkeitsdelikten. In der Beschränkung des geltenden Rechts auf einige besonders häufig begangene Vermögensdelikte kommt also eine einseitige Überschätzung der materiellen Rechtsgüter zum Ausdruck, die auch sonst in den gesetzlichen Strafandrohungen mitunter zutage tritt und nicht gebilligt werden kann. Die immateriellen Rechtsgüter müssen denselben Schutz genießen.

Mit Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß nach Beendigung der gegenwärtigen Wirren, wenn der Bau des Reiches aufs neue fest verankert sein wird, die gesetzgebende Gewalt als eine ihrer nächsten Aufgaben die Neuordnung unseres Strafrechts in Angriff nehmen wird. Mögen dann die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommenden gesetzgebenden Mächte derber zupacken, als die verflossenen, und möge ihnen beschieden sein, in wenig Monden zu vollbringen, was letztere in Jahrzehnten abzuschließen nicht vermochten!

Dr. P. Lafrenz.

Was andre sagen

Die deutsche Nation. Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Moeller, Charlottenburg. 1. Jg. Heft 2.

Zur Erziehungsfrage (An das Kultusministerium).

Durch Not zur Besinnung gekommen, suchen wir die Fehler des alten Werks zu erkennen, um sie beim Neubau zu vermeiden. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die politischen Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts, so finden wir, daß alle Probleme, die uns heute beschäftigen, schon damals auftauchten und der Weg ihrer Lösung gewiesen wurde. So sind z. B. die Revolution von 1848, die Paulskirche, die Freiheitskämpfe der Slawen in Österreich alles Vorgänge, die, damals begonnen, jetzt ihrer Erfüllung entgegen gehen. Dringen wir in die Werke unserer Dichter und Denker aus dem 19. Jahrhundert, so sehen wir sie Lösungen zu Fragen suchen, die wir uns heute erneut erarbeiten. Genau so wie wir heute haben die Romantiker über den Mangel an Menschlichkeit im Deutschen geklagt und darauf hingewiesen, wie man ihn damit erfüllen könne. Pestalozzi hat uns gezeigt, wie man die Menschen zum Inhalt des Lebens zurückführt, indem man die Jugend erzieht, das Wesen der Dinge statt ihre Erscheinung zu erkennen.

Und doch haben wir aus diesen politischen Vorgängen nichts gelernt, vom Denken unserer Vorfahren nichts angenommen. Wen trifft die Schuld, daß wir auf diese Weise blind in unser Schicksal trieben? In der Hauptsache unsere Erziehung. Sie hat es unterlassen, uns die Geschichte des 19. Jahrhunderts so zu lehren, daß wir die Folgerungen daraus ziehen konnten. Sie hat uns die Erkenntnis unserer größten Denker nicht mitgeteilt. Von den letzten Stufen zu unserer Zeit hat sie uns fast nichts übermittelt.

Es ist daher erforderlich, daß Schule und Universität sich darauf legen, die Kämpfe und Erkenntnisse unserer unmittelbaren Vorfahren der Jugend mitzuteilen. Wir verlangen, daß die Geschichte hauptsächlich die Zustände des 19. Jahrhunderts in Europa und in der Welt behandele, und zwar unter heutigen Gesichtspunkten. Was Deutschland insbesondere betrifft: die Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Einführung in die moderne Sozialpolitik, die Freiheitskriege und die Einigungsbestrebungen im Reiche als Erziehung zum nationalen Bewußtsein, den Nationalitätenkampf in Europa, den Widerstreit von Individualismus und Sozialismus und die aus ihm entstehenden Umwälzungen zum Verständnis der modernen Weltanschauung. Im deutschen Unterricht muß deutsches Denken gelehrt werden, Fichte, die Romantiker, Humboldt, damit der Reichtum unserer Kultur uns inne werde. In der Geographie muß die Anschauung fremder Länder und das Fühlen und Denken ihrer Bewohner uns nahe gebracht werden, als Voraussetzung für gegenseitige Verständigung der Nationen.

Letztlich muß die Unterrichtsmethode eine andere werden. Denn es ist ihr nicht gelungen, das, was sie lehrte, in unsere Anschauung übergehen za lassen, weil die Grundlagen des Lehrens und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Erziehung, die uns Pestalozzi in unübertroffener Weise vorführte, nie wirklich verstanden wurden oder auch nur ernstlich der Versuch gemacht worden ist, sie im höheren Unterricht anzuwenden.

Vom neuen Geist im Kultusministerium verlangen wir, daß er diese längst begehrten Forderungen erfüllen wird. Nur indem wir so unsere Wurzeln zum besten Deutschtum wiederfinden, können wir von jener Menschlichkeit erfüllt werden, die unerläßlich ist, um den Geist, von dem wir ursprünglich wie kein anderes Volk der Neuzeit, beseelt sind, nicht zur Schablone ersterben zu lassen.

Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins Wien, Jg. 1919, Nr. 1 u. 2.

Alpine Zukunftsgedanken. Von Paul Jacobi:

„. . . In seinen Anfängen war der Alpinismus sicher kein Sport. Als Wesensursprung kann man wenigstens vom deutschen Alpinismus den Forscherbetrieb bezeichnen, sei es nun, daß er tatsächlich aus rein wissenschaftlichen Beweggründen ausgeübt wurde, wie z. B. zu kartographischen oder Gletscherstudien, sei es, daß er sich als reine Freude des Einzelnen am Entdecken von Neuem, ohne damit einen bestimmten Zweck zu verfolgen, kennzeichnete. Aber wenige Jahrzehnte haben hingereicht, die Erschließung der Alpen zu vollenden, und schon Jahre vor dem Kriege konnte man sagen, daß kein Tal, kein Berg, kein Kamm mehr unbekannt, ja sogar kein irgendwie nur nennenswerter Gipfel noch nicht erstiegen war. Begeisterte Schilderungen alpiner Pioniere, die mit gewandter Feder, die ein tief empfindendes Gemüt führte, von der verschwenderischen Schönheit der Bergnatur und dem hohen Reiz des Kampfes mit den Naturgewalten spannend zu erzählen wußten, sie lockten immer mehr Menschen von den entnervenden Vergnügungen der Städte weg ins Freie zur Mutter Natur, und zwar dahin, wo diese sich am freigebigsten zeigt mit ihren Reizen, in die Berge. Bald konnte nicht mehr der Drang, Neues zu entdecken, vorherrschend sein, er machte Platz der reinen, lauteren Freude am Schönen und Gewaltigen, an der Farbenpracht und der der Formen, und weiter dann am Erproben der eigenen Muskel- und zum Teile Geisteskraft, die in der auf tausendfache Arbeitsteilung zugeschnittenen Berufstätigkeit ihre volle Befriedigung nicht mehr finden konnte. Die alle Zeit rege Phantasie erhielt hier reiche Nahrung, die ihr das Stadtleben in seiner eintönigen Alltäglichkeit und Hohlheit nur allzu kärglich zumaß. Hier, im frischfröhlichen Kampfe mit den Naturgewalten konnte der Städter wieder seine Muskeln straffen und seine Sehnsucht nach Erlebnissen und Abenteuern stillen. Er, der dem Boden der Natur Entwurzelte, fand hier in der gewaltigen Bergnatur seinen Drang nach dem Sichausleben gestillt und seine Sehnsucht nach Erlebenwollen voll und ganz erfüllt. Er fand ein fröhliches, starkes, jugendliches Leben, das die Schäden des Berufslebens einigermaßen auszugleichen imstande war. . . .“

Rund um uns

Brief Hermann Poperts an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern.

Hamburg, den 27. Februar 1919.

Meine hochgeehrten Gesinnungsgenossen!

Die Internationale Völkerbundskonferenz, die vom 5.—12. März in Bern tagen wird, hat mir die große Ehre erwiesen, mich zur Teilnahme aufzufordern. Die Konferenz plant eine gemeinsame Kundgebung für einen Völkerbund auf der Grundlage der Gerechtigkeit und Völkerversöhnung.

Wie ich mir bereits erlaubt habe, telegraphisch mitzuteilen, hält mich un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufschiebbare Berufsarbeit hier fest, so daß ich nicht persönlich, sondern nur mit meinem Herzen dort sein und an der Kundgebung teilnehmen kann. Schon seit langem stehe ich auf dem Boden des von Alfred H. Fried so genial begründeten wissenschaftlichen Pazifismus: Ich halte, und hielt schon vor dem Weltkriege, die Beseitigung der bis heute herrschenden zwischenstaatlichen Anarchie und ihre Ersetzung durch eine zwischenstaatliche Rechtsordnung für das einzige Mittel, einen Selbstmord aller Völker der Erde (zum mindesten der weißen Völker) zu vermeiden, den sonst die sich ständig steigernde Waffentechnik in durchaus absehbarer Zeit in Aussicht stellt. Dementsprechend sehe ich auch für mein Vaterland Deutschland die einzige Möglichkeit nicht nur einer gesunden Zukunftsentwicklung, sondern jedes Lebens in der Zukunft überhaupt, im Völkerbunde, und würde das auch dann tun, wenn wir in diesem Kriege gesiegt hätten. Ich halte eine Vaterlandsliebe nachdenkender Männer und Frauen überhaupt nur noch für möglich, verbunden mit dem Bekenntnis zum Völkerbunde, weil eben nur dieser ein Land, gleichgültig welches, für die Zukunft vor der sonst sicheren Vernichtung schützen kann. Das Stück „Freiheit", das ein Staat bei dem Eintritt in den Völkerbund aufzugeben hat, ist für den Staat, wie für seine Angehörigen, lediglich die Freiheit, sich totschlagen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß in allen Ländern, jedenfalls in allen Ländern weißer Menschen, sehr starke Kräfte vorhanden sind, die dem Gedanken der zwischenstaatlichen Rechtsordnung zum Siege verhelfen werden. Diese Kräfte erblicke ich im Wesentlichen nicht in irgendwelcher Schwärmerei, sondern in dem aufgeklärten Egoismus der überwältigenden Mehrzahl der Menschen aller Länder: die einsehen werden, daß für die Wahrung ihrer persönlichen und gemeinsamen Interessen, unter den Verhältnissen der heutigen Menschheit ein Krieg, gleichgültig, ob siegreich oder nicht, unter allen Umständen das unzweckmäßigste Mittel ist. Und die es sich aus diesem ihrem aufgeklärten Egoismus heraus nicht mehr gefallen lassen werden, daß sie selbst oder ihre Söhne und Brüder Leben, Gesundheit und Augenlicht nur deshalb wiederum opfern sollen, weil es an einer vernünftigen Organisation der Staaten der Erde fehlt.

Der von der Internationalen Völkerbundskonferenz gewollte Völkerbund „auf der Grundlage der Gerechtigkeit" ist aber nur dann möglich, wenn mit einer Wahnvorstellung rücksichtslos gebrochen wird, die von einem Teil unsrer Feinde mit vielem Fleiße erzeugt und erhalten wird: nämlich mit der Wahnvorstellung von der „deutschen Schuld am Weltkriege":

Der Gedanke, daß überhaupt irgendein Staat die „Schuld" an diesem Kriege trage, ist schon an sich selbst Wahnwitz: Denn auch wenn irgendein Staat diesen Weltkrieg absichtlich veranlaßt hat, so hat er das getan unter der bisher (und einstweilen sogar heute noch) herrschenden zwischenstaatlichen Anarchie. Unter dieser aber war der Krieg das von allen Staaten der Erde als durchaus loyal anerkannte Mittel, mit dem jeder Staat seine Interessen wahrnahm, sobald er Das für zweckmäßig hielt. Gerade die heutigen Gegner Deutschlands haben in den Jahren vor dem Weltkriege ohne jedes Bedenken zum Kriege gegriffen, sobald ihre Interessen es ihnen dienlich erscheinen ließen: Nordamerika gegen Spanien, England gegen die Buren, Japan gegen China und Rußland, Italien gegen die Türkei. Hätte also selbst Deutschland den Weltkrieg veranlaßt, weil seine Interessen ihm das hätten dienlich erscheinen lassen, so wäre es trotzdem ein Unsinn, von einer „Schuld" Deutschlands zu reden: Denn das hieße, Grundsätze, die selbst heute noch keine Geltung haben, von denen wir vielmehr selbst heute erst hoffen dürfen, daß sie, dank der Arbeit der Pazifisten für den Völkerbund, die Zukunft beherrschen werden, auf das Jahr 1914 anwenden, wo sie noch nicht den Schatten einer Geltung hatten; es hieße Deutschland nach Normen richten wollen, die selbst heute noch keiner unsrer jetzigen Feinde als für sich bindend anerkannt hat.

Im übrigen aber hat Deutschland

den Weltkrieg nicht veranlaßt: Absichtlich veranlaßt hat den Weltkrieg in erster Linie und vor unser aller Augen Frankreich. Indem es ihn, weil es den Verlust einer umstrittenen Grenzprovinz mit fast ganz deutscher Bevölkerung nicht ertragen wollte, und ebensowenig den Verlust an „Prestige", den ihm der Krieg 1870/71 gebracht hatte, als Rachekrieg bewußt vorbereitete und überall Bundesgenossen dafür zu werben suchte. Bis ihm das bei dem zaristischen Rußland in ausgiebigstem Maße gelang, und es dann Rußland eine gewaltige Rüstung für diesen Zweck bezahlte, wie allbekannt und unbestritten ist. Absichtlich veranlaßt hat den Weltkrieg dann ferner dieses zaristische Rußland selbst: Wir alle kennen die Petersburger Geheimsitzung vom 21. Februar 1914, wo, also schon mehr als fünf Monate vor dem Beginn des Weltkrieges, unter ausdrücklicher Billigung des Zaren beschlossen wurde, bei dem ersten günstigen Zufall einen allgemeinen europäischen Krieg zu entfesseln, damit das zaristische Rußland Konstantinopel und die Meerengen erobern könne. Diese günstige Gelegenheit hat dann die Dynastie Habsburg durch das unendlich törichte Ultimatum an Serbien geliefert, und somit ihrerseits den Weltkrieg, zwar nicht absichtlich wie Frankreich und das zaristische Rußland, aber doch fahrlässig mitveranlaßt. Deutschland (durch Bethmann Hollweg) und England (durch Sir Edward Grey) haben gebremst, so stark und so lange sie konnten. So verkehrt die, durch Jagow öffentlich widerlegte, Legende von der Kriegsveranlassung durch England ist, ebenso verkehrt ist es, uns Deutschen eine Mitverantwortung für die Torheit der Dynastie Habsburg zuschreiben zu wollen: Was der verstorbene Eisner in dieser Beziehung „enthüllt" hat, ist Klatsch, den ein junger Legationssekretär unter Mißbrauch der Namen Jagow und Zimmermann zusammengetragen hat. — Nach dem vorher Gesagten kann man also auch bei Frankreich und Rußland (und vollends bei der Dynastie Habsburg) von einer „Schuld" nicht sprechen: Auch sie haben nur das getan, was, solange die zwischenstaatliche Anarchie herrscht, jeder Staat tut: politische Ziele durch Waffengewalt erstrebt. Aber Deutschland hat nicht einmal das getan: Wenn irgendein Staat selbst dann völlig „unschuldig" am Weltkriege wäre, falls schon 1914 anstatt der zwischenstaatlichen Anarchie eine Rechtsordnung zwischen den Völkern bestanden hätte, dann wäre es mein Vaterland Deutschland. — Man soll sich nicht darüber täuschen, daß „Schuldbekenntnisse", wie der verstorbene Eisner sie für Deutschland glaubte ablegen zu sollen, von mindestens 990 unter 1000 Deutschen abgelehnt werden, und zwar nicht nur als widerlich, sondern auch als Tatsachen ins Gesicht schlagend, die dem ganzen Europa bekannt sind. Und ganz ebenso denken ebensoviele Deutsche gegenüber dem Ansinnen französischer Regierungskreise, Kaiser Wilhelm II. wegen seiner „Schuld am Kriege" vor „Gericht" zu stellen: Wegen eines „Tatbestandes", der nicht existiert, auf Grund von Gesetzen, die es nicht gibt, vor ein „Gericht", das keines ist. Ich glaube sogar, es gibt innerhalb der deutschen Grenze keinen anständigen Menschen, mag er politisch denken wie er will, der nicht in diesem Ansinnen so ziemlich den widerwärtigsten Mißbrauch der hohen Gedanken „Recht" und „Gerechtigkeit" erblickte, der verübt worden ist, seit die Welt steht.

Diese Dinge müssen unbedingt gesagt und beachtet werden, damit ein Völkerbund auf der „Grundlage der Gerechtigkeit", den jeder Mensch in Europa und Nordamerika, der den Namen „Mensch" verdient, brennend ersehnt, zustande kommen kann.

Diese Dinge würde ich in Bern mündlich vortragen, wenn ich anwesend sein könnte. Nunmehr darf ich mich darauf verlassen, daß dieser mein Brief auf der Konferenz zur Verlesung gebracht und zu den Akten der Konferenz gelegt werde.

In ausgezeichneter Hochachtung und mit dem tiefsten Wunsche für einen wirkungsvollen Verlauf Ihrer Beratung bin ich, meine hochgeehrten Herren,

Ihr

besonders ergebener

Dr. jur. Hermann M. Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Politik des Rechts. Auf Anregung des Prinzen Max von Baden hat sich in Heidelberg eine „Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts" gebildet. Von den Teilnehmern an der Heidelberger Versammlung wurde eine Erklärung unterzeichnet, daß „nur eine unparteiische neutrale Untersuchungskommission, der alle Archive geöffnet werden und vor der alle Parteien zu Worte kommen", feststellen kann, welchen Anteil die einzelnen Staaten an dem Ausbruch des Krieges und seiner Fortführung bis zur Verwüstung der europäischen Zivilisation haben. — Es wurde ferner gegen die Bedingungen des Waffenstillstandes und gegen die aller Menschlichkeit und Soldatenehre widersprechende Zurückhaltung der deutschen Kriegsgefangenen protestiert und verlangt, daß Wilsons Friedensprogramm mit den 14 Punkten, die dem Vertrag mit der Entente zugrunde gelegt wurden, den Geist der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen bestimme. Deutschland sei nicht verantwortlich, wenn Wilsons Plan eines Völkerbundes scheitere, weil seine Voraussetzung, eine versöhnliche Gesinnung, nicht geschaffen, vielmehr verhindert würde.

Die Erklärung ist von vielen führenden Männern und Frauen unterzeichnet, u. a. von Fehrenbach, Haußmann und Marianne Weber, vom badischen Minister Ludwig Haas und dem württembergischen Minister Hugo Lindemann, von den Professoren M. J. Bonn, Hans Delbrück, Walter Schücking usw. und von General Graf Max Montgelas.

Es ist ein Zeichen neuerwachenden Selbstgefühls, daß der Ruf „Politik des Rechts!" in Deutschland erschallt. Auf der Gegenseite ist immer wieder von Gerechtigkeit und Menschlichkeit gesprochen worden. Viele bei uns haben sich darauf verlassen. Was wir jetzt erleben, ist ein Hohn auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Wir können uns nicht dagegen wehren, wir sind waffenlos, aber wir wollen es nicht schweigend hinnehmen. Wir wollen immer wieder unsere Stimme erheben und fragen: Ist das Gerechtigkeit, was ihr mit uns tut? Ist das Menschlichkeit, was ihr geschehen laßt? Ist das noch Recht, wenn von zwei Streitenden einer Richter zu sein beansprucht? — Wir haben uns nicht gescheut, zuzugeben, daß auf unserer Seite Unrecht geschehen und wieder gutzumachen ist, aber für die Gegenseite besteht die gleiche Verpflichtung. Sonst macht sie den Völkerbund unmöglich! Denn ihre sogenannte Gerechtigkeit deckt sich mit ihrem Vorteil und Nutzen, schafft übermütige Sieger und ein so tief in Schmach und Elend gestoßenes Volk, daß die, die von Versöhnung reden, bei ihm verlacht und die, die Rache predigen, willige Ohren finden werden. — Die Heidelberger Vereinigung verlangt eine alle Völker gleichmäßig behandelnde, über nationaler Selbstsucht und Herrschsucht stehende Politik des Rechts. Sie wendet sich an das von Wilson wachgerufene Gewissen der Menschheit.

Zustimmende Erklärungen werden recht zahlreich erbeten an die „Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts" Heidelberg, Ziegelhäuserlandstr. 17.

M.

Offener Brief.

An Herrn Adolf Damaschke, Vorsitzenden des Bundes deutscher Bodenreformer.

Sehr geehrter Herr Damaschke!

Im September 1917 hielt der Unterzeichnete in der Ortsgruppe München des Bundes deutscher Bodenreformer einen Vortrag über „Die Strategie der Bodenreform", worin Ihre Stellungnahme gegenüber dem Bodenproblem einer eingehenden Kritik unterzogen wurde. Dieser Vortrag ist Ihnen sowohl im Manuskript als auch später gedruckt zugesandt worden.

Sie haben zu dieser Kritik weder privat noch öffentlich Stellung genommen. Die Fehler, die Ihnen nachgewiesen wurden, begehen Sie heute noch. Ja, das neueste Flugblatt „An die Wähler und Wählerinnen zur Nationalversammlung!" übertrifft noch Ihre bisherigen Veröffentlichungen an Häufung von Widersprüchen in wenigen Sätzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Sie verlangen — gewiß mit Recht — „soziale Gerechtigkeit“ durch „freien Zutritt zum Boden“.

2. Sie fordern „Gewißheit, daß uns keine Steigerungen von Mieten oder Hypothekarschulden (?) um den Ertrag unserer Arbeit zu betrügen vermögen“. Abgesehen von der Unklarheit der Fassung unterschreibe ich auch diese Forderung und noch mehr dazu.

3. Sie versprechen, daß dann „keinerlei Ausbeutung mehr möglich“ sein werde. Dieser Satz ist falsch, denn das arbeitlose Einkommen besteht nur zur Hälfte aus Grundrente, zur anderen Hälfte aus Kapitalzins. Man kann logischerweise nicht die Grundrente verdammen und den Kapitalzins heilig sprechen.

4. Sie halten es für notwendig, daß „ein Volksstaat über Grundrente und Bodenschätze gebieten“ solle. Das ist unklar. Was heißt hier „gebieten“? Heißt das, daß Grundrente und Bodenschätze unantastbares Eigentum des Staates sein sollen, daß Sie also — im Gegensatz zu Ihren früheren Erklärungen — sich heute zum Freilandgedanken bekennen? Ja oder Nein?

Leider muß ich fürchten, daß Sie dies nicht so leicht tun werden; denn die in Ihrem obgenannten Aufruf niedergelegten 10 Forderungen bleiben meilenfern dahinter zurück. Sie erfüllen auch nicht annähernd das, was der erste Teil Ihres Aufrufes als „grundlegende soziale Neugestaltung“ bezeichnet.

Werter, Herr Damaschke, meine Gesinnungsgenossen bewundern, gleich mir, Ihr hervorragendes Organisationstalent. Wir zollen Ihrem unermüdlichen Arbeitseifer volle Anerkennung. Die Sache der Bodenreform liegt uns heiß am Herzen. Aber gerade deshalb verurteilen wir auf das schärfste die mehr und mehr zutage tretende Zwiespältigkeit Ihrer Schriften, das unerträglich Widerspruchsvolle, wodurch schon seit geraumer Zeit unsere ganze Bewegung auf einem toten Geleise hin und her geschoben wird.

Nein, Herr Damaschke, mit Ihren kleinen Steuerreformen u. dgl. werden Sie niemals die Grundrente zum „sozialen Eigentum“ machen, wie Sie glauben. Diese Aufgabe, gleichbedeutend mit restloser Durchführung von Freiland, kann nur mit radikalen Mitteln gelöst werden. Entweder bekennen Sie sich rückhaltlos zum Freilandgedanken; dann haben Sie das Recht, vom Segen der Grundrente für die Allgemeinheit zu sprechen. Oder Sie bleiben bei Ihren bisherigen Methoden; dann aber hören Sie auf, Ihren Anhängern Dinge zu versprechen, die Sie niemals einlösen können.

Der Freilandgedanke gewinnt täglich und stündlich an Macht. Sie werden eine Auseinandersetzung mit ihm nicht länger umgehen können. Warum überhaupt haben Sie sich bisher auf passiven Widerstand beschränkt? Halten Sie den Freilandgedanken für verfehlt, so bekämpfen Sie ihn doch vor aller Öffentlichkeit!

Besser noch: Sie überzeugen sich von der Folgerichtigkeit und von der ungeheuren Durchschlagskraft des Freilandgedankens, stecken Ihren stumpfgewordenen Degen in die Scheide und kämpfen fürderhin an unserer Seite mit scharfgeschliffenen Waffen!

In dieser Hoffnung begrüße ich Sie als

Ihr ehrlicher Gegner

Dr. Th. Christen.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Bonn, M. J.: Mußte es sein? 7. Heft der Schriftenfolge zur Neugestaltung deutscher Politik. Herausgegeben von Palatinus. Georg Müller, München.

Popert, Dr. jur. Hermann M.: Wir und das Alkoholkapitel. 2. Auflage M. 0,25. Neuland-Verlag, Hamburg 30.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 4 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. März 1919

Vom Kampf.

Wer Frieden will, der freue still
Sich seiner Kraft und Gaben;
Wer in der Welt was leisten will,
Muß Kampf und Feinde haben.

Lohmeyer.

In wichtigen Dingen indifferent,
Um nichtige schweifen und keifen,
Ein solches Geschlecht soll man — mords-element!
Statt salben und täufen — ersäufen!

Peter Rosegger.

Man habe Energie ohne Fanatismus, Grundsätze ohne Demagogie, Strenge ohne Grausamkeit.

Napoleon I.

Den neuen politischen Menschen laßt uns schaffen!

Das ist gegenwärtig der Meißner-Jugend vornehmstes Gebot. Die Forderung ist nicht neu. In der Vortrupp-Flugschrift 49 habe ich sie bereits voriges Jahr in die Worte gekleidet: „Durchdringung der Politik mit der Kraft unserer Freideutschen Seele, Geburt des neuen politischen Menschen." Woraufhin mir der Dichter Johannes Schlaf — der neben vielen anderen Führern des literarischen „Jungen Deutschlands" (um 1890), namentlich Karl Henkell und Michael Georg Conrad, unseren neuen Wegen voll freudiger Erwartung folgt — mir u. a. schrieb: „Einen neuen politischen Menschen wollen wir aus unseren Kreisen hervortreten lassen — stellen ihn als Ziel der Freideutschen Bewegung auf. Viel Glück dazu! Den braucht es freilich! Er wird der Mutterboden höherer Vollendungen sein, welche die Freideutsche Bewegung keimhaft umschließt." —

Vor allen Dingen müssen wir uns klar darüber sein, daß dieser neue politische Mensch nicht etwa bereits aus unseren Kreisen hervorgegangen ist, sondern erst in langem heißen Bemühen von uns geschaffen werden muß. Und nicht nur von uns! Daß wir noch weit entfernt vom neuen politischen Menschen sind, konnte uns u. a. jene Berliner Rheingold-Zusammenkunft vom 11. Dezember 1918 recht eindringlich zum Bewußtsein bringen. An die 1000 Freideutsche aller Schattierungen haben sich da über die brennenden politischen Fragen jener Tage aussprechen und eine möglichst einheitliche Einstellung auf die politischen Geschehnisse gewinnen wollen. Diese Aussprache artete dann leider in ein so übles Gezänk aus, daß schließlich aus der Versammlung heraus festgestellt wurde: es herrsche eine schlimmere Tonart als bei den bewegtesten Abenden des Spartakusbundes. Besonders großer Lärm erhob sich, als von der einen Seite jenen Kriegsfreiwilligen, die sich in den Augusttagen 1914 von der beinahe allgemeinen Kriegsbegeisterung haben hinreißen lassen, schlankweg jede politische Urteilsfähigkeit abgesprochen wurde, während von der anderen Seite die noch viel unerhörtere Meinung vertreten wurde, der Krieg sei doch eine angenehme Abwechselung gewesen. So verbiß man sich in die Extreme. Kein Wunder, daß es bei solcher Maßlosigkeit und Unduldsamkeit ganz unparlamentarisch herging, daß man sich nicht einmal in der Höhe des alten politischen Menschen bewegte. Und wenn — wie nicht oft und nicht stark genug betont werden kann — die Grundeinstellung aller politischen Richtungen im Freideutschtum so verwandt zu sein scheint, daß die Herstellung einer politischen Einheitsfront auch heute noch ein aussichtsreiches Ziel bietet, dann darf man nie vergessen, daß die von uns angestrebte Freideutsche Kulturpartei einen neuen politischen Menschen zur Voraussetzung hat. Solange jener Zwietracht säende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Parteihader der Alten noch in unseren Kreisen herrscht, solange werden sich die verschiedenen Richtungen vergebens um eine Verständigung bemühen, solange wird uns das Erleben einer auch politisch großen Gemeinsamkeit fehlen, solange muß also auch die Freideutsche Kulturpartei ein Unding bleiben. Eben aus diesem Grunde habe ich den Vorschlag (in voriger Nummer) gemacht, beim zweiten Freideutschen Jugendtag von einer politischen Aussprache ganz abzusehen (oder sie wenigstens allgemeingültig auf einen Tag zu beschränken). Bis wir geläuterte politische Ausdrucksformen gefunden haben, die unserm Wesen gemäß sind, bis sich abgesondert hat, was heute wie gestern nicht umhin kann, in die Fußtapfen der Alten zu treten und all die Häßlichkeit ihres interessenpolitischen Haders in unsere Kreise zu tragen, tun wir am besten daran, zu schweigen und im stillen an unserer politischen Schulung zu arbeiten.

Sie tut vor allem not: politische Schulung, stilles Reifen-Lassen und In-die-Tiefe-gehen. Diese Schulung darf sich nicht im Besuch von Wählerversammlungen und im Studium phrasenstrotzender Werbezettel erschöpfen. Der lärmende und schwätzende politische Dilettantismus, in dem sich jetzt so viele politisch eben erst erwachte Freideutsche gefallen, sollte unserm Stolz, unserer Würde widerstehen. Mir klingen immer noch die mahnenden Worte von Ferdinand Avenarius in den Ohren, die er auf dem Meißner (oder war es auf dem Hanstein?) zu uns sprach: „Wir brauchen eine Jugend, die sich weder beschwatzen läßt, noch die selber schwatzen will. Hier ist eine, die sich den Parteisums bis jetzt noch vom Halse hält, aber offene Augen und Ohren hat, um von Feind und Freund zu lernen. Das ist der Stoff, aus dem eine überzeugte und tatfreudige Mannheit und Weibheit werden kann." Jedenfalls sind sachliche Auseinandersetzungen, die klären und fördern können, ohne Beherrschung politischer Grundbegriffe nicht möglich. Vielmehr würde ein artiges Mitläufertum erzogen, und man bliebe weiter darauf angewiesen, sich in Hetzreden zu verzetteln. Zwar wäre man dann des Beifalles einer fanatisierten Gefolgschaft sicher, jenes bestechenden Beifalles, der nicht zur Vertiefung anregt, sondern veräußerlicht und verflacht, kurzsichtig und engherzig macht. Aber solche Art muß im schwerblütigen Freideutschtum, das sich seiner Verantwortung auch im Politischen bewußt bleiben will, streng verpönt sein. Das ist Rausch und Gift, das ist jene Politik, von der man mit Recht sagt, sie verderbe den Charakter.

Aber die Zukunft braucht gerade charaktervolle Politiker. Ob wir sie auf den Wegen erziehen, vor denen Wyneken den Wandervogel warnte: auf dem Wege billigen, allzeit bereiten Abreagierens schöner Gefühle und weicher Stimmungen? Auf dem Wege geistiger Verweichlichung? Oder werden wir alten Feldsoldaten mit unserer Erkenntnis durchdringen, daß nirgend, so auch im Geistigen und Politischen nicht, ohne ein gerüttelt Maß herber Disziplin etwas geschaffen werden kann, was oben bleibt. Noch vermißt man Zucht und Selbstzucht in Tonart und Kampfesweise, jene Ritterlichkeit im Streit, die dem Menschen im Sachgegner die volle ihm gebührende Ehre zollt. Der Sache Feind — der Person Freund! In Angriff und Abwehr: scharf, aber sachlich; lauteren Kampf mit schneidiger, aber reiner Klinge führen.

Wenn wir im Politischen vorwärts kommen wollen, müssen wir allen fanatischen Haß und alle verfeindende Hetze zum Tempel hinausfegen. Wir brauchen heute mehr als je gegenseitige Förderung, ein Hand-in-Hand-Arbeiten Gleichgesinnter. Deswegen sehnen wir uns nach starken, auf Ausgleich gestimmten Naturen. Und wir wollen hoffen, daß Diejenigen, die bestrebt sind, trennende Zwiespälte auszugleichen, nicht mehr — wie man so sagt — zwischen zwei Stühle zu sitzen kommen, nicht mehr von den beiden Parteien zugleich angegriffen, sondern von beiden willkommen geheißen werden. Allem aufrichtigen Bestreben zu gegenseitigem Sich-Verstehen-Lernen gebührt mehr Gegenliebe, als man bisher aufzubringen imstande war. Man glaubt gar nicht, wie sich der Blick weitet und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie duldsam man wird, wenn man allen, auch den extremsten Forderungen mit dem Wunsche vorurteilslosen Verstehen-Wollens begegnet. Und mag der so geartete neue politische Mensch, der für alle politischen Regungen, die ihm in seinem Volke begegnen, Verständnis zeigt, den Schreiern und Hetzern von gestern als politischer Waschlappen erscheinen — was kümmert's ihn? Er geht seinen Weg unbeirrt und weiß, daß sein Verstehen-Können keinem Billigen und Fördern entspricht. Er findet seinen Weg und bildet sich zum Charakter eben kraft seines weiten, verstehenden Herzens.

Am Bilde des neuen politischen Menschen zu gestalten, soll mit eine Aufgabe unserer Blätter sein. Ebenso soll fortlaufend von der Freideutschen Kulturpartei die Rede sein, deren Voraussetzung er ist.

Walter Hammer.

Dreimal hoch dem Alkohol!

In München war's. Es ist schon lange her. Der spätere König, damalige Prinz Ludwig von Bayern eröffnete im Sommer 1905 die Landwirtschaftliche Ausstellung. In seiner Festrede kam er auch auf die bösen Alkoholgegner zu sprechen, die er gar nicht leiden könne. Die versammelte Germanenschar aus Süd und Nord stimmte diesen Worten in heller Begeisterung zu. So laut war der Jubellärm, daß die draußen wartende Militärmusik meinte, solchen Enthusiasmus könne nur das Kaiserhoch bewirkt haben. Mit dreifachem Tusch fiel die Musik ein, so daß Prinz Ludwig nicht weiterreden konnte. So huldigte man der Alkoholmajestät mit dreifachem Hoch. Ob auch dieser Fürst einmal entthront wird?

Die Jugendburg.

II.

Wenn Staaten zusammenbrechen, begraben sie unter ihren Trümmern zwar Vieles, was namentlich den Bejahrten, konservativ Gestimmten der gerade Lebenden heilig ist; unter den Trümmern aber keimt auf umgepflügtem, bereichertem Boden eine neue Welt, die schönere, vielfältigere Früchte verheißt. Revolutionen wirken wie Wirbelwinde oder Erdbeben; was vermorscht ist, bricht zusammen, was festgefügt ist und Zukunft verheißt, bleibt oben und wird Stützpunkt der ins Leben strebenden neuen Kultur.

Mit dem Aufkommen des Deutschen Reiches gingen wir in nationaler Machtpolitik, im Streben nach rein äußerer Machtentfaltung auf. Das Reich verschluckte allen Ernst, alle Tiefe; uns reizte jener Fortschritt, der uns mechanisierte, den Sachgütern versklavte, um uns schließlich unausweichlich in diesen Kriegswahnsinn hineinzutreiben. Auf diesen, unserem innersten deutschen Wesen so fremden Wegen wären wir mit Riesenschritten weitergeeilt, wenn unser Zusammenbruch nicht gekommen wäre. So erklärt sich die so gerne übel mißdeutete Scheu gerade vieler der Tiefsten unter uns vor dem Triumph des deutschen Imperialismus, der ihnen unerträglich gewesen wäre und sie aus dem Lande getrieben hätte, während sie an dem durch die gegenwärtige Not zur Selbstbesinnung gezwungenen Deutschland mit doppelter Liebe hängen.

Nun hat der Pflug der Revolution den deutschen Ackerboden durchfurcht und den alten, kerndeutschen Kräften aus dem Reich der Seele, aus der Tiefe des deutschen Gemütes frische Atemluft und lockenden Sonnenschein gebracht. Was an Kulturmöglichkeiten in Deutschland jahrzehntelang zu einem Winterschlaf verurteilt war, kann sich jetzt reich entfalten. Das Reich der Seele kommt herauf, der deutsche Idealismus wird wieder lebendig, Weimar hat Potsdam überwältigt.

Die Unrast unserer bisherigen imperialistischen Wirtschaftsweise ließ den wenigsten — und gerade wir gehören vorzugsweis zu diesen Begnadeten — Muße zur Arbeit an ihrer Seele, zu einem Atemholen der Seele. Erst die Demokratie hat hier Entfaltungsmöglichkeiten geschaffen. Und wir, die wir religiöse Naturen mit einer neuen, noch wenig bekannten Frömmigkeit sind, werden Priester sein müssen in diesem jetzt schnell größer werdenden Reich der Seele. Diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neue Berufung reißt uns aus eitler Selbstbespiegelung und läßt uns nach Inseln unserer neuen Hoffnung, nach klosterähnlichen Zufluchtsstätten der Seele suchen. So kommen wir zur Jugendburg, die nebenher aber auch Erinnerungsstätte, Sammelpunkt für alle irgendwie geistig oder beruflich gleichstrebende Kräfte im Freideutschtum werden soll.

Die Alten haben aus dem Volk der Dichter und Denker ein Händler- und Fabrikſklaven-Volk werden lassen, die Alten haben versagt. Und wieder lockt der Ruf: „Burschen heraus! Jugend heraus!" Verjüngung bedeutet Zuversicht und neue Hoffnung, Lebensmut, Wiedergeburt. Nicht nur für uns ringen wir hinfort um einen neuen Lebensstil; von unserer Jugendburg aus werden wir einst unser ganzes Volk damit zu durchdringen haben, wenn das Nietzsche-Wort sich erfüllen soll: „Wachet und horchet ihr Einsamen: von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichen Flügelschlägen, und an feine Ohren ergeht gute Botschaft; wahrlich eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden, und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein heilbringender, wie eine neue Hoffnung."

Erbgut.

Hans Breuer,

der Herausgeber des Zupfgeigenhansels, ist ein Opfer des Krieges geworden. Die folgenden Worte schrieb er für die Meißner-Ausgabe der gelben Wandervogel-Bundeszeitung.

... Rechte Wandervögel sind und bleiben Wanderer ihr Lebelang, aber nicht Tippler mit dem Stenz, in Bleiben und Winden, sondern Wanderer des Berufs, der Arbeit. Was früher Erfassung der Heimat, historisches Werden, Eindeutschung war, heißt jetzt: Gründlichkeit und Vertiefung der Arbeit, Idealismus des Berufs. Nicht jenes maßlose, sich selbst überschätzende Reformfatzkentum, alles reformieren zu wollen, sondern treues Wirken, in sich und um sich, in Harmonie und Klarheit, das erscheint eher als ein Weg aus dem Urwalde. Wer andere reformieren will, soll sich erst selbst bei der Nase packen und etwas leisten! „Arbeitet an euch", das Eißnersche Wort*) bleibt stehen, bis wir zu Asche sind. Dann wird der Starke von selber seine Kreise ziehen. Schaut um euch, seht ihr nicht die großen Massen, wie sie noch abschwenken zur Geschmacklosigkeit? O seht nur, welchen Schund das Vaterland ins Ausland wirft! Hier ist Arbeit ...

... Und wie im einzelnen, so wird es auch im großen sein: Selbstbesinnung der Völker auf sich selber, jede Nation ihre besondere Güte erkennend, scharf geprägt und eingesetzt in die Maschinerie der Völker, so mag ein neues Ziel der Entwicklung näher rücken, Ausbau der Erde zu einem mächtigen, arbeitsteiligen Organismus mit neuen Höchstleistungen, wo das Ganze den Einzelnen beseelt und der Einzelne dem Willen des Ganzen gehorcht ...

... Eine neue Morgenröte wird glühen, dieweil wir noch durcheinanderwallen wie trübe Nebel im Chaos. Gereinigt und wiedergeboren im Bade des Volkstums wird die Nation aufwärts steigen als eine Überwinderin ihrer Zeit und mit ihr das neue Weltbürgertum kommen, das des Miteinander und nicht des Gegen- und Durcheinander.

... Möge das Meißnerfeuer zu einem freideutschen Weltbunde voranleuchten, einem Bunde, nicht zum Schutze des Deutschtums im Auslande, nicht mit dem Charakter der Defensive à la boy scout, sondern mit dem Geist frischer Offensive, immer druff! wie der olle Blücher Anno 1813: zur Prägung dieser jungdeutschen Gesinnung als eines Sauerteigs durch die ganze Welt. Im Anfang war die Tat! Und diese sei unser Denkmal. —

... Den Blick hinaus ins Leben gerichtet! — Dem Mann gewordenen blüht die Tat!

*) Hans Eißner, der Herausgeber des „Fahrtenspiegels", erhielt am 30. November 1917 den Orden Pour le mérite. Auch er zählt zu den Opfern des Krieges.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 7 1. Aprilheft 1919

Deutsche und dänische Ernährung während der Kriegszeit*).

Für einen Ausländer ist es nicht ganz leicht, festzustellen, wie groß die Nahrungsmittelmenge war, welche die deutsche Bevölkerung während des Krieges erhalten hat. Ich lege meinen Ausführungen eine von Ragnar Berg zusammengestellte Tabelle**) zugrunde, die sich auf die Dresdener Ernährungsverhältnisse bezieht und der ich zum Vergleich die entsprechenden Kopenhagener Zahlen zur Seite stelle.

	Dresden 1917 auf Karten				Kopenhagen Oktober 1918 auf und ohne Karten			
	Menge g	Eiweiß g	Fett g	Kalor.	Menge g	Eiweiß g	Fett g	Kalor.
Fleisch	14	2,8	1,0	23	30	4,8	2,1	40
Butter	5	—	4,2	39	37	—	31,8	296
Milch	—	—	—	—	300	9,0	10,5	196
Brot	214	11,9	0,5	542	270	21,6	1,6	702
Mehl	2	0,2	—	7	56	5,6	0,6	202
Grütze					100	9,6	1,0	350
Zucker	3	—	—	12	70	—	—	280
Kartoffeln	90	2,3	0,1	82	500	8,0	—	400
Kohlrüben	500	4,9	0,2	171	—	—	—	—
		22,1	6,0	876		58,6	47,6	2466
ohne Karten								
Gemüse	300	4,5	0,6	87	—	—	—	—
Bohnen	2	0,3	—	7	—	—	—	—
Äpfel	100	0,4	—	50	—	—	—	—
Kuchen	50	3,4	1,9	174	—	—	—	—
Käse	2	0,7	0,1	5	—	—	—	—
Kakao	2	0,4	0,6	9	—	—	—	—
Sardinen	4	1,0	0,5	9	—	—	—	—
Auf den Kopf der Bevölkerung		32,8	9,7	1217		58,6	47,6	2466
Auf den erwachsenen Mann. .		41	12	1520		73	60	3080

Die Zahlen für den „erwachsenen Mann" sind in der Weise entstanden, daß auf 100 Personen 80 erwachsene Männer gerechnet wer-

*) Der vorliegende Aufsatz unseres Mitarbeiters, des bekannten dänischen Ernährungsphysiologen Dr. M. Hindhede, war in etwas umfangreicherer Form ursprünglich für eine wissenschaftliche Zeitschrift bestimmt. Für den „Vortrupp" dürfte sich indessen die Darstellung dieser gerade für uns Deutsche besonders lehrreichen Untersuchungen — zumal sie durchaus volkstümlich gehalten ist — nicht minder gut eignen. Vortrupp.

**) Ragnar Berg, Volksernährung im Kriege. Blätter für biologische Medizin. Sept. 1917.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den. Selbstverständlich kann die dänische Bevölkerung auch Obst, Gemüse usw., das nicht der Rationierung unterliegt, erhalten, sogar in reichlicher Menge. Die obenstehenden, auf Kopenhagen sich beziehenden Zahlen sind nur angeführt, um zu zeigen, daß die in Deutschland rationierten Nahrungsmittel auch in Dänemark ausreichend vorhanden waren.

Überhaupt sind die angeführten dänischen Zahlen etwas theoretischer Natur. Sorgfältige Untersuchungen der Lebensweise verschiedener dänischer Familien — sowohl in Städten als auf dem Lande — haben aber ergeben, daß im Jahre 1918 die erwachsenen Männer in der Stadt etwa je 3000 und auf dem Lande etwa je 4000 Kalorien erhalten haben. Diese Untersuchungen werden später veröffentlicht werden.

Es ist also klar, daß die dänische Bevölkerung vollständig ausreichend ernährt worden ist. Die Menge war normal. Allerdings mußte die große Mehrheit der Bevölkerung ihre Nahrungsweise insofern verändern, als sie gezwungen war, die Pflanzenkost, und zwar namentlich Kartoffeln und Grütze, zu bevorzugen. Diese Kost mag wohl für Viele etwas weniger wohlschmeckend gewesen sein, sie hat aber zweifellos dazu geführt, daß manche Leute, die besondern Wert auf „gutes" Essen legen, in der Kriegszeit geringere Mengen genossen und infolgedessen etwas an Gewicht verloren haben. Aber das ist nicht zu beklagen. Im allgemeinen hat indessen die Bevölkerung kaum an Gewicht verloren. Und es wird von den Ärzten hervorgehoben, daß der Gesundheitszustand in Dänemark 1917 und 18 — bis die Grippe auftrat — besser gewesen ist, als seit vielen Jahren.

Sind also die Dänen nicht überernährt worden, so müssen die Deutschen im höchsten Grade als unterernährt bezeichnet werden. Wie erklärt sich dieser große Unterschied? War er notwendig? War Deutschland zu Beginn des Krieges so viel schlechter gestellt als Dänemark, das doch von Anfang 1917 an von der Blockade ebenso hart betroffen wurde wie Deutschland?

Diese Frage, meine ich, muß mit einem glatten Nein beantwortet werden. Im Gegenteil! Bestand ein Unterschied, so war der Vorteil eher auf seiten Deutschlands.

Was die Bodenerzeugnisse beider Länder angeht, so können wir folgende Berechnungen zugrunde legen:

Deutschland 1912/13 (nach Eltzbacher*) S. 34).

	Ernteertrag 1000 t	Abzug für Aussaat und Verlust	Reinertrag 1000 t	Auf den Kopf und Tag Mehl g	Brot g	Kalor.
Weizen	4508	(— 13 %)	3922	158	210	525
Roggen	11910	(— 25 %)	8933	360	479	1200
Gerste	3647	(— 15 %)	3100	125	Grütze 75	263
Kartoffeln	52165	(— 27 %)	38080	1535	—	1228
						3216

*) Eltzbacher, Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan, Braunschweig (Vieweg und Sohn) 1915.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dänemark 1917*).

	Ernteertrag 1000 t	Abzug für Aussaat und Verlust	Reinertrag 1000 t	Auf den Kopf und Tag Mehl g	Brot g	Kalor.
Weizen	195	(— 13%)	170	158	210	525
Roggen	299	(— 25%)	224	208	277	692
Gerste	583	(— 15%)	496	460	Grütze 276	966
Kartoffeln . . .	993	(— 27%)	725	673	—	538
						2721

Um den zur Verfügung stehenden Reinertrag der Bodenerzeugnisse zu finden, muß man die in Klammer angeführten Prozente für Aussaat und Verlust von der Erntemenge abziehen. (Nach den Berechnungen des Ausschusses vom 4. April.) Des Vergleiches halber habe ich es für am richtigsten gehalten, für Deutschland und Dänemark dieselben Prozentzahlen anzuwenden, obgleich Eltzbacher für die deutschen Verhältnisse einen kleineren Abzug berechnet hat. Bei der Ausrechnung auf den Kopf und Tag ist von einer Einwohnerzahl von 68 Millionen in Deutschland und 2,95 Millionen in Dänemark ausgegangen worden. Nimmt man an, daß das Mehl ohne Absiebung zu Brot verwandt wird (das ist in Dänemark der Fall), und berechnet man 133 g Brot aus 100 g Mehl, so wird die angeführte Brotmenge zur Verfügung stehen. Bei Berechnung der Grützemenge ist ein Mahlergebnis von 60% zugrunde gelegt worden. Rechnet man, daß Brot 2500 Kalorien gibt, Grütze 3500 und Kartoffeln 800 das Kilo, würden die beiden Länder allein aus diesen genannten Lebensmitteln 3211 oder 2637 Kalorien für den Tag und die Person beschaffen können, oder für den erwachsenen Mann 4000 oder 3300 Kalorien. Wird der Bedarf auf 3000 angesetzt, so würde sich also ein Überschuß von 33 oder 11% ergeben. Wenn man bedenkt, daß hierzu noch alle die andern Lebensmittel kommen, so erscheint es ganz unfaßbar, daß die Bevölkerung in einem der beiden Länder — und nun gar in Deutschland — Hunger leiden sollte.

Nun ist aber bei dieser ganzen Berechnung nicht in Betracht gezogen, daß das Vieh mit dem Menschen wetteifert, das Korn und die Kartoffeln zu verzehren. Den Viehbestand in beiden Ländern gibt die folgende Tabelle an:

Deutschland**).

	Rindvieh Mill.	Schweine Mill.	Auf 1000 Personen Rindvieh	Schweine
1. Dezember 1913	20,994	25,659	313	383
1. Dezember 1914	21,818	25,340	321	373
Dänemark***).				
15. Juli 1914	2,463	2,497	864	876
15. Juli 1917	2,458	1,651	833	560

*) Anvendelse og Fordeling af Høsten 1917. Betænkning til Indenrigsministeriet fra Udvalget af 4. April 1917. Anwendung und Verteilung der Ernte 1917. Gutachten, dem Ministerium des Innern vorgelegt vom Ausschuß vom 4. April 1917.

) R. Kuczynski und N. Zuntz, Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege. 1915. — *) Statistiske Efterretninger. Statistische Nachrichten Nr. 17, 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Dänemark war also die Menge Vieh, die den Menschen die Nahrung streitig machte, doppelt so groß. War es in Deutschland schon schlecht gegangen, schien die Aussicht für Dänemark noch viel schlimmer zu sein*). Der Nahrungsmittelmangel, unter dem Deutschland so schwer gelitten hat, war also keine Notwendigkeit; er ist meines Erachtens lediglich auf eine völlig verfehlte Organisation zurückzuführen. Diese Organisation war nicht frei, sie scheint an Händen und Füßen gebunden gewesen zu sein, und zwar

1. durch die alten Voit-König-Rubnerschen Ernährungstheorien,
2. durch die Wünsche der Landleute, den Viehbestand erhalten zu können.

König schreibt: „Im letzten deutsch-französischen Kriege wurden nach dem siegreichen Einrücken der Truppen in Frankreich täglich für den deutschen Soldaten gefordert: 750 g Brot, 500 g Fleisch, 250 g Speck, 1 l Bier (oder 1/2 l Wein), dazu 30 g Kaffee und 60 g Tabak. Darin sind enthalten: 171 g Protein, 230 g Fett, 430 g Kohlehydrate. Das ist gewiß eine sehr reichliche Nahrungsgabe, welche für die angestrengteste Tätigkeit tauglich macht."

Da die deutschen Soldaten 1871 mit Hilfe — oder trotz — der 500 g Fleisch und Speck Paris erobert hatten, wagte man nicht, die Fleischrationen zu stark herabzusetzen, als 1914 in einigen Monaten dieselbe Eroberung ausgeführt werden sollte.

Nun scheint man aber tatsächlich gar nicht in Betracht gezogen zu haben, daß der gewaltige Unterschied zwischen 1870 und 1914 darin bestand, daß es sich im letzteren Falle um zehnmal so große Heeresmassen handelte. Ob man sich wohl vorgestellt hat, was es sagen will, daß 5 bis 10 Millionen Mann, von denen ein großer Teil — nämlich die Landbewohner — vielleicht nur gewohnt ist, ein- oder zweimal in der Woche ein wenig Fleisch zu essen, nun plötzlich 3/4 Pfund täglich haben sollte? Die Folge war natürlich, daß die Soldaten alles Fleisch verbrauchten und für die Zivilbevölkerung fast nichts übrig blieb. Das Fleisch stieg ungeheuer im Preise — besonders auf Schleichwegen —,

*) Daß die Blockade für Dänemark mehr bedeutete als für Deutschland, geht auch aus den Zahlen für Überschußeinfuhr hervor, die sich 1913 beliefen auf (1000 t):

	Dänemark.		Deutschland.	
Weizen, Roggen, Gerste . .		350		4138 : 24 = 172
Mais	349		1142	
Ölkuchen	515		531	
Kleie	55		2005	
Futterstoffe		919		3678 : 10 = 368

Angenommen, daß Deutschland 24 mal so viele Menschen und einen 10 mal so großen Viehbestand hat als Dänemark, so war die Einfuhr von Brot und Grützkorn in Dänemark verhältnismäßig etwa doppelt und von Futterstoffen etwa 2 1/2 mal so groß als in Deutschland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was die Landleute ermunterte, die Bestände an Vieh zu erhalten. Hierzu kam, daß ein Verbot erlassen wurde, Kälber und Kühe unter 7 Jahren und Schweine unter 60 kg zu schlachten.

Dagegen ein Verbot, Korn zu verfüttern, vor allem Roggen und Weizen, unterblieb. So kam es, daß nach 4 Monaten Krieg nicht allein alle Vorräte, sondern auch die Hälfte der neuen Ernte verbraucht waren.

Da endlich wurde verboten, Brotkorn zu verfüttern; übrigens ließ diese Verordnung zahlreiche Ausnahmen zu. Aber gleichzeitig kam eine energische Aufforderung, mit Kartoffeln zu füttern, um den Viehbestand aufrecht zu erhalten. Das Verbot, Brotkorn zu verfüttern, wurde jedoch nicht befolgt. Das beschlagnahmte Korn blieb nämlich bei den Bauern aufbewahrt, und, wie ein Schriftsteller drastisch schreibt, „wenn die Bauern die Wahl haben, entweder die Schweine oder ihre Brüder in den Städten hungern zu lassen, so entscheiden sie sich für das Letztere". (Dies klingt haarsträubend, aber man muß sich vorstellen, wie schwer es für einen Landmann ist, seine Tiere halb verhungern zu sehen.) Der Aufforderung, mit Kartoffeln zu füttern, folgte man dagegen sehr willig. Die Folge hiervon war, daß im Frühjahr 1915 das Brot rationiert werden mußte, und zwar in sehr kleinen Zuteilungen, und Kartoffeln fast nicht aufzutreiben waren.

Die deutsche Rationierungskommission, die zu Beginn des Krieges eingesetzt wurde, beging den Fehler, zu kleine Nahrungsmengen auf den Kopf der Bevölkerung zu berechnen. Sie stellte gewissermaßen die Rücksicht auf die tierische Produktion an die Spitze und predigte den Menschen Moral, indem sie ihnen erzählte, daß sie bisher 50% mehr, als notwendig war, gegessen hätten. Aber wenn der Hunger droht, kümmert man sich nicht um Moral, sondern man „hamstert", und die, welche der Schüssel am nächsten saßen — die Bauern —, hamsterten zuerst. Danach hamsterten die, welche Geld hatten. Und die Minderbemittelten in den Städten mußten von Moralpredigten leben!

Wenn man nun nach diesem Mißerfolg entschlossen umgesattelt und die Schweine geschlachtet hätte, „selbst wenn man sie auf den Mist werfen müßte", wie Prof. Zuntz, Berlin, riet, so wäre die Lage noch zu retten gewesen. Aber die Landleute glaubten wohl, daß der alte Professor verrückt geworden sei, und sie fanden Unterstützung bei andern Gelehrten, die von den veralteten Ernährungsgrundsätzen nicht abzubringen waren*).

*) Noch im Januar 1918 konnte man folgendes lesen: „In der Besprechung erhob der Physiolog der hiesigen Universität, Herr Frank, heftigen Widerspruch gegen jeden Versuch in der Gegenwart — in der Tagespresse und in Vorträgen — die Richtigkeit der von Voit und Rubner gefundenen Tatsachen und Zahlen anzuzweifeln." (Münchener ärztlicher Verein 16. 1. 1918. Ref. Deutsche med. Wochenschrift, Nr. 7, S. 198).

Immer dieser unglückliche Autoritätsglaube!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die größte Autorität, Prof. Rubner, zeigte eine schwankende Haltung bald nach der einen und bald nach der andern Seite hin. Dagegen stellten sich Abderhalden in Halle, Boas in Berlin und noch einige andre sehr energisch auf die Seite der neuen Ideen und suchten die Bevölkerung zu überzeugen, daß sie allein von Kartoffeln leben könne, wenn es sein müsse. Aber die Leute glaubten offenbar nicht an diese Lehre: sie meinten, „es sei nur etwas, was man sagte, um sie zu trösten". Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß es ganz das Gegenteil von dem war, was man in Wort und Schrift dem Volke vor dem Kriege eingeprägt hatte. Das Ergebnis war nun eine Unsicherheit und ein Hin- und Herschwanken, wie man es nie zuvor bei einer deutschen Verwaltung gesehen hat.

Aus Furcht vor Eiweißmangel und wohl noch mehr vor Fettmangel, sowie der Landleute wegen und aus wirtschaftlichen Gründen, suchte man die Schweinezucht auf 4/5 des Friedensbestandes zu erhalten, ohne daran zu denken, daß nicht Futter genug für all diese Tiere vorhanden, und daß Hungerfütterung der reine Verderb war. Hungrige Schweine können wohl dem Menschen die Nahrung wegessen. aber nichts produzieren. Im Jahre 1915 schloß ich einen Aufsatz mit folgenden Worten (Kosmos, 1915, S. 216):

> „Deutschland ist sich klar darüber, daß es gegen drei Großmächte zu kämpfen hat, aber es ist sich wohl kaum ebenso klar, daß es auch noch mit einer vierten kämpft, die vielleicht gefährlicher ist als alle andern, nämlich — gegen das deutsche Schwein!"

Habe ich nicht recht behalten? Hat das deutsche Schwein nicht einen wesentlichen Anteil an der deutschen Niederlage gehabt? —

Das war Deutschland; nun kommen wir zu Dänemark, zu der Blokkade von 1917 und dem Rationierungsausschuß vom 4. April. Dieser Ausschuß bestand aus 4 Gelehrten und 4 Vertrauensmännern der Landwirtschaft. Von den ersteren waren es namentlich 2 (Prof. Möllgaard und ich), die den Bedarf des Menschen ausrechnen sollten. Wir waren uns darüber vollkommen einig, daß es sich eigentlich nur darum handelte, eine genügende Menge Kalorien zu beschaffen. Wie es dann mit Eiweiß und Fett ging, interessierte uns nicht sonderlich*). Da wir durch unwiderlegliche Berechnungen nachweisen konnten, daß die Verfütterung von Korn und Kartoffeln, die am besten zur unmittelbaren Ernährung der Menschen verwendet werden, einen Verlust von mindestens 80% des Nahrungswertes bedeutet, war es eine logische Folgerung, alles Brotkorn zu beschlagnahmen und auch den größten Teil der Gerste und der Kartoffeln für die Ernährung der Menschen zurückzubehalten.

*) Zur Begründung dieser Anschauung verweise ich auf meine Abhandlung in der Berliner klin. Wochenschrift Nr. 17—20, 1916. Später sind zwei Jahre lang Versuche mit fettfreier Kost gemacht worden. Es zeigte sich, daß die 2 Versuchspersonen sich ausgezeichnet dabei standen, wenn sie nur zu Brot und Kar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mochte es dann mit dem Vieh gehen, wie es wollte. Wir berechneten einen Rückgang des Schweinebestandes auf $^1/_3$, ja unter gewissen Um-

toffeln reichlich frisches Gemüse bekamen. Als Beispiel für die angewandte Kost soll folgender Tagesdurchschnitt angeführt werden:

	Menge g	Trockensubstanz g	Eiweiß g	Fett g	Salze g	Kohlehydr. g	Kalor.
Grahambrot	540	345	45,6	5,5	8,2	285	1495
Weißbrot	290	198	25,0	2,8	3,1	167	861
Kartoffeln	560	140	10,6	—	5,6	124	574
Kartoffelmehl	20	16	—	—	0,1	16	67
Grünkohl	800	105	28,5	—	14,9	61	417
Zucker	320	315	—	—	1,8	314	1257
Rhabarber	100	4	0,3	—	0,7	3	13
In der Kost		1123	110,0	8,3	34,4	970	4684
In Exkrementen		79	22,9	9,5	10,9	36	392
Verdaulich	—	1044	87,1	—1,2	23,5	934	4292
Im Harn (N x 6,25)	—	—	76,4	—	—	—	—
Bilanz	—	—	10,7	—	—	—	—

Grünkohl ist ohne Fettstoff gerechnet worden, da der Atherextrakt, der sich darin findet, sich nicht verseifen läßt, also kein wirkliches Fett ist. Die Versuchspersonen bekamen demnach kein andres Fett als das wenige, das sich im Brot befindet. Das ist etwa so viel, wie durch die Exkremente verloren geht. Es wurde dem Körper also kein Reinertrag an Fett zugeführt. Dagegen waren alle andern Nahrungsstoffe — besonders Salze — in reichlicher Menge vorhanden. Die große Nahrungsmenge erklärt sich dadurch, daß die Versuchsperson einen Teil des Tages harte körperliche Arbeit ausführte. Die Kalorienmenge wäre bei Genuß von 100 bis 200 g Butter oder Margarine etwa dieselbe gewesen. Die Versuchsperson nahm bei dieser Kost vom 25. August bis 3. November, also in nur 10 Wochen, $9^1/_2$ Kilo an Gewicht zu (von 70,5 bis 80,0 Kilo), Wohlbefinden und Arbeitsfähigkeit waren ganz vorzüglich. Die Furcht vor Abmagerung bei ungenügender Fettaufnahme entbehrt also jedes Grundes. Man mästet ja auch Schweine nicht mit Fett, sondern mit Korn und Kartoffeln.

Es läßt sich jedoch andrerseits sehr wohl eine fettfreie Kost zusammenstellen, bei der man nicht bestehen kann. Dies zeigte sich, als wir die Versuchspersonen einen Monat lang von Wassergrütze und Zucker leben ließen. Der Tagesdurchschnitt geht aus folgenden Zahlen hervor:

	Trockensubstanz g	Eiweiß g	Fett g	Salze g	Kohlehydr. g	Kalor.
700 g Gerstengrütze	592	56,7	8,0	9,2	518	2548
260 g Zucker	257	—	—	1,4	255	1021
In der Kost	849	56,7	8,0	10,6	773	3569
In den Exkrementen	41	13,1	8,1	5,6	14	218
Verdaulich	808	43,6	—0,1	5,0	759	3351
Im Harn (N x 6,25)	—	57,2	—	—	—	—
Bilanz	—	—13,6	—	—	—	—

In diesem Monat verlor die Versuchsperson 6,5 Kilo an Gewicht. Sie fand die Kost langweilig, und die Eßlust ging zurück. Diese Kost führte also zur Unterernährung. Sobald die Versuchsperson aber wieder auf die gewöhnliche fettfreie Kost gesetzt wurde, trat von neuem eine starke Gewichtszunahme ein.

So merkwürdig es klingt, scheint Kohl (überhaupt Gemüse) Fett ersetzen zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständen sogar auf 1/10 des bisherigen Bestandes, aber dies schreckte uns nicht ab. Wir wagten nicht nur, genug Korn und Kartoffeln für die Bevölkerung zurückzubehalten, sondern sogar 30% darüber, indem wir von dem Grundsatz ausgingen, daß Überfütterung das beste Mittel gegen Hamstern ist! Die Einigkeit unter den gelehrten Mitgliedern des Ausschusses und unsre teils auf dänische Untersuchungen, teils auf die deutschen schlechten Erfahrungen sich stützenden Gründe brachten alle landwirtschaftskundigen Mitglieder dazu — wenn auch mit einem Seufzer —, sich uns anzuschließen. Die Einstimmigkeit des ganzen Ausschusses aber erzwang im wesentlichen die Zustimmung des Reichstags wie auch die der Landleute. Man drückte die Getreidemenge wohl etwas herab, aber das konnten wir vertragen, das hatten wir vorgesehen.

Daß die Rationierung unsern Viehbestand sehr erheblich vermindert hat, geht aus folgenden Zahlen hervor:

	Schweine	Mastschweine über 4 Monate	Kühe über 6 Jahre
15. Juli 1914	2 496 726	706 950	510 946
15. Juli 1918	620 788	121 955	334 721

In den ersten zwei Jahren des Krieges suchten die Landleute trotz aller Warnungen, den Bestand der Mastschweine aufrecht zu erhalten. Erst 1917, als der Mais infolge der Blockade ausblieb, und das heimatliche Korn beschlagnahmt wurde, sahen sie sich zu einer Verminderung des Bestandes gezwungen, die im Jahre 1918 1/6 des Friedensbestandes an Mastschweinen erreichte*). Die bedeutende Herabsetzung des ganzen Viehbestandes kam auch den Kühen zugute. Der Milchpreis wurde hochgehalten**), um die Landleute zu veranlassen, besonderes Gewicht auf die Milchproduktion zu legen. Auf diese Weise blieb die Milchversorgung immer ganz gut.

Daß die Landleute nicht gerade mit Freuden die „Zerstörung der Schweinezucht" begrüßten, kann man verstehen. Es ist auch erklärlich, daß die Stadtbevölkerung über das teure Fleisch knurrte und über den fehlenden Speck. Aber wir können mit Genugtuung auf unsere Nachbarlande sehen (Schweden ist ebenso schlecht gestellt wie Deutschland), die versucht haben, den Schweinebestand zu erhalten. Sie leiden Hunger, während in Dänemark kein Mensch zu hungern braucht.

Der Unterschied zwischen den dänischen und den deutschen Anordnungen besteht nicht nur in den zugrunde liegenden Theorien, sondern auch in der praktischen Durchführung. Hier ist kein Schwanken in den

*) Ich habe keine amtlichen Zahlen für Deutschlands Schweinebestand in den letzten Jahren finden können. Unter der Hand habe ich erfahren, daß der Bestand in der allerletzten Zeit wegen Futtermangels stark zurückgegangen ist. Doch da war es zu spät. Die Verminderung hätte man — ebenso wie in Dänemark — gleich nach dem Eintreten der Blockade vornehmen müssen.

**) Auf Rabattmarken, die der Staat bezahlte, konnten die kleinen Leute billige Milch erhalten. Staatszuschüsse sorgten dafür, daß Alle billige Butter bekamen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reihen zu beobachten. Drei Mitglieder des oben genannten Ausschusses wurden beauftragt, die Verteilung durchzuführen, und ein viertes erhielt die Aufgabe, eine volkstümliche Anleitung für die Kost der Teuerungszeit zu schreiben. Diese Schrift ist dann in Zehntausenden von Exemplaren versandt worden*). Wir sind alle beseelt von dem unerschütterlichen Glauben an die Richtigkeit der neuen Ernährungstheorien, und dieser Glaube war in dem Jahrzehnt, das dem Kriege voraufging, durch Hunderte von Vorträgen unter der Bevölkerung verbreitet worden. Zuletzt begegneten unsre neuen Theorien keinem Widerspruche mehr. Und niemand zweifelte im Grunde daran, daß man gut mit einer Kost auskommen kann, die hauptsächlich aus Brot, Grütze und Kartoffeln besteht. Nur der Geschmack lehnte sich anfangs dagegen auf. Doch wenn der Hunger sich meldet, wird der Geschmack zur Nebensache.

Die Brotfrage, die in Deutschland so viele Schwierigkeiten verursacht hat, war bei uns leicht gelöst. Wir sind seit Jahrhunderten an das grobe Roggenbrot gewöhnt, das aus ungesiebtem Mehl gebacken wird. Wir können diese Brotart, auf deren Zubereitung man sich in Dänemark besonders gut versteht, gar nicht entbehren. Wenn das Kriegsbrot der Deutschen schlecht war, wird die Schuld vermutlich den Bäckern zuzuschreiben sein. Es mag ihnen an Übung gefehlt haben. Grobes Brot verlangt nämlich viel eingehendere Bearbeitung und höhere Backhitze als Brot aus gesiebtem Mehl. In Dänemark lächeln wir, wenn wir Ausländer darüber streiten hören, ob Mehl bis 70, 80, 90 oder 95% ausgemahlen werden soll. Wir mahlen nicht nur bis 100% aus, sondern haben während des Krieges noch 15% Weizenkleie hinzugesetzt. Auf diese Weise waren wir imstande, eine gewisse Menge Flormehl und Weißbrot zuteilen zu können, ohne daß dadurch etwas für die Ernährung der Bevölkerung verloren ging. Man verließ sich auf unsere wissenschaftlichen Versuchsergebnisse, die zeigen, daß der Mensch ebensogut wie das Schwein und fast ebensogut wie die Wiederkäuer Kleie verdauen kann.

Daß in Dänemark gelegentlich auch die Gesetze und Vorschriften über Kriegsernährung umgangen worden sind, wird niemand leugnen wollen. Doch die Übertretungen sind sicherlich verschwindend gering im Verhältnis zu dem, was man sich in Deutschland in dieser Hinsicht geleistet hat. Das liegt nicht daran, daß die Dänen etwa bessere Menschen seien, als die Deutschen. Die Ursache ist vielmehr die: die größte Triebfeder, der Hunger, fehlte.

---

*) M. Hindhede, Dyrtidskost samt kortfattet praktisk Ernæringslære. Smaaskrifter udgivne af det af Indenrigsministeriet nedsatte Husholdningsudvalg, Nr. 10. København 1917. (Teuerungskost nebst kurzgefaßter Ernährungslehre. Kleinere Schriften von dem vom Ministerium des Innern ernannten Haushaltungsausschusse herausgegeben.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsre Rationierung hat dem Staate zweifellos eine Menge Geld gekostet, immerhin sind wir noch verhältnismäßig billig davon gekommen. Daß der Verfasser sich darüber freut, daß sowohl die Bevölkerung als auch die Regierung Dänemarks nun begreift, welchen Nutzen unsre Arbeit gehabt hat, versteht sich von selbst. Ich beklage nur, daß Deutschland sich nicht auch nach denselben Grundsätzen gerichtet hat. So hätte sehr viel Elend und Unglück vermieden werden können.

Dr. med. M. Hindhede.

Wohnungsnot.

Unter den vielen Problemen unserer schlimmen Zeit ist eins der schwierigsten die Wohnungsfrage. Vier Jahre hindurch fast keine Bautätigkeit, daher großer Mangel an Wohnungen. Und jetzt, wo diesem Notstande schnellstens abgeholfen werden sollte, wird jede Abhilfe verhindert durch die Folgen des politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs: Mangel an Rohstoffen, an Transportmitteln und Phantasiepreise für Baustoffe und Arbeitskräfte. Bevor nicht die politischen Wirren überwunden sind und das Wirtschaftsleben wieder in geordneten Gang kommt, ist an Linderung der Wohnungsnot natürlich gar nicht zu denken. Aber auch dann bleiben die Schwierigkeiten groß genug.

Denn die Wohnungsnot ist gar nicht bloß ein Erzeugnis des Krieges und der Revolution. Sie bestand schon in den wirtschaftlich so günstigen Friedenszeiten, die uns jetzt vorkommen wie das Leben im Paradiese. Paradiesisch waren die Zustände aber nur für den, der an der glänzenden Außenseite haften blieb. Wer in die Tiefe drang, geriet unter Umständen in eine Hölle. Das „Statistische Jahrbuch deutscher Städte" gibt die 1905 ermittelte Zahl „übervölkerter" Wohnungen an. Als solche werden betrachtet Einzimmerwohnungen mit mindestens 6 Personen und Zweizimmerwohnungen mit mindestens 11 Personen. Solche übervölkerte Wohnungen gab es in Berlin 24440, in Hamburg 5662, in Chemnitz 7457 usw. Nach Untersuchungen des Posener statistischen Amtes verfügte mehr als der dritte Teil der Einwohner in der Stadt Posen (52501 Personen) nur über 1—2 Wohnräume einschließlich der Küche. 25302 Personen schliefen zu sechs und darüber in einem einzigen Raum. Bei Neubau eines Zuchthauses sind für jeden Gefangenen 28 cbm Luftraum vorgeschrieben. In Halle ergab eine amtliche Untersuchung in einem einzigen Polizeirevier 148 Wohnungen mit noch nicht 10 cbm Luftraum auf den Kopf; eine Stube für 6 Personen hatte beispielsweise nur 25 cbm Luftraum. Die Ortskrankenkasse Mannheim stellte fest, daß von 329 Tuberkulosekranken 101, also fast der dritte Teil, kein Bett für sich allein hatten! Natürlich handelt es sich in allen diesen Fällen vorwiegend um die städtische Arbeiterbevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was solche Zustände für die Volksgesundheit bedeuten, ist selbstverständlich. Sie bedeuten Siechtum und hohe Sterblichkeit der Kinder und Erwachsenen, sie begünstigen die Ausbreitung aller ansteckenden Krankheiten, sie bedrohen mit der wachsenden Zahl der Lohnarbeiter die Zukunft der Rasse. Aber sie gefährden neben der physischen auch die sittliche Gesundheit des Volkes. Daß in solcher Enge, wo oft zwei oder drei Personen in einem Bett schlafen müssen, wo an Trennung der Geschlechter nicht zu denken ist, wo zu den Gliedern einer Familie nicht selten noch Fremde als Schlafleute sich gesellen —, daß in solchen Verhältnissen die Bewahrung der Reinheit von Kindheit an gefährdet ist, bedarf keines Beweises. Daß die Väter und erwachsenen Söhne ihre freien Stunden lieber im Wirtshaus verbringen, als in solchen Räumen, erklärt sich leicht. Daß auch die Kinder sich am liebsten auf der Straße herumtreiben und alle gute Erziehung äußerst erschwert wird, ist selbstverständlich. Alle Erziehungsarbeit der Schule, alle Maßnahmen der Fürsorgeerziehung und der Strafrechtspflege bleiben Danaidenarbeit, wenn diese Quelle sittlichen Elends nicht verstopft wird, die es immer neu erzeugt.

Wie erklärt sich nun diese Wohnungsnot? Nun, zweifellos aus einem Mißverhältnis zwischen Arbeitslohn und Wohnungsmiete. Der Verdienst reicht nicht aus, um eine bessere Wohnung zu bezahlen. Und diese Schwierigkeit wächst mit der Zahl der Kinder. Also ergibt sich die entsetzliche Folge: Je mehr Kinder, desto weniger bleibt für die Wohnung, desto enger und schlechter die Räume! Das schlägt aller Vernunft ins Gesicht. Kein Wunder, daß in der Arbeiterschaft die Propaganda des Neumalthusianismus, der Beschränkung der Kinderzahl, reißende Fortschritte machte. Eine weitere ernste Gefährdung unserer Zukunft durch die Wohnungsnot!

Also wäre die erste Forderung: ausreichende Löhne, am besten gestaffelt nach der Zahl der Kinder. Freilich, die Durchsetzung dieser Forderung bietet große Schwierigkeiten für die Privatwirtschaft mit ihrer Abhängigkeit von der nationalen und internationalen Konkurrenz. Leichter wäre da an Staatszuschüsse in Verbindung mit einer Steuerreform zu denken, wie sie Staatsanwalt Zeiler im „Vortrupp" vorgeschlagen hat (1917 Heft 9). Freilich fragt sichs, ob selbst eine ausreichende Hilfe dieser Art die Wohnungsnot beseitigen könnte. Darüber dann mehr. Außer der Lohnerhöhung bliebe noch ein zweiter gangbarerer Weg, den man schon vielfach beschritten hat: die Beschaffung billiger Wohnungen auf gemeinnützigem Wege. So waren in Preußen bis Ende 1910 von 494 Baugenossenschaften 10678 Häuser mit 51086 Wohnungen zum Preise von 304,51 Millionen Mark hergestellt worden. Bedenkt man aber, daß der Wert aller Wohnstätten in Preußen auf 100 Milliarden geschätzt wird, so bilden die auf gemeinnützigem Wege geschaffenen billigen Wohnungen nur den drei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hundertsten Teil. Und das trotz weitgehender Unterstützung durch staatliche Mittel! Also auch auf diesem Wege war bisher wirkliche Abhilfe der Not nicht zu ermöglichen.

Lohnaufbesserungen und gemeinnützige Bauunternehmungen scheitern an der gleichen Schwierigkeit, an der Bodenfrage. Der Boden ist nach dem geltenden Recht eine Ware, die dem bekannten Warengesetz von Angebot und Nachfrage unterliegt. Nun läßt sich aber beim Boden das Angebot nicht beliebig vermehren wie bei andern Waren. Der Boden ist nur in fest bestimmter Ausdehnung vorhanden. Wachsende Nachfrage muß daher seinen Preis immer weiter erhöhen. So hat der nackte Sandboden, auf dem Berlin steht, heute schätzungsweise den Wert von 6 Milliarden Mark, ja es kann noch erheblich mehr sein. Der beständige Zustrom von Menschen hat eine steigende Nachfrage und damit einen wachsenden Wert des Bodens hervorgerufen. Und dieser Zustrom erklärt sich aus den Kulturfortschritten (Verkehrsmitteln, Genuß-, Verdienst- und Bildungsmöglichkeiten) der Landes- und später Reichshauptstadt. Dieser steigende Preis des Bodens muß natürlich genau so verzinst werden, wie die Baukosten der Gebäude; beide werden mit der Wohnungsmiete entrichtet. Man nennt diesen Zins für den Bodenpreis die Grundrente. Die Bewohner Berlins haben an Grundrente jährlich ungefähr 240 Millionen Mark aufzubringen, ehe auch nur an die Verzinsung der Gebäude, geschweige an Beschaffung von Nahrung und Kleidung gedacht werden kann. Diese Grundrente erheben die Eigentümer des Bodens, das sind meist Terraingesellschaften und Hypothekenbanken, also Aktionäre, Privatkapitalisten.

Und so ists bei uns überall. Schon die bloße Zunahme der Bevölkerung auf fest begrenztem Boden schafft wachsende Nachfrage und damit steigenden Bodenwert. Besondere Fortschritte und Vorzüge, wie Verbesserung der Verkehrsmittel, der Verdienst- und Bildungsmöglichkeiten usw. beschleunigen die Wertsteigerung des Bodens. Mit dem Bodenwert aber wächst auch die Grundrente, die von allen denen entrichtet werden muß, die auf dem betreffenden Boden wohnen und arbeiten. Mit dem Bodenwert steigt dann natürlich vor allem auch der Wert der Wohnungen und dadurch die Wohnungsmiete. Die steigende Miete für Wohnungen, Läden und Werkstätten wieder erhöht die Preise für sämtliche Waren und damit den ganzen Lebensunterhalt.

Diese Erscheinung macht jede Lohnerhöhung unwirksam. Auf dem Wege der Lohnreform allein ist die Wohnungsnot nicht zu beseitigen. Denn Lohnerhöhung führt zu verstärkter Nachfrage nach besseren Wohnungen; die verstärkte Nachfrage aber erhöht den Wert des Baulandes, damit die Grundrente und damit wieder die Miete. Eine allgemeine Lohnerhöhung würde also in der Hauptsache in eine gewaltige Erhöhung der Grundrente sich umsetzen und denen gar nicht zugute kommen, denen sie zugedacht ist. Und die mit der Steigerung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundrente verbundene Verteuerung des ganzen Lebensunterhalts würde diese ungünstige Wirkung nur vollenden. Aus genau demselben Grunde scheitern auch die Bemühungen der gemeinnützigen Baugenossenschaften. Sie brauchen billiges Bauland, ihre Nachfrage erhöht aber dessen Preis. Je mehr also Wohnungen geschaffen werden sollen, desto schwieriger wird die Beschaffung billigen Baugrundes und damit billiger Wohnungen. Das ganze Unternehmen scheitert schließlich an der Unerschwinglichkeit der Mittel.

Soll die Wohnungsnot wirklich überwunden werden, so muß offenbar bei der eigentlichen Wurzel des Übels, bei der Grundrente angesetzt werden. Freilich läßt sich die Grundrente nicht ohne weiteres beseitigen. Die steigende Nachfrage muß den Bodenwert erhöhen und damit auch die Grundrente. Das ist ein durchaus unvermeidlicher, natürlicher Vorgang. Aber dieser Vorgang muß eben auch in seinen natürlichen Grenzen bleiben. Bisher hat man die Grundrente jedoch vielfach mit künstlichen Mitteln gesteigert. Das geschieht durch Beleihung mit Hypotheken. Durch solche Beleihung ermöglicht man auch weniger Bemittelten den Ankauf einer Baustelle, man vergrößert also den Kreis der Käufer, damit die Nachfrage und treibt so den Preis in die Höhe. Bei solchen Beleihungen gehen die Hypothekenbanken darum auch sehr weitherzig vor. Da sichs hier um schwer schätzbare Zukunftswerte handelt, finden sich auch immer vereidigte Sachverständige, die den Wert der Bauplätze sehr hoch schätzen und dadurch auch sehr hohe Beleihung durch die Hypothekenbanken möglich machen. So kann solch ein Grundstück dann durch viele Hände gehen und dabei ständig im Werte steigen. Es kann aber auch umgekehrt gemacht werden. Es kann der Besitzer den Verkauf des Bodens verweigern. Wird der Platz nötig gebraucht, so läßt sich auch dadurch eine künstliche Wertsteigerung hervorrufen. Die Nachfrage wird immer dringender, und schließlich wird der geforderte Preis bezahlt.

Dieser Mißbrauch des Bodens zu Spekulationszwecken müßte vor allem unterbunden werden. Dies könnte dadurch geschehen, daß man die Beleihung des unbebauten Bodens verbietet. Damit wäre dem preissteigernden Treiben der Hypothekenbanken ein Riegel vorgeschoben. Außerdem müßte auch das Festhalten des Baulandes erschwert werden. Das geschieht am besten durch Besteuerung. Man besteuere alles Bauland nicht wie früher meist nach dem (landwirtschaftlichen) Nutzungswert, der meist ganz gering ist, sondern nach dem gemeinen Wert (Verkaufswert). So zahlte z. B. ein Spekulant in Halle für einen Bauplatz nach dem Nutzungswert 3 M. jährliche Grundsteuer. Als die Besteuerung nach dem gemeinen Wert eingeführt wurde, erhöhte sich die Steuer auf 1000 M. So hohe und zugleich durchaus gerechte Besteuerung beschleunigt natürlich den Verkauf und erschwert die Spekulation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch solche Mittel läßt sich die künstliche Steigerung der Grundstückspreise verhindern oder wenigstens einschränken.

Aber es gibt auch Wege, um die natürliche Erhöhung der Grundrente zu verlangsamen. Ein solches Mittel ist eine zweckmäßige Bauordnung. Der Wert eines bebauten Grundstücks wird berechnet nach seinem Ertrag. Bringt ein Grundstück 1000 M. Miete, so hat es bei einer Verzinsung von 5% einen Kapitalwert von 20000 M. Beträgt die Miete aber 3000 M., so ist der Kapitalwert 60000 M. Nun kostet aber das zweite Gebäude nicht notwendig das Dreifache des ersten. Ein Teil der höheren Miete fällt also auf den Bauplatz und erhöht dessen Wert. Darum steigt der Wert der Bauplätze mit der Zahl der Stockwerke, die auf ihnen errichtet werden. Die Bauordnung kann also die Grundstückspreise und damit auch die Grundrente niedriger halten, wenn sie die Zahl der Stockwerke beschränkt. Hohe Häuser sollte man demgemäß nur im Zentrum der Städte zulassen, wo der Boden schon so teuer ist, daß ein hoher Mietsertrag erzielt werden muß. Weiter nach außen sollte dann die Höhe der Gebäude immer mehr abnehmen, bis schließlich das Ein- und Zweifamilienhaus vorherrscht. Dann würde es an billigem Bauland nicht so leicht fehlen.

Ferner sollte man auch bei der Besteuerung bebauter Grundstücke einen Unterschied machen zwischen dem Wert des nackten Bodens und dem Wert der Anlagen und Baulichkeiten. Den Grundwert sollte man höher, den Anlagewert niedriger besteuern. Denn die Steigerung des Grundwertes belastet nur die Gesamtheit. Die Schaffung von Anlagen dagegen bedeutet einen Gewinn für das Ganze. Höhere Besteuerung des Baugrundes mindert aber seinen Ertrag und damit auch seinen Kapitalwert. Auf diese Weise läßt sich das unproduktive Einkommen aus der Grundrente herabdrücken und das produktive Einkommen aus der Schaffung von wirtschaftlichen Werten und Gütern erhöhen. Die gemeinschädliche Bodenspekulation wird gehemmt, und die nützliche Bautätigkeit gefördert.

Aber ganz beseitigen kann man die schädliche Bodenspekulation mit diesen Mitteln noch nicht. Denn das natürliche Wachstum der Grundrente bildet einen steten Anreiz dazu, dieses Wachstum dem Privatinteresse dienstbar zu machen. Erst wenn diese Möglichkeit ausgeschaltet ist, wird die Spekulation verschwinden. Der Vorteil der Preissteigerung des Bodens, der Ertrag der Grundrente muß darum den Händen Privater entzogen und der Allgemeinheit zugeführt werden. Diese Forderung ist nicht nur eine unbedingte Notwendigkeit für Beseitigung der Wohnungsnot, sondern sie entspricht auch einzig und allein der Gerechtigkeit. Wer bewirkt denn die Erhöhung der Bodenpreise und die Steigerung der Grundrente? Wer schuf z. B. die Verkehrsmittel, die Verdienst- und Bildungsmöglichkeiten Berlins? Wer lenkte den Menschenstrom dorthin, aus dessen steigender Nachfrage die Zunahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Bodenwertes sich erklärt? Das waren nicht die Aktionäre der Terraingesellschaften und Hypothekenbanken, nicht die Nutznießer der Grundrente, sondern das war das Werk ungezählter Generationen. Hier hat das ganze Preußenvolk mitgewirkt, das in emsiger Arbeit und in schweren Kämpfen Preußen groß machte. Hier haben die Truppen alle mitgeholfen, die 1870/71 die deutsche Einheit erkämpften. Das ganze deutsche Volk hat hier seinen Anteil. Darum ists auch nur recht und billig, daß die Gesamtheit den Gewinn bezieht, den sie mit ihrer Arbeit schuf. Wenn mit den Steuern des Volkes eine Bahn angelegt wird, warum sollen dann die zufälligen Besitzer des anliegenden Bodens den Wertzuwachs einstreichen, zu dem sie keine Hand gerührt haben? Darum allen Wertzuwachs, darum die ganze Grundrente der Gesamtheit! Dieses Ziel ist bereits teilweise verwirklicht in der Wertzuwachssteuer, die wenigstens einen Teil dieses Gewinnes der Gesamtheit zuführt. Freilich sollte hier noch die oben erwähnte Unterscheidung zwischen dem Wert des nackten Bodens und dem Wert geschaffener Anlagen gemacht werden. Die Erzeugnisse eignen Fleißes und eigner Unternehmungslust sollte man möglichst wenig treffen.

Der sicherste Weg hierzu wäre ausgedehnte Erwerbung von Grundeigentum durch Staat und Gemeinden. Es muß darum ein gesetzliches Vorkaufsrecht bei allen Verkäufen von Land für sie geschaffen werden. Sie müssen ferner das Enteignungsrecht erhalten in viel weiterem Umfange, als sie es jetzt besitzen. Vor allem sollte bei allen Verkehrsmittelanlagen (Bahnen, Kanälen) und sonstigen wertsteigernden Unternehmungen der Gesamtheit das anliegende Land grundsätzlich zum bisherigen Werte enteignet und der Gesamtheit überwiesen werden.

Auf diese Weise gewänne die Allgemeinheit Bauland in Menge, das der Beseitigung der Wohnungsnot dienen könnte. Und zugleich flösse hier aus der steigenden Grundrente eine wachsende Einnahmequelle, die es ermöglichen würde, die Steuerlast eher zu vermindern als zu erhöhen.

Denn dieses Land müßte Gemeinbesitz bleiben. Die Baustellen dürfen nicht verkauft, sondern nur in Erbpacht gegeben werden. Das heißt, der Pächter darf mit dem Boden schalten wie mit seinem Eigentum. Er kann ihn anlegen und bebauen. Anlage und Gebäude sind sein Eigentum. Er kann das Grundstück auch vererben und verkaufen. Er muß nur eine Rente zahlen für die Benutzung des Bodens, eben die Grundrente. Und er muß beim Verkauf der Gesamtheit ein Vorkaufsrecht einräumen. Beleihungen zur Erleichterung von Verbesserungen und Anlage von Bauten dürfen nur in Form von unkündbaren Tilgungshypotheken aufgenommen werden und sollen eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Auch darf das Grundstück im Erbgange nicht geteilt werden. Auf diese Weise soll die Überschuldung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundstücke verhindert werden. Auch bebaute Grundstücke können gegen eine geringe Anzahlung (mindestens etwa 10% des Wertes) und gegen jährliche Entrichtung einer Tilgungsrente zum Eigentum übertragen werden. Doch bleibt der Gesamtheit das Wiederkaufsrecht. Durch diese Bestimmungen wird die gemeinnützige Beschaffung billiger Wohnungen erst wirklich vor Mißbrauch geschützt. Denn bisher wurden sie von den neuen Eigentümern entweder sehr bald mit Gewinn wieder verkauft; die öffentlichen Mittel dienten hier nur der Bereicherung eines Einzelnen, und der nächste Käufer hatte wieder eine teure Wohnung wie jede andere. Oder die Eigentümer verschuldeten, und ihr Besitz ging an die Gläubiger verloren. Nur wenige hielten sich dauernd auf dem ihnen zu günstigen Bedingungen gewährten Eigentum. Die oben genannten Bestimmungen ermöglichen es, solche von der Allgemeinheit zur Verfügung gestellte Grundstücke nicht nur in Pacht und Miete, sondern in wirkliches Eigentum zu geben, ohne daß jene Übelstände eintreten. Freilich bedarf hier unser Recht noch der Ergänzung. Es ist ein besonderes Heimstättenrecht zu schaffen, das das bereits bestehende Erbbaurecht vervollständigt.

Auf diese Weise erst wird es möglich sein, die Wohnungsnot wirklich zu überwinden. Die maßlose Steigerung der Bodenpreise ist verhindert. Der natürliche und unvermeidliche Wertzuwachs aber kommt in erheblichem Maße der Allgemeinheit zugute, so daß die durch ihn hervorgerufene Verteuerung der Lebenshaltung wieder ausgeglichen wird. Der Einzelne verliert hierbei nur, was er tatsächlich nicht verdient hat. Was er aber selber leistet und schafft, das soll ihm auch möglichst voll zugute kommen. Die Bodenspekulation und das ungesunde Hypothekenwesen sind damit beseitigt. Die Baulust dagegen wird mächtig gefördert. Nun erst kann jedem ein Heim verschafft werden, in dem er sich wohl fühlt. Nun erst könnten wir den größten Teil unseres Volkes wieder in unmittelbare Berührung bringen mit der lebenschaffenden Natur. Und in dem Maße, als das gelingt, wird auch unser Volk gesunden an Leib und Seele, und seine Zukunft wird gesichert sein.

Das sind die Ziele der Bodenreform, die der Amerikaner Henry George begründete und Adolf Damaschke in Deutschland einführte und zur Geltung brachte. Sie hat sich große Verdienste um das Wohl unseres Volkes erworben. Besonders der Gedanke der Kriegerheimstätten hat sie volkstümlich gemacht. Die große Wahrheit, die sie vertritt, ist der Satz: „Die Grundrente ist ein Erzeugnis der Allgemeinheit: darum muß sie auch der Allgemeinheit zugute kommen." Die Sozialisierung der Grundrente müssen wir in der Tat erreichen. Ohne sie gibt es keine wirkliche Überwindung der Wohnungsnot. Ja, die Bodenreform will noch mehr leisten. Sie sieht in der Sozialisierung der Grundrente die Lösung der sozialen Frage. Sie erhofft von ihr den ge unden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus. Das private Eigentum und die private Unternehmungsfreiheit dürfen nicht beseitigt werden, sie allein verbürgen die Entfaltung aller Kräfte und den sicheren Fortschritt. Darin haben die Vertreter der bisherigen Wirtschaftsordnung recht. Aber dieser Grundsatz der Privatwirtschaft darf nicht ausgedehnt werden auf die Existenzgrundlage eines Volkes, auf den nur in begrenzter Menge vorhandenen Boden. Die Verfügung über den Boden darf nicht der privaten Willkür überlassen werden. Hier muß der uralte deutsche Allgemeinbesitz, die Allmende, den das fremde römische Recht verdrängte, wiederhergestellt werden. Darin liegt das Recht des Sozialismus. Die Grundrente der Allgemeinheit; aber die Benutzung des Bodens dann den Einzelnen und ihrem Unternehmungsgeist. Damit schwindet die immer neue Ausbeutung Aller durch die privaten Bodenbesitzer. Damit schwindet die unaufhörlich wiederkehrende Verteuerung der ganzen Lebenshaltung. Damit haben auch die periodischen Wirtschaftskrisen ein Ende, die sich aus der verminderten Kaufkraft der Massen erklären. Die Hauptquelle der sozialen Not ist damit verstopft. Sie stammt aus dem Bodenwucher. Das im Boden angelegte Privatkapital ist unproduktiv, es ist ein Schmarotzer am Körper der Gesamtheit. Das Industriekapital dagegen ist produktiv; es schafft Güter und Werte in immer neuer Fülle, und der Wettbewerb sorgt dafür, daß es nicht zur Ausbeutung kommt. Dieses Kapital können wir nicht entbehren. Darum darf die Losung weder heißen: „volle Privatwirtschaft" noch „volle Sozialwirtschaft", sondern „Bodenreform"!

Freilich, daß die Bodenreformer hierin recht haben, wird bestritten. Nicht nur widersprechen hier die Anhänger der vollen Privatwirtschaft, wie die Vertreter des Sozialismus. Sondern es erhebt hier eine Bewegung Einwendungen, die der Bodenreform sehr verwandt ist. Sie ist ebenfalls eine Gegnerin der reinen Sozialwirtschaft und will der privaten Unternehmungslust freiesten Spielraum lassen bis auf den Privatbesitz am Boden, den auch sie aufheben möchte. Aber sie sieht die urzel der sozialen Nöte, auch der Wohnungsnot, nicht bloß in der Grundrente, sondern auch im Kapitalzins. Das ist die Freiland- und Freigeldbewegung, die sich an die Namen Silvio Gesell und Th. Christen knüpft. Hierüber wird demnächst von anderer Seite im „Vortrupp" berichtet werden.

Otto Dost.

„Heldentum, Weisheit und schöne Seele."

Die Enge unserer wirtschaftlichen Verhältnisse kann, wie allgemein anerkannt, uns Hoffnung machen, daß wir wieder mehr und mehr Züge von dem Deutschland von einstmals, das das Land der Denker war, neu entwickeln werden. Bereits anfangs 1916 hob ich an dieser

Stelle hervor*), daß neben der empfindsamen Zeit uns die Biedermeierzeit Hinweise geben kann, „aus ähnlich gerichtetem Geiste jetzt etwas Neues zu schaffen". Dieselbe stille, aber rastlose Werktagsarbeit, weil man neu von vorn anfangen muß, dieselbe Bereitwilligkeit in weiteren Kreisen, sich geistigen Freuden hinzugeben, weil man für „Amüsement" kein Geld hat, darf man für unsere Zukunft ebenso voraussetzen, wie den weiteren Umstand, daß die politischen Verhältnisse denen der „vormärzlichen" Biedermeierzeit zum Glück entgegengesetzt sein werden.

Aber die äußeren Verhältnisse allein können natürlich nicht Richtungen des Kulturlebens „erklären". Eine seelische Einstellung in einer bestimmten Richtung, die in den betreffenden Zeitläuften vorherrscht, muß weiter hinzugezogen werden. Denn ohne diese käme nur eine freudlose Zwangsarbeit unter dem Drucke der Zeitumstände heraus, nicht aber eine Bereitwilligkeit, die Arbeit freudig auf sich zu nehmen in der Überzeugung, daß sie als ein Segen auch Segen schaffen wird. Von der seelischen Einstellung nicht der erwähnten vergangenen Zeiten, sondern der Zukunft soll hier gesprochen werden.

Die Frage erhebt sich: „Welche Gesinnungen und Eigenschaften sollen wir den Deutschen der vor uns liegenden Zeit am meisten wünschen; welche Wesensrichtungen sollten in der Allgemeinheit hervortreten, damit die Einzelnen sich mit diesem freudigen Geist erfüllen können?" Dreierlei tut, so meine ich, not: Heldentum, Weisheit und eine schöne Seele. Und wenn ich die Antwort so fasse, dann folge ich darin einem jetzt verschollenen Moralschriftsteller, der auch unserer Gegenwart noch mancherlei sagen kann. Er hieß Dr. Anton Rée. In seinem äußeren Leben war er langjähriger Leiter der „Stiftungsschule von 1815" in Hamburg und fortschrittlicher Reichstagsabgeordneter. Um die Gestaltung des Hamburgischen Schulwesens hat er viele Verdienste; als Pädagoge war er eine selten begnadete Natur. Als Weltanschauungsdenker dagegen gehört er nicht zu den Bahnbrechern: neue Gedankenwelten zu erarbeiten, gelang ihm auf diesem Gebiet nicht, wohl aber vermochte er, an anerkannten Werten mit glücklichem Blick neue Seiten zu erkennen, die für das praktische Leben bedeutsam werden können. Dieses dreifache Ideal stellt er in seinem Hauptwerk auf, das er, wohl mit einem Anklang an Goethes Wilhelm Meister, „Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik" nennt (Hamburg 1857). Aus dieser Gedankenwelt in der durch die gegenwärtigen Umstände gebotenen Kürze einiges mitzuteilen, erscheint zeitgemäß.

Auf den ersten Blick sieht es wie ein unnötiges Unterfangen aus, unserer Generation gegenüber von Heldentum zu sprechen. Daß hel-

*) Vortrupp, 5. Jahrg., Nr. 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dische Gesinnung nicht einen Krieg nötig hat, um sich zu betätigen, wissen wir recht gut. Auch Rée ist davon überzeugt. Er erwähnt nur einmal vergleichsweise den Krieg; sonst hat er nur das öffentliche Leben im Auge. Und er spricht nicht von Heldentaten, sondern von der dauernden Lebensgesinnung derjenigen Charaktere, die „mit einer allgemeinen Bewegung oder einer einzelnen Zeitfrage so verschmolzen sind, daß sie . . . getrieben von der Idee . . . über den gewöhnlichen Kreis ihrer Tätigkeit hinauswachsend, . . . auf die Gestaltung des Volkslebens gerichtet sind". Nicht die fleißigen, ganz gewiß unverächtlichen, aber doch nicht schöpferischen Arbeitstalente meint er, sondern begeisterungerfüllte Naturen, denen es ohne Rücksicht auf ihr persönliches Wohl darum zu tun ist, im öffentlichen Leben an der Gestaltung der Gegenwart mitzuwirken. Man kann in gleicher Richtung zielende Äußerungen Fichtes daneben stellen, wie z. B. die, daß die Teilnahme am Ganzen nicht an die Teilnahme des Einzelnen an sich selbst geknüpft sein solle; oder die andere, daß nicht bloße Sittlichkeit, sondern innige Liebe zu dem in uns ausgebrochenen Leben Gottes uns dazu treibt, mutig den Schweiß des Säens zu erdulden ohne einige Aussicht auf eine Ernte. Diese Art des Heldentums aber kann unser Volk noch lange nicht entbehren. Es ist nötig, es hervorzuheben, weil jetzt als nur allzu begreiflicher Rückschlag gegen das kürzlich noch alles überwuchernde kriegerische Heldentum vielfach die Neigung unverkennbar ist, nun in philisterhafter Enge und Behaglichkeit ja recht ungestört zu bleiben.

Wenn Rée als alter 1848er sich ausführlich darüber ausläßt, daß das Heldentum des im öffentlichen Leben Wirkenden öfter zu politischem Umsturz führen muß, dann ist uns das jetzt interessant. Wenn er aber warnend hervorhebt, daß die politische Partei, einerlei welche, mit ihrer Verhetzung die größte Gefahr und eine gefährliche Versuchung für den Helden ist, dann können wir uns dieses Wort, scheint mir, für das Leben unserer Generation recht sehr merken.

Allen Menschen ist ein unvoreingenommenes Urteil zu wünschen. Wer als seine Lebensaufgabe erwählte, alles von höherer Warte zu betrachten, verkörpert den zweiten der drei höchsten sittlichen Zustände: er erreicht das Ideal des Weisen. Diesen bringt die Wissenschaft, d. h. die Erforschung und Erkenntnis der Zusammenhänge dazu, sich nicht als Einzelwesen, sondern „als Glied der nächsten Kreise, des Staates, der Menschheit . . . und so auch des Alls zu erkennen und zu empfinden". Nicht jeder Wissenschaftler wird ein Weiser, weil viele es in der Erkenntnis nicht weit bringen. Nicht auf den Besitz des Wissens kommt es an, sondern „auf die Gewalt, die es über uns gewinnt". Diese aber ist „wesentlich durch die Organisation (d. h. also die Artung) unseres Herzens bedingt". Wer dieses Ideal erreichte, alle Verhältnisse des Lebens „unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit" zu erfassen (Spinoza), fand seinen Stand- und Ruhepunkt „in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sphäre des Alls", im All-Einen, in Gott. In seliger religiöser Geborgenheit ist er den Leidenschaften des Weltgetriebes und dem Schmerz über die Unvollkommenheiten des Menschenlebens entrückt, er lebt in einer Welt, wo klares Erkennen und inniges Empfinden sich einen. Es genügt, der Kürze halber darauf hinzuweisen, daß Rées Gedanken über Gott und über den Weisen durchaus auf Spinoza zurückgehen. Wichtig ist nun eins: nicht wegen dieser unzerstörbaren Ruhe verehren wir den Weisen, sondern deshalb, weil er „das glänzendste Beispiel der möglichsten Zerstörung alles Egoismus ist".

Gerade dadurch aber — so muß, über Rée hinausgehend, hinzugefügt werden — kann er in unserem Leben vielen Segen stiften. Die Menschheit von heute, die unendlich viel zu arbeiten hat, und von der manche Kreise nur allzuleicht aus Sorge um das dem Einzelnen zunächst Notwendige nicht dazu kommen werden, aus dem Innewerden großer weiter Zusammenhänge neue Arbeitsfreudigkeit zu ziehen, sie braucht Menschen mit allumfassendem Blick, um sich an ihnen seelisch aufzurichten. Hier liegt die große soziale Bedeutung des scheinbar so unirdisch gerichteten Weisen. Den geistigen Kreisen Deutschlands kann man solch unegoistisches Streben danach, „der Sphäre des Alls in unserem Herzen zur vorherrschenden Wirksamkeit zu verhelfen", nur aufs innigste wünschen. Vor allem aber den zur Führerschaft der Geistigen berufenen akademischen Kreisen, die vor dem Kriege unter der Herrschaft der alldeutschen Richtung vielfach zu der wunderlichen Auffassung gekommen waren, nicht die klare parteilose Erkenntnis, sondern Beschränkung des Blickes in einer bestimmten Richtung sei von dem Akademiker zu fordern.

Und nun tritt als drittes neben den Weisen, der sein Wesen aus Bildungserlebnissen formt, die schöne Seele, die aus ihren Innenerlebnissen ihre Nahrung zieht. Wir sind leider gewöhnt, über dieses ganz altmodische Wort ein wenig zu lächeln. Wir würden gut tun, es zu lassen. Denn es bezeichnet eine Gemütsfülle, die in häufigen Fällen dem Leben zugute kommen kann, wenn sie nicht durch Spott zurückgedrängt wird. Wiederum mag zur Erläuterung von Rées Anschauungsweise Bekannteres anderer Denker herangezogen werden. In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" in Wilhelm Meisters Lehrjahren (VI. Buch) heißt es einmal: „Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet." Sie ist selbstgenügsam: „Nun aber gar über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich". Und ein Freund meint von ihr, er schätze sie deshalb, weil sie „nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt, aber auch nicht das Trockene und Ängstliche der Stillen im Lande" habe. Eine schöne Seele ist also ein empfindender Mensch, der lediglich aus seinem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herzen seine Lebensanschauungen herleitet, der also mit logischen Gründen weder seine Gemütsrichtung verteidigen, noch für sie werben kann, der sich vielmehr darauf beschränken muß, unbekümmert um die Meinung der Außenwelt sich selbst zu leben. Auch Rée hat bei seinem Ideal der schönen Seele eine solche Richtung im Auge. Aber ein Unterschied besteht zwischen ihm und dem Goetheschen Bildungsroman. Dort sind diese richtunggebenden Empfindungen religiöser Natur. Rée betont statt dessen besonders Schönheitsempfindungen: „Die Mängel des Lebens können solche Naturen veranlassen, zur Kunst hin zu flüchten, die Mängel der Kunst führen sie verändert zum Leben zurück". Das ist ein sehr bedeutsamer Gesichtspunkt. Es gibt Menschen, die aus ihrem Schönheitsempfinden heraus zur praktischen Arbeit und zu einer Einstellung ihres Lebens kommen, die Andere als Ergebnis ihres Nachdenkens erzielen. Beispielsweise Menschen, die Alkoholabstinenz üben, nicht weil sie soziologische Gründe dafür hätten, sondern lediglich, weil es gegen den guten Geschmack verstößt (womit selbstredend nicht der Geschmackssinn der Zunge gemeint ist), alkoholische Geselligkeit mitzumachen. Man sollte auf diese Richtung mehr Augenmerk haben, als bisher; hier liegen ungenützte Seelenkräfte.

Im Felde konnte man gelegentlich beobachten, wie günstig auf Menschen mit nicht gerade roher, aber gewöhnlicher Gesinnung die Gegenwart einer selbstgenügsamen schönen Seele wirkte. Ohne es zu wollen, wurde diese zu einem Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuerte; unbewußt leistete sie eine Art von weltlicher Seelsorge an den Kameraden. Man kann füglich nicht das Ideal der schönen Seele als für die Allgemeinheit wertlos abtun: sie kann eine hellere freudige Gesinnung um sich verbreiten, und das tut uns in der Gegenwart und Zukunft recht sehr not.

Nun mag man fragen, warum aber, um dies zu betonen, gerade dieser alte 1848er wieder hervorgeholt wird. Deshalb, weil seine Anschauungsweise uns einen Weg zur Lösung eines der brennendsten Gegenwartsprobleme im Bildungsleben weisen kann: für die Frage nach dem zu fordernden Verhältnis von Persönlichkeitsdrang und sozialer Einordnung im Leben des Einzelnen. Eine Harmonie beider zu finden und daher weder dem einen noch dem anderen Gesichtspunkte die Alleingültigkeit zu verstatten, ist unser Wunsch. Rée wird nun mit seinem dreifachen Ideal beidem gerecht. Wir konnten oben zur Erläuterung seiner Einzelansichten auf Fichte, Spinoza und Goethe als auf bekanntere Geister verweisen. Eigen ist aber, wie oben schon gesagt wurde, der glückliche Blick Rées für neue, praktisch wichtige Seiten anerkannter Werte.

Die Grundlage seiner ganzen Anschauungsweise ist, vor allem das Herz des Einzelnen zu betrachten; es weiß seinen Weg und trägt sein Sittengesetz in sich; und das wohlverstandene seelische Glück des ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zelnen Menschen oder Staatsbürgers muß zum Glück der Allgemeinheit führen*). Das Einzelherz ist nun aber nicht von allem losgelöst. Das dreifache Ideal leitet von der Vereinzelung über zu umfassenderen Verbänden. Der Held ist der Mensch, der ganz im Sozialen aufgeht, wenn er dem zwingenden Drange seines Herzens folgt. Der Weise und die schöne Seele sind ganz auf das Persönliche gestellt. Aber gerade dadurch — diesen Gesichtspunkt können wir jetzt schärfer fassen —, daß sie ganz sich selbst gleich sein und das bewußt werden wollen, was sie eigentlich ursprünglich schon sind, leisten sie Schätzenswertes für die Allgemeinheit. So enthält diese Dreiheit gewissermaßen eine Arbeitsteilung: eine stärkere Betonung des Sozialen bei einer Menschengattung, des Persönlichen bei der anderen; aber stets ist der Zusammenhang beider Gebiete außer Frage.

Das Ideal für die Zukunft wäre, wenn alle Menschen beide in sich vereinten, ihre Anlagen eigenwillig bis zum letzten ausgebildet hätten, um dann als vollrund entwickelte Persönlichkeiten, nicht als beliebig auswechselbare Maschinenteilchen der Gesamtheit zu dienen bereit wären. Wann je dieser Zustand erreichbar sein wird, wissen wir nicht. Eine Annäherung an ihn bedeutet das geschilderte dreifache Ideal. Es vermag, die „nicht nur in Europa, sondern auch im Gemütsleben des Einzelnen herrschende Zerklüftung" — wie Rée einmal sagt — zu überwinden. Hoffen wir, daß es dem neuen Deutschland mit zu der freudigen Spannkraft verhilft, aus wirtschaftlicher Enge den Weg zu neuer Geistes- und Seelenblüte zu finden.

Dr. Wilhelm R. Richter.

Rund um uns

Alkoholgegnerische Friedensarbeit).**

II.

Schneller, als zu erwarten stand, ist eine alte Hoffnung der Alkoholgegner ihrer Verwirklichung nahe geführt worden, das Gemeindebestimmungsrecht. Denn von der Umwälzung der letzten Monate, die eine völlig veränderte Lagerung der inneren und äußeren Verhältnisse, bei Unzähligen auch ihrer Gedanken- und Gefühlswelt bewirkt hat, kann eine Forderung nicht unberührt bleiben, die sich in den neuen Gedankenkreis harmonisch einfügt. So wird das neue Deutschland folgerichtig das gewähren müssen, was im alten jedenfalls erst das Endergebnis einer langen und hart umkämpften Entwicklung gewesen wäre. Freilich, eine so vorzüg-

*) Von einer Verwendung der hierfür in der Schulphilosphie gebräuchlichen Fachausdrücke sehe ich ab, weil diese allzu häufig als abstempelnde Wertbezeichnungen gebraucht wurden.

**) S. Vortrupp 1919, 1. Heft, S. 30f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Waffe das Gemeindebestimmungsrecht im Kampfe gegen den Alkoholismus auch ist, es wird doch so lange nicht den vollen Erfolg erringen, als die Alkoholerzeugung keiner Beschränkung unterworfen wird, da die Alkoholindustrie, die natürlich auf den Absatz ihrer Erzeugnisse bedacht sein muß, auch Mittel und Wege finden wird, entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen oder zu umgehen. Eine richtige Alkoholpolitik wird daher in gleichem Maße auf die Beschränkung der Erzeugung wie des Vertriebs geistiger Getränke eingestellt sein müssen.

In dieser Richtung bewegen sich denn auch die weiteren Vorschläge, die vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gemacht werden. „Die Gründe für eine Einschränkung der Herstellung geistiger Getränke", sagt Prof. Trommershausen, einer der beiden Berichterstatter des Vereins über diese Frage, „sind so zwingend, daß sich keiner, dem das Wohl des Staates oberstes Gesetz ist, ihrer Beweiskraft wird entziehen können." Daher beschränkt er sich auch nicht auf die Forderung, die Erzeugung des Trinkbranntweins einzuengen, sondern er geht auch dem Bier kräftig zu Leibe. Was er dabei an Maßnahmen vorschlägt, wie Besteuerung des Bieres nach seinem Alkoholgehalt, Prüfung des Bedürfnisses bei der Errichtung neuer Brauereien oder bei der Erweiterung bereits bestehender, sowie Kontingentierung der Braugerste nach dem Ernteausfall, würde allerdings einen bemerkenswerten Fortschritt gegen den bisherigen Zustand darstellen, aber diese Maßnahmen konnten doch — der rein alkoholgegnerische Gesichtspunkt bleibe hier unberücksichtigt — nur bei einem solchen Ausgang des Krieges in Frage kommen, der uns in eine wenn auch nur annähernd gleiche Lage versetzt hätte, wie es die vor dem Kriege war. Aber auf lange Zeit hinaus muß schon vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus schlechterdings an der einen Forderung festgehalten werden, die die Alkoholgegner während des Krieges unentwegt, wenn auch leider vergeblich erhoben haben: „Kein Gramm Gerste dem Braukessel, weder von der inländischen, noch (aus Valutagründen!) von der ausländischen Ernte! Nährmittel gehören ausschließlich in den Dienst der allgemeinen Volksernährung und nicht in den des Genußbedürfnisses einer Minderheit." Erfreulicherweise scheinen sich der Notwendigkeit dieses Gebotes die Mitglieder der Nationalversammlung in ihrer Mehrheit nicht zu verschließen. Diese Annahme gestatten wenigstens die Äußerungen der Politiker, die in Nr. 4 und 5 des „Deutschen Guttemplers" veröffentlicht sind.

Was dem Biere recht ist, muß selbstverständlich dem Branntwein erst recht billig sein. War die Umwandlung von mindestens 6 v. H. der Gesamterzeugung Deutschlands von Nahrungs- und Futtermitteln in Branntwein, in dem doch die Nährstoffe des Rohmaterials restlos dem Alkohol zum Opfer gefallen sind, schon früher Verschwendung, so wäre die Fortsetzung dieses Verfahrens in dieser Notzeit ein Verbrechen an der Volksgesundheit. Gewiß muß Spiritus auch jetzt und fernerhin zu technischen Zwecken hergestellt werden. Aber dazu kann man sich, wie das Beispiel der Schweiz zeigt, an Stoffe halten, die nicht zur menschlichen Ernährung dienen, wie Kalziumkarbid, vielleicht auch Holzabfälle und Zelluloseabwässer. Aber Kartoffeln, Getreide, Obst, Zuckerrüben u. a. sollten nie wieder zur Herstellung eines Getränkes verwandt werden, das eine Unsumme von Elend über die Menschheit gebracht hat. Jetzt ist die Gelegenheit zur Tat gegeben. Wird man sie benützen? Das Monopol, das der letzte Reichstag beschlossen hat, mag kommen, aber nicht nur aus steuerpolitischen Gründen, die in diesem Fall ja nicht wie beim Trinkbranntweinmonopol mit volksgesundheitlichen Fragen in unliebsamen Wettbewerb treten würden, sondern hauptsächlich, um durch die Möglichkeit strafferer Aufsicht die mißbräuchliche Verwandlung des vergällten Spiritus in Trinkbranntwein zu verhüten. Dann mag man nach dem Vorgehen des ehemaligen russischen Finanzministers zu Beginn des Kriegs darauf sinnen, durch Auffindung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuer Absatzmöglichkeiten die Spiritus-erzeugung zu erhöhen: diese Steigerung stände im geraden Verhältnis zur Volkswohlfahrt und nicht im umgekehrten wie bisher, wo nach der Ansicht Dr. Delbrücks, des ersten Geschäftsführers des Brennereigewerbes, der Verbrauch des Trinkbranntweins eine notwendige Voraussetzung für die Verbilligung des technischen Spiritus war.

Ob freilich das neue Deutschland für eine solche Tat schon reif ist? Der Zweifel meldet sich, leider nicht ohne Grund. Dann muß man aber wenigstens als Mindestmaß dessen, was von der Zukunft zu erwarten ist, die Forderung des Deutschen Vereins ansehen: „Die Herstellung von Trinkbranntwein muß im Interesse der Volkswohlfahrt energisch eingeschränkt werden."

Einige Worte sollen noch den auf eine bedeutende Steigerung der Alkoholsteuern abzielenden Vorschlägen des Deutschen Vereins gewidmet sein, obwohl sie durch die Reichstagsbeschlüsse bereits überholt sind. Steuern auf geistige Getränke haben, wie schon erwähnt, immer etwas Mißliches, da die Gefahr besteht, daß dem volkshygienisch nicht geschulten Auge die handgreiflichen fiskalischen Vorteile größer erscheinen, als der in Wirklichkeit weit bedeutendere, aber in der Entfernung kleiner erscheinende ideelle Gewinn an Volkskraft. Der vorige Reichstag bot dafür ein Schulbeispiel. Zwar wies er die unerhörte Zumutung, Mineralwässer und Limonaden höher zu besteuern als Bier, zurück, aber zu der von zahlreichen sozialen Ämtern und Verbänden geforderten Freilassung dieser Getränke konnte er sich ebensowenig entschließen, wie zu der Bewilligung der von D. Mumm beantragten 2 v. H. des Erträgnisses des Branntweinmonopols. Die Schweiz hat ihr Alkoholzehntel, Mumm forderte ein Alkoholfünfzigstel, und heraus kam — noch dazu unter starkem Widerspruch — ein Alkoholzweihundertstel. Es muß, so scheint's, noch viel Wasser ins Meer fließen, ehe die deutsche Intelligenz sich dazu versteht, das altgewohnte Gedankengleis zu verlassen.

III.

Bekanntlich können Gesetze und Verordnungen erst dann ihre volle Wirksamkeit entfalten, wenn sie vom Verständnis möglichst breiter Volksschichten getragen werden. Ohne dieses Verständnis besteht die Gefahr, daß das bekämpfte Übel zwar aus der Öffentlichkeit — soweit es sich darin nicht trotzdem behauptet — verschwindet, sich aber in das schwer kontrollierbare Privatleben flüchtet, um dort um so zersetzender zu wirken. Allerdings ist es oft äußerst schwer, dieses Verständnis zu wecken, namentlich dann, wenn es sich um Gebräuche handelt, die teils in der Gefühlswelt, teils im Triebleben der Menschen fest verankert sind, wie das bei der Trinkgewohnheit der Fall ist. Hier kann nur die Arbeit zum Ziele führen, die Erfolge nicht vom Augenblick erwartet, sondern geduldig des Reifens der Ernte harrt. In erster Linie hat sie daher bei der Jugend einzusetzen, da deren Gedankengleise noch leicht umstellbar sind oder überhaupt noch keinen Anschluß an die der Erwachsenen gefunden haben. Freilich kann die auch vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke geforderte alkoholfreie Jugenderziehung nur dann Gegenstand gesetzgeberischer Maßnahmen sein, wenn an die Stelle der eigentlichen Familienerziehung die öffentliche Fürsorge tritt, wie bei Armenkindern, Fürsorgezöglingen, Waisenkindern usw., oder wenn sich ihr zur Seite die öffentliche Erziehungsmacht der Schule stellt.

Dieses Kann hat sich nach der Forderung des Deutschen Vereins künftig in ein entschiedenes Muß zu verwandeln. Die in der Kinderfürsorge tätigen Personen, Hebammen, Fürsorgerinnen, Waisenpflegerinnen usw. sollen darüber wachen, daß alle in fremder Pflege befindlichen Kinder alkoholfrei erzogen werden, Jugendämter haben dafür zu sorgen, daß aus allen Kinderheimen, aus Rettungs- und Erziehungsanstalten der Alkohol völlig ausgeschaltet wird. Es ist zwar traurig genug, daß eine solche Forderung, die sich nach dem Stande unserer hygienischen Erkenntnis auf etwas völlig Selbstverständliches richtet, erst noch ausdrück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich erhoben werden muß. Wer aber die Wirklichkeit kennt, der weiß genau, wie nötig sie ist.

Auf festem psychologischen Grunde steht der Deutsche Verein, wenn er den Schutzmaßnahmen den Vorzug vor den Zwangsmaßnahmen gibt, wenn er z. B. zwar die Verabreichung geistiger Getränke an junge Menschen unter Polizeiverbot gestellt, von polizeilichen Vorschriften gegen die Jugend selbst aber möglichst abgesehen wissen will. Hoffentlich ruhen auf dem gleichen Grunde auch die näheren Bestimmungen des 9. Artikels der neuen Reichsverfassung, der erfreulicherweise u. a. auch „Schutz und Förderung der schulentlassenen Jugend" vorsieht. Denn Zwangsmaßnahmen, deren Durchführung nicht genügend gesichert werden kann — und das ist in größeren Städten stets der Fall —, sind immer bedenklich, weil sie meist eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung haben und nur die heutzutage ohnehin nicht besonders hoch im Kurs stehende Autorität schwächen. Eine lehrreiche Bestätigung dieser leidigen Tatsache haben während des Krieges die gewiß gut gemeinten, aber herzlich wenig wirksamen Jugenderlasse verschiedener Generalkommandos geliefert.

Ähnlich ist aber auch das in den Anträgen des Deutschen Vereins befürwortete Wirtshausverbot zu bewerten, das in die meisten Schulordnungen der höheren Schulen bereits aufgenommen ist. Es führt dort ein wenig beachtetes, mehr dekoratives Dasein, dem es nur dann für kurze Zeit entrissen wird, wenn es der verständnisvoll lächelnden Schulgemeinde wieder einmal zu Gehör gebracht wird. Wohl sollen der Alkohol und das Nikotin in der Schulordnung nicht unerwähnt bleiben, aber weit wirksamer als ein förmliches Verbot ist eine ernste Warnung vor den von jenen Genußgiften drohenden Gefahren; denn sie gibt dem allzu ausgeprägten Polizeicharakter der Schulordnung eine pädagogische Färbung und bildet für das oft recht sorglose Elternhaus eine nachdrückliche Gewissensschärfung.

Werden Verbote für nötig erachtet, dann sollen sie wenigstens dem Verständnis der Jugend durch Erläuterungen nahe gebracht werden, die sie ihres aufreizenden Charakters entkleiden. Überhaupt mehr Aufklärung in allen Schulen und auf allen Altersstufen! Der Deutsche Verein fordert sie mit Recht. Aufklärung aber nicht bloß der Schüler, sondern auch der Lehrer, die sich zumeist selbst der Bedeutung der Alkoholfrage nur wenig bewußt sind, sowie des Elternhauses auf Elternabenden und bei sonst sich bietenden Gelegenheiten. Darf man auch den Wert einer verstandesmäßigen Erschließung der Alkoholfrage nicht überschätzen, so ist sie doch eine notwendige Ergänzung der wenigen praktischen Erziehungsmaßnahmen, die der Schule zur Verfügung stehen und deren Durchführung auf alkoholfreier Grundlage in der pädagogischen Enthaltsamkeitsliteratur schon längst gefordert worden ist und vom Deutschen Verein gleichfalls angelegentlichst empfohlen wird. Hierher gehören Schulausflüge und Schulfestlichkeiten, sowie die tatkräftige Unterstützung aller der Jugendvereinigungen, die den Alkoholgenuß gewohnheits- oder satzungsgemäß ausschließen. Daß die Belehrungen, deren Eingliederung in ein verbindliches Fach, am besten in den dringend nötigen Hygieneunterricht, ein aufs innigste zu wünschendes Ziel ist, hauptsächlich in die Hände der Ärzte gelegt werden müsse, wie ein Berichterstatter des Deutschen Vereins unter einer für den Oberlehrerstand wenig schmeichelhaften Begründung vorschlägt, ist allerdings eine alte Forderung der Ärzte, die sich wiederholt auf Ärzteversammlungen gegen hygienischen Unterricht durch Nichtärzte ausgesprochen haben, ist aber, wie ich anderwärts begründet habe, weder nötig, noch aus pädagogischen Gründen wünschenswert. Begeisterung und Liebe zur Sache wirken weit mehr, als eine nur verstandesmäßige, psychologisch vielleicht wenig angemessene Darstellung, hinter der möglicherweise nicht einmal das vorbildliche Verhalten des Vortragenden steht. Dafür hat aber gerade die Jugend eine feine Witterung.

Ja, das Beispiel! Das ist ein ganzes, wichtiges Kapitel für sich. Und mit vollem Recht wird in den Vorschlägen des Deutschen Vereins sein Wert bei allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen betont, die mit der Jugend, der frühesten wie der reifen, berufsmäßig zu tun haben. Denn unbestritten ist es das wirksamste Mittel, das im Kampfe gegen den Alkoholgenuß der Jugend angewendet werden kann. Nur daß es zugleich dasjenige ist, das mit gesetzgeberischen oder Verwaltungsmaßnahmen am wenigsten oder vielmehr überhaupt nicht zu erfassen ist.

Dr. R. Ponickau.

Heimstätten-Selbstbau. In der Notiz „Heim und Scholle fürs deutsche Volk" von M. F. Schneider wurde an dieser Stelle auf den Lehmstampfbau hingewiesen, in dem sich kleine Landhäuser sehr billig herstellen lassen. Damit ist im „Vortrupp" zum ersten Male eine außerordentlich wichtige Tatsache gestreift worden, der man bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt hat. Bei den unglaublichen Preisen für Ziegelsteine, Eisen und Holz bietet die Lehmstampfbauweise die einzige Möglichkeit, massive Heimstätten (keine Behelfsbauten!), die die Sehnsucht ungezählter Tausende sind, zu schaffen. Diese Bauweise wird auch dadurch noch billiger, daß sich Laien beim Bauen beteiligen können, und höchstens ein Fachmann als Aufsichtführender nötig ist.

Einige Worte über das Grundsätzliche des Verfahrens: Auf das Feldstein- oder Betonsockelmauerwerk werden mittels hindurchgesteckter Bolzen gehaltene „Stampfbretter" aufgesetzt, zwischen denen der Baugrube (dem Keller!) entnommene lehmhaltige Erde zu Mauern gestampft wird. Die Stampfbretter rücken nach jeder Runde um den Grundriß des Hauses um etwa 20 bis 30 cm hinauf. Ein Kiesbetonverputz schützt die Mauern vor den Einwirkungen des Schlagregens. Nach einer Untersuchung des Materialprüfungsamtes in Großlichterfelde vom 4. Januar 1910 verträgt Lehm bei vier- bis fünffacher Sicherheit eine Beanspruchung von 3,3 kg für den qcm; dieses Ergebnis zeigt, daß die Lehmstampfbauweise allen Anforderungen genügt. Im übrigen hat die Erfahrung gezeigt, daß nach diesem System für den Sommer kühlere und für den Winter wärmere Räume geschaffen werden, als beim Ziegelbau, daß das Material durchaus feuersicher ist, und bei seiner Anwendung 40 bis 70 v. H. an Maurerkosten gespart werden. —

Neben Direktor Abigt von der gemeinnützigen Gesellschaft in Wiesbaden hat sich Baurat Heyer in Worms um die Wiedereinführung und Verbesserung dieser etwa 2 bis 3000 Jahre alten Volksbauweise bedeutende Verdienste erworben.

Hans Hupfeld.

Hochburgen des Wuchers. Es gehört die ganze deutsche Michelhaftigkeit dazu, sich Zustände gefallen zu lassen, die seit Jahr und Tag zum Himmel schreien, ohne daß eine Hand sich zur Abhilfe regt. Sehr begreiflich, daß sich dann der Glaube im Volke festsetzt, daß „die da oben mit denen unter einer Decke stecken", die aus solchen Mißbräuchen Riesennutzen ziehen. Es scheint wirklich so, daß das bekannte Wort: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen", trotz Revolution usw. in alle Ewigkeit Geltung behalten soll. Anders sind die heutigen Erscheinungen jedenfalls nicht zu erklären. Auf den ländlichen Bahnhöfen greift man zu und nimmt den Leuten neuerdings alles, schlechthin alles weg. Kein Ei, kein Stückchen Wurst, kein 1/2 Pfund Butter dürfen mehr durch. Manchem mag das nach Geschmack sein, Andere halten es für eine rein notwendige Maßnahme, um endlich hinter die scharfe Erfassung der Lebensmittel auf dem Lande zu kommen. Mag sein.

„Viel fährt der Bauer auf dem Wagen, wenig kann er tragen", dies alte Sprichwort scheinen die Beamten am grünen Tisch nicht zu kennen, sonst würden sie ihren Eifer an ganz anderem Platze bekunden. Die paar Pfund, die den mühseligen und beladenen Hamsterern aus den Rucksäcken genommen werden, machen den Kohl wirklich nicht fett; dazu stehen die Waggons, die neuerdings wieder in der großzügigsten, um nicht zu sagen, großartigsten Weise verschoben werden, in einem Verhältnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie die Sahara zu einer Vorortbaustelle.

Die wirkliche Gefahr für die Volksernährung liegt nicht bei den kleinen Hamsterern, sondern bei den Geldleuten, die mit 100000 erst zu zählen anfangen. Um die zu fassen, muß man einen ganz anderen Weg gehen.

Wie kommt es, daß das Brot knapp und schlecht ist, während an Keks kein Mangel besteht? In jeder Straße sieht man die Fenster voll Keks, das Pfund von 9 Mark an, liegen. Woher in aller Welt kommt dieser teure Keks? Früher hieß es: „Auslandsware, Keks aus Warschau." Die ganz Naiven glaubten es auch, vor allem die Behörden. Heute ist mit diesem Schwindel nichts mehr zu machen, denn nachgerade weiß es doch jedes Kind, daß Warschau in Polen liegt, sogar noch hinter Posen, woher nichts mehr zu holen ist. Also woher kommt nun der Keks? Amerikanischer kann es doch auch nicht sein, und Holland, Dänemark und Schweden und die Schweiz schalten gleichfalls völlig aus. Also bleibt nur das „Ausland Hintenrum". Doch man braucht ja nur den Bäcker und Zuckerwarenhändler zu fragen, woher der Keks stammt und wieso er nicht billiger sein kann, als 9 Mark das Pfund, sintemal ein Pfund Mehl doch nur 25 Pfg. und Zucker 35 Pfg. kostet, so daß die Herstellungskosten für ein Pfund Keks keinesfalls, auch beim besten Willen nicht, mehr als 80—90 Pf. für das Pfund betragen dürften. Woher nun die Begründung für den Sprung von 90 Pf. auf 9 Mark?

Der Bäcker ist selbstredend auf solche Fragen vorbereitet. Er greift an den Haken, wo die Rechnungen hängen und legt dem Kontrollbeamten den Nachweis vor, daß er am so und sovielten 60 Pfund Keks von dem und dem Lieferanten, das Pfund zu 7,80 M. gekauft hat. Und 15% dürfe und müsse er doch verdienen. Also 9 Mark Verkaufspreis.

Die Kontrollbeamten ziehen ab. Der Bäcker aber lacht. Er hat Grund dazu. Ihr dummen Kerle, denkt er, warum nehmt ihr nicht eine Probe von dem Keks mit, geht zu dem Lieferanten und überzeugt euch, ob das wirklich der Keks ist, den die Fabrik herstellt?

Natürlich ist er es nicht. Allerdings hat der Bäcker 60 Pfund zu dem angegebenen Preise dort gekauft, aber wo sind die längst geblieben! Er wollte sie ja auch nur zu seiner Deckung haben, und unter diesem Schutz hat er nun fleißig Schiebermehl in eigener Werkstatt zu Keks verbacken und zentnerweise verkauft. Kein Mensch stört ihn dabei. Am hellen, lichten Tage kommt der verdeckte Wagen, der ihm Mehl und Zucker zuführt, auf seinen Hof gefahren und bringt ihm von diesem wertvollen Gut so viel, als er verbrauchen kann. Zuweilen ist's auch ein Militärauto, und dann hat die Sache erst recht keine Schwierigkeiten. So entsteht Keks, an dem fünf Mark und mehr auf das Pfund verdient werden. Natürlich werden auch noch andere leckere Sachen aus dem „Auslandsmehl" gemacht, aber die sind nur für die „gute" Kundschaft, die dafür noch Dienerchen macht, daß sie in unglaublicher Weise übers Ohr gehauen wird. Nicht alles freilich wird verkauft. Vor allen Dingen steht man auf gutem Austauschfuße mit dem Fleischer. Beide fahren gut dabei, und an Kalbsbraten ist beim Bäcker selten Mangel.

Das sind alles offenkundige Tatsachen, viel zu offenkundig, als daß ein Bäcker mit dem anderen noch darüber spricht. Jeder ist gedeckt, ist versorgt. Der „Staat", die Regierung, das sind Figuren, die ebensowenig zu fürchten sind, wie der liebe Gott, der weit weg wohnt. — Man soll nicht denken, daß die Bäcker gewissenlose Volksausbeuter wären, nein, aber die Gelegenheit Geld zu machen, ist zu günstig — sollen sie sich etwa dagegen stemmen?

Mit dem Zucker ist es nicht anders. Man braucht heute nicht mehr so und soviel Beamte auf dem Güterbahnhof zu spicken, um einen Waggon Zucker abfahren zu können; man macht das alles mittelst eines Anschlußgleises, wohin man den Waggon schieben läßt, und von wo aus die Verteilung dann ungestört vor sich gehen kann. Eine Zeitlang galt als absolut sicherer Ort hierfür ein gewisses Anschlußgleis der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

A.E.G. Eine Kontrolle war dort in keinem Falle zu befürchten, weil nur Personen in dienstlicher Eigenschaft den Hof betreten durften. Auch kein Privatfuhrwerk gelangte dorthin. — Infolgedessen fuhr, wenn die Zuckerwaggons eingetroffen waren, ein verdecktes Militärauto herein. Unter einem schützenden Plan hockten die Käufer des Zuckers, die sich vorher an verabredetem Ort zusammengefunden hatten, jeder mit genügend Bargeld versehen. Denn es muß gleich am Waggon gezahlt werden. Gut, man überzeugt sich durch Augenschein, daß der Zucker nicht in der Luft hängt, man schließt ab, zahlt und fährt wieder nach Hause, wohin das Militärauto jedem die gekaufte Ware bringt.

So wird das Volk um seinen Zucker betrogen. Das heißt, es bekommt ihn wohl, aber erst nachdem sich einige Schufte darin die Hände gewaschen haben, es bekommt ihn statt für 35 Pfg., zu Bonbons und Näschereien verarbeitet, für 10 Mark das Pfund.

Einer meiner Vertrauensleute, der jedes Wort abwiegt, das er sagt, berichtet mir von einem kleinen Bäcker, der im Laufe eines Jahres ein Vermögen von 100000 M. hinter sich gebracht, sozusagen herausgebacken hat. Dieser Bäcker besitzt jetzt noch 15 Zentner Marzipan, die er natürlich jederzeit mit 1000 M. für den Zentner verkaufen kann. Davor hütet er sich aber sehr wohl, denn im verarbeiteten Zustande als Makronentörtchen bringt ihm die Ware das Vielfache der Summe. Das Volk zahlt und bedankt sich noch. Es will betrogen sein.

Und die Regierung? — Als Dr. Michaelis noch das Ernährungswesen leitete, habe ich ihn bereits auf einige der Mißstände aufmerksam gemacht und dann eine weitere aufklärende Zusammenkunft mit Fachleuten, die ihre Mitarbeit im Volksinteresse ehrenamtlich zur Verfügung stellten, herbeigeführt. Man war dankbar für verschiedene Hinweise. Es blieb aber alles beim alten. Aus dem Felde zurückgekehrt, bot ich mich dem Kriegswucheramt zur zeitweisen Mitarbeit an. Man lehnte dankend ab.

Wozu auch, es geht ja alles vorzüglich bei uns.

Wir haben der Aufsichtsbehörde vorgerechnet, daß das Mehl in den hintenherum verbackenen Torten dazu ausreicht, daß jeder Einwohner täglich eine große, gute Semmel bekommen könnte, zahlbar mit 7½ Pf. Statt dessen zahlt er für „Torten" mehr als das Zehnfache und wird es auch in Zukunft zahlen. Denn es wird jetzt mehr geschoben als je zuvor. Das Gewissen ist ein fremder Begriff geworden, und aus Vaterlandsliebe macht heute kein Mensch mehr den Finger krumm, geschweige daß er sich eine Gelegenheit zum Geldmachen entgehen ließe. Abgefaßte Schieber sitzen auch nicht lange, dann werden sie entweder infolge eines Spartakusputsches befreit oder gegen Sicherheit auf freien Fuß gelassen. Man scheint ohne sie nicht fertig werden zu können. Tatsache ist, daß das große Gefängnis Plötzensee vor einiger Zeit Kartoffelmehl zu Schieberpreisen gekauft hat, um seine Insassen zu sättigen. Also der inhaftierte Wucherer wird durch die Verwaltung selbst gerechtfertigt.

Es ist Zeit, nicht nur das abgeschaffte Tanzverbot wieder einzuführen, sondern auch dem Tanz um das goldene Kalb gehörig zu Leibe zu gehen. Vielleicht gehört „oben" viel mehr guter Wille dazu als unten.

Wilhelm Müller.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Bonn, Prof. Dr. Moritz: Gerechtigkeit. Ernst Reinhardt, München.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 5 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. April 1919

Politik und Jugend.

I.

Lebensgestaltung heißt Persönlichkeitsentfaltung und Einstellung der Persönlichkeit in die Gemeinschaft. Es gibt keinen Gedanken, der nicht Same werden kann auf dem Acker der Gemeinschaftskultur.

Durch Suchen nach dem Stil der Persönlichkeit kommen wir zu harmonischer Lebensgestaltung. Jede Persönlichkeit vollendet sich im reinen Stil. Das Einstellen der Persönlichkeit in die Gemeinschaft fordert aber nicht das Einmünden in einen Grundton, sondern nur ein Abstimmen. Je mannigfaltiger die gestimmten Noten der Persönlichkeiten, desto voller der Akkord der Menschheit.

Nur aus der Persönlichkeit entstammen Rechte und Pflichten. Eine Verpflichtung aus der Persönlichkeit aber ist nichts, als inneres Gesetz. Und umgekehrt: nur innere Gesetze verpflichten, diese aber unbedingt, Rechte: Ein Steinklopfer ist ebensowenig für einen Ministerposten geeignet, nur weil er Proletarier, wie ein Fürst, nur weil er Aristokrat, ist.

Der Persönlichkeitsstil ist nur dann rein, wenn er Ausfluß des Lebensalters ist. Nichts wirkt geschmackloser, als ein jugendlich sein wollender Greis oder ein greisenhafter Jüngling. Wieviel lieber ist der Jugend der Mann, dem in Reden und Handeln die Würde seines Lebensalters eignet, wie viel lieber dem Alter die Jugend, aus deren Reden und Handeln Jugend spricht!

II.

Die Revolution hat der Jugend die Herabsetzung des Wahlalters auf 20 Jahre gebracht und damit eine gewaltige Vermehrung der Wahlberechtigten geschaffen. So wurde die Jugend zum ersten Male ein realpolitischer Faktor. Und — leider! — ein Spielball des politischen Parteikampfes. Von allen Seiten wurden der Jugend Rechte zugesprochen; jede Partei überbot die andere mit Versprechungen und tönenden Phrasen, auch da, wo man von den Aufgaben der Jugend sprach, von Aufgaben, die zumeist darin bestanden, der Partei möglichst viele Anhänger zu gewinnen oder die alten Schlagworte zu erlernen, mit denen man den Gegner mundtot macht. Der Wahlkampf unterschied sich in seinem schmutzigen Äußeren durch nichts von seinen vorrevolutionären Ahnen trotz der Zuziehung der Frauen und der Jugend. Vielleicht, daß die Verhetzung im Innern, von rechts wie von links, sogar noch widerlicher wirkte, als früher.

Fast alle Aufgaben, die man der Jugend ableitete, waren entweder zu hoch gespannt oder wurden als vermeintlich unwesentlich ohne Ernst und nur ganz nebenher behandelt. Sie waren eingegeben von Betrachtungen darüber, wie man die Jugend in das Parteiprogramm einordnen und welche Vorteile die Partei aus ihr ziehen könne. Man begnügte sich damit, die Jugend als Werkzeug zu behandeln und wies ihr nicht die Bahnen, in denen sie neues Leben in die veralteten Parteieinrichtungen bringen konnte. Vielmehr verriegelte man ängstlich die Tore neuem Geist und neuen Forderungen, indem man politische Kindergärten in Gestalt von Jugendgruppen der Parteien eröffnete und damit eine freie, von alter Parteiroutine unabhängige politische Erziehung unmöglich machte.

Es erscholl die alte Weise weiter, die Jugend blieb, was sie stets gewesen war, Objekt in den Händen voreingenommener und unpädagogischer „Erzieher". Anstatt die Aufgaben aus der Persönlichkeit zu entwickeln, stellte man sie aus der Parteidoktrin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

III.

Die Frage nach dem Stil der Jugend ist die Frage nach dem Wesen oder der Persönlichkeit der Jugend. Man kann von einer Persönlichkeit der Jugend sprechen, soweit es sich um die Zusammenfassung von Eigenschaften handelt, die nur der Jugend in ihrer Gesamtheit, mehr oder minder bewußt und entwickelt, eigen sind. Bedingt sind diese Wesensmerkmale durch die Besonderheit der körperlichen und der damit zusammenhängenden seelischen Struktur.

Aller Jugend gemeinsam ist das Richtungsuchende, Werdende. Daraus erklären sich die mannigfaltigen Irrungen und Wirrungen, denen der junge Mensch ausgesetzt ist, das stetig Suchende, das Annehmen und Verwerfen. Es fehlt ihm das Verständnis für Kompromisse, da er instinktmäßig, d. h. wesensgemäß, die Reinheit der Idee und des Menschen will. In diesem Lebensalter ist der Mensch vorurteilslos Alles aufzunehmen bereit. Oder aber — er sollte es wenigstens sein. Nur hat die alte Erziehung dem jungen Menschen wichtigste Entscheidungen vorweggenommen, z. B. die Entscheidung zum Glaubensbekenntnis, und hat damit der reinen Persönlichkeitsentfaltung hemmend entgegengestanden.

Verhetzung und von oben beeinflußte Unterrichtsdarstellungen in Standesschulen haben die meisten Köpfe in bestimmte (oder sagen wir: „bürgerliche" oder „philiströse") Anschauungen gelenkt, von denen sich nur der kleinste Teil der Jugend in richtiger Erkenntnis freizumachen sucht. Nur dieser kleinste Teil erfüllt heute wirklich die Voraussetzungen der „Jugendlichkeit". Aufgabe der neuen Erziehung, und gerade einer wahrhaft demokratischen Erziehung ist es, hier Wandel zu schaffen, die Bedingungen freizumachen für neuen Geist und eine wirklich „jugendliche Jugend"!

IV.

Nach unserer Begriffsbestimmung ist Lebensgestaltung Persönlichkeitsentfaltung und Einstellung der Persönlichkeit in die Gemeinschaft. Einstellung der Persönlichkeit in die Gemeinschaft aber ist nichts anderes, als Politik. So durchwirkt Politik unser ganzes Leben, wenn man es bewußt lebt. Nur die Verschleierung dieser Zusammenhänge, wie sie in der Tagespolitik Ausdruck fand, konnte den Ekel erzeugen, den bisher zumeist gerade die Besten vor der Politik hatten. Natürlich war es, daß vor allem auch die Jugend in dieser Art „Politik" nicht den großen Zug und die Weltanschauung fand, die sie darin suchte. Zumal in der Jugendbewegung war diese Ablehnung fest verankert.

Es gilt, den Menschen von heute mit dem vollen Bewußtsein dieses Zusammenhangs zu durchdringen und ihn wieder zu dem zu machen, was er seiner ganzen Veranlagung nach ist, zu einem Zoon politikon, zu einem politischen Wesen. Es gilt, aus dieser Anschauung die Gegensätze abzulehnen, die zwischen Ethik und Politik künstlich entwickelt sind. Denn so wahr jede Lebensgestaltung nichts ist, als das Suchen unseres inneren (sittlichen) Prinzips in der Gemeinschaft, so wahr ist Politik untrennbar verknüpft mit dem ethischen Wollen. Sie ist die Erfüllung des sittlichen Prinzips in der Gemeinschaft. So betrachtet, ist jede Verpflichtung aus der Persönlichkeit heraus eine politische Verpflichtung, jede Handlung politische Tat.

V.

Unschwer lassen sich nunmehr die Verpflichtungen aus der Persönlichkeit: Jugend, das sind eben die politischen Aufgaben der Jugend, erkennen. Abzulehnen ist aus dieser Bestimmung heraus jedes kleinliche Hadern und Zanken, jede Nurinteressenpolitik und Konjunkturpolitik, aber auch der ständige Kompromiß, nur um der lieben Ruhe willen. Die Jugend sucht und fordert große Blickeinstellungen, reine Ideen und reine Methoden. Über der Partei steht ihr die Gemeinschaft. Sie fordert Handlungen aus echter Überzeugung und im Vertrauen darauf eine Veredelung des politischen Kampfes: Achtung vor dem Gegner, auch vor dem Gegne-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im andern Lande. Sie sieht in der Politik ein Ringen um letzte Erkenntnisse und Wahrheiten, um Weltanschauungen. Die Jugend verabscheut Verhetzung und Bevormundung, sie will Selbstentscheidung*).

Ihre unbevormundete Selbstentscheidung aus der inneren Verpflichtung ist Gewähr für neuen Geist, für eine Verjüngung und Vermenschlichung des öffentlichen Lebens. Und für den Führer entscheidet sich die Jugend, der Ideen vertritt um der höchsten Gemeinschaft, der Menschheit willen.

Hans Zacharias.

Bausteine.

Was uns nicht umbringt, macht uns stärker.

* * *

Ich liebe Alles, was hell blickt und redlich redet.

* * *

Was wir tun, wird nie verstanden, sondern immer nur getadelt.

* * *

Man spricht wohl viel über Menschen, aber gar nicht über den Menschen.

Nietzsche.

Jungsoziale Lehrer.

Im Geiste der freiheitlichen Jugendbewegung vom Hohen Meißner und in der Nachfolge der großen Sozialpädagogen ist eine jungsoziale Lehrerbewegung entstanden, die auf dem Boden der sozialen Demokratie steht und die jungsozialen Kräfte bei dem Neubau von Bildung und Erziehung zur Geltung bringen will. Sie erstrebt eine Schule, die eine freie Lebensgemeinschaft von Schülern und Lehrern darstellt. In dieser Schule hat der alte Autoritätsbegriff, der durch äußere Macht eine äußerliche Unterwerfung unter den Willen der Lehrer erzwang, keinen Platz mehr. Er wird ersetzt durch die auf geistigen Führereigenschaften beruhende innere Autorität des Erziehers. Damit fordert die jungsoziale Lehrerschaft den Ausbau der Schülerselbstverwaltung (Schülerausschüsse, Schülergerichtsbarkeit).

Methodische Prinzipien im Unterricht sind die Freimachung der individuellen Kräfte und die Erweckung der Selbsttätigkeit der zu wirklichen Arbeitsgemeinschaften verbundenen Schüler und Lehrer. Für den demokratischen Neubau der Schule wird u. a. gefordert: Wahl von Elternbeiräten, Abschaffung der geheimen Konduitenlisten, Beteiligung der Lehrer an der Wahl der Schulleiter, Entlastung der Schulleiter von verwaltungstechnischen Arbeiten, Besetzung der leitenden Stellen mit Kräften, die auf dem Boden des jungsozialen Programms stehen.

An die freiheitlich gerichteten Glieder der Lehrerschaft der Volks- und höheren Schulen ergeht der Ruf zum Zusammenschluß im Sinne der jungsozialen Bewegung. Die neuen Regierungen müssen in ihren Reformplänen, die sich in ähnlicher Richtung bewegen, nachdrücklich unterstützt werden! Sie werden die jungsoziale Lehrerschaft hinter sich haben.

Nähere Mitteilungen durch die Bundesgeschäftsstelle der jungsozialen Lehrergemeinschaften Oberlehrer Dr. Koch Zehlendorf-Berlin.

Spruchweisheit.

Überall will jeder obenauf sein,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob sein
Aber nur in dem, was er versteht.

Goethe.

Was ist Weisheit, was ist Tugend!
Schönheit ist der Sinn der Erde
Und der Wert des Lebens Jugend!

Karl Spitteler.

*) Einen praktischen Weg zur politischen Selbsterziehung geht der Bund „Freie politische Jugend" (vgl. den Aufruf im 2. Januarheft 1919 des „Vortrupp").

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Jugendburg.

III.

Wie sagt doch Nietzsche? —: „Alles gackert, aber wer will noch still auf dem Neste sitzen und Eier brüten?" Eine nervöse Unruhe, ein wahrhaft barbarisches Durcheinander, ein unfruchtbares Gezänk, ein rauschartiges Dahinleben sind über uns gekommen, seit die Fesseln des Obrigkeitsstaates nicht mehr auf uns lasten. Oft hat man den niederschmetternden Eindruck, daß die Masse der Deutschen — und wo findet sich die tonloseste, unerzogenste Masse? — noch nicht reif sei, sich selber in die Hand zu nehmen. Wer derart aus dem Gleichgewicht zu kommen droht und vom Hader der lauten Stadt angeekelt wird, wen nach Sammlung und Ruhe dürstet, wer Distanz zu dieser Welt zu gewinnen trachtet, den lockt die Einsamkeit der Jugendburg, die ihn von seinem Leid genesen lassen wird.

Hier, in klösterlicher Einsamkeit und in der Gesellschaft gleichgestimmter Seelen, können wir den Gegensatz zu jener Welt des lauten Haders erleben und uns auf uns selbst besinnen. Dieses Sich-absondern-Können ist ein Vorrecht seelisch Starker. Es darf nicht verwechselt werden mit Weltflucht, mit Ausweichen und Davonschleichen; es ist nur ein Aufatmen zu um so kräftigerem, zielbewußterem Zupacken. Denn wir verdanken solchem Rückzug auf unsere Burg den heute so selten gewordenen Blick fürs Ganze, für die Zusammenhänge.

Die führenden Menschen, namentlich die politischen Führer, nach denen das neue Deutschland lechzt, wachsen nur in einem wohlabgestimmten Wechsel zwischen dem Kampf in der großen Welt und dem Sich-Besinnen in der Einsamkeit. Nur so gewinnt der Mensch Sicherheit und Mut zum Urteilen und Bekennen, Mut zur Wahrheit, nur so wird er zum Charakter, zu einer kernhaften, aufrechten Persönlichkeit, die uns vor allem im Politischen nottut. Wir haben den Mut zur Selbstkritik verloren; die Gewaltpolitiker von gestern lenkten unseren mißbilligenden, hassenden Blick immer wieder nach a u ß e n. Und gingen wir einmal i n uns — wie eben in den Tagen nach der Revolution —, dann vergaßen wir unsere Würde gründlich bis zur Charakterlosigkeit. Da wirkt die Einsamkeit der Jugendburg ausgleichend heilsam.

Es steckt ja so tiefer Sinn in diesem Wort „f r e i deutsch", wenn man eben jetzt des bedauerlichen Umstandes gewahr wird, daß der Deutsche noch gar so wenig Kultur im Leibe hat, daß er in einer beinahe Instinkt gewordenen Sklavenseligkeit nach jenem alten patriarchalischen Knechtsverhältnis zurückstrebt. Auf nichts anderes segeln die Radikalisten von rechts und links zu; dort mit dem unverhüllten Wunsche nach Wiederherstellung alter „gottgewollter Abhängigkeiten", hier mit einem nach neuer Gewaltherrschaft schreienden Mangel an Selbstzucht, Mangel an volkswirtschaftlichem Denken.

Wer unsere Bewegung aus der Vogelschau betrachten könnte, müßte sich der Instinktsicherheit freuen, mit dem das Freideutschtum, dem Weg der lebendigen Entwicklung folgend, seiner Jugendburg als dem Inbegriff alles Abgeklärten, Zukunftverheißenden zustrebt. In ihr wachsen Kraft der Seele, Blick fürs Ganze, Stärke des Charakters, Mut und Hoffnung, die es noch einmal wagen werden, auf dieses Jahrhundert die Hand zu legen.

Walter Hammer.

Einst und jetzt.

Früher, da ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute.
Später traf ich auf der Weide
Außer mir noch mehre Kälber,
Und nun schätz ich, so zu sagen,
Erst mich selber.

Wilhelm Busch.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 8 2. Aprilheft 1919

Spartacus in der Jugendbewegung.

Hamburg, den 31. März 1919.

Zu den Aufgaben des „Vortrupp" gehört — als eine unter vielen, aber als eine wichtige — auch die Beschäftigung mit der Jugendbewegung. Insbesondere zu demjenigen Unterteile des bürgerlichen Teiles der Jugendbewegung, der, seit dem Oktoberfeste 1913 auf dem Hohen Meißner, unter dem Namen „Freideutsche Jugend" bekannt geworden ist, haben sich für den „Vortrupp" wiederholt Beziehungen ergeben. Solche Beziehungen sind zum Beispiel zum Ausdruck gekommen in meinem Leitaufsatze „Freideutsche Zukunft" in Nr. 19 des Jahrganges 1913 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 24), in ferneren Aufsätzen teils von mir, teils von Andern in den Nummern 21—23 von 1913, in eingehenden Besprechungen auf dem ersten Deutschen Vortrupp-Tage zu Leipzig vom Juni 1914 (der Bericht ist unter dem Titel „Auf Fichtes Bahnen" im Vortrupp-Verlage erschienen), sowie in Walter Hammers Aufsatz „Werdet Führer Eurem Volke" in Nr. 14 von 1918 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 49). Und neuerdings haben wir, wie unsre Leser wissen, Herrn Walter Hammer, als einem der ersten Wortführer derjenigen Richtung in der „Freideutschen Jugend", die uns in Anschauungen und Zielen verwandt ist, in jeder Nummer des „Vortrupp" zwei Doppelseiten, als ein besonderes Organ dieser Richtung in der „Freideutschen Jugend", unter dem Namen „Der Hohe Meißner", eingeräumt.

Dabei hat es von jeher innerhalb der Jugendbewegung, und insbesondre innerhalb der „Freideutschen Jugend", auch Richtungen gegeben, die wir sehr entschieden bekämpft haben. Anfänglich waren das namentlich Unklarheiten, die hinter großen Worten Mangel an wirklichen Gedanken und Zielen zu verbergen suchten; davon ist besonders auf dem Vortrupp-Tage in Leipzig gesprochen worden, man kann Das in dem eben genannten Berichte über diese Tagung eingehend nachlesen. Während des Krieges ließen sich dann weiter einige Gruppen der „Freideutschen" in den Dienst „alldeutscher" Kriegspolitik ziehen, haben somit, soweit ihre Kräfte reichten, an der Verhinderung rechtzeitigen Friedensschlusses mitgewirkt und sind dadurch Mitveranlasser von Deutschlands Unglück geworden; daß wir zwischen diesen und uns einen möglichst dicken Trennungsstrich ziehen, ist selbstver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständlich. Seit der Revolution aber kommt nun noch eine dritte Gruppe hinzu: In einem Teile der Jugendbewegung, und zwar gerade der „Freideutschen Jugend", hat der Spartacismus Fuß gefaßt. Damit will ich mich heute beschäftigen. Und zwar will ich zunächst feststellen, was Spartacismus ist. Und dann will ich darstellen, wie sich der fragliche Teil der Jugendbewegung zu ihm stellt, und was dazu zu sagen ist.

Was ist Spartacismus? Seinen Namen trägt er ja von dem römischen Sklaven Spartacus, der im letzten Jahrhundert der römischen Republik Führer eines großen aber mißglückten Sklavenaufstandes war; mit dessen Namen pflegte Liebknecht politische Aufsätze zu zeichnen, und so wurde der Name in Deutschland als politische Marke eingeführt. Die Sache stammt aus Rußland, wo sie Bolschewismus heißt; Bolschewismus und Spartacismus sind dasselbe. Was die Sache ist, das ergibt sich am schnellsten und einfachsten aus einer Erklärung des Führers der russischen Bolschewisten (und der Bolschewisten in der ganzen Welt), Lenin; einer Erklärung, die, um dem Gegner Gelegenheit zu geben, seinen Standpunkt mit seinen eigenen Worten darzustellen, der mehrheitssozialistische „Vorwärts" in der zweiten Beilage seiner Nummer vom 25. Oktober 1918 abgedruckt hat: Nach dieser Erklärung Lenins, der ja zweifellos das beste Recht und die beste Fähigkeit hat, festzustellen, was Bolschewismus ist, ist dieser „eine Maschine zur Unterdrückung des Bürgertums (Lenin sagt: der Bourgeoisie) durch das Proletariat". Diese Maschine arbeitet insbesondere so, daß sie den Angehörigen des Bürgertums die Häuser, die Druckereien und das Papier wegnimmt. Lenin erklärt von dieser Maschine, die er auch die „Proletarierdemokratie" nennt, daß sie, die die Angehörigen des Bürgertums ja unterdrücken wolle, nicht heuchle, und ihnen deshalb „keine Freiheit und Demokratie verspreche". — Lenins Kollege Trotzki hat am 18. März 1919 in Moskau als den Weg zur Erreichung dieses Zieles die „mitleidlose Anwendung vom Feuer und Schwert" bezeichnet. — In Deutschland denken die Führer dieser Richtung (was ja übrigens selbstverständlich ist) genau so: Als im Februar 1919 im Arbeiterrat von Gelsenkirchen ein Mehrheitssozialist die Anfrage stellte, wie sich die Spartacisten die von ihnen gewollte Umwälzung dächten, erklärte deren dortiger Führer Schumacher: „Wir wollen, daß die Zustände schlimmer werden, als in Rußland. Die Betriebe sollen betriebsunfähig gemacht werden, wenn die Bevölkerung halb verhungert ist, dann wollen wir auf den Trümmern neu aufbauen." Auch der Raub der Druckereien und des Druckpapiers wird von den Spartacisten Deutschlands ausdrücklich als Kampfmittel gefordert: So schrieb die spartacistische „Bergische Arbeiterstimme"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Solingen: „Wir müssen uns in den Besitz dieser gegnerischen Zeitungen setzen, sie in unsre Hand bringen und in diesen bisher gegnerischen Zeitungen einfach unsre Politik machen." In München erklärte am 25. Februar das (aus Rußland eingeführte) bolschewistische Zentralratsmitglied Dr. Levien: „Die Bürgerlichen brauchen überhaupt keine Freiheit." — In Chemnitz und Pirna haben Spartacistenführer (in Chemnitz Rost, in Pirna Kimmich) Anfang März 1919 zum systematischen Eidbruche aufgefordert: Ihre Gesinnungsgenossen treten nämlich mehrfach freiwillig in die Sicherheitstruppe der Regierung ein; dort kann nur eintreten, wer der Regierung des Freistaates Sachsen für die Dauer seiner Zugehörigkeit zur Sicherheitstruppe unbedingten Gehorsam schwört. Vor der Eidesleistung wird ausdrücklich aufgefordert, wer den Eid nicht mit gutem Gewissen leisten könne, solle ihn unterlassen. Die genannten Spartacistenführer haben aber erklärt: „Den Eid kann man ruhig leisten, denn damit braucht man es ja nicht genau zu nehmen!" und: „Was die Vereidigung der Sicherheitstruppen anbetrifft, so will das Generalkommando auf die nicht verzichten. Infolgedessen empfehlen wir, die geforderte Verpflichtung ruhig einzugehen, denn damit ist ja noch nicht gesagt, daß ein derartiger Eid gehalten zu werden braucht. Im Gegenteil! Ich setze das Vertrauen in die Soldaten, daß sie gegebenenfalls von ganz allein das Richtige zu finden und danach zu handeln wissen." — Wer noch Einzelheiten wünscht, der lese das seit dem 30. Dezember 1918 vorliegende — durchaus auf den vorstehend dargelegten Gedankeninhalt eingestellte — Programm des Spartacusbundes*). Besonders interessant scheinen mir darin die folgenden Forderungen: Daß nicht nur sämtliche Offiziere, sämtliche nichtproletarischen Soldaten sowie alle „Angehörigen der herrschenden Klassen" sofort entwaffnet werden sollen, sondern auch die — — gesamte Polizei. Daß ferner die „Annullierung sämtlicher Kriegsanleihen" verlangt wird (von einer „bestimmten Höhe" an, wie man vorsichtig hinzusetzt). Dann, daß die Spartacisten auch den sechsstündigen Höchstarbeitstag fordern (unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen!). Und die Konstruktion der Maschine, durch die, wie gesagt, das Bürgertum unterdrückt werden soll, soll so aussehen: Politische Rechte hat nur noch die „proletarische Masse": sie herrscht „von der obersten Spitze des Staates bis zur kleinsten Gemeinde" durch die nur von ihr zu wählenden „Arbeiter- und Soldatenräte", deren Maßstab bei der Beurteilung der staatlichen Bedürfnisse das „eigene Klasseninteresse" (also nicht das Gemeinwohl!) zu sein hat. Der Zweck der Übung

*) Mir liegt es vor in der Schrift „Das Spartacusprogramm in Wiedergabe und Widerlegung", herausgegeben von der Deutschen Lese E. V. zur Verbreitung guter Schriften, Berlin SW., 11, Bernburgerstr. 24—25, Verlag von H. Bousset, Berlin SW. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird schwungvoll dahin umschrieben, daß „die millionenköpfige Proletariermasse die ganze Staatsgewalt mit ihrer schwieligen Faust ergreift, um sie, wie der Gott Thor seinen Hammer, den herrschenden Klassen aufs Haupt zu schmettern". Und dementsprechend endet auch das ganze Programm mit den Worten „Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust!"

In der Praxis haben die Spartacisten diese Methode in Deutschland bisher folgendermaßen ausgeübt:

Der Raub der gegnerischen Zeitungen und ihre Umwandlung zu dem Zwecke, die Gegner mundtot zu machen, ist vor unser aller Augen ausgeführt worden, wo immer die Spartacisten die dafür genügende Macht erwischen konnten. So ging es den „Düsseldorfer Nachrichten", die dann als „Rote Fahne" vom Niederrhein erscheinen mußten, und so ging es ganz offenkundig überall, wo es sich machen ließ. Manchmal (so in München) begnügte man sich damit, die gegnerischen Zeitungen zu zwingen, spartacistische Artikel zu bringen.

In Nürnberg waren verschiedene Personen auf Grund richterlichen Haftbefehls verhaftet worden, weil sie die Intendantur um Wein, Schnaps und Zucker im Werte von rund fünfzigtausend Mark betrogen und das ertrogene Gut zu Wucherpreisen verkauft hatten. Am Sonntag den 16. Februar 1919 befreiten dreizehn Spartacisten, von denen zwölf bewaffnet waren, die Häftlinge aus dem Untersuchungsgefängnis. — Der Ermittlungsrichter, C. Sachs mit Namen, mußte sich in dem Nürnberger Organ der Mehrheitssozialisten beschwerdeführend an das Volk wenden.

Bei den letzten Unruhen in Berlin haben — b e v o r der Belagerungszustand verhängt wurde — bereits Plünderungen in Höhe von rund 40 Millionen Mark stattgefunden.

Der Oberstleutnant v. Klueber hatte sich dadurch sehr verdient gemacht, daß er, im Auftrage der Reichsregierung, die militärischen Maßnahmen zum Schutze der Nationalversammlung in und um Weimar mustergültig getroffen hatte. Bei den großen Unruhen in Halle war er auch dort in seinem militärischen Berufe tätig. Er fiel in die Hand der Spartacisten: sie schlugen ihn zunächst nieder, warfen ihn dann in die Saale, hackten ihm, als er ans Ufer schwamm und sich dort festzuklammern suchte, beide Hände ab, und als er dann mit den Armstümpfen doch noch weiter schwamm, erschossen sie ihn. — Bei den letzten Unruhen in Berlin sind von dem Abgeordneten der Nationalversammlung Hollmann die folgenden Vorgänge in einer Entfernung von zehn Schritt genau beobachtet worden: Eine große Menge, an deren Spitze sich bewaffnete Spartacisten befanden, hat einen schwer verwundeten Regierungssoldaten unaufhörlich geschlagen, gestoßen und mit Fußtritten bear-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitet; als dann dieser Soldat anscheinend den Führer der Menge um sein Leben anflehte, wurde er zu Boden geworfen und erhielt zwei kräftige Kolbenschläge auf die Schulter und auf den Hinterkopf, so daß er eine neue klaffende Wunde davontrug. Darauf wurde er an ein Holztor gestellt und kurzerhand erschossen. Dieser Vorfall hat sich noch bei fünf andern Regierungssoldaten wiederholt. Der Abgeordnete Hollmann hat seinem Bericht über dieses Erlebnis noch hinzugefügt, er habe im Felde die erbittertsten Kämpfe mitgemacht, besonders in den Argonnen, aber etwas derartig Brutales sei ihm im Felde niemals vorgekommen. Er hat dann weiter berichtet, es sei im Rummelsburger Krankenhause ein Vizefeldwebel der Regierungstruppen eingeliefert worden, der, als er — unbewaffnet — seinen Kameraden Essen habe bringen wollen, von drei Spartacisten überfallen worden und im Rücken und am Gesäß mit derartigen Messerstichen bearbeitet worden sei, wie sie nach dem Zeugnis des ihn jetzt behandelnden Arztes sonst kaum vorkommen. — Bei den Vorgängen in Lichtenberg während derselben Berliner Unruhen haben die Spartacisten einen der von ihnen gefangenen höheren Polizeibeamten an die Wand gestellt und ihm gesagt, jetzt werde er erschossen; dann aber ließen sie ihn los, wiederholten jedoch dieses Manöver nach Ablauf einer Stunde zum zweiten Male und nach Verlauf einer weiteren Stunde zum dritten Male. Ich hebe ausdrücklich hervor, daß Dies eine der spartacistischen Scheußlichkeiten in Lichtenberg ist, die sich auch nach Abzug der ersten übertriebenen Schreckensmeldungen als unbestreitbar erwiesen haben; der Preußische Ministerpräsident Hirsch hat diese Sache am 17. März in der Preußischen Landesversammlung bekannt gegeben. — Beim Beginn der Berliner Unruhen hat ein Anwohner des Alexanderplatzes unter anderm den folgenden Vorfall beobachtet, den er im „Vorwärts" (vom 19. März 1919, Beilage) der Öffentlichkeit übergeben hat: Gegen 11 Uhr vormittags kam eine offene Droschke mit einem Offizier über den genannten Platz gefahren. In wenigen Sekunden war der Wagen von einer Menge umringt, die sich wie wahnsinnig gebärdete. Einige Soldaten stürzten sich auf den Offizier, rissen ihm die Achselstücke ab, und versuchten, ihn aus dem Wagen zu zerren. Dann half ihnen die Menge dabei, indem sie den Offizier unter Flüchen und Verwünschungen von hinten mit unzähligen Fäusten und Stöcken bearbeitete, bis sie ihn aus dem Wagen gezwungen hatte. Man stieß den Unglücklichen vor sich her, Messer blitzten in der Luft und alles hieb auf ihn ein, bis er niederstürzte und unter den Füßen der Menge verschwand. — Die den Spartacisten sehr wohl gesinnte „Leipziger Volkszeitung" berichtet gelegentlich des Einzuges der Regierungstruppen in Halle ganz harmlos: „Ein Auto mit zwei Offizieren [der Regierungstruppen] wurde umgestürzt. Die Insassen, die berüchtigten Offiziere Hirsch und Schmidt vom Artillerieregiment ...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden von der Menge gelyncht. Hirsch wurde in die Saale geworfen und ertrank. Schmidt ist es später gelungen, zu entwischen." —

Eine Musterkarte so ziemlich all dieser Waffen aus dem spartacistischen Arsenal bot der große spartacistische Streik im rheinisch-westfälischen Industriegebiet: Die blühende Stadt Düsseldorf brachten die Spartacisten in knapp sechs Wochen an den Bettelstab. Sie setzten dort einen sogenannten Oberbürgermeister ein, Schmidtgen mit Namen, der verlangte zum Beispiel vom Stadtkassierer einfach 200 000 Mark und ließ ihn so lange mit Maschinengewehren bedrohen, bis er 125 000 Mark herausgab. Unter dem Vorwande, „sozialisieren" zu wollen, ließ er den Hochwald des Grafen Spee in Rattingen einfach abholzen. Andre Spartacisten ahmten ihm nach. — Am 11. Februar begaben sich in Mülheim drei spartacistische Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrates in die dortige Reichsbankstelle und erpreßten, durch Bedrohung mit Revolvern, von den Bankbeamten 74 600 Mark für die spartacistische Sicherheitskompanie. — Am 24. Februar verhinderten wiederum in Düsseldorf die Spartacisten gewaltsam die Stadtverordnetenwahlen: Nach Schluß der Wahlhandlungen drangen ihre bewaffneten Banden in die Wahllokale ein, trieben die noch anwesenden Wähler hinaus und zertrümmerten die Wahlurnen; die Stimmzettel und die Wählerlisten warfen sie auf die Straße und verbrannten sie dort. — Als die Deutsch-Demokratische Partei in Düsseldorf einen öffentlichen Umzug machte, schossen die Spartacisten plötzlich mit Maschinengewehren in diesen Umzug hinein, wobei 14 Menschen getötet wurden. — In Bottrop war bei den Abwehrkämpfen gegen die Spartacisten ein Polizeikommissar schwer verwundet ins Krankenhaus gebracht worden. Eine Bande von Spartacisten holte ihn heraus, schleppte ihn auf den Friedhof und erschoß ihn dort unter dem Rufe „Hier gehörst Du her, Du Lump". Ferner hatten sie in Bottrop 40 Mitglieder der Sicherheitswehr gefangen genommen, die haben sie dann wie eine Herde Vieh zu Fuß von Bottrop nach Sterkrade getrieben, wobei die Getriebenen die Hände hochhalten mußten; wer die Hände sinken ließ, bekam Kolbenschläge. In Ickern bei Bottrop drang während eines Brandes eine Bande von Spartacusleuten in eine Wohnung ein, riß dort ein Kind der Familie buchstäblich in Stücke, und schleuderte ein andres Kind aus dem Fenster; Gesinnungsgenossen schlugen dort einen Obersteiger mit einer mit Nägeln beschlagenen Waffe so lange, bis er tot war. — Die Spartacisten und ihre Anhänger machten in diesem rheinisch-westfälischen Industriegebiet von den Bergarbeitern im ganzen 5% aus; sie zwangen aber die übrigen 95% zum Streik. Den Arbeitswilligen drohten sie die Strafe des Erschießens an. — 500 Bergarbeitern, die nicht aufhören wollten zu arbeiten, drohten sie die Luftzufuhr abzuschneiden. — Auf Zeche „Fritz" in Altenessen arbeitete am Freitag den 21. Februar 1919 eine

Belegschaft von 600 Bergleuten unten im Kohlenschacht. Da drang nachmittags eine Bande von 200 Spartacisten gewaltsam auf den Zechenplatz. Und während ein Teil dieser Bande das Magazin stürmte und raubte, was dort zu holen war, stieg ein andrer Trupp derselben Bande den Förderturm hinauf und zog die Förderkörbe hoch, so daß den 600 unten im Schacht arbeitenden Bergleuten die Ausfahrt abgeschnitten war. Dann stürzten sie noch beladene Wagen in den Förderschacht, die ihn zertrümmerten, so daß er für vierzehn Tage unbrauchbar wurde. Die unten eingeschlossenen Bergleute haben sich schließlich dadurch retten können, daß ein Durchschlag nach einem andern Schacht vorhanden war; die Spartacisten haben allerdings versucht, auch an der Ausfahrt dieses andern Schachtes die Förderanlage zu ruinieren, aber das ist ihnen offenbar nicht ausreichend gelungen. — Nach dem Abbruch des spartacistischen Generalstreiks in diesem Gebiete erließen denn auch alle vier Bergarbeiter-Verbände des Gebietes einen Aufruf, worin es hieß: „Los von den Spartacusmordbrennern! ... Die Morde in Dorsten, die Schandtaten in Bottrop zeigen, wo die Bergarbeiterschaft hingeführt wird: Durch Mord und Brand in Not und Elend."

All Dies ist nur ein Ausschnitt aus dem gesamten vorliegenden Material, das ebenso ungeheuer wie ungeheuerlich ist. Aber auch dieser bloße Ausschnitt zeigt schon, wie treu die Spartacisten überall da, wo sie die Macht zu haben glauben, den Schlußsatz ihres Programms befolgen: „Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust!" Und wie ungemein wertvoll die — diesem programmatischen Bekenntnis widersprechende — andre Stelle des Programms ist, wo von der spartacistischen Revolution behauptet wird: sie „bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie haßt und verabscheut den Meuchelmord".

Übrigens ist zu bemerken, daß es im wirklichen Leben durchaus unmöglich ist, zwischen den Spartacisten (Bolschewisten) und den „Unabhängigen Sozialdemokraten" eine erkennbare Scheidelinie zu ziehen. Ganz besonders der Generalstreik in Berlin hat die „Unabhängige Sozialdemokratie" in engster Verbindung mit den Spartacisten gezeigt. Gerade die „Unabhängigen Sozialdemokraten" im Groß-Berliner Arbeiterrat sind es gewesen, die den Antrag gestellt haben, den Streik auch auf die Versorgung Berlins mit Elektrizität, Gas und Wasser auszudehnen. Was es für das Leben und die Gesundheit der Bevölkerung der Millionenstadt bedeutet hätte, wenn zu all den andern Wirren des Generalstreiks und der Straßenkämpfe noch Durst, Lichtlosigkeit und für eine gewaltige Anzahl von Familien die Unmöglichkeit, zu kochen, hinzugekommen wäre, ist nicht auszudenken. Es ist das Verdienst der Mehrheitssozialisten, diesen Anschlag auf das Leben Berlins vernichtet zu haben. Wie sehr sich die „Unabhängigen Sozialdemokraten" mit den Spartacisten zusammengehörig fühlen, beweist weiter ihr Verhalten während der Rede des Reichswehrministers

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noske in der Nationalversammlung am 13. März: Noske las damals der Nationalversammlung all die Hetzereien spartacistischer Organe vor, die den Aufstand in Berlin hervorgerufen haben, all die darin enthaltenen wilden Schimpfereien gegen die Regierung und gegen die Nationalversammlung. Je wüster die vorgelesenen Schimpfereien waren, desto lauter spendeten die „Unabhängigen Sozialdemokraten" in der Nationalversammlung ihnen Beifall, so daß Noske ausrief: „Sie hören, daß die Mitglieder der unabhängigen Fraktion dieses Hauses alle diese Gemeinheiten und Schamlosigkeiten sich zu eigen machen." Und in der Preußischen Landesversammlung haben am 17. März der Zentrumsabgeordnete Gronowski und der Deutsch-Demokrat Riedel dargelegt, wie sich bei den spartacistischen Gewalttaten, gelegentlich der Streiks im rheinisch-westfälischen Industriegebiet und in Berlin, im Einzelnen niemals unterscheiden läßt, ob die Täter eigentliche Spartacisten oder „Unabhängige Sozialdemokraten" waren. — Von den ungeheuer scharfen Worten, die der Preußische Justizminister Wolfgang Heine am 14. März 1919 über die volle Mitschuld der „Unabhängigen Sozialdemokraten" an den spartacistischen Scheußlichkeiten gesprochen hat, ist jedes einzelne Wort in all seiner Schärfe voll zu unterschreiben, besonders auch das Wort: „Sie haben kein Herz, sonst würden sie das Volk nicht in die Gewehre hineinjagen."

Der vom Spartacismus erfaßte Teil der Jugendbewegung, insbesondre der „Freideutschen Jugend", gibt sich ein Stelldichein in einem Organ, das sich „Politischer Rundbrief" nennt und von **Dr.** Karl Bittel in Karlsruhe herausgegeben wird*); dieser „Politische Rundbrief" ist daher geeignet, über das Denken und Wollen dieser Gruppe der Jugendbewegung zu unterrichten. Ganz besonders charakteristisch erscheinen mir der 26., 27. und 28. Rundbrief, die am 30. Januar, 6. Februar, 10. Februar 1919 herausgegeben sind. Aus diesen drei „Rundbriefen" benutze ich im Folgenden vier Artikel, von denen zwei im 26. Rundbrief stehn und je einer in den beiden andern Rundbriefen. Die Verfasser sind vier verschiedene Personen (der Herausgeber gehört nicht dazu); die Artikel sind aber — wie übrigens auch alles Andre, was, wenigstens neuerdings, in diesen „Rundbriefen" steht, — so durchaus aus einem einheitlichen Geiste entsprungen, daß sie als eine Einheit mit einem einheitlichen Gedankeninhalte angesehn werden können, den ich nun systematisch darstellen will**): Alle wörtlichen Anführungen setze ich dabei, wie üblich, in Anführungsstriche.

*) Ich bemerke ausdrücklich, daß es mir nicht klar geworden ist, ob der Herausgeber selbst die in dem „Politischen Rundbrief" veröffentlichten Meinungen teilt, oder ob er den Rundbrief nur herausgibt, weil er es für nützlich hält, daß diese Meinungen sich öffentlich aussprechen können.

**) Um eine Nachprüfung meiner Darstellung zu ermöglichen, weise ich darauf hin, daß man die bereits erschienenen Rundbriefe, für 30 Pfennige die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Grundlage des ganzen Gebäudes ist ein ungeheurer Haß gegen das Bürgertum: „Feind ist der Bürger in jeder Gestalt." Besonders verwerflich ist es, daß der Bürger „nach Ordnung ruft", ebenso, daß er „für baldige Festigung der Zustände ist". Beides tut der Bürger nämlich bösartigerweise deshalb, weil er „weiß, daß ... Ordnung im Verein mit der Trägheit der Materie ihm seine Welt erhalten kann". Nicht minder übel ist es, daß der Bürger „für die Kultur fürchtet und sie gegen den Proletarier zu verteidigen sucht"; denn warum tut der armselige Kerl das? Ja, „ihm erschöpft sich sein Leben und die Welt überhaupt in den Formen, die er kennt und für wertvoll hält". Dann ist der Bürger schwächlicherweise „gegen Blutvergießen". Wie darf er das? „Nachdem er es $4^1/_2$ Jahre lang ruhig hat geschehen lassen, ja, es noch gefördert hat." Der Bürger hat eine „Fratze", die „grinst über den neuen Sieg", wenn (was zugegeben wird) hundert Gelehrte wissenschaftlich genau beweisen, daß die Sozialisierung jetzt nur ganz beschränkt möglich ist. Und nun das Allerböseste: „Auch die Führer des Proletariats unterliegen dem Prozeß des Verfallens an die bürgerliche Welt in dem Maße, wie sie einen Platz und eine Bindung in ihr finden. In tausend Maskierungen erscheint so der Bürger auch in den Bezirken des ‚Sozialismus'. Die Vermummungen sind raffiniert und können uns mit ihrem treuherzigen und glaubwürdigen Auftreten schaudern machen vor dem perfiden Mechanismus des Unbewußten." — „Freideutsche Weltanschauung" ist „Bürgeridealismus", es ist „Gift und Tod", wenn man den „jetzt in die Tagespolitik trägt". — — Ja, nun sind aber diese Mitglieder der Jugendbewegung*) doch selbst Bürgerliche. Böse Sache! „Sieh", so heißt es, „mir sind jetzt die Augen aufgegangen über das große Unrecht, in das ich schon mit meiner Geburt als Mitglied der bürgerlichen Klasse verstrickt bin." Was ist dabei zu tun? Ja, „wir sind Bürger" und es ist sogar zu verlangen, daß wir das „klar sehen", ja, „unsre Daseinsformen und -Äußerungen alle bis tief hinab, fast bis an die Quellen unsres Lebens, sind die der bürgerlichen Welt". Da bleibt eben nichts übrig als „uns bis in die letzten Tiefen klar davon loszusagen". „Aufgabe unsrer ganzen Welt mit Haut und Haar, wahrscheinlich auch unsrer selbst, das ist, was wir Bürgerlichen zu tun haben." Diese Aufgabe „auch unsrer selbst" ist nämlich ein Ding, um das trotz der „Aufgabe unsrer ganzen Welt mit Haut und Haar" wahrscheinlich nicht herumzukommen sein wird: „Denn wenn es uns auch gelingt, uns ganz der Welt, deren Träger jetzt das Proletariat ist, zu öffnen,

---

Nummer, nachbestellen kann bei E. Meder, Karlsruhe, Gartenstadt, Asternweg 52, Postscheck-Konto: 17124 Karlsruhe.

*) Übrigens teilweise Herren und Damen, die hoch im dritten, ja die sogar manchmal schon im vierten Jahrzehnt des Lebens stehn, und teilweise auch verheiratet sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so bekommen wir dadurch doch einen Knick in unser Leben und dafür werden wir büßen müssen, so oder so." Die Gewissensfrage, die diese Art von Mitgliedern der Jugendbewegung einander vorlegen, lautet dementsprechend so: „Bist Du entschieden, klar entschieden für das Proletariat gegen die bürgerliche Welt, gegen sie mit Haut und Haar!—?"

Dieser Haß gegen das Bürgertum wird noch vermehrt durch die Entrüstung über das „was die Bürgerpresse sich über die Unabhängigen und Spartacisten zusammengelogen hat", und was „so ungeheuerlich ist, daß hier von einer bona fides nicht mehr die Rede sein kann". (Merkwürdig, daß die „Bürgerpresse" solches Lügen für nötig gehalten hat! Man sollte meinen, daß die schlichten Tatsachen des Programms und der Methoden der Spartacisten, und auch der „Unabhängigen", wovon man oben auf den Seiten 228 bis 232 einen kleinen Ausschnitt findet, für die taktischen Zwecke der „Bürgerpresse" durchaus genügt hätten. Aber das Bürgertum ist eben offenbar zu allen seinen übrigen Scheußlichkeiten auch noch geradezu strafbar dumm!). Man selbst baut auf dem Hasse gegen das Bürgertum eine desto inbrünstigere Anbetung des spartacistischen Gewaltideals auf: Man will „mitarbeiten an der Vorbereitung und Festigung der zweiten, der eigentlichen Revolution". „Es gibt nur den einen Weg, die Produktionsmittel müssen gewaltsam enteignet werden", wozu das „Proletariat" „prädestiniert" ist. Man verlangt voneinander, daß man bereit sei, diesen „Sieg der Revolution des Proletariats" „mit allen Mitteln" herbeizuführen. Man ist sich durchaus bewußt, daß es zu diesem Siege der Anwendung „äußerster Gewalt" bedarf. Aber wenn einen von den Trägern dieser Art Jugendbewegung „der Begriff ‚Gewalt' zum Scheuen bringen" würde, so wären das „sentimentale Hemmungen". „Bürgerkrieg" — so sagt einer von ihnen wörtlich zum andern, „Dein Bürgerherz zittert, Deine Bürgerseele ist voll Abscheu, Dein Bürgergewissen sträubt sich: ja, ja, meines auch. Immer noch. Automatisch. Aber es geht mich nichts mehr an. Und Dich? — —" Es gibt gegen die Anwendung von Gewalt überhaupt auch „gar kein stichhaltiges Argument". Man kann gegen die Anwendung der Gewalt nur da etwas haben, wo sie „unsittlich" ist. Und das ist sie überall da, wo sie „zur Aufrechterhaltung von Sklaverei und Unterdrückung in irgendeinem Sinne dienen soll". Wo die Gewalt dagegen angewendet wird „zur Befreiung der Menschen aus Sklaverei und Unterdrückung", da ist sie „sehr wohl zu rechtfertigen". Da „verlangt" geradezu „die Vernunft die Anwendung der Gewalt, um der Unvernunft zu wehren". Und wer entscheidet denn nun darüber, ob die Anwendung der Gewalt im einzelnen Falle „zu rechtfertigen" oder aber „unsittlich" ist? Törichte Frage! Natürlich die Spartacisten selbst. Man wende ja nicht ein, daß die doch nur eine ganz winzige Minderheit selbst innerhalb der Arbeiterschaft dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellen, daß sie zum Beispiel (wie schon oben hervorgehoben) im rheinisch-westfälischen Industriegebiet nur 5% der Arbeiter ausmachten. Das wäre ja eine demokratische Auffassung und — „der Bürger ist für Demokratie". Zwar, wenn es gegen das üble Bürgertum selbst geht, dann ist eines von dessen Hauptverbrechen die „Unterdrückung der Mehrheit eines Volkes durch die kleine Minderheit". Aber wenn es sich um die Rechtfertigung der Spartacisten handelt, dann wäre die Anwendung dieses Gesichtspunktes höchst frevelhaft, dann muß vielmehr (wörtlich) gefragt werden „ob die Mehrheit notwendig bessere Einsicht besitzt als die Minderheit". Und „ob auf dem Gebiete der Kunst — schöpferische Politik ist Kunst — über die Gestaltung des Kunstwerks überhaupt eine Mehrheit entscheiden kann". — — Da infolgedessen die Spartacisten die erste und einzige Instanz sind, die zu bestimmen hat, welche Gewalt sittlich ist und welche unsittlich, so ergibt sich ohne weiteres, daß die sittliche Gewalt eben unter allen Umständen die ist, die die Spartacisten anwenden, und die unsittliche Gewalt die, mit der es jemandem einfallen sollte, sich gegen die Spartacisten zu wehren. So kennt ja zwar zum Beispiel jedermann die Tatsache, daß Karl Liebknecht vor Beginn des von ihm veranstalteten Putsches, in dessen Verlaufe er dann umkam, denen, die ihm entgegenhielten, wie viel Blut sein Vorhaben wieder kosten werde, kalt erwidert hat: „Hier entscheiden nicht Gefühle, sondern politische Tatsachen"; aber es wäre höchst verkehrt, daraus diejenigen Folgerungen zu ziehen, die natürlich logisch wären, wenn es sich hier nicht um einen Putsch von Spartacisten handelte. H i e r muß man vielmehr folgern, daß das „Bürgertum" „den Spartacisten die Waffen in die Hand gezwungen hat". Zumal bei Liebknecht (und ebenso bei Rosa Luxemburg) „eine starke Kraft der Liebe" zu „spüren" ist (wie sie ja zweifellos aus dem soeben widergegebenen Ausspruche Liebknechts so warm herausleuchtet). Und deshalb ist, wenn Liebknecht und Rosa Luxemburg, nachdem sie selbst mit kältestem Blute proklamiert haben, daß zwischen ihnen und den andersgesinnten Bürgern des Deutschen Reiches kein Gesetz mehr entscheiden solle, sondern nur noch die nackte Gewalt, und wenn dann sie selbst von der von ihnen mit kältestem Blute entfesselten Gewalt verschlungen werden, — deshalb ist dann von Liebknecht und Rosa Luxemburg zu sagen, daß „der wiederauflebende Militarismus wie ein wildes Tier die Vorkämpfer des Sozialismus [!] zerriß", und daß „der Kapitalismus diesen Mord mitverübte und nun beschönigt und entschuldigt"*). Der Spartacist ist eben immer der

*) Es versteht sich von selbst, daß wir, die wir auf dem Standpunkte des Ordnungsstaates stehen — gleichgültig, ob des bürgerlichen, wie zum Beispiel ich selbst, oder des mehrheitssozialistischen — die Tötung der Rosa Luxemburg nach ihrer Gefangennahme für eine strafbare Handlung halten müssen. Denn wenn auch Rosa Luxemburg ihren Willen klar dahin gezeigt und vielfach in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Unterdrückte, der sich durch Gewalt zu retten sucht". Er, der Arme, steht immer „Mächten gegenüber, die, blind oder brutal einen langsam aber sicher zu töten versuchen". — — Und wenn nun jemand einwendet, „es hätten sich viele Verbrecher, die in den Tagen der Revolution befreit worden sind, der [spartacistischen] Bewegung angeschlossen, weil sie aus selbstsüchtigen Gründen ein Chaos herbeiwünschen"? Und wenn dem so Fragenden diese Gemeinschaft zunächst nicht anmutend erscheint? Dann ist einem derartig Vorurteilsvollen „immer wieder zu raten, sich aus den bürgerlichen Begriffsbestimmungen und Gedankengängen freizumachen". „Ich fühle", so belehrt man ihn über diese „Menschen, die die bürgerliche Gesellschaft ‚Verbrecher' nennt und ins Zuchthaus steckt", — „ich fühle die Schuld der Gesellschaft gegenüber diesen Menschen so heiß und brennend in meinem Herzen, daß ich froh bin, vielleicht jetzt einen Teil davon wieder gut machen zu können, dadurch, daß ich Seite an Seite mit diesen ‚Verbrechern' für die Umgestaltung der Gesellschaft kämpfen werde"

Übrigens findet man für diese Anbetung der spartacistischen Gewalttheorie noch eine weitere Rechtfertigung in dem vorangegangenen Kriege. „Was kann uns noch schrecken nach solchem Kriege!" Zumal ja, nämlich seit den Enthüllungen des (so ungemein kritischen!) Eisner „f e s t s t e h t, daß unsre Regierung den Krieg gewollt und entfesselt hat, weil sie den Augenblick für günstig hielt, und an die Möglichkeit, alle Nachbarn niederzuwerfen und zu vergewaltigen, glaubte". Und, wie bereits bemerkt, der scheußliche „Bürger" hat ja

---

Tat umgesetzt hatte, daß das Gesetz zerrissen und das Leben des politischen Gegners vogelfrei sein solle, so kann der Ordnungsstaat seinerseits diesen Standpunkt eben nicht annehmen: Er ist vielmehr seinem Wesen nach gezwungen, auch Rosa Luxemburg noch als unter dem Schutze derselben Gesetze stehend anzusehen, die sie zerreißt wo sie kann. Soweit ich es beurteilen kann, liegt „Todschlag" vor. (Allerdings müßte ein gerechter Richter dem Täter meines Erachtens sehr erhebliche „mildernde Umstände" zubilligen; weil nämlich ein nicht juristisch geschulter Verstand, wie der Täter vermutlich einen hat, die, tatsächlich vorliegende, staatliche Notwendigkeit, das Leben auch eines solchen Menschen zu schützen, der das Leben seiner Staatsgenossen nicht nur programmatisch bedroht sondern unaufhörlich und erbarmungslos vernichtet, nicht begreift.) Selbstverständlich wäre auch die Wache der Rosa Luxemburg strafbar, wenn diese Wache fahrlässig gehandelt haben sollte. — Aber s o steht die Sache nur vom Standpunkte des Ordnungsstaates aus; der Spartacist, der die Ordnung dieses Ordnungsstaates ja eben zerstören will, d e r hat doch, weiß Gott, kein Recht, sich zu beklagen, wenn Rosa Luxemburg bei dem Versuche, diese Ordnung einzureißen, von stürzenden Trümmern erschlagen wird. — Was Liebknecht angeht, so scheint ja nach Allem, was vorliegt, gar kein Zweifel sogar daran zu bestehen, daß Liebknecht von seiner militärischen Wache erschossen worden ist, als er ihr, die ihn, mitten in seinem offenkundigen Aufruhr, sachlich und formell zu recht verhaftet hatte, zu entfliehen versuchte. Jeder, der einen solchen Fluchtversuch aus der Gewalt einer militärischen Wache macht, weiß, daß sie bei schwerer Strafe v e r p f l i c h t e t ist, ihn niederzuschießen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses Blutvergießen die 4½ Jahre lang nicht nur „ruhig geschehen lassen", sondern es noch „gefördert".

Was dann von dieser spartacistischen Gewalt, wenn man sie sich ordentlich auswirken läßt, zu erwarten ist, das ist so eine Art Tausendjähriges Reich. Man muß ja niemals vergessen, daß in den Spartacisten „die Klasse der Entrechteten und Ausgebeuteten nicht für ihre Vorherrschaft kämpft, sondern für die Beseitigung jeder Klassenherrschaft", „daß man hier nur um unveräußerliche Menschenrechte kämpft". Woraus dann ja allerdings folgt, daß weder der Führer des Weltbolschewismus, Lenin, noch das offizielle Programm des Spartacusbundes, denen beiden, wie oben gezeigt, der Spartacismus oder Bolschewismus eine Maschine zur Unterdrückung des Bürgertums ist, eine Ahnung von dem Wesen der von ihnen vertretenen Sache haben. Ja, trotz aller brünstigen Anbetung des Gewaltideals: „Die Aufrechterhaltung einer Diktatur des Proletariats" [wie die Spartacisten sie wollen] ist „alles Andere", als eine „Vergewaltigungs-Diktatur": Wir haben ja schon gesehen, daß es frevelhaft wäre, auf diese Dinge die Gesetze der gemeinen — oder sagen wir schaudernd: bürgerlichen — Logik anwenden. — — Und dann: Es ist ja alles nur ein Übergang. Denn „sobald die Parasiten am Volkskörper", das sind also die scheußlichen „Bürger", „sich freiwillig untergeordnet haben oder gewaltsam beseitigt sind" — aber wie gesagt, es ist beileibe keine „Vergewaltigungs-Diktatur" —, dann gibt es nur noch die „eine Klasse der arbeitenden Menschen". (Der Bürger faulenzt bekanntlich den ganzen Tag.) Und die sind inzwischen durch den Einfluß der Diktatur alle „mündig" geworden und bekommen dann zur Belohnung eine „wirkliche Demokratie". Und daß dann, füge ich hinzu, die bisherigen Diktatoren ihre absolute Macht widerstandslos, ja mit Wonne, auf dem Altar dieser „wirklichen Demokratie" opfern werden, ist ja nach allen Gesetzen der Menschennatur selbstverständlich.

Nun verschließen sich die Träger dieser Art von Jugendbewegung nicht der Einsicht, daß es eine Anzahl Zurückgebliebener gibt, die infolge mangelhafter geistiger Veranlagung hinsichtlich des Eintretens dieses Tausendjährigen Reiches eine Anzahl Bedenken haben. Was von diesen Leuten selbst zu halten ist, darauf kommen wir noch. Über ihre Gegenargumente ist aber Dies zu sagen: Zunächst, wie schon einmal erwähnt, berufen sich diese Rückständigen darauf, daß in unsrer gegenwärtigen Wirtschaftslage „eine Sozialisierung nur ganz, ganz beschränkt möglich sei". Gerecht, wie die Träger der fraglichen Art von Jugendbewegung nun einmal sind, bestreiten sie das gar nicht, im Gegenteil, sie geben zu, daß das hundertmal mit „objektiver Wissenschaftlichkeit", „wissenschaftlich genau" bewiesen ist. Aber was will man denn damit? „Gewiß: setzen wir die Erhaltung bestimmter Werte voraus, so ist die Sozialisierung natürlich verhängnisvoll, aber diese ganzen Werte

sollen eben auch fort. Denn auch in ihnen steckt der Teufel." Was unzweifelhaft richtig ist, weil in den „Werten", die dann noch übrig bleiben, weder ein Teufel noch sonst irgend etwas Platz hat, und wenn er oder es sich auch noch so klein machen kann. — — Und wenn nun, so zagen jene Rückständigen weiter, die spartacistische Diktatur das Chaos heraufbeschwören würde, wenn unsre gesamte Wirtschaftsordnung aus den Fugen ginge, wenn eine Hungersnot dann unausbleiblich wäre? Ja, gewiß, antwortet ihnen so ein tüchtiger Vertreter dieser Art von Jugendbewegung, „ich leugne die Möglichkeit gar nicht ab, daß unser Weg vielleicht in ein Chaos führen kann! Der komplizierte Apparat unsres Wirtschaftslebens wird vielleicht versagen und die Städte werden infolge von Verkehrsschwierigkeiten nicht mehr ausreichend versorgt werden können". Aber, fügt er beruhigend hinzu, „wir dürfen nicht erschrecken, wenn ein kommendes Chaos (und Verkehrsschwierigkeiten) die Städte so in Mitleidenschaft zieht, daß es die zusammengepferchten Millionen dort gar nicht mehr aushalten können!" Im Gegenteil, „die Not wird zu ihrem Befreier werden". Nämlich so: „In Massen werden sie auswandern aufs Land und in weitgehender Innenkolonisation die ungenützten Landstriche und die unrationellen Ländereien der großen Güter bevölkern." Wie sie das machen werden, wo sie von Landwirtschaft weder etwas verstehen, noch körperlich für die von ihr geforderte schwere Arbeit geeignet sind? Nun, „Hunger wird sie zum Landbau treiben". Der Gedanke, daß beim Landbau zwischen Säen und Ernten immerhin eine ganze Anzahl von Monaten zu verstreichen pflegen, während das „Versagen des komplizierten Apparates unsres Wirtschaftslebens" die Millionen in den großen Städten so etwa innerhalb einiger Wochen (vielleicht sogar einiger Tage) vor den nackten Hunger stellen würde — dieser Gedanke wird nicht erwogen, wie ich vermute deshalb nicht, weil er wohl dem Gebiete der „bürgerlichen" Tatsachenkenntnis und Logik angehört. Dasselbe gilt von der Frage, wo all das Saatgut für all diese Millionen neuer Landbebauer herkommen soll (es ist bekanntlich schon jetzt knapp). Dagegen hat man allerdings die Sorge, daß unser „Boden nicht reichen könnte". Aber dann, so heißt es wörtlich (wirklich wörtlich): „finden alle gewiß reichlich Platz auf dem [Boden] des benachbarten russischen Brudervolkes". Daß die bäuerlichen Angehörigen dieses Brudervolkes die landgierigsten Geschöpfe sind, die auf dieser Erde leben, daß der verflossene Zarismus sie an dieser Landgier packte, um sie für den Krieg gegen Deutschland zu begeistern, indem er ihnen vormalte, wie schönes Land der einzelne russische Bauer in Ostpreußen usw. bekommen könne — wie wahrscheinlich es daher ist, daß diese Wesen ihre russischen Äcker gutwillig mit Deutschen teilen werden — das sind Dinge, um die sich vermutlich nur minderwertige Kerle wie zum Beispiel „Bürger" kümmern. — —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und übrigens, wenn es denn schließlich auch anders kommt, der Spartacismus führt ja doch, wie dargelegt, auf alle Fälle ins Tausendjährige Reich und deshalb (ich wiederhole, daß ich immer ganz wörtlich zitiere): „Was würde es besagen, wenn auf dem Wege zu unserem Ziel, dem Ziel der Befreiung einer ganzen Menschheit aus jahrhundertelanger Tyrannei, ein paar Jahre Hungersnot kämen, selbst Menschen Hungers sterben müßten?" Und überhaupt: „Wir dürfen uns vor den Schrecknissen eines Chaos nicht fürchten! Was kann uns noch schrecken nach solchem Kriege!"

Übrigens, was sind das überhaupt für Leute, die derartige Einwendungen machen? Was hat man von ihnen zu halten, von diesen „bedächtigen Entwicklungstheoretikern, die oft durch Mißerfolge im eigenen Leben skeptisch und pessimistisch geworden sind". Nun, es liegt doch einfach so, daß sie „den kühnen Flug der andern, der Gläubigen, die voller Hoffnung und Kraft sind, der eigentlichen Revolutionäre im Geblüt, nicht ohne Schwindelgefühl ansehen können und es vorziehen, den ‚festen Boden unter den Füßen' oder besser auf dem Bauche kriechend sich ihren Weg zu suchen". Das scheint mir eine sehr richtige Beurteilung: Wer zum Beispiel nicht an das „Platzfinden auf dem Boden des benachbarten russischen Brudervolkes" glaubt, oder wer findet, daß es doch immerhin Einiges „besagen" würde, wenn „ein paar Jahre Hungersnot kämen, selbst Menschen Hungers sterben müßten" — von so einem Kerl kann man mit Recht sagen, daß er „auf dem Bauche kriecht", ja, ich gehe noch weiter, ich glaube, man könnte ihn mit dem scheußlichsten Namen belegen, den es für die Träger dieser Art von Jugendbewegung gibt, man könnte ihn einen „Bürger" nennen. — — Natürlich darf man sich um solche Bauchkriecher nicht kümmern, es gilt vielmehr „unbelastet von den Erfahrungen der alten Menschen" zu bleiben und „ungehemmt" von deren „Historismus", zu deutsch: ungehemmt von dem, was die Geschichte jeden lehrt, der sich nicht künstlich taub und blind macht. Daß man dieses Programm der mangelnden Belastung und der mangelnden Hemmung getreulich zu erfüllen sucht, dafür, das muß ich durchaus zugeben, liefert so ziemlich alles im letztvorhergehenden Absatze von mir Berichtete einen vollen Beweis. Ohne diese Belastung und ohne diese Hemmung will man „als Stoßtrupp des Geistes das Gottesreich auf Erden erstreiten helfen" (wozu ich insbesondre wiederum den letztvorhergehenden Absatz zu vergleichen bitte, und vielleicht auch noch das auf den Seiten 228 bis 232 über die allgemeine spartacistische Praxis Gesagte). — — Wirklich, es ist nichts mehr los mit den „alten Menschen, die mit gewichtiger Miene sagen, daß sie im ‚Ernste des Lebens' stehen". Daher haben die Vertreter der fraglichen Art Jugendbewegung gewiß sehr recht, wenn sie „dem guten Engel ihrer Jugend, der Stimme ihres Innern vertrauen". (Diesem „guten Engel" kommt es, wie wir sehen, auf „ein paar Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hungersnot", und darauf, „daß selbst Menschen Hungers sterben müßten", nicht an, er scheint so eine ähnliche „starke Kraft der Liebe" zu besitzen, wie man sie an Rosa Luxemburg und Liebknecht „spürt". „Haben wir es nicht", so sagt einer dieser Jugendvertreter, „seit langem als unsre, der Jugend heiligste Aufgabe betrachtet, unsern Weg mit dem Willen zur absoluten Wahrheit zu gehen? ... Rücksichtslos dem Geiste zu folgen, selbst wo es unmöglich schien!" (Dieser „Geist" ist wohl ein naher Gesinnungsverwandter jenes „guten Engels".) Offenbar als Teil jener „absoluten Wahrheit" wird uns schließlich verkündet, daß „der Bolschewismus die umfassende Jugendbewegung der Völker" sei. „Dort sind meine Brüder!"

All Das spricht, so will mir scheinen, durchweg „für sich selbst". Zu ein paar Einzelheiten wäre noch dies zu sagen:

Anlangend den wilden Haß gegen das „Bürgertum", der zugestandenermaßen zugleich ein Selbsthaß ist, so kann man über Haßempfindungen nicht logisch diskutieren. Mir erscheint dieser Haß als eine der anfuggerierten Hysterien, in die man einen Teil (glücklicherweise nur einen Teil!) der Angehörigen unsrer Jugendbewegung erfahrungsmäßig ohne weiteres hineintreiben kann, wenn man den nötigen Brustton aufbringt: Wer über den verfügt, der erzeugt in diesen kritiklosen Seelen jeden positiven oder negativen Affekt, der ihm dienlich scheint, in jedem von ihm gewünschten Grade. Er kann haben was er will: tiefste Liebe für Tirpitz oder für Liebknecht, Begeisterung für die „Vaterlandspartei" oder für die „Unabhängige Sozialdemokratie", Haß oder Liebe für Angelsachsen, Juden, „Intellektuelle". Diesmal ist das Ergebnis der Suggestion nun der „Haß gegen das Bürgertum". — Dagegen scheint mir nichts weiter nötig, als die Feststellung, daß dieser Affekt in dieser Art Seelen genau so wertlos, kritiklos und (wie in den meisten Fällen die Zeit zeigen wird) wurzellos ist, wie es einer der genannten andern Affekte in denselben Seelen wäre. Und dazu kann man vielleicht noch, wenn man, wie ich, selbst durch und durch Bürger ist, die ruhige Betonung des Stolzes darauf, nebst kühler Ablehnung der mit jenem „Hasse" verbundenen Anbetung des Begriffes „Proletariat", fügen. Letzteres mit dem Hinweise darauf, daß kein ordentlicher deutscher Arbeiter, selbst wenn er politisch ganz radikal ist, daran denken würde, es sich gefallen zu lassen, wenn man ihn „Proletarier" nennen wollte. Daß vielmehr die einzige Verbindung, in der er von diesem Begriffe etwas wissen will, die Bezeichnung „Lumpenproletariat" für eine Sorte von Individuen ist, die er mit Recht kirchturmtief unter sich fühlt.

Unbeschreiblich oberflächlich — frevelhaft oberflächlich — ist es, wenn man sich zur Rechtfertigung der spartacistischen Gewalttheorie auf den vorangegangenen Krieg beruft: „Was kann uns noch schrecken

nach solchem Kriege!" Niemand kann gegen mich den Vorwurf erheben, daß ich ein Kriegsanbeter sei: Meine Arbeit für den Pazifismus, das ist für die Beseitigung der Anarchie zwischen den Staaten und damit auch für die Beseitigung des Krieges, der eine Folgeerscheinung jener Anarchie ist, meine Arbeit für den Völkerbund, liegt nicht nur seit Dezember 1916 in einer großen Reihe von Aufsätzen vor. Sondern bereits Anfang 1915, ja, schon im Juni 1914, habe ich mich klar zu diesen Gedanken bekannt. Ebenso offenkundig ist meine, schon hieraus sich ergebende, schärfste Gegnerschaft gegen die „Alldeutschen" (aller Länder) und ihr „Bekenntnis zum ewigen Kriege", wie es sich zum Beispiel der (verstorbene) geistige Führer der „Alldeutschen" bei uns, Professor Hasse, in der von ihm verfaßten alldeutschen Bibel „Deutsche Politik" zu eigen gemacht hat*). Aber wenn die Spartacisten, und ihre Schildträger in der Jugendbewegung, nun die Tatsache, daß es bis zum Juli 1914 noch nicht gelungen war, die Anarchie zwischen den Staaten zu beseitigen, zur Rechtfertigung dafür benutzen wollen, die Anarchie nun auch noch in den einzelnen Staat selbst hineinzutragen, den Bürgerkrieg zu predigen, das Verhungern von Volksgenossen als etwas Unwesentliches darzustellen — dann zeigt das, daß sie noch viel gefährlicher sind, als die „Alldeutschen" (aller Länder). Die wehren sich doch immerhin nur dagegen, daß der Rechtsgedanke innerhalb der Menschheit weitere Fortschritte mache, als er sie schon gemacht hat. Aber das Erreichte, den Rechtsfrieden und die Sicherung des Menschenlebens innerhalb des einzelnen Staates, erkennen sie doch wenigstens als etwas Unverletzliches an. Die Spartacisten dagegen, und ihre Schildträger innerhalb der Jugendbewegung, sind bereit, sogar diese — in mindestens Zehntausenden von Jahren mühsam erkämpfte — Stufe in der Aufwärtsentwicklung von der Bestie zum Menschen wieder preiszugeben. Das wird um nichts besser dadurch, daß sie erklären, das solle ja nur „vorläufig" geschehen, es solle doch nur ein Zwischenzustand sein, mit dem Zwecke, das Tausendjährige Reich herbeizuführen. Denn das Buch der Menschheitsgeschichte zeigt auf jeder Seite, daß keine neue Stufe der Menschheitsentwicklung dadurch ersprungen werden kann, daß man die nächstvorhergehende wieder preisgibt. Insbesondre überall da, wo das, schwer genug und langsam genug errungene Palladium, daß wenigstens unter den Menschen eines und desselben Staates Lebenssicherung und Recht herrscht, wieder aufgegeben worden ist, ist das Ergebnis immer nur ein Massengrab oder die Säbelherrschaft des schließlich Stärksten gewesen. Und wenn, wie die Schildhalter des Spartacismus in der Jugendbewegung das ja tatsächlich tun, hierauf erwidert wird, man wolle „ungehemmt" sein von „Historismus" — also auf deutsch: man wolle nichts aus der

*) In Band 1, Heft 4, Seite 130.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschichte lernen, sondern erwarte in diesem Falle den Eintritt des Tausendjährigen Reiches von einem, alle bekannten Gesetze der Menschennatur und der Menschheitsentwicklung außer Kraft setzenden, Wunder — dann ist darauf zu entgegnen, daß wir weder Quintaner noch Insassen einer Irrenanstalt sind, und daß wir infolgedessen Beweisgründe ablehnen dürfen, die unter denen Kurs haben mögen. — — Nicht minder leichtfertig, als diese Berufung auf den Krieg ist dann die zur Schau getragene Auffassung über die deutsche „Schuld" am Kriege, bezeichnenderweise wieder einmal gestützt auf die, mit Recht so beliebten, „Enthüllungen" des Phantasten Kurt Eisner. Die eingehende Widerlegung dieses Unsinns findet sich in meinen Aufsätzen in Nr. 1, 5 und 6 dieses Jahrganges; heute will ich nur das Ergebnis wiederholen, daß die absichtlichen Veranlasser des Krieges Rußland und Frankreich sind. Aber wenn selbst — was n i c h t der Fall ist — die deutsche Regierung den Krieg veranlaßt hätte, „weil sie", wie einer der Vertreter dieser Art Jugendbewegung ja behauptet, „den Augenblick für günstig hielt", dann wäre das ganz gewiß nicht in der von demselben Herrn dann weiter behaupteten Absicht geschehen, „alle Nachbarn niederzuwerfen und zu vergewaltigen". Sondern in der Absicht, dem von Frankreich vor aller Welt Augen offen (namentlich durch Bezahlung der russischen Rüstung dafür) vorbereiteten Revanchekriege zuvorzukommen. Das wäre dann meines Erachtens zwar ein schwerer politischer Fehler gewesen: auch Bismarck hat bekanntlich alle Präventivkriege verworfen; aber unter der herrschenden zwischenstaatlichen Anarchie doch niemals eine sittliche Schuld. Hat doch auch England seinen Eintritt in den Weltkrieg ganz offenkundig unter dem Zeichen des Präventivkrieges vollzogen, und ich habe nie gehört, daß diejenigen Deutschen, die jetzt die ebenso unsinnigen wie unheilvollen deutschen „Schuldbekenntnisse" von sich geben, England oder der englischen Regierung daraus einen sittlichen Vorwurf machten.

Und wenn sich dann schließlich diese ganze Mischung aus Hysterie, Unlogik*), gewollter Blindheit und Oberflächlichkeit noch damit spreizt, sie erfülle „der Jugend heiligste Aufgabe", dann dankt man als Freund der Jugendbewegung Gott, daß es doch nur eine kleine Minderheit in ihr (und, wie ich glaube, insbesondre auch in der „Freideutschen Jugend") ist, die sich dieser Dinge schuldig macht. Denn sonst hätten wahrlich diejenigen recht, die sagen, die Zeit sei besser gewesen, wo sich die Jugend darauf beschränkte, sich durch tüchtige Arbeit auf ihren Beruf vorzubereiten und erst etwas zu lernen — aus der eigenen Lebenserfahrung und aus der Geschichte —, ehe sie die Welt zu reformieren versuchte. Eines ist aber sicher: Meine oft ausgesprochene Überzeugung, daß die Verleihung des Wahlrechts an die Zwanzigjährigen

*) Vgl. namentlich oben Seite 235.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein ganz grober Mißgriff war, ist durch diese Dinge noch sehr erheblich gestärkt worden.

Man findet Menschen, die diese Dinge kennen, die sie in der Sache genau so beurteilen wie ich, die dann aber mit mildem Augenaufschlag dazu sagen: „Ach Gott, die lieben jungen Leute, sie sind doch gutgläubig, und sie sind doch Idealisten."

Diese Milde ist gemeingefährlich, und man kann sie gar nicht unzweideutig genug ablehnen.

„Gutgläubig?" In dem Sinne, daß die Bilder, die sie verkünden, in ihrem Gehirn sind, werden sie es sein. Aber wenn jemand, der die Bildung besitzt, wie alle um die es sich hier handelt sie genossen haben — wenn ein Solcher solche Beweisführungen macht, wie die von mir berichteten —, wenn er so blind ist, dann ist er darum so blind, und hat darum jene Bilder im Gehirn, weil er blind sein will, weil er auf den Gebrauch seiner Vernunft absichtlich, oder ganz grob fahrlässigerweise verzichtet. Und eine so erzielte Gutgläubigkeit ist kein Entschuldigungsgrund.

Und „Idealisten"? Wenn es „Idealismus" ist, von einer „Idee" besessen zu sein, die unter anderm für „ein paar Jahre Hungersnot" und für das „Verhungern" von Menschen und Volksgenossen nur ein kaltschnäuziges „Na, wenn schon" hat, dann ist „Idealist" ein Schimpfwort. Dann sind die Thags in Indien, die Würgengel der Mordgöttin Kali, auch Idealisten. — Aber in Wahrheit ist diese Anwendung des heiligen Wortes Idealismus Unsinn: Wie sich das, was hier getrieben wird, zum Idealismus verhält, das spricht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die zweite Zeile des Distichons aus, worin Goethe den Afteridealisten — er nennt ihn „Schwärmer" — in seinem Gegensatze zeigt zu dem wirklichen Idealisten, von ihm „Philosoph" genannt:

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser die Augen im Kot, recket die Beine hinauf.

Hermann Popert.

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

III.

Die Wahrheit, daß die Welt als Körper mir erscheint, kann nicht bezweifelt werden. Aber wäre die Welt nur Erscheinung im menschlichen Geiste, so könnte ich sie ebensogut eine Scheinwelt nennen. Ausdrücklich hat Kant gegen eine solche Auslegung seiner Geistanschauung Verwahrung eingelegt. Erscheinung bedeutet für ihn nicht Schein. Es gibt äußere

Transzendentaler Idealismus ist nicht Illusionismus.

Erscheinungen, von denen die Naturwissenschaft handelt, und es gibt innere Erscheinungen, mit denen sich die Geisteswissenschaft befaßt. Beide Erscheinungsformen sind unzweifelhaft wirklich. Die Körper sind das Wirkende in Raum und Zeit. Daher heißt die Körperwelt mit einem treffenden Worte unserer deutschen Sprache die erfahrbare Wirklichkeit. Haben wir uns glücklich durch alle jene Erfahrungswissenschaften hindurchgearbeitet, soweit sie auf äußerer und innerer Erfahrung beruhen, dann wissen wir zur Genüge, wie die Welt uns erscheint. Doch einem Philosophen genügt es keinesfalls, zu wissen, was die Welt für uns ist. Der Philosoph will vielmehr enträtseln: was ist die Welt an sich? d. h. unabhängig davon, wie sie uns erscheinen mag. Gibt es eine Möglichkeit, dieses zu bestimmen? Können wir über dasjenige etwas aussagen, was Kant mit einem geheimnisvollen Namen als das „Ding an sich" bezeichnet? Kant betont es immer wieder, daß wir niemals imstande seien, die Gegenstände zu erkennen als Dinge an sich selbst, sondern immer nur sagen könnten, wie sie uns erscheinen. Aber er fügt doch ebenso oft und eindringlich einen andern Gedanken hinzu, z. B. (Kritik der reinen Vernunft [B], S. 25—26): „Gleichwohl wird, welches wohl gemerkt werden muß, doch dabei immer vorbehalten, daß wir eben dieselben Gegenstände auch als Dinge an sich selbst, wenngleich nicht erkennen, doch wenigstens müssen denken können. Denn sonst würde der ungereimte Satz daraus folgen, daß Erscheinung ohne etwas wäre, was da erscheint." Also eine Erscheinung ohne ein Erscheinendes wäre nach Kant ein Unding. Wer das Ding an sich, ein Etwas in jeder Erscheinung und unabhängig von jeder Erscheinung, leugnet, der macht auch sich selbst lediglich zu einer solchen Erscheinung und zu Schein, und leugnet im Grunde sein eigenes Dasein! Damit wäre er denn auf dem Gipfel der Ungereimtheit angelangt — einer Ungereimtheit, die sich noch niemand hat zu schulden kommen lassen, wie Kant einmal bemerkt. So wenig also die Welt nur Körper ist oder nur Erscheinung, so gewiß ist die Welt außerdem noch etwas anderes, ein Mehr! Aber was? Das ist die große Frage.

Empirischer Realismus.

Grundprobleme.

Agnostizismus.

Transzendenter Realismus.

So viel läßt sich gleich im voraus sagen: will ich dieses letzte an sich seiende Wesen der Welt erfassen, so müßte ich alles das von jeder Erscheinung in Abzug bringen, was etwa aus mir selbst stammen könnte, was ich somit erst in die Erscheinungswelt hineingelegt habe. Es gilt nun, eine Untersuchung anzustellen, die aufs genaueste bestimmt, was unser geistiges Werkzeug, indem es Erscheinungen erkennt, aus sich selbst hergibt, damit Erfahrung überhaupt zustande kommt. Wir müssen unsern eigenen Verstand jetzt untersuchen. Eine solche Untersuchung aber hat Kant in einer einzig dastehenden Weise eingeleitet, und daher kann er uns für Beantwortung jener wirklich nicht leichten Frage den rechten Weg zeigen. Über alle Erfahrungswissenschaften führt er uns hinaus zu einer Wissenschaft von den ursprünglichsten Voraussetzungen aller wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt, zu der

Erkenntnistheorie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wissenschaft von der Erkenntnismöglichkeit. Daß Erfahrung möglich ist, erleben wir jeden Tag, und alle Naturwissenschaften und alle Geisteswissenschaften erzählen uns, wie viele und wie reiche Erfahrung die Menschheit schon gesammelt hat. Aber Kant besaß die fast unglaubliche Besonnenheit, sich die Frage vorzulegen: wie ist Erfahrung möglich? Transzendentalphilosophie

Wie ist es möglich, sich durch Erfahrung über die Welt Kenntnisse zu verschaffen? Das ist die Grundfrage der Kantischen Erkenntnislehre, die für jede wissenschaftliche Erkenntnis gilt. Kant enthebt alle Einzelforscher feierlich so lange ihren Geschäften, bis diese Frage zufriedenstellend gelöst worden sei. Prüfen wir also die Erkenntnis selbst! Am einfachsten ergründen wir, wie Wahrnehmung möglich ist, dann wissen wir auch, wie Erfahrung zustande kommt. Um anschaulicher zu werden, engen wir die Frage noch mehr ein und folgen dabei zugleich dem großen Reiniger und Vollender der Kantischen Weltanschauungslehre, Schopenhauer: Wie ist es dem neugeborenen Kinde, wenn es zum ersten Male die Augen aufschlägt, nur möglich, die Gegenstände dieser Welt zu sehen? Was wird ihm von den Dingen her geliefert? Und was muß es selbst mitbringen? Das sind die beiden ohne weiteres sich ergebenden Teilfragen. Den Augen können von der Welt nichts anderes geliefert werden als eine Menge von Lichtreizen, die den Sehnerven erregen und im Gehirn bestimmte Empfindungen von Licht und Farbe auslösen: Diese Empfindungen, vermittelt durch die verschiedenen Sinneswerkzeuge, sind der alleinige uns gelieferte „Stoff", sagt Kant. Was ist nun erforderlich, damit dieser Rohstoff der Empfindungen geformt wird, wodurch die Empfindungen, die doch in mir liegen, umgewandelt werden in fertige Anschauung da draußen? Das Kind muß einen gesunden Menschenverstand mit auf die Welt bringen — sagen wir ganz richtig. Aber was leistet dieser nun im einzelnen? a posteriori d. h. nachher. a priori d. h. von vornherein.

In dreierlei Weise geht der Verstand ans Formen. Er ordnet die durcheinanderwühlenden Empfindungen nacheinander am Faden der Zeit, er verfolgt zweitens die Empfindungen zurück auf ihre Ursachen und endlich verlegt er die Ursachen in den Raum. Nur so kann die Welt der Gegenstände wahrgenommen werden. Jene drei Fähigkeiten muß das Kind von vornherein besitzen, sonst könnte es keinen einzigen Gegenstand vor sich sehen, sonst könnte es nichts von der Welt erfahren. Die erste anschauliche Wahrnehmung wird ja erst dadurch möglich, daß die Empfindungen in jene Erkenntnisformen des Raumes, der Zeit und der Ursächlichkeit hineingegossen werden. Erkennen heißt ja gar nichts anderes als Einstellen in die Formen von Raum, Zeit und Ursächlichkeit. Unmöglich können daher Raum, Zeit und Ursachengesetz der Erfahrung abgeborgt sein. Es bleibt nur übrig, daß sie aus uns selbst stammen. Dieser Beweis ist zwingend, aber er ist ein Beweis durch Verneinung: Weil Raum, Zeit und Ursächlichkeit die Voraussetzungen für die Möglichkeit Beweis ex antecessione.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Erfahrung sind, können jene nicht aus der Erfahrung geschöpft sein, also haben sie ihren Ursprung in mir selbst.

Beweis ex adhaesione.

Zur Verdeutlichung fügen wir noch einen zweiten Beweis durch Bejahung hinzu und machen uns den Kantischen Beweisgrund zunächst an einem Gleichnis klar. Ich glaubte mich einst an einem heißen Sommertag verfolgt von einem Schwarm geflügelter Ameisen. Obwohl ich mich nach Kräften beeilte, aus dem Wald heraus über Feld in eine andere Gegend zu gelangen, umschwirrten und quälten mich diese Plagegeister unaufhörlich. Da endlich kommt mir der erlösende Gedanke. Ich zog den Schluß: was ich gar nicht loswerden kann, muß ich irgendwie an mir selbst tragen! Und richtig, ich fand ein dickes Ameisennest in einem großen Moospolster, das ich im Rucksack mit nach Hause nehmen wollte. Genug, was ich gar nicht abschütteln kann, das haftet mir persönlich an. Ganz entsprechend geht nun Kant vor. Unser Verstand kann sich zwar vorstellen, daß im Raume keine Gegenstände angetroffen werden, aber es ist ihm schlechterdings unmöglich, sich vorzustellen, daß kein Raum sei. Der Raum ist überall: wir werden ihn auf keine Weise los. Also ist der Raum dem menschlichen Verstande ursprünglich eigen. Ebenso kann unser Verstand sich wohl vorstellen, daß in der Zeit alle Bewegungen aufhören wie für die hundert Jahre in Dornröschens verzaubertem Schloß. Nur die Zeit können wir nie aufheben: rastlos geht sie ihren sicheren Gang. Die Zeit ist nicht nur das Maß der Bewegung, sondern auch das Maß der Ruhe. „Es hat niemals eine Zeit gegeben, wo noch keine Zeit war", sagt schon Cicero. Also — so schließen wir mit Kant — ist auch die Zeit dem menschlichen Verstande ursprünglich eigen. Drittens aber ist es ganz unmöglich, daß jemals irgendwo eine Veränderung eintritt, ohne daß eine Ursache vorhergegangen wäre. Von selbst geschieht durchaus nichts in der Welt. Daß jede Wirkung ihre Ursache hat, ist eine Vorstellung, die ich auf keine Weise loswerden kann. Also ist auch das Ursachengesetz mir ursprünglich eigen.

Kausalität.

Fassen wir zusammen. Raum, Zeit und Ursächlichkeit können nicht aus Erfahrung abgeleitet werden, weil Wahrnehmung durch jene überhaupt erst möglich ist. Raum, Zeit und Ursächlichkeit müssen meinem Verstande anhaften, weil ich bei keiner Erfahrung oder Wahrnehmung von diesen drei Formen absehen kann. Darum sind Raum, Zeit und Ursächlichkeit die ursprünglichen, notwendigen Erkenntnisformen des menschlichen Verstandes, in denen sich alles gesetzmäßig einordnen muß, soll es überhaupt in unser Bewußtsein treten, soll es uns erscheinen. Der Verstand ist es also, der dieser unserer Erscheinungswelt seine ihm eigenen Grundformen aufprägt. Das ist das große Hauptergebnis der Kantischen Erkenntniswissenschaft. Mit Recht nennt daher Kant den Verstand „Gesetzgeber der Natur".

Apriorität oder Subjektivität.

Jetzt aber folgt die Anwendung dieser Erkenntnislehre, die Auswertung für die Übernaturlehre. Wir suchten eine Antwort auf die Frage:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Was ist die Welt an sich?" Wir wissen jetzt, was unserm eigenen Verstande selbst entsprungen ist, was wir selbst erst in die Dinge hineinlegen: unsere drei Erkenntnisformen. Diese haben wir von der Erfahrungswelt, von den Erscheinungen, abzuziehen. Tun wir dieses! Dann läßt sich über das Ding an sich Folgendes mit Sicherheit behaupten: es ist weder im Raume zu finden noch in der Zeit, noch auch innerhalb des Zusammenhangs von Ursachen und Wirkungen. Dann bleibt nur übrig, es in demjenigen zu suchen, was unserm Verstande von der Welt geliefert wird, also in den Empfindungen. Hier liegt irgendwo das Ding an sich verborgen. Was sind Empfindungen? Wie nennen wir dasjenige, was sich auf diese Weise uns bemerkbar macht? Eine bloße Erscheinung könnte das gar nicht, ihr fehlte das Wichtigste. Wir fühlen es, wirkliche Empfindungen sind mehr als leere Formen wie Raum und Zeit. Empfindung ist ein Etwas, was sich durchsetzt. Empfindungen sind nur denkbar als Kräfte! Alle Körper kennen wir nur von den Empfindungen her. Sehen wir einmal ab von allem, was wir vermittelst unserer Sinne von den Körpern empfinden, vom Sichtbaren, Hörbaren, Riechbaren, Schmeckbaren und Tastbaren — etwa bei einem Stücke Zucker von der weißen Farbe, dem süßen Geschmack und der harten und körnigen Beschaffenheit — so bleibt schließlich nur noch der Raum übrig. Demnach sind die Körper nichts anderes als eine Durchdringung des Raumes durch Kräfte. Alle Körper sind Erscheinungen, sind krafterfüllte Räume, so lautet eine berühmte Kantische Erklärung. Auch die letzten, kleinsten Stoffteilchen wären so aufzufassen als Kräfte, die den Raum erfüllen. Die Körper selbst sind also „an sich" Kräfte, und auch jede Bewegung der Körper ist das Hervortreten einer Kraft.

Atomismus und Dynamismus.

Neuerdings hat man gefunden, daß Bewegung, Wärme, Licht, Blitzkraft und auch bestimmte stoffliche Eigenschaften der Körper wechselseitig ineinander umgewandelt werden können. Dabei kann man die in die Erscheinung tretenden Kraftstärken messen und miteinander vergleichen. Man spricht dann von meßbaren Kräften oder „Energien". Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß es auch sehr viele „nicht-energetische" Kräfte gibt, die eben nicht nach Wärmemengen oder Meterkilogrammen gemessen werden können. Schon bei den meisten stofflichen Verwandlungen fehlt uns ein Maßstab, ein „Chemometer", wenn nicht gerade Wärme frei wird. Und völlig versagt alle Meßkunst, wenn es gilt, die letzten inneren Gestaltungskräfte zu bestimmen, welche für jede Tier- und Pflanzenart immer wieder anders und nur ihr eigentümlich sind, welche die gesamte Entwicklung aus der Urzelle einheitlich in bestimmte Bahnen leiten. Gewiß besteht jedes Lebewesen aus einer großen Summe von Einzelkrafterscheinungen, wie sie in derselben Weise auch sonst in der Natur vorkommen. Auch der lebendige Körper ist als Masse schwer. Die Lunge ist ein Blasebalg, das Herz eine Blutpumpe und die Nieren sind zwei Filter. Der Magen gleicht einem Behälter, in dem sich Stoffe lösen

Energien.

Dominanten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und verwandeln. Aber diese ungezählten Einzelerscheinungen, die für sich genommen Vorgängen in der übrigen Natur entsprechen, sind ja gar nicht das Neue und Wesentliche in den Lebewesen. Vielmehr ist das Eigentümliche dabei dieses, daß die vielen Einzelkräfte nicht gegeneinander wüten, sondern alle nur ein großes Ziel verfolgen: das Leben zu verwirklichen. Lunge, Herz, Magen dienen stets dem ganzen Körper und schließlich dadurch auch sich selbst. Jedes Lebenswerkzeug ist nicht nur Mittel, sondern zugleich auch Zweck. Wie merkwürdig ist doch diese Einstimmigkeit im Zusammenwirken aller! Wie rätselhaft bleibt doch die in allen Leibesteilen sich verkörpernde einheitliche Lebenskraft!

Vitalismus.

Zudem können wir weder als Naturforscher noch als Geistesforscher irgend etwas von den Kräften selbst erkennen. Beobachten können wir immer nur die Krafterscheinungen, die äußeren und die inneren. Naturwissenschaftlich gesprochen gibt es nur Körper, nur Stoffe, und deren Veränderungen. Sobald wir von Kräften reden, tun wir einen Schritt ins Reich des Übernatürlichen. Von der Überwelt handelt die Übernaturlehre oder Wesenswissenschaft. Die Übernaturlehre beginnt dann, wenn Natur- und Geisteswissenschaft am Ende ihrer Weisheit stehen, und sucht dasjenige zu erfassen, was hinter allen Gegenständen der Natur- und Geisteswissenschaft zu finden ist. Das Übernatürliche liegt zwar jenseits des Natürlichen, doch nicht etwa außerhalb seiner, sondern wiederum in ihm irgendwie verborgen. Wenn daher jemand meinen sollte, es gäbe in der Welt Stoff und Kraft nebeneinander, so ist das ein Widerspruch. Entweder ist die ganze Welt Stoff in Ruhe oder Bewegung — für den Naturforscher, den Erfahrungssammler, oder aber ebendiese Welt ist Kraft — für den Wesensforscher, dem die Erfahrung, sie sei nun äußerlich oder innerlich, Anweisung gibt auf ein Ding an sich, ein Etwas, was in allem zur Erscheinung kommt. Daher gibt es nur Stoff oder Kraft.

Metaphysik.

Empirischer Dualismus.

Monismus physisch oder metaphysisch.

So sehen wir, es kommt alles das, was die Erfahrungswissenschaften uns gelehrt haben, nun noch einmal zur Sprache; aber hier in der Wesenswissenschaft handelt es sich nicht mehr um die Naturerscheinungen, weder um die äußeren noch um die inneren, davon haben wir in den Natur- und Geisteswissenschaften genug gehört; sondern nun ist die Rede von den Grundkräften der Natur.

Ein Stein fällt zur Erde. Wir sehen die Erscheinung, die Fallbewegung. Wir messen die Geschwindigkeit und finden einen Zuwachs mit jeder weiteren Sekunde. Das Ergebnis drücken wir aus durch eine rechnerische Formel. Und wenn wir nicht bloß mit Sekunden und mit Meterstrecken rechnen, sondern mit immer kleiner werdenden, ja ganz beliebig kleinen, allerkleinsten Zeit- und Raumteilchen, dann fassen wir die Bewegung nicht mehr stückweise abgehackt ins Auge, dann können wir nicht bloß sagen, wie weit der Stein gefallen nach der ersten, zweiten oder etwa zehnten Sekunde, sondern wir können auf ein Haar für jeden Augenblick bestimmen, an welchem Orte sich der Stein befinden muß. Das gibt die

Differentialrechnung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genaueste Aufklärung über die Erscheinung, so daß wir für später den Verlauf einer Fallbewegung vorhersagen können. Dennoch bleibt die hier in die Erscheinung tretende Kraft, die Anziehungskraft der Massen, uns gänzlich rätselhaft, besonders wenn wir uns einmal recht klarmachen, daß ja nicht nur die Erde den Stein, sondern auch der Stein die Erde zu sich zieht, ja daß Erde und Sonne als Himmelskörper beide ohne Stützen frei im Raume schweben und umeinander kreisend sich im Gleichgewichte halten! Gravitation.

Oder wir sehen die plötzliche Verbrennung eines metallischen Magnesiumbandes unter Entwicklung von Wärme und blendend weißem Flammenlicht. Wir ergründen, welche Ursachen zusammentreffen müssen, damit der Verbrennungsvorgang eintritt. Wir brauchen außer Magnesium noch Sauerstoff der Luft und genügend Wärme. Das läßt sich verstehen. Aber daß ein festes glänzendes Metall derartig seine Eigenschaften ändert, sein ganzes Wesen aufgibt und durch Vereinigung mit einer ihm völlig fremden Luftart einen ganz neuen Stoff erzeugt: weißen Aschenstaub — das ist uns sehr erstaunlich. Die eigenartigen Verwandtschaftskräfte zwischen Affinitäten. Magnesium und Sauerstoff bleiben durch die Erscheinung ewig ungeklärt.

Oder aber, wir sehen Pflanzen- und Tierformen sich entwickeln, und die Naturwissenschaften haben sich wirklich nach Kräften bemüht zusammenzutragen, was nur irgendwie darüber sich erfahren ließ. Gesetzt wir wären dahin gekommen, auf Grund von Tier- und Pflanzenkunde, von Erdgeschichte und Versteinerungskunde einen lückenlosen Zusammenhang aller Lebewesen in Form eines Stammbaumes bewiesen zu haben, dann Deszendenztheorie. wäre zwar die reiche Entwicklung der Lebewelt naturwissenschaftlich sehr gut erklärt, aber das eigentliche Rätsel wäre im Grunde erst jetzt in seiner ganzen Größe und mit allen Einzelheiten vor unsern Augen aufgedeckt. Am Ende aller naturwissenschaftlichen Aufklärung fangen wir noch vielmehr denn vorher an zu staunen und fragen wissensdürstig nach der geheimnisvollen Triebkraft, welche diese ganze Entwicklung der Einzelwesen Dominanten. sowohl wie des ganzen Stammes leitet und beherrscht. Wie erstaunlich und über alle Maßen rätselhaft sind doch diese letzten Grundkräfte im Reiche der lebendigen Natur! Wer wollte sich getrauen, solche Kräfte höherer Ordnung in ihrer Eigenart auf rechnerische Weise zu werten.

Kant spricht es einmal aus: ob man auch die Erscheinung gleich bis auf den Grund durchschauen möchte, die Erkenntnis des Gegenstandes an sich selbst bleibt dennoch davon himmelweit unterschieden! Das gilt in allen Fällen. Wer wollte auch nur die geistigen Kräfte in ihrer Tiefe begreifen. Wenn wir auch noch so genau den Vorstellungsverlauf kennten, der sich im Kopfe eines Kant abgespielt hat, als er in zwölf Jahre langer Arbeit seine Kritik der reinen Vernunft erdachte, wie sollten wir die darin sich offenbarende Kraft ihrem Wesen nach enträtseln können. Wir müssen auch hier bei Seelenvermögen oder Geisteskräften stehenbleiben, die wir noch weiter nicht erklären können. Vermögenspsychologie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf solche Weise werden wir von der Natur- und Geisteswelt hineingeführt in die geheimnisvolle Überwelt mit der Erklärung:

Dynamismus.

Das Ding an sich, das Wesen dieser Welt ist Kraft!

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, daß er wenigstens einmal auch über das Ganze der Welt in dieser Weise nachgedacht hat:

Jeder muß einmal mit dem Auge eines Wesensforschers nach dem letzten rätselhaften Wesen der Erscheinungswelt gefragt haben, mit übernatürlichen Augen die Welt zu betrachten suchen.

Und er wird bewundernd dastehen vor den gewaltigen Kräften der Natur, die überall in der unbelebten und belebten Natur zwar deutlich genug zur Erscheinung kommen, die im tiefsten Innern unserm natürlichen und auch geistigen Auge so gänzlich unerklärlich und verborgen bleiben. Die Verwunderung aber ist aller Weisheit Anfang.

So klar die ersten beiden Antworten waren auf die Frage: was ist die Welt? — die Welt ist Körper, und die Welt der Körper ist Erscheinung —, so dunkel ist diese dritte Antwort. Es ist die dunkelste von allen, die noch gegeben werden können, aber sie ist richtig: die ganze Welt ist Kraft. Doch wäre es bedauerlich, wenn wir bei ihr stehenbleiben müßten. Eine solche Übernaturlehre von der Welt als Kraft müßte uns ewig dunkel bleiben, wenn es nicht noch einen andern Weg als den der Erkenntnislehre gäbe, einen Weg ins Innere der Natur. Doch wer zeigt ihn uns?

Reinhart Biernatzki.

Rund um uns

Helft unserer Großstadtjugend!

Wir werden um die Veröffentlichung des folgenden Aufrufes gebeten:

Eine der unheilvollsten Folgeerscheinungen des Krieges ist die sittliche Not unseres Volkes. Es konnte wohl nicht anders kommen; bei einem mehr als 4 Jahre dauernden, grausigen Morden gelangt schließlich das Tierische im Menschen zur Herrschaft; dazu kommt noch die drückende wirtschaftliche Notlage. Wer will die Mutter verurteilen, die, als sie ihr Kind hungern sah, zur Diebin wurde?

Aber unsere Kinder! Die Erfahrungen vieler Lehrer in den Schulen deckten auch hier erschreckende Übelstände auf, aber wer wagt auf die Kinder, die dem Nachbarn aus Hunger ein Stück Brot nahmen, den ersten Stein zu werfen? Soll unser Volk jedoch nicht elendig zugrunde gehen, so muß hier Wandel geschaffen werden, und jeder hat die Pflicht, soweit er kann, zu helfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen unser Wirken in den Dienst unserer Jugend stellen. Wir möchten den Kindern, besonders aus den notleidenden Schichten des Volkes, helfen, daß sie zu freien, starken, sittlichen Menschen werden. Alle unsere Liebe, die wir geben können, soll ihnen zuteil werden. „Ohne Liebe kann ein Kind nicht leben!" Wie viele Kinder haben wohl während des Krieges nicht nur nach Brot, sondern auch nach einem lieben Wort gehungert? Der Vater gefallen, die Mutter den ganzen Tag zur Arbeit, die Kinder sich selbst überlassen — das ist kein herbeigezogener Ausnahmefall, das ist grausige Wirklichkeit; hier wollen, hier müssen wir helfen.

Unsere heutige Schule versagt an dieser Stelle; sie vermag nicht das fehlende Vaterhaus zu ersetzen; bei aller Liebe eines Lehrers genügt, wenn den Kindern der rechte Familienkreis fehlt, die Schule nicht. Hier wollen wir einsetzen: in kleineren Kreisen, in Jugendgemeinschaften möchten wir mit den Kindern leben, möchten wir mit ihnen das Gute und das Schöne pflegen; in den Ferien führen wir sie hinaus ins Freie, aufs Land, und in den Ferienheimen können sich die Kinder mit uns erholen. Der tiefe poetische Schatz, der in den Märchen und Sagen unserer Väter liegt, weckt andere sittliche, ästhetische und religiöse Werte als die Großstadtkinos; andere Freuden, die nicht in den Großstadtgassen zu finden sind, sollen sie mit uns erleben.

Aber noch ist unser Wirkungskreis klein, deshalb bitten wir um Unterstützung. Wir gebrauchen Mitarbeiter, Menschen mit jugendlichem Herzen (dabei spielt das Alter keine Rolle); helft uns! Reicher Lohn erwartet Euch, nicht in klingender Münze und persönlichen Vorteilen ist er zu finden, sondern tief in den Seelen der Kinder müßt Ihr ihn suchen, oft wird ein vertrautes Wort von Kinderlippen wie eine Offenbarung auf Euch einwirken.

Wir gebrauchen aber auch Geld, viel Geld; unsere Arbeit leisten wir unentgeltlich, aber wir möchten den Kindern alles ohne Kosten geben. Es darf nicht sein, daß wegen Mangels an Geld viele bedürftige Kinder während der Ferien nicht zur Erholung in ein Heim kommen können; gerade den Bedürftigsten müßten wir diese Erholung unter allen Umständen verschaffen können.

Wer mit uns arbeiten oder uns mit Geldmitteln unterstützen will, wende sich an Fräulein Gretchen Jahnke, Hamburg-Barmbeck, Oberaltenallee 49 II oder an Karl Runtzler, Hamburg 24, Hohenfelde, Ekhofstr. 18 I.

Geldspenden erbeten unter „Großstadtjugend" Postscheckkonto 12827 Hamburg, oder an die obigen Adressen.

Karl Runtzler,
i. A. des Ausschusses für Ferien- und Sonntagsausflüge der Pädagogischen Vereinigung von 1905 (e. V.).

Friedrichstädter Volkshochschule. Eine bedeutende freie Bildungsanstalt wird die Anfang nächsten Monats in Friedrichstadt a. d. Eider ins Leben tretende Volkshochschule sein, die bildungshungrigen jungen Leuten in möglichst freier Betätigung und Entfaltung aller Kräfte der Persönlichkeit, auch der körperlichen Fähigkeiten, Gelegenheit zur Weiterbildung geben will. Die Friedrichstädter Volkshochschule, über deren Eigenart wir noch später berichten werden, ist nicht etwa nur für die Landbevölkerung bestimmt, sondern vor allem auch für Leute der Großstadt, die einmal in gesunder Tätigkeit aufatmen, das ländliche Volk und den ländlichen Boden wieder schätzen lernen wollen. Es werden wissenschaftliche Fächer gepflegt und solche, in denen das Gemüt gebildet wird. Auch auf die Entwicklung der Gewandtheit und Widerstandsfähigkeit soll Wert gelegt werden. Dazu kommt praktische Ausbildung in Haus und Küchenwirtschaft, Landarbeit und Handfertigkeit, Obst- und Gartenbau, Imkerei und Kleintierzucht, in sozialem Hilfsdienst und der Wohlfahrtspflege. Die Eröffnung der Friedrichstädter Volkshochschule findet am Sonntag, den 4. Mai, durch den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein statt. Bei der Eröffnungsfeier am Abend vorher wird Franziskus Hähnel über „Die Bedeutung der Volksbildung für den Wiederaufbau unseres Reiches"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechen. Wer sich rechtzeitig bei der Leitung der Friedrichstädter Volkshochschule meldet, erhält einen Dringlichkeitsschein für die Reise von ihr zugestellt; ebenso wird für Unterkunft gesorgt. Der Festbeitrag für beide Tage beträgt M. 3. Der genaue Plan der Eröffnungsfeier wird allen Teilnehmern rechtzeitig zugesandt werden.

Vortrupp.

Die Foltern der Schutzhaft. Sehr wenige Menschen wissen, was während des Krieges unter „Schutzhaft" zu verstehen war, und allgemein wird angenommen, daß es die Anordnung einer Haft ist, um den Verhafteten zu schützen im Gegensatz zur Strafhaft, die verhängt wird, um der Sicherheit der Allgemeinheit zu dienen. Nach den Berichten derer, die in Schutzhaft während des Krieges gewesen sind, kann nur der die ganze Tragweite dieser Bezeichnung erfassen, der ihre Folter hat ertragen müssen. Während diejenigen, die im Polizeiarrest, im Gefängnis oder im Zuchthaus haben zubringen müssen, gewußt haben, daß sie dort zur Verbüßung ihrer Gesetzesübertretungen sich befanden und vor allem, wie lange sie dort bleiben mußten, hat der Schutzhäftling oft gar nicht einmal gewußt, weshalb er in Schutzhaft war, und niemals, wie lange er dort voraussichtlich bleiben werde.

Die bekannte Führerin auf dem Gebiete des internationalen Kinderschutzes, Schwester Henriette de Matringe-Arendt, die während der letzten Jahre in geradezu barbarischer Weise ohne jede Schuld die Leiden der Schutzhaft hat ertragen müssen, hat soeben in einer Schrift „Tragische Menschenschicksale während des Belagerungszustandes" die in Kürze erscheinen wird, nicht nur eigene, sondern auch sehr viele Erlebnisse anderer Leidensgenossen geschildert, die wahrhaft herzerschütternd wirken und es verständlich erscheinen lassen, daß sich unlängst ein „Verband ehemaliger Schutzhaftgefangener" gebildet hat, der vor allem sich bemühen wird, die Entschädigungsfrage für das von so Vielen unschuldig erlittene Leid zu regeln. Nähere Drucksachen über diesen Verband, der rege Unterstützung verdient, versendet der Rat ehemaliger Schutzhaftgefangener, Berlin W 66, Leipzigerstraße 3, Herrenhaus, Z. 19.

F. H.

Zwei Bücher.

Hans Vaihinger: Nietzsche als Philosoph, 4. Aufl. Verlag von Reuther und Reichard, Berlin 1916.

Während Nietzsche selbst trotz vieler Schönheiten und Wahrheiten im einzelnen doch den Eindruck hervorruft, als ob er seine Gedankenblitze planlos hinstreut, gibt uns der bekannte Hallenser Philosoph auf 70 Seiten einen Nietzsche aus einem Guß — eine wirkliche Wohltat! Vaihinger lehrt uns Nietzsche verstehen aus einer einheitlichen Gesamtauffassung heraus: Nietzsche als denjenigen, der die Willenslehre Schopenhauers vertritt, aber nun unter dem Einflusse Darwins und dessen Lehre vom Kampf ums Dasein nur den Willen im Stande der Bejahung gelten läßt. Vaihingers Stil — wenn auch mit den üblichen Fremdwörtern — ist außerordentlich klar und fließend.

Hans Much: Immanuel Kant un wat wi mit em tau daun hewwen — aus den Niederdeutschen Flugschriften Nr. 4. Verlag von Richard Hermes in Hamburg. Preis 40 Pf. Ein eigenartiger Versuch, Kant unserm Volke des Nordens in seiner Muttersprache nahe zu bringen. Wer Niederdeutsch versteht, sollte sich die Freude nicht entgehen lassen, Kant in dieser Darstellung kennen zu lernen. Er wird finden, daß dasjenige, was man deutsches Gemüt nennt, in geradezu köstlicher Weise zutage tritt. — Die Verbreitung dieser ausgezeichneten kleinen Schrift wird sich auch der „Volksbund für Kantische Weltanschauung" angelegen sein lassen.

Reinhart Biernatzki.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 6 Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld 16. April 1919

Feiertag!

Wie töricht, in einem stinkigen Kasten zu sitzen, zu fressen, zu saufen, zu schweinigeln und sich zur Bestie nieder zu saufen. Und das nennen sie Feiertag!

Peter Rosegger (im „Försterbuben").

Ein Nietzsche-Wort.

Und lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten, Andern wehe zu tun und Wehes auszudenken.

Die Freude.

Draußen ist Frühling! Fühlt ihr nicht alle dies beglückende Erlebnis: der Frühling ist da! Unsere Herzen schlagen rascher; wir trinken die frische Schönheit der grünenden Bäume und des weiten Blütenmeeres. Draußen ist Frühling! Mit ihm ist auch in dir etwas Neues geworden oder sprudelt doch von neuem unbändig hervor. Es ist der Quell deiner Lebenskraft, die Freude. Aus ihr sollst du schöpfen, selber froh sein und wieder Freude ausstrahlen!

Ein froher Mensch meistert das Leben und gestaltet es durch seine Frohheit. Ihn hat jedermann gern und er selber folgt aus innerem Drange dem Gebote Jesu: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Ein froher Mensch ist ein unermeßlich reicher Mensch. Sein Reichtum fließt von ihm über auf alle seine nächsten Menschen. Habt ihr noch nie ein weinendes Kind gesehen, das fröhlich wird, wenn man ihm fröhlich zuspricht? Saht ihr noch nie einen mürrischen Kauz, der lachen muß, weil ihm ein fröhlicher Mensch seine Freude schenkt?

Die schenkende Freude ist die Sonne des Lebens. Je mehr wir die Freude aus unserm Innern hinauswerfen, um so reicher werden wir selber an ihr. Seht doch in das strahlende Gesicht der Mutter, deren Sohn aus dem Felde heimgekehrt ist; blickt in die leuchtenden Augen des Menschen, dem ihr Liebes tatet, ihr werdet es spüren, wie die Freude zurückkehrt zu euch und euch selber stärkt.

Frühling ist! Draußen geht das große Werden über alles Leben. Laßt es auch in uns hineinleuchten. Laßt uns zu Menschen der Freude werden. Wie die Blütenpracht des Baumes nicht ohne Zutun des Baumes wird, werden auch wir nicht Menschen der Freude, wenn wir untätig sind. Wir müssen wollen und arbeiten, daß wir es werden.

Ihr sagt, das könne man nicht werden? das müsse angeboren sein? Das ist nicht wahr! Das ist eine feige Ausrede der Bequemlichkeit! Wenn du willst, kannst du froh sein. Du mußt nur immerfort deine Sinne bereithalten, die Freude aufzunehmen, ja sie die Freude suchen lassen. Wenn du froh sein willst, mußt du selber Freude trinken. Und das ist leicht. Sie hockt überall auf der Straße, im Garten, im Wald, ja auch im Buch und wartet nur, daß du ihr dein Herz öffnest.

Schau dort das kleine Bübchen, es mag kaum zwei Jahre sein, denn es läuft noch recht unsicher auf seinen krummen Beinchen. Einen roten Fetzen Papier hält es in der Hand und du siehst an den glücklichen Augen, wie es sich darüber freut. Da — ein Windstoß — weg flattert das Stückchen! Nun liegt's dort auf der Straße. Der Bub läuft drauf zu, streckt sein Armchen danach — da fliegt es weiter. Nur ein paar Schritt, aber soweit reicht das kleine Armchen nicht, und der Bub muß nachlaufen. So geht's ein, zwei, dreimal, da will der Junge anfangen zu weinen. Ich ruf ihm zu: Kannst' nicht kriegen? und lach ihn an. Da lacht auch er, läuft wieder hinter dem roten Papier her und jubelnd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwenkt er's mir zu, als wollt er sagen: Schau, ich hab's doch gekriegt. War es nicht die Freude, die hier ihr Spiel trieb und mir eine Erinnerung gab, aus der ich stets Frohsinn schöpfen kann? Und der kleine Bursch, sollt der nicht auch sein Freudeerlebnis gehabt haben?

Oder sieh dorthin auf die Straße. Die Sonne wirft die Schatten der Häuser in drolliger Weise über den Weg. Du bleibst stehen und denkst, die Sonne wolle Porträtmalerin werden, solch treffendes Großvatergesicht schuf sie. Ein paar Schritt weiter wartet die Freude auf dich in Gestalt eines reizenden Bildes: der kleine Kutscher eines Eselfuhrwerks umhalst sein treues Tier und reicht ihm eine saftige Butterblume!

Tu nur dein Auge und dein Herz auf, du wirst bei jedem Schritt der Freude begegnen und besonders jetzt im Frühling draußen im Grünen. Das ganze Land ist ein Gesang von Farbenschönheit und Vogelgezwitscher. Es ist die rechte Zeit, die Freude zu suchen, in sich aufzunehmen und selber ein Mensch der Freude zu werden.

Der Mensch der Freude aber sucht die Freude nicht nur im Vorübergehen. Er greift tiefer. Er erfaßt sein ganzes Leben mit dem Gedanken des Frohsinns, und er bemüht sich nichts zu tun, was die Freude verscheuchen könnte. Er fragt sein Wollen, seine Taten nach der Reinheit, denn die Freude ist stets rein. Sie ist auch stets aufbauend und arbeitet an der Gesundung des menschlichen Lebens.

Glaubt ihr etwa, das Geld bringe Freude, das wir uns durch das Wohnungselend unserer Mitmenschen erwerben? Oder die Zigarette mache uns Freude, wenn wir wissen, daß durch die Rauchsitte sich unsere Jungmannschaft ihr körperliches und geistiges Leben zerrüttet? Oder das Bier schmecke uns noch, wenn wir das Elend unseres Volkes kennen, das zum weitaus größten Teil der Trinksitte zur Last fällt? Wer dies alles weiß, fühlt, daß die Freude in diesen Genüssen nicht wohnt, und er wird sie meiden. Das Wissen aber ist die Quelle aller Freude. Deshalb wollen wir nach dem Wissen streben, nach den Zusammenhängen der Freude schaffenden und der Leid schaffenden Genüsse im Volksleben, wollen die einen bejahen und die anderen verneinen und uns immer wieder das Wissen erarbeiten, damit wir der Freude dienen können.

Freude ist Leben. Freude ist Licht. Laßt uns unser Denken und Handeln unter das Zeichen der Freude stellen. Laßt uns froh sein und Freude geben, dann ist ein ewiger Frühling in unser Herz eingekehrt.

Rudolf Biederstedt.

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
daß man so lieb es haben kann,
was liegt darin? Erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
ein wenig Wohllaut und Gesang,
und eine ganze Seele.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Ein Wort wider Blüher.

Von Hans Blüher, der die vielumstrittene Geschichte des Wandervogels geschrieben hat, ist neuerdings bei Eugen Diederichs in Jena ein Buch erschienen, in dem von der Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft die Rede ist. Nun soll aus diesem Anlaß das sogenannte Blüherproblem hier nicht angeschnitten werden, durch das in den Kreisen unserer Jugendbewegung ohnehin schon genug Unheil angerichtet worden ist. Es soll hier nur ein Mißgriff gegeißelt werden, der Blüher nicht hätte unterlaufen dürfen und an dem sich das auf Stil haltende Freideutschtum stoßen muß.

In seinem neuen Buche (Band I, S. 92) spricht Blüher in wegwerfendem, verkleinerndem Tone von den Lebensreformern als von „Temperenzlern (!), Abstinenten, Gesundheitsaposteln, Tierschutzfanatikern und vegetarischen Sonnenmenschen". In parteiischer Weise zählt er diese bunte Gesellschaft dem Muckervolk zu, wodurch er zugleich auch die Beweggründe der bewußt zur Lebensreform stehenden neuen Jugend ver-

fälscht und in Mißkredit bringt. Dem muß aufs Entschiedenste widersprochen werden. Sein parteiisches Urteil entspricht der Wirklichkeit nicht. Und wir verbitten es uns, derart in die Nachbarschaft zuchtloser Naturmenschen und frömmelnder Heilsarmeesoldaten gerückt zu werden.

Wir treu zur Lebensreform haltenden Freideutschen begegnen — von ahnungslosen wie frech mißdeutenden Fernstehenden, vom trinkfrohen Kriegervereinler wie vom bierseligen Saufstudenten — ohnehin zur Genüge der lächerlich flachen Einschätzung, wir seien Heuchler, verzagte Schwächlinge, Duckmäuser. Statt Wind in die Segel der so urteilenden Flachköpfe zu blasen, hätte wenigstens Blüher sich bemühen sollen, unsern Beweggründen gerecht zu werden. Wenn er wirklich, so wie er sich den Anschein gibt, die Gedankenwelt unserer neuen Jugend umspannt, dann dürfte er wissen, daß der schmauchende und biertrinkende Mensch heute wohl überall in der Freideutschen Jugend als stillos abgelehnt wird. Und ebenso offenbar dürfte ihm sein, daß wir nicht aus muckerischen Beweggründen zu unserm neuen Lebensstil gekommen sind, daß wir uns ihn vielmehr in durchaus jasagender Stimmung erarbeitet haben. Daß es in der Freideutschen Jugend auch einen engherzigen, finsterblickenden, muckerischen Menschenschlag gibt, würde ich leugnen, wenn er mir nicht doch schon begegnet wäre. Aber auf jeden Fall ist er doch so erfreulich dünn gesät, daß Blüher sich durch solche Ausnahmen nicht zu seiner geringschätzenden Bemerkung hätte verleiten lassen dürfen.

Der in stolzer Selbstzucht gewonnene herbe Lebensstil der Freideutschen Jugend ist nicht Ausfluß einer muckerischen Gesinnung. Solche männlich harte Lebensart hat Nietzsche als die praktische Asketik der Hellenen gepriesen: „. . . alle antike Philosophie war auf Simplizität des Lebens gerichtet und lehrte eine gewisse Bedürfnislosigkeit . . . In diesem Betracht haben die wenigen philosophischen Vegetarier mehr für die Menschen geleistet, als alle neueren Philosophen; und solange die Philosophen nicht den Mut gewinnen, eine ganz veränderte Lebensweise zu suchen und durch ihr Beispiel aufzuzeigen, ist es nichts mit ihnen."

Nietzsche, dieser auch von Blüher verschiedentlich erwähnte große Denker, dieser wahrhaft dionysische Mensch, der als Verherrlicher der Freundschaft einen Ordensbund höherer Menschen erstrebte, dieser begnadete Fürsprech einer männlichen Gesellschaft, hat die moderne, phrasenhafte, süßliche Wirtshausgeselligkeit ebenso kräftig gegeißelt wie die Attentate muckerischer Finsterlinge, die das Leben in seiner Fülle und seinem Reichtum immer wieder beschmutzen und verdächtigen müssen. Immer wieder hat sich Nietzsche gefragt, weshalb gerade die Deutschen stets die Verzögerer der Kultur sein mußten, immer wieder hat er sich seine schwermütigen Gedanken darüber gemacht, was der deutsche Geist hätte sein können: „Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt? . . . Wie viel verdrießliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, wie viel B i e r ist in der deutschen Intelligenz! Wie ist es eigentlich möglich, daß junge Menschen, die den geistigen Zielen ihr Dasein weihen, nicht den ersten Instinkt der Geistigkeit, den Selbsterhaltungsinstinkt des Geistes in sich fühlen — und Bier trinken? . . . Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt?" Und auch Eros bekam da Gift zu trinken — „er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster".

Wenn nun Blüher (I, 187) die Meinung vertritt, Alkohol beseitige Hemmungen und stehe so gleich allen Betäubungsmitteln im Dienste der männlichen Gesellschaft, so dürften ihm unsere freideutschen Kreise zur Genüge zeigen, daß es auch ohne solche Dienste zu schönster Blüte reiner männlicher Gesellschaft kommen kann. Aber gerade hier befinden wir uns an einem wesentlichen Angelpunkt des ganzen Problems. Gerade diese vom Alkohol hervorgerufene Entartung des Eros ist mit am Verfall der männlichen Gesellschaft schuld. Diesen Grund moderner Verweichlichung mit Instinktsicherheit erkannt zu haben, ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das nicht ausschließliche Verdienst der Freideutschen Jugend. Darauf ist dieses „Muckervolk" stolz. Und es bedankt sich bestens dafür, deswegen von Blüher mit einem mitleidigen Achselzucken abgetan zu werden.

Walter Hammer.

Volkshochschule.

Krieg. Politik. Klassenkampf. Neue Ideen ringen nach Klarheit. Fanatiker kämpfen mit Waffengewalt um den Sieg für ihre überspannten Ziele. Viele aber sehnen sich nach friedlichem Kampf, denn sie verachten das Werk der Waffen. Wer die Erlösung und das Heil von einer wirtschaftlich-sozialen Reform nicht erwartet und dennoch heute den Mut nicht verliert, richtet seine Hoffnung auf die Neugestaltung der Erziehung,

Und wirklich, sein Glauben wird bestärkt durch die vielen Beweise regster Anteilnahme aller Kreise. „Freie Bahn dem Tüchtigen" und „Einheitsschule" sind geläufige Worte ernsten ehrlichen Willens. Man möchte noch einmal sechs Jahre alt sein und von vorne beginnen können.

Auch die freudigste Zustimmung und Bejahung dieser blutnotwendigen Neugestaltung der Erziehung darf eine Gefahr nicht verkennen: die Entseelung des Volkes. Der geistige Reichtum darf nicht nur wenigen Begabten, Fähigen, Intellektuellen erschlossen werden, sondern muß allen erreichbar sein. Wissenschaftler und Akademiker können aber nicht alle im Volke werden. Welches ist nun der Weg, um das werktätige Volk in seiner ganzen Breite zu erfassen und seine Bildung, die seelische, zu vertiefen.

Es gilt eine neue Volksbildung zu schaffen. Eine Lehre, durch welche die seelische Begabung der Jugend geweckt und gestärkt wird.

Nicht eine Vermittelung sogenannter allgemeiner Bildung, nicht fremdsprachliche Vokabeln, Geschichtszahlen, komplizierte mathematische Regeln oder hohle Schwätzereien auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie, auch nicht der Abklatsch einer Gelehrtenbildung, — sondern das Wesen, den Kern, die Wahrheit. „Nicht Gebildete, sondern Geistige; nicht Literaturgeschichte, sondern Erlebnis der Dichtung; nicht Geschichtswissenschaftler, sondern Menschen, die Ehrfurcht haben vor dem Gang der Jahrtausende." Dies sind Richtlinien, wie sie Ed. Weitsch in seiner Schrift: „Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten" (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, Preis 1 Mk.) niedergelegt hat.

Stärkt die seelische Begabung, weckt die Freude am Schönen, und die Liebe zur Menschheit wird sich durch die Tat beweisen und das Gute wird um seiner selbst willen getan werden!

Helft den Gedanken der Volkshochschule verbreiten. Helft, daß er nicht in die Jugend von außen hineingetragen wird und parteipolitischen, konfessionellen oder sonstigen Interessengruppen als Seelenfang dient, sondern daß er aus der Jugend selbst erwächst, aus der Sehnsucht nach dem reinen Menschentume. Regt die Gründung von Arbeiterjugendheimen und Nestabenden an und wirkt im freideutschen Geiste.

Die Gründung einer Volkshochschule in diesem Sinne, der Pestalozzi-Volkshochschule, ist vorbereitet. Sobald die Mittel zusammen sind, wird voraussichtlich in Thüringen die Schule gebaut und mit dem Unterricht begonnen. Eine Organisation der werktätigen Jugend ist im Entstehen begriffen, die sich als nächste Aufgabe die Verbreitung der Volkshochschulidee stellt und als weiteres Ziel eine Erziehungsgemeinschaft im Sinne der freideutschen Jugend und ähnlichen Bewegungen anstrebt. Später sollen ehemalige Volkshochschüler dafür gewonnen werden und in ihrem Kreise die Führung übernehmen*).

Hermann Flach.

*) Wer Anteil nimmt an dieser Bewegung innerhalb der werktätigen Jugend und mitarbeiten will, wende sich an den Verfasser. Er gibt gerne weitere Auskunft. Hermann Flach, Mehlis (Thür.).

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 9 1. Maiheft 1919

Zweierlei.

Der „Bund Neues Vaterland"*) hat auch den „Vortrupp" um Zustimmung zu seinem bekannten Aufrufe ersucht. Der Aufruf lautet so:

Aufruf,
der von Kulturvereinen ganz Deutschlands und von Einzelpersonen unterzeichnet werden soll.

Vier Kriegsjahre haben bewiesen, daß im modernen Leben zur Lösung wirtschaftlicher und politischer Konflikte der Appell an die Waffen keine Klärung bringt, sondern im Gegenteil, immer schlimmere Verwirrung anstiftet, vor allem aber unersetzliche Menschenleben und ungeheure Kulturgüter vernichtet.

Diese Erfahrung gilt für das internationale, wie für das nationale Leben. Wir verlangen und brauchen Pazifismus auch in der inneren Politik!

Wir fordern deshalb alle Menschen, die guten Willens sind, auf, in gemeinsamer Front mit ganzer Kraft dafür einzutreten, daß die roten und weißen Garden zurückgenommen werden, damit der Bürgerkrieg aufhört, der Deutschland dem völligen Untergang entgegentreibt. Die Regierung und die Terroristen von rechts und links müssen durch die öffentliche Meinung gezwungen werden, den Weg der Verhandlungen zu beschreiten.

Die Soldaten sind nicht dazu da, um politische Fragen zum Austrag zu bringen, sondern lediglich, um als Polizeitruppe zu dienen.

Fort mit der Gewalt! Wir wollen nicht im Bürgerkrieg verbluten! Wir fordern Verhandlungen!

Bund Neues Vaterland.

Darauf habe ich geantwortet:

Hamburg, 9. April 1919.

Meine sehr geehrten Herren!

Dem Vortrupp ging Ihr „Aufruf" zu, „der von Kulturvereinen ganz Deutschlands und von Einzelpersonen unterzeichnet werden soll". Darf ich dazu sehr ergebenst das Folgende bemerken:

Der Vortrupp vertritt, wie Ihnen bekannt ist, für das internationale Leben ausgesprochenermaßen den Pazifismus, das heißt, die Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie und ihre Ersetzung durch eine Rechtsordnung zwischen den Völkern (wobei er es selbstverständlich ablehnt, diese Bestrebungen mit deutschen „Schuldbekenntnissen" zu verquicken).

*) Berlin W 62, Kurfürstenstraße 125.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß wir infolgedessen auch für „Pazifismus in der inneren Politik" sind, ist ja ganz selbstverständlich; gegen solchen Pazifismus kann ja überhaupt nur jemand sein, der die Anarchie auch in den einzelnen Staat hineintragen will.

Ihren Aufruf mit zu unterschreiben aber sehen wir uns nicht in der Lage: Dieser Aufruf begeht unsrer Meinung nach die schwere Ungerechtigkeit, die Regierung und die Terroristen auf eine Stufe zu stellen und der Regierung und den Regierungstruppen eine Mitschuld an den Zuständen des gegenwärtigen Bürgerkrieges aufzuladen. Eine solche Mitschuld der Regierung und der Regierungstruppen leugnen wir ganz unbedingt: Die Regierung hat ja mit einer Langmut, die nach einer wohl hörenswerten Meinung sogar zu weit gegangen ist, immer wieder versucht, die Terroristen durch Verhandlungen vernünftig zu machen. Die Terroristen haben aber solche Verhandlungen nie gewollt, und können sie auch gar nicht wollen, weil sie eben Terroristen sind. Ist Ihnen das Programm des Spartakus-Bundes nicht bekannt, mit seiner Forderung, daß „die millionenköpfige Proletariermasse die ganze Staatsgewalt mit ihrer schwieligen Faust ergreife, um sie, wie der Gott Thor seinen Hammer, den herrschenden Klassen aufs Haupt zu schmettern" und mit seinen programmatischen Schlußworten „Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust!"? Wissen Sie nicht, daß Karl Liebknecht vor Beginn des von ihm veranstalteten Putsches, in dessen Verlauf er dann umkam, denen, die ihm entgegenhielten, wieviel Blut sein Vorhaben wieder kosten werde, kalt erwidert hat: „Hier entscheiden nicht Gefühle, sondern politische Tatsachen"? Sehen Sie nicht jetzt wieder in München, im Ruhrgebiet, in Magdeburg, wie die Terroristen gar nicht daran denken, etwas andres zu tun, als äußerste Gewalt auszuüben, ohne jede Rücksicht darauf, daß sie damit nicht nur an Ort und Stelle Menschenleben und Güter vernichten, sondern ganz Deutschland dem Abgrunde des Hungertodes zutreiben?

Was kann unter solchen Umständen die Regierung Andres tun, als mit aller Kraft danach streben, diese Gewalt, die für jeden Versuch, sie mit Vernunft zu behandeln, nur Hohn hat, niederzuwerfen? Worauf anders kann irgendeine Hoffnung Deutschlands und der Deutschen, weiter zu leben, beruhen, als darauf, daß die Regierung der ganz sinnlosen und ganz frivolen Gewalt der Terroristen Gewalt entgegensetzt?

Wir halten es für eine Ehrenpflicht, uns gerade bei dieser Gelegenheit mit aller Entschiedenheit zu dem Reichswehrminister Noske zu bekennen, der unsres Erachtens gegenwärtig der Mann ist, der zwischen Deutschland und dem Untergange steht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Hermann M. Popert,
Herausgeber des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Alkohol im Weltkrieg.

I. Die Schuld.

Als im September des ersten Kriegsjahres jähe Schicksalswende dem siegreichen Vorwärtsstürmen unserer Heere im Westen Einhalt gebot, da raunte man sich hie und da eine Vermutung zu, die, hätte sie sich in die Öffentlichkeit gewagt, ganz sicher den Fluch der Lächerlichkeit, wahrscheinlich aber noch Schlimmeres zu tragen gehabt hätte: daß nämlich der überraschende Umschwung der Lage zum Teil auf die Rechnung der durch überreichlichen Weingenuß in der versuchungsreichen Champagne verschuldeten Minderung der Leistungsfähigkeit unserer Truppen zu setzen sei. Inwieweit diese Vermutung begründet ist, vermag natürlich der Uneingeweihte nicht zu beurteilen. Gewiß ist nur, daß sie eine Stütze an einem ähnlich gearteten Vorfall aus späterer Zeit findet, von dem noch die Rede sein wird. Aber ebenso gewiß ist es, daß sie auch heute noch als Ungeheuerlichkeit und als Versündigung am deutschen Volksgeist allen denen erscheinen wird, die nichts von der Rolle wissen, die der Alkohol im Weltkrieg gespielt hat und die viel trauriger ist, als sich die meisten träumen lassen. Denn leider muß es gesagt werden: die bekannt gewordenen Tatsachen sind so zahlreich und so belastend, daß sie recht wohl gegen den Vorwurf ungehöriger Verallgemeinerung von Einzelerscheinungen sichern können. Möchten von diesem Gesichtspunkt aus die folgenden Ausführungen betrachtet werden, die einen kleinen Ausschnitt aus dem unerfreulichen Kapitel bieten und sich fast ausschließlich auf deutsche Verhältnisse erstrecken sollen.

An der Schwelle des Krieges stand eine neuartige Erscheinung, die von den einen als günstiges Vorzeichen mit Freude, von andern als Gefahr für ihre Gewohnheiten oder ihren Vorteil mit Unbehagen oder Entrüstung angesehen wurde, die Alkoholfreiheit der Mobilmachung. Überraschend kam sie sicher den meisten. Wohl war sie nur der folgerichtige Schluß aus den Gedanken der Kaiserrede von Mürwick, wohl hatte die langjährige Friedensarbeit der Alkoholgegner, gestützt auf Wissenschaft und Erfahrung, für eine Umwandlung der früheren Anschauungen den Boden bereitet, wohl war Rußland schon mit dem einschneidenden Mittel des völligen Alkoholverbots für die Dauer des Kriegs vorangegangen. Trotzdem schien aber die Alkoholpolitik der maßgebenden Kreise auf eine so entschiedene Haltung nicht eingestellt. Nun war's doch geschehen, und der Erfolg war glänzend. Ohne Reibung arbeitete das ungeheure Rädergetriebe der Kriegsrüstung, und nirgends sah man jene häßlichen Bilder, von denen Reisende, die aus den Ländern unserer österreichischen Bundesgenossen kamen, so angewidert worden waren.

Aber es sollte sich nur zu bald zeigen, daß der alkoholfreie Kriegsanfang, der das törichte Gerede von der Untrennbarkeit von Begeisterung und Alkohol gründlich Lügen strafte, nur ein Vorspiel war, dem keine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichgeartete Fortsetzung entsprach. Ob je die Absicht bestanden hat, diesem Anfangszustand Dauer zu verleihen, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich ist es nicht. Mußte man sich doch sagen, daß mit dem unvermeidlichen Abflauen der anfänglichen Begeisterung sich auch ein stetig wachsendes Verlangen nach den gewohnten Friedensgenüssen einstellen würde, das nur dann ohne bedenkliche Schädigung der Stimmung ungestillt bleiben konnte, wenn auch der Blödeste einsehen mußte, daß seine Befriedigung entweder unmöglich oder gefährlich war. Der Nachweis der Unmöglichkeit war aber für den Alkohol völlig ausgeschlossen, und zum Nachweis der Gefährlichkeit war es zu spät. Dazu hätte es einer langen und nachdrücklichen Arbeit v o r dem Kriege bedurft. „Die Alkoholbekämpfung", so schrieb ein hoher Offizier im ersten Kriegsjahre sehr richtig, „ist eine Friedensarbeit wie die Ausrüstung der Truppen. Was im Frieden verabsäumt oder nicht erreicht ist, läßt sich während des Krieges schlecht nachholen. Immerhin muß das Menschenmögliche versucht werden."

Aber das Menschenmögliche ist nicht versucht worden, wenigstens nicht von den Stellen, die noch am wirksamsten hätten eingreifen können und müssen, um durch Sammlung und Schonung der Volkskraft die Aussichten auf Sieg über die feindliche Übermacht zu vergrößern. Sie haben, wie noch gezeigt werden soll, zwar manches getan, aber längst nicht genug und meist nur lau. Und so kam, was kommen mußte.

Die ersten Meldungen über alkoholische Ausschreitungen, so schmerzlich sie berührten, und so sehr sie auch den gehegten Erwartungen widersprachen, hinterließen noch keinen bleibenden Stachel. Stand doch hinter ihnen der Trost, daß ein Millionenheer auch Menschen ohne innere und äußere Zucht fassen mußte, sodann auch die Hoffnung, daß die gemeldeten Fälle bedeutungslose Ausnahmen bleiben würden. Aber die Nachrichten häuften sich, und so fielen bald Trost und Hoffnung in sich zusammen.

Den meisten Anlaß zu scharfem Urteil gab das Treiben in den E t a p p e n, das übrigens nicht nur im Hinblick auf den Alkohol während des ganzen Kriegs ein Stein des Anstoßes geblieben ist. Von irgendwelcher Beschränkung des Verbrauchs geistiger Getränke war tatsächlich bald nicht mehr die Rede. Wein und Bier standen den danach Verlangenden in großen Mengen zur Verfügung, und auch der Branntwein brauchte sich nur zeitweilig eine Zurückdämmung gefallen zu lassen. Daß es bei einem derartigen Zustande häufig zu den wüstesten Auftritten kam, kann um so weniger wundernehmen, als ja für das verhältnismäßig gesicherte und mit Arbeit nicht gerade belastete Etappenleben der wohltätig hemmende Einfluß eines geordneten Familienverkehrs nicht in Betracht kam und es sich daher in der Hauptsache in Kantinen und Kasinos abspielte. Um sich aber die entnervende Wirkung einer derartigen, lange Zeit fortgesetzten Lebensweise auszumalen, dazu bedarf es keiner besonders starken geistigen Gestaltungskraft. Dasselbe gilt übrigens, wie gleich hier mit erwähnt sein

mag, vom Leben auf den Schiffen und in den Hafenorten, von dem ebenfalls recht schlimme Dinge berichtet wurden. Es ist also auch gar nicht weiter erstaunlich, daß die uns in der Heimat leider nur allzu bekannten Begleiterscheinungen überreichlichen Alkoholgenusses sich auch draußen einstellten, von der geradezu beängstigenden Zunahme der Geschlechtskrankheiten, die der Zahl nach ganze Armeekorps den Lazaretten überlieferten, von Ruhestörungen und Schlägereien an die ganze Stufenleiter hinauf bis zu den schon im Frieden mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen, z. B. der Mißhandlung und Tötung von Vorgesetzten und der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen. „Was der Alkohol hier anrichtet, wissen nur die Kriegsgerichte", lese ich in einem Briefe nach dem Bericht über die standrechtliche Erschießung zweier „prächtiger Burschen", die in der Trunkenheit einen Leutnant getötet hatten, der sie nach dem Zapfenstreich in einer Kneipe abgefaßt hatte. Dazu stimmt auch die Behauptung von mehr als einem Gerichtsoffizier, daß an den meisten Fällen militärischer Vergehen und Verbrechen der Alkohol die Schuld trage. Und nach den Erfahrungen früherer Zeiten muß man annehmen, daß diese Offiziere durchaus berechtigt sind, die Erfahrungen ihrer gerichtlichen Tätigkeit zur Grundlage eines allgemeinen Urteils zu machen. Es leuchtet ja auch ohne weiteres ein, daß bei der jedem Soldaten bekannten Strenge der Militärstrafgesetze gerade schwerere Verstöße gegen sie nur höchst selten bei klarem Bewußtsein begangen worden sind. Selbst die größte Erbitterung über ein ihnen angetanes vermeintliches oder wirkliches Unrecht wird sich bei nüchternen Leuten nur in seltenen Fällen in Gewalttaten umgesetzt haben.

So bot das Bild, das in Briefen und Gesprächen von dem Treiben hinter der Front gezeichnet wurde, der dunklen Schatten genug. Es wurde auch nicht lichter, wenn man den Blick auf die richtete, die durch ihre Stellung berufen waren, den Mannschaften in jeder Beziehung zum Vorbild zu dienen, auf die Offiziere. Im Gegenteil. Die Beobachtung eines Feldgeistlichen, daß der Alkoholmißbrauch unter den Offizieren viel stärker verbreitet sei als unter den Mannschaften, war zwar äußerst betrüblich, wurde aber von den verschiedensten Seiten her bestätigt. Natürlich wäre es ein ebenso törichtes wie ungerechtes Unterfangen, auf Grund solcher Anklagen ein allgemeines Verdammungsurteil zu fällen. Es gab genug Offiziere, an die dieser Vorwurf ebensowenig heranreichen konnte, wie alle die maßlos übertriebenen Beschuldigungen, die jetzt wegen der Schuld eines Teils gegen die Gesamtheit geschleudert werden. Immerhin ergibt aber schon das, was allein mir vorliegt, ein Bild von unzweideutig häßlicher Färbung, angesichts dessen es nicht angeht, sich hinter das rettende Bollwerk der Ausnahmefälle zu flüchten. Dabei traten aber als Ankläger nicht etwa nur Mannschaften auf, die Mißtrauen oder vorsichtig wägendes Urteil leicht als befangen ablehnen könnte, sondern auch Geistliche, Ärzte und Offiziere selbst. So schrieb u. a. schon im Oktober 1914 ein Stabsarzt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Vorgesetzte geben die schlechtesten Beispiele. — Es ist leichter, Franzosen zu bekriegen als diese Zustände." Ferner im Juli 1915 ein norddeutscher Regimentsadjutant: „Der Alkoholgenuß der Offiziere ist hier im Stellungskriege mindestens genau so stark wie in der Garnison; bei jeder Gelegenheit wird getrunken, beim Abschied, bei der Begrüßung, bei der Beförderung, beim Geburtstage, bei einer Ordensverleihung; und wenn gerade ein so willkommener Grund fehlt, dann wird eben in empörend geschmackloser Weise ein ‚stiller Trunk zum Gedenken an den oder den gefallenen Kameraden' getan."

Also Trinksitte draußen wie drinnen! Und zwar noch verstärkt durch das Hinzutreten der den Berufsoffizieren an Zahl weit überlegenen Offizieren der Reserve und Landwehr, die zum großen Teil akademischen Kreisen entstammten und die dort liebevoll gepflegten Trinkbräuche auch auf das neue Arbeitsgebiet verpflanzten, Bräuche, die zur Mäßigkeit ebenso passen, wie die Faust aufs Auge. Einwandfreie Beweise hierfür brachte u. a. die „Deutsche Korpszeitung" in großer Anzahl. Da las man von feuchtfröhlichen Abenden, sogar von Kommersen, die bis tief in die Nacht hinein dauerten, sich nicht selten sogar bis zum frühen Morgen ausdehnten, „bis auch der letzte Tropfen vaterländischen Bieres seine Bestimmung erfüllt hatte", man las von donnernden Schoppensalamandern auf den Kaiser und andere namhafte Personen, auf das Korps oder auch zu Ehren eines gerade im Brennpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden Ereignisses, sowie von andern Anwendungen des studentischen Komments. Besonders bemerkenswert ist es, daß solche Zusammenkünfte nicht nur in der Etappe, sondern auch in unmittelbarer Nähe des Feindes stattfanden und daher hie und da in unliebsamer Weise unterbrochen wurden. Meist fanden sie im Westen statt; doch auch der Osten bekam seinen Teil. Vor etwa zwei Jahren war in der „Kieler Zeitung" die begeisterte Schilderung eines S.-C.-Abends zu lesen, der in den Karpathen in einer Höhe von mehr als 1400 Metern abgehalten worden war und durchaus das Gepräge eines heimatlichen Kneipabends getragen haben mußte. Eine bezeichnende Stelle aus dieser Schilderung mag das erhärten: „So verlief das Fest wie einer der schönsten Kneipabende aus unserer Studentenzeit. Einige Abwechselungen ergaben sich aus den veränderten Verhältnissen, so z. B. daß gelegentlich in Anbetracht der abnormen Kälte aus Gesundheitsrücksichten ein Schnaps eingeschoben wurde. Die Füchse wurden hervorragend geführt. In vorgerückter Stunde gingen sie sogar unter Führung ihres Fuchsmajors schneidig zum Angriff gegen einen Alten Herrn vor — es kam zu einem Biergericht (!) unter Leitung des Ehrenvorsitzenden."

Die Füchse werden natürlich militärisch untergebene Korpsbrüder gewesen sein, die als solche die „Pflicht" des Saufens nicht als Vergewaltigung ihrer Persönlichkeit empfunden haben können. Denn: Volenti

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

non fit iniuria*). Aber dieser Rechtsgrundsatz des alten Ulpian ist nur zu oft in sein Gegenteil umgebogen worden, da unter Mißbrauch der Dienstgewalt auch solche jungen Leute gezwungen wurden, gegen ihre Neigung oder ihre Grundsätze zu handeln, die dem Alkohol nur in bescheidenen Grenzen oder überhaupt nicht huldigten. Gerade über diese Knechtung des Willens ist oft bittere Klage geführt worden, die zuweilen einem Verzweiflungsschrei täuschend ähnlich klang. Und es war in der Tat arg, was man las. Mag auch die fast sadistische Roheit eines stark trinkenden Oberleutnants, der im Offizierskasino zwei Offiziersanwärter die unerhörte Menge von 43 und 47 Schnäpsen trinken ließ, „um in der Trunkenheit ihren Charakter kennen zu lernen", wirklich einmal in das Bereich der Ausnahmen gehören, jedenfalls steht fest, daß die Nervenkraft der meist noch im Entwicklungsalter stehenden zukünftigen Offiziere in geradezu unsinniger Weise durch die von Vorgesetzten veranlaßten alkoholischen Ausschreitungen vergeudet wurde, während sie doch bei den bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit gesteigerten Anforderungen aufs sorgsamste hätte geschont werden müssen. Aus den zahlreichen Zeugnissen, die sich im wesentlichen alle ähneln, greife ich nur eins heraus, den Brief einer Dame, die um des achtzehnjährigen Sohnes einer Freundin willen, dringend die Beseitigung schreiender Mißstände forderte. Der junge Mann, so schrieb sie, habe aus der Reservestellung, in die seine Truppe zur Erholung eingerückt sei, über den Dienst in dieser Zeit geschrieben und habe dann fortgefahren:

„Dann um 6 Uhr abends kommt der schwerste Teil des Dienstes**), das Essen im Kasino. Wir müssen bleiben, bis der Kompanieführer geht. Der Oberst, der Major sind oft schon lange fort, aber der Kompanieführer bleibt bis 12 oder bis um 3 Uhr morgens. Trinken müssen wir natürlich auch mit. Nur Wasser dürfen wir nicht trinken, denn wir werden traktiert und müssen es erwidern. — Um 6 Uhr morgens geht der Dienst wieder an. Glücklicherweise kommen wir bald wieder auf lange in den Schützengraben, da sind wir vor diesem Dienst sicher."

Also Schlafmangel und Trinkzwang zugleich, ein würdiges Schädlingspaar! Da ist es kein Wunder, daß sogar der schwere Schützengrabendienst einem solch armen Jungen als Erlösung erschien.

Hier liest man wenigstens nichts von dem mit dem Saufen so oft vergeschwisterten Lärm und groben Unfug aller Art, wie dergleichen anderwärts oft vorgekommen ist. Ein besonders krasser Fall von alkoholischer Roheit wurde mir vor einigen Jahren von einem Augenzeugen, einem durchaus glaubwürdigen (nichtenthaltsamen) Vizewachtmeister der Reserve erzählt. Bei seiner Abteilung hätten ein Offizier, ein Oberveterinär und ein Vizewachtmeister bei ihren Gelagen wie die Vandalen gehaust. Sie

*) Wer etwas selbst will, dem geschieht damit kein Unrecht.
**) Vom Verf. gesperrt.

hätten in der Trunkenheit wiederholt ihr Quartier verwüstet und das Geschirr zertrümmert. Einmal hätten sie sogar die brennende Lampe zum Fenster hinausgeworfen, und der dabei entstandene Brand sei nur mühsam von den herbeigerufenen Burschen gelöscht worden. Den Ofen hätten sie mit Hammer und Meißel völlig zerstört, auf dem Flügel hätten sie mit den Füßen herumgehämmert, ihn vollständig zertrümmert und dann unter frechen Scherzen beerdigt. Sogar scharf hätten sie geschossen, so daß sich die Burschen hätten flüchten müssen.

Ob dieser Vorfall zur Kenntnis der einheimischen Bevölkerung gelangt ist, weiß ich nicht. Anderwärts ist aber Ähnliches genug beobachtet worden, und das anstößige Benehmen eines nicht geringen Teiles unserer Offiziere hat unsern Ruf im Ausland arg geschädigt und der dort von jeher herrschenden Ansicht, daß wir mit dem Alkohol auf einem zu vertrauten Fuße ständen, neue Nahrung zugeführt. Aber noch verhängnisvoller war der Eindruck, den die eigenen Leute erhielten. Immer und immer wieder dasselbe Lied: Das schlechte Beispiel der Offiziere ermuntert die Mannschaften zu gleichem Tun und erbittert sie zugleich, da die Nachahmung ihre Grenze findet an der ungleich geringeren Möglichkeit, sich die begehrten Genüsse ebenfalls zu verschaffen. Es erbittert sie auch die schlechte und ungerechte Behandlung, die sie von manchen betrunkenen oder in ihrem Katzenjammer sehr reizbaren Vorgesetzten erfahren. „Viele sind dadurch sehr erbittert, daß sie alle Härten und Schwierigkeiten ertragen, alle Dienste und Arbeiten versehen müssen, dabei meist so geringschätzig und willkürlich behandelt werden. So müssen diejenigen, die nach Alkohol schmachten, zusehen, wie die Offiziere allein alkoholische Getränke kaufen und genießen", so schrieb mir einst ein einfacher Landwehrmann. Und ein Oberstabsarzt versicherte, die Stimmung sei, wie ihm von mehreren Seiten mitgeteilt worden sei, so, daß die Leute unter sich einfach erklärten, sie wollten die neue Kriegsanleihe nicht mehr zeichnen, weil sie zu einem großen Teil dazu diene, den Offizieren ihre hohen Gehälter auszuzahlen, die sie dann in den Etappen, in den Kasinos dort und mit liederlichen Frauenzimmern in Wein, Bier und Sekt verpraßten. Und sie sähen, wie das Beispiel der Offiziere auf die Untergebenen bereits ansteckend wirke, daher die vielen Geschlechtskrankheiten, Unterschlagungen, Insubordinationen, Schlägereien, Mord und Todschlag. In einzelnen Etappenkasinos werde derart gekneipt, daß einmal in der Woche die Herren meist um 3 Uhr nachts endlich gröhlend das Lokal verließen und ihre Schlafstätten aufsuchten. — Das sind schwere Anklagen, und nicht wenige werden sich aufs heftigste sträuben, sie als berechtigt anzuerkennen. Doch es ist sinnlos, nach Art des afrikanischen Riesenvogels den Kopf in den Sand zu stecken, um der unerbittlichen Wahrheit nicht ins strenge Antlitz sehen zu müssen.

Aber die Ärzte? Wo blieben sie? Mußten nicht gerade sie nach der Forderung der Kriegs-Sanitäts-Ordnung „dem Beschränken des Alkoholgenusses — die ernsteste Aufmerksamkeit" zuwenden?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wissenden lächeln über eine derartige Frage: es ist das Lächeln der Männer vom Bau. Wohl mahne ich auch hier wieder: Man hüte sich vor unbilliger Anklage gegen die Männer, die mit Einsetzung aller ihrer Kraft oft unter Lebensgefahr ihr Bestes hergaben im Dienste der schwerleidenden Verwundeten und Kranken! Aber ich tue ihnen doch wohl kaum Unrecht, wenn ich die Behauptung eines Militärarztes, die meisten kännten wahrscheinlich gar nicht die Ziffer 416 der Kriegs-Sanitäts-Ordnung, nicht anzweifele. Versagen doch, wenn es sich um den Alkohol handelt, oft auch die Tüchtigsten, geschweige denn jene, deren Handeln im späteren Leben von der Erinnerung an eine feuchtfröhliche Studentenzeit noch immer bestimmt wird. Gewiß, ein so empörender Fall wie der, daß einem Schwerkranken, der dringend nach Eis verlangte, dieser Wunsch abgeschlagen wurde mit der schamlosen Begründung, die Herren Sanitätsoffiziere brauchten jetzt das Eis zum Kühlen ihres Sekts im Kasino, mag vereinzelt dastehen. Hoffentlich wenigstens. Aber im hohen Grade bedauerlich ist es doch, daß gerade die Ärzte nicht „das Menschenmögliche" taten, um dem immer tiefer fressenden Krebsschaden zu Leibe zu gehen, teilweise sogar durch ihr Verhalten selbst zu Mitschuldigen wurden. Das war aber doppelt gefährlich, weil hinter den Ärzten jederzeit die achtunggebietende Gestalt der Wissenschaft zu stehen scheint, und weil vielen Außenstehenden die Fähigkeit abgeht, von der Summe der wissenschaftlichen Kenntnisse die oft recht reichlich bemessene menschliche Schwachheit in Abzug zu bringen.

Natürlich machte das Übel in der Etappe nicht halt. Es fraß weiter nach vorn, fraß sich bis in die vordersten Schützengräben hinein. Wie konnte es auch anders sein, da die menschliche Natur sich immer und überall gleich bleibt und danach drängt, über eine Zwangslage hinaus zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu kommen! Und mißgeleitete Liebestätigkeit oder Geschäftssinn kam diesem Streben in weitgehendem Maße zu Hilfe. In Massen gingen geistige Getränke hinaus, vom kleinen Päckchen Schnaps an, die sorgende Liebe zur „Erwärmung" und „Stärkung" hinaussandte, bis zu den Wagenladungen der Brennereien und Brauereien, nach deren Ankunft es zuweilen hoch herging wie „bei einem Bockbierfest". Und das dicht am Feinde! Dazu kam noch die zeitweise ganz unbeschränkte Möglichkeit, sich die ersehnte Herzstärkung zu verschaffen, entweder beim Marketender, der meist überhaupt fast nichts anderes zu verkaufen hatte als Tabak und geistige Getränke, oder in den Kantinen der einzelnen Abteilungen, die, wie ein glaubwürdiger Gewährsmann mitteilte, bei Einkäufen von Nahrungsmitteln von den großen Etappenkantinen genötigt wurden, gleichzeitig einen größeren Posten geistiger Getränke mit abzunehmen, z. B. bei 10 Pfund Butter 100 Flaschen Wein. Kann man sich da wundern, wenn hier ein Betrunkener durch sein Gröhlen und Lärmen den 200 m entfernten Feind aufmerksam machte, der darauf mit einem Geschoßhagel auf die bis dahin unbemerkt Arbeitenden ant-

wortete, wenn dort Horchposten einschliefen und dadurch das Leben der ihrer Wachsamkeit anvertrauten Kameraden aufs schwerste gefährdeten, wenn trunkene Abteilungen überfallen und niedergemacht wurden, wie einmal im Westen eine von 70—80 Mann nach einer Zecherei zu Ehren von Kaisers Geburtstag, im Osten eine ganze Kompanie, der ihr Hauptmann zur Feier des siegreichen Vordringens 1915 so reichlich Schnaps hatte verabreichen lassen, daß sie samt ihren Offizieren schwer betrunken z. T. in den Straßengräben lag und vom Herannahen der Russen nichts merkte? Wie viele Tragödien dieser Art mögen sich abgespielt haben, deren Ursache ganz wo anders gesucht wurde als dort, wo sie wirklich lag, beim Alkohol! Es müßte doch nachgerade sattsam bekannt sein, daß dieser die feinsten seelischen und geistigen Tätigkeiten am frühesten und am meisten schädigt, und doch führten ihn sogar Unterseeboote mit sich, wie aus dem „Kriegstagebuch U 202" des Kapitänleutnants Freiherrn v. Spiegel zu ersehen — und zwar nicht nur als Heilmittel! —, und doch sagten sich auch die Flieger nicht von ihm los, für die doch ein einziger Augenblick des Versagens der seelischen oder körperlichen Kraft den Untergang bedeuten konnte! Immelmanns Beispiel scheint, wenn man nach H. Gockels Aufsatz „Zwischen Wolken und Wasser" (Tägl. Rundschau, 3. Januar 1916) urteilen darf, nicht zur Nachahmung angereizt zu haben.

Unheil über Unheil, wohin man auch sieht. Daß aber die Wirkung alkoholischer Genußgier noch weit über den Kreis der für das Ganze — scheinbar! — belanglosen Einzelschäden hinausreicht, ist für den Denkenden an sich schon sehr glaublich, geht aber meines Erachtens unwiderleglich aus einer dienstlichen Kundgebung hervor, die ich dem Briefe eines Offiziers vom September vorigen Jahres entnehme. Die Briefstelle, die auch denen zu denken geben mag, die für die eingangs erwähnte Vermutung nur Spott oder Entrüstung übrig haben, lautet: „In einem Befehle, der nach dem Lesen sofort vernichtet werden sollte, stand: ‚Unsere bei Amiens, Albert und Soissons gut fortschreitende Offensive kam zum Stehen, weil die Soldaten von dem erbeuteten Alkohol sinnlos betrunken waren und ihren Führern nicht mehr gehorchten.' Daß das in einem Befehle steht, ist viel. Es war aber auch viel, was da passierte. Die Sache bei Amiens habe ich teilweise selbst mit erlebt, und von Soissons habe ich kaum Glaubliches erzählen hören (von Nicht-Alkoholgegnern!). Wer bedenkt, was uns das gekostet hat! Erstens direkt an Menschen und zweitens indirekt an Erfolg! Denn es ist gar nicht auszudenken, wie alles anders gekommen wäre, wenn wir im März/April Amiens gekriegt hätten. — Eine deutsche Offensive kann der Gegner nicht einfacher und billiger aufhalten, als daß er einige Fässer Wein oder Branntwein auf die Straße stellt. Das haben mir wiederholt und unaufgefordert Alkoholfreunde gesagt. Die Truppe ist durch keine Strafe, keine Drohung, selbst nicht durch den Revolver weiterzukriegen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übertrieben ist an dieser Schilderung nichts, das beweist der Befehl; und auch von andern Seiten wird von den entsetzlichen Schäden berichtet, die das Trinken bei und nach der Offensive im Frühjahre 1918 angerichtet hat. So ist es denn auch nicht unwahrscheinlich, daß hier die Ursache für Ludendorffs Äußerung gelegen hat, mit einer solchen Armee könne man nicht mehr arbeiten.

Ja, die Schuldrechnung des Alkohols im Weltkrieg ist riesengroß, mit Tränen und Blut geschrieben. Freilich nicht nur bei uns, auch die Feinde haben nach allem, was man hörte und las, daran reichlichen Anteil. Nur daß sie für uns doppelt und dreifach verhängnisvoll geworden ist. „Wenn ein nüchternes Volk", sagt Walther Rathenau, „neben einem minder enthaltsamen lebt, so kehrt sich die geistige Bilanz freilich nicht um, aber es entsteht eine Verschiebung des Kräfteverhältnisses." Ganz richtig, so ist es. Wir haben aber leider diese Wahrheit nicht erkannt oder nicht beherzigt, haben verabsäumt, hier auszugleichen und dort einen Vorsprung zu gewinnen, und haben dadurch unsere Aussichten auf Sieg stark verringert. Das hat sich gerächt.

Dr. R. Ponickau.

Briefe an eine Mutter.

10.

Da habe ich also — nach Ihrer Antwort zu schließen — Eulen nach Athen getragen, indem ich Ihnen Winke gab, wie man frageunlustige Kinder zum Denken anregt. Ich bin froh darüber, daß alles, was ich hierüber sagte, für Ihre Kinder so gar nicht paßt. Sie haben ganz recht, es ist hoffnungsvoller, wenn die Kinder zu viel als zu wenig fragen. Und Ihr Kleeblatt ist unermüdlich und will Antwort auf alles mögliche haben und treibt Sie manchmal zur Verzweiflung?

Freuen Sie sich dessen, so schwer es Ihnen zuzeiten auch werden mag! Die Tatsache selbst zeigt ja, wie lebendig der Geist Ihrer Kleinen ist und daß die Kinder sich Gedanken machen über alles, was sie wahrnehmen. Und so muß es auch sein.

Nun gilt es natürlich, behutsam diese Fragelust in ein richtiges Bett zu leiten, damit sie nicht wieder erkaltet.

Da rate ich Ihnen vor allem eines: Mag die Frage eines Kindes Ihnen auch noch so verwunderlich, noch so töricht erscheinen, zeigen Sie ihm niemals Ihre Heiterkeit und Belustigung. Nehmen Sie auch die unerwartetste und naivste Frage ganz ernst. Das Kind will nie als Spaßmacher und Humorist für die Erwachsenen genommen werden. Da sündigen, ach, so viele Eltern und Verwandten.

Begegnet es einem Kinde wiederholt, daß Erwachsene über seine Fragen oder Meinungen lächeln, oder gar laut auflachen, zieht es sich bald verstimmt zurück. Es wird fragescheu und beginnt sein Denken

und Meinen zu verbergen. Wieder andere werden eitel, sie gefallen sich in der Rolle eines Clowns und arten aus. Dann fragen solche Kinder oder geben Ansichten von sich, nur um die Lacher auf ihre Seite zu bringen.

Und das ist dann noch verderblicher als das erstere.

Seien Sie auch ganz unerbittlich anderen Erwachsenen gegenüber, mit denen Ihre Kleinen zusammenkommen. Verlangen Sie von jedem Menschen Ihres Kreises auf das bestimmteste, daß er Ihre Kinder nicht durch ein Belächeln kindlicher Äußerungen irre macht.

Doch nun die Hauptsache: Wie sollen wir Erwachsenen uns zu einer gar zu lebhaften Frageluſt der Kinder verhalten?

Zweierlei ist da nach meinen Ansichten wieder sehr vom Übel: nämlich erstens die Fragen der Kinder gewissenhaft zu beantworten, ihnen ausführlich Auskunft zu geben über das, was sie wissen wollen, und zweitens die Fragen nicht zu beantworten, sie unbeachtet zu lassen.

Glauben Sie nicht, daß ich mich „verschrieben" habe, und daß man doch entweder das eine oder das andere tun müsse. Es gibt nämlich auch noch ein drittes.

Daß man die Fragen der Kinder nicht unbeachtet lassen darf, liegt wohl auf der Hand. Gehe ich nicht auf die Frage eines Kindes ein, hat es auch nichts von mir. Es fühlt, daß es dem Erwachsenen unbequem ist und — zieht sich wieder vor ihm zurück.

Aber auch die ausführliche, bereitwillige Antwort auf eine Kinderfrage ist verderblich, sie tötet nämlich die Lust am eigenen Nachdenken und Forschen. Nein, das Kind soll und muß selbst nachdenken lernen. Wir Erwachsenen verstehen das Kind auch ganz falsch, wenn wir glauben, ein Kind, das uns eine Frage vorlegt, wünsche auch die Antwort von uns zu erhalten. Ein fragendes Kind ist ermattet vom eigenen Nachdenken oder sieht sich doch intellektuellen Schwierigkeiten gegenüber, die es aus eigner Kraft im Augenblick nicht wegräumen kann. Es möchte nun — einen Kameraden in uns finden, der sich ihm mit neuer und reiferer Kraft helfend zur Seite stellt, so daß es mit frischer Lust gemeinsam mit ihm wieder auf Entdeckungsfahrten gehen kann. Das ist es, was das Kind von uns will und erwartet. Und jede halbe und selbst schiefe Erkenntnis, die es aus eigner Kraft oder gemeinsamer Arbeit mit einem andern (Kind oder Erwachsenen) findet, achte ich für wertvoller als eine zwar sachlich richtige, aber dem Kinde anstrengungslos übermittelte Lösung seiner Probleme.

Seien Sie also nicht mehr und nicht weniger als ein guter Kamerad, der, wenn die geistige Kraft eines Ihrer Kinder erlahmt, bereit ist mit ihm Hand in Hand Streifzüge in neue Lebensgebiete zu wagen, der aber alle seine richtigeren Erkenntnisse und tieferen Einsichten nur sehr vorsichtig durchblicken läßt und so wenig wie möglich davon verrät.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seien Sie auch gänzlich unbesorgt darüber, was zunächst als Frucht, als Ergebnis dieser gemeinsamen Arbeit des Nachdenkens herauskommt.

Ich kenne ein ganz einfaches Mittel, um ein Kind sofort nach einer Frage an den Erwachsenen in das richtige Fahrwasser zu lenken: Geben Sie dem fragenden Kinde seine Frage zurück.

Ich möchte Ihnen an einem Beispiele zeigen, wie das gemeint ist. Nehmen Sie an, ein Kind fragt mich: Woher kommt eigentlich der Wind? Dann sage ich etwa: „Ja, da hast du recht. Das ist auch eine sonderbare Sache! — Woher mag der Wind kommen? Was meinst du denn, woher er kommt?"

Ich erkenne also ausdrücklich die Berechtigung der kindlichen Frage an, betone, daß sie auch mir interessant ist und deute ihm an, daß ich gern mit ihm auf die Suche nach der Antwort gehen will.

Und das gerade ist es ja, was das Kind von mir wünscht. Nun kann es mit seiner Meinung über die Sache herausrücken. Seine Antwort ist meist falsch, oft grundfalsch. Das Kind sucht sehr oft in verkehrter Richtung und kommt so zu einer Lösung, die mehr spaßhaft als richtig ist, aber was schadet denn das? — Es hat doch gesucht, und das ist die Hauptsache.

Wir Erwachsenen leben zu gern in dem Aberglauben, daß sich das Kind keine falsche Ansicht über irgend etwas bilden dürfe. Wir wünschen eher, daß es gar nichts über eine Sache weiß, als daß es etwas Verkehrtes hört oder sich selber ausdenkt. Unsere peinliche Sorge, dem Kinde immer nur das Richtige und Wahrheitsgemäße zu geben, ist sehr überflüssig. Ja, manchmal geradezu verkehrt.

Mir ist ein Kind, das gern fragt und forscht und sich über alles seine eigne Meinung bildet — auch wenn diese noch so verkehrt wäre — tausendmal lieber als ein anderes, das mit sogenannten richtigen Ansichten herumläuft, aber dafür sich auch das eigene Nachdenken abgewöhnt hat.

Ich erinnere mich genau, als kleiner Junge jahrelang der festen Ansicht gewesen zu sein, daß die Bäume den Wind hervorrufen. Die Bäume, so dachte ich — bewegen ihre Zweige und Blätter und dann entsteht eben der Wind. Das war die Ansicht, die ich selbst als Kind auf die Frage: Woher kommt der Wind? gefunden hatte.

Einige Jahre später, als ich mich eines Tages auf dem Werder bei Bremen befand, wo es tüchtig wehte und doch weit und breit keine Bäume standen, kamen mir die ersten Zweifel an der Richtigkeit meiner Ansicht über die Entstehung des Windes. Meinen Sie, daß es mir geschadet hat, daß ich ein paar Jahre mit jener total falschen Ansicht herumgelaufen bin?

Ach, wir Erwachsenen sollten nicht so hochmütig sein. Wir bilden uns oft ein, die Wahrheit zu haben und haben sie doch schließlich ebensowenig wie das Kind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kürzlich fuhr ich einmal in der elektrischen Straßenbahn, da stieg eine Frau mit einem sechsjährigen Jungen ein. Die Mutter traf eine Bekannte im Wagen und war bald mit ihr in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Die hellen, aufgeweckten Augen des Kindes aber gingen hin und her, oder der Blick schweifte durch die Fenster nach draußen, um dort Neues zu schauen und Eindrücke aufzunehmen. Die Bahn fuhr durch eine Kurve und die Räder des Wagens begannen, wie das häufig so ist, scheußlich zu quietschen. Da hörte ich das Kind fragen: Mutter, warum schreien die Räder so? Die Mutter antwortete nicht, sie war zu eifrig im Gespräch mit ihrer Nachbarin. Den Kleinen aber hörte ich mehr zu sich als zu der Mutter sagen: Ach, da hat wohl eine Stecknadel auf dem Geleise gelegen. Ein paar junge Mädchen, die dem kleinen gegenüber saßen und seine Worte gehört hatten, wollten sich ausschütten vor Lachen. Das war natürlich töricht, aber ebenso verderblich wäre es gewesen, wenn etwa die Mutter gesprochen hätte: Nein, das kommt nicht von einer Stecknadel, sondern durch die Reibung der Räder an den Schienen. Die Bahn fährt gerade durch eine Kurve, da ist immer die Reibung größer als auf der geraden Strecke.

Einmal wäre solche Antwort schädlich gewesen als Antwort überhaupt. Sie hätte dem Kinde gegeben, was es später von selbst hätte finden können, dann aber wäre sie auch schädlich gewesen, weil sie dem Kinde nur Redensarten, Phrasen statt wirklicher Erklärung geboten hätte.

Diese in Wirklichkeit nichts erklärenden, sondern nur um die Sache herum redenden technischen Ausdrücke, die wir Erwachsenen so schnell bei der Hand haben und auf die wir so stolz sind, bringen uns in der Erklärung der Erscheinungen verblüffend wenig weiter. In Wirklichkeit sind wir gerade so hilflos wie das Kind auch ist. Ebensowenig wie sich der kreischende Ton der Räder durch eine auf den Schienen liegende Stecknadel erklären läßt, ebensowenig läßt er sich auch durch das Wort Reibung erklären. Wieso kann denn durch Reibung ein Ton entstehen? Wie kann durch Reibung Wärme entstehen? Wir wissen das ganz einfach auch nicht, können es nicht erklären, weil wir nicht viel besser als das Kind auch immer nur die Oberfläche des Seins sehen und nicht den Tiefblick haben, der zu einer wirklichen Erklärung notwendig ist.

Und mit wievielen geradezu falschen Erklärungen laufen auch wir Erwachsenen heimlich herum! Nur ein verhältnismäßig unbedeutender Gradunterschied ist zwischen unserem Weltverständnis und dem des Kindes. Haben wir da noch Grund, hochmütig zu lächeln, überlegen mit Phrasen um uns zu werfen, wenn wir ein Kind eine Sache auf seine Weise erklären hören?

Daß wir der Wahrheit nachjagen mit heißem Bemühen, daß wir uns sehnen nach einer ausreichenden Erklärung auch der einfachsten Erscheinungen, um immer aufs neue die Zusammenhänge in dieser Welt zu erforschen, das allein ist das Wertvolle, nicht aber die Scheinerklä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen und Verlegenheitsausdrücke, die Fachausdrücke, die wir erfinden, um unser Nichtwissen zu bemänteln.

So also haben wir dafür zu sorgen, daß Freude und Lust am Forschen und Fragen und Antwortfinden nicht im Kinde verloren gehen. Die Kraft, die Ursachen des Geschehens zu erforschen, soll und muß im Kinde entwickelt werden. Sie ist das eigentlich Wertvolle. Auf die Ergebnisse dieser Forscherarbeit kommt es wahrscheinlich erst in zweiter Linie an.

Wie aber, fragen Sie vielleicht, soll man sich solchen Fragen gegenüber verhalten, die das Kind noch garnicht verstehen kann? Ich meine die Antwort auf diese an sich berechtigte Frage liegt auch bereits in den obigen Ausführungen angedeutet. Gibt es überhaupt zu schwierige Dinge? Ist nicht jedes Problem für das Kind mehr oder weniger gleich schwierig? Ich bin tatsächlich der Ansicht, daß es keine Frage gibt, die das Kind nicht wenigstens ein Stücklein besser verstehen könnte. Dieses Stücklein aber sollen wir es so führen, daß es aus eigner Kraft um ein winzig Bruchteil seine Gesamterkenntnis bereichert.

Kennen Sie vielleicht mein Buch „Fröhliche Kinder"? Darin sind zwei ausführliche Beispiele, die Ihnen zeigen werden, wie auch 6 bis 10jährige Kinder schon ein wenig von solchen Dingen verstehen lernen können, die nach offizieller Meinung noch weit hinter ihrem Verständnis liegen. Wollen Sie mal hineinblicken? Beispiele überzeugen ja besser als alle Theorie. Wenn Sie den dort eingeschlagenen Weg für richtig erkennen können, haben Sie auch zugleich das Mittel in der Hand, nach eigenem Ermessen Ihren Kleinen auch in den „schwierigsten" Fragen helfen zu können.

Auch aus welchem Gebiet menschlicher Erkenntnis uns ein Kind mit Fragen kommt, ist an sich gleichgültig. Seine Urteilskraft soll an jedem Problem wachsen dürfen. Und doch möchte ich, daß allmählich die „sachlichen" Fragen bei Ihren Kindern zurücktreten und die auf das Menschliche sich beziehenden mehr und mehr Interesse erregten. Scheuen Sie sich nicht, Ihre Kleinen schon so früh als möglich auch in soziale Zusammenhänge hineinblicken zu lassen, ihren Blick auf die zahllosen Schwierigkeiten des menschlichen Zusammenlebens zu lenken. Vermuten Sie aber bitte nicht in dieser Anregung ein Zugeständnis an die augenblickliche Zeitströmung, ich habe die obige Forderung schon seit einem Jahrzehnt vertreten. Zu vollwertigen Menschen wollen Sie Ihre Kinder erziehen, mit Menschen aller Art wird das Leben sie in Verbindung bringen. Unser Umgang mit den toten Dingen und Sachen ist bald und leicht geregelt, aber unser Verhältnis zu den Nebenmenschen bedarf immer tieferer Einsicht und fortschreitender Erkenntnis. Da lernt man nie aus!

So ist das Menschliche das Gebiet, auf dem sich rein verstandesmäßige Entwicklung und Ethik berühren. Fragen der Kinder, die sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf ethische Dinge beziehen, können nicht ernst genug angefaßt werden und sollten Sie veranlassen, solche Fragen von immer neuen Seiten mit den Kleinen zu betrachten.

Da ist es denn auch gut und nützlich den Kleinen neue, ihnen noch nicht bekannte Tatsachen zu geben, ihnen in anschaulichen Beispielen zu zeigen, welche Verantwortung jeder einzelne Mensch für alle anderen trägt, wie eng das Schicksal das Leben auch fremder Menschen mit dem unsrigen verwebt und wie sehr unser eignes Wohl und Wehe abhängt von dem des ganzen Volkes, ja selbst der fernsten, unbekanntesten Völker.

Geben die furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre da nicht Gelegenheiten in Fülle? Doch auf dieses wichtige Kapitel hoffe ich später noch ausführlicher zurückzukommen.

H. Scharrelmann.

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

IV.

Naturphilosophie.

Kant meinte, was Kraft ist, wissen wir nicht und können es nicht wissen. Wir erkennen nur die Erscheinung, nicht das Ding an sich. Und wären wir nur erkennende Wesen, könnten wir nicht über Kant hinausgehen. Aber wir sind ebenso sehr und noch mehr auch wollende Wesen. Alles in der Natur kennen wir immer nur von außen vermittelst unserer Sinneswerkzeuge und durch die Brille unseres Verstandes. Die alleinige Ausnahme sind wir selbst. Mein eigenes Wesen kann ich von zwei Seiten erfassen. Von außen gesehen erscheine ich mir als Leib. Aber was bin ich nun von innen gesehen? Wie alles andere in der Natur: Kraft. Aber wie nenne ich hier in meinem eigenen Innern diese Kraft, die mir erscheint als Bewegung meiner Glieder? Hier nenne ich sie Wille! Die Bewegung ist die Willensäußerung, aber das, was sich da äußert, ist mein Wille selbst. Für diesen Fall im bewußten Leben sprechen alle Menschen vom Willen. Aber wie steht es mit den vielen unbewußten Bewegungen bei den Vorgängen der Ernährung und des Wachstums? Sind auch diese Äußerungen meines Willens? Der Magen verdaut doch ein Gift auch gegen meinen Willen! Nun, hier stellt unser Schopenhauer jeden vor die wichtige Frage, wie er denn die Kraft im Innern unseres Leibes nennen will. Schopenhauer sagt sich, derjenige, welcher z. B. eine Speise mit der Hand ergreift und mit den Zähnen zerkaut, willkürlich mit Bewußtsein, kann unmöglich ein anderer sein als derjenige, welcher nun im Magen dieselbe Speise verdaut, dann ins Blut überführt und auf solche Weise den ganzen Körper ernährt. Im bewußten Leben ist nach Ansicht aller mein Wille am Werke. Und im unbewußten Leben muß es derselbe wiewohl mein unbewußter Wille sein. Bewußtsein ist das Hinzukommende, Unwesentliche; Kern und Wesen ist der Wille.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch Ähnlichkeitsschluß werde ich dazu gedrängt, nicht bloß in mir, sondern ebenso in den andern Menschen einen ebensolchen Willen anzuerkennen. Und die Tiere? Unmöglich können wir jetzt haltmachen. Das Erkenntnisvermögen ist viel weniger entwickelt als beim Menschen. Sie haben nur Verstand, nicht Vernunft, nur Anschauungen, nicht Begriffe. Aber der Wille zum Leben ist gleich stark ausgeprägt und beseelt jedes Tier vom kleinsten Urtier bis hinauf zum Menschen. Einen solchen Willen zum Leben aber können wir auch den Pflanzen nicht absprechen, wenn sie wachsen, wenn sie Blätter und Blüten treiben und wenn sie Früchte bringen. Wie aber steht es endlich mit der ganzen unbelebten Natur? Wenn aus einer übersättigten Lösung plötzlich feste Kristalle von ganz bestimmter Form zusammenschießen zu Würfeln oder sechseckigen Säulen, wenn chemische Grundstoffe oft unter Knall und Feuer zu neuen Körpern sich vereinigen, wenn der Steinblock den Berg hinunterrollt und dem Mittelpunkt der Erde zustrebt, wenn der Wind weht und das Meer braust und tobt, wenn der Blitz leuchtet und der Donner kracht und rollt, so ist dasjenige, was in allen diesen Erscheinungen hervortritt, wiederum derselbe, wiewohl völlig unbewußte Wille.

Überall sehen wir eine Kraft in die Erscheinung treten, so sagte der Naturforscher. Überall liegt ein Ding an sich verborgen, so sagte Kant. Und — so fügt nun Schopenhauer hinzu — wollen wir diesen dunklen Begriff Kraft oder Ding an sich aufhellen, so müssen wir es auf dem einzig überhaupt möglichen Wege tun: von uns selber aus. Dann aber benennen wir die Kraft nach der Form, in welcher sie sich uns am deutlichsten offenbart, im eigenen bewußten Leben, das uns bekannter ist als alles andere in der Natur. Wir nennen diese Kraft den Willen. *Der Wille ist das Wesen dieser Welt!* Willensmetaphysik.

Gewiß könnten wir auch bei dem Worte Kraft bleiben, von chemischer Verwandtschaft reden, von Gestaltungs- und Entwicklungstrieb, würden dann aber gerade den Vorteil fahren lassen, der uns die einzige Möglichkeit gibt, das rätselhafte Wesen der Natur zu durchleuchten mit Hilfe des Willens, allerdings des Willens in Schopenhauers Sinne, losgelöst von der Erkenntnis als einem ihm durchaus Unwesentlichen. Hier hat Schopenhauer den allgemeinen Sprachgebrauch mit Absicht geändert, vielleicht sogar ihm Gewalt angetan; aber wir können nichts Besseres tun, als uns bemühen, Schopenhauer nachzufolgen. Gehen wir mit unserm Geistesfürsten diesen Weg, so gewinnen wir den tiefsten Aufschluß, den es gibt: die Überzeugung nämlich von der *Einheit der Seele in uns mit dem Weltganzen außer uns*. Die Weisesten aller Zeiten haben diesen Gedanken erfaßt und gelehrt.

Ergreifend ist das Gespräch zwischen einem Vater und seinem Sohne in der *Brahmanenbibel*. Der Vater Uddalaka Aruni fragt seinen Sohn Schwetaketu nach dem Wesen der Welt. Dieser kann jedoch keine Antwort geben, und nun nimmt der Vater ihn bei der Hand und führt Brahman gleich Atman.

ihn von einer Naturerscheinung zur andern, um jede in der Tiefe zu ergründen. Überall stoßen sie auf ein Dunkles, Rätselhaftes, Geheimnisvolles und ganz Unerkennbares, das sie bewundern müssen. „Hole mir dort vom Nyagrodhabaume eine Frucht", sagt der Vater. „Spalte sie." — „Sie ist gespalten, Ehrwürdiger." — „Was siehest du darin?" — „Ich sehe hier, o Ehrwürdiger, ganz kleine Kerne." — „Spalte einen von ihnen." — „Er ist gespalten, Ehrwürdiger." — „Was siehest du darin?" — „Gar nichts, o Ehrwürdiger." — Er kann nichts Einzelnes mehr unterscheiden. Da spricht zu ihm der Vater: „Die Feinheit, die du nicht wahrnimmst, o Teurer, aus dieser Feinheit fürwahr ist dieser große Nyagrodhabaum entstanden. — aus diesem Unerkennbaren, aus dieser Kraft!" „Hier dieses Stück Salz lege ins Wasser und komme morgen wieder zu mir." — Er tut es. Da spricht der Vater: „Bringe mir das Salz, welches du gestern abend ins Wasser gelegt hast." — Er tastet danach und faßt es nicht, denn es ist ganz zergangen. „Koste davon von dieser Seite! — Wie schmeckt es?" — „Salzig." — „Koste aus der Mitte! — Wie schmeckt es?" — „Salzig." — „Koste von jener Seite! — Wie schmeckt es?" — „Salzig." — „Laß es stehen und setze dich zu mir." — Er tut es und spricht: „Es ist immer noch vorhanden." Das Stück Salz ist weder für die Augen zu sehen, noch ist es mit den Händen zu ergreifen — und doch mit seiner Kraft, salzig zu machen, ist es überall gegenwärtig! Und nun die große Frage: Was ist das Wesentliche und wahrhaft Seiende von der Welt? Die Erscheinung des Baumes, des Salzklumpens? O nein! Der Baum stirbt und wird vermodern; das feste Salz löst sich auf und kann sich verwandeln. Nur die Kraft selbst ist ewig und unvergänglich. Und so fein, d. h. unerkennbar diese Kraft ist, sie ist das Wesen dieser ganzen Welt. Dieselbe Kraft aber, die verkörpert ist in der ganzen Natur, die du in jeder Naturerscheinung anerkennen mußt, wenn du nur in die Tiefe gehst, die Feinheit, die du nicht wahrnimmst — das! (und nicht die äußere Erscheinung) ist das wahrhaft Seiende, das ist in dir die Seele: „Das bist du selbst! o Schwetaketu!" Das ist das große Wort der Inder. In der ganzen Natur ist derselbe einheitliche Wille zum Leben verkörpert wie in uns selbst.

„Tat tvam asi."

Eine griechische Philosophenschule hat das bewunderungswürdige Losungswort geprägt vom Urwesen dieser Welt, daß es eines und zugleich alles sei. Hier ist bereits erkannt: die Natur ist trotz bunter Vielheit eine Einheit, und diese Einheit wohnt auch in meinem eigenen Innern. Aber der Beweis läßt sich erst mit Schopenhauer führen, der, die Grundlehre Kants benutzend, nun weit über ihn hinaus geht. Raum und Zeit gelten ja gar nicht für das Wesen der Dinge! Raum und Zeit können zwar die vielen und verschiedenen Erscheinungen voneinander trennen, aber unmöglich deren letztes an sich seiendes Wesen. Wie in Tausenden von kleinen Wellen die Sonne vieltausendmal gespiegelt wird, und jedes Spiegelbild nicht nur ein Stück der Sonne wiedergibt, sondern die volle ganze

Identität von Mikrokosmos und Makrokosmos.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sonne, so stellt auch jede einzelne Naturerscheinung — wie auch ich selbst — nicht nur einen Teil des Weltwillens dar, sondern den Willen zum Leben ganz. Das ist die höchste Auslegung des Weltalls. Auf die Frage: Was ist die Welt? lautet die Antwort:

Die Welt ist Wille durch und durch! Voluntarismus.

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder Einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, daß er sich wenigstens einmal auch über das Wesen der Welt Klarheit verschafft:

Jeder muß einmal mit dem Auge eines Seelenforschers die Welt betrachten und im Willen seine Seele finden und darin zugleich das Wesen dieser ganzen Welt. Denn die Kraft im eigenen Innern fühlen wir als Willen, und von hier aus, dem einzigen überhaupt möglichen Punkt, vermögen wir einzudringen ins Innere der Natur und das Rätsel dieser rätselhaften Welt so weit zu entschleiern, als es dem Menschen überhaupt nur möglich ist: Wille ist das Wesen dieser Welt. Und wer so sein wahres Wesen nicht nur auf seine eigene Person beschränkt, sondern sein ureigenes Selbst in allen Wesen wiederfindet, wie weit ist dem der Blick geworden!

Reinhart Biernatzki.

Es und ich*).

Die großen Geister, die über den Menschen und seine Stellung im Weltgetriebe nachgedacht haben, sind darüber einig, daß die erkennbare Persönlichkeit erstens der Welt der Erscheinungen angehört und daß sie zweitens das Wesen des Menschen nicht erschöpft, daß somit der Mensch noch aus etwas anderem besteht. Dies andere ist jenseits der Welt der Erscheinungen und damit jenseits der Wahrnehmbarkeit. Fast Alle aber haben sich dann verleiten lassen, über dieses andere Teil etwas Bestimmtes auszusagen. Sie sehen richtig, daß es unvergänglich, unsterblich sein muß, legen ihm aber ein Einzeldasein, eine Individualität bei und bezeichnen es als persönliche Seele; oder sie behaupten, es sei eins mit der Weltseele, dem Weltgeiste. Nur einige ganz große Geister besitzen die erhabene Mäßigung des Genies und hüllen sich bei der Frage nach dem Zustande dieses unvergänglichen Teiles in Schweigen. Sie erklären damit, daß es für Schwärmerei oder Verwegenheit oder Unklarheit spricht, wenn man das geringste darüber auszusagen wagt. Man kann nur sagen, daß dies unvergängliche Teil als etwas Unerkennbares nicht Persönlichkeit

*) Vgl. den Vortrag: Hans Much, „Buddha und wir" Hamburg 1919 Bahai-Verlag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein kann. Alles Persönliche ist erkennbar. Diese geniale Besonnenheit hatte als erster der Buddha und unabhängig von ihm Kant.

Man kann also nichts besseres tun, als vor diesem ewig unerkennbaren Teil in uns zu schweigen. Und doch müssen wir gerade von ihm reden, wenn wir uns über die größten Angelegenheiten des Menschseins klar werden wollen. Alle Namen können also nur Verlegenheitsnamen sein, alle Worte nur Andeutungen zur Verständigung.

Wir könnten es sehr wohl mit dem schönen Worte Seele bezeichnen, müßten aber darüber einig sein, daß Seele alsdann etwas Ewiges, aber Unpersönliches, nichts Individuelles bezeichnet. Da man aber unter Seele meistens etwas Individuelles, Unvergängliches versteht, so würde man, wollte man Seele für das Unpersönliche gebrauchen, einstweilen nur Mißverständnisse heraufbeschwören. Und das um so mehr, als Manche unter Seele auch die Gesamtheit der geistigen Betätigungen, also Denken und Wollen verstehen. Diese geistigen Betätigungen sind aber sowohl individuell als auch vergänglich, gehören also der erkennbaren Persönlichkeit an.

Bezeichnet man unser vergängliches Teil, die Persönlichkeit, als niederes Ich und das unvergängliche Teil als höheres Ich, so sind das mehr als Verlegenheitsnamen. Denn etwas Unpersönliches oder Überpersönliches kann nicht Ich sein.

Die Bezeichnung „das wahre Wesen" ist zu lang und ungenau, um treffend zu sein. Besser wäre es schon, im Gegensatz zum Erscheinungsich als dem Ich schlechthin, vom Nicht-ich zu sprechen, nur daß wir dieser Verneinung zu wenig wirklichen Wert beizulegen geneigt sind. Treffender wäre dann schon Über-ich, aber hier stellt man sich umgekehrt wieder etwas zu Greifbares vor. Ähnliches gilt für die Bezeichnungen Unpersönlichkeit oder Überpersönlichkeit, die ebenfalls wohl den Gegensatz zur Persönlichkeit (Erscheinungsich) oder das Jenseits der Persönlichkeit ausdrücken, aber teils zu wenig, teils zu viel bewerten und bedeuten.

Am besten erscheint es mir deshalb, unser vergängliches Teil, das Erscheinungsich, schlechthin als das Ich zu bezeichnen (denn außer dem Ich der Erscheinung gibt es kein Ich); das unpersönliche und unvergängliche Teil dagegen als das Es zu benennen. Es bezeichnet etwas Unbestimmtes, Unbestimmbares*).

*) Bekanntlich unterscheidet Kant zwischen der Person (dem Menschen als Erscheinung oder dem Erscheinungsich) und der Persönlichkeit (dem Menschen als Ding an sich oder dem Menschen seinem wahren, und zwar sittlichen Wesen nach, d. h. dem Menschen als Gott).

Besonders kraftvoll finden sich diese Gedanken in der „Kritik der praktischen Vernunft" Reclam-Ausg. S. 105—106, wo von der Pflicht die Rede ist. So aber ließe sich mit Kant dem „Es" noch mehr Farbe geben. Im Gegensatz zu meinem selbstsüchtig beschränkten „Ich" wäre das „Es" des Menschen dessen sittliche Persönlichkeit oder, wie der vorbuddhistische Weda sagt: dessen „Selbst" (Atman) — wirklich ein sehr kurzer und schöner Name für des Menschen Seele oder dessen wahres Wesen. Vgl. Biernatzki: Das Schicksal und du selbst! Vortrupp Okt.—Nov. 1918 oder Vortrupp-Flugschrift Nr. 51/52. Vortrupp.

Wir hätten somit zwei Teile des Menschen: das Es und das Ich.

Das Es ist unpersönlich oder überpersönlich, unbestimmbar, unvergänglich.

Das Ich ist persönlich, bestimmbar, vergänglich: die Körpergeistmaschine.

Das Ich zerfällt wieder in ein feineres und ein gröberes Teil: das feinere, die Geistigkeit oder Feinstofflichkeit ist nur mittelbar zu erkennen: Geist und Wille; das gröbere, die Grobstofflichkeit, ist unmittelbar wahrzunehmen: die Körperlichkeit.

Die Feinstofflichkeit steht mitteninne zwischen Grobstofflichkeit und dem Es. Nach welcher Seite sie sich neigt, in deren Dienste steht sie: das heißt meist in dem Dienste des Ichs. Sie kann aber auch ganz in den Dienst des Es treten. Wenn sie das tut, dann sprechen wir von Erkenntnis, Heiligung und Erlösung.

Das Es irrt seit anfangslosen Zeiten durch den Daseinstrieb an Persönlichkeit gebunden im tollen Kreislauf der Wiedergeburten. Im schlimmsten Wahn und Selbstbetrug gehalten, glaubt es, die Persönlichkeit sei seine Auswirkung, der Drang zur Welt sei sein Wesen. Von diesem Wahne kann es sich nur lösen durch Erkenntnis der Wahrheit. Die aber ist nur möglich durch die Geistigkeit.

Wir haben also etwa folgendes Schema:

Der Mensch.

Das Es. (unvergänglich)	Das Ich. (vergänglich)
Unpersönlichkeit, Überpersönlichkeit	Persönlichkeit
unerkennbar	erkennbar
jenseits der Erscheinungswelt	Erscheinungsform
wahres Wesen	Körpergeistmaschine

Geistigkeit (Feinstofflichkeit)	Körperlichkeit (Grobstofflichkeit)
Geist — Wille	

Hans Much.

Rund um uns

Warum so schnodderig? Ein Leser übersendet uns die Nr. 13 der in Berlin erscheinenden „Welt am Montag", die sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„Der fehlte noch! Zu der Völkerbundskonferenz in Bern ist auch Dr. Popert, der Herausgeber des ‚Vortrupps' eingeladen gewesen. Er veröffentlicht jetzt in seinem Blatt das Schreiben, das er auf diese Einladung hin nach Bern gerichtet

hat*). Er bedauert in diesem Schreiben, beruflich verhindert zu sein, nach Bern zu kommen, und macht dann einige Ausführungen über die Schuldfrage. Die beiden Hauptsätze lauten:

> ‚Absichtlich veranlaßt hat den Weltkrieg in erster Linie und vor unser aller Augen Frankreich. . . . Wenn irgendein Staat selbst dann völlig ‚unschuldig' am Weltkrieg wäre, falls schon 1914 anstatt der zwischenstaatlichen Anarchie eine Rechtsordnung zwischen den Völkern bestanden hätte, dann wäre es mein Vaterland Deutschland.'

Es ist ein wahres Glück für Deutschland, daß Herr Popert verhindert gewesen ist, nach Bern zu kommen und dort den Inhalt seines Briefes mündlich vorzutragen. Denn auf diese Auslassung eines deutschen ‚Pazifisten' hin hätte doch die ganze Versammlung nur mit dem schönen Liede antworten können: ‚Mang uns mang ist einer mang, der nicht mang uns mang gehört!' "

Unser Einsender fragt, ob wir eine Erklärung dafür wüßten, daß in diesem Organ „Welt am Montag" über eine Sache, die den Pazifismus angeht, in dem Jargon des Berliner Schusterjungen geschrieben werde. Denn der Herausgeber, Herr v. Gerlach, habe ja zwar soeben in der Angelegenheit Polen einen, was ihn persönlich angeht (leider nicht auch für das Deutsche Reich), ziemlich komisch anmutenden Mißerfolg erzielt, aber in Sachen des Pazifismus habe er sich doch bisher bemüht, Ernsthaftes zu leisten.

Die Antwort scheint uns sehr einfach: In verständlichem, ernsthaftem Deutsch würde der Inhalt der v. Gerlachschen Notiz so lauten: „Um ein von den Politikern der ‚Welt am Montag' als rechtgläubig abgestempelter Pazifist zu sein, ist man verpflichtet, ein Bekenntnis zu dem blödsinnigen Glauben an die deutsche ‚Schuld' am Weltkriege abzulegen, darf dagegen die allerdicksten Tatsachen der Weltgeschichte, die man selbst und alle Leute mit gesunden Augen mit angesehen haben, nicht aussprechen: Zum Beispiel nicht, wie die in Frankreich herrschende Kaste jahrelang und planmäßig Europa in den Weltkrieg hineingeschoben hat, insbesondere durch Bezahlung der russischen Rüstungen." Die „Welt am Montag" glaubte nun jedenfalls — und durchaus begreiflicherweise — diesen Unsinn ihren Lesern in verständlichem, schlichtem Deutsch nicht bieten zu können, hat aber wohl gemeint, in der von ihr gewählten schnodderigen Tonart würden sie das Blech wohl schlucken — eine gewisse Sorte ist ja nichts Besseres gewöhnt als diesen Jargon. Also darum so schnodderig.

Übrigens selbst mit dieser Vorsichtsmaßregel hat sich der Schreiber der Notiz wohlweislich gehütet, sein Zitat so vollständig zu geben, daß seine Leser die in Dr. Poperts Schreiben nach Bern gegebene unwiderlegliche Begründung von Dr Poperts Feststellungen mit erfahren hätten.

Die Sache (und seit seiner ruhmreichen Tätigkeit in Polen auch Herr v. Gerlach) wäre uns kaum das Papier und die Druckerschwärze wert, wenn nicht durch derartige Kindereien der Gedanke des Pazifismus, in dem allein, wie wir immer wieder betont haben und weiter betonen werden, die Rettung der Völker Europas zu finden ist, so stark bloßgestellt und geschädigt würde. Welcher Deutsche mit Selbstachtung hat denn Lust, sich an solchem Masochismus mitschuldig zu machen, wie ihn das Organ des Herrn v. Gerlach da predigt?

Dr. R. Kraut.

*) Siehe „Vortrupp" Nr. 6 von 1919, S. 184—186.

Alkoholgegnerische Friedensarbeit.
IV.

Die in Heft 7 des „Vortrupp" besprochenen Reformvorschläge des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke erstrecken sich auch auf das Leben der Studenten und Soldaten. Vorschläge, die freilich durch die Ereignisse teilweise gegenstandslos geworden sind.

Für die Romantik des vielbesungenen bemoosten Hauptes, für unbekümmertes

Drohnendasein bei Becherklang und Schlägerschwingen wird das arm gewordene Deutschland kein verzeihendes Lächeln mehr aufbringen, Arbeit, ernste Arbeit wird die Losung der Zeit sein. Dazu stimmt aber nur eine veredelte und vergeistigte Geselligkeit; für das unselige studentische Saufen, das uns wohl nicht zum wenigsten in den Augen des Auslandes gewaltig geschadet und mit dazu beigetragen hat, uns mit dem Vorwurf der Barbarei zu belasten, kann im neuen Studententum kein Platz mehr sein. Denn echte Erholung nach rechter Arbeit bietet nimmermehr die qualmerfüllte Kneipe, sondern Spiel und Wandern in der freien, weiten Gottesnatur, deren Schönheit mit offnem Sinn und allzeit fröhlichem Herzen in sich aufzunehmen gesunder Jugend beneidenswertes Vorrecht ist.

Und das Heer? Gar mannigfach und beherzigenswert sind die Vorschläge, die der Deutsche Verein macht: Schaffung von Soldatenheimen ohne Ausschank von Branntwein und anderen starkalkoholischen Getränken und deren Ausschluß aus den militärischen Kantinen (wie das bereits hier und dort eingeführt ist), Vorsorge für gute Spiele, für anregenden Lesestoff, Versagung neuer Schankerlaubnisse in der Nähe von Kasernen, Förderung alkoholgegnerischer Vereinigungen u. a. m. Alles das wird auch für das neue, auf völlig veränderter Grundlage gestellte Heer seine Geltung behalten. Ebenso die überaus wichtige Forderung des vorbildlichen Verhaltens des Offizierkorps, von dem bekanntlich ein leider nur zu großer Teil in dieser Hinsicht mit schwerer Schuld belastet ist. Dagegen müssen die Belehrungen, die für die Kriegsschulen (wenn sie fortbestehen!) verlangt werden und an denen es nach den wiederholten Feststellungen des Vorstands des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge in der Vergangenheit bedauerlicherweise recht gefehlt hat, auch auf die Mannschaften ausgedehnt werden. Not tut es. Darüber wird noch an anderer Stelle zu sprechen sein.

Mit den bisher besprochenen sind aber die Vorschläge des Deutschen Vereins noch nicht erschöpft. Besondere Kapitel sind weiter der Umgestaltung des Strafrechts und den damit im engen Zusammenhange stehenden Maßnahmen für Trinkerfürsorge gewidmet. Diese werden nach drei Gesichtspunkten geordnet: in allgemeine Maßnahmen, die vor allem dahin zielen müssen, die Gelegenheiten zu Alkoholgenuß möglichst zu erschweren, ferner in Maßnahmen gegenüber dem einzelnen Trinker, die in weiterer Durchführung der polizeilichen Trinkerliste, im Verbot der Verabfolgung geistiger Getränke an Trunkenbolde, Betrunkene und Angetrunkene, in zwangsweise vorgenommener Arbeitsversorgung arbeitsscheuer Trunksüchtiger u. a. m. bestehen, und schließlich in Maßnahmen zum Schutze der Familienangehörigen des Trinkers. Was die bisherigen Bestimmungen des Strafgesetzbuches anlangt, so ist ihre Unzulänglichkeit längst erwiesen und oft beklagt worden. Die bereits in Aussicht genommenen Neuerungen bedeuten einen entschiedenen Fortschritt, und es ist nur zu wünschen, daß ihre Einführung durch die politische Umwälzung nicht gefährdet werde. Danach soll die Trunksucht in beschränktem Maße strafbar sein, Trinkern, die sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht haben, der Besuch des Wirtshauses bis zur Dauer von einem Jahre verboten und unter Umständen ihre Unterbringung in einer Trinkerheilstätte oder in einer Heil- und Pflegeanstalt zwangsweise verfügt werden können. Diese Neuerungen sind durchaus zu billigen, doch vertragen sie recht gut noch einige Ergänzungen z. B. durch das „Pollardsystem" (bedingte Strafaussetzung bei Straftaten, die in der Betrunkenheit verübt werden bei gleichzeitiger Stellung unter Schutzaufsicht), für dessen Einführung in Deutschland sich hauptsächlich Dr. jur. Otto Bauer in München energisch eingesetzt hat.

Den Schluß der Anträge des Deutschen Vereins bildet das Kapitel „Maßnahmen für Verkehrswesen, Gasthausreform, Gemeindehäuser, Trinkbrunnen usw.", ein Kapitel, dessen Bedeutung schlechter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dings nicht nach dem ihm angewiesenen Platze zu bewerten ist. Es umschließt eine große Zahl von Vorschlägen, die mit früher bereits besprochenen zum Teil in organischem Zusammenhange stehen, sie wieder aufnehmen, zusammenfassen, auch ergänzen. Das Verkehrswesen auf dem Lande, zur See und in der Luft ist seiner Bedeutung entsprechend sehr ausführlich behandelt. Manches wird da gefordert, was im Interesse der Allgemeinheit schon längst hätte durchgeführt werden müssen und anderwärts, wie in den Vereinigten Staaten, längst als Selbstverständlichkeit betrachtet wird. So namentlich das Alkoholverbot für die Dienstzeit und die Dienstbereitschaft bei Eisen- und Straßenbahnern, bei Kraftfahrern und Luftschiffern. Über diese Notwendigkeit ist schon so viel geschrieben, sie ist durch zahlreiche schlimme Erfahrungen so schlagend bewiesen worden, daß man sich nicht genug über die fast sträfliche Gleichgültigkeit wundern kann, mit der sich die verantwortlichen Stellen bisher immer damit abgefunden haben. Alkohol und Verkehrssicherheit sind nun einmal, wie nachgerade hinreichend bekannt sein sollte, ebenso gegensätzliche Begriffe wie Feuer und Wasser. Weg also mit dem Alkohol aus dem Bereiche derer, denen das Leben ungezählter Mitmenschen anvertraut ist! Kommt ihrem berechtigten Trinkbedürfnis durch Bereitstellung billiger Getränke entgegen, die ihre Urteils- und Willenskraft nicht schwächen, die aber bisher durch gewissenlose Profitgier auf einer Preishöhe gehalten worden sind, die es ihnen schwer macht, mit dem Alkohol in erfolgreichen Wettbewerb zu treten! Zerstreut Bedenken und Vorurteile durch aufklärende Vorträge, durch Flugblätter, Plakate und Anschauungstafeln! Unterstützt Vereinigungen derer, die in den Kampf gegen den Volksschädling eingetreten sind! Tut, was ihr könnt!

Das sind im wesentlichen die Forderungen, die das Verkehrswesen betreffen. Aus den übrigen, die, wie erwähnt, teilweise schon besprochen sind, sei noch eine herausgegriffen, deren Bedeutung größer ist, als es zunächst den Anschein hat: die, mit dem bisherigen Brauche der Errichtung von Schmuckbrunnen zu brechen und Trinkbrunnen zu errichten, und zwar nicht nur in Städten, sondern auch an Orten, wo man bisher daran garnicht gedacht hat, an Landstraßen und in Ausflugsgegenden. Grundsatz soll sein: der Brunnen muß wieder in den Dienst des Gemeinwohls gestellt werden.

Es ist eine Fülle von Anregungen, die in der Denkschrift des Deutschen Vereins geboten werden. Wohl mag man in Einzelheiten andere Wege gehen; dem einen mag auch überspannt erscheinen, was hinter den Erwartungen des andern zurückbleibt. Das kann nun einmal in unserer Welt der Gegensätze nicht anders sein. Aber das eine steht fest: die Denkschrift ist eine Tat, und als solche verdient sie die Anerkennung und den Dank eines jeden, der auf den Namen eines Volksfreundes Anspruch erhebt.

Dr. R. Ponickau.

Wie wirkt das Frauenstimmrecht? Wenn wir Frauen, die wir seit langem die politische Gleichberechtigung für unser Geschlecht forderten und in unermüdlicher Aufklärungsarbeit für dieses neue Recht und diese neue Pflicht warben, uns in kühnen Träumen unsere dereinstige politische Mitarbeit in Stadt, Gemeinde, Staat ausmalten, dann sahen unsere sehnsüchtigen Augen, wie unter unserer vollwertigen Anteilnahme die schwersten sozialen Schäden überwunden wurden, wie unser Volk sittlich erstarkte, wie es geistig sich entwickelte, wie seine körperliche Leistungsfähigkeit stieg. Die ganze Frauenstimmrechtsbewegung war ja doch herausgewachsen aus den Erkenntnissen der sozialen Mißstände, an denen viel tüchtiges Können zerbrochen, viel ehrlicher Wille zerflattert ist. Und diese Erkenntnisse hatten fast immer zurückgeführt zur Wohnungsfrage. Forschte man den Ursachen nach, wenn man in der sozialen Arbeit straffällig gewordene Kinder, trunksüchtige Männer, verwahrloste Frauen antraf, so ergab sich eigentlich immer ein grauenhaftes Wohnungselend. Sicherlich war dieser Wohnungsjammer auch zuweilen erst die Folge der Trunksucht und der Verkommenheit, aber immer bestanden enge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbindungen zwischen Laster und schlechten Behausungen, und es hat das Schuldkonto der Gesetzgebung wie der Gesellschaft tief belastet, daß sie so viel Wohnungsnot geduldet hat.

Hier sollte die politische Tätigkeit der Frauen einsetzen. Es hat wohl keine Frau die Frauenstimmrechtsforderung erhoben, die sich nicht mit den Fragen der Bodenreform beschäftigt hat, die nicht den Gedanken der Gartenstadtbewegung durchdacht und innerlich Stellung dazu genommen hätte. Und mit diesen Problemen schlossen sich ja naturnotwendig andere Fragen auf. Gesunde, freundliche, hübsch ausgestattete Wohnungen, die nicht nur ein notdürftiger Aufenthaltsraum sind, sondern wirkliche Heimstätten bieten, das mußte die Grundforderung jeglicher sozialen Reform sein; aber die Menschen wollen nicht nur wohnen, sie wollen nicht allein arbeiten, sie haben auch ihre Feierabendstunden und ihre Feiertage und wenn man erkannt hat, wie weite Volksschichten diese Freiheit inmitten ihrer Werkeltagstätigkeit verbringen, dann hat man schaudernd begriffen, was uns den sittlichen Verfall gebracht hat.

Tabakdurchqualmte, alkoholdunstgeschwängerte, geschmacklose Wirtshauszimmer sind die Stätten, die sich Männer und Frauen als Aufenthaltsort für ihre freie Zeit auswählen, wo sie umtönt von Grammophonklängen oder den Operettenmelodien einer Kapelle ihre Unterhaltung suchen. Kino und Varieté locken mit lärmvoller Augenweide. Der Tanzsaal ist seit langem nicht mehr eine Stätte harmloser Fröhlichkeit. Er ist untrennbar vom Alkoholgenuß, und dessen sinneaufpeitschende Wirkung wird verstärkt durch die Zügellosigkeit der heutigen Tänze.

Die schönste, gesündeste Wohnung muß ihre sittlichende Kraft einbüßen, wenn das Leben außerhalb des Hauses in eine Atmosphäre rohester Äußerlichkeiten führt. Eine Wohnungsreform allein vermöchte also die körperliche und die sittliche Volksgesundung nicht herbeizuführen. An die Stelle der *lauten Vergnügen* müßten die *stillen Freuden* treten. Das läßt sich nicht durch den Wunsch und Willen erreichen. Planmäßige Erzieherarbeit ist dafür erforderlich, die sich weniger auf Bücherwissen und Examenweisheit als auf das *Beispiel* stützen muß. Und sie darf sich keineswegs auf die Jugend beschränken, sie ist nicht nur auf die Schule allein zu verweisen. Sie soll von Mensch zu Mensch wirken. Nur dann wächst das Bewußtsein, daß wir nicht Einzelwesen mit Einzelschicksal sind, sondern daß jeder von uns mit tausend feinen Verästelungen mit der Gesamtheit der Volksgenossen eng verknüpft ist. Aus diesem Wissen wächst das soziale und das sexuelle Verantwortlichkeitsgefühl, und nur durch ihre Kraft gelangen wir zur sittlichen, zur seelischen Gesundung.

Durch ihren politischen Einfluß hofften die Frauen auch diese ethischen Gebiete mit neu gestaltenden Maßnahmen zu durchdringen. Und auf alle Schul- und Erziehungsfragen, auf die Berufsvorbereitungen, auf Arbeitszeit und Lohnverhältnisse, auf Schutzmaßnahmen für Arbeiter und Arbeiterinnen, auf Bestimmungen der Bevölkerungspolitik, auf Mutter- und Kinderschutz wollten sie ihren Einfluß ausüben.

Und wenn die Führerinnen der Frauenstimmrechtsbewegung in Deutschland in schöner Begeisterung solche Pläne entwickelten, dann lag darin keine überschwengliche Phantastik, es war keine vermessene Prahlerei; denn überall wo die Frauen das Stimmrecht ausüben, haben die politisch tätigen Frauen in dieser Richtung gewirkt. Aber als in großen Versammlungen, in Aufsätzen, in persönlicher Werbearbeit die Frauenstimmrechtsideen entwickelt wurden, war Deutschland ein reiches Land mit unübersehbaren Entwicklungsmöglichkeiten, das deutsche Volk war ein arbeitsames, strebsames Volk, das sich in weiten Schichten durch einen starken Bildungstrieb auszeichnete. Deutsche wissenschaftliche und technische Erfahrungen machte sich die ganze Welt zunutze, deutsche soziale Maßnahmen wurden vorbildlich für andere Länder. Aufstieg und glückverheißende Entwicklung überall. Und jetzt, da dieser Sehnsuchtstraum von politischen Rechten zur Wahrheit ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden, da Deutschland das freieste Wahlrecht der Welt bekommen hat und in alle Parlamente des Reiches, der Bundesstaaten und der Stadtverwaltungen Frauen zu gleichberechtigter Arbeit eingezogen sind, ist Deutschland durch einen mehr als vierjährigen grauenvollen, opferharten Krieg verarmt, das Volk ist durch die Kriegswirkungen demoralisiert, die vielgerühmte deutsche Organisation ist verwirrender Unruhe gewichen, die unser schwer geschädigtes Wirtschaftsleben immer wieder von neuem gefährdet. Drohend steht vor uns das unerbittliche, unmenschliche Fordern unserer Feinde. Gewaltsam wütet im Lande die sinnverwirrende Irrlehre hemmungsloser Fanatiker und das Verbrechen machthungriger oder raubgieriger Frevler.

Die Frauen, die ihre erste politische Tat in der Befreiung von sozialen Notständen ersahen, stehen diesem Chaos der Probleme vorerst machtlos gegenüber. Der verheerende Waffenstillstand soll in den Frieden übergeleitet werden. Mit der Öffnung der Grenze und der Einfuhr von Rohstoffen erschließt sich wieder Arbeit, der Handel muß neue Verbindung anknüpfen, der Verkehr soll wieder aufgenommen werden. Aus neuen Verfassungen soll Ordnung, Sicherheit, Ruhe herauswachsen. Ein wirklicher Volksstaat gestaltet sich nicht auf das bloße allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht hin. Er fordert nicht nur völlig neue Voraussetzungen, er will auch von einem neuen Geist beherrscht sein. Alles das macht zurzeit die politische Arbeit aus, und die Frauen, die daran teilnehmen, müssen sich erst auf diese Materie einstellen, sie müssen erst hineinwachsen in diese ihnen neuen Gebiete.

Rein zahlenmäßig ist ihr Einfluß ganz natürlicherweise noch recht schwach. Unter den 421 Abgeordneten der Nationalversammlung finden wir 37 Frauen. In dem Parlament der Stadt Hamburg, der Hamburger Bürgerschaft, haben wir bei 160 Abgeordneten 17 weibliche, im Berliner Stadtverordnetenkollegium sind 25 Frauen, und sie reihen sich ein in die verschiedenen Parteien, so daß sie innerhalb ihrer Fraktion nur einen bescheidenen Prozentsatz ausmachen. Aber sie wirken dennoch, vielleicht ganz unmerklich, denn sie sind ja bei den Fraktionssitzungen zugegen, sie beteiligen sich an den Beratungen, sie stimmen mit ab, sie arbeiten in den Ausschüssen. So wachsen sie in das parlamentarische Getriebe hinein, gewinnen an Sicherheit und Überblick und verlieren bei allen Erörterungen über Verfassungsfragen nicht aus dem Auge, daß sie als Frauen besondere Aufgaben zu erfüllen haben. Unvergessen leben in ihnen alle die sozialen Ideale, die sie einst in das politische Leben geführt haben. Und wenn es um soziale Fragen gehen wird, wenn die Umgestaltung unseres ganzen Schulwesens zur Beratung kommt, wenn es sich um Maßnahmen lebensreformerischer Art handelt, wenn Volksgesundheit und Volkssittlichkeit gestärkt werden sollen, dann werden die Frauen aller Parteien sich zusammenfinden, weil sie als Frauen, als Mütter ihr Besonderes, ihr Weiblichstes einzusetzen haben für diese Ziele. Und dann erst werden wir sagen können, ob das Frauenstimmrecht mehr ist als die Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus unwürdiger Unmündigkeit. Die Frauen hegen diese Zuversicht selbst jetzt, da ihr reines Wollen gehindert, ihre besten Absichten beeinträchtigt sind durch die Ungunst der Zeitverhältnisse.

Frieda Radel.

„Das Feuer"*). Von symptomatischer Bedeutung für die dermalige Stellung des französischen Volkes zum Kriege ist der beispiellose Erfolg, den Henri Barbusse mit seinem Kriegsromane: Le Feu, Journal d'une Escouade (Das Feuer, Tagebuch einer Korporalschaft) gehabt hat, von dem schon ein Jahr

*) Die vorliegende Buchbesprechung, die uns bereits vor längerer Zeit zuging, mußte leider wegen Raummangels bisher zurückgestellt werden. — Wir verweisen übrigens auch auf die Ausführungen Walter Hammers, die dieser in unserer Beilage „Der Hohe Meißner" (S. 285 f.) dem gleichen Werke widmet.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach seinem Erscheinen nicht weniger als 200 000 Exemplare verkauft waren. Um diesen Erfolg nach seiner politischen Tragweite richtig einzuschätzen, muß man wissen, daß Barbusse, der selbst lange als einfacher Soldat in einem nordfranzösischen Schützengraben gelegen hat, die Schrecken und Leiden, die der moderne Krieg für den Soldaten bedeutet, mit geradezu packender Gestaltungskraft darstellt. Ihr kann sich kein Leser entziehen, auch wenn er sich nicht zu dem sozialistisch demokratischen Ideale des Verfassers bekennt.

Sowohl der äußere Rahmen, in dem sich der dargestellte Ausschnitt des Krieges abspielt, als auch der Seelenzustand des einfachen Soldaten, der als einer von Millionen im Kampfe steht, wird hier mit wahrhaft Zolascher Schärfe geschildert, und da stößt man neben den echt französischen Zügen auf so manche rein menschliche, die auch auf den englischen oder deutschen Soldaten ebensogut Anwendung finden. Begeisterung allerdings für den Krieg kann niemand aus diesem Buche schöpfen, das mit unerbittlichem Realismus an ihn herantritt und auch vor dem Häßlichsten und Gemeinsten in der Darstellung und Bezeichnung nicht zurückschreckt.

Insofern kann das Buch von großer Bedeutung besonders für die Franzosen werden, indem es sie zur Selbstbesinnung bringt und Gedanken zum Durchbruche hilft, die mehr oder weniger unbewußt in so mancher französischen Seele jetzt ringen. Jahrzehntelang haben die Franzosen leichten Herzens mit dem Kriegsfeuer gespielt und sind nicht müde geworden, den Krieg als etwas Herrliches, etwas einzig Schönes zu preisen, um nun langsam inne zu werden, daß dieses Feuer eine furchtbar verzehrende Kraft werden kann. So wächst es ganz organisch aus dem Geiste des Buches heraus, wenn in dem ergreifenden Schlußkapitel ein über das andere Mal der Ruf ertönt: Nach diesem Kriege darf es keinen neuen Krieg mehr geben! und wenn als neues Ziel, als das Werk einer neuen Revolution die Aufgabe bezeichnet wird, durch eine brüderliche Verständigung der Völker den Geist des Krieges zu töten.

Das Buch, dessen Anschauungen nicht nur über den Krieg, sondern auch über manche andere Dinge, wie z. B. über die Alkoholfrage den in Frankreich hergebrachten Ansichten völlig zuwiderlaufen, hat dem Verfasser schon leidenschaftliche Angriffe in Frankreich zugezogen, und es ist auch für uns nicht ohne Interesse, die Selbstverteidigung zu lesen, die er vor einiger Zeit veröffentlicht hat. Er wendet sich da namentlich gegen die absprechende Beurteilung, die sein Buch unter Zustimmung vieler Pariser Zeitungen bei einem höheren französischen Offizier gefunden hat. Dieser Offizier war im besonderen Auftrage der Regierung nach Nordamerika gegangen und hatte sich dort in Chicago in einem öffentlichen Vortrage über das Buch geäußert. Barbusse sagt in seiner Selbstverteidigung u. a.: „Der Offizier wirft mir vor, ich hätte den Krieg unter falschen Farben geschildert. Ich weiß freilich nicht, ob er am Feldzuge in Frankreich teilgenommen hat, ehe er seinen Feldzug nach Amerika unternahm. Aber lächeln muß ich, wenn er den Anspruch erhebt, die Soldaten zu kennen. Haben Sie vielleicht als einfacher Soldat im Schützengraben gelegen? Nein? Nun, dann sprechen Sie auch nicht von Dingen, die Sie nicht verstehen. Ich erkläre hierdurch, daß alles, was ich geschrieben habe, die genaue Wahrheit ist. Es handelt sich in dem Buche entweder um Dinge, die ich selbst gesehen oder getan habe (und das ist das meiste), oder um Dinge, die mir von Kameraden, die ich als aufrichtig kannte, erzählt worden sind. Nur dann könnte ich irre an mir werden, wenn jemand, der selbst den Krieg mitgemacht hat, irgendwelche Schilderungen oder sonstige Stellen meines Buches beanstanden wollte. Das ist aber bisher noch nicht eingetreten."

Daß der Geist des Buches von Deutschenhaß frei ist, obwohl darin natürlich auch Ausbrüche von Deutschenhaß verzeichnet sind, bedarf nach dem Obigen wohl kaum der Hervorhebung. Jedenfalls ist das Buch schon an sich so bedeutsam, daß es auch bei uns nicht übersehen werden kann, und es liegt auch bereits in einer deutschen Übersetzung von L. v. Meyenburg vor, bei Max Rascher Verlag A. G.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zürich 1918 (408 S., Preis 6,60 M.). Die Übersetzung gibt ein deutliches Bild vom Original und macht keinen Versuch, auch die häßlichsten und gemeinsten Worte, die darin vorkommen, irgend zu verhüllen oder abzutönen. Störend wirken darin die vielen oberdeutschen Spracheigenheiten, so z. B. fast regelmäßig: „es hat" für „es gibt", und daneben auch nicht wenige ganz überflüssige Gallizismen. Manchmal wird einem ein Satz erst dann völlig klar, wenn man ihn sich ins Französische übersetzt denkt. Womit der Gesamteindruck der Übersetzung keineswegs als unzulänglich bezeichnet werden soll, trotz der Feile, deren der Stil noch an manchen Stellen bedarf. Übersetzen im höheren Sinne ist eben eine ungeheuer schwere Kunst, und selbst bei jemand, der seine Muttersprache sonst tadellos handhaben kann, wird die fremde Sprache beim Übersetzen nur zu oft eine Fessel, die den Geist der Muttersprache nicht zu völlig freier Entfaltung kommen läßt.

K. A. Martin Hartmann.

Heimatglück. In der Heimat wurzeln wir alle, ob wir es wissen und anerkennen oder nicht. In diesen Tagen hab ich das Bekenntnis eines Mannes gelesen, der weiß, wie sehr er auf heimatlichem Boden steht, der die Heimat nicht nur kennt, sondern der sie tief innerlich empfunden hat und der sie daher lieben muß, denn sie hat ihm ihr Bestes gegeben. Man sagt wohl: „Sage mir, woher du bist, und ich will dir sagen, wer du bist." Es liegt was Wahres darin. Unstreitig haftet uns von der Scholle, die uns geboren, mehr an als wir ahnen. Ich habe oft, wenn ich in der Heimat weilte, den Wiesen und Feldern, den Hügeln und Wasserläufen, ja selbst den einzelnen Gebäuden gegenüber ein ganz persönliches Empfinden, mir ist's, als ob sie geheime Zwiesprache mit mir hielten. Bist du schon wieder da? Was hast du geschafft? Machst du uns Ehre oder Schande? Immer kommt dieses Verantwortungsgefühl über mich, als ob ich der vertrauten Heimatscholle Rechenschaft ablegen müßte von meinem Tun und Treiben. Will ich klar werden über widerstreitende Gedanken und Pläne, so bringt mir die Flucht zur Heimat die Entscheidung. Das ist der Kernpunkt dessen, was jeder erlebt, der ein ganz persönliches Verhältnis zu seiner Heimat gefunden hat.

In „Heimatglück" (1. Teil. Kindheitserinnerungen, Verlag von Arwed Strauch, Leipzig) erzählt uns Paul Matzdorf in seiner ehrlichen, feinen und tief empfundenen Weise von Heimatort und Heimathaus, von seinen Eltern, von den ersten Sinneseindrücken und dem langsamen Erwachen seiner Seele. Alles ist so echt und schlicht dargestellt, voll von treffenden psychologischen Beobachtungen, daß ich eine reine große Freude an dem Büchlein hatte. In Vortruppkreisen, die echtes bodenständiges Menschentum zu werten wissen, werden sich Matzdorfs Kindheitserinnerungen gewiß viele Freunde erwerben. Wenn die geplanten Fortsetzungen „Des Ringens Leid und Freude" und „Des Lebens Frucht" halten, was der bis jetzt erschienene erste Teil verspricht, dann wird's ein starkes Buch werden, das Matzdorf uns schenkt.

Sch.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Schumann, Wolfgang: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. 1818—19. M. 3.—. Georg D. W. Callwey, München.

Tepp, Max: Fidelfumfei. Neue Volkstänze. Julius Zwißler, Wolfenbüttel.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 7 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Mai 1919

An die Jasagenden in der Freideutschen Jugend!

Kundgebung anläßlich der Führerratstagung der Freideutschen Jugend.

Als vornehmste Aufgabe der Freideutschen Jugend schwebt uns die Einführung ethischer Maßstäbe in die Politik und die Gestaltung eines neuen politischen Menschen vor, wiedergeboren rein aus dem Geiste der Jugend. Wir lehnen es ab, der Vätergeneration politische Gefolgschaft zu leisten, suchen vielmehr nach Grundlagen für eine eigene Freideutsche Kulturpartei.

Es ist uns schmerzlich, daß wir bisher mit wenigen Ausnahmen politisch versagt haben. Wir machen uns deshalb politische Schulung zur Pflicht. Indessen weisen wir alles Schlagworttum, alles parteipolitische Blendwerk, das sich uns aufdrängen will, von uns, weil wir auch im Politischen zu selbständiger Urteilsbildung kommen wollen. Im übrigen lehnen wir Parteipolitik an sich so lange für uns ab, als wir uns noch ungenügend geschult fühlen und annehmen müssen, noch zu stark unter dem Bann engherziger Anschauungen zu stehen, die uns von Kirche, Schule, Elternhaus und öffentlicher Meinung eingeimpft worden sind.

Wir sind davon überzeugt, daß dem deutschen Volk mit der Umgestaltung seiner politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen allein nicht geholfen sein kann, wenn diese nicht von neuen Menschen mit jugendlichem Geist durchdrungen werden. Wir halten es für unsere Aufgabe, vorzugsweis durch das Beispiel unserer persönlichen Lebensführung im öffentlichen Leben zu wirken. So halten wir fest am Auslesegrundsatz und an unseren lebensreformerischen Forderungen, namentlich an unserer Alkohol- und Tabakgegnerschaft. Wir fordern deswegen ausdrücklich auf, vom Gesamtbild der persönlichen Lebensführung auf die Gesinnungsverwandtschaft derart zu schließen, daß allen Denen die Zugehörigkeit zur Freideutschen Jugend abgestritten wird, die hierin Zugeständnisse machen und auf Formen der Lebensführung zurückfallen, in deren endgültiger Überwindung eine selbstverständliche Voraussetzung jeden Freideutschen Gemeinschaftslebens gesehen werden muß.

Wir halten eine herbe, strenge, spartanisch harte Lebensführung — unter Ablehnung aller narkotischen Mittel — gerade gegenwärtig für besonders wertvoll, weil sie uns das Rückgrat zu stärken vermag gegen die Lehren der Lebensverneinung, die uns unter das Joch eines müden Fatalismus zu beugen drohen. Als Freideutsche, als Jugend bäumen wir uns auf gegen die wachsende Müdigkeit und geloben uns, mit festem Willen und freudigem Jasagen dem Niedergang zu trotzen, unser Leben bewußt und mit der Kraft unserer Jugend zu gestalten.

Alle aufgebauschten, unwesentlichen Gegensätze hinter uns lassend, reichen wir uns heute zu entschiedener Lebensbejahung die Hände in der Forderung mitverantwortlichen, zupackenden Gestaltens, im Willen zu befreiender Tat!

Der Jugend gehört die Zukunft. Wir glauben an Freideutsche Zukunft. Es lebe das Leben!

Jena, 17. April 1919.

Für einen größeren Führerkreis:

Johannes Aff. Albrecht L. Merz. Ferdinand Goebel. Karl Dietz. Walter Hammer. Karl Jasper.

Des Krieges ungeschminktes Bild.

Schätzungsweis nur jeder 12. bis 15. Deutsche hat das Elend dieses Weltkrieges vorn an der Front miterlebt. All die schrecklichen Eindrücke des Stellungskampfes und der modernen Schlacht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tauchen bei diesen allmählich schon unter ins Unbewußte; die schrecklichen Bilder des Krieges fangen schon an zu verblassen; der Balsam des Vergessens lindert unerhörte seelische Foltern einer doch noch so nahen Vergangenheit. Wir Heimgekehrten empfinden das als Gnade. Und doch sollte des Krieges schreckliches Bild in seiner nackten Wirklichkeit hundert- und tausendfach in allen Ländern der Nachwelt als abschreckende, gräßliche Teufelsfratze überliefert werden. Sonst bleiben jene nicht persönlich beteiligt Gewesenen in der romantischen Auffassung des Krieges stecken, formen sich ein Bild des Krieges mit Hilfe der harmlosen Anekdoten-, Witz- und Bilderblätter, der schönfärbenden landläufigen Kriegsliteratur, die bisher fast nur aus Etappenausgeburten bestand, weil bisher nur wenige Begnadete, unmittelbar Beteiligte die seelische Kraft haben aufbringen können, all das Unerhörte gestaltend nochmals zu durchleben und mit seiner ganzen Brutalität in ein bescheidenes Wortgerippe zu zwängen.

Ein Franzose hat ein Buch geschrieben, in dem er das Schicksal seiner Korporalschaft mit ungeschminkter Natürlichkeit hinsichtlich des Inhaltes und des Ausdrucks zu schildern unternimmt: Henri Barbusse, Das Feuer. Es ist bei Rascher in Zürich erschienen und kostet infolge der gegenwärtig bedauerlich geringen Tauschkraft des deutschen Geldes an die 10 Mark. Es rechnet nicht zur „schönen" Literatur; es ist für die bisher harmlos den Krieg Betrachtenden ein gewalttätiges Buch. Es ist von wirtschaftspolitischen Tendenzen nicht frei. Und diese sind anfechtbar. Aber deswegen darf man nicht an diesem Buche vorübergehen. Es muß von Hand zu Hand wandern, zumal das Erlebnis des Franzosen sich mit dem des Deutschen beinahe deckt.

Ein Korporal Bertrand spielt in diesem Buch eine Rolle, der sich durch seine mustergültige soldatische Pflichterfüllung hervortut, obwohl er als Sozialist radikalster Richtung mit dem Herzen nicht bei der Sache sein kann. Das tut: er ist Alkoholgegner und als solcher ein klarer, besonnener Kopf. „Bei uns geht es noch anständig zu!" bemerkte mal einer von der französischen Korporalschaft. „Hast recht," stimmt ihm ein anderer zu, „das haben wir Bertrand zu verdanken, den der Haß gegen den Alkohol nicht ruhen läßt, der Haß gegen jenes vergiftende Unvermeidliche, das mit den Massen sein Spiel treibt, Bertrand verdanken wir es, daß unsere Korporalschaft zu denen gehört, die das Wein- und Schnapslaster am wenigsten heimsucht." — Dieser Bertrand gehört nicht zu den wenigen Überlebenden der Korporalschaft.

Barbusse selber wird einmal von einem Kameraden gefragt, ob er als Schriftsteller auch ein Buch über den Krieg schreiben und ihn so schildern werde, wie er ihn wahrhaft erlebt habe. Barbusse bejaht. Der Kamerad meint, die Leserwelt werde ihn dann aber ein Schwein nennen. Und weiter: „Soll ich dir was sagen? Ich kenne mich zwar in den Büchern nicht aus, aber das wäre tapfer von dir, weil man's sonst nicht macht, und wenn du's Herz hast, dann bist du ein feiner Kerl, aber es wird dir doch im letzten Augenblick schwer fallen, du bist viel zu gut erzogen! ... Das ist sogar ein Fehler, der mir an dir aufgefallen ist, seit wir uns kennen. Das und auch die verdammte Gewohnheit, die du hast, wenn wir Schnaps empfangen; weil du glaubst, daß er schädlich ist, anstatt daß du's einem andern gibst, gießt du dir ihn allemal auf den Schädel und wäschst dir die Haare damit." Welchem Alkoholgegner würde da sein eigenes Kriegserlebnis nicht wieder lebendig? Aber solcher humorvollen Stellen gibt es nur wenige in diesem Buche. Als Ganzes ist es von erschütternder Tragik. **Walter Hammer.**

Ein Aufruf von Henry Barbusse*). Geistige Kämpfer in aller Welt!

Trotz allen Blutes, das uns zum Trotz von unseren Händen trieft, harren unsere Hände heute darauf, mit euch allen im

*) Auf das Kriegserlebnis der Freideutschen Jugend kommt ungebührlich selten die Rede, obwohl gerade sie mit am treuesten in der Pflichterfüllung gewesen ist und ungeheure Opfer ihrer besten Freunde gebracht hat. Von tiefem seelischen Leid haben Kameraden in den Feldnestern erzählt. Sie dürfen jetzt nicht schweigen. Als „Stimmen der Front" mögen sie fortlaufend im „Hohen Meißner" zu Wort kommen. **W. H.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bunde die Welt neu aufzubauen. Darf die Erinnerung oder gar die tragische Gewissensqual, daß wir länger als vier Jahre Handwerker des Gemetzels und der Unfruchtbarkeit waren, uns noch fernerhin trennen, nachdem eine allzu enge Brüderlichkeit mit unseren Landsleuten in den Kämpfen uns gegeneinander feindlich gestellt hat? Unser Geist schwebte stets hoch über den Schlachten. Mitleid verzehrte uns wie ein innerer Brand. Wir sprachen die Wahrheit, wir glaubten den Lügen nicht.

Dennoch aber marschierten wir, die einen gegen die anderen, stürzten uns wie Brüder in ein Turnier, wälzten uns wie Gladiatoren im dumpfen Sande. Wir haben uns als Schlachtopfer dargeboten, auf daß die Überlebenden unter uns mit unwiderstehlicher Gewalt unseren Gedanken verkünden können, den reinen Gedanken, der jenen anderen töten soll, in dessen Namen wir scheinbar marschierten. Welcher hirnverbrannte Greis, welche verweste Doktrin, welches sinnlose Gelüst wird es wagen, sich gegen uns zu erheben, gegen uns sich zu bekennen? Wir wollen nicht, daß man sich unserer bediene, um den Krieg nach dem Frieden fortzusetzen.

Geistige Kämpfer der noch gestern feindlichen Länder!

Wir haben Eile, wieder Fühlung mit euren Hirnen und Herzen zu gewinnen! Geistige Kämpfer in aller Welt! Wir wissen, daß ihr, die ihr so denkt wie wir, Unzählige seid, und daß auch ihr 50 Monate lang, trotz der Lauterkeit eurer gerechten Seelen, ein Leben von Sündern hingebracht habt.

Wir haben die ernste und gute Pflicht, heute ein weises Beispiel zu geben. Wir müssen uns als erste die Hände reichen, da wir allein, hinweg über die im Innern jedes Landes durch die Presse entfesselte Menge, hinweg über die großen Intellektuellen, die vor ihrer sittlichen Aufgabe versagt haben, da wir allein, hinweg über alle verirrten Geistes- und Volkskräfte, unter den Zweikämpfen von Feuer und Stahl, die uns zum Füllsel der Granatenlöcher machten, den Mut gefunden haben, das Vertrauen in die Menschenwürde und in die leuchtende und sittigende Kraft der Vernunft zu bewahren.

Wilson war unser mächtiger Freund. Seine Stimme war die unsere. Unsere Stimme wird die seine sein, trotz Allem und trotz Allen.

Geistige Kämpfer aller Länder, hellseherisch, den sich forterhebenden Haß verachtend, strecken wir euch brüderlich unsere Hände entgegen. Unsere Aufgabe von morgen wird rauh sein, schwerer noch als die von gestern. Sie wird uns ohne Unterlaß im Angesicht unseres Gewissens in den Mittelpunkt von Verfolgungen stellen, mit denen der barbarische und sterbende Nationalismus uns anfallen wird. Unser enges Bündnis wird unsere Kraft ausmachen.

Es ist Zeit, daß wir, jeder in seinem Vaterland, uns gegen die Begünstiger der Kriege und der Verhetzung stellen. Uns, denen niemand vorwerfen kann, wir hätten der Nation nicht gegeben, was der Nation gebührt, und die wir genugsam Pfänder geleistet haben für unsere Hingabe an den Frieden der Völker, uns liegt von nun ab die Arbeit ob, zum Heil der Menschen die Internationale der Geister wieder herzustellen.

Geistige Kämpfer aller Länder, vereinigt euch!

Meißner-Worte.

Wyneken über Vaterlandsliebe am 12. 10. 13.

„... Soll es dahin kommen, daß man Euch nur gewisse Worte zuzurufen braucht: „Deutschtum", „national", um Euren Beifall und Heilruf zu vernehmen? ... Wenn ich die leuchtenden Täler unseres Vaterlandes hier zu unsern Füßen ausgebreitet sehe, so kann ich nicht anders als wünschen: Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges Horden sie durchtoben. Und möge auch nie der Tag erscheinen, wo wir gezwungen sind, den Krieg in die Täler eines fremden Volkes zu tragen ... Vergessen wir nicht, daß die Größten jener Zeit (1813) Weltbürger waren, in dem Sinne, daß sie das Heil der ganzen Menschheit dem eines einzelnen Volkes, auch ihres eigenen, überordneten ... Vor die Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens, vor die wir uns gestellt sehen, sind heute alle Völker gestellt. Und ihnen gerecht zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, das wäre ein schönerer Wettbewerb, als der Kampf um äußere Machtgebiete ..."

Eine Kundgebung der akademischen Jugend Leipzigs.

Auf Anregung des Demokratischen Studentenvereins hatten sich in Leipzig die sämtlichen politischen Studentenverbände vereinigt, um zusammen mit den Leitern der Leipziger Hochschulen, dem Akademikerbunde, der Liga für Völkerbund und dem Allgemeinen Studentenausschuß eine Akademikerversammlung zum 23. März in die Wandelhalle der Universität einzuberufen. Prof. Spranger sprach von der Notwendigkeit, den Machiavellischen Machtstaat durch den modernen Rechtsstaat zu überwinden. Nie wieder dürfen wir in eine zwischenstaatliche Anarchie, in die alte Willkürherrschaft zurückfallen. Deswegen können wir uns mit keinem Friedensschluß befreunden, der mit dem geheimen Vorbehalt einer Wiederaufnahme des Krieges abgeschlossen wird. Wir — aber auch unsere gegenwärtigen Gegner — müssen sich zum demokratischen Rechtsstaat bekennen, wie ihn bereits die großen Denker des 17. und 18. Jahrhunderts, vor allem Rousseau, verfochten haben. Unsere Kant („Zum ewigen Frieden") und Fichte („Der Patriotismus und sein Gegenteil") nicht zu vergessen! Die nach Prof. Sprangers Rede fast einstimmig angenommene Entschließung, die als anregende Kundgebung an alle übrigen deutschen Hochschulen versandt worden ist, lautet:

Die akademische Jugend Leipzigs fordert, daß die Neuordnung der Völkergemeinschaft auf dem Boden des Rechtsgedankens erfolge. Sie versteht unter dem Rechtsgedanken im Anschluß an die Lehren der großen Philosophen aller Länder, insbesondere in Anlehnung an die in Deutschland lebendige Tradition von Kant und Fichte die gegenseitige Anerkennung gültiger Freiheitssphären nach festen Regeln und die sittliche Selbsteinschränkung aller darüber hinausgehenden Machtansprüche. Diese Idee, die im inneren Leben der Staaten längst anerkannt ist, soll auch im Leben der Völker zu einer Großmacht werden dadurch, daß sie in die Gesinnung der politisch Handelnden eingreift und eine unüberwindliche Schranke gegen jede Art von Imperialismus aufrichtet. Aus der Gesinnung solcher Einrichtungen müssen übernationale Organe hervorgehen, deren höchste Richtschnur nicht im politischen Egoismus, sondern in jenem Rechtsgedanken gelegen ist.

Die akademische Jugend sämtlicher Leipziger Hochschulen wendet sich daher an die Jugend aller Länder mit dem Aufruf:

Erfüllt Euch gleich uns mit dem Glauben an einen Zustand internationaler Gerechtigkeit und mit dem Willen ihn durch die Tat herbeizuführen! Die Koalitionen dieses Krieges dürfen nicht verewigt werden. Der Zusammenschluß einer Gruppe von Völkern auf Grund einseitiger Interessengemeinschaft verdient nicht den hohen Namen eines Völkerbundes. Auf die Anerkennung der Menschenrechte folge die Anerkennung freier und gleicher Völkerrechte. Der Völkerbund bedeute die rechtliche Gleichstellung aller Kulturnationen, die Achtung ihres Selbstbestimmungsrechts und die Möglichkeit ihrer freien Mitwirkung bei der Bildung der gesetzgebenden Behörde des Völkerbundes, seines Schiedsgerichts und seines ausführenden Rates. Vereinigt Euch mit uns zur Schöpfung eines übernationalen gemeinsamen Willens, der eine neue Epoche der Völkergemeinschaft heraufführe, eine Epoche, in der die Völker Ziel der Politik sind, nicht Mittel; eine Epoche der Ideen, nicht der Waffen.

Deutschnationaler Verband der Studierenden,
Studentische Ortsgruppe der deutschen Volkspartei,
Studentische Ortsgruppe der Zentrumspartei,
Demokratischer Studentenverein,
Sozialistischer Studentenbund.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 10 2. Maiheft 1919

„Meine Mitschuld am Weltkriege."

Hamburg, den 3. Mai 1919.

Diesen Titel trägt eine Schrift, die Hans Paasche, der frühere Mitherausgeber des „Vortrupp", geschrieben hat. Ich halte es, da der Verfasser eben der frühere Mitherausgeber des „Vortrupp" ist, für geboten, sie eingehend zu besprechen*):

Die Gedanken der Schrift bauen sich auf dem auf, was Hans Paasche in den Jahren 1905/6, als ein in der ersten Hälfte der Zwanziger stehender Jüngling, in Afrika äußerlich und innerlich erlebt hat. Das war dies: Während eines Negeraufstandes wurde Hans Paasche, der damals Offizier auf einem deutschen Kriegsschiff war, das vor der ostafrikanischen Küste lag, mit einer Matrosentruppe an Land geschickt, um eine von den Aufständischen bedrohte Landschaft im Innern zu schützen; maßgebend dafür, daß er diesen Posten erhielt, waren seine Kenntnis der Eingeborenensprache und seine auf Jagdausflügen bewiesene Eignung für das Land. Der ursprüngliche Befehl ordnete nur an, daß er einen bestimmten Ort verschanzen, verteidigen und halten solle; die Notwendigkeit der militärischen Lage nötigte ihn aber, über diesen Befehl hinauszugehen und durch ein schnelles Vorstoßen in das Innere des Landes angriffsweise gegen die Aufständischen vorzugehn. — Später, am Ufer des Rufiyi, nahm er, im Alter von erst 24 Jahren, eine sehr bedeutende Stellung ein: er war damals tatsächlich selbständiger Feldherr und Herr über Provinzen.

Eine der Tatsachen, die sich ihm dabei von Anfang an, und immer wiederholt, aufdrängen, ist die, daß es bei den Gefechten oft nicht sicher ist, ob man auf Freunde oder auf Feinde schießt. Gleich im Anfang erlebt er es, wie ihm nach einem Gefechte in einem Maisfeld ein Sterbender sagt, er, der Sterbende, und die Toten neben ihm seien fälschlich für Feinde angesehn worden: „Nie werde ich die zerschossenen Menschen in der Sonnenglut zwischen den Pflanzen vergessen." — Als Paasches Truppe eines Tages von den Aufständischen aus dem Hinterhalte be-

*) „Meine Mitschuld am Weltkriege" von Hans Paasche, Kapitänleutnant a. D., Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co., Berlin W. (Nr. 6 der Flugschriften des Bundes Neues Vaterland). Preis 1 Mark. Wie immer in solchen Fällen bitte ich, auch die Schrift selbst zu lesen, um meine Darstellung zu kontrollieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schossen wird und Tote hat, da ist nur eine Stimme, daß die an diesem Tage gefangen genommenen Aufständischen sofort erschossen werden müssen. Heute beurteilt Paasche das so: „Es gab keine Grenze zwischen Notwehr und Mord." Einen besonders häßlichen Eindruck auf ihn macht die Teilnahme an einem Kriegsgerichte. Die Angeklagten gelten als „Haupträdelsführer", als Urheber des Aufstandes. Sie bestreiten ihre Schuld. Aber ihre Sprache — Kisuaheli — ist dem Vorsitzenden des Gerichts schlecht verständlich, und auch Paasche versteht sie nicht so, daß er die Angeklagten nach ihrer innersten Meinung fragen kann. Die ängstlichen, finsteren Gesichter der Angeklagten machen einen ungünstigen Eindruck, das Kriegsgericht — übrigens, während es tagt, in Gefahr, von Aufständischen überfallen zu werden — gewinnt die Überzeugung von der Schuld der Angeklagten: „Die Protokolle der Verhandlung wurden unterschrieben und die schuldig Gesprochenen feierlich vor versammeltem Volke an Bäume aufgehängt. Ich biß die Zähne zusammen: ich war doch Offizier. Aber was hier geschah, war so dumm, so unnütz, so schauderhaft. Hier wurde ich Gegner der Todesstrafe, weil ich deutlich sah, daß der Mensch nicht imstande ist, Richter zu sein. W i r waren doch die Richter, und wir wußten nichts, und das Volk stand auf dem Platze und hielt uns für sehr gewissenhaft, unfehlbar, und weise."

Die deutschen Offiziere in Afrika erscheinen Paasche einzeln betrachtet als prachtvolle Menschen: „Ich kenne viele, deren Auftreten und Wirken vorbildlich war". Paasche glaubt aber zu sehen, daß „das System der Orden und Ehren" sehr ungünstig auf sie wirkt. Nach Paasches Beobachtung erzeugte dieses System einen Ehrgeiz, der geradezu dazu trieb, Zusammenstöße mit den Negern zu suchen und hervorzurufen. Nachdem Paasche siegreiche Gefechte geliefert hat, bitten ihn zwei andre Offiziere, ihnen zu einem von ihnen beabsichtigten Vormarsch alle seine noch gesunden Soldaten zu überlassen. Als er den Zweck dieses Ersuchens nicht begreift, sagen sie ihm, so berichtet Paasche, schließlich: „Nehmen Sie doch Vernunft an, Sie haben Ihre Gefechte und Ihren Schwerterorden weg, jetzt wollen wir sehen, ob wir noch ein Gefecht haben können, bevor die Geschichte zu Ende geht." Während nach einem Gefechte die blutigen und verstümmelten Leichen herumliegen und darüber Geier kreisen, ruft ein ehrgeiziger Kamerad Paasches aus: „Jetzt ist uns das schwarz-weiße Band sicher!" Der Drang nach Schwerterorden ist so groß, daß, so berichtet Paasche, ein Gouverneur einen Erlaß herausgibt, der lautet: „Es werden künftig nur Schwerterorden beantragt, wenn auf der eigenen Seite mindestens zwei Mann fallen." — Paasche will sogar beobachtet haben, daß dieses „System der Orden und Ehren" den erstrebten kriegerischen Zweck selber schädige. Indem es nämlich bewirke, daß der nach Orden und Ehren Gierige nicht mehr die Sache wolle, sondern nur noch seine eigene Person: Ja Paasche behauptet, es komme vor, daß der ehr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geizige Kommandierende eines kriegerischen Unternehmens auf die Hilfsmittel verzichte, die ihm ein andrer zur Verfügung stellen könne, und daß er lieber seine eigenen Truppen opfere, ehe er zulasse, daß dieser andre sich rühmen könne, geholfen zu haben. So schädige der Ehrgeiz des Kriegers unmittelbar das Interesse des Vaterlandes. So geschehe es auch, daß eine Möglichkeit nicht benutzt werde, Unruhen zu beenden, wenn dabei die Ehren nicht dem zufielen, der über die militärischen Machtmittel zu verfügen habe. — Einen besonders fatalen Eindruck macht auf Hans Paasche ein landeskundiger Offizier „der mit besondrer Wärme den Gedanken vertrat, der Neger müsse Prügel haben, und der den Grundsatz hatte, 50 Hiebe mit der Nilpferdpeitsche seien das dem Neger angemessene Strafmaß, weshalb er unter dem Spitznamen ‚Herr Fünfzig' bekannt war."

Zu der Zeit, wo Hans Paasche die bereits erwähnte große Stellung am Rufiyi innehat, liest er, auch um militärisch daraus zu lernen, wieder einmal die alten Schulbücher, die militärisch ganz ähnliche Sachlagen behandeln: Julius Cäsars „Gallischen Krieg" und Xenophons „Marsch der Zehntausend". Und dabei erlebt er nun Dies: In der großen Natur, die ihn jetzt umgibt, hier, „am Rufiyi, wo der Behemot, das Flußpferd, brüllt wie zu Hiobs Zeit im Jordan, wo Leviathan, das Krokodil, dem Fluß entsteigt und seine Spuren nachts um die Hütten drückt", erkennt er, daß etwas dabei gefehlt hat, als jene Bücher in der Schule behandelt wurden: Damals las man „die Gefechtsberichte Cäsars so, als ob sich seit der Ausbildung der zehnten Legion bis zu Hegel, Treitschke und Old Shatterhand nichts in der abendländischen Welt ereignet hätte". Aber Paasche geht es nun auf, daß seitdem „doch mindestens das fünfte Kapitel des Matthäus und das unvergleichliche Wort: ‚metanoeite': ‚Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe,'" geschrieben worden ist; daß inzwischen Schopenhauer, Dostojewski, Lincoln gelebt haben. Und ihn packt ein großer Ekel vor seinem Tun: „Es ist nichts als eine Treibjagd, wie sie jeder Förster leitet, und man nennt uns genial. Das ist unerträglich."

Und als nach diesen äußeren und inneren Erlebnissen Hans Paasche mit seinem Schwerterorden dann wieder nach Hause, nach Deutschland, kommt, bringt er das folgende Bild vom Kriege mit: Er sagt sich, daß er und seine Kameraden in Afrika ebenso klug, mutig und sehend gewesen seien, wie andre Menschen gleicher Abkunft und Erziehung in solcher Lage auch, daß er daher berechtigt sei, aus dem, was er in Afrika erlebt habe, allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Und sein Hauptschluß ist dann dieser: „Der Krieg bringt uns Menschen in Schwierigkeiten, denen wir nicht gewachsen sind. Furcht und Vorurteile, besonders der lügnerisch erzeugte Haß gegen den Feind machen uns Menschen blind." Und dann ein Gedanke, der sich ihm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unauslöschlich eingebrannt hat, und den er nicht müde wird, zu wiederholen: der „Hauptirrtum: daß es Feinde gebe. Es gibt keine! Es gibt nur einen Feind: die menschliche Dummheit und die wohnt in unsrer eigenen Brust."

Er ist sehr skeptisch geworden darüber, was Kriegermut wert sei: Nach seiner Erfahrung ist darin allzuviel von „Kadavergehorsam, Gedankenlosigkeit, Mangel an Phantasie, Gleichgültigkeit", während gleichzeitig „wo der Krieger regiert, der Mensch nichts gilt".

Und aus dem Anblick der Toten, die er selbst gesehen, hat er einen Abscheu mitgebracht gegen Statistiken über Kriegsverluste, deren „sauber untereinander gestellte Zahlen Rechenaufgaben, Schachspiele oder so etwas vortäuschen". Er wehrt sich dagegen, daß nach einer Schlacht oder einem Kriege dem Volke der einen Partei „Freude suggeriert wird, weil diese Zahlen so oder anders sind". Denn immer sind doch auch die eigenen Toten dabei, und „unsinnig ist es, Tote zu zählen", weil die Zahlen, wie immer sie auch aussehen mögen, doch nur „über das Leid hinwegtäuschen". Er weiß jetzt, daß auch der höchste militärische Vorgesetzte, sei er auch ein guter und edler Mensch, doch nur ein M e n s c h ist. Und daß seine Stellung ihn einer der größten Versuchungen aussetzt, denen ein Mensch ausgesetzt werden kann: Der Versuchung durch den Besitz der Macht. „Wer einem Menschen Macht anvertraut, hat die Pflicht, ihn zu kontrollieren." Nur wer „die Begriffe von Freiheit, Menschlichkeit und Recht hat", ist „dazu geeignet, über Bewaffnete zu befehlen".

Und er lehnt aus diesen Erfahrungen heraus den Gedanken ab, daß eine Zeit deshalb „groß" sei, weil sie Kriegszeit sei: „Die Zeit wurde größer dadurch, daß gemordet wurde. Leichen über Leichen, Tränen und Blut, Heldentum und Orden — das war große Zeit!"

Und das Endergebnis ist ihm Dies:

> „Ihr seid Betrogene, wo immer ihr von Krieg sprecht. Krieg ist etwas ganz Anderes, als ihr gelernt habt. Krieg ist etwas, was nicht mehr sein darf. Krieg kann schon deshalb nicht frisch und fröhlich sein, weil es zweifelhaft ist, ob es überhaupt Feinde gibt. Wir lassen uns einreden, Menschen seien uns feindlich gesinnt, wir greifen zu den Waffen, weil gesagt wird, sie hätten zu den Waffen gegriffen. Dann sprechen sie voll Mißtrauen und aus der Ferne zu uns, aus der man sich nicht versteht und Worte, die, während sie hin und her gehen, gefälscht werden, von denen, die den Krieg wollen. ‚Den will niemand?' Ach, sie wollen ihn alle: die Irregeführten, die Gelangweilten, die Gewinnsüchtigen, die Spieler, die Verkrachten, die Ehrgeizigen, die Lebensmüden und von Liebessehnen Verzehrten."

Und dazu bringt Paasche dann noch persönlich das Gefühl mit, „ich müßte büßen für jeden Toten, den ich gesehen hatte." Und außerdem sagt ihm eine innere Stimme, er müsse nun sprechen, und warnen, und den Menschen seiner Heimat sagen, was Krieg in Wirklichkeit sei. Aber als er damit beginnt, stößt er auf folgendes:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er findet, daß die Menschen enttäuscht sind, wenn er ihnen zeigt, wie er in Wirklichkeit denkt; er merkt, daß sie das, was er wirklich erfahren hat, nicht hören wollen. Sie sind unfähig, sich das Elend des Krieges vorzustellen und Schlüsse daraus zu ziehen; ja, sie werden sogar systematisch davor bewahrt, darüber nachzudenken, ob der Krieg wirklich etwas Gutes und Notwendiges oder ob er doch vielleicht etwas Schlechtes sei. Insbesondere auch „die Frauen hörten es nicht gerne, sie waren gewohnt, von Aufständischen, von feindlichen farbigen Völkern zu hören, von der Abrechnung mit kriegerischen Stämmen von Gefechten, von Siegen." Die Pazifisten, die ebenso wie Paasche erkannt haben, was Krieg wirklich ist, predigen tauben Ohren*).

Wenn Hans Paasche ihnen sagt, „Ihr irrt: Krieg ist nicht das, was ihr darin seht, er ist ganz etwas Anderes. Nichts an ihm ist frisch und fröhlich, nichts an ihm ist wahr und ehrlich, nichts ist klar; er beginnt mit Mißverständnis, wird mit Lüge geführt und endigt mit Verwirrung" — wenn Hans Paasche ihnen das sagt, so ist die häufigste Erwiderung die: „Der Krieg, den Du mitgemacht hast, war nicht groß genug, um die Schönheit und den Nutzen des Krieges zu erkennen." „Junger Mann", sagt ihm ein General, „was wissen Sie vom Krieg, wenn Sie sich in Afrika mit Negern herumgeschlagen haben. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht . . . ."

Als Paasche, so berichtet er, eines Tages den Gründer des „Wehrvereins" besucht, und ihm sagt, seine Reden bewiesen, daß er das Programm der Friedensgesellschaft gar nicht kenne, er solle es einmal durchlesen, es sei nur eine Seite lang, da ruft der „Nein, ich will das nicht!". Und ebenso geht es Hans Paasche, nach seinem Bericht, mit dem Generalfeldmarschall des „Jungdeutschlandbundes". — In einer Versammlung tritt ein Agitator des „Wehrvereins" auf, und sagt, wir brauchten mal wieder einen frischen, fröhlichen Krieg. Hans Paasche entgegnet ihm, er, Paasche, wisse nicht, ob der Redner Krieg schon aus eigener Anschauung kenne, er, Paasche, habe schon vor der traurigen Notwendigkeit gestanden, Menschen töten zu müssen, versichere aber, daß er nie aufhören werde, darüber nachzudenken, wie

*) Paasche macht zu dieser Beobachtung an zwei Stellen seiner Schrift die Bemerkung, daß diese Taubheit zweifelsohne in sehr erheblichem Maße der Betäubung zuzuschreiben sei, die aus den [alkoholischen] Gewohnheiten des täglichen Lebens entspringe. „Der nüchterne Verstand muß die Dinge so sehen, wie ich sie sehe, und ich glaubte zu erkennen, daß tatsächlich die tägliche Betäubung die Menschen unfähig macht, die Stimme ihres Gewissens zu hören." Das deckt sich völlig mit meiner eigenen Überzeugung, wie ich ja auch in meinem Artikel „Randbemerkungen zur Alkoholfrage" im „Vortrupp" Nr. 24 von 1918 auf Seite 498 gesagt habe: „Und die Abstinenzbewegung schafft ihrerseits für den Pazifismus wesentlich erleichterte Bedingungen seines Wirkens, weil verbierte oder sonst alkoholisierte Massen in allen Ländern, infolge des Alkoholnebels vor ihren Augen, ihre eigenen Interessen nicht erkennen können und daher immer wieder auf kriegshetzerische Phrasen hineinfallen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich so etwas vermeiden lasse. Paasche berichtet dazu weiter, seine Worte seien dann von seinem Gegner in verdrehter Fassung in die Zeitungen gebracht worden, woraus sich ein Ehrengerichtsverfahren gegen Paasche von der Dauer eines vollen Jahres entwickelt habe.

Und nun klagt Hans Paasche sich an, daß er sich durch all diese Widerstände schließlich doch habe „einschüchtern" lassen. Er habe „nicht alles" getan, was er an Warnungen habe leisten können. „Meine Mitschuld am Weltkriege besteht darin, daß ich den Irrsinn des Krieges schon vor dem Kriege erlebt hatte und mich bestimmen ließ, mein Gewissen zu beruhigen, zu schweigen oder gar im üblichen Stil über solche Dinge zu sprechen." „Heute weiß ich, daß ich eine Schuld auf mich nahm, als ich mich verleiten ließ, das, was ich erkannt hatte, nicht zu bekennen, und mich nach den ersten vergeblichen Schritten zurückhielt."

Wenn Paasches Schrift weiter nichts enthielte, als die im Vorstehenden aus ihr herausgearbeiteten Gedankenreihen, dann wäre zu sagen, daß sie tiefe Wahrheiten enthält, und daß namentlich der Gedanke, in dem diese Gedankenreihen gipfeln, der Gedanke von Paasches „Mitschuld" (in Paasches Sinne), außerordentlich fein ist. „Mir ist", so sagt Paasche, „als ob das Denken der Menschen schon vor 1914 hätte geändert werden können, wenn jeder, der in Afrika oder China Krieg erlebte, als Mensch laut gesprochen hätte, anstatt zu dulden, daß er als Held gefeiert wurde." Ja, wenn Jeder von denen Das getan hätte! Paasche legt aber selbst dar, warum das nicht „Jeder" von diesen tun konnte; warum überhaupt Keiner von ihnen allen es wirklich ausreichend konnte:

> „Ich habe nicht anders gehandelt, als viele andere es in meiner Lage getan hätten. Sie mögen zurückdenken und eingestehen, wie sehr wir Opfer anerzogener Vorurteile waren. Wie war denn unsere Bildung in früher Jugend? Soldatenspiel und Soldatenspiele; der Begriff des Erbfeindes wurde uns eingehämmert, wir wußten von Heldentaten gegen ihn und hörten nie von dem gemeinsamen Feind aller Menschen und von Kampf gegen Gewalt und Unterdrückung. Wir wurden durch Spiel, Unterricht und allgemeine Stimmung geradezu lüstern gemacht auf Krieg, und als wir herangewachsen waren, lagen hinter uns Indianerspiele und der Gallische Krieg, vor uns die Aussicht auf Ansehen und Vorwärtskommen, wenn irgendwo ein Schuß fiel. In China, in Afrika und noch 1914 fand der ausbrechende Krieg Menschen vor, die für Krieg ebenso vorbereitet waren, wie ich und dazu erzogen, jeden Zweifel zu unterdrücken. Bewußt oder unbewußt: Wir konnten, auch wenn wir die Greuel des Krieges erlebten, nicht die Wahrheit sprechen. Sobald der Ruf erscholl ‚Krieg!' wurden wir in ein Schema hineingerissen, und wehe uns, wenn wir uns dagegen sträubten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Einzige, was möglich war, war eben Dies, daß Einzelne, wie Hans Paasche, die infolge viel größerer Sensitivität um einige Jahrhunderte fortgeschrittener empfanden (um einige Jahrhunderte, die, so Gott will, nun, in fünf Jahre zusammengedrängt, auch die Mehrheit der Andern in den Jahren 1914 bis 1919 durchlaufen hat), sich zu jenem Schema so stellten, wie Hans Paasche es von sich beschreibt: „Ich sträubte mich dagegen; auf Schritt und Tritt fühlte ich die Unwahrheit dessen, was ich tat; litt unter den Widersprüchen, in die ich mit meinem Gewissen kam."

Und daß Paasche es dann schließlich als seine „Schuld" bezeichnet, wenn er als Einzelner das Unmögliche nicht hat möglich machen können, und wenn er vielleicht auch den von vornherein aussichtslosen Versuch, das Unmögliche möglich zu machen, nicht so oft wiederholt hat, wie ihm dieser aussichtslose Versuch als solcher möglicherweise frei gestanden hätte, — daß Hans Paasche das seine „Schuld" nennt, das ist, so wiederhole ich, ein sehr feiner Gedanke, wenngleich natürlich niemand der Meinung sein wird, daß da wirklich eine Schuld vorliegt.

Wie gesagt, enthielte die Schrift weiter nichts, als diese Gedankenreihen, dann wäre Gutes von ihr zu sagen. Natürlich aber wäre sie auch dann nur unter dem Gesichtspunkte zu lesen, der den offenkundigen Tatsachen entspricht: daß nämlich die Schmerzen, die Hans Paasche offenbart, Menschheitsschmerzen sind, und nicht etwa nur, ja, nicht einmal besonders hervorragend, deutsche Schmerzen: Das, was Hans Paasche in dem deutschen Kolonialkriege innerlich gelitten hat, hätte er in noch viel härterer Art in den Kolonialkriegen Englands erleben können, von denen Frankreichs gar nicht erst zu reden: Das „System der Orden und Ehren" zum Beispiel arbeitet auf englisch (und nun gar auf französisch!) mit genau den gleichen Ergebnissen, wie auf deutsch: Paasche sagt selbst sehr richtig: „So handeln Menschen*) unter dem Einfluß von Orden und Ehren, so müssen*) sie handeln". Und in keinem deutschen Kolonialkriege gegen die Neger ist je Das vorgekommen, was die Engländer gegen die, uns weißen Völkern so unendlich viel näher stehenden, Inder gewohnheitsmäßig angewendet haben: Daß sie gefangene Aufständische massenhaft vor die Mündung geladener Kanonen haben binden und dann durch Abfeuern der Geschütze in Atome haben blasen lassen: Mit der ausgesprochenen Absicht, den so Behandelten und ihren Angehörigen durch die Gewißheit dieser Todesart auch die Hoffnung auf ein Weiterleben im Jenseits zu zerstören, dessen Möglichkeit, nach dem Glauben dieser Inder, an die Unversehrtheit des Leichnams gebunden war. Und ebensowenig hat deutsche Kolonialkriegführung jemals etwas vorgenommen, wie die — aus ähnlichen Erwägungen erfolgte — Zerstörung des Grabmals des

*) Von mir gesperrt. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mahdi durch Lord Kitchener. Und daß ein englischer oder französischer Offizier, der Kolonialkriege seines Volkes (oder als Engländer auch den Burenkrieg) mit ähnlichen Empfindungen mitgemacht hätte, wie Hans Paasche die zwei Jahre deutschen Kolonialkrieges — daß ein solcher englischer oder französischer Offizier vor dem Juli 1914 bei den Massen seines Volkes auf ganz die gleiche Verständnislosigkeit gestoßen wäre, wenn er ihnen gesagt hätte, als was er den Krieg tatsächlich erkannt habe, daran kann niemand zweifeln, der auch nur einmal irgendetwas gehört hat von „Times" und „Daily Mail", von „Temps", „Matin" und „Gaulois". Oder von den unbeschreiblichen französischen Kriegshetzereien in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege, von denen ich hier im ersten Märzheft dieses Jahres auf den Seiten 139 und 140 eine kleine Probe gegeben habe. Paasches bereits angeführter Satz „Die Frauen hörten es nicht gerne, sie waren gewohnt, von Aufständischen, von feindlichen farbigen Völkern zu hören, von der Abrechnung mit kriegerischen Stämmen, von Gefechten, von Siegen" bleibt genau so richtig, wenn man ihn auf englische oder gar französische Frauen anwendet. Und daß es einem jungen Engländer, der Paasches Erkenntnis vom Wesen des Krieges besessen hätte, mit Lord Roberts und nun gar mit Lord Kitchener zum mindesten ebenso gegangen wäre, wie es Paasche nach seinem Berichte mit dem Gründer des „Wehrvereins" und dem Generalfeldmarschall des „Jungdeutschlandbundes" gegangen ist, das kann sich so ziemlich jeder sagen, der auch nur einmal Lord Roberts' Reden gelesen oder das Bild Lord Kitcheners gesehen hat. Und wenn üble Gesellen in Deutschland vor dem Kriege versucht haben, Hans Paasche vermittels des Ehrengerichts zu erledigen: nun, in Frankreich hatte man ja für solche Zwecke das für den Betroffenen noch wesentlich unangenehmere Mittel der Teufelsinsel.

Immerhin, enthielte Paasches Schrift weiter nichts, als die höchst interessanten, und meiner Meinung nach durchweg zutreffenden, Gedankenreihen, die ich aus ihr bisher dargelegt habe, so würde man die besondere Hervorhebung der Selbstverständlichkeit, daß das, worüber er klagt, Menschheitsschmerzen und nicht bloß deutsche Schmerzen sind, vielleicht gar nicht einmal vermissen. Man würde, wenn Paasche sagt: „Sinnlos ist auch immer die Entrüstung über die Fehler und Vergehen Einzelner", daraus die richtige Folgerung ziehen: die Folgerung nämlich, daß es eben der Fehler — oder noch richtiger: das Schicksal — der ganzen Menschheit war, daß sie vor dem Juli 1914 noch nicht sah, was Krieg ist. Daß die ganze Menschheit immer noch so lebte, „als ob sich seit der Ausbildung der zehnten Legion bis zu Hegel, Treitschke und Old Shatterhand [und, so füge ich noch hinzu, bis zu Lord Northcliffe und Paul Déroulede] nichts in der abendländischen Welt ereignet hätte". Und als ob „das fünfte Kapitel des Matthäus und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das unvergleichliche Wort: ‚metanoeite'" niemals geschrieben worden wären.

Aber nun sieht man mit Erstaunen, daß Hans Paasche nicht nur diese Selbstverständlichkeit nicht erwähnt, sondern daß er das Gegenteil von ihr behauptet; daß er in genau die gleiche verwirrte Gedankenwelt hineingerät, in die sich auch, wie ich in meinem Aufsatze „Moorgrund" im ersten Märzheft gezeigt habe, der sonst so hochverdiente Alfred H. Fried verirrt hat: Alle die Folgerungen, die sich für den, der die Tatsachen kennt, als selbstverständlich auf die ganze Menschheit anwendbar ergeben, werden bei Paasche ganz unverständlicherweise so abgebogen, daß sie sich nunmehr einseitig gegen sein und unser Vaterland Deutschland richten. Und Paasche will das Bekenntnis seiner „Mitschuld" zu dem Zwecke abgeben, damit er ein „Beispiel gebe" für ein, von ihm verlangtes, allgemeines deutsches Schuldbekenntnis.

Da finden wir den Satz:

> „Volksschullehrer, Oberlehrer, Pastoren, Professoren, Vereinsredner: alle sprechen sachlich und statistisch, bis in einem Millionenvolke jede Fähigkeit ausgedörrt ist, sich fremdes Leid vorzustellen. Dann ist es einheitlich feldgrau, williges Werkzeug, und unter Hurrahgebrüll reif zu jeder Schandtat gegen die Menschheit ‚im unentwegten Vertrauen zur Obersten Gewaltleitung', die von Zeus ist."

Es tut weh, daß ein Deutscher Kriegshandlungen, die sich aus dem Wesen des Krieges ergeben, des Krieges, den wir Pazifisten für veraltet und für zu beseitigen halten, der aber vor 1914 die Gedankenwelt aller Völker ungehemmt beherrschte (und der das auch künftig weiter tun wird, wenn der Geist Frankreichs siegt und nicht der Geist Wilsons) — daß ein Deutscher eben diese gleichen Handlungen, gegen die er, wenn die Entente sie vornimmt, kein Wort des Vorwurfes findet (übrigens mit Recht, denn es sind eben notwendige Folgen des Krieges) — daß er diese Handlungen, wenn das deutsche Volk sie kraft der gleichen Notwendigkeit vornimmt, „Schandtaten gegen die Menschheit" nennt. Und außerdem ist es so furchtbar sinnlos. Dann aber jene „Volksschullehrer, Oberlehrer" usw., ja, sind denn die etwa eine deutsche Besonderheit? Ist nicht dieses blutrünstige Philistertum vor dem Kriege in allen Staaten eine notwendige Begleiterscheinung der zwischenstaatlichen Anarchie gewesen? Hat denn Hans Paasche zum Beispiel nie etwas von der französischen Ausgabe des „Alldeutschen Verbandes", von der „Patriotenliga" gehört?

Paasche klagt: „Milliarden wurden für Rüstungen bewilligt und nichts für das Studium der Friedensfrage, des Völkerbundes, eines neuen Völkerrechts". Ja, war das in andern Staaten anders? Wo sind die Bewilligungen, die England, Frankreich, oder selbst Nord-

amerika vor dem Kriege für diese Zwecke gemacht hätten? Wie kann man es Deutschland allein zur Last legen, daß vor dem Juli 1914 alle Staaten der Erde noch tief in der Barbarei steckten (in der sie ja nun, wenn es nach Frankreich und nicht nach Wilson geht, noch auf Gott weiß wie viele Jahrhunderte stecken bleiben sollen).

„Unsre Schuld", so verkündet Paasche, „besteht darin, daß wir unter dem Druck unsrer Erziehung und in dem Vorurteil unsrer Vergangenheit nichts für die Freiheit taten, so daß wir schließlich in den Händen von Verbrechern zu gefügigen Werkzeugen der Unterdrückung wurden." — „Wir sahen nicht, daß wir nichts für die Freiheit taten, und dadurch anderer Völker Freiheit gefährdeten." Die „Verbrecher" stehn auf einem Brett mit den „Schandtaten gegen die Menschheit" und sind mit denen bereits erledigt. Nun aber diese Geschichte von unsrer mangelnden „Freiheit", die eine Gefahr für die andern Völker gewesen sein soll: Gewiß war Vieles bei uns verbesserungsbedürftig; meine Meinung darüber habe ich im zweiten Januarheft eingehend gesagt, muß allerdings heute wiederholen, daß, seitdem der 9. November 1918 alle die Hoffnungen zerstört hat, die sich an das „Deutschland des Prinzen Max" knüpften, wir nicht vorwärts gekommen sind, sondern zurück. Aber wo war denn die „Freiheit" der andern Völker? Daß das zaristische Rußland irgendwie frei war, wird wohl auch Paasche nicht behaupten wollen (man könnte höchstens sagen, daß es noch nicht ganz so unfrei war, wie das bolschewistische Rußland). Wie grauenhaft die knechtischen Zustände und die Unrechtsgesinnung in Frankreich waren (und sind), zeigt unter anderm die Tatsache, daß Frankreichs größter und freiester Mann, der Pazifist Jaurès, sofort beseitigt wurde, als er die kriegstreiberische Politik der französischen Regierung im letzten Augenblick um ihre Frucht zu bringen drohte, und daß für diesen Mord keinerlei Sühne zu haben ist. Und England? Ja, in vielen Dingen war es wirklich frei, aber ganz gewiß nicht in den Dingen der auswärtigen Politik. Da tat, und gerade bei Englands Eintritt in den Weltkrieg, das Foreign Office, Englands Auswärtiges Amt, was es wollte, und kümmerte sich den Teufel um Parlament oder gar Volk.

Und nun wird es bei Paasche immer wilder: „Sind wir aber Werkzeuge der Gewalt und Lüge, wie sie bisher bei uns herrschten, so haben wir alles, was menschlich fühlt, gegen uns." „Was hinter uns liegt, ist verbrecherisch und unmenschlich; nur wenn wir zeigen, daß wir davon abrücken, daß wir nichts damit gemein haben wollen, dann können wir mit anderen am Tisch sitzen." Darum sollen wir sagen „Wir bekennen, daß wir schuldig sind als Volk und wollen dafür büßen." Sowie: „Wir bekennen uns jetzt zur Freiheit und Menschlichkeit und beweisen das dadurch, daß wir erklären, mit denen, die uns belogen und betrogen haben, nichts mehr gemein zu haben." Wir sollen „der Praxis der eisernen Stirn entgegensetzen die der menschlich offenen Reue". Wir sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(da der 9. November 1918 uns die Freiheit dazu gegeben habe) sagen, „daß wir über die Verbrechen dieses Krieges wie Menschen denken und fühlen". „Als solche, die sich haben mißbrauchen lassen, wollen wir Besiegte sein und es dem Sieger möglich machen, uns wieder gelten zu lassen." Wenn wir das alles tun — aber nur dann — „sind wir aufgenommen in der Gemeinschaft der Völker, und die Brüder jenseits des Rheins können, wenn wir wieder einmal ohne Brandfackel und Handgranate, ohne Giftgas zu ihnen kommen, trotz allem Leid, das wir ihnen brachten, nicht mehr sagen: ‚ce sont les mêmes; souvenez vous'. ‚Denkt daran, es sind dieselben'."

Um alle diese Verkehrtheiten im einzelnen zu widerlegen, müßte ich meinen Aufsatz „Moorgrund" im ersten Märzheft und meinen Brief an die Völkerbundskonferenz in Bern (enthalten im zweiten Märzheft) hier nochmals abdrucken. Ich verweise auf Beides. Und aus allen diesen verkehrten Voraussetzungen zieht Hans Paasche dann den Schluß, den er als vorweggenommenes Ergebnis in den allerersten Satz seiner Schrift stellt „Daß ein Bund der Völker noch länger verhindert wird, weil ein Volk, ein einziges Volk [nämlich ausgerechnet unser deutsches Volk!] in dem Verdacht steht, sich nicht zum Menschentum bekennen zu wollen". Wie man so etwas aussprechen und nun gar drucken lassen kann, angesichts der offenkundigen Versuche Frankreichs, einen Gewaltfrieden zu erzwingen, der jeden ehrlichen Völkerbund unmöglich machen muß (einen Gewaltfrieden, zu dessen Rechtfertigung vor den Massen des eigenen Volkes es übrigens das „deutsche Schuldbekenntnis" so dringend braucht), ist mir unfaßlich.

Nun findet diese ganze Verkehrtheit bei Paasche noch eine ganz besonders unverständliche Ausprägung; er behauptet nämlich: „Jetzt stehen wir Deutsche auf einem Trümmerhaufen, und wir stehen als Blinde darauf. Wir sind noch unbelehrt, noch ist kaum eine Spur von Besinnung, von Buße, von innerer Umkehr da." Und diesen Vorwurf erhebt Paasche deshalb, weil — — in den Dezembertagen 1918 die Regierung den von den Spartacisten, insbesondere von Liebknecht und Rosa Luxemburg, veranstalteten Putsch, gezwungenermaßen mit Gewalt niedergeschlagen hat. Daß das geschehen ist, behauptet Paasche, „beweist wieder den ganzen Irrtum und die ganze Gefahr des Militarismus". Paasche hält sich dabei auf über den „General, der sich rühmt, als ‚braver Soldat' unpolitisch zu sein und die Befehle auszuführen und die ‚Ordnung' und Sicherheit zu schützen". Über den „General, der sich rühmt, er tue seine Pflicht, wenn er im Namen der Ordnung, der Obrigkeit, der Sicherheit den Befehl gibt, Menschen zu töten, Menschenwerk zu zerstören". Und Paasche verargt es den deutschen Soldaten, daß sie, wie dieser ihr Kampf gegen die Spartacisten gezeigt

habe, „noch immer nicht wissen, was ein General ist und welch widersinniges Ding ein Geschütz, dessen Mündung auf Befehl gegen Menschen und Menschenwerk gerichtet wird".

Ja, in Gottes Namen, ist es überhaupt möglich, diese Beweisführung auch nur als solche zu verstehen?: Da erheben sich im Dezember 1918 in Berlin Leute, deren gedrucktes Programm in seinem Schlußsatze in die Welt hinausschreit „Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust!" Da erklärt der Führer dieser Leute, Karl Liebknecht, als man ihm vor Beginn des von ihm veranstalteten Putsches entgegenhält, wie viel Blut sein Vorhaben wieder kosten werde, kalt und gleichgültig: „Hier entscheiden nicht Gefühle, sondern politische Tatsachen." Und wie diese Gesellschaft haust, wo sie auch nur einen Tag lang zur Macht kommt, das haben wir schaudernd oft genug erlebt. — Hans Paasche aber verlangt, daß die Bedrohten sich stillschweigend und freundlich lächelnd verschlingen lassen sollen — womit übrigens, nebenbei bemerkt, seine Hoffnung, daß die Ententevölker uns wieder mit sich „am Tische sitzen" lassen werden, auch ein für allemal zu Ende wäre.

Kurz, Paasche ist in d i e s e n Gedankenreihen seiner Schrift in eine Wahnwelt geraten, in der nicht nur alles nachweislich verkehrt ist, sondern deren Logik meines Erachtens auch in sich selbst nicht mehr verstanden werden kann. Jammerschade, daß die sehr feinen andern Gedanken der Schrift schließlich in diesen Irrgarten hineingeleitet worden sind!

* * *

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um Näheres über die Umstände zu sagen, unter denen Hans Paasches Ausscheiden aus der Herausgeberschaft des „Vortrupp" stattfand:

Als im September 1916 dieses Ausscheiden auf meine Bitte geschah, war der Grund lediglich ein taktischer: Wir beide waren zwar damals gleichmäßig überzeugt davon, daß die Zukunft der Völker der Erde, und insbesondre unsres deutschen Volkes, nur auf dem Wege der Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie, der Einführung einer Rechtsordnung zwischen den Völkern, des Völkerbunds liege. Wir waren also schon damals beide Pazifisten. Nun wünschte Hans Paasche, für seine Person auch einer pazifistischen Organisation beizutreten. Wir standen aber damals im Deutschen Reiche vor der eigenartigen Sachlage, daß, während die amtliche deutsche Reichsregierung die Wichtigkeit und Notwendigkeit der pazifistischen Gedanken, insbesondre auch für das Deutsche Reich selbst, so klar erkannte, wie das von allen fremden Regierungen nur Wilson getan hat — Bethmann Hollwegs Novemberrede folgte ja schon nach weniger als zwei Monaten —, daß gleichzeitig die militärischen Zentralstellen nicht erkannten, daß Deutschlands Rettung in dem pazifistischen Gedanken liege, daß sie in dieser Sache gegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

amtliche Reichsregierung anregierten, und die Pazifisten direkt verfolgten; (Näheres darüber findet sich in meinem Aufsatze „Fidelis" im ersten Dezemberhefte von 1918 auf den Seiten 447 bis 452.) Eine Zeitschrift, deren einer Herausgeber organisierter Pazifist gewesen wäre, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach damals binnen weniger Tage weggeblasen gewesen, zum allermindesten hätte man ihr jedes Wirken, insbesondre auch für den Gedanken der Rechtsordnung zwischen den Völkern, unmöglich gemacht. Wollte also, wie es der Fall war, Hans Paasche seinen Wunsch, sich einer pazifistischen Organisation anschließen, ausführen, so war sein Ausscheiden aus der Herausgeberschaft des „Vortrupp" unumgänglich notwendig, wenn der „Vortrupp" nicht ruiniert werden sollte. Hans Paasche ist meiner dementsprechenden Bitte, auszuscheiden, sofort mit der ganzen Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit nachgekommen, die wir alle, die ihn persönlich kennen, so hoch an ihm schätzen.

Damals war es, der geschilderten Sachlage entsprechend, meine Meinung, daß Hans Paasches Ausscheiden aus der Herausgeberschaft des „Vortrupp" nur ein zeitweiliges sein werde. Sehr bald nachher trat dann allerdings eine politische Entwicklung Hans Paasches ein — vielleicht war sie auch schon früher vorhanden gewesen, und wurde jetzt erst offenbar — die ihn so sehr in den politischen Radikalismus hineinführte, und die bei ihm solche politischen Handlungen veranlaßte, daß eine gemeinsame Herausgebertätigkeit mit ihm ohnehin — und nun sachlich und dauernd — für mich unmöglich gemacht war. Hätten wir uns nicht schon vorher aus dem angegebenen Grunde getrennt gehabt, so hätte es nunmehr geschehen müssen; — allerdings wäre der „Vortrupp" dann wohl schon vorher vernichtet gewesen. Wobei ich ausdrücklich hervorhebe, daß es für mich ganz selbstverständlich ist (und das wird jedem ebenso gehen, der Hans Paasche kennt), daß er stets und in Allem das Beste, insbesondre auch für unser deutsches Volk, gewollt und das Beste zu tun geglaubt hat. Auch noch ein andrer Umstand, den ich als Zeuge in seinem bekannten politischen Prozesse scharf hervorgehoben habe, schließt es für mich aus, die sehr scharfen sachlichen Gegensätze jemals zu persönlichen werden zu lassen. Aber — trotz der Übereinstimmung, die auch jetzt noch in wichtigen Dingen zwischen uns besteht, so in der Alkoholfrage und im Pazifismus als solchem — wir stehen jetzt sachlich doch in völlig verschiedenen Lagern, in w i e verschiedenen, das zeigt der zweite Teil meines vorstehenden Aufsatzes.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Alkohol im Weltkrieg.

II. Abwehrversuche.

Die schweren Mißstände, die der übermäßige Alkoholgenuß draußen im Gefolge hatte, konnten natürlich auch den leitenden Stellen nicht verborgen bleiben und nötigten sie, einer Frage Beachtung zu schenken, die sich bei der Dringlichkeit der unmittelbaren Kriegsaufgaben zunächst weit abseits vom Ziele ihrer Aufmerksamkeit hatte halten müssen. Aber vor ihnen waren bereits die Alkoholgegner auf dem Plane erschienen, noch bevor üble Kunde hereindrang und bevor sie zu der Erkenntnis kamen, daß die alkoholfreie Mobilmachung lediglich als eine unter vielen Ordnungsmaßnahmen gedacht war. Sie wußten recht wohl, daß Verneinung ohne das Gegengewicht der Bejahung ein wenig taugliches Mittel zur Erzeugung einer richtigen Stimmung ist; und darum galt es für sie, das Eisen zu schmieden, solang es heiß war, und zu versuchen, den Millionen, die hinauszogen, klar zu machen, warum ihnen der gewohnte Trunk versagt bleiben müßte.

Zwei Mahnrufe schienen am tiefsten greifen zu können: die Kaiserrede von Mürwik und ihre wissenschaftliche Begründung, die Ziffer 416 der Kriegs-Sanitätsordnung mit ihrer eindringlichen Warnung vor der herkömmlichen Schätzung des Alkohols. Sie warf der Verein abstinenter Philologen deutscher Zunge in Hunderttausenden von Flugblättern ins Heer, unbeirrt durch das Lächeln der Einen und durch die Entrüstung der Andern, die diese Tätigkeit als Beleidigung für unsere wackern Truppen oder auch als Schlag gegen ihren Geldbeutel empfanden. Von dieser Entrüstung hier eine Probe.

„Es gibt heute," so schrieb ein alkoholfreundliches Blatt, „keinen Soldaten im deutschen Heere mehr, der nicht zu strenger Mäßigkeit in allen Genüssen erzogen wäre, auch ohne das Zutun der Abstinenzeiferer, und der nicht wüßte, daß nüchterne Besonnenheit die höchste Soldatentugend besonders vor dem Feinde ist. Der Verein abstinenter Philologen braucht das der Elite unsers deutschen Volkes, die jetzt die hehre Aufgabe hat, den Feinden ringsum den frevlerischen Friedensbruch mit Zinsen heimzuzahlen, wahrlich nicht zu sagen."

Hochtönende Worte, nichts weiter. Was sie beweisen sollten, bewiesen sie nicht, und die Hochflut der alkoholfeindlichen Flugblätter und Flugschriften konnten sie gleichfalls nicht hemmen. Denn unaufhörlich folgten den ersten immer neue. Und neben die Schrift stellte sich das Wort: auch unzählige Vorträge in Soldatenheimen und Lazaretten, in Versammlungen aller Art, drinnen wie draußen, später sogar in der Schweiz, wo der Generalsekretär der evangelischen Blaukreuzvereine Dr. Burckhardt die deutschen Austauschgefangenen aufklärte, warnten hier vor den Gefahren der Rauschgetränke, erinnerten dort an die Pflicht des deutschen Volkes, angesichts des englischen Aushungerungsplanes mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allem Haus zu halten, was für die menschliche Ernährung verwendbar ist, und nicht ein einziges Gramm davon dem Brenn- oder Braukessel zu überantworten. Und das taten sie mit immer größerem Nachdruck. Wurde doch gerade diese Pflicht selbst von der Stelle nicht anerkannt, der die verantwortungsvolle Aufgabe zugefallen war, den feindlichen Plan durch eine zweckmäßige Bewirtschaftung der vorhandenen Vorräte zuschanden zu machen, dem Kriegsernährungsamt. Ich erinnere nur daran, daß der erste Leiter des Amtes, Herr v. Batocki, nur schrittweise und zögernd vor dem Drängen der wachsenden Einsicht und der steigenden Not zurückwich, er, der die kühne, der fortgeschrittenen Erkenntnis und aller Erfahrung hohnsprechende Behauptung aufstellte, man dürfe den Arbeitern den Schnaps nicht nehmen, um ihre Leistungsfähigkeit nicht zu vermindern, der die Stimmung einer bierfreundlichen Minderheit hoch über das Bedürfnis eines ganzen Volkes stellte und es so verschuldete, daß viele Millionen Zentner Gerste der Gesamtheit verloren gingen. Ich erinnere weiter daran, daß ungezählte Tonnen Kartoffeln in Trinkbranntwein verwandelt, daß der Zucker dem danach hungernden Volke immer spärlicher zugeteilt, den Limonadefabriken und sogar solchen Werken, die für die Ernährung in der Zeit der Milchknappheit doppelt wertvolle Erzeugnisse lieferten, wie den Fluadewerken in Wüstenbrand, schließlich ganz vorenthalten wurde, während gleichzeitig die pfälzischen Weinbauern zur Süßung ihres minderwertigen Weins, sowie die Sekt- und Likörfabrikanten Hunderttausende von Zentnern erhielten*).

Nein, die Aufklärungsarbeit war dringend nötig, das erkannten die Alkoholgegner je länger, desto mehr. Aber sie schrieben und redeten nicht nur, sie handelten auch, sie nahmen zwar, aber sie gaben zugleich, gaben reichlich und gern, wieder in der richtigen Erkenntnis, daß nur die Verbindung von Geben und Nehmen erfolgverheißend sein könne. So gingen Liebesgaben in Mengen hinaus, Gaben, die in Wahrheit Liebe bargen, nicht Leid, die nicht Wärme und Kraft vortäuschten, sondern sie tatsächlich erzeugten.

Und sie taten noch mehr. Eingabe auf Eingabe ging ab an die verschiedensten Stellen, an die obersten militärischen im Felde, einschließlich des Kaisers und des deutschen Kronprinzen, und in der Heimat, an Reichs-, Landes- und städtische Behörden u. a. m. Nichts blieb unversucht, was versucht werden konnte, das Menschenmögliche wurde wirklich getan. Aber das Ergebnis befriedigte nur selten völlig; meist stand es dem Wenig oder Nichts näher als dem Viel, bei der oft an Gegensätzlichkeit grenzenden Verschiedenheit der Ansichten kein Wunder. Aber wahr ist es trotzdem, daß gerade die höchsten militärischen Stellen die Wichtigkeit der Sache am ehesten erkannten — ob unbeeinflußt oder nicht, bleibt dahingestellt — und manches taten, was helfen sollte und hätte helfen können, wenn hinter

*) Vgl. „Vortrupp" 1916, Heft 25; 1917, Heft 8, 11, 15; 1918, Heft 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem guten Willen die eigene Kraft und die Tat — der Andern gestanden hätte. Aber leider fehlte das eine wie das andere, und so gemahnte das Ergebnis in etwas an das seltsame dichterische Bild vom kreißenden Berg und der herausspringenden schnurrigen Maus.

So war es z. B. beim Schnapsverbot, das Anfang Juni 1915 endlich erlassen wurde, nachdem in den vorangegangenen Wintermonaten allein als Verpflegungszuschuß für das Feldheer nicht weniger als 2,8 Millionen Liter Alkohol (zu 100%) monatlich verbraucht worden waren, nicht zu gedenken des von den Truppen selbst gekauften Branntweins und des massenhaften Liebesgabenschnapses. Als die Kunde von dem Verbot hereinkam, als weiter gemeldet wurde, daß der Sanitätschef des Feldheeres Schritte getan hätte, um den Versand von Branntwein ins Feld zu verhindern und dem Unfug der Ausstellung postversandfertiger Feldpostpakete mit alkoholischen Getränken in Läden und Schaufenstern zu steuern, und daß in den Etappen Maschinen zur Herstellung kohlensauren Wassers aufgestellt seien, da atmete jeder auf, der das Ansteigen der Schnapsflut mit Besorgnis verfolgt hatte. Der Kaiser hatte sich zudem selbst für das Verbot eingesetzt, die Aussicht für eine kräftige Durchführung schien also günstig, zumal auch das Beispiel Englands einen Anreiz geben konnte, das mit alkoholgegnerischen Maßnahmen kurz vorher vorangegangen war. Es schien nach den ersten Nachrichten auch wirklich, als sei der entscheidende Umschwung nun eingetreten. Aber es schien nur so, denn die Anzeichen des Gegenteils mehrten sich bald. So erzählte mir schon im Juli ein Soldat, der vor dem Abgang zur Front stand, seiner Kompagnie sei in der dienstlichen Unterrichtsstunde gesagt worden, Kognak könne auf die Fahrt nach Belieben mitgenommen werden. Von dieser Erlaubnis sei in so ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht worden, daß viele ein ganzes Liter Kognak oder Rum gekauft hätten. Es kam bald soweit, daß die Übertretung des Verbots zur Regel, die Befolgung zur Ausnahme wurde. Für diese erstaunliche Tatsache gab es, streng genommen, nur zwei Erklärungen. Entweder war das Verbot überhaupt nicht allgemein bekannt gegeben worden, oder in einer Weise, die es den untergeordneten Stellen erlaubte, ihre Sonderansicht zur Richtschnur ihres Handelns zu machen. Auf diese zweite Möglichkeit deutet die Form eines Erlasses des preußischen Ministers des Innern hin, der den Versand von Schnaps an die Truppen nicht schlechthin verbot, sondern lediglich davor warnte, noch dazu nur vor dem Versand in der warmen Jahreszeit, eine Beschränkung, die von den Alkoholfreunden natürlich als ein Wechsel auf eine ihnen mehr zusagende Zukunft aufgefaßt wurde.

Auch Hindenburgs strenge Erlasse, darunter der Geheimerlaß an die Offiziere von 1917, die wie ein eiserner Besen den im Laufe der Zeit angehäuften sittlichen Unrat wegfegen sollten, verfielen dem gleichen Schicksal der Nichtbeachtung und Verflauung. Und man sollte doch meinen, daß es, wenn einem, so gerade Hindenburg hätte

gelingen müssen, seinen Willen auch dem störrigsten Sünder aufzuzwingen.

Noch so manches wurde angeordnet, was an sich gut und richtig war, aber dem tiefsitzenden Übel gegenüber sich als fragwürdige Halbheit erwies. Hierher gehörte z. B. die Verordnung, daß monatlich vor den Truppen ein Vortrag über den Alkohol gehalten werden solle. Daß Aufklärung in vielen Fällen von Vorteil und oft erst die unerläßliche Voraussetzung für eine Wandlung zum Bessern ist, läßt sich kaum ernstlich bestreiten. Nur muß diese Aufgabe in die Hände von Personen gelegt werden, die von ihrer Wichtigkeit überzeugt sind und sich ihr mit Hingebung widmen, nicht aber in die Hände von solchen, die Lauheit oder gar Widerwille zu zweckwidrigem Handeln bestimmt. Denn Böcke sind noch niemals geeignete Gärtner gewesen. Wie leicht aber eine gute Absicht durch Gedankenlosigkeit, Unkenntnis oder Böswilligkeit vereitelt werden kann, dafür bietet den besten Beweis der von einem der Hörer in Kurzschrift nachgeschriebene Alkoholvortrag eines Reserveleutnants der Marine (!). Diese von keinerlei Sachkenntnis getrübte rednerische Leistung ist, vorsichtig ausgedrückt, ein so seltsames Kulturdenkmal, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier zu Nutz und Frommen aller derer, die Verständnis für die Lächerlichkeit und — Gefährlichkeit des Widersinns haben, vollständig wiederzugeben:

„Also ich soll euch einen Vortrag über den Alkohol halten. Wie man aus einem Schneider keinen Schulmeister machen kann, so kann man eigentlich auch nicht so einen Vortrag halten. Jedem ist ein guter Tropfen zu gönnen, bloß besaufen soll man sich nicht. Diejenigen, die sich besaufen, sind Schweine und müssen so verwalkt werden, daß sie vier Wochen daran denken.

Aus meiner innersten Überzeugung kann ich sagen, daß bei uns keine Einschränkung des Alkoholgenusses notwendig ist. Wir sind Engel den andern Völkern gegenüber. Die Russen erst mal sind ja nicht einmal Menschen. Von dem Pack will ich gar nicht reden, und ich will nun erst mal bei unsern lieben Vettern anfangen. Am Sonnabend saufen sie sich den Bauch voll, um am Sonntag mit niedergeschlagenen Augen mit einem Gesangbuch mit Goldschnitt den ganzen Tag in der Kirche zu liegen. Und wo man sonst den Alkoholgenuß bekämpft, steht es nicht besser. Die Amerikaner lassen sich von den Frauen die Gesetze vorschreiben, um im Senat die blödsinnigsten Einfälle zum Gesetz zu erheben. Angeblich gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Alkohol. Dafür wird er aber um so mehr aus der Apotheke verschrieben, was nur zur Heuchelei führt.

Da sind unsere Zustände doch besser, und wehe dem, der etwas daran ändern will!

Ohne Alkohol hat es überhaupt keinen Zweck zu leben. Man kann sich kein wirkliches Vergnügen denken ohne ihn. Der Alkohol hat sein Gutes. Wir heben doch feste einen in Deutschland, und wenn uns das

geschadet hätte, dann hätten wir nicht ein so leichtes Besiegen unserer Feinde gehabt. Das beweist doch genug.

Wenn der Frieden kommt und wir unsere Siege feiern und es stößt jemand mit mir mit einer Flasche Brause an, dem würde ich einen Tritt in den Hintern geben. Also, wir Deutsche bleiben, wie wir sind. Wir lassen uns weder von heuchlerischen Engländern noch von blödsinnigen amerikanischen Weibern etwas Neues bringen und bleiben auf der goldnen Mittelstraße, in allem. Aber — — besauft euch nicht!"

Eine Laienpredigt, dem Tone nach würdig eines Abraham a Santa Clara! Sie wird sicherlich Eindruck auf die Hörer gemacht haben, aber als Lobrede auf den Alkohol nicht den, der dem Geiste jener Verordnung entsprochen hätte. Und es steht zu befürchten, daß solcher „Belehrungen" noch viele gegeben worden sind, vielleicht geschmackvoller in der Form, aber dem Inhalt nach gleich. Es wäre ja auch wunderbar, wenn z. B. Brauer oder Brenner im Soldatenkleide ihre Selbstverleugnung gesteigert hätten bis zum Absägen des Astes, auf dem sie im Bürgerkleide so sicher und mollig sitzen. Auch sonst werden zweckentsprechende Aufklärungsvorträge weit mehr ins Bereich der Ausnahmen als der Regel gehört haben. Gewiß, es gab auch Vorgesetzte, und nicht nur enthaltsame, die im Sinne der Kriegs-Sanitätsordnung alle ihre Kraft einsetzten nicht nur zur Beschränkung des Mißbrauchs, sondern auch des Gebrauchs des Alkohols, die nicht nur mahnten und warnten, sondern auch handelten, weil sie die Gefahr erkannten, die unserm Heere von dieser Seite her drohte. Das wird in den mir zugegangenen Berichten mehrfach rühmend hervorgehoben, und dafür erbringt auch den Beweis eine Zuschrift an die „Deutsche Korpszeitung", die darüber klagt, daß die Zusammenkünfte alter Korpsstudenten durch einen Regimentsbefehl unterbunden worden seien. Aber der Zusatz, daß dies geschehen sei im Gegensatz zu andern Stellen an der Front, zeigt deutlich, wie sehr sich die davon Betroffenen bewußt waren, sich in einer Ausnahmestellung zu befinden und wie schmerzlich sie das empfanden. Wie schwer auf der andern Seite den tatkräftigen Kämpfern gegen den Alkohol ihr Kampf von übergeordneten Stellen oftmals gemacht wurde, darüber ließen sich viele Seiten schreiben. Hier nur ein Fall von besonderer Tragik. Ein Kompagnieführer, der dem Guttemplerorden angehörte, nach den Satzungen des Ordens also verpflichtet war, nicht nur selbst dem Alkohol abzusagen, sondern auch niemand zu seinem Genuß zu verleiten, erhielt den Befehl, jedem Manne regelmäßig Wein oder Schnaps zukommen zu lassen. Und dies, nachdem er vorher seine Leute öfters über die Schädlichkeit des Alkohols belehrt hatte! Lange Zeit schwankte er, wie er sich in diesem Widerstreit der Pflichten verhalten sollte. Hier stand der Wunsch des obersten Kriegsherrn, hier sein Gelübde und die tiefinnerste Überzeugung des gereiften Mannes, dort die Pflicht des soldatischen Gehorsams. Nach langen inneren Kämpfen siegte die letztere. Zu spät. Schon war der Befehl da, durch den er in die Heimat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Ersatzbataillon geschickt wurde, was der völlig gesunde Offizier als bittere Schmach empfand. Dort gab er endlich, wieder nach inneren Kämpfen, das geforderte Versprechen, sich aller „Blaukreuzbestrebungen" künftig zu enthalten. Er tat dies, um für sein geliebtes Vaterland weiterkämpfen zu können und — zu sterben.

In der geschilderten Weise wurde der Kampf gegen die alkoholischen Mißbräuche draußen im Felde geführt. Aber selbstverständlich mußte er, wenn er nicht von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt werden sollte, auch von den Behörden in der Heimat aufgenommen werden. Das ist denn auch geschehen, freilich zuweilen recht wenig zweckmäßig und zumeist im Sinne der Mahnung des alten Weisen: „Ja nichts zu viel!"

Die Reichspost machte den Anfang; sie lehnte den Versand alkoholischer Getränke zunächst ab. Aber mitten im Anlauf blieb sie stecken; warum, davon später. Dann folgten allmählich stellvertretende Generalkommandos — nur einige, nicht alle! —, die in ihrem Korpsbereich Verordnungen namentlich über die Verabreichung geistiger Getränke an Soldaten, sowie an junge Leute unter 18 Jahren erließen, ohne freilich die Macht und zuweilen, wie es schien, auch ohne den festen Willen zu haben, ihnen Geltung zu verschaffen. Meist trugen sie das Gepräge polizeilicher Verbote, von erzieherischem Geiste war herzlich wenig zu spüren. Auf den Grundton warmen Verständnisses für die volksgesundheitliche Bedeutung des Kampfes gegen den Alkoholismus waren nur wenige gestimmt.

Zu diesen wenigen gehörten besonders die Kundgebungen des stellvertretenden Generalkommandos des 7. Armeekorps, die mit wuchtigem Ernst am Gewissen der Heimatbevölkerung rüttelten, die aber bedauerlicherweise nur wenig Widerhall beim deutschen Volke gefunden haben. Ferner gehörte dazu das Verbot der Verbreitung der Druckschriften des „Deutschen Abwehrbundes gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung" bei den Ersatztruppenteilen und in den Lazaretten, das auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums vom stellvertretenden Generalkommando des 11. Armeekorps (ob auch von andern, ist mir nicht bekannt) erlassen wurde. Für dieses Verbot waren Erwägungen maßgebend, die besonders bemerkenswert sind und daher verdienen, in aller Ausführlichkeit hier wiedergegeben zu werden:

„Wenn die in den Druckschriften angegebenen Tatsachen auch der Wirklichkeit entsprechen und die einzelnen Aussprüche der Ärzte und Gelehrten richtig sein werden, so ist das dargestellte Bild über Nutzen und Schaden des Alkohols doch durchaus falsch und irreführend, weil es die Alkoholfrage ganz einseitig beleuchtet. Wohl wird gesagt, daß Alkoholmißbrauch zu tadeln sei; damit ist alles Nachteilige auch schon erschöpft. Indem hingegen alles, was irgendwie zugunsten des Alkohols spricht oder zu sprechen scheint, aus dem Zusammenhange gerissen und nebeneinander-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellt wird, die zahlreichen schwerwiegenden Tatsachen über die nachteilige und gefährliche Wirkung des Alkohols, insbesondere seine große Bedeutung für die Entstehung sozialen Elends, verschwiegen wird, wird bei dem Leser der Eindruck erweckt, als wenn zum mindesten der Kampf gegen den Alkoholismus unberechtigt sei. Die große Masse der Leser aber, besonders aus den breiten Schichten des Volkes, wird nur zu leicht die Folgerung ziehen, daß der Alkoholgenuß überhaupt, auch der unbeschränkte, so gut wie unbedenklich sei und keine Nachteile bedinge. Die Schriften laufen offensichtlich auf eine eindringliche Befürwortung des Alkoholgenusses hinaus. Diese Werbearbeit für den Alkohol steht im Gegensatze zu den Bestrebungen der Heeresverwaltung, den Mißbrauch des Alkohols in der Armee zu bekämpfen und auf tunlichste Mäßigung im Alkoholverbrauch hinzuwirken. Sie ist mithin geeignet, die mehrfachen in dieser Richtung ergangenen Verfügungen in ihrer Wirkung abzuschwächen und die Mannschaften stutzig und mißtrauisch zu machen."

Eine treffliche Begründung, die den Nagel auf den Kopf trifft. Wäre diese Erkenntnis der Machenschaften des Alkoholkapitals und dieses Verständnis für die seelische Verfassung der Massen Allgemeingut der maßgebenden Kreise gewesen und zu tatkräftigem Handeln verwertet worden, dann wäre manches anders gekommen.

Von der Tätigkeit der bürgerlichen Behörden auf dem Gebiete der Alkoholbekämpfung ist bis auf den schon erwähnten Erlaß des preußischen Ministers des Innern und das Verbot des Ausschankes und Verkaufs alkoholischer Getränke an Soldaten während der Abrüstung, das in einzelnen Gliedstaaten erlassen wurde, leider nichts Nennenswertes zu berichten. Besondere Rührigkeit haben sie nicht gezeigt. Vielleicht waren sie der Ansicht, daß ein Mehr an alkoholgegnerischer Arbeit zur Kriegsrüstung gehöre, also lediglich Sache der militärischen Stellen sei; vielleicht haben sie sich auch die Entlastung durch diese nicht ungern gefallen lassen. Auf diese Vermutung kommt man unwillkürlich, wenn man an die zuweilen zweideutige Haltung denkt, die viele während des Krieges dem Alkohol gegenüber eingenommen haben und die sich nicht oder nicht wesentlich von der Haltung vor dem Kriege unterschied, die durch ihre Lauheit so häufig Anlaß zu bitterer Klage gegeben hatte. Darüber wird noch manches zu sagen sein.

Dr. Richard Ponickau.

Römische Geschichte auf deutschen Schulen.

Es wird hohe Zeit, daß wir den Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen einer gründlichen Prüfung unterziehen. Die Jugendzeit der deutschen Kinder ist zu kostbar, die Menge des heute Notwendigen und Wissenswerten zu überwältigend, als daß wir fortfahren dürften, Stadtgeschichten und örtliche Entwicklungskämpfe des uns völlig entrückten alten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rom unseren Kindern aller Teile und aller höheren Schulen Deutschlands als notwendiges Bildungsmaterial aufzutischen. Denn es sind nicht etwa nur Gymnasiasten, die von den römischen Königen, von Aquern, Hernikern, Volskern, Rutulern, Aurunkern, Umbrern und den Städten Terracina, Amiternum, Bovianum oder von den Picentern, Vestinern, Marsern, Pälignern, Marruzinern, Trentanern und den Städten Sulmo, Corfinium und so fort zu höheren bekommen: dieselbe Kost bietet man Oberrealschülern, die nach gleichen Lehrbüchern wie die Gymnasiasten alte Geschichte lernen, und auch den Schülerinnen in höheren Mädchenschulen. Und das alles in einem Lebensalter, in dem sie von ihrer deutschen Heimat nur erst eine sehr dürftige Kenntnis haben.

Dazu kommt, daß die Anfänge der römischen Geschichte völlig in Dunkel gehüllt sind. Wir lassen sie in den Schulen mit dem Jahre 753, der Gründung Roms, beginnen. Nun fallen aber die Anfänge der römischen Literatur erst etwa in das Jahr 240 v. Chr. und sind zugleich ganz und gar von den Vorbildern griechischer Literatur abhängig. Die Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit dieser ältesten Aufzeichnungen, ferner der Umstand, daß die Römer so spät begannen, sich für die Anfänge ihres eigenen Staatswesens zu interessieren, tragen Schuld, daß die ältere römische Geschichte so gut wie gar keinen Glauben verdient. Einer der besten Kenner dieser Dinge, Dr. Adolf Bauer, Geschichtsprofessor an der Universität in Graz, ein Mann, der seit Jahren die Ergebnisse der historischen Forschung in sogenannten Jahresberichten sorgsam gesammelt und kritisch geprüft hat, schreibt daher in seinem „Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien" (Wien, F. Tempsky, 1905): „Die historische Literatur der Römer, die auf uns gekommen ist, ist ein dichtes Gewebe von Irrtümern und Erfindungen, ersonnen zum Ruhme des Staates oder seiner adeligen Familien. Erst von den Punischen Kriegen an ist unsere Kenntnis besser, weil Polybius, ein 167 v. Chr. nach Italien verbannter Grieche, die Geschichte Roms von 264—146 geschrieben hat."

Von den Griechen rührt die Fabel her, daß die Nachkommen des aus Troja flüchtigen Aneas in Latium Albalonga erbaut hätten, daß von da aus Rom mit allem, was daran hängt an Sagen und Fabeln, gegründet sei. Die Griechen liebten es, zwischen ihren Vorfahren und den mächtigen Gemeinwesen ihrer Zeit solche künstlichen Verbindungen herzustellen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, nationale Heroen am Anbeginn jeder Kultur prunken zu sehen. Kaum ein größeres städtisches Gemeinwesen in Italien, dem die Griechen nicht einen ihrer Heroen als Gründer angedichtet hätten.

Von der Königszeit in Rom wissen wir nichts weiter, als daß sie einmal bestanden hat. Da neuerdings auf dem Palatin Gräber gefunden wurden, fällt auch das anscheinend bestbeglaubigte Zeugnis in sich zusammen, daß nämlich dieser Hügel, die urbs quadrata, die älteste Stadt und Burg der Könige gewesen sei. Unsere Schüler die Königsreihe von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Romulus bis Tarquinius Superbus lernen zu lassen, hat keinen Sinn. Ebensowenig sollten sie von Porsenna, Horatius Cocles, Clölia, Mucius Scävola, Lucretia und dem ganz unklaren alten Verfassungswesen zu hören bekommen, von den Tribus der Ramnes, Tities, Luceres, von der nur auf dem Papier konstruierten Servianischen Verfassung, von den Tributkomitien und all den Fabeln, die sich auch daran knüpfen: den Auswanderungen der Plebejer auf den Heiligen Berg oder — auch hier schwankt die Überlieferung — auf den Aventin, der Fabel des Menenius Agrippa — an sich nicht übel, aber eben nicht Geschichte —, den Taten des Coriolan, „eine prächtige Dichtung, voll von chronologischen, historischen, staatsrechtlichen Unmöglichkeiten": ein Volksgericht, das es in jenem patrizischen Adelsstaate noch gar nicht geben konnte, soll den frevelnden Coriolan verbannt haben usw. „Geschichtlich ist nichts von alledem" (A. Bauer). Auch was unsere Schüler über die Zwölftafelgesetze und die leges Valeriae Horatiae lernen, über die Revolution von 450 v. Chr., Appius Claudius und Virginia, alle diese Erzählungen haben keinerlei geschichtliche Gewähr, sind teils reine Erfindungen müßiger Griechen, teils Rückdatierungen von Gesetzen, die erst ein oder zwei Jahrhunderte später geschaffen wurden. In Wirklichkeit ist in den Jahren 450 und 449 an den Verhältnissen der Patrizier und Plebejer gar nichts Wesentliches geändert worden. Die lex Valeria, ein Gesetz, das den Endpunkt einer innerpolitischen Entwicklung bedeutet, wurde von demokratisch gesinnten Geschichtsschreibern immer weiter zurück, schließlich an den Anfang der Kämpfe, in die Zeit des Königs Tullus Hostilius gerückt und dadurch das Bild der römischen Verfassungsgeschichte völlig entstellt.

Wie die Geschichte des Kampfes um die Magistratur, so ist auch die Geschichte der Kriege dieses Zeitraumes, die Kriege gegen die Etrusker, Volsker, Aquer, von zahllosen Sagen und willkürlichen Erfindungen überwuchert. Ein und dasselbe Ereignis wird drei-, auch viermal erzählt, fast aus jeder kleinen Grenzfehde wird ein großer Krieg gemacht, in dem der Feind natürlich eins auf den Kopf bekommt, gleichwohl aber im Jahre darauf wieder ungeschwächt im Feld erscheint. Der Streit der Parteien um den ager publicus, der erst dem zweiten Jahrhundert angehört, wird in diese Zeit, d. h. um zwei bis drei Jahrhunderte zurückverlegt. Sagenumwoben ist die Gestalt des Camillus, die des Cincinnatus, des T. Manlius Torquatus und M. Valerius Corvus. Sage ist, was von dem strengen T. Manlius Torquatus erzählt wird, der seinen Sohn wegen Ungehorsams zum Tode verurteilt, Sage die Totenweihe des P. Decius Mus im Latinerkriege, die seines gleichnamigen Sohnes im Samniterkriege und die seines gleichnamigen Enkels in der Schlacht bei Asculum. Die Überlieferung des Samniterkrieges ist völlig unzuverlässig, die des Pyrrhischen Krieges um nicht viel besser.

Bei dieser Sachlage, an der nicht zu zweifeln ist, verstehe ich nicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit welchem Rechte die Herren Lehrer von der klassischen Philologie behaupten und davon nicht lassen wollen, daß die alte Geschichte wegen ihrer Klarheit und Einfachheit zur Einführung der Jugend in das historische Denken besonders geeignet wäre. Klar und einfach ist an der Geschichte Roms selbst für Männer das allerwenigste, im Gegenteil: ein undurchdringliches Gestrüpp von Schwierigkeiten, Zweifeln, Unklarheiten steht dem im Wege, der mit dem Wunsche herantritt, sich jenes alte Leben wirklich klar und anschaulich zu machen. Das sichere Wissen schwindet, je tiefer man eindringt: seit Niebuhr mit seiner Kritik, aber noch schonend, an die altrömische Geschichte heranging, ist in mehreren Gelehrtengenerationen gleichsam auf Abbruch gearbeitet worden. Zumal ist es Mommsens unvergängliches Verdienst, zur Kritik der schlechten literarischen Überlieferung die italischen Sprachen und urschriftlichen Denkmäler herangezogen zu haben. Seitdem steht es fest, daß eine römische Geschichte erst nach dem gallischen Brand (386) zu dämmern beginnt, etwas verläßlicher mit dem Ersten Punischen Krieg (264—241) wird, wirkliche Klarheit aber erst in der Zeit gewinnt, die Rom wie nur irgendeinen modernen Staat als einen so komplizierten Organismus erscheinen läßt, den zu verstehen ein Kind völlig außerstande ist. Nur der Fachgelehrte dringt bis zu einem, wennschon engbegrenzten Verständnisse durch.

Für Knaben und Mädchen reiferer Jahre eignet sich aber diese sogenannte Blütezeit Roms deshalb wenig, weil es sich darin zumeist um sehr widerliche Dinge handelt: ständiger Bürgerkrieg und alle Laster in ausgelassener Wildheit.

„Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
— —
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron."

Es ist, als ob Schiller das Bild der römischen Korruption zeichnen wollte, die ihresgleichen etwa nur in der heutigen russischen Gesellschaft hat.

Selbst die angebliche „Blütezeit" Roms, die Zeit des Zweiten Punischen Krieges und des „sittenstrengen" M. Porcius Cato, dessen Sitten heute auch nicht als „tadellos" gelten würden, selbst diese Zeit ist schon nach den Urkunden der alten Römer selbst durch orientalische Sinnlichkeit so vergiftet, daß der Senat im Jahre 186 mehr als 7000 Männer und Frauen wegen Teilnahme an den Bacchanalien vor Gericht lud und wegen Unzucht, Mordes durch Dolch und Gift, Testamentfälschung, falscher Zeugnisse und anderer Verbrechen zahlreiche römische Bürger zum Tode verurteilte.

Der Gymnasiast und Realgymnasiast braucht gleichwohl die Kenntnisse der altrömischen Sage und Geschichte bei der Lektüre der lateinischen Klassiker, allen anderen Schülern sollte man sie ganz erlassen und die Geschichte erst mit den Pyrrhischen oder Punischen Kriegen beginnen lassen.

Wir treiben in den Schulen keine Stadtgeschichte von Darmstadt oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mainz, weshalb sollen wir dem alten Rom diese Ehre erweisen? Liegt uns Rom etwa näher als Darmstadt? Kennen wir es besser? Verstehen es unsere Kinder besser? Nein, wir behalten all das nur aus Gedankenträgheit. Es steht so im Livius, ist so getrieben worden in der römischen schola, von den Humanisten, von Vater, Großvater, Urgroßvater, also — bleibt's dabei! Wir haben eben die Humanistenideale und das Mittelalter noch immer nicht überwunden.

Es gibt so herrliche, innige deutsche Ortssagen, so viele schöne alte Stadtgeschichten aus allen Teilen unseres Vaterlandes, es liegen rein „versunken und vergessen" weite deutsche Gebiete, von denen man den Kindern viel Erfreuliches und Bildendes erzählen könnte*). So sollten sie doch auch wieder einen geistigen Zusammenhang mit Deutsch-Österreich gewinnen. Eine Reise durch Steiermark und das Inntal erinnert uns an Passau, Linz, Enns, Wels, Steyr — alte deutsche Städte, die uns viel aus der Geschichte unseres Volkstums erzählen, so in Steyr das älteste deutsche Bürgerhaus aus dem 13. Jahrhundert stammend. Das mag schon Walter von der Vogelweide gesehen haben: ein prächtiges Haus, dessen Bild jedem Deutschen ans Herz gewachsen sein sollte. Wer aber kennt es? Dafür aber kennen wir alle die Cloaca maxima in Rom, und die Lehrbücher zeigen sie der Jugend sogar im Bilde, so das von Dr. Ferdinand Schultz, das in deutschen Schulen besonders beliebt ist. Es wäre doch auch schlimm, wenn unsere Kinder keine klare Anschauung davon hätten, wie die Fäkalien der ehrwürdigen alten Römer in den Tiberstrom abgeführt wurden!

H. Seipp.

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

V.

Subjektive Bedingung des ästhetischen Phänomens.

Es gibt noch einen ganz wunderbaren Weg, dem Wesen dieser Welt nahe zu kommen: den Weg der Kunst. Kant erklärt in seiner „Kritik der Urteilskraft" das Gefühl, das in uns wachgerufen wird durch Betrachtung des Schönen und Erhabenen in der Natur und in den Kunstwerken des Menschen, als ein „uninteressiertes Wohlgefallen". Was heißt das? Wenn ein Bauer in seinem Kornfeld die vielen bunten Blumen sieht, wird er sie schwerlich schön finden, weil er gleich daran denken muß, daß durch solches Unkraut seine Ernte schlechter wird. Sein Verstand erkennt und urteilt im Dienste des Willens, der an dem Wahrgenommenen „interessiert" ist. Aber betrachten wir doch einmal etwa eine Tulpe, nun nicht wie ein Gärtner und Tulpenzüchter, wenn er prüft, ob die gewünschte Farbe glücklich entstanden ist, auch nicht wie ein Naturforscher, der die

*) Siehe Mollberg, Heimat und Charakterbildung. Leipzig, Haase.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staubgefäße und die Stempel zählt, die Blätter zerpflückt, und den Stengel längs und quer durchschneidet, um zu untersuchen. Sondern schauen wir diese Tulpe als Ganzes liebevoll an. Dann fühlen wir, wie alle Teile dieser Pflanze innerlich zweckvoll und einheitlich zueinander stimmen. Vorübergehend können wir unser Wünschen und Wollen einmal zum Schweigen bringen und dann rein in die Dinge schauen, uns selbst vergessend. Mit solcher Gemütsverfassung müssen wir den Dingen der Welt gegenübertreten, sollen wir sie schön finden.

Platonische Ideen.

Aber auch die Dinge kommen uns entgegen durch ihre Schönheit an sich selbst. Ein Gegenstand ist in dem Maße schön zu nennen, als die ihm eigene Naturkraft in ihm klar und deutlich zur Erscheinung kommt. Machen wir hierauf sogleich die Probe. Denken wir an einen griechischen Tempel, erbaut aus weißem Marmor, ein Kunstwerk, wie es sein soll. Gen Himmel streben die Säulen, welche die Marmorquerbalken tragen. Wie deutlich sehen wir hier zwei Naturkräfte miteinander ringen: Festigkeit in der Säule und Schwere in den Balken! Beides muß zueinander stimmen: jede Last braucht die ihr angemessene Stütze. Ich sah einst als Knabe auf einer Ausstellung ein herrliches Tor aus wundervollen großen Sandsteinblöcken. Wie kam die Schwere hier zur Geltung! Als ich aber dicht davor stand, flatterte die steinartig übermalte Leinewand im Winde. Darunter war nur noch ein Holzgerüst. Sofort war der Eindruck des Schönen dahin. Warum? Weil das deutliche Hervortreten der Naturkraft fehlte.

Architektur.

Physikalische Kräfte.

Hier in der schönen Baukunst spielt außer den Eigenschaften, die den Stoffen selbst anhaften, schon das Wesen des Menschen hinein, der jene formt. Aber ganz ohne unser Zutun zeigt uns z. B. die aufgehende Sonne mit aller ihrer Farbenpracht am Himmel das Wesen des Lichtes. Wann sprechen wir von schönem Gold? Wenn es als Äderchen von schmutzigem Gestein überwachsen ist? Nein. Wenn wir ein größeres Stück herausgelöst und in seiner Reinheit vor uns haben, so daß wir seine Schwere deutlich merken und sein milder Glanz uns entgegen leuchtet. Jeder einzelne Grundstoff und jede einzelne Verbindung vertreten in ihrer Art eine besondere Naturkraft und diese dann jedesmal mehr oder weniger schön. Wann ist ein Eichbaum schön? Wenn er inmitten anderer Bäume wächst und sich nur mühsam zum Lichte durchgewunden hat? Nein, sondern wenn er hoch dasteht unter freiem Himmel und nach allen Seiten dem Lichte entgegen streben konnte. Dann ist er schön, wenn die Naturkraft, die in dem Eichbaum wohnt, deutlich in die Erscheinung tritt. Wann ist ein Löwe schön? Wenn er die Eigentümlichkeit seiner Art klar zum Ausdruck bringt. So vertritt jede einzelne Pflanzen- und Tierart eine besondere Naturkraft, und deren Vertreter sind dann untereinander verglichen mehr oder weniger schön zu nennen.

Organische Kräfte.

Die höchste Naturkraft aber liegt im Menschen. Standbilder gelten nicht in dem Maße als schön, als sie etwa die Natur nachahmen. Darauf

Die Idee des Menschen.

Skulptur. kann es gar nicht ankommen; sonst müßten Wachsfiguren den höchsten Kunstwert haben. Sondern Standbilder sind nur schön, wenn sie die Naturkraft in der Gestalt des menschlichen Körpers deutlich vor Augen führen. Daher wirken die durch Kleider nicht verhüllten Körper auch
Malerei. am schönsten. Wie fein wird in der Malerei durch Licht und Farben das Wesen dieser Welt gezeigt bis zu den feinsten Zügen eines Angesichts, die uns den ganzen inneren Menschen offenbaren! Und nun erst die
Poesie. Dichtkunst, die uns ganz gefangen nimmt. Goethe sagt im zweiten Teile seines Faust:

Von Schönheit ward von jeher viel gesungen.
Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entrückt!

Das Gewaltigste bleibt wohl stets das Trauerspiel, welches uns so mitreißt, daß wir nur noch mit den handelnden Personen leben und uns dadurch über unser kleines irdisches Ich ganz erhoben fühlen. Gedenken wir
Musik. noch mit einem Wort der höchsten Kunst, der Kunst der Musen, der Musik, die unmittelbar zu Herzen dringt, weil sie das Ding an sich, den Willen selbst, in einer Sprache darstellt, die alle Menschen verstehen: den Willen selbst in all seiner Freude, in all seinem Leide, von den feinsten und leisesten Regungen der Gefühle an durch alle Stimmungen hindurch, froh und heiter oder ernst und traurig; den Willen in seinen Hemmungen und in seinem Toben und Wüten bis zu den schrecklichsten Verzweiflungen in den schneidensten Mißtönen, bis schließlich selbst der wildeste Wille sich wieder in Wohlklang auflöst und endlich im Grundton seine Ruhe findet.

Genug, wer so die Welt betrachtet, wer überall durch die Einzelerscheinungen hindurch die reinen Grundkräfte der Natur zu schauen sucht und den einheitlichen Willen selbst dem Wesen nach erfaßt in seiner inneren Zweckmäßigkeit, ohne daß ihm dabei ein solcher Zweck begrifflich ins Bewußtsein tritt, der kann gar nicht anders als sagen: Die Welt erscheint
Ästhetizismus. mir als ein großes einheitliches, schön geordnetes Kunstwerk.

Die Welt als Kosmos. Die ganze Welt ist Ordnung!

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, daß er sich wenigstens einmal auch über das Ganze in der Welt in dieser Weise Klarheit verschafft hat:

Jeder muß einmal mit den Augen des Schönheitsforschers die Welt betrachten, mit künstlerischem Auge in die Dinge schauen, sich absichtslos und frei, sein Ich vergessend, in die Wunderwerke der Natur und die Kunstwerke des Menschen hineinfühlen. Dann muß ihm das Wesen dieser Welt sich öffnen.

Unsere dritte Antwort auf die Weltfrage lautete: die Welt ist Kraft, aber sagte uns noch gar nichts über deren Richtung aus. Auch die Tat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Übeltäters offenbart uns Kraft! Dagegen waren wir mit der vierten Antwort schon einen großen Schritt vorwärts gekommen: die ganze Welt ist Wille. Denn wer sein eigen Selbst in allen Wesen wiederfindet, wird durch sich selbst sich selber nicht verwunden! So folgt aus der rechten Erkenntnis, daß die Welt Wille ist, eigentlich schon wie selbstverständlich die höchste Sittlichkeit. Und wenn uns fünftens durch die Kunsterhebung ein Weg gezeigt worden ist, uns über die engen Schranken unseres kleinen Ichs zu erheben, so sind wir nun recht vorbereitet, um noch eine letzte Frage in Angriff nehmen zu können, die Frage nach dem Wert der ganzen Welt.

Reinhart Biernatzki.

Rund um uns

Liebe deinen Nächsten. Es ist Regenwetter, deshalb ist auch die Straßenbahn bis auf den letzten Platz besetzt. — Da sitze ich nun, und bin froh, überhaupt noch untergekommen zu sein, zwischen einer jungen Dame, die verlegen vor sich hinsieht, und einem alten Mütterchen, mit vielen Sorgenfalten auf der Stirn. Meine Augen laufen suchend den Wagen auf und ab. Nein, nirgends ein bekanntes Gesicht. Aus Langerweile betrachte ich die Mienen der mir Gegenübersitzenden. Was mag alles in diesen Gesichtern geschrieben stehen! — Deutet der wehmütige Blick meines Gegenüber und seine gebeugte Gestalt auf folgenschwere Enttäuschungen? Leuchtet in dem Augenpaare neben ihm ein frommer Glaube oder die Erinnerung an eine schöne Stunde? Von wieviel harter Arbeit erzählen die Hände ihres Nachbarn, und welchen Erwerb mag die geschminkte Schöne haben, deren langes Ohrgehänge ständig zittert und im Zittern fast beleidigend funkelt? — — —

Ach ich kenne ja keinen dieser Menschen, mit denen mich das Leben auf ein Viertelstündchen zusammengebracht hat, und ich kann keinem ins Herz sehen und vermag deshalb auch nicht, Gold von Talmi zu unterscheiden. Wie manchem mag man heimlich bitter Unrecht tun, wenn man ihn nur nach seinem Äußeren beurteilt.

So kalt und fremd blickt jeder an dem Andern vorbei. Keiner weiß etwas vom Andern, von seinen Freunden und seinen heimlichen Leiden. Und doch sind wir alle Menschen, Kinder eines und desselben Vaters.

Aber gerade das vergessen wir am ehesten. Und es ist doch schließlich das Wichtigste, weil es die letzte und tiefste Erkenntnis ist, die unser gesamtes Betragen unseren Nebenmenschen gegenüber regeln und leiten sollte.

Doch wer denkt an solche Dinge! —

Wenn nun dieses Leben zu Ende ist und wir alle wieder daheim sind und einander mit aufgeschlossenem Sinne erkennen und „durch"schauen — welche Überraschung, welche sprachlose Überraschung wird uns erfüllen, wenn wir einander wieder begegnen. An dir und dir und dir auch bin ich teilnahmlos vorübergegangen, damals, als du in Not warst und meine Hand dir mit so leichter Mühe hätte helfen können! Und dich und dich und dich auch habe ich ganz falsch beurteilt und habe nichts gewußt von deiner inneren Schönheit und der Reinheit deiner Seele und der Tiefe deines Gemüts! Mit lächerlichen Maßstäben habe ich dein Leben gewertet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lieber Bruder. O wie entsetzlich töricht war ich, dich so verkannt zu haben. —

Vor dem Throne Gottes wird ein nicht endenwollendes „Vergib! Vergib!" ertönen, ob all des offenen und verborgenen Unrechts, das wir hier auf Erden aneinander begangen haben, gewollt oder nicht gewollt, bewußt oder unbewußt.

An jedem Menschen begehen wir Unrecht, wenn wir uns auch nur eine Sekunde lang nicht mit ihm ein Herz und eine Seele fühlen. Und nun erst die Unzahl von Verbrechen, die durch unsere abweisende, kalte und feindselige Gleichgültigkeit begangen sind! — — —

Doch nein, da habe ich einen richtigen Gedanken entschieden auf die Spitze getrieben. Wie ich ungezählte Menschen um Verzeihung bitten müßte, so umgekehrt ungezählte auch mich. Wir leiden ja alle aneinander, denn jeder stört, belästigt, quält, schilt, beleidigt und schädigt seine Nebenmenschen. Und je enger sich die Lebenskreise berühren und schneiden, um so zahlreicher werden die Reibungsflächen — so haben wir alle einander zu vergeben. Und erst derjenige, der mit dem alten Schriftworte „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" wirklich Ernst gemacht hat und sein Leben danach einrichtet, erst der beginnt seine sittlichen Pflichten zu erfüllen. Mag ich dann, wenn ich aus lauterster Liebe heraus handle, auch andere noch unbewußt geschädigt haben, die Liebe, sofern sie nur rein war, ist dann in diesem Sinne des Gesetzes Erfüllung. Sie allein hält von uns Menschen die Schuld ab.

Heinrich Scharrelmann.

Dr. Alfred H. Fried hat auf meinen „Offenen Brief" im ersten Märzheft (Nr. 5), betitelt „Moorgrund", inzwischen auch als Vortrupp-Flugschrift Nr. 56/57 erschienen, eine Antwort geschrieben: „Auf hartem Grund. Offene Antwort auf den an mich gerichteten offenen Brief Dr. jur. Hermann M. Poperts im Vortrupp am 1. März 1919." Von Dr. Alfred H. Fried. Preis ca. 80 Pf. Pfadweiser-Verlag, Carl Thinius, Hamburg, Schanzenstraße 41a.

Ich ersuche die Vortruppleser, diese Antwort Dr. Frieds zu lesen; ich werde im „Vortrupp" noch ausführlich auf sie entgegnen. — In kürzerer Form erwidert Herr Dr. Fried auf meinen „Offenen Brief" auch bereits im Aprilheft 1919 (Nr. 3) der „Friedens-Warte" auf den Seiten 60—62 unter der Überschrift „Deutscher Pazifismus". Auch diese Erwiderung bitte ich, die Vortruppleser, zu lesen.

Hermann Popert.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Rolffs, Pastor Lic. Ernst: Die Arbeit des Guttemplerordens an der heranwachsenden Jugend. M. 0,20. Neuland-Verlag, Hamburg 30.

Davidsohn, G. und Goesch, F.: Forderungen der Abstinenten für die Gastwirtschafts-Gesetzgebung und die Gasthaus-Reform. M. 0,75. Neuland-Verlag, Hamburg 30.

Foerster, Fr. W.: Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. 3. Auflage. Verlag „Naturwissenschaften", Leipzig.

Matzdorf, Paul: Das Theaterspiel der Jugendlichen. Arwed Strauch, Leipzig.

Schumacher, Fritz: Grundlagen der Baukunst. Geh. M. 4,50; geb. M. 6.—. Georg D. W. Callwey, München.

Solf, W. H.: Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis. M. 2,40. Reimar Hobbing, Berlin SW 61.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 8 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. Mai 1919

Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena.

I.

Nach beinahe fünf Jahren des Krieges und der Einsamkeit lockte eine Freideutsche Tagung. Die Anziehungskraft war groß. Kein Wunder! Und so waren nicht nur die gewählten Führer der Freideutschen Jugend in Jena zusammengekommen; an die 250 waren wir da beisammen: Schweizer dabei und Österreicher, Ja- und Neinsagende, Nationalkonservative und Kommunisten, Hundertschaftler und Proletarierjugend. Und wie das so für gewöhnlich geht: man geriet in allerhand Sackgassen, verlor sich in philosophischen Spekulationen voll akademischer Tiefsinnigkeit und fremdwortreicher Unergründlichkeit, fiel in der daraus wachsenden Ermüdung einem Zauberer aus dem Morgenlande zum Opfer, mußte zwischendurch auch das wenig erbauliche Schauspiel einer Palastrevolution über sich ergehen lassen, verständigte sich mit alten Gegnern und entzweite sich mit andern Leuten neu, meinte schließlich, von solchen Tagungen mal wieder genug zu haben, und fuhr mit Dank im Herzen nach Hause, mit Dank für die innerliche Bereicherung, die einem diese Aussprachen und dieses Kennenlernen in Jena beschert haben.

Und — es ist etwas Wunderbar-Geheimnisvolles um diese Freideutsche Gemeinde —, wenn dann erneut zu einem Jugendtag oder einer Führerwoche eingeladen wird, dann ist man trotz aller Verkehrs- und Verpflegungsschwierigkeiten wieder dabei. Man bleibt von einem Gefühl der Verwandtschaft, der Zusammengehörigkeit beseelt, über dessen Wesen man nur zu stammeln versteht, das einem aber mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder packt. Es ist immer dieselbe namenlose Sehnsucht. Mit verlegenem Lächeln wagt man es sich zu gestehen: so warten wir allemal vergebens auf die Ausgießung des heiligen Geistes . . .

In den folgenden Nummern wird auf die Verhandlungen von Jena im einzelnen die Rede kommen, einleitend namentlich auf die Befreiung des Hodler-Bildes, ein Faktum, mit dem sich ja auch die Tageszeitungen bereits beschäftigt haben.

Weniger bekannt geworden ist folgendes Telegramm, das an Wyneken und gleichzeitig an die Nationalversammlung und das Kultusministerium geschickt worden ist: „Der Freideutsche Führertag zu Jena bedauert, daß ein schöpferischer Erzieher wie Gustav Wyneken den Mächten des Zentrums und der alten Schule hat weichen müssen, fordert seine Rückberufung ins Ministerium und seine Zuziehung zu der geplanten Reichsschulkonferenz. Er tritt für die Novembererlasse (über Schülerräte, Schulgemeinde und Religionsunterricht) des neuen Kultusministeriums ein und bedauert die späteren Halbheiten, Widersprüche und Verwässerungen. Er fordert das Recht der Selbstverantwortung für die Jugend und die Beseitigung jeglicher Hemmung in Schule und Kirche, die einer solchen Selbstverantwortung und Selbsterziehung im Wege steht."

Vom Künstler zum Landwirt.

Wie und weshalb ich Landwirt wurde? Sehr einfach! Als langjähriger Stadtvegetarier wollte ich 1. die Wirkung der landwirtschaftlichen Tätigkeit auf Geist, Körper und Gesundheit ausprobieren, 2. die letzten und stärksten Beweise für den Vegetarismus in Händen haben: aus dem Urgebiet aller Tätigkeit, aller Kultur — dem Land- und Obstbau im Sinne des Vegetarismus.

Es war ein kühner Sprung vom ausübenden Künstler zum praktischen Landwirt. Jahrelang habe ich den Wunsch in mir getragen, Vegetarismus und Landwirtschaft vereinigt zu sehen. War es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglich, viehlose oder vieharme Landwirtschaft zu treiben? — Alles quälende Für und Wider, alle bangen Zweifel wurden endlich restlos gelöst 1. durch die beiden Werke aus der Praxis: „Viehloser Betrieb der Landwirtschaft" von A. Küster und „Der neue Obstbau" von R. Richter; 2. durch das grundlegende theoretische Werk „Das Leben" von J. Hensel. Nach meiner Bekanntschaft mit diesen Werken war der Sprung vom Künstler zum Landwirt gar nicht mehr so kühn; indes, in meinem Leben bedeuten diese Werke mehr als Führer — sie brachten mir Erlösung. Heute, nach mehrjähriger, erfolgreicher Tätigkeit auf dieser Bahn, bestehen für mich hinsichtlich der Nutzanwendung der vegetarischen Grundsätze auf die Landwirtschaft, und hinsichtlich der vorteilhaften Einwirkung auf Körper, Geist und Gesundheit keine Zweifel mehr. (Eine andere Frage wäre es, ob überhaupt die Art der heutigen Landwirtschaft für die künftige Menschheit, die Vegetarier, in Betracht kommt.) Die Düngerfrage, wie sie von Küster, Richter und Hensel beantwortet ist, bedarf meinerseits keiner Ergänzung: Gründüngung und Kompost, Kunstdünger mit großer Vorsicht, lösen das ganze Rätsel. Vorhandener Dünger von Menschen, Pferden, Milchtieren, Geflügel usf. wird kompostiert (dadurch viel ergiebiger), oder gleich den Hackfrüchten zugeführt.

Und die Wirkung der zum Teil schweren landwirtschaftlichen Arbeit bei gänzlich fleischloser Ernährung auf den Körper? Fast möchte ich lachen über diese Frage! Eine Ermüdung oder irgendwelche nachteilige Wirkung habe ich nie empfunden. Dabei halte ich keinen Knecht und leiste alle vorkommenden Arbeiten auf meinem 32 Morgen großen Gütchen in der Hauptsache selbst. Aber Vorteile, große Vorteile kann ich für mich und meine Familie buchen. Ich habe vier Kinder: Arbeit und fleischlose Nahrung bekommen ihnen vortrefflich; unser Jüngster, Vegetarier von Geburt, ist ein Prachtkerl; mit $9^1/_2$ Monaten lief er schon. Ein Arzt kommt nie in unser Haus.

Aber auch die Kunst, jene Kulturerrungenschaft, ohne welche so viele Menschen nicht glauben leben zu können, sie kommt zu ihrem Rechte. Indes, durch das fortgesetzte In- und Mit-der-Natur-leben, die tägliche innige Berührung zwischen Mensch und Natur, wodurch beide wieder ein untrennbares Ganzes wurden — im Gegensatz zu dem künstlichen Zwitterding „Großstadtmensch", jenem Menschen-Zerrbild, das heute, umgeben von der jahraus jahrein reichen Segen spendenden allgütigen Mutter Erde, nicht leben und nicht sterben kann — durch dieses fast natürliche Leben wird das Bedürfnis nach „Naturersatz" Kunst auf ein Mindestmaß beschränkt. Man hat ja die wirkliche, echte Kunst, die höchsten Freuden, die reinsten, schlackenlosen Genüsse in der Natur selbst täglich vor Augen. — Immerhin finde ich noch Zeit, in der benachbarten Großstadt zwei größere Chöre zu leiten und in den Symphoniekonzerten der städtischen Kapelle alljährlich eigene größere Werke zur Aufführung zu bringen. Der viehlose oder vieharme Betrieb der Landwirtschaft kann sich solche Ausflüge leisten; der Winter mit seiner Ruhe in Feld und Wald eignet sich ganz besonders hierzu*).

Für den größten Teil der Menschen können freilich alle diese hier besprochenen Fragen nur mittels der Bodenreform gelöst werden. Aber heute, wo alles wogt, gärt, neuaufbaut, heute ist die beste Zeit dazu, neue, kühne Wege zu beschreiten. Und so wende ich mich ganz besonders an die im Geist und Körper gesunde Jugend, an die Bürger der neuen Zeit, an die Meißner-Jugend: Haltet euch fern von Fleisch, Alkohol und Tabak; wendet euch Berufen zu, die euch gestatten, den größten Teil eures Lebens in Feld und Wald, bei Sonnenschein, Sturm und Regen verbringen zu können, denn nur so werdet Ihr starke, kühne, gesunde Menschen. Helft dazu,

*) So ist dieser Aufsatz ein wertvoller Beitrag zur Berufsfrage (vgl. Nr. 2 des „Hohen Meißner"). Es sei auch noch auf Walter Hammers Aufsatz „Ernährungstorheiten" in Nr. 5 der „Vortrupp-Jugend" (dem 1. Maiheft 1915 des „Vortrupp" beigefügt) hingewiesen und auf die „Dokumente des Vegetarismus", über die dem „Vortrupp" vom 1. März 1919 ein Auskunftsblatt beilag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Welt des Wahnsinns, in der wir uns heute befinden, zu einer Welt der Freude, des Friedens, des Glückes, der Liebe zu gestalten. Heute ist den meisten Menschen diese Welt ein Jammertal; setzt eure ganze Kraft, euer bestes Können dafür ein, daß diese Welt zu einem Paradiesgarten werde: pflanzt Obst, Nüsse, Blumen, baut Brot- und Ölfrüchte, Kartoffeln, Gemüse; kanalisiert, trocknet Sümpfe, bewässert Wüsten ... Seid euren Mitgeschöpfen, den Tieren, nicht ein Schrecken, sondern ein guter Freund und Beschützer; nur auf diesem Wege erringt ihr euch Freiheit und Unabhängigkeit; nur dieser Weg bewahrt euch vor schweren Irrtümern des Lebens, insbesondere vor den bittersten, folgenschwersten Irrtümern — in Liebe und Ehe.

Heinrich Büttner.

Zum Wiedererwachen der Geister.

Dieser schreckliche vierjährige Krieg hat uns nicht nur das Leben unserer verheißungsvollsten Führer geraubt, er hat auch viele von den wenigen Überlebenden unserer alten Freundeskreise geistig erschlaffen lassen, hat manchen hellauf lodernden, nach dem Höchsten strebenden Willen erlahmen lassen, zurückgedrängt ins Dämmern, ins Reich wehmutvoller Erinnerung.

Was ist aus all den guten Vorsätzen, aus den heimlichen heißen Schwüren geworden, die in tiefster Not des Feldlebens getan wurden? Was angesichts des täglich anklopfenden Todes aus tiefster Seele heraus gelobt wurde, das ist nun nach dem Weichen des unheimlichen Todesgesichts in weite neblichte Ferne gerückt. Wie oft waren wir draußen Zeugen ergreifender Einkehr und innerlicher Umkehr, wenn uns die Donnerworte der Geschütze erbeben machten. Wie oft hörten wir unter der Last des Kriegslebens den Ausruf: „Ach, wenn doch erst Frieden wäre! Soll das ein neues Leben, ein Leben in Güte, Reinheit, Genügsamkeit werden!“

Und nun kommt der Friede. Freilich ist's ein anderer Friede, als er aus Trugschlüssen heraus erwartet, ersehnt, erträumt worden ist. Aber es ist doch ein Friede! Dem sinnlosen Mordwettstreit der Maschinen ist jetzt doch wenigstens ein Ende gemacht. Nun soll wieder ehrlicher Kampf der Geister gelten, nun heißt es, die Gelobenden zunächst einmal aus unseren engeren Kreisen beim Worte nehmen, Taten von ihnen verlangen, die der Kampferprobten würdig sind. Wer vier Jahre lang sein ganzes Leben und Schaffen eingesetzt hat für eine sehr zweifelhafte Sache — und dieser Krieg war für uns von Anfang an eine sehr zweifelhafte um nicht zu sagen hoffnungslose Sache — sollte der nicht für die Gedankenwelt des Hohen Meißners freudig, mutig, nimmermüde das Gleiche tun können? Ist die Sache des Freideutschtums nicht etwas unvergleichlich Größeres, als der Eroberungswille unserer gescheiterten Machtpolitiker?

Wir leben gegenwärtig in Wochen des Überganges, des Aufatmens. Der unerwartet plötzliche Abbruch des gewaltigen Frontlebens hat vielfach — jedenfalls nur vorübergehend — lähmend auf Geist und Gemüt gewirkt. Es steckt sicher noch sehr viel in den stillen Winkeln der draußen so arg gequälten Menschenseelen, was sich bis in die letzten Tiefen verkrochen hat und nun erst langsam sich hervorwagt und sein Recht verlangt. Das bleibe unangetastet. Nach dem heißen vierjährigen Schlachttage mag jeder seine stille Nacht der Ruhe haben und seine Seele in den lauen Fluten des wiedergewonnenen Friedens baden.

Aber nun ist es Frühling geworden, ein neuer Morgen lockt! Nun ist es Zeit zum Wiedererwachen der Geister! Nun heißt es, diesem Krieg seinen Sinn schaffen. Wir fühlen den Geist der Neuordnung, der durch den neubegonnenen Werktag des deutschen Volkes geht. Ihm wollen wir dienen, ihm uns tätig opfern im Sinne eines zupackenden praktischen Idealismusses.

Ein neuer Geist lebt in unserm Deutschland. Die Abkehr des so viel verhöhnten Kanzler-Philosophen Bethmann Hollweg von mittelalterlicher Gewaltpolitik wirkte wie ein Sturmwind,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der den Winter zum Lande hinausfegt. Das Kommen und Gehen der deutschen Kanzler mutete einen wie das Spiel des Frühlingswindes an. Und sogar aus den Irren und Wirren der Revolution hat dieser neue Geist immer wie ein verheißungsvolles Sonnenleuchten geblickt. Grausig-schöne Bilder sahen wir oft, gewaltig und groß wie das Ringen der Elemente in der erwachenden Natur.

Und dann kehrte man sich ab von Potsdam-Berlin. Der Weg führte uns nach Weimar. Auf dem freigemachten Weg sind die gewählten Vertrauensleute des deutschen Volkes nach dem Goethe-Städtchen gepilgert und haben dort — ewig denkwürdig! — einen Mann an die Spitze des deutschen Freistaates gestellt, der schlicht und bescheiden den Spuren Goethes und Fichtes zu folgen verspricht.

Welch ein Schritt von gestern auf heute! Welche Aussichten und Aufgaben gerade für uns! Darum nicht träumend abseits stehen in wehmutvoller Erinnerung! Wer die Gegenwart erobert, gewinnt damit zugleich die Erfüllungen von morgen. Werft mutig die Kriegslast von Euch und packt zu in neuem, frohem, jasagendem Geist. Wo wir auch hinsehen rufen uns tausend Stimmen geistiger, seelischer und wirtschaftlicher Not unseres Volkes um Hilfe. Alle guten Geister —: erwacht und helft!

Fritz Winz.

Sprüche.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht. Goethe.

Der Weg zur Vollkommenheit und zu jedem Fortschritt ist fortwährende Selbstkritik. Arnold Böcklin.

Jede Nation hat ihren Teufel. Der Teufel der Deutschen ist ein Schlauch und heißt: Suff. Luther.

Erbgut.

Walter Köhler,

der Herausgeber des kleinen Wandervogel-Liederbuches ist am 28. Februar 1916 vor Verdun gefallen. Die Vortrupp-Flugschrift Nr. 20 bietet uns sein Vermächtnis: einen Rückblick und Ausblick auf die Wandervogel-Bewegung. Dieser Vortrupp-Flugschrift sind folgende Sätze entnommen.

... Denken wir uns das heutige Wandervogelsein — es sagte einmal ein junger Student: Wandervogelsein ist eine Lebensanschauung — heut auf das ganze Vaterland ausgedehnt, so bedeutete das einen Lebensfortschritt ohnegleichen, wie wir ihn für das ganze Volk vielleicht noch nicht in Jahrzehnten erreichen. Der Wandervogel fand bei seinem Entstehen einen fauligen, verwucherten Boden vor, auf dem nichts Gesundes und Kräftiges mehr gedeihen konnte: er hat ihn trocken gelegt, gerodet, das Unkraut vernichtet und einen Mutterboden daraus gemacht, aus dem die volle Saat erst noch zu köstlicher Frucht erstehen wird, aus dem aber jetzt schon manch fröhliche Blume, manch lustiges Gras hervorsprießt, Zehntausenden von Jungen und Mädchen zur Freude ... Ja, eine Ausdehnung der heutigen Wandervogelkultur — wir gebrauchen das Wort nur ungern, denn es klingt anmaßend; wir sind noch beim Suchen nach einer wirklichen Jugendkultur — würde bedeuten, daß unser gedankenlos dahinvegetierendes Volk sich seiner selbst wieder bewußt würde und entschlossen allem falschen, unechten Leben entsagte. An die Stelle der jetzigen Materialisierung, dem Jagen nach Geld und Gut um übereizten Amüsements willen träte eine Neueinschätzung geistiger Werte, ein freieres geistiges Genießen, eine schönere Geselligkeit; die eklen Schiebetänze wichen dem Volkstanze; Gassenhauer und seichte Operetten mit dem Grammophon im Bunde dem stillen Volksliede, der einfacheren Haus- und Kunstmusik. Im Sinne des Dürerbundes, des Kunstwarts, der Verbände für Heimatschutz haben die Wandervögel bereits wichtige Arbeit geleistet, die auch immer mehr anerkannt wird. ...

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 11 1. Juniheft 1919

Die Aufgabe.

Hamburg, den 13. Mai 1919.

In den sogenannten „Friedens"bedingungen der Entente ist der Geist Clémenceaus und seiner Franzosen Fleisch geworden.

Ich habe nie daran gezweifelt, daß Frankreich — oder, gerechter ausgedrückt, die Schicht, die Frankreichs Gedankenwelt in all den letzten Jahrhunderten, unter all seinen Staatsformen, unumschränkt beherrscht hat — das eigentliche Hindernis in der Aufwärtsentwicklung der Menschheit ist. Auch da, wo dieses Volk einmal der Träger von Gedanken gewesen ist, die in einigen Richtungen groß waren, wie zur Zeit der französischen Revolution, hat es diesen Gedanken so scheußliche Formen gegeben, daß damit auch die Gedanken selbst verseucht und befleckt worden sind. Für Frankreich sind die andern Völker immer nur gerade gut genug gewesen, um aus ihrer Haut Riemen zu schneiden für das Zaumzeug seiner Pferde, und ihr Fleisch und Blut gerade gut genug zur Speise für seine unersättliche Eitelkeit, früher die Eitelkeit seiner Könige und Kaiser, jetzt die Eitelkeit seiner regierenden „Volksmänner". Um diese Eitelkeit zu nähren, hat Ludwig XIV. die Pfalz verwüstet, um sie zu mästen, führte Napoleon I. seine Kriege; um dieser Eitelkeit willen, die es nicht tragen konnte, daß ein Grenzland mit einer Bevölkerung fast ganz deutschen Stammes wieder deutsch geworden war, hat Frankreich in jahrzehntelangem Wühlen die Welt in das Elend dieses Krieges hineingeschoben — zuletzt hineingestoßen, als es ihm gelang, das zaristische Rußland durch Bezahlung seiner Rüstungen dafür zu kaufen.

Jetzt ist dieses Frankreich das größte Hemmnis dafür, ich glaube, das einzige Hemmnis, daß der größte Heilsgedanke, den die Menschheit jemals gedacht hat, daß der Pazifismus, die Rechtsordnung zwischen den Völkern der Erde, Wirklichkeit werde: Wenn der Franzose Jules Soury lehrt: „Der Krieg ist der natürliche Zustand von allem was lebt. Er ist das Recht, das in der Gewalt beruht . . .; er ist die Weltordnung", wenn der Franzose M. Daussет predigt „Der Krieg ist der Erhalter der hohen Tugenden, die Schule der Pflicht", wenn der Franzose General Cherfils in verzücktem Krampfe in die Welt schreit „Der Krieg ist göttlich im Wesen. Er ist das Bad, das die moralische Gesundheit der Welt wieder herstellt, die von üblen Lüsten bedrückt war. Nie werden die Völker abrüsten, zum Glück für ihre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

moralische Größe und für die Freiheit der Zivilisation" — wenn diese Franzosen und andre Franzosen, die ihre Genossen sind, so der Welt und ihrem Volke die Blutreligion künden, dann sind sie — das zeigt die Geschichte dieses Volkes auf jedem Blatt — eben wirklich die Künder der tiefsten Instinkte dieses ganzen Volkes. Während unter den Angelsachsen ein Homer Lea ein Vereinzelter ist, und bei uns Deutschen die „Alldeutschen" mit ihrem „Bekenntnis zum ewigen Kriege" doch schließlich nur eine kleine Minderheit blutrünstiger Philister sind, die vor dem Kriege völlig einflußlos waren, und die während des Krieges nur so lange und nur um deswillen gefährlich waren, als und weil Größere und Stärkere es für gut befanden, sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen. Darum hatte Frankreich für seinen größten und besten Sohn — der auch einer der ganz großen Pazifisten war — für Jean Jaurès, für ihn, der so himmelhoch über der Ebene des französischen Volksgeistes stand, wie Christus über dem Volksgeiste der Juden seinerzeit — darum hatte Frankreich für diesen reinen und gewaltigen Mann nur den Mörder, darum hat Frankreich jetzt diesen Mörder in lächerlichem und lästerlichem Zerrbilde eines Gerichtsverfahrens freisprechen lassen. Darum hat Frankreich Clémenceau, den fürchterlichsten Vertreter des alten Blutaberglaubens: darum hat es diesen Clémenceau nicht nur erzeugt, sondern an die Macht, an die in Wahrheit unumschränkte Macht, gebracht. Darum hat der Geist dieses Blutaberglaubens, der Unheilige Geist, den der Franzose Clémenceau ausgegossen hat, die Friedensvorschläge der Entente jetzt so vergiftet, daß, wenn der Inhalt dieser Vorschläge Vertrag werden sollte, die fürchterliche Gefahr sich vor uns aufreckt, daß die Menschheit am Beginne eines Zeitalters unaufhörlicher Kriege — und damit, angesichts der reißend wachsenden Technik der Mord- und Zerstörungsmittel, am Beginn ihrer Selbstvernichtung steht.

Denn darüber ist kein Zweifel: Nahezu jede einzelne Bedingung in dem Buche des Wahnsinns, das Clémenceaus Geist seinen Bundesgenossen diktiert hat, und das uns Deutschen jetzt von der Entente als ein zu unterschreibender „Friedensvertrag" hingeworfen wird, ist so geartet, daß sie, wenn von uns angenommen, einen Zustand schafft, der, weil wahnsinnig, nicht dauern kann. Jeder meiner Leser kennt ja wohl diese Sammlung von Unsinn. Statt viel davon anzuführen, nenne ich einfach das, was für mein Gefühl der Gipfel dieses Gebirges von Irrsinn ist: Die Zerschneidung des Deutschen Reiches in zwei Teile durch das Herausreißen Westpreußens. Oder das schamlose Verbot, daß Deutsch-Österreich sein Selbstbestimmungsrecht ausübe und diesem entsprechend deutsch werde. Oder den Diebstahl des Saargebiets. — Der Gedanke, daß solcher Unfug dauern könne, wäre genau so wirr, wie der Gedanke, daß die elektrische Kraft zweier überladener Wolken, die nebeneinander segeln, sich nicht im Blitze vereinigen werde, oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß ein Zentnergewicht, von irgend einer Maschine in die Luft geschleudert, dort oben schweben bleiben werde: der Blitz wird geboren und das Gewicht schmettert herab, weil die Wirklichkeit die Wirklichkeit ist:

Würde der von Clémenceau gezeugte Wahnsinnsentwurf Vertrag, so wäre die vorausseh bare weitere Entwicklung diese: Zwischen den Völkern der Erde bliebe alles beim Alten, beim alten Schlechten; von einer Rechtsordnung zwischen ihnen wäre so wenig die Rede, wie vor dem Weltkriege, ja noch viel weniger. Galt ihnen allen vor dem Juli 1914 der Krieg als das loyale Mittel zur Durchsetzung ihrer politischen Ansprüche, so würde er ihnen jetzt der ganz selbstverständliche Dauerzustand werden. Und zwar auch zwischen den Völkern des sogenannten „Völkerbundes", den — unter scheußlichem Mißbrauch dieses heiligen Namens — Clémenceaus Wahnsinnsentwurf vorsieht, dieses „Völkerbundes", der ja nichts wäre als ein Verein zur Teilung der Beute, als eine vorläufige Schutzgemeinschaft der Räuber. Denn auch diese Räuber würden sich, nach der Natur der Dinge, dauernd untereinander beargwöhnen und nur auf die Gelegenheit lauern, sich gegenseitig zu übervorteilen. Und eines Tages — bei der Schnellebigkeit unsrer Zeit käme der wohl sehr bald — hätte die politische Schichtung der Völker sich völlig umgeschichtet. Die heutige „Entente" wäre gesprengt, wäre zerfallen in zwei, drei Gruppen, die sich gegenüberstünden, bereit, sich an den Hals zu springen. Und Deutschlands immer noch gewaltige Volkskraft wäre dann das Gewicht, das die Wagschale zum Sinken brächte, in die es fiele. Deutschland wäre der Bundesgenosse, um den sie alle würben. Und es würde einen wählen, heiße der England, oder Amerika oder Rußland. Und drei Monate danach hätten wir Deutschen die uns jetzt gestohlenen schweren Geschütze wieder, vielleicht auch schon die uns jetzt gestohlene Kriegsflotte — als Preis unsrer Bundesgenossenschaft. Und am Tage darauf bräche die deutsche Welle von West und Ost wieder zusammen über dem gestohlenen Danzig und dem gestohlenen Westpreußen, und nach ein paar Wochen brandete sie hinweg über den Grabstein des fluchbeladenen Greises Clémenceau.

Wir deutschen Pazifisten müssen mit heißestem Herzen wünschen, daß nicht dadurch, daß die „Friedens"bedingungen der Entente Vertrag werden, eine Entwicklung ihren Anfang nehme, die diesen Weg führt. Wahrlich nicht um deswillen müssen wir das wünschen, und wünschen wir das, weil uns bei einer solchen Entwicklung der Polen jammern würde, die der Tod von neunzigtausend deutschen Kriegern von zaristischer Sklaverei befreit hat, und die zum Dank dafür jetzt das deutsche Westpreußen und das deutsche Danzig (von anderm gar nicht zu reden) stehlen wollen. Und auch nicht aus irgend einer Sympathie für die Frankreich widerstandslos beherrschende Schicht wünschen wir das, die Schicht, die von Clémenceaus Ungeist durchgiftet ist, und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eben Frankreich zu dem Block macht, der dem Weltgang des Rechtsgedankens im Wege liegt. Sondern deshalb wünschen wir das und müssen das wünschen, weil, wenn das fluchwürdige Werk, das Clémenceau jetzt plant, erst auf diesem Wege wieder vernichtet werden müßte, das auch wieder den Tod und die Verstümmelung von wenigstens Hunderttausenden deutscher Männer, und endlosen Jammer deutscher Frauen, Mütter und Bräute bedeuten würde. Und weil wir wissen, daß sich ein künftiger Krieg an Vernichtungskraft zu dem jetzt zu Ende gehenden Weltkriege verhalten würde, wie dieser zu dem Kriege von 1870/71. Und weil er daher nach Menschenermessen das Ende wenigstens Europas, und damit auch, auch im Falle des Sieges, das Ende des deutschen Volkes bedeuten würde. Und wir müssen es endlich wünschen, weil wir wollen, daß die Ordnung unter den Völkern, unter den Staaten, durch das Recht geschaffen werde und nicht mehr durch die Gewalt. Und aus allen diesen Gründen ist mit aller Kraft Dem beizustimmen, was der Pazifist Dr. Quidde gestern in der Deutschen Nationalversammlung gesagt hat:

> „Diese Bedingungen, die uns hier vorgelegt werden, sind unannehmbar. Sie sind unannehmbar insbesondre für diejenigen, die von jeher für eine Völkerverständigung und für die Ideen des Pazifismus eingetreten sind ... Diese Friedensbedingungen würden, wenn sie Wirklichkeit werden sollten, uns in eine neue furchtbare Tragödie hineinführen. Darum heißt es: Nein, nochmals und zum dritten Male nein."

Aber es gibt noch einen Gedanken, den wir deutschen Pazifisten meiner Meinung nach schon heute klar durchdenken und zu Ende denken müssen:

Was würde unsre Aufgabe sein, wenn es den Foltermitteln, über die Clémenceau und seine Helfershelfer tatsächlich verfügen — denn Das tun sie, sich darüber hinwegtäuschen wäre frevelhafter Leichtsinn — schließlich dennoch gelingen sollte, das von ihnen geplante Schandwerk ganz oder zum Teil wirklich zu machen. Es könnte ja selbstverständlich für uns als Deutsche, und — das liegt wieder in der Linie von Quiddes Worten — dreimal für uns als deutsche Pazifisten, keine Rede davon sein, einen solchen Wahnsinn auch nur einen Augenblick lang als etwas Andres anzusehn, als das, was er ist: Selbstverständlich hätte für uns, und gerade für uns, mit dem ersten Augenblicke, wo dieser Wahnsinn bestünde, auch die Arbeit daran zu beginnen, ihn zu stürzen.

Wir stünden dann ja, wie ich heute dargelegt habe, und wie jeder Sehende ohnehin weiß, vor einer Lage, die nicht dauern kann, und die alle Vorbedingungen eines Krieges, der noch zehnmal fürchterlicher sein würde, als dieser Weltkrieg es war, in zehnmal so starkem Maße

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

enthalten würde, wie die Lage vor 1914 es tat. Vor einer Lage, die das Ende Europas, und jedes europäischen Volkes, auch unsres deutschen Volkes, greifbar nahe brächte.

Was würden wir deutschen Pazifisten in solcher Lage zu tun haben? Ich antworte: Auch dann noch nach dem Worte des großen Schotten handeln „Arbeiten und nicht verzweifeln". Ich halte es selbst für diesen Fall noch nicht für völlig aussichtslos, die Welt und unser Vaterland vor dem Sturze in den Abgrund der Vernichtung zu bewahren. Darüber müssen wir uns natürlich klar sein, daß dann niemals eine Rechtsordnung in der Welt aufgerichtet werden könnte, ehe der Fluch getilgt wäre, den Clémenceau dann auf die Welt geworfen hätte: Eine „Rechtsordnung" zwischen den Völkern, bei der Westpreußen und Oberschlesien von den Polen gestohlen blieben und das Saargebiet von den Franzosen, und bei der Deutsch-Österreich gegen seinen Willen von Deutschland getrennt gehalten würde (um nur davon zu reden) — eine solche „Rechtsordnung" zwischen den Völkern wäre ein Widerspruch in sich selbst und daher unmöglich. Aber ich würde es nicht für unmöglich erachten, dann den Fluch, den Clémenceau auf die Welt gelegt hätte, noch auf einem andern Wege zu beseitigen, als auf dem der Gewalt, in der nach Menschenermessen zugleich mit der Erbschaft Clémenceaus die ganze Welt verbrennen müßte: Ich halte selbst für diesen Fall den Weg für gangbar, den der Aufruf „An Deutschlands Jugend", den wir hier im ersten Dezemberhefte vom letzten Jahre gebracht haben, so nennt: „Zäher Kampf um unser Recht mit den Mitteln des Rechts!" Nie schweigender, immer erneuter, Protest gegen das uns geschehene Unrecht; immer erneuter Appell an den Gedanken der Rechtsordnung zwischen den Völkern, daß er uns unser geraubtes Recht wiedergebe. Das wird selbst unter solchen Umständen nicht aussichtslos sein, weil die Macht der Anhänger des zwischenstaatlichen Rechtsgedankens in allen Ländern andauernd wächst. Ich halte diesen Gedanken, also eben den Pazifismus, für so stark, daß kein Teufel, kein Vertreter des Tierischen im Menschen, und heiße er Clémenceau, ihn mehr dauernd unterdrücken kann. Ich halte diesen Gedanken, den Pazifismus, für so stark, daß er vielleicht endlich selbst den französischen Geist in den Dienst des Fortschrittes der Menschheit zwingen kann, in den Dienst, in den sich Frankreichs edelster Sohn, Jean Jaurès, bis zum Tode getreu, schon gestellt hatte. Ich halte es für möglich, daß der Franzose Clémenceau, selbst wenn er jetzt noch scheinbar siegen und damit als letzte gallenbittere Frucht seines giftigen Lebens der Welt den Fluch der Vernichtungsgefahr hinterlassen sollte, doch noch erliegen wird vor dem Geiste des Deutschen Kant und seines Werkes „Zum ewigen Frieden", von dem Geiste, der allein die Welt noch retten kann. Ich glaube daran, daß von dem Gedanken, den der Deutsche Kant als Erster ganz gründlich durchdacht hat, von dem Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

danken des Pazifismus, wenn von irgendeinem Gedanken, in unsern Tagen das Wort Linggs gilt:

Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig wiedergeboren
Trotz allem Widerstreit.

Seine Feinde mühen sich ab!
Mit Schlingen und Banden,
Sie machten ihn gerne zuschanden;
Und wenn er schon längst erstanden,
Hüten sie noch sein Grab!

Hermann Popert.

Der Alkohol im Weltkrieg.

III. Abwehrhemmungen.

1. Die Alkoholsitte.

Die Bemühungen, gegen die Alkoholflut und deren bedrohliche Folgeerscheinungen einen festen Schutzdamm zu errichten, mußten erfolglos bleiben, weil die in der Natur des Alkohols liegenden Schwierigkeiten viel zu groß und die Gegenströmungen viel zu stark waren. Es zeigte sich wieder einmal, daß Äußerungen des Trieb- und Gefühlslebens in der Regel nur auf dem Wege des Zwangs, nur selten dagegen durch Einwirkung auf den Verstand beizukommen ist, und zwar um so seltener, je weniger dieser die Unrichtigkeit des gewohnten Tuns zu begreifen vermag. Beim Alkohol steht es nun so, daß die Erfahrungen des täglichen Lebens die Gewohnheit des Genusses bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen scheinen. Gewiß, er gibt keine Wärme und keine Kraft, das ist schon längst einwandfrei bewiesen und von der Kriegs-Sanitätsordnung in der bekannten Warnung und Forderung zum Ausdruck gebracht worden. Aber noch glauben selbst Ärzte das Gegenteil; sonst wäre es ja eine Gewissenlosigkeit sondergleichen gewesen, in Lazaretten und bei der Beförderung von Verwundeten Wein und Bier zuzulassen und als Stärkungs- (nicht nur als Heil-) Mittel sogar zu verordnen. Dann kann es aber auch nicht wunderbar erscheinen, wenn der ungeschulte Verstand der Massen, zu denen in diesem Falle leider auch viele höher Gebildete zu rechnen sind, die Augenblickswirkung als Wahrheit ansah, nicht aber als das, was sie in Wirklichkeit ist, als trügenden Schein; wenn im Schützengraben der Frierende zur Flasche griff, um sich Wärme, der Ermattete, um sich neue Kraft zuzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ob die leitenden Stellen wohl nur an diesen schier unausrottbaren Wahnglauben gedacht haben, als sie die Gründung einer Biereinkaufszentrale veranlaßten, um den Bierbedarf für die Truppen sicherzustellen, als sie einen Teil der Biervorräte in den Brauereien „zur Stärkung des Heeres" beschlagnahmten, als durch eine Verfügung des Reichskanzlers vom 11. Juni 1915 die Ausfuhr von Bier, Malzextrakt und Malz untersagt, später aber die Einfuhr von rumänischer Braugerste und dänischem Bier trotz der schlechten Valuta gestattet wurde, als von den Intendanturen und Proviantämtern riesige Vorräte von Trinkbranntwein aufgekauft wurden, um täglich eine bestimmte Menge davon verteilen lassen zu können? Oder ob sie selbst von der physiologisch begründeten Notwendigkeit solcher Maßnahmen überzeugt waren? Wahrscheinlich war beides der Fall. Sonst könnte man es sich wirklich nicht erklären, warum heißer Tee und Kaffee mit Rum oder sonst einem Schnaps versetzt wurde, zum Mißvergnügen nicht weniger, die einem reinen Geschmack, nicht aber einem durch Zusatz von „Fusel" verfälschten den Vorzug gaben, und unbegreiflich wäre es, wie ein Eisenbahnwagen mit Bierladung (nach dem Bericht eines Hauptmanns) durch einen Zettel als „dringendes Kriegsgerät" enthaltend bezeichnet, wie die bekannte Weinfirma und Sektkellerei Deinhardt u. Co. in Coblenz auf die Liste derjenigen Betriebe gesetzt werden konnte, die als kriegswichtig galten und deren Angestellte ohne weiteres als im vaterländischen Kriegsdienst tätig anzusehen waren. Nicht hart genug könnte man sonst ein oft festgestelltes Verfahren verurteilen, das in der deutschen Presse bei den Feinden als Beweis ihrer seelischen Unterlegenheit mit Behagen verzeichnet wurde, an das aber bei unsern Leuten zu denken als nichtswürdige Verdächtigung ihres Heldenmuts galt, das Verfahren, den Sturmtruppen vor dem Angriff eine reichlich bemessene Menge von Branntwein zur Erhöhung ihres Mutes zu verabreichen. Und unentschuldbar wäre die Einziehung der Kirchenglocken vor den Brau- und Brennkesseln, unentschuldbar auch ein in seinen Folgen überaus verhängnisvoller Schritt eines der höchsten Truppenbefehlshaber, von dem noch die Rede sein wird, und noch so manches andere.

Aber an eins haben die verantwortlichen Stellen, die einmal die stark alkoholischen Getränke ächteten, dann aber wieder zu ihrem Genusse geradezu verleiteten, doch nicht gedacht: an die verhängnisvolle psychologische Wirkung, die ein so widerspruchsvolles Handeln auf die Truppen ausüben mußte. In zahlreichen Feldpostbriefen kehren Klagen und Fragen wieder, die von der Verwirrung der Gemüter beredtes Zeugnis ablegen. Hier nur ein paar Proben:

„Schätzt man das deutsche Volk, die Masse, den einfachen Mann so gering ein, daß man glaubt, ihn jetzt, an der Schwelle des 4. Kriegsjahres, durch Alkohol hochhalten zu müssen?"

„Wenn Ihnen gelegentlich von höherer Stelle aus mitgeteilt wurde, daß Alkoholien nur ‚in mäßigen Grenzen' an die Front kämen, so muß ich zu

der Überzeugung kommen, daß entweder ich oder jene Dienststellen anscheinend nicht wissen, wo die Grenze zwischen mäßig und unmäßig zu suchen ist."

„Daß noch immer Nahrungsmittel durch Brauen und Brennen vergeudet werden, aber neuerdings der Brotanteil herabgesetzt wird, ist Schmach und Schande."

„Wir sind erstaunt, daß Rum, Arrak und andere Schnapssorten regelmäßig an die Mannschaften verteilt werden. Die Erfolge zeigen sich bereits, denn mancher, der nie einen Schneps getrunken hat, trinkt jetzt regelmäßig. Kameraden haben sogar eingestanden, daß, wenn sie Trinker würden, die Heeresverwaltung schuld sei."

„Ein Kamerad aus der Flandernoffensive schrieb mir, daß viele Soldaten nicht mehr zu bewegen seien, Schnaps zu trinken, sie wollen lieber nüchtern sterben."

„Wenn alkoholische Getränke wirklich schädlich wären, würden doch die Ärzte und die Militärbehörden nicht das Zeug empfehlen und für die Herbeischaffung der nötigen Mengen sorgen." (Einwand auf eine Warnung.)

Schon diese kleine Blütenlese zeigt deutlich, daß die psychologische Rechnung unserer leitenden Stellen nur einen höchst fragwürdigen Wert besaß. Wohl kamen viele vom gewohnten Trunk nicht los, steigerten ihn wohl auch nach Häufigkeit und Menge, aber viele eben nur, weil er ihnen entgegengebracht wurde, ein zwingendes Bedürfnis bestand für sie nicht. Dürfte man z. B. das Ergebnis der Anfrage eines großen industriellen Werkes in Essen bei 1000 seiner im Felde stehenden Arbeiter, welche Liebesgaben ihnen am angenehmsten seien, zum Maßstabe der allgemeinen Stimmung machen, dann wäre die amtliche Alkoholpolitik gerichtet. Denn nur in 11 von 800 eingegangenen Antworten wurde um Alkohol gebeten.

So läßt sich recht wohl von einer Schuld der leitenden Stellen sprechen. Sie wird allerdings dadurch stark verringert, daß bei anderem Verhalten, wie sie recht wohl wußten, gerade die versagt hätten, auf deren tatkräftige Mitwirkung sie unbedingt angewiesen waren: die Offiziere, die an der Trinkgewohnheit am zähesten festhielten und, wie schon früher erwähnt, teilweise sogar an Bräuchen, die angesichts des Großen, das um ihnen vorging, zu kindischem Possenspiel herabsanken. Unmöglich konnten ja Menschen, denen als erlaubt galt, was gefiel, die unbedenklich die Pflicht ihrer Neigung zum Opfer brachten, wie es nach seiner eigenen Aussage jener Oberst tat, der auf der alkoholfreien Fahrt zur Grenze mit seinen Offizieren den Bierdurst im Amtszimmer der Bahnhofsvorstände stillte, die Kraft aufbringen, bei andern das zu bekämpfen, was sie selbst taten.

Sie konnten es nicht und — sie wollten es auch nicht. Ja, nicht wenige taten gerade das Gegenteil: sie verführten ihre Untergebenen zur Unmäßigkeit nicht nur absichtslos durch ihr Beispiel, sondern mit voller Absichtlichkeit durch Wort und Tat, ohne freilich zu ahnen, was für eine Schuld sie dadurch auf sich luden.

In seiner Schrift „Was ich als Abstinent in den afrikanischen Kolonien erlebte" erzählt Hans Paasche, er habe als Seekadett einmal gehört,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie ein Vorgesetzter, ein sehr einsichtiger Offizier, zu seinen Untergebenen gesagt habe: „Ich rate Ihnen gewöhnlich, im Alkoholgenuß mäßig zu sein. An Kaisers Geburtstag jedoch ist es Sitte und Pflicht, daß jeder Soldat sich einen Rausch antrinkt"*). Diese erstaunliche Auffassung von soldatischer und vaterländischer Pflicht, die im Frieden, wie man sieht, selbst „sehr einsichtige" Menschen hatten, ist auch während des Krieges nicht nur in der Heimat, sondern auch draußen im Felde, sogar in der bedrohlichen Nähe des Feindes, zur Auswirkung gelangt. Zwar sind mir persönlich nur einige Fälle bekannt, außer den schon früher erwähnten noch der, daß am 22. Oktober 1914, zur Feier des Geburtstags der Kaiserin, bei einem Truppenteil im Osten Branntwein in einer solchen Menge ausgegeben wurde, daß die Soldaten in einen Zustand gerieten, der sie völlig unfähig machte, einen etwaigen Angriff der Russen abzuwehren; ferner der, daß auf Helgoland der Seesieg in der Nordsee in den meisten Kompanien durch die Aufforderung gefeiert wurde, sich auf Kosten der Kompanie tüchtig zu stärken. Aber ich glaube mich keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß weder diese Fälle noch der Wunsch jenes Kompanieführers, der zur Geburtstagsfeier des Landesherrn nach dem Hoch auf diesen seine Leute aufforderte, „sich recht zu besaufen", leider keine bedauerlichen Ausnahmen bilden. Das ergibt sich auch daraus, daß selbst dem Feinde die deutsche Sitte bekannt war, besondere Gelegenheiten durch ein starkes Mehr im Genuß geistiger Getränke aus der Alltäglichkeit herauszuheben. Man lese und urteile! Für den Weihnachtstag 1914 war ein englischer Fliegerangriff von der See her geplant. Man wußte auf deutscher Seite von dieser Absicht, die, wie man allseitig ganz richtig vermutete, mit Rücksicht auf die Trinkgepflogenheit des heiligen Abends und deren Folgen gerade am 1. Feiertag zur Verwirklichung kommen sollte. Aber — und das ist bezeichnend! — man nahm trotzdem von dieser Gewohnheit nicht Abstand, mit dem Ergebnis, daß am Angriffstag sogar ein Offizier wegen Trunkenheit bestraft werden mußte.

Natürlich gab es auch viele Offiziere, die den Unsinn und die Gefährlichkeit der Verpflanzung einer schon im Frieden kaum erträglichen Sitte auf den Boden des Kriegs erkannten, ebenso wie es Offizierkorps gab, in denen Milch und Limonade nicht für verfehmte Getränke galten. Prallten aber die Gegensätze aufeinander, dann unterlag doch, wie auch sonst, in der Regel die Einsicht. So konnte im Oktober 1916 ein Kompanieführer über die jüngeren Offiziere seines Regiments ein Urteil fällen, das man angesichts der unerhörten Heldentaten der Tapferen nur mit innerem Widerstreben unterschreibt und doch zu unterschreiben gezwungen ist: „Vielfach trauen sie sich nur nicht, ihrer besseren Überzeugung zu folgen; denn der Masse der spöttelnden Kameraden gegenüber sind sie, die

*) Vom Verfasser gesperrt.

in der Champagne und an der Somme dem Feinde getrotzt und die Brust voll Auszeichnungen haben, einfach feig."

Bei einer solchen Lage der Dinge konnte es nicht ausbleiben, daß diejenigen, die dem Alkohol grundsätzlich abgesagt hatten, sich oft in eine wenig beneidenswerten Lage versetzt sahen. Zunächst schien ja die Alkoholfreiheit der Mobilmachung der Enthaltsamkeit die Anwartschaft auf Anerkennung und Erfolg zu sichern. Aber der Schein trog, und nur zu bald wurde sie ihres Selbstverständlichkeitscharakters entkleidet und in ihre alte Aschenbrödelstellung zurückgedrängt. Bei der erdrückenden Macht der alkoholischen Regel sah man günstigenfalls, wie schon immer, in ihr eher eine Absonderlichkeit, über die man mit einem Achselzucken hinwegging, oder eine Begleiterscheinung gesundheitlicher Not, als den Ausdruck tiefinnerster Überzeugung, die man hätte achten müssen. In vielen Fällen aber urteilte man schärfer. „Offiziere, die nicht trinken, sind keine Offiziere". „Er trinkt nicht, aber er ist trotzdem ein anständiger Kerl". Solche Äußerungen waren für die Stimmung vieler bezeichnend.

Dann begreift man natürlich auch, daß so viele vom Geiste der Unduldsamkeit gegen die Enthaltsamen erfüllt waren. Weniger unter den Mannschaften. Hänseleien kamen selbstverständlich auch hier genug vor, aber darin erschöpfte sich auch in der Regel die Abneigung gegen eine den meisten ganz unverständliche Lebensgestaltung. Dagegen spielte in vielen Offizierkorps das gesellschaftliche Vorurteil eine so große Rolle, daß oft ein hoher sittlicher Mut dazu gehörte, den vielerlei Anfeindungen gegenüber standhaft zu bleiben. Am schwersten wurde das den Offiziersanwärtern gemacht, die das Festhalten an ihrer Überzeugung zuweilen mit der Erschwerung oder gar Vernichtung ihrer Laufbahn büßen mußten, weil man in ihrem Verhalten eine „Rücksichtslosigkeit" gegen Vorgesetzte, in ihnen selbst „Oppositionsgestalten" oder, um mit Turnvater Jahn zu sprechen, „unheimliche Zerrbilder" und „Störenfriede" sah. „Man mag keinem jungen Fähnrich und Offizier", so hieß es in dem Briefe eines älteren Offiziers, „der es in seinem Berufe zu etwas bringen will, zur Abstinenz raten. Man zieht nur neue Märtyrer heran, denn es ist augenfällig, daß das Bekenntnis zur abstinenten Lebensweise einem Offizier in seinem militärischen Berufe hinderlich ist und ihm nur Kämpfe und Zurücksetzung vor andern Kameraden einbringt. — Bei zwei gleichwertigen Bewerbern wird sicher der nicht abstinente bevorzugt. Das ist gewiß menschlich verständlich, denn als Abstinent ist man naturgemäß Andersdenkenden unsympathisch. Allgemein herrscht die Ansicht, daß man es als Abstinent militärisch nicht sehr weit bringen wird. — Man ist oben und unten unbeliebt."

Diesem Unfug wurde zwar ein Riegel vorgeschoben durch den Erlaß des Kriegsministers von Stein vom 14. Dezember 1917 (so spät!), in dem es für unverantwortlich erklärt wurde, „wenn Vorgesetzte junge Leute gegen ihren Willen zum Trinken veranlassen und in der Enthaltsamkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Grund zur Ungeeignetheit zum Offizier sehen". Aber in der langen Zeit vorher war doch mancher schon an dieser Klippe vorläufig oder ganz gescheitert. So schrieb mir ein Fahnenjunker, ein glänzend begabter ehemaliger Schüler von mir, ihm sei von seinem Batterieführer nur die Wahl zwischen Verzicht auf die Enthaltsamkeit oder die Offizierslaufbahn gelassen worden, da es die Pflicht jedes Offiziers sei, Alkohol zu trinken. Er habe in einer dreistündigen Unterredung zwar alle Gründe seines Gegners widerlegt, aber trotzdem sei seiner Weisheit letzter Schluß der gewesen: „Zugegeben, daß Alkohol in jedem Falle und auch in der kleinsten Menge genossen schädlich ist, so muß man ihn doch trinken, weil man zeigen soll, daß man ein Mann ist, und weil es altes Herkommen und ehrwürdige Tradition so will." Da habe er auf seine Beförderung verzichtet und sei fortgegangen. Und ein anderer Offiziersanwärter schrieb, ihm sei gesagt worden, schon zweimal sei er zur Beförderung eingereicht, aber immer wieder abgelehnt worden, weil einige Herren des Regiments an seiner Anschauung Anstoß nähmen. Wiederholt habe man ihn nach den Gründen seiner Enthaltsamkeit gefragt, namentlich auch, ob er geschlechtskrank sei (!), seine verneinende Antwort aber anscheinend nicht geglaubt. Der Schluß seines Briefes ist von zwingender Logik: „Kommen nicht in der Mürwiker Rede die Worte vor: Tun Sie alles, um mein Volk zur Enthaltsamkeit zu bringen, um die Enthaltsamkeit zu verbreiten? Sucht man diesen Wunsch seines Kaisers zu erfüllen, so wird man nicht in das Offizierskorps dieses Kaisers aufgenommen."

Freilich die Mürwiker Rede! Viele mochten sie garnicht kennen, und vielen, die sie kannten, war sie ein Stein des Anstoßes, über den ihnen selbst die Ehrfurcht vor dem obersten Kriegsherrn nicht hinweghalf. So kam es, daß ihre Verbreitung vielfach als alkoholgegnerische Werbearbeit abgelehnt oder untersagt und daß auf der Flotte entgegen dem klaren Sinn der Rede der Eintritt in enthaltsame Vereinigungen zuweilen nicht gestattet wurde. Jener Marineoffizier hatte doch recht, der in einem Briefe die mir damals ungeheuerlich scheinende Behauptung aufstellte: „Wenn Sie die Mürwiker Rede einem Offizier vorhalten, so lacht der nur — über S i e, daß Sie so etwas ernst nehmen."

Die Abneigung gegen die Enthaltsamkeit, die zuweilen in eine geradezu unwürdige Behandlung ihrer Anhänger, selbst wenn sie Offiziere waren, ausartete, reichte bis zu den höchsten Stellen hinauf, wenn auch in verfeinerter Form. Sie spricht z. B. aus folgendem Befehl eines Armee-Oberkommandos an die ihm unterstellten Korps-Kommandos: „Die Vertreter der Antialkoholbewegung sind schon jetzt eifrig an der Arbeit, den Nachweis zu führen, daß der Alkoholgenuß, sogar in mäßigen Grenzen, auf Leistungsfähigkeit und Haltung der Armeen schädlich einwirkt. Diese Arbeit wird voraussichtlich nach dem Kriege mit verstärkten Kräften fortgesetzt werden. Um Übertreibungen zu begegnen, die sich hierbei voraussichtlich einstellen werden, ersuche ich, eine Statistik bezüglich derjenigen

Vergehen zu führen, die auf den vorherigen Alkoholgenuß zurückzuführen sind." Sie spricht auch aus der Versicherung, die Kriegsminister v. Stein in seinen vorher erwähnten, sonst so trefflichen Erlaß einfügen zu sollen glaubte, daß er durchaus kein Anhänger des Blaukreuzes sei und einen guten Trunk zu schätzen wisse. Und noch mehr spricht sie aus der Verfügung des stellvertretenden General-Kommandos des 1. Armeekorps vom 28. Dezember 1917, in der zwar die Truppenführer ersucht werden, dem unmäßigen Trinken der Fahnenjunker entgegenzuwirken, in der aber auch folgende Worte stehen: „Bei festlichen Gelegenheiten ist ein etwas reichlicher Genuß von Alkohol nicht zu vermeiden, auch gehört es zur Erziehung des jungen Offiziers, daß derselbe lernt, sich auch in animiertem Zustande für Worte und Handlungen verantwortlich zu fühlen und stets eine korrekte Haltung zu bewahren", Worte, die einen Standpunkt verraten, der dem bekannten Korpserziehungsstandpunkt so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern.

Über dieses schier unerschöpfliche Thema könnte ich noch viel schreiben, z. B. von Zensurstückchen erzählen, die dazu berechtigen, manchen der gestrengen Zensoren unter die Ritter von der Gemütlichkeit einzureihen. Aber was ich geschrieben, mag füglich genügen, den Verdacht der Übertreibung fern zu halten. Es mag auch die Behauptung, daß die oft sehr eindeutige Stellung gegen die Enthaltsamen ein starkes Hemmnis der alkoholgegnerischen Bestrebungen gewesen sei, in den Augen derer begründen, die einigermaßen psychologisch zu denken gewöhnt sind.

Schon vorher habe ich auf einen aufsehenerregenden Schritt eines der höchsten Truppenbefehlshaber hingedeutet, für den möglicherweise in erster Linie seine Berater verantwortlich waren, den er aber mit seinem Namen deckte und der deshalb eine Tragweite erlangte, die ihn zu einem der schwersten äußeren Hemmnisse der alkoholgegnerischen Kriegsarbeit werden ließ. Es war dies das bekannte Telegramm, das Major v. Planitz im September 1914 an das „Deutsche Armeeblatt" schickte: „Kronprinz bittet sofort schleunigste, umfangreiche Sammlung und sofortige Absendung von Rum und Arrak in Wege leiten." Daß sich das Alkoholkapital sofort dieses fetten Bissens bemächtigte und ihn den gutgläubigen Gemütern triumphierend als vaterländischen Köder hinhielt, war nur selbstverständlich. Wie das gemacht wurde, ist sattsam bekannt. Die Zeitungen strotzten von Anzeigen mit Hinweisen auf die Bitte des Kronprinzen, im Wortlaut prangte sie auf großen Tafeln in Läden und Schaufenstern, zuweilen sogar in wunderlichem Wettstreit mit der Rede von Mürwik, und Aufrufe und Aufsätze mühten sich ab, dem deutschen Volke klar zu machen, daß es seine vaterländische Pflicht sei, die geforderten Getränke in Mengen herbeizuschaffen. Der Erfolg war auch glänzend. Die alkoholfeindliche Mürwiker Rede des Vaters hatte verspielt, Trumpf war jetzt der alkoholfreundliche Wunsch des Sohnes, der allein dem Bedürfnis der Gegenwart Rechnung zu tragen schien. Er blieb es auch weiter, als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er amtlich in einen Wunsch nach Sammlung alkoholischer Heilmittel umgedeutet wurde, blieb es auch dann noch, als im folgenden Jahre die Heeresverwaltung mit dem Branntweinverbot auf dem Plane erschien. Das Schlimme dabei war, daß auch Behörden und andere amtliche Stellen eine Umwertung der Werte vornahmen. So schlossen verschiedene preußische Regierungspräsidenten vom Verbote des Verkaufs von Trinkbranntwein im Kleinhandel ausdrücklich den für das Feld bestimmten aus, manche Sammelstellen des Roten Kreuzes baten um alkoholische Liebesgaben — nicht nur für Lazarette! —, die Elberfelder sogar in dichterischer Form, und selbst die Reichspost, die, wie schon erwähnt, den Versand alkoholischer Getränke zuerst untersagt hatte, hob dieses Verbot bald nach Eintreffen des Kronprinzentelegramms wieder auf: die Vermutung des ursächlichen Zusammenhangs, die damals auch der Berliner Lokalanzeiger aussprach, ist da wohl zweifellos richtig.

Es ist natürlich nicht möglich, festzustellen, in welchem Umfange der Umschwung der Gesinnung unter dem Einfluß des kronprinzlichen Wunsches erfolgte. Aber das scheint mir sicher, daß manche zuvor zurückgedämmte Neigung zu alkoholfreundlicher Betätigung sich nunmehr ungescheut hervorwagte, sich zuweilen sogar in ganz unglaublicher Weise verstieg. Daß Stadtverwaltungen in ihren Aufforderungen zu Spenden von Liebesgaben alkoholische Getränke in den Vordergrund rückten, war schlimm; daß eine westdeutsche den draußen kämpfenden Söhnen ihrer Stadt zu Weihnachten zusammen mit je einer Flasche Schnaps noch schnapsfreundlichen Lesestoff schickte, war toll; aber das ärgste war doch, daß solche Aufforderungen nicht einmal vor den Toren der Schulen halt machten und Zweifel und Verwirrung gerade in die hellsten jugendlichen Köpfe hineintrugen.

Über die Stellung der kirchlichen Behörden ist wenig zu sagen. Sie standen, soviel mir bekannt ist, fast durchweg abseits, standen wohl meistens im Sinne der Eisenacher Kirchenkonferenz vom Juni 1912 in der Mitte zwischen Gegen und Für: gegen den Mißbrauch, für einen „dankbaren, rechten Gebrauch". Nur einmal nahm die oberste preußische Kirchenbehörde, der Evangelische Oberkirchenrat, Stellung zur Rauschtrankerzeugung. Das war, als er in einem Erlaß vom 13. Februar 1917 die preußischen Konsistorien auf eine Mitteilung des Präsidenten des Kriegsernährungsamts hinwies, nach der die bei diesem einlaufenden Wünsche evangelischer Geistlichen nach Einschränkung der Biererzeugung auf irrigen Annahmen beruhten, und sie veranlaßte, die Geistlichen zu ermahnen, bei jedmöglicher Gelegenheit aufklärend im Sinne des Kriegsernährungsamtes zu wirken, als er sich also zum Schildhalter einer Alkoholpolitik machte, die so wenig dem furchtbaren Ernste der Zeit und der gebieterischen Forderung des Volkswohls entsprach. Kein Wunder daher, daß dieses Verlangen meist nur widerwillig erfüllt, teilweise sogar zurückgewiesen wurde, von der Dortmunder Kreissynode unter einer Begrün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung, die mit folgenden Worten begann: „So freudig wir bei jedem vaterländischen Hilfsdienst mitwirken, lehnen wir die Zumutung an unsere Pfarrer, bei solcher Art Volksbelehrung Dienste zu tun, entschieden ab. Wir bedauern vielmehr aufs tiefste, daß auf all die treu besorgten Vorstellungen und Bitten weitester Volkskreise, auch unserer vorjährigen Synode, in dieser Sache seitens höchster Staats- und Kirchenbehörden eine so verhängnisvolle Antwort ergangen ist". — Das waren mannhafte und treffende Worte, aber tiefbeschämend waren sie für eine oberste Kirchenbehörde. Hiobs Wunsch, 13, 5, wäre auch für diese am Platze gewesen.

Alles in allem: die amtlichen Stellen haben in der Alkoholfrage versagt. Nicht alle. Manche mühten sich sicherlich nach Kräften ab, dem Übel zu steuern. Aber die Mittel, die sie anwandten, waren nur wenig tauglich; denn sie trugen den Stempel der Halbheit und mußten ihn tragen, weil sie beengt waren durch die andern, die die Alkoholsitte zur Sorglosigkeit und Lauheit verurteilte. Halbheit ist aber noch niemals die Schrittmacherin des wahren Erfolges gewesen.

Dr. R. Ponickau.

Fastenkuren.

Wo ein Staatsleben neu erstehen, wo reformiert werden soll, da darf auch die Volksgesundheit nicht unbeachtet bleiben. Aus faulem und verderbtem Blut kann nichts Gutes und Gesundes erblühen. Wohl wissen wir, daß die moralische und geistige Erneuerung zu jeder Gesundung, zu jedem Aufstieg die Vorbedingung bedeutet; doch hat mit der inneren Arbeit stets eine solche von außen tatkräftig Hand in Hand zu gehen. Dann erst sind wir auf richtigem Wege.

Der Weltkrieg hat namenloses Elend über uns gebracht. Entbehrungen jeglicher Art, Überarbeitung, Angst, Sorgen und Herzeleid, ungesunde Verhältnisse, Vergiftungen usw., — alles dies ging nicht spurlos an uns vorüber! Schlimme Niederschläge, arge Rückwirkungen waren die notgedrungene Folge. Der Krieg hat schwere Opfer von uns verlangt; es ward gewüstet mit der Gesundheit und Kraft des Volkes. Millionen sind alt und siech geworden in dieser Zeit. Da heißt es, wieder den Ausgleich schaffen!

Unsere neue Reichsregierung hat wohl daran gedacht; sie weiß, wie unendlich wichtig gerade diese Frage für uns ist. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab; denn nur eine gesunde Rasse vermag eine lebenskräftige, wertvolle Nachkommenschaft zu erzeugen.

Vor allem gedenkt die Regierung der aus Feld und Etappe heimgekehrten Krieger. In einem ihrer ersten Erlasse fordert sie diese auf, nicht eher in das Zivilleben zurückzukehren, bis etwaige Krankheiten gründlich zur Ausheilung kamen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist nun leichter gesagt als getan, besonders da, wo es sich um schwere Verseuchungen handelt. Wir alle wissen, wie erschreckend groß gerade während dieses Krieges das Heer der Geschlechtskranken geworden ist. Aber auch manches andere Siechtum hat die Kriegszeit im Gefolge gehabt.

Da möchte ich nun auf eine Methode aufmerksam machen, die am besten geeignet ist, den Körper auf schnellstem und einfachstem Wege von Grund aus zu erneuern: das ist die Fastenkur!

„Sie ist der gerade Weg von der Krankheit zur Gesundheit; alle andern Methoden sind zum mindesten Umwege, manche auch Holzwege."

So sagt Dr. Riedlin, der Freiburger Arzt und langjährige Leiter solcher Kuren, in seiner Broschüre „Fastenkuren und Lebenskraft" (Verlag „Lebenskunst — Heilkunst", Berlin SW. 11), — und nach gründlicher Prüfung muß ich offen erklären, daß er die lautere Wahrheit spricht. Nicht nur persönliche Erfahrungen, auch Urteile aus dem Munde einwandfreier Zeugen stehen mir in reichlichem Maße zur Verfügung. Ein mir befreundeter Offizier z. B. war geradezu begeistert von den Erfolgen, die er bei Dr. Riedlin gesehen:

Schwerste Lähmungen werden geheilt, Tuberkulose, Syphilis, ja Wahnsinn! Alle Verschlackungen, alle Unreinigkeiten und Gifte kommen zur Auflösung und werden hinausbefördert; Magere werden wohl und rund; graue Haare haben mitunter wieder Farbe bekommen. Es ist eine Verjüngung des ganzen Körpers! — Ihn selbst befreite Dr. Riedlin durch 18tägige Kur von einem langjährigen nervösen Kopfleiden.

Noch vor kurzem erhielt ich einen zustimmenden Bericht aus der Feder eines mir befreundeten Arztes. Er schreibt da folgendermaßen:

„Ich hatte schon früher von Dr. Riedlin Schriften gelesen. Vor ungefähr 15 Jahren habe ich auch schon selber eine allerdings abgeschwächte Fastenkur durchgemacht. Vorher war ich sehr elend, konnte kaum noch gehen; selbst das Sprechen fiel mir schwer. Nach der Kur war ich wie neu geboren, konnte wieder laufen wie ein Hase. Es war gerade, als wenn der Körper und besonders die Nerven mit einem Schlage von der Umklammerung der Schlacken befreit worden wären. Es war wieder eine Lust zu leben."

Ich denke, diese Sätze reden deutlich genug. Doch lassen wir nun auch Dr. Riedlin zu Worte kommen! Er hat eine etwa 20jährige Praxis hinter sich und verdient wohl unser Vertrauen.

„Der Zweck methodischer Fastenkuren ist die Reinigung der Gewebe des Körpers von Fremdstoffen, seien diese nun Selbstgifte oder Medizingifte. Mit der Ausscheidung dieser Fremdstoffe beseitigen wir die Ursache der Krankheitsbeschwerden und bewirken, daß die Lebenskraft den gereinigten Organismus ungehindert durchflute, neue, widerstandsfähige Gewebe aufbaue und in uns das herrliche Gefühl der Gesundheit hervorrufe . . ." (S. 24). „Das Naturheilverfahren könnte trotz seiner

vielseitigen Heilmittel leicht auf den toten Punkt geraten, wenn es nicht zur Krönung seines gewaltigen Unterbaues die biologische Heilweise der Fastenkur in seinen Heilschatz aufnehmen würde, eine Kur, die selbstverständlich unpopulär ist und es auch bleiben wird, solange die Menschen sich nicht durch Vernunft, sondern durch tierische Triebe leiten lassen und erst in der äußersten Not zum natürlichsten und einfachsten Mittel greifen" (S. 48). „Besonders eignet sich methodisches Fasten für viele Geisteskrankheiten. Leider hat die heutige Irrenheilkunde weder für eine vernünftige Diätform noch für Fasten das richtige Verständnis, wohl aber für Mastkuren und Schlundsondenbehandlung. Danach sind dann auch die Erfolge . . . "(S. 45). „. . . . Wir heilen so rasch und sicher nicht nur Rheumatismus, Gicht, Ischias, Katarrhe der Atmungs- und Verdauungsorgane, Pfortaderstauungen mit Leberstörung und Hämorrhoiden sowie Hautausschläge aller Art, sondern auch die meisten Unterleibskrankheiten der Frauen, Blasen- und Prostataleiden, chronische Nierenkrankheiten, Nervenleiden der verschiedensten Art, Augen- und Ohrenkrankheiten, die allen spezialistischen Mitteln nicht weichen wollen, sowie Geschlechtskrankheiten und Arzneisiechtümer usw. usw." (S. 46). „Die Natur operiert viel feiner als der beste Professor. Sie schont das Gesunde, verstoffwechselt das Kranke und stellt so wieder normale Verhältnisse her. Ich sah wiederholt, wie ohne weitere Mittel, einzig durch die Fastenkur (die allerdings stets mit Darmbädern, oft auch mit Wärmeanwendungen, elektrischen und Sonnenbädern verbunden ist), die große, chronisch entzündete Gebärmutter aus ihrer Knickung sich von selbst in dem Maße aufrichten, als sie kleiner und straffer und die geschwollenen Bänder dünner und elastischer wurden. In der wissenschaftlichen Welt wird immer so viel vom Stoffwechsel gesprochen, — warum verwertet man denn diesen Stoffwechsel nicht zu solchen Heilzwecken? Die Sache ist eben zu einfach und paßt nicht zu den Gepflogenheiten und Anschauungen operationsfreudiger Frauenärzte. Das beste ‚Fibrolysin' ist das eiweißarme und einweißhungrige dünne Blut des Fastenden. Statt Quecksilber oder ‚Ehrlich-Hata' verordne ich zwei bis drei Fastenkuren und heile damit die Syphilis. Am schlimmsten steht es mit den stark verquecksilberten Syphilitikern . . . Die Fastenkur ist aber auch hier der schnellste und sicherste Weg. Chronische Nasen- und Rachenkatarrhe, überhaupt alle Schleimhautkatarrhe sind nicht örtliche Krankheiten der betreffenden Schleimhäute, sondern die Folge einer chronischen Vergiftung und Belastung aller Gewebe. Die Schleimhäute haben nur die Aufgabe, die Krankheitsstoffe auszuscheiden. Ebenso ist es mit den Hautausschlägen. Wie dort die Schleimhäute, so wird hier die äußere Haut als Ausscheidungsorgan benützt . . ." (S. 47/48). „. . . Daß dieses biologische Heilmittel bis jetzt noch wenig populär geworden, hat besonders zwei Gründe: einesteils die Genußsucht (‚Eßsucht') der Menschen und die leicht begreifliche Verwechselung von Fasten mit Hungern und Verhungern, andererseits die physiologische Irrlehre, daß die Nah-

rung die Quelle der Kraft und auch der Wärme sei" (S. 7). „Bei vielen der Fastenkuren, die ich seit etwa 20 Jahren leitete, beobachtete ich die merkwürdige und scheinbar paradoxe Tatsache, daß die vor Beginn der Fastenkur meist unternormale Körpertemperatur während des Fastens ansteigt, sich oftmals in mehr oder weniger steilen Kurven und Schwankungen ausprägt (‚Heilfieber') und dann gegen das Ende des Fastens wieder annähernd normal wird ..." (S. 9). „Meist genügt ein Fasten von 17—21 Tagen, selten ein 14tägiges. Ich habe wiederholt Fastenkuren von 30—40 Tagen geleitet, aber nur wenige von 49 Tagen und mehr ..." (S. 41). — Das Hungergefühl ist schon mit dem 2. oder 3. Tage überwunden und stellt sich erst nach erfolgter Reinigung des Körpers wieder ein. —

Mit obigen Proben mag es genügen. Erwähnen möchte ich noch, daß Dr. Riedlin nicht der einzige Arzt in Deutschland ist, der Fastenkuren leitet. Auch andere gingen zu ihr über, so z. B. Dr. Nik. Müller (München, Wendlandstr. 12, am Rotkreuzplatz), sowie Dr. Oberdörffer (Rheinburg, Post Gailingen in Baden). Auch Dr. S. Möller (Dresden-Loschwitz) leitet — in eigenem Sanatorium — neben Schrothschen Kuren ausgesprochene Fastenkuren. Sehr gut ist auch die Schrift „Die Heilkraft des Fastens" von David Amman (50 Pf.), Leipzig, Schulstr. 1. Sie hat allerdings den Zweck, zur selbständigen Ausführung von Fastenkuren Anleitung zu geben. Und da möchte ich warnen! Im allgemeinen sollte man stets einen wirklich sachkundigen Arzt zu Rate ziehen. Nur wenige erst besitzen das Maß an geistiger Reife — an Freudigkeit, Einsicht, Vertrauen und Willensstärke —, um dergleichen Kuren ohne Gefahr selbständig durchführen zu können. Weiteres über Lebensreform siehe in meinem Buch „Von Haeckel zur Theosophie"! — (Grunow & Co., Leipzig.)

Freilich, ehe das Studium dieser Heilweise nicht in den Lehrplan unserer Hochschulen aufgenommen worden ist, wird sie — wie so manches Wertvolle und Brauchbare — nur erst wenigen Menschen zugute kommen. Und doch haben wir gerade in ihr dasjenige Heilmittel zu sehen, das uns am nötigsten fehlt, dazu berufen, die Menschheit zu erlösen und frei zu machen. Eine Regierung, die das erkennt und demgemäß handelt, erwirbt sich damit das allerhöchste Verdienst um die Regeneration ihres Volkes.

Wir haben Krankenhäuser, Siechenheime und Unterstützungskassen; gewiß, das alles ist gut. Viel nötiger aber wären uns Sanatorien für Fastenkuren! (Auch Anstalten für Licht-Luftbäder müßten noch weit zahlreicher sein!) Das mag übertrieben klingen; es kommt aber die Zeit, wo man es offen anerkennen wird, — zum Heil unseres Volkes sowie des gesamten Menschengeschlechts!

Dr. Riedlin hat tatsächlich recht: „Ist Hunger der beste Koch, so ist Fasten der beste Arzt. Das ganze Verfahren trägt das Siegel der Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fachheit und ist auf dem Gebiet der Krankenbehandlung das Ei des Kolumbus."

Mögen meine Worte dazu dienen, recht vielen die Augen zu öffnen! Im allgemeinen ist es so: es braucht niemand krank zu sein! Und mit einem durchseuchten Körper in die Ehe zu gehen, wo es Fastenkuren gibt, bedeutet geradezu ein Verbrechen! Dem Unwissenden kann man verzeihen, dem Wissenden aber nicht; er hat die Pflicht, das dargebotene Mittel zu nützen! Sorge man nur, daß auch dem Minderbemittelten, dem Ärmsten und Elendesten im Volke, dieses Tor zur Freiheit erschlossen werde!

Eine soziale Regierung kann und darf hier nicht achtlos vorübergehen: zu hohe Dinge stehen auf dem Spiel!

Auch hier heißt es: Zurück zur Vernunft und Natur!

K. Heinz.

Was andre sagen

Fürs Haus. Deutsches Druck- und Verlagshaus, Berlin W 68. 37. Jg. Nr. 23.

Schädlichkeit des Zuckergenusses. Von Frau v. B.

Trotz aller selbstlosen Bemühungen aller mit den neuesten Forschungen über Ernährung vertrauten und für das Wohl der Menschen besorgten Personen ist leider der gesundheitliche Schaden, den der Genuß von Zucker und allen daraus bereiteten Nahrungsmitteln, wie Kunsthonig, verursacht, noch vielfach unbekannt. Dem Zucker sind bei der Bereitung die Nährsalze (Kalksalze und andere) durch Säuren entzogen. Diese braucht aber der Körper zur Bildung eines gesunden Blutes, das Knochen und Zähne aufbauen und ergänzen und Krankheiten verursachende Säuren im Körper unschädlich machen kann. Allen Erziehern und Eltern und solchen, die es werden wollen, empfehle ich dringend die beiden kurzen, im Verlag Lebenskunst — Heilkunst, Berlin SW 11, erschienenen Schriften: „Die richtige Erziehung im Hause" von Martin Tschommler, Preis 40 Pf., und „Pflege des Kindes vor und nach der Geburt" von E. Schönborn, Preis 30 Pf. In letzterer schreibt der Verfasser: „Dem reinen Rübenzucker fehlen die so wichtigen Kalksalze, die der kindliche Körper zum Aufbau des Knochengerüstes braucht. Ja, noch schlimmer! Der Zucker ist sehr kalkhungrig; er geht mit großer Vorliebe mit dem Kalk eine enge chemische Verbindung ein. Da im Blute des Menschen Kalk enthalten ist, so entreißt der Zucker dem Gewebe den Kalk. Durch Beigabe von reinem Zucker würden wir also das Kind des Kalkes berauben und so die Englische Krankheit oder Rachitis großziehen. Professor Bunge (Basel) warnt dringend vor dem Gebrauch von Zucker in der Kinderstube. Vom Rübenzucker wohl zu unterscheiden ist der Fruchtzucker, weil mit ihm zugleich dem Körper die wichtigen Kalksalze zugeführt werden. Das mögen sich alle Eltern merken und das Zuckerbedürfnis ihrer Kinder nicht durch Näschereien, sondern wenn irgend möglich, durch natürliche süße Früchte befriedigen.

Aus eigener Erfahrung teile ich mit, daß man sich den Zuckergenuß schnell abgewöhnen kann und ihn nicht entbehrt, besonders wenn man gesund gewachsenes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Obst und Gemüse hat, das durch richtige Düngung einen hohen Zuckergehalt enthält. Hier empfehle ich das in dem oben genannten Verlage erschienene Heft: „Bodendüngung — Pflanzenwachstum — Menschengesundheit. Ein Ratgeber für denkende Gartenfreunde von Gustav Simons (Preis 30 Pf.)" und: „Der neue Obstbau" von Rudolf Richter. Jungbornverlag R. Just, Bad Harzburg. (Preis gebunden 2.50 M.)

Statt Zucker verwende man Bienenhonig oder am besten selbsthergestellten, aus Zuckerrüben gekochten Sirup. Der Zuckergenuß ist eine der Ursachen der häufigen menschlichen Erkrankungen, besonders aber der allgemeinen Zahnverderbnis, die bei falsch ernährten Kindern leider schon in den ersten Lebensjahren eintritt. Seit wir Zucker meiden, haben in meiner Familie Zahnschmerzen aufgehört und die Zähne sich gebessert. Ja, ein tägliches Reinigen der Zähne mit der Bürste, das ja schon Brot und Obst besorgen, ist nicht mehr so nötig, außer nach Fleischgenuß.

Gesundheitsschädlich ist der Weißzucker auch dadurch, daß er Reste von mehr oder weniger giftigen Chemikalien und Farbstoffen enthält, durch die er gereinigt und gefärbt wurde. Die schädlichen Wirkungen derselben hat Gustav Jaeger durch Tausende von Versuchen nachgewiesen. Will man Zucker verwenden, so nehme man nur Rohzucker, der den weiteren volkswirtschaftlichen Vorteil einfacherer, billigerer Herstellung hat und darum während des Krieges vom österreichischen Kriegsernährungsamt dem Volk statt des Weißzuckers geliefert wurde.

Rund um uns

†Martha Buckow. Am 8. Mai d. J. starb in Altona unsere langjährige Mitarbeiterin und Mitstreiterin, die Lehrerin Fräulein Martha Buckow. Seit Bestehen unserer Zeitschrift zählte sie zu unseren treuesten und eifrigsten Anhängerinnen. Der Vortrupp verliert in ihr einen jener begeisterungsstarken und stets opferbereiten Menschen, ohne deren Hilfe ein Werk wie das unsere erfolglos bleiben müßte. Ich persönlich werde eine kluge Beraterin und Freundin vermissen, deren Urteil mir viel galt und deren Lob und Tadel bei aller Lebendigkeit des Geistes und des Wortes von einer ganz seltenen Vornehmheit der Gesinnung diktiert wurden. Der Dahingeschiedenen vorbildliches Wirken und Werben im Kampfe um die gemeinsamen Ideale wird mir unvergeßlich bleiben. Ich bewahre ihr eine dankbare Erinnerung; Treue um Treue.

Reinhard Kraut.

Der Blick in die Zukunft. Ein deutscher Denker (Aloys Riehl) hat gesagt, der Mensch könne in geistig-sittlicher Beziehung ohne ein Ideal nicht aufrecht gehen. Dasselbe gilt auch von einem Volke. Woher aber nehmen wir jetzt das Ideal, das uns in der schwersten Zeit unseres Volkslebens aufrecht halten könnte? Die bisherigen staatlichen Ziele und Hoffnungen sind vernichtet; neue aufzustellen ist vorläufig nicht möglich. Gewiß müssen wir danach streben, bald zu einer zielsicheren, der Größe und Bedeutung unseres Volkes entsprechenden Politik zu gelangen. Deren Richtlinien aber werden sich erst allmählich aus unserer neuen Stellung innerhalb der Gesamtheit der Nationen ergeben. Auch ist zu erwarten, daß sich nach der starken Überspannung der letzten Zeiten eine gewisse politische Müdigkeit und Verdrossenheit weiter Kreise bemächtigt. Wir werden dagegen ankämpfen müssen. Aber, wie gesagt, ein politisches Ideal fehlt uns heute. Und doch bedürfen wir dringend eines höheren Zieles, auf das wir unsere Gedanken richten können, wenn sie sich von der Not und Sorge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Augenblicks losreißen und in der Zukunft einen festen Anhaltspunkt suchen. Und ein solches Ziel haben wir. Es ist die Verwaltung und Förderung der großen geistigen Güter unseres Volkes. Sie sind auch in dem wilden Vernichtungskampfe der Völker unversehrt geblieben. An dem Bewußtsein dieses Reichtums und an dem Verantwortlichkeitsgefühl, sie zu bewahren und für uns und die Welt fruchtbar zu machen, können und sollen wir uns in diesen Tagen wieder aufrichten. Der Glaube an die sittliche Aufgabe des deutschen Volkes kann nicht erschüttert werden, wenn auch eine falsche Politik versagt hat. Erinnern wir uns nur, was deutscher Geist gerade in Zeiten politischer Schwäche, wie etwa zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollbracht hat: es war die Zeit unserer großen Klassiker, in der Dichtkunst wie in der Musik und der Philosophie, eine Zeit, so reich an poetischen Schöpfungen und tiefsinnigen Gedanken, daß die Menschheit noch heute von ihnen zehrt. Wo wirkliche Überlegenheit ist, wird und muß sie sich auf die Dauer durchsetzen; wie denn z. B. deutsche Musik und Philosophie in aller Welt Anerkennung und höchste Achtung genießen. Das unsere größte Geisteskraft, Goethe, noch nicht überall neben Homer, Dante und Shakespeare genannt wird, daran sind wir zum Teil selbst schuld. Denn Goethes Werk ist auch dem deutschen Volke noch bei weitem nicht so zum eigensten Besitze geworden, wie es sein müßte. Und doch besteht schon jetzt eine ideale Goethegemeinde, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Einer unserer besten Goethekenner (Hermann Grimm) hat einmal gesagt: „Das Verständnis des letzten Teiles des Faust ist ein Verbrüderungszeichen der höheren Bestandteile der heutigen Erdenbewohner". Das sollten wir nie vergessen: wir besitzen nationale Geistesschätze, die nicht nur uns, sondern der Welt gehören. Aber auch unsere neueren Errungenschaften, sei es auf dem Gebiete des Schul- und Bildungswesens, auf dem Felde der Sozialpolitik oder auch der Technik, etwa der chemischen Industrie sichern uns einen Vorrang unter den Nationen. Weshalb hat man denn im Auslande soviele unserer Einrichtungen nachgeahmt? Doch nur, weil man ihre Überlegenheit zugestehen mußte. Und gerade wenn ein Völkerbund, wie wir trotz manchem Zweifel immer noch hoffen, eine größere Ruhe der politischen Weltlage gewährleistet, so wird der deutschen Arbeit eine ehrenvolle und bedeutende Rolle in dem Streben der Menschheit zufallen. Im gegenwärtigen Augenblick verdunkelt der Eindruck unseres Unglücks allzusehr die Erinnerungen an unsere früheren Erfolge. Aber wir müssen danach trachten, möglichst bald mit dem wirtschaftlichen auch das seelische Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Dumpfe, tatenlose Ergebung oder gar Verzweiflung wäre das Schlimmste, was uns treffen könnte. Denn uns bleibt ein Ideal, an das wir glauben dürfen: die friedliche Durchdringung der Kulturwelt mit deutschem Geiste.

Paul Sickel.

Erster Volkshochschulkursus in Hessen. Am 28. April d. J. hat unser Mitarbeiter, der jetzige Präsident des hessischen Landesamtes für das Bildungswesen, Prof. Dr. Reinhard Strecker in der Technischen Hochschule zu Darmstadt den ersten hessischen Volkshochschulkursus eröffnet. Im Interesse gedeihlicher Zusammenarbeit und der zu pflegenden Gemeinschaft ist der Teilnehmerkreis einstweilen auf die Zahl 50 beschränkt geblieben. Es setzt sich aus Arbeitern und Angestellten, sowie aus einigen Studierenden zusammen.

In einem Bericht über die neugegründete Volkshochschule hebt Herr Prof. Strecker das Folgende hervor:

„In der Volkshochschule sollen sich die Vertreter der geistig arbeitenden Schichten frei machen von der Eingesponnenheit in abstrakten Begriffswelten, um die Unmittelbarkeit des praktischen Lebens wieder auf sich wirken zu lassen; es sollen die Vertreter der handarbeitenden Schichten den Aufstieg von ihrer Alltagsarbeit zu den obersten Werten alles irdischen Daseins finden lernen. So soll eine Gemeinschaft gebildet werden, in der jenseits aller Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrsamkeit und jenseits aller Alltäglichkeit die Höhen der Menschheit innerlich erlebt werden. Aus solchen Gemeinschaften heraus ist zu allen Zeiten der größte Segen für die Welt erwachsen. Des sind die platonische Akademie und die Jüngerschaft Christi, die Zünfte und die Orden im Mittelalter Zeuge. Solche auf rein inneren Werten beruhende Gemeinschaft wird auch wieder Brücken bauen zwischen den auf Grund äußerer Besitz- und Bildungsunterschiede einander bis zur Todfeindschaft entfremdeten Volksklassen.

Daß die Volkshochschule in dieser Richtung wirklich reiche Früchte trägt, beweisen die praktischen Erfahrungen, die man mit ihr nicht nur in Dänemark und Schweden, sondern auch in ihren bescheidenen Anfängen in Deutschland schon gemacht hat. Aus den Wanderakademien des Rhein-Mainischen Volksbildungsverbandes sind beispielsweise Freundschaften hervorgegangen, die empfangene Anregungen nach den verschiedensten Orten hin weiterpflanzten und die sich in Krieg und Revolution bewährten. Das deutsche Fortbildungsschulwesen wird bei zeitgemäßer Reform eine vortreffliche Unterlage für die planmäßige Weiterbildung jener Bestrebungen abgeben.

Was wir jetzt zunächst in Darmstadt bieten wollen, ist nur ein kleiner Auftakt zu dem großen Werke. Seiner von den Zeitumständen uns aufgenötigten Unzulänglichkeiten sind wir uns selbst bewußt. Aber die Hauptsache ist doch, daß wenigstens die Arbeit aufgenommen wird; daß einmal Menschen, die sich gegenseitig etwas zu sein vermögen, zusammenkommen, und daß sie sich mit vereinten Kräften an der Bewältigung der ungeheuer schwierigen Gegenwartsaufgaben beteiligen. Das grundlegende Thema des Kurses wird der Sozialismus sein. Als Tagesfrage beschäftigt er eben alle Gemüter, als Weltanschauungsfrage rührt er, von den verschiedensten Standpunkten aus beleuchtet, an die ewigen Probleme der Religion und Weltgeschichte. Hinzugefügt sind dem Stundenplan einige Einführungen in das Tätigkeitsgebiet der Technischen Hochschule, um die Kursteilnehmer auch in der Welt heimisch zu machen, in der sie sich als Gäste zusammenfinden. So haben wir es auch bei den Wanderakademien des Rhein-Main-Verbandes immer gehalten. Der Mensch soll wie mit klarem Geiste, so auch mit klarem Auge über sich und um sich schauen. Und aus der Vereinigung von Anschauung und Idee, von Enge und Weite, wird das rechte Weltbild und die rechte Auffassung des Lebens sich ergeben.

Es soll ernsthaft gearbeitet, es soll Bleibendes gelernt werden. Aber wichtig darüber hinaus ist uns, daß die eigne geistige Anstrengung und der Blick in die geistige Werkstatt und in das geistige Ringen des Andern Ehrfurcht vor der Wissenschaft und vor der Wahrheit erwecke, die Ehrfurcht, die nach Goethe Grundlage aller edeln, echten Bildung ist. Sie ist leider durch die Erschütterungen der Zeit schwer mitgenommen worden. So wenig es unsere Aufgabe sein kann, überlebte, von dem unerbittlichen Richterspruch der Weltgeschichte abgetane Scheinautoritäten wieder beleben zu wollen, so dringend heischt andererseits die Gegenwart von uns, die Ehrfurcht vor den höchsten ewigen Autoritäten, vor dem Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit, wieder herstellen zu helfen."

Zur Eröffnung der Volkshochschule in Friedrichstadt. Am 4. Mai wurde in Friedrichstadt unter Beteiligung vieler Behörden der Provinz die neue Volkshochschule eröffnet, die für die Entwicklung des Volkshochschulwesens in Deutschland von besonderer Bedeutung sein wird, da sie nicht nur den Bedürfnissen weiterer Volkskreise zur Erweiterung der Bildung entgegenkommt, sondern auch von den Ergebnissen der neueren Erziehungswissenschaft und durch ihren Leiter und ihren vorläufigen kleinen Lehrkörper ganz von den Wyneken-Gedanken getragen wird. Die kleine Eiderstadt hatte zur Feier der Eröffnung sich in ein festliches Gewand gehüllt, die meisten Häuser trugen Flaggenschmuck,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Straßen mehrfach Flaggengirlanden, und die gesamte Einwohnerschaft bewies durch die gern geübte Gastlichkeit und durch die persönliche Anteilnahme, daß sie das junge Unternehmen mit großem Entgegenkommen und Vertrauen werden und wachsen sieht. Am Tage vor der Eröffnung legte Franziskus Hähnel in seinem Vortrage „Die Bedeutung der Volksbildung für den Wiederaufbau unseres Reiches" die Grundsätze dar, die auch zu der Gründung der Friedrichstädter Volkshochschule geführt haben, und zeigte, was von einer vertieften Volksbildung für die Zukunft unseres Volkes zu erwarten ist. Sie wird dazu beitragen, daß jedem einzelnen Menschen seine Verantwortung den Mitmenschen und seinem Volke gegenüber stärker bewußt werde und er dementsprechend handle. Es gelte, die in unserem Volke ruhenden Kräfte zu suchen und durch die Bildungsgüter unserer Zeit zu pflegen, damit möglichst viele im Volke Lichtträger werden. Je mehr wir in den Volkskörper das einführen, was die Führer unseres Geisteslebens in Wissenschaft und Kunst geschaffen haben, desto umfassender werde unser Volk auch am Wiederaufbau unseres Reiches sich beteiligen. Der Leiter der Friedrichstädter Volkshochschule Otto Timmermann hielt am Eröffnungstage einen Vortrag über die Wichtigkeit der staatsbürgerlichen Ausbildung in der Volkshochschule. In der Aussprache, die dann folgte, stimmte man beiden Rednern lebhaft zu. Das gilt auch von den Begrüßungsansprachen, vor allem der Eröffnungsrede des Geh. Oberpräsidialrates Johannsen aus Kiel, sowie der Rede des Geheimrats Prof. Dr Tönnies, der im Namen der Kieler Universität sprach, und vor allem der weite Gesichtspunkte bietenden Schlußrede des Seminardirektors Ringel aus Rendsburg.

Unter den vielen Zuschriften, die zur Eröffnungsfeier gesandt worden sind, bringt am kräftigsten die unseres verehrten Mitarbeiters Sanitätsrats Dr Georg Bonne das zum Ausdruck, was auch wir dem jungen Unternehmen besonders wünschen. Dr Bonne, der an der Eröffnungsfeier selbst nicht teilnehmen konnte, da er vom Kriegsministerium den Befehl erhalten hatte, zum Grenzschutz einzurücken, schrieb dem Vorstande der Friedrichstädter Volkshochschule u. a.:

„. . . Möge die Friedrichstädter Volkshochschule eine Musteranstalt werden, nach der möglichst viele unserer Volkshochschulen sich richten können . . . Von meinem Standpunkte aus bitte ich, einen Gesichtspunkt vor allem ins Auge fassen zu wollen, das ist, in die Köpfe unserer deutschen Jugend den Gedanken lebendig hineinzutragen, daß zwischen Volkswirtschaft und Volkshygiene keinerlei Zwiespältigkeit bestehen kann und darf, sondern daß die Hygiene im vollsten Einklang stehen muß mit der Volkswirtschaft, und umgekehrt, die Volkswirtschaft im vollsten Einklang mit der Hygiene. Wenn wir uns diesen Satz vollständig klar machen, müssen wir zu der Erkenntnis kommen, daß eine Volkswirtschaft auf Abwege geraten und ins Unglück führen muß, wenn sie Industrien zuläßt und begünstigt, die nicht nur entbehrliche, sondern mehr oder minder schädliche Dinge erzeugen; Industrien, deren Arbeiter durch den Umgang mit diesen Dingen und durch die besondere Gefahr des Betriebes erhöhter Sterblichkeit und einer erhöhten Krankheits- und Unfallgefahr ausgesetzt sind. Um so mehr sind solche Industrien vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus als gefährlich für Volk und Stadt zu verurteilen, wenn sie in Zeiten der Not, anstatt Nahrungsmittel hervorzubringen, Nahrungsmittel zerstören oder deren Hervorbringen verhindern. Solche gemeingefährlichen und volkszerstörenden Industrien sind die gesamten Alkoholindustrien und die Tabakindustrien. Sie schaffen beide nicht nur entbehrliche, sondern für die Volksgesundheit schädliche Werte, daher Unwerte; die Arbeiter beider Industrien haben von sämtlichen Industrien mit die schlechteste Sterbe- und Unfallstatistik; das Ackerland, auf welchem die Rohprodukte wachsen, die diese beiden Industrien verschlingen, Roggen, Weizen, Gerste, Zucker, Rüben, Hopfen, Tabak, machen weit über ein Vierzehntel des gesamten deutschen Ackerlandes aus. Es kommt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darauf an, diese Tatsache immer weiter in das Bewußtsein des deutschen Volkes eindringen zu lassen. Beiden Industrien hat das deutsche Volk in den letzten 30 Jahren 150 Milliarden Mark geopfert!

Zu diesen schädlichen Industrien gehört das ganze Gewimmel von Wirtschaften, Schnapskneipen, Bierpalästen, Animierkneipen, Tingeltangeln, Bordellen und niederen Kinos, in denen unser Volk in breiten Massen verroht und verwildert. Dieser gedankenlose Genuß bildet die Brutstätten für Roheitsverbrechen aller Art. Die heutigen Zeiten zeigen es zur Genüge. So kann und darf es nicht weitergehen. Und wer diese Dinge befürwortet mit der Begründung, unser arbeitendes Volk müsse eine „Ausspannung" und „ein Vergnügen" haben, der betrügt das Volk um sein Bestes. Wir haben jetzt nach dem Kriege mit seinen vielen Opfern an Toten und Nichtgeborenen keine Menschen mehr über, daß wir als Opfer des Trunkes und der Verkommenheit in Irrenhäusern, Krankenanstalten und in den Bordellen alljährlich Hunderttausende zugrunde gehen lassen können.

Das, was unser Volk braucht, um wieder zu genesen aus diesem furchtbaren Untergang, das sind vor allem menschenwürdige Wohnungen. Wir dürfen die Menschen nicht mehr dem Erdboden entfremden und wie Pökelheringe übereinander schachteln. Nicht nur körperliche Seuchen, sondern, wie die Gegenwart zeigt, geistige Epidemien entstehen in diesen Brutstätten menschlichen Elends. Hier heißt es, die Städte planmäßig zu dezentralisieren. Diejenigen Arbeiter, die irgend mit dem Spaten umzugehen verstehen, — hinaus auf Land! Soweit irgend angängig, die Industrien hinaus aufs Land! Jahrzehntelang haben die Regierungen schwer an unserem Volke gesündigt, daß sie sich nicht genügend darum gekümmert haben, wie unser Volk wohnt. Jetzt hat das schmähliche Elend die Ketten abgestreift, und tobt sinnlos einher. Hier heißt es, mit fester Hand ordnend einzugreifen. Haltestellen müssen an den Bahnstrecken entstehen, die aus den Städten herausführen. Ackerland muß zur Besiedelung aufgeschlossen und wenn nötig zu diesem Zwecke enteignet werden. Strenge Bauordnungen müssen verhindern, daß nicht sträflicher Eigennutz auf dem Lande die Menschen wieder in Mietskasernen hineinpreßt. Die alte Lehre muß fallen, daß die Höhe des Wertes des städtischen Grundbesitzes einen Maßstab bildet für den Wohlstand. Die Höhe dieser städtischen Grundstückwerte ist nur ein künstlich geschraubter Wert. Eine Wertsteigerung des Grundes und Bodens in der Stadt kann niemals als Verdienst des Einzelnen angesehen und diesem zugeschrieben werden, sondern ist höchstens als ein Gewinn der Allgemeinheit zu buchen, die die Vorteile des städtischen Zusammenlebens geschaffen hat. Wir sehen auch hier wieder, wie eng die Volkswirtschaft und die öffentliche Gesundheitspflege verschwägert ist.

Mit der Dezentralisation unserer Städte löst sich auch von selbst eine dritte Frage in Übereinstimmung mit der Volkswirtschaft und der öffentlichen Gesundheitspflege. So ist die Nichtverwendung der menschlichen Abgänge eine Folge des naturfeindlichen Systems der Schwemmkanalisation und in volkswirtschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung geradezu ein Verbrechen. Die Schwemmkanalisation war bedingt durch das Anwachsen der Städte. Die Folge des Abschwemmens war die Verseuchung der Gewässer, der Untergang unserer Binnenfischerei, die Verarmung unseres Ackerlandes und andrerseits die Verausgabung ungeheurer Geldmittel für die Beschaffung künstlichen Düngers, insbesondere des Salpeters und Guanos aus fremden Ländern. Bei dem Tiefstand unserer Valuta ist es dringend notwendig, daß wir auch in der Frage der Düngerbeschaffung für unser Ackerland wieder umlernen und zu den alten, gesunden und schlichten Sitten unserer Vorfahren wieder zurückkehren. Es gibt Mittel und Wege genug, um die Verwertung der menschlichen Abgänge in gesundheitlich völlig einwandfreier Weise der Landwirtschaft wieder zuzuführen.

Es ist erstaunlich, wie gering die Kenntnisse in unserem Volke, bei den so-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genannten Gebildeten, wie bei dem handarbeitenden Volk, über diese wichtigen Fragen sind, die gleichzeitig unsere Volkswirtschaft und unsere Hygiene berühren. Hierin muß durch planmäßigen Unterricht notwendig Wandel geschaffen werden. Und jeder Schüler und jede Schülerin muß Träger dieser Gedanken werden, um Klarheit über diese wichtige Frage in unser Volk hineinzutragen. Dies ist um so notwendiger, da heutzutage unsere Behörden und unsere Regierungen sich zu einem großen Teil ihre neuen Kräfte gerade aus der Masse des handarbeitenden Volkes holen.

Nur wenn wir gründlich und methodisch an die Arbeit gehen, die Ursachen unseres Niederganges ehrlich und gerecht bis in das Letzte ergründen und nur mit Hilfe strengrechtlichen Denkens, auf Wissenschaft und Erfahrung fußend, die Wege zu neuem Aufstieg suchen, können wir aus dem tiefen Abgrund wieder ans Licht steigen, in dem unser Volk zu leben verdient ..."

Vortrupp.

Von den Deutschen Westungarns. Unter die Bezeichnung „Westungarn" fallen jene Komitate (Gespanschaften), die an Niederösterreich und Steiermark angrenzen, also Preßburg, Odenburg, Wieselburg und Eisenburg. Dieses Gebiet ist alter deutscher Besitz. Westungarn war ja einst ein Teil der lothringischen Ostmark und ist auch späterhin oftmals mit Niederösterreich verbunden gewesen. Schon 100 Jahre, bevor die heidnischen Madjaren ins Land kamen, war hier deutsches Leben, gab es hier deutsche Edelleute, deutsche Bauern, deutsche Priester und deutsche Arbeiter. Sitten und Gebräuche, Mundart und Eigenarten der westungarischen Heanzen oder Heidebauern haben vielerlei gemeinsam mit denen ihrer niederösterreichischen oder steirischen Nachbarn, man kann auch hinter den rot-weißgrünen Grenzpfählen dieselbe Mundart, dieselben Lieder vernehmen wie im angrenzenden Teile des jetzigen Deutschösterreich.

Die Bauern Westungarns aber haben die althergebrachten Sitten und Gebräuche ihrer Altvorderen treuer und hartnäckiger bewahrt als der niederösterreichische oder steirische Bauer, allen Madjarisierungsversuchen zum Trotz!

Der Abfall der Slowaken, Kroaten, Serben und Rumänen von Ungarn hat nun diese Deutschen den Anschluß an das große deutsche Volk in Österreich und Deutschland suchen lassen. Auf madjarischer Seite freilich hat man urplötzlich das gute Herz für diese Deutschen entdeckt und will ihnen alle möglichen, einst genommenen Rechte zu gestehen. Allein der westungarische Heidebauer mißtraut den Madjaren. Er hält auch jetzt an seinem Volkstum fest, er bleibt treu.

Auch in geistiger Hinsicht ist Westungarn von anderen deutschen Landen nicht zu trennen. So blieb z. B. Preßburg trotz allem immer ein geistiger und künstlerischer Vorort von Wien. Franz Liszt, der dicht an der Grenze von deutschen Eltern geboren wurde, Joh. Nep. Hummel, der musikalische Mitbewerber Mozarts, Adam Oser, der Zeichenlehrer Goethes, der Wiener Anatom Hyrtl, der Goetheforscher Schröer, Hans Richter, der bekannte Wagnerdirigent, der Schauspieler Joseph Kainz, Joachim, der ausgezeichnete Geiger, der Maler Heinrich Angeli, der Romandichter Kolbenheyer sowie die Dichter Mathes Nitsch und Joseph Reichl: sie alle stammen von dort, sind Söhne Westungarns! Und im Dorfe Rohrau, das allerdings noch zu Niederösterreich gehört aber hart an der Grenze liegt, wurde Joseph Haydn geboren. Das Deutschtum Westungarns verlangte nie nach madjarischer Kultur, es war immer in inniger Verbindung mit Wien geblieben, es war aber auch immer im Besitze der ältesten Kultur des Landes selbst. Nur ein Beispiel: Wieselburg, das die reichste Gespanschaft Westungarns darstellt und reindeutsch ist, stand in der Bildungsstatistik an erster Stelle: Dort hatte man die wenigsten Analphabeten!

Uraltes deutsches Land ist Westungarn! In feierlichen Verträgen hat übrigens Ungarn in den Jahren 1463—1491 des öfteren die Zugehörigkeit Westun-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

garns zu Österreich beurkundet. Der Heidebauer spricht gern und viel von der Heimkehr in die eigene Heimat. Er spricht aber auch von dem Anschlusse Deutschösterreichs an Deutschland und sagt sich dabei, daß durch seine Zugehörigkeit zu Deutschösterreich und dessen Anschluß an die große deutsche Republik sein Volk wieder dorthin würde, woher seine Ahnen vor nunmehr 1100 Jahren gekommen waren. Wien ist, das hat die letzte Gegenwart gezeigt, in wirtschaftlicher Beziehung auf Westungarn angewiesen, Westungarn aber braucht deutsche Beamte und Lehrer, deutsche Richter, denn die bisherige Madjarisierungspolitik hat die deutsche Jugend Westungarns ihrem eigenen Volke entfremdet. Deutschösterreich aber hat Überfluß an deutscher Intelligenz, die Vereinigung der westungarländischen Deutschen mit dem Brudervolke in Deutschösterreich käme daher nur beiden Teilen zugute.

E. R. Praschinger.

Folgen des Alkoholverbots. Sobald irgendwo in der Welt einmal ein Alkoholverbot erlassen worden ist, beginnt unsere Tagespresse mit einem Interesse, das sie sonst selten oder nie der Alkoholfrage entgegenbringt, über gewisse Wirkungen des Verbots zu berichten. Auch wenn man es gar nicht für nötig befunden hat, die Tatsache des Verbotes selbst den Lesern zu melden, die Wirkungen des Verbots dürfen nicht verschwiegen werden. Und es sind immer höchst bedauerliche Wirkungen, von denen die Rede ist: Der Alkoholverbrauch nimmt reißend zu. Menschen, die nie zuvor geistige Getränke genossen haben, ergeben sich plötzlich dem heimlichen Trunke. An Stelle des anständigen Wirtshauses tritt die gemeine Winkelschenke. Statt der leichten, „bekömmlichen" alkoholischen Getränke greift Jung und Alt jetzt zu ganz starken Sachen, am liebsten zu Möbelpolitur, Eau de Cologne und ähnlichen scharfen „Ersatzgetränken".

Von der Gefahr solcher besonderen narkotischen Mittel weiß auch jetzt, wo in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein Gesetz beschlossen worden ist, das Herstellung, Vertrieb und Ausschank geistiger Getränke verbietet*), unsere Tagespresse mit bekümmerter Miene zu berichten. Schon bringt eine Berliner Zeitung die folgende, wahrhaft Schrecken erregende Nachricht:

Ersatz-Whisky. „Die schwerste narkotische Gefahr in der Geschichte Neuyorks" nennt der Gesundheitskommissar dieser Stadt den Gebrauch von Narkotikas, dem sich zahllose Amerikaner aus Verzweiflung über das Alkoholverbot ergeben haben. Nach seinen Mitteilungen gibt es 200 000 bis 300 000 Drogisten allein in Neuyork, die Narkotika verkaufen, und ebenso verhält es sich in den andern großen Städten der Vereinigten Staaten. Die Behörden haben Razzias veranstaltet und eine Anzahl von Ärzten und Drogisten verhaftet, die ihre Patienten mit Betäubungsmitteln versorgten. Man kam dabei zu erstaunlichen Feststellungen: in den letzten sechs Monaten sind allein von 30 Neuyorker Ärzten nicht weniger als 1 500 000 Rezepte für Narkotika verschrieben worden. Ein verhafteter Arzt gab solche Rezepte an nicht weniger als 1000 Patienten täglich. Kokain wurde die Unze zu 200 Dollar, mit 500 Prozent Gewinn verkauft. In Neuyork ist nun diesen Ärzten und Drogisten das Handwerk gelegt worden, und die an ihre Betäubungsmittel gewöhnten Patienten irren verzweifelt durch die Straßen. Um nicht den dem Kokainteufel Verfallenen das Gift sogleich völlig zu entziehen und dadurch ihre Gesundheit noch schwerer zu schädigen, sind von der Neuyorker Stadtverwaltung amtliche „Kliniken für Narkotiker" eingerichtet worden, die Tag und Nacht offen bleiben und den Patienten gegen Bezahlung gewisse Minimaldosen verabreichen. Die amerikanischen Zeitungen füllen Spalten über Spalten mit den Szenen, die sich in diesen Kliniken ereignen. Die Patienten, die zu drei Vierteln unter

*) Vgl. den Aufsatz „Eine Kulturarbeit" in Nr. 5 (S. 155 f.) des Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

25 Jahren sind, geben spannende Schilderungen von ihren Lebensschicksalen, von dem unwiderstehlichen Zwang, der sie zu dem Gebrauch von Betäubungsmitteln führte, von den Wonnen und Verzückungen, die sie im Kokainrausch genießen. Immer wieder tritt die Behauptung auf, sie seien aus Mangel an Alkohol, mit dem sie sich sonst begnügt hätten, zuerst dazu bewogen worden, sich dem viel gefährlicheren Dämon der narkotischen Mittel zu verschreiben.

Den harmlosen Zeitungsleser, der so etwas natürlich gläubig hinnimmt, ergreift es mit wildem Weh. Er ist fest überzeugt, daß jede über ein „verständiges Maß" hinausgehende Alkoholbekämpfung vom Übel ist, und flucht allem, was Abstinenz oder Temperenz heißt. Wer indessen die Entstehungsgeschichte solcher beunruhigenden Zeitungsnotizen und den Zusammenhang der Dinge kennt, die dahinter stecken, ist weniger erschüttert; er lobt die vortreffliche Organisation, die jedesmal pünktlich zur Sekunde dafür sorgt, daß in unserem Volke nur ja keine Begeisterung für irgendeine wirkungsvolle Art der Alkoholbekämpfung aufflamme. Mögen andere Völker zu eigenem Nutz und Frommen tun, was ihnen beliebt; bei uns rühre man nicht an die geheiligten deutschen Trinksitten; da bleibe im Interesse derer, die daran verdienen, alles hübsch beim alten, und es ist notwendig, zeitig ein Zerrbild dessen zu entrollen, was in einem weniger alkoholliebenden Lande zur Gesundung des Volkes und zur Erneuerung der Volkskraft geschieht, damit das fremde Beispiel bei uns keine Nachahmung finde.

Zeitig! Diesmal, wohl infolge eines bedauerlichen Versehens, zu zeitig! Denn das amerikanische Verbotsgesetz, das die deutsche Alkoholindustrie so arg erschreckt, ist — wie sich die Leser des Aufsatzes „Eine Kulturtat" in Nr. 5 des „Vortrupp" entsinnen werden — zwar beschlossen, tritt aber erst am 1. Januar 1920 in Kraft. Auch das vorläufige Verbotsgesetz, das für die Zeit der Truppenentlassung gelten soll, kann noch keine erschreckenden Wirkungen ausüben. Es ist ebenfalls nur von den gesetzgebenden Körperschaften beschlossen, in Kraft tritt es erst am 1. Juli dieses Jahres. Mit dem Kokainrausch ist es also nichts. Noch sind in Neuyork alkoholische Getränke in ausreichenden Mengen zu haben.

Hier ist also die vortreffliche Organisation einmal zu übereifrig gewesen, sie hat den so pünktlich entworfenen „Waschzettel" den Schriftleitungen der Tagesblätter einige Monate zu früh zugehen lassen. Aber das schadet nicht viel. Der mehr oder minder alkoholfreundliche Durchschnittsleser, für den jene Zeitungsnotiz bestimmt ist, will betrogen sein. Ob das ein paar Monate früher oder später, ob es etwas gröber oder feiner geschieht, ist ihm gleichgültig.

Krt.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Grote, F. W.: Theorie und Wirklichkeit in der Volkswirtschaft. Nebst Anhang: Das Wesen des Tauschverkehrs und die Lösung des Geldproblems. Verlag der Hamburger Börsenhalle, Hamburg.

Haase, Carl: Freiluft-System. Körperkultur-Lebenskunst. In freier Natur, auf Spaziergängen, bei Ausflügen und im Luftbade. M. 1.65. Zu beziehen durch den Verf. Carl Haase, Cassel-Wilhelmshöhe.

Tepp, Max: Fidelfumfei. Neue Volkstänze. Julius Zwißler, Wolfenbüttel.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 9 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Juni 1919

Wider den Geist der Gewalttätigkeit.

Sehr verschiedene Stellungnahme ist angesichts der politischen Fragen und Parteien mit freideutscher Gesinnung vereinbar, aber gegenüber der Frage: Demokratie oder Diktatur scheint mir nur eine Entscheidung mit freideutschem Wesen in Einklang zu stehen: die für die Freiheit, also die Demokratie.

Die nach der Diktatur, d. h. der Gewaltherrschaft des Proletariats rufen, beruhigen ihr Gewissen damit, sie wollten durch die gewaltsame Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens nur die Hemmnisse echter Freiheit rasch und gründlich beseitigen; sie wollten durch die Diktatur zur Freiheit führen. Aber ist das nicht genau so psychologisch unmöglich wie jemand durch Gewalt zur Liebe zu zwingen?

Zudem ist Sozialisierung der Wirtschaft ohne Sozialisierung der Gesinnung unmöglich: will man durch Gewalt einen Gesinnungswandel herbeiführen?

Wie man zur Forderung der Diktatur kommt, ist sehr verständlich. Man ist von der Richtigkeit und dem Wert des eignen Programms felsenfest überzeugt, man sieht sich aber in der Minderheit, und die Mehrheit durch geistige Mittel zu gewinnen, ist man zu ungeduldig oder zu bequem. Aber man besinne und prüfe sich doch! Ist man da nicht einem geistig sehr unfreien Unfehlbarkeitswahn verfallen? Hat man nicht aus der Geschichte gelernt, daß es nicht die geistig Freien waren, die sich, überhaupt von der unfehlbaren Richtigkeit der eignen Ansicht, getrieben fühlten, ihre Gegner zu vergewaltigen und — Ketzer zu verbrennen?

Wohl mag es sein, daß die Minderheit recht hat, aber wenn sie zur Gewalt greift, setzt sie sich ins Unrecht, weil sie das elementarste Lebensgesetz jeder Gemeinschaft von Vernunftwesen verletzt. Es gibt eben kein anderes Mittel, den Rückfall aus der Vernunft in die Gewalt und damit aus der Kultur in die Barbarei zu verhüten, als das demokratische Prinzip der freiwilligen Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit. Freilich unter einem Vorbehalt: mit geistigen Mitteln allmählich selbst Mehrheit zu werden. Freilich, es gibt auch geistige Mittel der Vergewaltigung: Verleumdung, Verächtlichmachung der Gegner, Entfesselung blinder Leidenschaften und niedriger Instinkte wie Haß, Neid, Rachsucht. Auch solche geistige Vergewaltigung wird sich der Freideutsche verbitten. Freiheit bedeutet ihm Fähigkeit, das sachlich Richtige und objektiv Wertvolle zu erkennen und danach zu handeln. So ist es ihm Gewissenspflicht, sachlich zu kämpfen — nicht gegen die Personen, sondern die Ansichten und Gründe der Gegner. Auch ist er bereit, zu ihnen überzutreten, wenn sie ihn sachlich überzeugen.

Sehr viele von denen, die durch die Erfahrungen des Krieges geschworene Feinde des Militarismus geworden sind, merken garnicht, daß sie mit der Forderung einer Diktatur selbst dem Geist des Militarismus verfallen sind. Bewaffnung des Proletariats (und nur des Proletariats) verlangen, heißt das nicht, Militarismus von unten her fordern?

Freideutsche! Versagt doch nicht bei der ersten großen Probe, die euch auf dem politischen Felde gestellt ist! Laßt euch nicht durch jugendliches Ungestüm zu Gewaltmethoden treiben, die das Beste in euch, den freien deutschen Geist, vergiften müssen!

Prof. August Messer.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena.

II.

Das Hodler-Bild.

Als der inzwischen gestorbene Schweizer Maler Hodler sich dem Protest gegen die angeblichen deutschen Greueltaten in Belgien anschloß, vernagelte man sein in der Universität von Jena hängendes Bild, das den Auszug unserer Freiwilligen im Jahre 1813 darstellt. Alle Versuche, das Bild auf gütlichem Wege aus seiner unwürdigen Verkleidung zu befreien, schlugen fehl. Dessen erinnerte sich der Freideutsche Führerrat. Man war sich bald einig in der Forderung, schleunigst so oder so das unserer neuen Zeit unwürdige Ärgernis zu beseitigen. Ein Feldzugsplan war schon entworfen, wurde aber durch einige impulsive freideutsche Studenten der Universität Jena dadurch über den Haufen geworfen, daß sie eines Nachmittags ein Beil zur Hand nahmen und das Bild seiner Bretterwand entkleideten. Da lief die mit Freuden begrüßte Kunde durch die Reihen der Freideutschen: „Das Hodlerbild ist befreit!" Bald sah man vor der Universität Gruppen in eifrigem Wortstreit miteinander. Die Geister platzten aufeinander, zwei Welten standen sich gegenüber: Studenten vom alten Schlage gegen Freideutsche, geschniegelte Herren, die aufgebracht mit ihren Stöcken in der Luft herumfuchtelten und eifrigst darum bemüht waren, ihre Karten bei Satisfaktionsfähigen unterzubringen, und auf der anderen Seite Akademiker, die es ablehnten, Weltauffassungs-Gegensätze auf solche rohe, unzeitgemäße Art auszufechten. Wie die Sache nun auch für die Beteiligten auslaufen mag — die Freideutsche Jugend wird sich hoffentlich geschlossen hinter sie stellen. Ihre Gesinnungs-Kundgebung wurde für viele Teilnehmer an der Führerratstagung zu einem starken Erlebnis der Gemeinsamkeit, und die Bildbefreiung gewann mit ihrer Vor- und Nachgeschichte für sie tiefe symbolische Bedeutung. Der Geist, der aus dieser Kundgebung sprach, atmete die herbe Luft des heiligen Berges der Freideutschen Jugend, des Meißners.

Die politische Grundeinstellung.

Politische Gleichgültigkeit gilt mit Recht als etwas Unverantwortliches. Indessen darf man die Pflicht zu gründlicher politischer Schulung nicht mit der Lust an parteipolitischer Agitation verwechseln. Wie man ja auch die Freideutsche Jugend glauben machen wollte, sie müsse eingreifen in den Hader der Parteien. Ja, man hat ihr sogar als Pflicht hingestellt, sich in eines der politischen Extreme zu verbeißen. Dadurch war eine starke Spannung in das Freideutschtum hineingetragen worden, und wohl die meisten werden mit dem bangen Zweifel nach Jena gekommen sein, ob sich die entstandene Kluft überhaupt noch überbrücken ließe. Wider Erwarten gut ist die Belastungsprobe in Jena ausgelaufen; mächtiger als die Gegensätze um aufgebauschter politischer Glaubenssätze willen, war das Gefühl der seelischen Verwandtschaft, das aussöhnte und verband.

Ziemlich allgemein vertrat man die Forderung, die Freideutsche Jugend dürfe keiner Partei Vorspanndienste leisten. Überraschenderweise bekannte sich besonders der rechte Flügel der Bewegung zu dieser Forderung, der mit seinem Heilflugblatt (vgl. „Hoher Meißner" Nr. 1) ausgesprochene parteipolitische Agitation in unsere Kreise getragen hatte. Man betonte den Willen, über politische Bindungen hinauszukommen und bedauerte es, durch eine auf viel Mißverständnis beruhende und das Wesentliche nicht treffende Parteikonstruktion (hie völkisch, hie sozialistisch) der Bewegung Gewalt angetan zu haben. Dies war nur möglich durch politische Verranntheit, durch Rechthaberei, die hinfort als streng verpönt gelten müssen. Aber: Entschiedener sachlicher Kampf, scharfer Streit der Meinungen, kann nur klären und fördern, vorausgesetzt immer, daß Tonart und Kampfesweise einwandfrei bleiben. Es ist dann ganz gleichgültig, auf welchem Flügel wir stehen, wenn wir nur in Freideutschem Geiste zupacken und mithelfen daran, daß die Menschen wieder Freude an der Arbeit gewinnen.

Einen neuen frischen Ton brachten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Vertreter der proletarischen Jugendbewegung in die Verhandlungen hinein. Sie geizten nicht damit, den Freideutschen unverblümt eine Reihe von Unterlassungssünden vorzuhalten. Zwar stehe bei der Arbeiterjugend der Klassenkampf im Vordergrund, daneben gelte der Kampf aber auch dem Alten. Von freideutscher Seite wurde betont, daß man es schon seit langem bedaure, nicht früher Augen für die Not des Volkes gehabt zu haben. Gemeinsam könne die bürgerliche und proletarische Jugend die besonderen Rechte der Jugend gegen den heute im Politischen immer noch vorherrschenden unjugendlichen Geist verfechten. Eine Kulturrevolution aller Jungen gegen das ganze Alter müsse angebahnt werden. So kam man vom Unwesentlichen zum Kern der politischen Einstellung. Trotz aller Verschiedenheit des politischen Glaubensbekenntnisses trifft sich die neue Jugend doch auf einem gemeinsamen Boden. Und dabei ist es nebensächlich, ob man rechts oder links steht oder in der Mitte oder ob man alles Heil auf rein pädagogischem Wege erwartet. Wenn man in die Tiefe geht und sich auf das Wesentliche besinnt, dann schwinden alle Gründe für die politische Zerklüftung der Jugend. Überall sollte sich sozialistische und freideutsche Jugend zur Gründung überparteiischer Jugendräte die Hände reichen.

Jugend ist selbst Partei, die Partei des aufsteigenden Lebens. In der Jugend darf es keine Parteien geben, sondern nur jubelnde Lebensbejahung und zupackenden Zukunftsglauben. Den Jasagenden, dem neuen Weg der aufbauenden Arbeit, der Jugend gehört die Zukunft. Wir glauben an eine Überbrückung alter Parteigegensätze, wir glauben an Freideutsche Zukunft im Sinne Harringa-Poperts, wir grüßen den jungen Morgen, dessen Röte uns bereits in die traurige Finsternis unserer Tage hineinleuchtet.

Die Waffen nieder!

Ein Spiegelbild unserer inneren Zerrissenheit enthüllte sich in seiner ganzen erschütternden Tragik, als man auf die Möglichkeit zu sprechen kam, daß die Jugend, die hier wieder mal ihre Gesinnungs-Verwandtschaft so tief erlebte, sich vielleicht schon in 14 Tagen im Bürgerkrieg mit der Waffe in der Hand gegenübertreten könnte. Wenn eines Tages Angehörige der gleichen Freideutschen Gemeinschaft von Parteileidenschaft hingerissen zu den Waffen greifen, was dann? Von seiten des Freikorps her wie von der äußersten Linken wurde gesagt, man würde eben schießen, und wenn das aus innerer Notwendigkeit geschehe, dann sei das gut so. Die Mehrheit aber hatte kein Verständnis dafür, daß es gut sein könne, die Gewaltätigkeit in Permanenz zu erklären, wies vielmehr auf die Möglichkeit hin, die Gegensätze mit geistigen Waffen auszutragen. Tags zuvor hatte man schon vom Erlebnis des Krieges gesprochen: daß wir die Wunde stets offen halten müßten, den Krieg nie vergessen dürften, an dem in erster Linie zwar die ganze Vätergeneration schuldig sei, wir aber alle mit ihr. Zur Überwindung des Krieges sei es nötig, übernational zu denken. Aber solche übernationale Einstellung müsse erst errungen werden. Und nicht weniger wichtig als die Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie sei die Versöhnung der Gegensätze im eigenen Lande wie auch gerade in unserer Bewegung. Ganz elementar rang sich immer wieder der Ruf durch: Die Waffen nieder! Keine Hundertschaften! Runter mit den Totenköpfen! Mit immer stärker werdendem Beifall lehnte man jede Gewalttat nach rechts wie nach links hin als Wahnsinn ab. Sehr zu Herzen gingen zwei weibliche Mahnworte von Gertrud Schlünz und Marie Buchhold: „Wir wollen keine Waffen mehr in die Hand nehmen, sondern eine herzliche Gemeinschaft gegen jede Form des Krieges bilden. Wenn wir uns hier nicht einmal auf Vermeidung von Waffengewalt einigen könnten, dann wohl nie, und wir müßten am Fortschritt der Welt verzweifeln. Wozu sollen wir Frauen dann überhaupt noch gebären, wenn alles, was Mensch heißt, verflucht ist, gegeneinander zu wüten mit des Schwertes Schärfe, der Bruder gegen den Bruder?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorschlag zu einem Bekenntnis.

Knud Ahlborn hatte mit einigen anderen Führern gemeinsam ein Gesinnungsbekenntnis ausgearbeitet, das nachher stilistisch noch etwas geändert worden ist. In ihm spiegelt sich deutlich die gegenwärtige politische Grundstimmung der Freideutschen Jugend: „1. Die Freideutsche Jugend will die Entfesselung der menschlichen Seele und die Entfaltung aller gemeinschaftsbildenden Kräfte. 2. Sie ringt um die Idee des Menschheitsreiches der Brüderlichkeit und gegenseitigen Hilfe, das allen Volksgenossen und Völkern ein Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und innerer Wahrhaftigkeit ermöglicht. 3. Sie setzt sich ein für restlose Beseitigung aller die Volksgemeinschaft trennenden Gesellschaftsschranken, Klassensonderrechte und Zwangsgewalten. 4. Sie erklärt sich als Gesamtheit frei von parteipolitischer Festlegung, bereit, an dem Aufbau der neuen Volksgemeinschaft mitzuschaffen, und hierin solidarisch mit den gleichstrebenden Kräften der deutschen proletarischen und internationalen Jugendbewegung." Besonders bemerkenswert ist noch, daß an diesem Versuch, das politisch Gemeinsame herauszuarbeiten, auch die sogenannten Völkischen mitgearbeitet haben, wodurch sie anerkennenswert unerwartet weitgehende Verpflichtungen übernommen haben.

Walter Hammer.

Noch ein Markstein!

In der ersten Ankündigung des Meißner-Festes finden sich Worte, auf die immer wieder zurückgegriffen werden muß, um die Wurzelkräfte der Jugendbewegung für die Zukunft wieder fruchtbar werden zu lassen.

... Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allem geschraubten und gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Gradheit gegenüber; aller Engherzigkeit das ernste, freie Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrechte Überzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit; Ausbildung des Körpers und strenge Selbstzucht statt der Vergeudung der Jugendkraft ... Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken ...

Besinne dich, Jugend!

Das Vaterland über alles! Denkst du daran? Hast du heute noch die Liebe zur Heimat, aus der alles Wollen, alles Leben sprießt? Du hattest sie. 1914. Da zogst du gläubig hinaus, Deutschlands männliche Jugend, zur Verteidigung von Haus und Herd. Da gabst du freudig Gut und Blut für das Vaterland. Da standen alle einig zusammen in der Liebe zur Heimat. Über 4 Jahre hast du gestritten und geblutet. Unentwegt hast du bis zum letzten Tage freudig deine harte Pflicht getan. Und dann kam die Heimkehr. Wie fandest du das Vaterland? In Trümmer gegangen! Nichts als Trümmer! Und tagtäglich geht es noch mehr in Trümmer! Blutet dir nicht das Herz, Jugend? Fühlst du nicht bis in deine innersten Fasern, daß es so nicht weitergehen kann?

Gewiß, die Vertreter des Volkes sind in Weimar an der Arbeit, ein neues Deutschland aufzubauen. Bist du damit jeglicher Pflicht entbunden? Nein! Auch du, dem die Zukunft gehört, gerade du darfst die Hände nicht in den Schoß legen. Es ist deine heiligste Pflicht mitzuarbeiten an dem großen, schweren Werk. In dem Willen zum Aufbau mußt du dich zu einigender Arbeit wiederfinden. Nicht erst seit dem Umsturz strebt das Volk auseinander. Schon vor dem Kriege tobte der Parteikampf. Die Uneinigkeit der Deutschen ist ja geschichtlich. Nie aber war der Kampf der Meinungen schärfer, leidenschaftlicher, roher als gerade heute. Warum von rechts und links das Schreien nach Gewalt? Weil Mißtrauen herrscht, Mißtrauen, großgezogen durch Unwahrhaftigkeit, Lüge, Vertuschen, Selbstsucht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herrschergelüst, Eitelkeit. Weg damit! rufe ich euch zu. Seid offen und ehrlich! Vertraut einander! Versteht einander! Helft einander! Sagt nicht immer „nein". Sagt freudig „ja"! Wacht auf aus der Engherzigkeit, die in jedem Neuen etwas Gefährliches sieht! Wacht auf aus der Verblendung, die aus Mißtrauen und Haß geboren ist! Werft von euch die Furcht Neuland zu betreten! Werdet keine Parteigenossen, werdet Volksgenossen! Ersteht dieser Geist des Vertrauens und Verstehens zum Leben in dir, Jugend, dann erstrahlt der Morgen der neuen Zeit. Jetzt aber tappt Deutschland noch im Dunkeln. Den neuen Geist will ich wachrufen, Jugend, in dir. Gib dich ihm hin, denn du hast die Begeisterung! Handle nach ihm, denn du hast den Glauben! Kein schlaffes, leeres Gerede soll er werden — sondern begeisterte, glühende Tat!

Besinne dich, Jugend! Du bist die Hoffnung deines Volkes! Durch ein Meer von Blut und Trauer bist du gewatet. Grausen befällt dich, wenn du hinter dich und um dich siehst. Aus tiefstem Elend, größter Not schreit das Volk nach Besserung, Gesundung, Wiedergeburt. Der Krieg hat sein Bestes vollends getötet: den Idealismus. Besinn dich, Jugend, du mußt eine glückliche, frohe Zukunft deines Volkes heraufführen, denn du hast die Begeisterung, du hast den Glauben! Besinn dich, Jugend, du mußt dein Volk der nahen Freiheit und Einigkeit entgegenführen, denn du hast den Drang und den Willen zur inneren Erneuerung! Bei dir liegt es, Jugend, den schlummernden Geist neu zu erwecken, dem neuen Geist dich voll und ganz hinzugeben. Neuer Geist bringt neues Leben. Führe dich und dein Volk neuem, besserem, schönerem, edlerem Leben entgegen! Der Wille zur Wiedergeburt bringt Kampf. Du mußt auch den Willen zum Kampf haben, Jugend! Kampf allein bringt Fortschritt! Der Wille zum Kampf muß in deine Seele ziehen! Der Wille zum heiligen Kampf für deine innere Erneuerung und Wiedergeburt, für die innere Erneuerung und Wiedergeburt deines Volkes.

Dieser Wille aber fehlt! Fehlt, solange du nicht mit deinem Herzen dabei bist. Dein Herz ist nötig zur neuen inneren Größe Deutschlands! Du selbst mußt den eisernen Willen haben, innerlich groß und frei zu werden. Für dein Ich ist in dir kein Platz mehr. Dein Herz muß groß und frei sein. Dann hast du den Willen zum Kampf, dann hast du die Kraft zum Kampf. Denn nicht mit vernünftiger Überlegung allein läßt sich ein besseres Deutschland aufbauen. Dein ganzes Herz, deine ganze Hingabe ist notwendig zum Kampf!

Der Wille ist der Hauch des Geistes. Laß du, Jugend, ihn zum Winde, zum Sturme werden! Kämpfen mußt du! Kämpfen und dabei vorwärts schauen! Sei offen und ehrlich! Offenheit bringt Vertrauen, gegenseitiges Vertrauen, das keine Not erstickt. Vertrauen aber bringt Einigkeit. Haß und Verleumdung werden sterben. Dem Tüchtigen wird dann wahrhaft die Bahn frei. Bist du und dein Volk in dem neuen Geiste einig, dann wird Deutschland die Welt zu neuem Leben erwecken. Der Geist, der Vertrauen, Versöhnung und Einigkeit in die Welt bringen wird, wird deutscher Geist heißen, denn bei dir, deutsche Jugend, ist er geboren. Sei du die Zukunft und die Hoffnung deines Volkes, sei ein neues Volk, neu beseelt von dem Geist der inneren Größe!

Du hast den Willen! Du hast den Glauben! Du hast die Kraft! Zögere nicht und zaudere nicht!

Vorwärts!

Gert Plagemann.

Zur Geschichte unserer Jugendbewegung.

Es war nicht jedem heute zu uns Haltenden vergönnt, die Anfänge unserer Bewegung, insbesondere die denkwürdigen Meißner-Tage, persönlich mit zu erleben. Wenn auch wir Freideutschen überwiegend durch die Schule des Wandervogels gegangen sind, so braucht solches Wandervogelsein doch keine notwendige Vorstufe des Freideutschtums

zu sein. Diese Auffassung wird zwar viel bestritten, leuchtet aber ein, wenn man die Geschichte des Wandesvogels kennen lernt und sie etwa mit den Augen des Wandervogel-Geschichtsschreibers Hans Blüher betrachtet. Man sieht dann, daß der Wandervogel in den ersten anderthalb Jahrzehnten seines Bestehens sich in nichts Wesentlichem von anderen bierseligen Pennäler-Geheimbünden unterschied und daß die eigentlichen Wandervögel aus der Glanzzeit von etwa 1911 bis zum Kriege damals sich kaum hätten anschließen können, sondern trotz ihrer ausgesprochenen Wandervogel-Gesinnung ihre eigenen Wege hätten gehen müssen. Ohne Frage dürfen insbesondere Eigenbrödler solcher Vergangenheit sich heute dem Freideutschtum zuzählen.

Über die Geschichte der Freideutschen Jugendbewegung liegen mehrere empfehlenswerte Bücher vor, die jeden wünschenswerten Aufschluß geben können. Erstens die Festschrift zum Meißnertag (1913, bei Eugen Diederichs in Jena, 2 M.), in der die einladenden Verbände von ihrem Sein und Wollen reden und namhafte Zeitgenossen von den Hoffnungen sprechen, mit denen sie unsere Jugendbewegung begrüßen. Dann eine Schrift von Dr. med. Knud Ahlborn, unbestreitbar aus berufenster Feder: Die Freideutsche Jugendbewegung (Verlag Georg D. W. Callwey in München, 60 Pf.). Der Verfasser, mehr als ein Jahrzehnt an leitender Stelle um die Jugendgemeinschafts-Bewegung bemüht, schildert hier die Entwicklung der Bewegung mit nicht genug anzuerkennender Sachlichkeit. Schließlich wäre noch ganz besonders die darstellende und wägende Schrift des Gießener Universitätsprofessors Dr. Aug. Messer zu empfehlen: Die Freideutsche Jugendbewegung (Verlag Herm. Beyer in Langensalza, 1.80 M., soeben in völlig umgearbeiteter und die jüngste Vergangenheit schon berücksichtigender, zweiter Auflage erschienen). Er hat sich überraschend gut in die Bewegung eingefühlt und wird den verschiedenen Richtungen in ihr unvoreingenommen gerecht. Lest Messer und greift auch zu Prof. Paul Natorps warnenden Worten: Die Hoffnungen und Gefahren der Jugendbewegung (im Verlag der Comeniusgesellschaft, 1914) die immer wieder gelesen und beherzigt zu werden verdienen. H.

Erbgut.

Julius Dürbeck

kehrt nicht wieder zu uns zurück. Der Krieg hat uns auch ihn geraubt. Von seinem Wunschbilde hat er in der „Vortrupp-Jugend", die dem Vortrupp früher monatlich beilag, des öfteren gesprochen. Hier einige dieser Worte:

... Es muß sich entscheiden: Soll von jetzt ab all unser Schaffen im Dienste des Idealismus stehen, oder wollen wir auch fortan der leblosen Sache dienen? ... Jede Jugendvereinigung muß sich entscheiden und unumwunden bekennen, ob sie im Sinne des Vortrupps arbeiten will oder nicht. ... Wahrlich, es hat uns Deutschen nie an Führern, an Mahnern gefehlt; es hat uns auch nie an Sehnsucht nach dem Lichte gefehlt. Es mangelt aber heute noch an Menschen, die die Kraft finden, vorgezeichnete Wege zum Heile zu betreten. ... Dazu rate ich Euch angelegentlich: Haltet Euch an unsere Führer, laßt Euch leiten und seid treu im Beharren in Eurer Aufgabe. Sucht nicht grübelnd nach eigenen Wegen, schwärmt nicht von besseren Aufgaben. Beherzigt jedes ernste Mahnwort, das aus der Arbeit unserer Führer in Vergangenheit und Gegenwart durch den Vortrupp zu Euch spricht. ... Ich habe von einem entschiedenen, geschlossenen Auftreten der Vortrupp-Jugend — d. h. der Jugend, die sich vom „Vortrupp" raten und leiten läßt — große Dinge erhofft. Die Vortrupp-Jugend hätte die gesamte deutsche Jugend mit sich reißen, sie zur Mitarbeit an dem großen Ziele begeistern können, das uns vorschwebt: das deutsche Volk, neugeboren durch den Geist der Lebensreform! Ich habe gehofft, die Vortrupp-Jugend sammeln zu können — der Krieg traf mich bei den Vorbereitungen zu diesem kühnen Werke. Soll meine Hoffnung ganz zerstört sein? ...

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 12 2. Juniheft 1919

Wer hilft mit?

Hamburg, den 10. Juni 1919.

Seit ich am Schlusse der Nr. 23 von 1918 den Aufruf „An alle Leser des Vortrupp" schrieb, und seit ich am Schlusse der Nr. 2 von 1919 „Dank und Bitte" aussprach, ist es mit dem Geschäftlichen des „Vortrupp" aufwärts gegangen. Wir haben begonnen, die gewaltigen Kriegsschäden in etwas wieder gutzumachen, die wir erlitten haben durch den Tod so vieler Bezieher, durch die unheimliche (immer noch andauernde) Steigerung aller von uns zu zahlenden Preise, durch den vom Kriege bedingten zeitweiligen Ruin unsres Anzeigenwesens.

Aber wir müssen weiter mit dieser Arbeit des Wiederaufbauens. Und ich scheue mich durchaus nicht, mich darüber immer wieder ganz offen mit unsern Lesern auszusprechen. Es ist einmal so: Eine Zeitschrift — die als solche naturgemäß nicht über die Riesenkapitalien der Tageszeitungen verfügt — kann, und kann vollends in solchen Zeiten, nur gedeihen, ja auch nur durchhalten, wenn jeder einzelne ihrer Leser das Bestehen und das Gedeihen der Zeitschrift durchaus als seine eigene Angelegenheit empfindet. Der „Vortrupp" ist heute — in bescheidenem Maße, aber unleugbar — eine Macht im geistigen Leben Deutschlands geworden. Ob diese Macht auf die Dauer erhalten bleiben, ob sie wachsen soll, das liegt in der Hand seiner Leser:

In dem Artikel „An alle Leser des Vortrupp" in Nr. 23 hatte ich gebeten, jeder einzelne Leser möge es sich zur Aufgabe machen, uns im Jahre 1919 vier neue Bezieher zu werben. Manche haben diese Bitte bereits ausgeführt, ich danke ihnen hier nochmals von Herzen.

Heute bitte ich um etwas Einfacheres, um etwas, was nur einen Ausschnitt jenes größeren Wunsches darstellt, einen Ausschnitt, bei dem es aber daran gelegen ist, daß er sofort erfüllt werde:

Ich bitte also jeden einzelnen unsrer Leser, uns bis zum Ablaufe des Monats Juli 1919 einen einzigen neuen Bezieher zu werben.

Wer Das ernsthaft versucht, wird finden, daß tatsächlich nur der bestimmte Entschluß, diesen Versuch zu machen, erforderlich ist, damit man auch Erfolg damit habe. Die, die es versucht haben, teilen uns das immer wieder mit. Der Preis des „Vortrupp" (4 Mark im Vierteljahr, das macht auf die Woche berechnet noch nicht ganz 31 Pfennige aus!) spielt in dieser Zeit der hohen Löhne und der allgemeinen rie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sigen Preissteigerung tatsächlich keine Rolle; er ist auch im Verhältnis zu den (sogar immer noch steigenden) Preisen, die wir selbst für Papier, Druck, Gehälter usw. zahlen müssen, noch gering. Und das Bedürfnis nach einer Zeitschrift gerade von der Richtung und Art des „Vortrupp" ist weithin vorhanden; wie oft gehen uns Briefe zu des Inhalts: „Hätte ich den ‚Vortrupp' doch eher kennen gelernt!" — Als ganz besonders geeignet zur Werbung werden sich unsre Leitaufsätze „Moorgrund" und „Spartacus in der Jugendbewegung" in den Nummern 5 und 8 von 1919 erweisen: Denn der Aufsatz „Moorgrund" tut dar, daß der „Vortrupp", bei schärfster Gegnerschaft gegen alle Kriegsanbetung und alles „alldeutsche" Treiben, und bei klarstem Eintreten für eine Rechtsordnung zwischen den Völkern (dafür traten *wir* schon ein, als es noch nicht Mode war) — daß der „Vortrupp" bei alledem ebenso scharf gegen den Wahnsinn Front macht, diese reinen Bestrebungen zu beschmutzen durch eine Verquickung mit „deutschen Schuldbekenntnissen", die ebenso unsinnig wie unwahr sind, und die überdies den „Alldeutschen" in den Ententeländern, den Clémenceau, Northcliffe und Genossen, Wasser auf ihre Mühlen treiben. Nach solchem „*deutschen* Pazifismus" sehnen sich Viele, Viele, wie all die Zuschriften dartun, die uns zu dem Aufsatze „Moorgrund" andauernd zugehen. Und der Aufsatz „Spartacus in der Jugendbewegung" zeigt, daß und wie wir, die kein Ehrlicher „reaktionär" nennen kann, gesonnen und in der Lage sind, geistige Waffen zu liefern gegen den tatarischen Wahnsinn des Bolschewismus und der Rätediktatur — und gegen das verbrecherische Treiben derjenigen „Intellektuellen" und „Jugendführer", bei uns, die sich dazu hergeben, diesem Wahnsinn Vorspanndienste zu leisten. Daß wir auch gerade in diesen beiden Punkten schlechthin keine Kompromisse machen, sondern gegenüber dem Bolschewismus oder Spartacismus und ebenso gegenüber dem verbrecherischen Unfug „deutscher Schuldbekenntnisse" genau so auf dem „Prinzip der absoluten Feindseligkeit" beharren wie gegenüber den „Alldeutschen" und ihrem „Bekenntnis zum ewigen Kriege" — das ist eine Tatsache, von der jeder unsrer Leser, der für uns wirbt, erproben wird, wie sehr sie dieses Werben erleichtert. Es versteht sich, daß wir den *deutschen* Charakter unsres Vortrupp-Pazifismus und unsre unbedingte Feindschaft gegen den tatarischen Blödsinn der Diktatur des Proletariats auch dann genau so scharf vertreten und betonen würden, wenn wir uns sagen müßten: „Das bringt nicht Leser, sondern kostet Leser." Diese Gesinnung haben wir wahrlich bewiesen, als wir, zur Zeit der Tirpitz-Vergötterung und der „alldeutschen" und „vaterlandsparteilichen" Hochflut, für Bethmann Hollweg, für einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden und für eine Rechtsordnung zwischen den Völkern schrieben. Aber da nun diesmal unsre Überzeugung geeignet ist, Viele für uns zu gewinnen, sobald wir diese Überzeugung an sie herantragen, haben wir auch das gute Recht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen Vorteil zu benutzen, und dürfen alle die unter unsern Lesern, die in dem „Vortrupp" ein Werkzeug für die Ausbreitung ihrer eigenen Ideen sehen, bitten, dasselbe zu tun.

Der Verlag legt nun dieser Nummer eine Doppelpostkarte bei, von der — je nach dem damit verfolgten besonderen Zwecke — die untere oder die obere Hälfte verwendet werden kann:

Die untere Hälfte dient einfach dazu, jedem unsrer Leser, der für uns werben will, den Beistand des Verlages durch Übersendung der von dem Werbenden für geeignet gehaltenen Werbedrucksachen an die gewünschten Adressen zu sichern. Natürlich ist das, was der Verlag auf diese Weise dabei tun kann, eben nur eine Hilfe für die Werbung. Das Beste an ihr muß der Leser, der sich entschlossen hat, für uns zu werben, seinerseits tun, dadurch, daß er den zu Werbenden mündlich überzeugt.

Die obere Hälfte der Doppelpostkarte dient jenem andern Wege der Werbung, den wir schon mehrfach empfohlen haben, und der oft mit großem Erfolge angewendet worden ist: Daß nämlich der Leser, der den „Vortrupp" ausbreiten helfen will, selbst einen Bezug für eine geeignete Person nimmt. Wie ich zu dieser Form der Werbung schon einmal sagte: Daß die Personen, die so den „Vortrupp" einige Zeit hindurch ohne eigene Kosten kennen gelernt haben, dann nachher bei ihm bleiben, dafür wird, so darf ich hoffen, der Inhalt des „Vortrupp" selbst sorgen. Es ist klar, daß derjenige unsrer Leser, der diesen zweiten Weg der Werbung geht, sich damit für die Erhaltung und das Gedeihen des „Vortrupp" eine Selbstbesteuerung auferlegt (also von etwa nicht ganz 31 Pfennigen für die Woche der Dauer eines solchen Bezuges). Vielen wird — des darf ich überzeugt sein — die Ausbreitung ihrer ethischen, politischen, sozialpolitischen Gedanken, die eben durch den „Vortrupp" geschieht, Das wert sein: Solche Gedanken werden ja erst dadurch eine Macht, daß Massen dahinterstehn. Diese zweite Art der Werbung kostet etwas mehr (aber doch wie wenig!) Geld; die ersterwähnte Art der Werbung kostet etwas mehr (aber doch wie wenig!) Arbeit — jede der beiden Arten führt zum Ziel, und ist von größter Bedeutung für den „Vortrupp" und seinen Herausgeber.

Ich bitte nochmals jeden einzelnen Leser des „Vortrupp" (aber auch wirklich jeden einzelnen, und insbesondere den, der dies gerade in diesem Augenblicke liest), daß er den festen Entschluß fasse, uns bis zum Ablaufe des Monats Juli 1919 auf eine der beiden Arten einen Bezieher zu verschaffen.

Ich glaube, daß ich das moralische Recht habe, eine solche ganz persönliche Bitte an jeden einzelnen unsrer Leser auszusprechen: Die Vortruppleser kennen mich, meine Überzeugungen, mein Wollen auf das

genaueste; sehr viele von ihnen sehen mich, das zeigen mir die Briefe, die ich von ihnen erhalte, als einen Freund an. Nun, dieser Freund sagt Euch jetzt: „Hierzu brauche ich Euch; ich allein kann's nicht schaffen." Heute muß ich als Vortruppherausgeber gleichzeitig Schriftsteller, Politiker, Sozialpolitiker, Kaufmann und Geld-Beschaffer oder -Selbstgeber sein. Die beiden letztgenannten Berufe, die mein Denken und meine Abeitskraft höchst überflüssig und höchst hemmend belasten, werden mit einem Schlage beseitigt, wenn diesmal wirklich jeder einzelne Leser (aber es kommt buchstäblich auf jeden an) den festen Entschluß faßt, es nicht an sich fehlen zu lassen. Wenn sich jeder Einzelne einmal klarmacht, von wie vielen arbeitfressenden und kraftraubenden Sorgen er den Wortführer seiner Ideen (denn als den sieht er mich doch an) durch eine einzige kleine Tat befreien kann, und wieviel mehr an Kraft und Wucht ich dann noch für die Sache selbst gewinne — wenn sich jeder Einzelne Das einmal wirklich klarmacht, dann wird kein Einziger mich vergebens bitten lassen.

Fasse jeder Einzelne mit an. Es gilt!

Wer mir jetzt hilft, hilft für immer!

Hermann Popert.

Die Zukunft der Friedensidee.

Der Weltkrieg, der über vier Jahre lang getobt hat, ist vorüber, und die Völker erwarten den Friedensschluß. Millionen von Menschen auf dem Erdenrund sind von der Sehnsucht erfüllt, daß nun ein Zeitalter dauernden Friedens beginnen möchte. Immerhin, wer ist imstande, die kommenden Dinge mit Sicherheit vorauszusehen? Wer weiß, ob nicht unsere Hoffnung doch trügerisch ist? Und die bange Frage erhebt sich: Ist dieser Krieg wirklich der letzte gewesen?

Was hat uns die Weltgeschichte zu sagen? Sie rollt vor unseren Augen die Geschicke aller bekannten Völker auf, und wir sehen Krieg und immer wieder Krieg trotz zeitweiliger Friedenszeiten. Darum schließen viele: So lange es Menschen gibt, wird es Krieg geben. Trotzdem müssen wir angesichts wunderbarer Leistungen an die höhere Entwicklung der Menschheit glauben. Die Philosophie und die Naturwissenschaften seit Ausgang des Mittelalters weisen eine staunenswerte Denkhöhe auf. Religiosität, Dichtung und Musik geben Zeugnis von der seelischen Vertiefung der Völker, und den Ideen der Humanität liegt hoher sittlicher Ernst zugrunde. Sollten wir nicht einen Trost verspüren, daß auch die Veredelung der Menschen endlich zur Verwirklichung des Friedensgedankens führt?

Aber „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut!?" Unsere Mutmaßungen werden an Sicherheit gewinnen, wenn wir das Reich der menschlichen Seele, das eng mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Welt der großen Geschehnisse verknüpft ist, tiefer durchforschen. In welchem Verhältnisse stehen beide Welten zueinander?

Von kleineren Umständen abgesehen, folgen die äußeren Taten aus der seelischen Struktur des Volkes. Je nach der Beschaffenheit der Bedürfnisse, auch der niedersten Art, ergibt sich die jeweilige Kulturstufe eines Volkes, und notwendig folgen die Ereignisse aus den seelischen Bedürfnissen. Alle psychischen Zielstrebigkeiten gehen in zwei Hauptrichtungen auseinander: Sie sind materiell, um lediglich unsere äußere Existenz günstiger zu gestalten; sie sind allgemein-geistig, um unser höheres Selbst, also unsre sittliche Natur, zur Entfaltung zu bringen. Von beiden Faktoren überwiegt der erste in ungeheurem Grade.

Handelt es sich lediglich um nur materielle Bedürfnisse ohne höhere ideelle Momente, so kann von einer höheren Kultur nicht geredet werden. Denn diese besteht nicht in Zivilisation, der Verfeinerung unserer Lebenshaltung, sondern in der Steigerung unserer seelischen Struktur nach sittlichen Forderungen der Pflicht, des Rechtes, des Gemütes und des Charakters. Blickt man auf das Leben der Völker, so handelt es sich besonders um das Recht und den Frieden, die zu den idealen Gütern der Menschheit gehören.

Um diese beiden Forderungen durchzusetzen, bedarf es schon einer hohen Kultur, wo die Roheit der Natur einer seelischen Vertiefung gewichen ist. Der Krieg hat uns eine solche Fülle Gemeinheit gezeigt, daß der Zweifel begreiflich ist, ob die Menschen schon reif für sittliche Werte sind. Wie ist es möglich, bei so viel Niedrigkeit der Gesinnung den höheren Elementen die Führerschaft zu verleihen?

Das führt uns auf die Grundfrage, wie in der Welt sich überhaupt sittliche Dinge durchsetzen und so die Kultur höher bringen. Die moderne Sittenlehre betont, daß der Mensch oder die Völker nicht sittlich handeln wegen eines bloßen Grundsatzes, sondern um eines höheren Lebenszustandes willen, der Forderungen der Moral Genüge tut. Eine Bestätigung dieser Auffassung bietet das Notrecht. Nicht etwa aus reiner Sittlichkeit läßt sich der gewöhnliche Mensch dazu bestimmen, einen höheren, sittlichen Lebenszustand herbeizuführen. Nur wenn materielle Vorteile winken, rafft sich der Mensch zur Tat auf. Überhaupt ist das meiste beim sittlichen Handeln Zwang und Müssen, gleichviel ob von außen oder von innen her. Die Weltgeschichte bedient sich der selbstsüchtigen Handlungen der Menschen zur Verwirklichung geistiger Ziele. Indem nämlich eine unhaltbare Epoche unter den Füßen gewinnheischender Naturen zertreten wird, entsteht eine neue Zeit, die, frei von den Konflikten der versunkenen, gerechter ist. Die Menschen, die diesen neuen Zustand erleben, empfinden die größere Gerechtigkeit und erheben sich schließlich zu dem Bewußtsein, daß die Epoche gerechter sein müsse. Mit dieser Wendung in die Gesinnung vollzieht sich der Aufstieg ins Sittliche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein bekanntes Beispiel diene zur Erläuterung. Nach der Reformation wollten sich die beiden Konfessionen nicht dulden, da jede der anderen das Daseinsrecht absprach. Diese Unduldsamkeit führte der Roheit des Zeitalters gemäß zum Dreißigjährigen Krieg. Keine Partei siegte, also mußte man sich dulden. Diese Sachlage führte schließlich zu der Empfindung, daß jede Konfession ein Anrecht auf Duldung habe. Hiermit vollzog sich die Wendung ins Ethische, die ihre höchste Ausprägung in der Aufklärung, in der Idee der Humanität und Toleranz fand. Einzuräumen ist, daß einzelne Menschen schon vorher den sittlichen Sieg in sich errangen und derartige Forderungen anerkennen; sie sind die Bahnbrecher der Zukunft, die ihre Ideen dann in das Weltgewoge werfen, wenn ein neuer Zustand für sie reif geworden ist.

Hat nun hiernach die sittliche Forderung nach einem ewigen Frieden Aussicht auf Verwirklichung? Aus reiner Ethik werden die Völker diesen Zukunftstraum nicht erfüllen. Vielleicht aber leisten die materiellen Momente etwas für die Friedensidee, wie es Kant vom Handelsgeiste vermeinte. Bringt die Verewigung kurzer Friedenszeiten den Meisten Vorteile oder Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse? Bei den geschlagenen Völkern ist mit ja zu antworten; es sei denn, daß sie ihre drückende Lage nur durch einen Befreiungskrieg verbessern können. Geteilt ist die Stimmung bei den Siegern, die große Vorteile einheimsen können. Aber eins ist sicher: Die Arbeiter lassen sich nicht so leicht wieder für die Selbstsucht Einzelner mißbrauchen. Sie setzen ihr den eigenen gesunden Egoismus entgegen, um mit Recht unverdiente Leiden zu ersparen.

Dieser an sich wohlberechtigten Stellungnahme, die aber noch keine ethische ist, gesellt sich das zweite Moment bei, und zwar mit entscheidender Bedeutung. Wird die bisherige kriegerische Politik einen haltbaren Zustand auf die Dauer schaffen können? Wird ein Zukunftskrieg großen Stiles in dem allgemeinen Zusammenhang der äußeren Kultur, ganz abgesehen von geistigen Momenten, nicht technisch unmöglich; wird er nicht zu vollständiger Störung der Lebensverhältnisse, der gesamten Volkswirtschaft führen? Die Entscheidung dieser Frage hängt davon ab, wie das wirtschaftliche Weltbild der Zukunft sein wird. Es liegen in der modernen Wirtschaftsordnung eine Reihe Tendenzen und Einrichtungen, die kein Volk mehr entbehren kann; daher strebt jedes, sie sich dienstbar zu machen. So ergibt sich schon heute eine außerordentliche Gleichförmigkeit der Verhältnisse auf der Welt, und aus dieser Stetigkeit können wir eine ziemliche Sicherheit in der Beurteilung der äußeren Weltgestaltung trotz Rückschlägen schöpfen.

Versuchen wir, uns das Bild der Zukunft vorzustellen nach seinen heutigen Tendenzen. Versuchen wir es an der Hand Friedrich Naumanns, der sich mit diesen Gedanken bereits auseinandergesetzt hat. Bei uns ist heute das Gefühl vorhanden, „daß wir uns erst am An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fang neuer Lebensformen befinden, am Vorabend einer Zeit, deren Wesen sich uns noch kaum enthüllt hat. Wir leben im Zeitalter des Verkehrs; das bedeutet: Erst durch den Verkehr wird unser Leben mehr als geringe Daseinsfristung. ‚Wir leben im Zeitalter des Verkehrs' ist nur ein anderer Ausdruck der Tatsache: Wir leben im Zeitalter der gewaltigen Kapitalvermehrung. Die Eisenbahn und das Dampfschiff werden es fertigbringen, daß in einigen Menschenaltern die ganze Erdoberfläche durchkapitalisiert sein wird, einbezogen in das Doppelsystem der Material- und Finanzgemeinschaft. Die Romantik des Menschheitshintergrundes ist zu Ende, die Menschheit ist eine übersehbare und fast schon kontrollierbare Größe geworden. Was wir Weltpolitik nennen, ist das Aufdämmern der Menschheitsorganisation. Alle Menschheitsteile sollen einer kapitalistischen Einheitskultur erschlossen werden, bei der sich die stärksten kapitalistischen Nationen um ihren Anteil streiten."

Was würde z. B. für Deutschland aus diesem Zustand folgen? Es war der Gedanke von Naumanns „Mitteleuropa", daß jetzt schon (1914) Deutschland für sich zu klein sei, um in Zukunft mit den großen Kraftzentren England, Rußland, Amerika, Asien auf dem Weltmarkt in Wettbewerb treten zu können oder sich militärisch zu behaupten. Das könnte nur einem mitteleuropäischen Bunde gelingen, der vorläufig ja gescheitert ist. Der Krieg hat bewiesen, in welchem Maße wir bereits von anderen Ländern abhängig sind, während sich die großen Wirtschaftsgebiete weit eher und besser behaupten können. Es ist klar, daß bei Fortgang der modernen Wirtschaftsordnung mit ihrem Verkehrswesen und Kapitalismus die einzelnen Staaten in steigendem Maße voneinander abhängig werden, bis sie vollständig verschlungen und verflochten sind in die Einheitskultur der Welt. Im einzelnen den Weg anzugeben, geht kaum an; möglich, daß erst sich die Vereinigten Staaten von Europa in den nächsten Jahrhunderten bilden; ganz unsicher ist, wann der Zeitpunkt erscheint, wenn England, Amerika, Rußland und schließlich Asien aufhören, scheinbar selbständige Größen zu sein und in das große System eingespannt werden.

Schon wenn der Bundesstaat „Europa" entsteht, ergibt sich mit Notwendigkeit, daß die jetzt gewalttätige Regelung der Elsaß-Frage so gehandhabt wird, daß wirklich der Zwist verraucht und nur das Recht regiert. Auch für diese Frage wird das Beispiel des Dreißigjährigen Krieges und der Aufklärung Geltung erlangen; man muß sich im Bundesstaate dulden, in dem Frankreich und Deutschland in ein Verhältnis treten wie Preußen und Bayern. Dann erkennt man auch das Recht darauf an, besonders, da man dann zu einem Wirtschaftsgebiet gehört.

Ist überhaupt bei einer solchen Weltkultur ein Krieg möglich? Nein; bei derartigen gegenseitigen Abhängigkeiten würde eine vollständige Zerstörung der Lebensbedingungen eintreten; ein Krieg wäre technisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unmöglich. Als sicher ist anzunehmen, daß, falls überhaupt noch Kriege kommen werden, nur Weltkriege, ungeheure Koalitionskriege entstehen. Kein Staat wird es in Zukunft wagen, ganz für sich isoliert zu sein, da er ohne Unterstützung anderer unmöglich sich behaupten kann. Künftig kämpfen höchstens nur noch große Wirtschaftsgebiete gegeneinander, da diese eine Einheit vieler Staaten sind, also nur Weltteile, wie ein asiatischer Weltkrieg dem Friedenszustand des Weltstaates vorhergehen mag. In der Weltkultur sind die Weltteile derartig voneinander abhängig, daß auch Weltkriege unmöglich sind. Was wäre auch für ein Vorteil zu erwarten, da jeder Staat nur Bundesstaat im Weltstaat ist und an allen Vorteilen teilnimmt? Weltkriege sind das letzte Sichaufbäumen des nationalstaatlichen Weltriesen, um die Entwicklung aufzuhalten, die nur verzögert werden kann; die Völkermaschine geht über den trotzigen Riesen hinweg.

Wie wirkt die Unmöglichkeit des Krieges seelisch und sittlich? Die Menschen nehmen diese Lage zunächst als glückliche Fügung hin, dann, je länger sie dauert, als etwas, was immer so gewesen ist, und man wird die Vorzeit mit ihren Kriegen als eine verklungene Sage betrachten. Man findet den Friedenszustand als das Natürlichste von allem und denkt an keinen Krieg mehr. Der letzte Zustand wird sein, daß sich die Völker im großen Völkerstaatenbund nicht nur dulden, sondern daß sie ein Anrecht auf Duldung haben, daß dieser großartige Zustand der Würde des Menschen entsprechend so sein müsse. Hat das Bewußtsein der Völker, das in den Edelsten aller Nationen immer vorweggenommen ist, diese höchste Stufe erreicht, dann ist der ewige Frieden auch sittlich verwirklicht.

Ernst Lüttringhaus.

Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule.

Sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt?

VI.

Wir wünschen einen Aufschluß über den eigentlichen Sinn und letzten Wert der Welt. Die Naturkräfte toben gegeneinander, der Sturm und die Wellen. Gegenseitig machen sie sich, oft unter Entladungen und Verbrennungen, die raumerfüllende Masse streitig. Besonders unter allen Lebewesen besteht ein harter „Kampf ums Dasein". Die Pflanzen eines Waldes nehmen einander Luft und Nahrung fort. Die Tiere fressen Pflanzen; ja Tiere fressen ihresgleichen. Und die Menschen machen es nicht besser: Die Menschen müssen — garnicht etwa aus besonderer Mordlust, sondern nur um leben zu können — andere Lebewesen töten, also ihnen das größte Unrecht zufügen, welches es überhaupt gibt. So ist die Welt eingerichtet! Das ist das Bedenkliche. Es ist etwas an der Welt, was nicht sein sollte: die jedem Wesen und auch uns Menschen angeborene

Ichsucht. Daher können wir nicht umhin, mit einem Bibelwort die Welt beim rechten Namen zu nennen: Egoismus.

Die Welt — als Ausgeburt der Ichsucht — ist Sünde!

Diese Antwort aber will uns ins Herz schneiden und zugleich verkündigen: Unser Leben in der Welt besteht nicht bloß in einer Umsetzung verschiedener Stoffmassen, sondern es hat auch eine sittliche Bedeutung. Wir stehen auf Erden auf einem Kampfplatz, um uns von aller Ichsucht zu reinigen. Dieser Kampf beweist uns schon, wir sind „Bürger zweier Welten". Den alten Adam in uns haben wir auszuziehen, auf daß der neue Christus in uns Gestalt gewinne. Wiedergeburt! das ist die große Grundforderung der christlichen Lebenslehre, und sie bedeutet: Unser Wesen soll umgewandelt werden von der Ichsucht zur Ichverleugnung und Gottähnlichkeit. Der Naturzustand des „Krieges aller gegen alle" soll überwunden werden, soll Platz machen einer besseren Ordnung der Dinge. Statt roher Gewalt soll das Recht endlich siegen, das ist der einzigartige, ganz gewaltige Gedanke, der auch durch den Weltkrieg in seiner Berechtigung nicht geschmälert worden, ja manchem vielleicht erst durch den Weltkrieg recht aufgegangen ist. Dafür zu streben, daß dieser Gedanke überall unter den Völkern in der Welt sich durchsetze, auch wenn der Widerstand dagegen unüberwindlich scheint, ist unsere unbedingte Pflicht. Altruismus.

„Die ganze Welt liegt im argen", heißt es im 1. Johannis-Brief, und tatsächlich ist die Welt der Schuld und Sünde erlösungsbedürftig, wie alle tieferen Religionen, der Brahmanismus, der Buddhismus und das Christentum, uns lehren. Aber aus dieser Erlösungsbedürftigkeit geht auch der große Trost hervor: Die Welt kann erlöst werden. Der Wille zum Leben, sagt Schopenhauer, kann eine solche Welt der Ichsucht wie diese wollen oder nicht wollen. Er kann sie bejahen oder verneinen. Darum steht der Welt der Bejahung ein anderes Reich gegenüber, das Reich der Verneinung. Wir sehen zunächst nur die Möglichkeit einer anderen Welt. Erst Kant hat uns durch seine erkenntniswissenschaftlichen Untersuchungen tiefgründige Beweise und neue Zusammenhänge aufgedeckt. Zwar hat er, „der Alleszermalmer", wie kein anderer die bestehenden Lehren über Gott, Seele und Welt rücksichtslos zerstört, aber zugleich den festen Grund gelegt zu einer neuen sittlichen Auffassung unseres Daseins. „Ich mußte" — so sagt er einmal in gerechtem Stolz — „das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen." Kant meint jenes unechte Wissen, welches ohne vorherige Prüfung des menschlichen Erkenntnisvermögens annimmt, Raum, Zeit und Ursächlichkeit seien ewige, in den Dingen selbst liegende Bestimmungen. Was würde daraus folgen?

Ist der Raum unbedingt wirklich, so kann es überhaupt nichts anderes geben, als was ihn erfüllt, und das sind die Körper. Und folglich kann vom Dasein Gottes keine Rede sein. Gehört die Zeit zum Wesen aller Dinge,

so haben wir einen Anfang durch Geburt und ein Ende durch Tod. Und dabei muß es bleiben. Der Gedanke an eine Unsterblichkeit ist gänzlich ausgeschlossen. Ist endlich die Ursächlichkeit eine ewige, in den Dingen an sich liegende Bestimmung, so ist die Willensfreiheit verloren und damit des Menschen sittliche Verantwortlichkeit. Doch der tiefe Geist eines Kant hat uns vor solchen gefährlichen Folgerungen, die wir sonst ziehen müßten,

Erkenntnistheorie und Metaphysik.

ein für allemal bewahrt. Unwiderleglich hat Kant bewiesen, Raum, Zeit und Ursächlichkeit sind ursprüngliche Erkenntnisformen des menschlichen Verstandes und gehören darum unserm an sich seienden Wesen nicht an. Dadurch hat Kant sie aus dem Wege geschafft und so die drei höchsten Güter der Menschheit uns zurückgewonnen: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit. Wenn wir nur aus der Kantischen Erkenntnislehre die weiteren Folgerungen ziehen wollten! Wenn wir nur die durch die Kantische Prüfung notwendig gemachte Unterscheidung stets beachten wollten und bedenken: Von zwei Seiten ist alles in der Welt zu betrachten,

Theologie.

als Erscheinung und als Ding an sich! Der Raum und alles Räumliche sagt nur, wie die Dinge mir erscheinen, nicht wie sie an sich selber sind. Und während die Welt der Erscheinungen, d. h. der Raum erfüllenden Massen, eben durch diese Bestimmung daseinssüchtig und mit Begehrlichkeit behaftet ist, so eröffnet sich doch neben oder hinter dieser räumlichen Erscheinungswelt eine andere, göttliche Ordnung der Dinge

Gott.

an sich. Denn mit Gott bezeichnen wir gerade die Kraft, die uns über die Natur hinaushebt. Die Religionen nennen jenes Gottesreich das Reich der Leidauslöschung oder Reich der Seligkeit und stellen es der Zeitlichkeit als ewig gegenüber. Auch hier sprechen wir mit Kant: Die Zeit und alles Zeitliche sagt immer nur, wie mein Wesen mir erscheint und nicht wie es an sich selber ist. Mein Leib und Leben sind zwar durch Geburt und Tod in der Zeit begrenzt, und doch ist mein innerstes Wesen an sich, welches die Bibel Seele nennt, in Wahrheit zeitlos oder ewig. So folgt aus Kants Lehre von der Zeit als einer ursprünglich menschlichen Erkenntnisform die Begründung für die Unsterblichkeit der Seele, oder, genauer

Unsterblichkeit.

gesagt, für die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. Wir müßten uns damit bescheiden und könnten nichts weiter über Gott, Unsterblichkeit und auch nicht viel mehr über das dritte höchste Gut der Menschheit, die Willensfreiheit, mitteilen, wenn nicht hier auf dieser Welt gewisse Taten in die Erscheinung träten, die mit dem Naturgesetz der Ichsucht nicht in Einklang zu bringen sind, sie sind ihm gerade entgegengesetzt: die Taten der Sittlichkeit, der uneigennützigen Gerechtigkeit, der sich selbst aufopfernden Nächstenliebe, der Hingabe an eine große Lebensarbeit. Wie Sterne aus einer besseren Welt leuchten sie in unsere Welt hinein und erhellen unser Dasein. Für diese Taten beansprucht Kant im besonderen die Freiheit, obwohl innerhalb der natürlichen Welt doch stets Naturbedingungen vorhanden sein müssen, die jede Tat notwendig machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber — das ist das dritte, was wir der Kantischen Erkenntnislehre verdanken — der Mensch als Erscheinung oder als Naturwesen ist zwar in allen seinen Lebensäußerungen durch Ursachen bestimmt, die Handlungen des Menschen folgen aus den Beweggründen mit Notwendigkeit; trotzdem ist der Mensch als Ding an sich, d. h. seinem wahren Wesen nach, frei, der Mensch, sofern er der Gewissensstimme gehorsam sein will. Und jeden Augenblick sind wir imstande, uns auf diese unsere wahre Wesenheit zu besinnen. In jeder Lage, unter allen Umständen, kannst du als sittliche Persönlichkeit dich zeigen! Denn der Mensch als Ding an sich ist frei und insofern auch verantwortlich für seine Taten, für sein Leben. Rücksichtslose Hingabe ist erforderlich; schwere Opfer darf niemand scheuen. Hingabe und Opfer klingen uns hart und schmerzlich, solange wir noch erfüllt sind vom Willen zum Ich. Aber Jesus spricht: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Es gibt nichts Herrlicheres als die freiwillige Hingabe an eine große Sache, an eine große Lebensarbeit. Jeder setze sich nur entschlossen ein, je nach seinen Fähigkeiten. Weit entfernt, daß Ichverleugnung einen Verlust bedeutet! Wir schütteln nur ab, was an uns ungesund und sündig ist: die Ichsucht. Wir retten aber den guten Kern: unser wahres göttliches Wesen, die unsterbliche Seele, die freie sittliche Persönlichkeit!

Willensfreiheit.

Weltweisheit und Gottverbundensein, wer wollte dies beides noch trennen! Die religiösen Wahrheiten werden von der echten Philosophie doch erst in der Tiefe begründet. Mit der Grundwahrheit der Kantischen Erkenntnislehre stehen und fallen zugleich die höchsten Lebenswerte der Religion. Alle Weltweisen und alle Gottesmänner waren unabläßig bemüht, den hohen Sinn von Welt und Leben aufzudecken. Was Gott von uns verlangt, ist ein sittlich guter Lebenswandel in unbedingter Pflichttreue und uneigennütziger Gewissenhaftigkeit. Und dieser sittliche Wert des Lebens gilt heute genau so gut wie vor Tausenden von Jahren.

Philosophie und Religion.

* * *

Und dies fordert unsere Zeit, daß jeder Einzelne, der eine deutsche Schule vollendet hat und vorbereitet worden ist für Leben und Beruf, wenigstens einmal auch an das Ganze der Welt einen Wertmaßstab angelegt hat:

Jeder muß einmal mit den Augen eines Gottesforschers die Welt betrachten, mit göttlich reinem Herzen und Gewissen prüfen, was diese Welt im Grunde wert ist. Denn unser natürliches Leben hat als Höchstes einen sittlichen Sinn. Die Welt — als Ausgeburt der Ichsucht — ist zwar Sünde, aber von ihr gilt es, sich zu reinigen, unentwegt der Macht des Guten treu.

Theismus.

* * *

Lehrplan und Unterrichtsziel.

Folgende Grundlagen schlage ich vor als Lehrplan für einen „Bekenntnisfreien Religionsunterricht" oder, was dasselbe ist, für einen „Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule". Denn ein Religionsunterricht, der nicht die großen Weltanschauungsfragen heranzieht und auch würdigt, steht nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Andererseits, wenn ein Weltanschauungsunterricht nicht auch die ewigen Wahrheiten der Religion aus der Tiefe begründet und fürs Leben verwerten hilft, so ist er trauriges Stückwerk.

Unterscheiden wir nun drei Stufen und sehen dabei vorläufig ab von den drei ersten Jahren, der Vorschule. Dann rechnen wir die Unterstufe vom 4. bis 6. Schuljahre und geben dort Sittenlehre mit Beispielen aus dem Leben und aus der Geschichte, insbesondere natürlich auch der Religionsgeschichte; allerdings unter Vermeidung der bisherigen mit Recht gerügten Übelstände: des Zuviel vom Auswendiglernen aus der Vergangenheit und Zuwenig vom Leben aus der Gegenwart. Das Grundsätzliche für die Hand des Lehrers findet sich in F. W. Foersters „Jugendlehre". Er zeigt, vielleicht hier und da ein wenig weichlich, aber doch in einer ganz hervorragenden Weise, wie man vornehm und schlicht, klar und wahr mit Kindern über sittliche Dinge sprechen kann, ohne zu langweilen und ohne auch nur im geringsten irgendeine Kirche oder irgendein Bekenntnis zu stören. Die zahlreichen Beispiele sind außerdem für sich zusammengestellt unter dem Titel „Lebenskunde", ein Buch für Knaben und Mädchen im Alter von elf bis fünfzehn Jahren.

Es folgt die Mittelstufe vom 7.—9. Schuljahr, d. h. für die heutige höhere Schule bis zur Einjährigenprüfung. Auf diese Bildungsstufe etwa wird auch jeder Deutsche durch die künftige Einheitsschule geführt werden müssen. Auf dieser Mittelstufe gibt man Geistesgeschichte, selbstverständlich mit Einschluß der vergleichenden Religionsgeschichte und Philosophie. Also Leben und Lehre der großen geistigen Persönlichkeiten aller Völker und Zeiten. Auch für diesen Unterricht gibt es ein gutes Lehrbuch für die Hand des Lehrers, das uns führt von Platon über das Christentum bis zur Gegenwart: Rudolf Eucken, „Die Lebensanschauungen großer Denker". Ein besonderer Dank gebührt dem Verfasser für den überall hervortretenden Zug zur sittlichen Lebensauffassung, überall die Begeisterung für die Macht im Menschen, die aller Naturgebundenheit überlegen ist. Ich unterschreibe nicht jedes Wort bei Eucken. Aber das tut nichts zur Sache. Der Geist, aus dem das Buch geschrieben, ist der rechte; es dient im wahrsten Sinne der Sammlung der Geister.

Endlich ziehen wir noch in Betracht die Oberstufe vom 10. bis 12. Schuljahr der höheren Schule oder die Fortbildungsschulen aller Art und vor allem auch die Volkshochschulen. Hier haben wir Weltweisheitslehre zu geben, und zwar in einer planmäßigen Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicht. Sämtliche Hauptgebiete sind in ihren Grundlagen zu behandeln. 1. Erkenntnislehre (von den Fähigkeiten des Verstandes und der Vernunft), 2. Naturphilosophie (von den Kräften der Natur), 3. Schönheitslehre (vom Wesen des Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst), 4. Gotteslehre (vom Wesen des Rechts und der Sittlichkeit). Für diesen Unterricht auf der Oberstufe gibt es ein inhaltlich geradezu mustergültiges Lehrbuch, ebenfalls für die Hand des Lehrers, ein Buch, das 1877 in erster Auflage erschien und seitdem wiederholt neu herauskam, ohne daß am Texte auch nur ein Wort hätte geändert werden müssen. So sehr ist hier nur auf das ganz Wesentliche und Bleibende Rücksicht genommen. Stets wird zwischen den Gedanken der Weisesten unter den Menschen in Indien, in Griechenland, im Christentum und in der Neuzeit auf die tief inneren Übereinstimmungen hingewiesen. Dieses Buch verfaßte Paul Deussen in seinen „Elementen der Metaphysik". Ich empfehle sehr, daß Deussens Elemente auch schon für die Mittelstufe als Wegweiser herangezogen werden.

An Mitteln fehlt es also nicht, in der Schule einen Weltanschauungsunterricht zu schaffen. So wie es war, auch bei uns im freien Hamburg, kann es nicht bleiben. Dieselben Schüler, die in der Stunde vorher beim selben Lehrer, beispielsweise in der Naturwissenschaft, etwas Gutes leisteten, wurden jedesmal vor der Religionsstunde entlassen — als ob der Lehrer jetzt Dinge vortrage, die er vor der Wahrheit nicht verantworten könne. Diesen Zustand finde ich beschämend. Oder meint man, daß Jesus, wenn er heute in eine unserer Klassen träte, zunächst gemeldet haben möchte, wes Glaubens und Bekenntnisses jemand sei? Meint man, daß Jesus dann seinen Mund auftäte und spräche: „Also du bist Katholik, du und du, ihr seid Juden, dein Vater ist ja Gottesleugner und Monist. Hinaus mit euch! Ihr andern aber bleibt als die Erwählten bei mir." O nein, Jesu erstes Wort wäre ganz gewiß ohne Ansehen der Person: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Und beladen sind wir alle, wir sind erlösungsbedürftig! Keinen einzigen wollen wir von dem Besten, was wir haben, ausgeschlossen wissen. Das ist der Geist des wahren Christentums.

Wer etwa heute noch Zweifel haben sollte, ob sich Derartiges wirklich durchführen lasse, ist durch die Erfahrung bereits seit Jahren widerlegt. Auf der Hamburger Oberrealschule vor dem Holstentor war es schon vor dem Kriege für jeden Schüler der Prima Ehrensache, am Weltanschauungsunterrichte teilzunehmen. Also nur auf der höheren Schule, und da wieder nur in den letzten beiden Jahren, ist es glücklich erreicht, daß der Lehrer in allen Fächern eine einheitliche Klasse vor sich hat. Heute gilt es nun, das, was sich hier bereits als gut bewährt hat, nach der Mittel- und Unterstufe weiter auszubauen. Vielleicht eilen wir mit dieser Forderung etwas der Zeit voraus. Doch wertvoller, als den heutigen unbefriedigenden Zustand hinhalten zu wollen, dürfte sein, dem neuen Werdenden zum Lichte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu verhelfen. Trennung und Spaltung können wir uns auf keinem Gebiet mehr erlauben. Wohin das führt, führen muß, wenn die Fliehkräfte immer mehr vergrößert werden und keine Anziehungskräfte, die da sammeln, entgegenwirken, das hat der furchtbare Krieg uns vor Augen geführt. Wir müssen zunächst unser eigenes Volk wieder sammeln. Wir müssen uns auf das Gemeinsame besinnen und alles Trennende beiseite lassen, das wirklich meistens auf solche Kleinigkeiten hinausläuft. Wir müssen unsern Geist ausbreiten und unser Herz ausweiten, soviel nur irgend möglich. Wir müssen das Gute und das Wertvolle überall da anerkennen, wo immer wir es nur finden: in der indischen Weisheit eines Buddha, in der griechischen Philosophie eines Platon, in der christlichen Wahrheit eines Jesus und in der neuen Weltanschauung eines Kant. Die in den anerkannt höchsten Höhepunkten der geistigen Entwicklung der Menschheit niedergelegten, uns allen gemeinsamen Wahrheitswerte gilt es, dem werdenden Menschen ans Herz zu legen — als Halt im Leben und im Sterben. Dazu brauchen wir neben dem vielen Lernunterricht in den vielen Einzelfächern einen eigenen Gesinnungsunterricht mit dem Unterrichtsziel, welches ich durch die sechs Antworten auf die Frage: Was ist die Welt? umrissen habe. Alle Natur- und Geisteswissenschaften bilden den notwendigen Unterbau. Mehr sollen und können sie nicht leisten. Denn die gesamten Erfahrungswissenschaften liefern uns erst den reichhaltigen Stoff für die Wesenswissenschaft: für eine Erkenntnislehre und Naturphilosophie, für eine Schönheitslehre und endlich selbstverständlich auch für eine Gotteslehre.

Alle sechs Antworten, die wir gegeben haben, waren richtig, aber jede für sich ist ergänzungsbedürftig. Die Welt ist Körper oder Masse — gewiß. Aber diese Körperwelt ist ebensosehr Erscheinung im menschlichen Geiste. Weiter müssen wir begreifen, daß doch auch ein Etwas da ist, was erscheint: die Kraft. Daß diese Kraft im eigenen Innern fühlbar ist als Wille, und daß wir dem Wesen dieses Weltwillens nahekommen durch Versenkung in die ordnungsvollen Wunderwerke der Natur und Kunst. Endlich aber können wir gar nicht anders, wir müssen ein Werturteil fällen, an das Ganze der Welt den Maßstab der Sittlichkeit anlegen; und dann sehen wir die Welt als Sünde. Dadurch aber erwächst die neue Aufgabe, uns von aller Ichsucht zu befreien, der Stimme des Gewissens Gehör zu schenken und mit dem Guten uns zu verbinden. Religion heißt ja in wort- und sinngetreuer Übersetzung gar nichts anderes als Gewissenhaftigkeit und Gottverbundensein. Und so wächst die Schilderung und die Begründung für ein solches Gottverbundensein (Verbundensein mit dem Guten überhaupt!) mit Notwendigkeit hervor als aller Wissenschaften höchste Krönung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darum kann auch ein Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule keinesfalls die Religion ersetzen wollen. Wohl aber will er eine Religionsanschauung möglich machen. Dann möge es den einzelnen Kirchen überlassen bleiben, nun noch ihr Bekenntnis weiter darauf aufzubauen. Aber es ist selbstverständlich, daß an einer solchen gemeinsamen Grundlegung alle Schüler einer Klasse teilzunehmen haben: Das ist das Wesentliche meiner Forderung!

Was habe ich darum wohl gesagt, als ich auf einem Fragebogen Stellung nehmen sollte zum künftigen Religionsunterricht, um zwischen zwei Gegensätzen kurzerhand mich zu entscheiden für das eine und gegen das andere? „Wollen wir auf der Schule Religion beibehalten oder abschaffen?" — Nun, bin ich für Abschaffung eingetreten? Auf keinen Fall. Aber einfach alles beizubehalten, ist heute nicht mehr angebracht. Daher schrieb ich: Beibehaltung — ja; aber „Pflüget ein Neues!" Umgestaltung! Wir müssen auch für die Jugend mit unserer Lebenserneuerung ungesäumt beginnen, mit einer Umgestaltung des bisherigen zu einem bekenntnisfreien Religionsunterricht:

Die Bahn ist frei für einen solchen
Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule!

Reinhart Biernatzki.

Elternabende.

Es scheint uns in dieser Zeit des Abbruchs und des kommenden Aufbaus so manches in bezug auf Schulreform möglich, daß wir in dem Streben danach vergessen, was wir — oft sind es scheinbare Kleinigkeiten — schon jetzt durchführen oder einführen können zum Segen unserer Schüler, und daß wir dadurch den großen Reformen den Weg ebnen und die Zeit ihrer Erfüllung näher heranbringen. So mußten z. B. zum 1. April noch Tausende von Lehrern ihr Gewissen beschweren, wurden wieder Tausende von Schülern enttäuscht und verletzt, durch die Zensuren in Religion. Religion, die Sache des Herzens und Gemütes, bei der nichts zu zensieren ist, weil wir nicht ins Herz sehen können; und wenn man Zensuren gab, so waren es die für Fleiß, Aufmerksamkeit oder Redebegabung, die hier als „Religion" bezeichnet wurden. Es ist ein Unding, Religion zu zensieren, und es hätte jetzt schon abgeschafft werden können, wenn man diese scheinbare Kleinigkeit im Streben nach dem entfernteren Großen nicht übersehen hätte. Solcher Beispiele könnte man unzählige anführen, sie alle würden uns zeigen, daß wir schon jetzt, in der Übergangszeit, das Morsche durch Besseres ersetzen müssen. Bei dieser Arbeit bedürfen wir in ganz besonderem Maße der Elternabende.

Elternabende! An welcher höheren Schule werden denn noch keine abgehalten, welche Volksschule hat nicht im Krieg auch mal Elternabende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten, veranstalten müssen! In dem vorletzten Wort liegt das, was diese Abende bisher waren, „Veranstaltungen", etwas Gezwungenes; und das gibt uns ein Recht und eine Hoffnung; ein Recht, diese „Veranstaltungen" als nutzlos zu bezeichnen, eine Hoffnung auf großen Segen der neuen Elternabende, die wir jetzt fordern. Man sehe sich doch einmal die alten Abende an. In der festlich erleuchteten, oft geschmückten Aula empfing der Vorsitzende des Abends mit Verbeugung und Händedruck die ihm bekannten Mütter oder Väter der Kinder. Ein paar Phrasen über Alltäglichkeiten wurden gewechselt, während welcher Zeit die unbekannten Mütter, und nicht zum geringsten Teile die Unbemittelten, vorbeigingen und unbemerkt blieben. Dann folgten Gesangs- und deklamatorische Darbietungen durch die Kinder, die an manchen Schulen den Abend ausmachten, an vielen andern verließen die Schüler dann die Aula, und es folgte die Ansprache des Direktors oder die Ausführung eines Lehrers über ein bestimmtes Thema. Die Aussprache — nun höchstens zehn beteiligten sich an ihr —, aber von der Not der Eltern, der Not der Kinder und der Not der Lehrer wurde kein Wort gesagt. Jeder fühlte sich unfrei; tat es der große Raum, das festliche Gepräge oder das Thema? Mit den bisherigen Elternabenden hat man durchweg schlechte Erfahrungen gemacht. Man frage nur einmal die Eltern selbst. Wie oft hörte ich z. B. von Müttern: „Ich hätte das auch sehr gerne auf dem Elternabend einmal gesagt, aber es paßte gar nicht hin", oder „man traute sich's nicht vor der großen Anzahl."

Da könnte man den Schluß ziehen, Elternabende könnten überhaupt fehlen. Das Wort von der „Zusammenarbeit von Schule und Haus" ist wohl viel zu verbreitet, als daß noch ein Wort darüber geredet werden müßte. Aber wie bei den meisten Dingen, über die zuviel geredet wurde, die Tat weit dahinten steht, so ist's auch mit dieser Zusammenarbeit. Sie besteht überhaupt nicht, nein, vielmehr ist fast überall bewußtes oder unbewußtes Entgegenarbeiten zu bemerken. Gelegentlich lud man ja auch den Erzieher des Kindes zu einer Kaffeegesellschaft ein, wo man das Humoristische im Schulleben so nett zur Unterhaltung gebrauchen konnte, oder wenn man gar zu unzufrieden war, so beschwerte man sich bei dem Schulleiter. Das alles geschah zum Unsegen der Kinder, zum Unsegen für die Persönlichkeit des Lehrers. Zum richtigen Zusammenarbeiten bringt uns erst der neue Elternabend und richtige Hausbesuche.

Laßt uns im Folgenden überlegen, wie wir die neuen Zusammenkünfte mit den Müttern und Vätern gestalten. Nicht der Schulleiter beruft sie für die ganze Schule ein, sondern in den Volksschulen der Klassenlehrer, an den höheren Schulen der Fachlehrer. Das hat den Vorteil: Es kommen weniger Eltern hier zusammen, man lernt sich gegenseitig und auch die Eltern untereinander besser kennen, die Scheu, seine Meinung zu sagen, ist geringer bei kleiner Zuhörerschar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man kommt nun wenigstens mit dem Lehrer seiner eigenen Kinder, oder mit den Eltern derer, die wir unterrichten, zusammen, und es paßt „stets in den Rahmen", mit ihm oder mit ihnen zu sprechen, während man bei Schulabenden hier oft Schwierigkeiten begegnete. Es wird nun nicht über allgemeine, wissenschaftliche Themen verhandelt, sondern nur über das Leben in der Klasse oder Beobachtungen an Kindern und Stoff innerhalb eines Faches. Man braucht nun auch nicht in der Aula zusammenzukommen, meistens wird das Lehrerzimmer, die Bibliothek oder eine Klasse mit Stühlen ausreichen. Gerade das Letztere halte ich für gut. Dann sehen die Eltern sich in der täglichen Umgebung des Kindes, da fühlt sich, nach meinen Erfahrungen, auch die Lehrperson am freiesten. Man müßte den Eltern bei der ersten Zusammenkunft erzählen, wie wir diese Abende zu gestalten dächten und sie um Rat und Meinung am Schluß des Abends bitten. Dann berichtet der Lehrer über Beobachtungen am Stoff und an den Kindern in den letzten Wochen, läßt die Mütter Einblicke gewinnen in die unterrichtlichen und erziehlichen Schwierigkeiten, die Erziehungsmaßnahmen ev. Strafen, fragt auch hier gleich wieder nach ihrer Meinung, nach ihrer Erziehungsart, nach dem, was die Kinder über diesen und jenen Vorfall zu Hause erzählten, vergleicht Meinungen und Anschauungen. So muß sich an jedem Abend ein wirklich fruchtbarer Meinungsaustausch zustande bringen lassen. In der ersten Zeit werden wir über den Religionsunterricht zu sprechen haben. Als ich jetzt bei der Annahme der Kleinen die sie bringenden Erwachsenen fragte: „Soll das Kind Religion mit nehmen?", bekam ich durchweg die Antworten „Natürlich" und „Daran habe ich noch gar nicht gedacht". Nur einige sagten: „Darüber möchte ich gern einmal mit Ihnen sprechen". Gerade die beiden ersten Antworten machten in mir den Entschluß fest, auf dem nächsten Elternabend sie auf die Wichtigkeit dieser Frage aufmerksam zu machen. Dabei muß man unbedingt verlangen, daß die Lehrkraft frei eine Art Glaubensbekenntnis ablegt, jedenfalls soweit das für den durchzunehmenden Stoff nötig ist. Das braucht durchaus kein peinlicher Vortrag zu werden, sondern kann leicht in der Art von Hinweisen geschehen, z. B. wie man übers Morgen- und Schlußgebet, über die biblischen Geschichten denkt, über Auswendiglernen von Liederstrophen, über die Gestalt des „Teufels und der Hölle" usw. Wenn hier auch nicht gleich viele Entgegnungen kommen, so weise man als Abschluß noch einmal entschieden darauf hin, daß sich die Eltern diese Klarlegungen überlegen sollen, damit in dieser Sache, die am tiefsten in das Gemütsleben der heranwachsenden Menschen einschneidet, nicht wie bisher weiter nach zwei Richtungen gezogen wird. — Wie notwendig es ist, daß Lehrer der höheren Jahrgänge mit den Eltern über die Schundliteratur, das Kino, das Rauchen und die Geschlechtlichkeit der Kinder auf Elternabenden sprechen, weiß jeder, der im Kampf gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Verführer gestanden hat und steht, und dem die Verständnislosigkeit der Eltern sooft das wieder einriß, was er mühevoll aufgebaut hatte. — Jeder weiß wohl aus seiner Praxis Fälle, wo er einsah, welch ein Unrecht zu Hause an den Kindern begangen wurde in der besten Absicht, und wir hätten die Eltern so gern davon überzeugt, aber es fehlte uns an Mut, an Zeit, an sicherem Auftreten usw. Wie leicht macht es uns der Elternabend. Nicht als ob wir taktlos diesen oder jenen vor der Öffentlichkeit angreifen wollten, aber wir können ohne jede Anzüglichkeit und Namensnennung, in einer Erwiderung auf Fragen eines Dritten, das uns ungerecht vorkommende Vorgehen als solches hinstellen. Das bleibt zum großen Teil stets Taktsache, mir persönlich entspricht ein offenes Wort wohl mehr, aber es gibt Fälle, wo die Verhältnisse es verbieten, und wo doch kein Mittel unversucht bleiben darf. Da ist der Elternabend, wo mehrere ihre Meinung sagen, sehr geeignet.

Wenn wir die Elternabende so durchführen, möchte es den Anschein haben, als ob die Autorität der Lehrer verloren ging in der Macht der Eltern. Dagegen läßt sich Folgendes sagen:

Nicht wir haben an erster Stelle das Recht, die Kinder zu erziehen, sondern die Eltern. Sie sind der Eltern heiligstes Gut, wir sind nur Schatzverwalter. Wie diese müssen auch wir jederzeit Rechenschaft ablegen können. Das beschneidet weder die Freiheit unseres Handelns noch unseres Gewissens. Wie bei einem guten Verwalter sein Ansehen und seine Wertschätzung nach einer glatten Rechenschaftablegung steigt, so auch bei uns.

Wir werden ferner dadurch gezwungen, genauer, gleichmäßiger zu sein bei Strafen, häuslicher Arbeit, bei jeder Erziehungsmaßregel. Wie oft beeinflussen uns noch Stimmung oder Äußerlichkeiten, das wird nicht ganz abzulegen sein, weil wir selbst Ringende und noch keine Sieger sind, aber wir werden durch die selbstgewollte Aussprache auf Elternabenden immer mehr nur nach unsern Grundsätzen handeln. Wir werden weiter gezwungen, diese Maximen stets zu läutern und zu befestigen, durch Lesen, Nachdenken, Aussprachen mit Kollegen, damit wir sie verteidigen können gegen einen etwaigen Angriff der Eltern, und damit wir Herr bleiben.

Wir werden also nicht Untertan der Eltern, sondern sind ihnen durchaus ebenbürtig, selbst die Anfänger unter uns, durch das Streben und den heiligen Willen, den Kindern eine schöne Jugend zu bereiten. So werden wir die Eltern oft zu überzeugen haben, was nicht immer an einem Abend erreicht wird, andrerseits wollen wir von ihnen annehmen, alles prüfen. Dadurch erst bereichern wir uns, und die Eltern werden in gleichem Maße den Nutzen davon haben.

Dadurch, daß Eltern und Lehrer sich durch diese Abende nun wirklich kennen lernen, werden die Eltern jeden Standes mehr Achtung vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Lehrern bekommen. Sie gewinnen auch mehr Interesse für das Seelen- und Geistesleben ihrer Kinder, das sie so ernst beobachtet sehen von den Lehrern. Sie werden auch zu mehr Nachdenken über schwebende Schul- und Erziehungsfragen angeregt.

Von vornherein müßten wir uns mit den Eltern darüber aussprechen, daß diese Abende kein „Aus-der-Schule-Plaudern" in den Augen der Kinder werden dürfen. Wohl dürfen die Kinder erfahren, daß Eltern und Lehrer sich oft über sie unterhalten, aber wir müssen die Eltern bitten, lieber über ihr Wissen aus der Schulstube zu schweigen, als es vielleicht in einem unbedachten Augenblick den Kindern vorzuhalten. Wir müssen ihnen da sehr gründlich die Gefahr ausmalen, die ein verstecktes, taktloses Vorgehen, ein Ausplaudern für die freie Entwicklung der Kindesseele bedeutet. Um alles in der Welt nicht das Vertrauen, die Unbefangenheit der Kinder untergraben.

Wann sollen die Elternabende einberufen werden? Möglichst nicht regelmäßig, weil der Zwang, der darin liegt, leicht dazu führen könnte, „viel Lärm um nichts" zu machen, d. h. minderwichtige Vorkommnisse des Abschnittes zur Aussprache zu bringen und sie aufzubauschen. Im Anfang schlage die Lehrkraft vor, daß sie die Eltern zur Zusammenkunft bitten würde, wenn es ihr nötig erschiene. Hoffentlich nehmen später die Eltern so regen Anteil, daß sie wünschen, auch um Einberufung bitten zu können. Darüber läßt sich dann ja leicht verhandeln.

Es scheint im Anfang recht schwierig zu sein, Elternabende gut und für alle Teile fruchtbringend zu gestalten. Doch das soll uns nicht entmutigen. Versuchen wir es einmal selbst und lassen wir uns erst recht nicht entmutigen, wenn die Eltern zuerst nicht so mit ihrer Meinung herauskommen. Wenn wir uns ernst vorbereiten, so werden die Abende schon anregend für alle Teile werden. Über alles müssen wir nur die Wahrheit stellen, nur sie allein gewinnt uns der Eltern Zutrauen, nur sie allein bringt auch die Eltern dazu, ganz wahr gegen uns und sich zu werden. Dann wird der Elternabend ein Wegweiser aus der morschen, alten Schule in die neue Gemeinschaftsschule. Glückauf dazu allen ernststrebenden Lehrern und Eltern.

Hedwig Hölken.

Ein Freudentag bei den Wandervögeln.

Das war ein köstlicher, feiertäglicher Sommerabend draußen im Landheim der Wandervögel! Ein junges, blühendes Menschenpaar, beides frühere Wandervögel, feierte sein Verlobungsfest im liebgewohnten Freundeskreise.

Da hatte es ein Putzen und Schmücken und Vorbereiten gegeben im Landheim! Die Mädel hatten Mehl zusammengesammelt und Kuchen gebacken, richtigen, wirklichen, märchenhaft vielen Kuchen! Nun wurden

die langen Tafeln gedeckt, oben im Dachzimmer des kleinen Bauernhauses; vor jeden Platz kam ein buntes Krüglein zum Kaffee, und Blumensträuße und Kuchenteller reihten sich in heiterster Abwechslung die Tafelflucht entlang. Nun noch einen goldenblühenden Ginsterbusch über der Haustür befestigt! Dann die Lauten gestimmt! Denn die Kunde fliegt heran: Sie kommen!

Schnell sammelt sich die junge Schar vorm Hauseingang. Es ist ein herzerfreuendes Bild, so viel blühende, geradgewachsene Jugend beieinander zu sehen. Wie schlicht und natürlich ist Haltung und Gebärde, wie klar der Ausdruck der reinen Augen! Zu der Klarheit der Erscheinungen stimmt die ureinfache Tracht: Die Mädel haben meist selbstgemachte Kleidchen an; den Ausschnitt, der den braungebrannten Hals freiläßt, zieren selbsterdachte, selbstgestickte Ranken. Die Buben haben den weichen, weißen Hemdkragen um den freien Hals gelegt und die Beine in die kurzen Kniehosen und langen Strümpfe gesteckt. Die kräftigen Hände, die jeden Händedruck so treuherzig-fest zu erwidern verstehen, gleiten jetzt vorsichtig stimmend über die Saiten der Zupfgeige; denn „sie kommen!"

Da treten die Verlobten schon aus dem nahen Walde heraus und bleiben lauschend, lächelnd einige Augenblicke stehen, als sie die hurtig sich ordnende Schar der Kameraden vorm Hause gewahren. Ohne es zu ahnen, bietet das glückliche, junge Paar ein reizendes Bild: Die beiden schlanken, hochgewachsenen Gestalten leicht aneinander gelehnt, verharren sie regungslos; das lichte, rötliche Gewand des Mädchens, das gelbe Wams des Jünglings, der tiefblaue Kornblumenkranz im blonden Haar der Braut, all diese Farben harmonieren überraschend mit dem lichtgrünen Waldhintergrunde. In Ausdruck, Haltung, Gewandung scheinen sie in keinen andern wie in diesen Rahmen hineinzugehören; es ist, als käme ihr inniges Verwachsensein mit der Natur in diesem Bilde sichtbar zum Ausdruck.

Wie wäre es gewesen, wenn dort eine modisch gekleidete Dame, ein schwarzbefrackter Herr gestanden hätte? Ich fühle sofort die Unmöglichkeit dieses Bildes; der traute Zusammenhang mit dem Hintergrunde wäre sofort zerrissen gewesen. Und wie ein Ahnen, kaum in Worte zu fassen, dämmert mir in diesem Augenblick die Bedeutung dieses neuen Menschentums auf — —

„Wie schön blüht uns der Maien" stimmt die Fest- und Freudengemeinschaft vor dem Hause zum trauten Klampfenklange an, und langsam kommen die also Begrüßten näher. Ein ganz kleines Wandervögelein löst sich aus dem Kreise der Singenden, und läuft mit einem Blumenstrauß der Braut entgegen; und nun löst sich das liebliche Eingangsbild auf, Leben, Bewegung kommen in die Gruppen.

Bald poltert's die enge Stiege herauf unter kräftigen Sohlen, und die niedrige, breite Dachstube füllt sich zum Zerspringen mit Menschen, Schwatzen, Lachen, Freude. Daß überhaupt so viel Freude in eine einzige Stube hineingeht!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Tag verdämmert, es wird halbdunkel im Raum. Die Sonne sinkt gen Westen; ein goldenglühender Abendhimmel füllt bis zum Rande das offene Fenster. Da wird es stiller im Festgemach. Die Jüngeren schweigen, eins der Älteren erzählt eine Erinnerung an den glücklichsten Tag seines Lebens, ein anderes trägt ein zartgetöntes, inniges Liebeslied vor.

„Ich glaube, heut ist der schönste Tag meines Lebens", sagt leise die Braut, und fester umfaßt sie die Rechte des Verlobten, die um ihre Schulter gelegt ist.

Da taucht neue Lebensbewegung auf: „Kommt herunter auf die Wiese! es gibt etwas zu sehen!"

Drunten auf grünem Plan ist die Freilichtbühne bereitet, gegen Osten, wo die Wiese von grünem Gebüsch wie von schützenden Vorhängen abgeschlossen ist.

Eine Bank für das Brautpaar und die Ehrengäste ist aufgestellt, eine neckische, humorvolle Bank, die Neigung zeigt, unverhofft nach rechts oder links überzukippen, wenn sie von der Gegenseite nicht genügend beschwert ist. Schnell ist sie unter Lachen auf allen Seiten genügend belastet, und die übrige Zuschauerschar ordnet sich stehend, sitzend, liegend im Halbkreise herum.

Ein Ausschnitt aus Shakespeares Sommernachtstraum geht mit reizender Unbekümmertheit in Szene.

Titania, die Elfenkönigin, tritt auf und neckt sich mit dem eselkopftragenden Liebsten herum, dann ruht sie schlafend im Wiesengrunde, und ihre Elfen nahen zum schwebenden Tanz und singen ihr ein Schlummerlied. Schon hat sich die Dämmerung tiefer niedergesenkt und legt leise entfernende Schleier zwischen Darstellerinnen und Zuschauer. Es ist, als verlöre sich langsam der sanfte Gesang in den Traumtiefen, die aus den dunkelnden Büschen des Hintergrundes aufsteigen, als lösten sich im beginnenden Dunkel die zarten, schwebenden, weißen Gestalten wie im Nebel auf — —

So zauberhaft ist der Stimmungsreiz des sich verhüllenden Bildes, daß eine Stille auf den Zuschauern lagert, als die Weise verklungen, das holde Bild entschwunden ist — — — Erst der fröhliche Beifall, der sich loslöst, ruft die Darstellerinnen wieder in die Nähe und in die Wärme der Erscheinungen von Fleisch und Blut zurück.

Wie schön ist es auf der Wiese! Wie traut ist die Nähe all der lieben Menschen, während sich Welt und Weite von Augenblick zu Augenblick mehr ins Dunkel verlieren!

Alles bleibt im Kreise auf der Wiese sitzen und läßt die beginnende Finsternis sammetweich über sich niederfallen. Die Gesichter sind nicht mehr zu erkennen; nur die Gestalten schimmern verschwommen hervor. Wie lichte Sterne strahlen die Glühwürmchen, die sich die Mädchen ins Stirnhaar gesetzt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Klampfen erklingen mit ihrem sanften, zirpenden Ton, und wie ein selbstverständlicher Ausfluß der Schönheit dieser stillen Stunde strömen Volkslieder dahin, innige, einfache, alte Lieder in leisem, verhaltnem Singen — —

Man fühlt nicht das Weiterschreiten der Zeit, so still rinnt die Nacht — —

So schön ist das Dasein, so lieb, so traut —

„Liebe Welt, liebe Welt,

manchmal denk ich, du bist gut — —"

Die Sterne uns zu Häuptern sind aufgewacht. Über uns ziehen die sieben strahlenden Riesensonnen des Großen Bären geheimnisvoll ihre Bahn; im Südsüdost steigt das Sternbild des Orion feierlich empor. Rötlich glühen seine drei Gürtelsterne.

Da naht langsam Mitternacht und ladet uns zu neuer, prächtiger Feier.

In der Mitte der Wiese ist übermannshoch der Holzstoß aus dürrem Reisig geschichtet.

Der wird nun angezündet; und rasch springen die Sitzenden empor und ordnen sich im Kreise.

Nach dem verträumten Idyll der verflossenen Stunde löst das Hochlodern des Feuers fast dramatische Wirkung aus. Während die Flamme prächtig hochsteigt und ganze Funkengarben über die Köpfe hinweg ins Weite streut, beginnen wir in langsamem Schreiten das Feuerlied zu singen: „Flamme empor!"

Quellfrisch jubeln die jungen Stimmen empor.

Dann schweigt der Sang, eine einzelne Stimme tönt. Eins der älteren Mädchen ist in den Kreis getreten und spricht die Feuerrede. Sie grüßt die Flamme als Symbol des Lebens und der Liebe, sie grüßt die Liebe als liebstes, köstlichstes Geschenk aus Gottes Vaterherz an seine Menschenkinder, sie grüßt die Liebe des bräutlichen Paares.

„Möget ihr in eurer Liebe immerdar reich gesegnet sein und bleiben! Möge eure Liebe euch zum Lebensträger werden, an dem ihr tiefstes Lebenswunder erlebt!

Möge eure Liebe euch zu einem starken Stabe werden, der euch über Höhen und Tiefen, über Abgründe und Klüfte hinwegtrage, und euch treu verbunden erhalten, bis ihr einst am Ende eures Weges euch die Hände lächelnd reicht über eurem Stabe und zueinander sprecht: Und das Leben war doch wert gelebt zu werden, wert um dieser Liebe willen!"

Schweigend stehen die Festgenossen im Kreise.

Regungslos harrt die liebliche Braut und schaut gedankenvoll in die Flammen. Der Bräutigam aber hebt die Hand der Geliebten empor und preßt sie an seine tiefatmende Brust. Hoch gehen die Wogen des Gefühls in ihm — —

„Freunde!" ruft er dann, „laßt uns noch einmal das Lied singen, mit dem ihr uns zum Willkomm grüßtet, das war so schön!"

Und wieder schreiten wir Hand in Hand um das Feuer her und singen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wie schön blüht uns der Maien!
Der Sommer fährt dahin,
mir ist ein schön Jungfräulein
gefallen in meinen Sinn.
Bei ihr ja wär mir wohl,
wenn ich nur an sie denke,
mein Herz ist freudenvoll!"

Ja wie schön blüht uns der Maien!

Wie schön blüht das Leben in dieser Sommernacht!

Das Lied ist verklungen. Eine einzelne Gestalt steht im Ringe der Festgenossen.

Es ist eine Freundin der Braut, von weiter Ferne herbeigeeilt, um diesen Freudentag mitzuerleben. Von wunderbar fein musikalischer Veranlagung, widmet sie sich der Ausbildung in Rhythmus und Tanz. Jetzt hebt sie langsam, ganz langsam die zusammengeschlossenen Hände vor der Brust empor und beginnt, angesichts des Feuers, den uralten Tanz „Das indische Gebet" darzustellen. Es sind die gemessen-feierlichen Bewegungen jener Gebetsübungen, mit welcher die alten Inder die Sonne, die Lebensspenderin, zu verehren pflegten. Langsam, ohne Stoß oder Ruck gleitet der schmiegsame Körper mählich aus einer Bewegung in die andere, aus einer Stellung in die andere. Es ist, als wollte sich die ganze Seele der Knienden und Sichneigenden in diese andächtige, lautlose Gebärdensprache auflösen.

Stille herrscht ringsum. Nur das leise Knistern des zusammensinkenden Feuers ist vernehmbar. Der Tänzerin gerade gegenüber steht die Braut, leicht vornübergeneigt, mit allen Sinnen das Bild der Freundin einsaugend. „Mir war, als tanzte sie nur für mich allein", äußerte sie später, „ich habe ja so gut verstanden, was sie mir mit jeder einzelnen Bewegung sagen wollte!"

Ich streife mit den Augen über die Versammlung der andächtig schauenden Menschen. Wie verschieden sich die lauschende Aufmerksamkeit in jedem der Gesichter, in jeder Haltung ausprägt!

Noch einmal zuckt die Flamme empor und wirft einen grellen Schein auf all diese schweigenden Menschen, daß die Gesichter und Gewänder rotangeglüht aufstrahlen gegen den tiefdunklen Hintergrund der nächtlichen Weite, die sich hinter uns in endlose Finsternis verliert.

Über uns ziehen lautlos und majestätisch leuchtende Sterne ihre ewige Bahn — —

Unvergeßliche Augenblicke!

Da sinkt die Flamme ächzend in sich zusammen.

Die Tänzerin hat sich erhoben und ist in den Kreis der andern zurückgetreten.

Und nun beginnt ein tolles, lebenslustiges Spiel. Bub und Mädel fassen sich bei der Hand und springen jauchzend miteinander über das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verglimmende Feuer, allen voran fliegt in prächtigem Schwunge das Brautpaar.

Und wieder und wieder stieben sie lachend vorüber, bis schließlich jedes mit allen gesprungen ist.

Wie eine wilde Jagd auf deutscher Wiese zur Mitternacht muten die gespenstisch-dunklen Schattenrisse dieser jagenden Gestalten an!

Die meisten Leutchen lagern sich nun um das Feuer, halten mit dem Aufwerfen frischen Holzes das verlöschende Feuer einigermaßen in Glut und vertreiben sich die Stunden bis zum Morgengrauen mit Plaudern, Erzählen und Singen; die Jüngsten werden auf den Boden des Landheims hinauf in die Häckselstreu geschickt, und einige wenige Bettbegünstigte machen sich auf den Weg zum Dorfgasthaus, um geruhsam im buntgewürfelten Bauernbett den Freudenrausch auszuschlafen.

Am nächsten Morgen gibt's wieder freudenreiche Begrüßung im Landheim. Da sitzen sie schön alle in langer Reihe um den Kaffeetisch, haben die Lauten gestimmt und singen einen Rundgesang mit juchzendem Kehrreim. Blank sind die Augen und rosig die Wangen, keine bläßliche Müdigkeit zeugt von der durchwachten Nacht. Es geht ein Strom reiner Gesundheit von diesen frischen, jungen Menschenkindern aus, der stärkend wie Lebenselexier wirkt.

Bald geht's wieder auf die Wiese hinunter, und der Reigen des Lebens beginnt von neuem zu schwingen. Die Kleinen und Kleinsten kommen heut im Morgensonnenschein daran, sie wollen auch was zum Gelingen des Festes beisteuern und haben Märchenfestspiele einstudiert. „Hänsel und Gretel" und „Schneeweißchen und Rosenrot", die liebvertrauten Märchengestalten, kommen leibhaftig aus den Büschen hervor auf die Wiese gesprungen. Köstlich ist die Sicherheit und Unbekümmertheit der kindlichen Darsteller, unvergleichlich die Naivität der Darstellung. Ein Pfefferkuchenhaus? Wer hat das? Eine alte graubraune Decke wird von einem der größeren Mädchen mit ausgestreckten Armen gehalten, daran steckt ein Zettel: „Dies ist das Pfefferkuchenhaus!" Nachher verwandelte sich dieselbe Decke mit naiver Selbstverständlichkeit in das Fell des Bären, der eigentlich ein verzauberter Prinz ist. Lange haben wir nicht so herzlich gelacht bei einer Theatervorstellung, wie hier auf der Freilichtbühne der grünen Sommerwiese.

Unaufhaltsam rollt sich der Verlauf der Festvorstellungen weiter ab, auf Spiel folgt Tanz, ein Sängerwettstreit soll noch vonstatten gehen, immer höher steigt die freudige Lebenswelle; für uns aber schlägt die Scheidestunde, und bald verlassen wir den fröhlichen Menschenkranz, und ein flinkes Wägelein trägt uns von dannen.

Friedlich ruhen um uns in Sonntagsstille Wald und Feld; weithin dehnt sich hoffnungsfroh wogende Saat im leichten Winde, und in der Ferne steigen leicht verschleiert wie feine Filigranspitzen die Türme und Zinnen der nahen Großstadt am Horizonte auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In uns aber singen und klingen noch die Töne der jüngst verlebten Festesstunden nach und lassen die frohbewegte Seele noch nicht zur Ruhe kommen.

Was ist es doch, dies Innerlich-Beglückende, dies Tieffreudige, das diese Stunden in unserm Empfinden ausgelöst? Wie nenn' ich es, dies Frohmachende, das aus allen Mienen, aus all den strahlenden Augen sprach, das all diese Menschen, die sich teilweise zum erstenmal im Leben sahen, geschwisterlich froh und frei aneinander band?

Ich finde den Zauber dieses Festes in den seelischen Harmonien, in dem Einsgestimmtsein der Seelen, in dem liebenden Umfangensein von der Herzlichkeit des Kreises, der alle einte. Nicht der leiseste Mißlaut störte die Freude, denn in diesem Kreise war kein innerlich Fremder, keiner, den nicht der freie Wille der Gastgeber hereingerufen hätte, keiner, dessen Seele nicht frei und leicht mitgeschwungen hätte im Freudenrhythmus des Tages.

Wie eine lichte und unbeschreiblich frohmachende Erkenntnis geht mir die Bedeutung des Festes auf: „So und nicht anders muß die neue Geselligkeit der neuen Menschen beschaffen sein! Eine Gemeinschaft, die frei und ohne Zwang in ihren Kreis hineinruft nur, wen sie liebt, und die eben deshalb aus der Wahrheit ist, die in der Anspruchslosigkeit und Einfachheit der äußeren Aufmachung sich eben die schlichte Form gestaltet, die ihrem inneren Wesen entspricht; eine Geselligkeit voll innerer Harmonie, die sich an das Wahre und Tiefmenschliche in uns wendet, die in der Art, wie sie Menschen mit Menschen in Berührung bringt, ungeahnte Lebenssegnungen zu entfesseln imstande ist."

Deshalb grüße ich euch, Freunde, die ihr mit mir jene unvergeßlichen Stunden verlebtet, mit zukunftsfreudigem Gruß und hoffe auf euch als Träger neuen und wahrhaftigeren Menschentums.

Vally Nagel.

Rund um uns

Deutsche und dänische Kriegsernährung. Aus Anlaß des in Heft 7 des „Vortrupp" veröffentlichten Aufsatzes von Dr. Hindhede „Deutsche und dänische Ernährung während der Kriegszeit" sendet uns Herr Ragnar Berg in Dresden, dessen Nahrungsmittelstatistiken von Dr. Hindhede benutzt worden waren, den folgenden Brief:

Für die im Auftrage des Herrn Dr. Hindhede übersandte Nummer mit dessen Aufsatz über deutsche und dänische Kriegsernährung möchte ich Ihnen hiermit meinen verbindlichsten Dank aussprechen. Gleichzeitig möchte ich mir die Freiheit nehmen, ein Mißverständn's seitens Herrn Dr. Hindhede zu korrigieren: Er hat die Zahlen aus meiner Arbeit auf das männliche Normalgewicht von 70 kg umgerechnet.

Dies war jedoch nicht zulässig: Zunächst wird zwar die von dem Staate verteilte Menge tatsächlich auf den Kopf der Bevölkerung verteilt, wenn wir von den Kindern in den ersten Lebensjahren absehen. Es ist dann aber ein Fehler, wenn man diese Menge auf 70 kg berechnen will, indem man sie proportionsweise nach dem Körpergewicht verteilt, denn sowohl das 24 kg wiegende Kind als auch der Zweizentnermann haben gerade gleich viel bekommen. Ein Verteilen nach Gewicht dagegen kann man bei den frei gekauften Nahrungsmitteln vornehmen, weil diese, abgesehen von der pekuniären Lage des Betreffenden, besonders von seinem Bedarf abhängig sind. Meine Tabelle setzt sich also aus zwei Teilen zusammen: zunächst die staatlich verteilte Nahrung, wovon ein 70 kg schwerer Mann eben auch nur so viel bekommt wie andere, die vielleicht leichter oder schwerer sind. Diese staatlich verteilte Nahrung muß also direkt so in Ansatz gebracht werden. Der zweite Teil, die frei verkäufliche Nahrung, habe ich aber schon auf das Normalgewicht bezogen, so daß meine Schlußzahlen: 32,8 g Eiweiß usw. sich schon auf 70 kg beziehen und nicht weiter umgerechnet werden dürfen. Nach Hindhedes Zusammenstellung hätte man also meine Zahlen direkt mit den von ihm für den erwachsenen Mann berechneten vergleichen müssen, wobei das Resultat natürlich ein ganz anderes wird: Die dänische Bevölkerung hat etwas mehr als die doppelte Menge Eiweiß bekommen, aber mehr als die vierfache Menge Energie. Es ist dies zum Verständnis der Kriegsernährung in Deutschland und der dadurch verursachten Folgeerscheinungen eine absolut notwendige Erklärung, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diesen Brief in Ihrer Zeitschrift abdrucken wollten.

Es muß auch hervorgehoben werden, daß die in meiner Broschüre angegebenen Zahlen einer immer noch relativ guten Ernährungsperiode entstammen, und daß die Ernährung seitdem sich außerordentlich verschlechtert hat.

Mit bestem Dank im voraus, in vorzüglicher Hochachtung

Ragnar Berg.

Ein Grundrecht des deutschen Volkes. Der Bund deutscher Bodenreformer hat bei dem Reichspräsidenten den Antrag gestellt, folgenden Artikel als ein „Grundrecht des deutschen Volkes" in die Reichsverfassung einzufügen: „Der Boden samt seinen Kräften und Schätzen ist unter ein Recht zu stellen, das jeden Mißbrauch verhütet und jeder deutschen Familie die Möglichkeit erschließt, eine Wohnheimstätte (Eigenheim mit Nutzgarten) oder bei beruflicher Vorbildung eine Wirtschaftsheimstätte (gärtnerisches oder kleinbäuerliches Anwesen) zu gewinnen, die ihrem Zweck dauernd gesichert ist. Die Grundrente, d. h. der Ertrag des Bodens, der ohne jede Arbeits- und Kapitalsaufwendung des Besitzers entsteht, ist für die Kulturaufgaben der Gesamtheit nutzbar zu machen."

Jeder aufrichtige Volksfreund muß aufs dringendste wünschen, daß dieser Antrag, der einen gewaltigen sozialen Fortschritt bezweckt, zum Gesetz erhoben wird. Denn mit ihm wird nicht nur die Bekämpfung der Bodenspekulation, des schlimmsten Schädlings unserer Volkswirtschaft, zur Reichssache gemacht, sondern auch unser gesamtes Siedlungswesen in Stadt und Land grundsätzlich neu und gesund gestaltet. Zudem würden durch die steuerliche Erfassung der stetig steigenden Grundrente gewaltige Summen für den Geldbedarf der Volksgesamtheit freigemacht werden können, ohne daß die ehrliche Arbeit irgendwie belastet zu werden brauchte. — Wer nähere Auskunft über die hier berührten Fragen wünscht, der wende sich um kostenlose Übersendung aufklärender Druckschriften an den Bund deutscher Bodenreformer, Berlin, Lessingstraße 11.

Dr. Nagel.

* * *

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 10 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. Juni 1919

An die Freideutsche Jugend!

Die Politik ist ein Rabe. Hört nicht auf das Geschrei der Politik.

Hört aufmerksam auf die Stimmen Gottes, die in eurer Seele sind.

Hört auf den Gesang der Nachtigall, die mit ihren Liedern der Erde einen Heiligenschein windet.

Laßt von aller Politik.

Hört auf den Prediger vom Berge, den Heiland; der sich für uns zerwandert hat aus lauter Liebe.

Erwärmt euch an seiner Menschenliebe.

Dann werden wir blühen.

Unsere Seele wird wie ein Lenzbaum sein.

Hört nicht auf das Geschrei der Politik.

Max Jungnickel.

Randbemerkungen zur Führerwoche von Jena.

III.

An die Arbeiter-Jugend!

Als eure Vertreter — prächtige Kerls waren das, auf die ihr wirklich stolz sein dürft! — in Jena zum ersten Male mit der Führerschaft unserer Freideutschen Gesamtheit zusammenkamen, da mag es denen nicht viel besser ergangen sein, als jenen vielen alten Schlauköpfen aus dem von uns befehdeten Vätergeschlecht, die mit dieser Freideutschen Jugend gar keinen Begriff verknüpfen können, nichts mit ihr anzufangen wissen und immer wieder in wohlgesetzter, ausgeklügelter Rede zu hören verlangen, was wir denn überhaupt Besonderes wollen, welchen gar so geheimnisvollen Zwecken und Zielen wir uns weihen. Mit manchen eurer Vorkämpfer aber — auch dazu haben uns die Tage von Jena verholfen — verknüpft uns wenigstens ein Gefühl der Verwandtschaft, das allerdings jedesmal gewaltig abgekühlt wird, wenn wir uns in unseren Wesensgegensätzen begegnen, auf die ich noch zu sprechen kommen muß. Jedenfalls haben wir in Jena jenes Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit erlebt, das gleiche Gefühl, welches mich beseelte, als ich am ersten Revolutionstage nach langer Irrfahrt schwerbepackt in Köln eintraf, als ich mir da von einem etwa 15 Jahre alten Jungen aus euren Kreisen die Achselklappen abschneiden lassen mußte, von demselben unbändig begeisterten Jungen, der mir nachher, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, einen Teil meines 185-Pfund-Dienstgepäcks schleppte und für diese Umsteigehilfe den üblichen Dankesbeweis empört zurückwies. Damals durfte ich einen Augenblick im Menschenreiche der Brüderlichkeit und gegenseitigen Hilfe leben, von dem in Knud Ahlborns Kundgebungsentwurf (vgl. unser erstes Juniheft) die Rede ist. Ich fühlte mich als Glied unserer Volksgemeinschaft und bemühte mich redlich, über all' die Auswüchse und Übergriffe hinwegzusehen, an denen ja gerade die ersten Tage der Revolution leider so reich waren. Wir machen kein Hehl daraus, daß es damals auch durch unsere Kreise, soweit sie noch wirklich freideutsch und parteipolitisch unbefangen waren, wie ein befreiendes Aufatmen ging, und daß wir höchste Hoffnungen an die anbrechende neue Zeit knüpften.

Aber bald schon sahen wir uns bitter getäuscht, unsere schönen Hoffnungen auf die neue Zeit wurden geknickt, ein Riß ging durch die werdende Volksgemeinschaft. Und das machten all die feindseligen Gegensätzlichkeiten, aufgescheucht durch Klassenhaß und bisweilen nackte Raubgier; ungehemmt wütete der vor keiner Gewalttätigkeit zurückschreckende Fanatismus unbesonnener Mitläufer. Zwar fehlt uns die Einsicht nicht, daß wir es auch da wieder mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Frucht des Krieges zu tun haben, daß all der künstlich genährte Haß, der sich bis dahin über unsere Grenzen hinaus entlud, nun auf einmal nach innen schlug und da weiterfraß, aber wie dem auch sei, wir fühlen schmerzlich, daß dieser Haß uns vollends ausmergeln muß. Wir dürfen uns an diesem Krebsschaden nicht dadurch mitschuldig machen, daß wir ohne treibende Not euren Klassenkampf-Standpunkt teilen. Wir wollen euch die innere Berechtigung dazu nicht abstreiten. Aber wir können und dürfen da nicht mitmachen. Es wäre Feigheit, wollten wir dieser Erkenntnis aus dem Wege gehen.

Soweit wir noch mit im Wandervogel stehen, diesem Vorläufer der großen Freideutschen Bewegung, erleben wir jeden schönen Sonntag von neuem einen Wesensgegensatz zwischen euch und uns. Er betrifft die Lebensführung und das völkische Empfinden (im eigentlichen und nicht im engherzig verbogenen antisemitischen Sinne!). Unsere Aufgabe ist die Selbsterziehung, bei der wir uns große Strenge zur Pflicht machen. Wir übersehen nicht, daß auch eure Führer von bestem Willen beseelt sind, aber sie vermögen des zuchtlosen Treibens nicht Herr zu werden, das sich jetzt überall im Grünen abspielt und bei dem auch die organisierte Arbeiter-Jugend nicht unbeteiligt ist. Wir wollen euch gestehen, daß wir — Klassendünkel spielt keine Rolle dabei — wütend sind, wenn wir immer wieder mit zügellos schweifenden Wanderflegeln verwechselt werden. Den armen Bauern können wir es nachfühlen, wenn sie von einer Landplage reden. Denn, seht wie sie's treiben: Mit ihren schweren Schuhen stampfen sie durch die Wiesen und Saaten, reißen Obstblüte ab und werfen mit Steinen nach Vögeln und Haustieren. Daraus spricht uns nicht nur rohe Gesinnung, sondern auch ungeheuerlicher Mangel an volkswirtschaftlichem Denken. Aber solche Erfahrungen, die geringfügig sind angesichts noch viel schwerwiegenderer, die wir in den letzten Monaten allenthalben haben erleben müssen, lassen uns immer wieder zweifelnd fragen: Ist der deutsche Mensch reif für diese neue Zeit? Ist der Sozialismus als Gesinnung im deutschen Menschen lebendig? Und da schreien uns die brutalen Tatsachen aus allen Winkeln mit ihrem Nein! und abermals Nein! an. So mußten wir immer mehr von der Auffassung wieder abkommen, alle Schuld einzig und allein auf das System zu schieben: Wir fühlten immer deutlicher, daß die Menschen versagten. Not tut uns das Eine und das Andere: Änderung der Einrichtungen und Arbeit am Menschen. Das Eine ist nicht möglich ohne das Andere. Und wir sind nun auf dem Wege, uns wieder gründlicher eines Gedankens zu besinnen, der uns früh er vorzugsweise geleitet hat: daß jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muß. Und dementsprechend unterscheidet sich unsere Aufgabe von der eurigen. Aber es handelt sich da immerhin nur um einseitige Betonung und keineswegs um eine ausgesprochene Gegensätzlichkeit.

Und dann gibt es noch einen weiteren Wesensgegensatz zwischen uns, der eine politische Grundeinstellung betrifft: die materialistische Geschichtsauffassung, an deren Überwindung ja auch in euren Kreisen bereits Kräfte am Werke sind (Gustav Landauer z. B.). Euch gilt im allgemeinen — getreu diesem Dogma der materialistischen Weltauffassung — einzig und allein der wirtschaftliche Eigennutz als treibende Kraft im Gemeinschaftsleben unseres Volkes. Wir können hingegen Kräfte nicht übersehen, die zwar gegenwärtig verhängnisvoll tief in den Hintergrund gerückt sind, von denen man aber sagt, daß sie gerade in unseren Kreisen noch stark am Werke sind. Gemeint sind ideelle gemeinschaftbildende Gewalten, die überquellenden Kräfte der schenkenden Seele. Wir denken an Menschen, denen Geben und Opfern Herzensbedürfnis ist und die sich auf die moderne Allerweltskunst des Ramschens und Erraffens schlecht verstehen. So hassen wir zwar mit euch den unersättlichen Hunger des Bürgers nach wirtschaftlicher Macht, seinen Tanz ums goldene Kalb, den er durch zungenfertige Worthelden aus dem Kreise seiner politischen Interessenver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treter mit ängstlicher, jämmerlicher Verlogenheit immer wieder zu bemänteln versucht; wir bestreiten einem parasitären Rentnertum, dem schlemmenden Spießbürger das Recht, sich über eure materialistische Weltauffassung aufzuhalten. Aber wir wollen uns doch nicht anstecken lassen von dem, was wir bekämpfen! Und uns scheint, als wollten überwiegende Mengen von euch dieser Gefahr rettungslos unterliegen. Der verantwortungsscheue Schachergeist dieses geldgierigen Krämertums droht euch anzustecken, ihr findet immer mehr Gefallen an ihrer oberflächlichen, genüßlichen Welt, an ihrer jahrmarkthaften Talmikultur, an ihrer Mechanisierung, ihrer Maschinenvergötterung, ihrer Versklavung an Sachgüter. Und da scheiden sich unsere Wege insofern, als wir — ohne die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Neuordnung zu verkennen — das Hauptgewicht doch darauf legen, alle Phrasenmäntel herunterzureißen und den heute die Welt beherrschenden Mammonismus — in welchem Parteilager wir ihm auch begegnen! — in seiner ganzen erbärmlichen Nacktheit zu zeigen. Wir wollen mit allen Lügen brechen, die uns eine vorrevolutionäre Zeit vererben will, erbittert schlagen wir die Türe hinter uns zu und rüsten zu einem Neubeginnen kernhaft von Grund auf! Leider nur wenige von euch werden uns im Ansturm gegen die fortschreitende Amerikanisierung auf allen Gebieten des Kulturlebens zur Seite stehen wollen. Und so wartet unser als besondere Aufgabe: das Reich der Seele wieder aufzurichten. Wir sind von dieser Aufgabe tief durchdrungen. Und ich hoffe, daß wenigstens einige von euch es uns nachempfinden können, wenn wir uns deshalb immer wieder dagegen sträuben, uns in den See der Parteileidenschaften hineinzustürzen und uns immer wieder vom lauten Tag mitreißen zu lassen. Leider Gottes gibt es ja auf beiden Flügeln unserer Freideutschen Jugendbewegung prächtige Menschen, die dem politischen Radikalismus verfallen sind und uns durch nicht mehr zu bändigende politische Aktivität aus unseren Kreisen fortgewirbelt wurden. Aber in unserer Mehrheit bleiben wir doch ein einiges Bollwerk, beseelt und zusammengehalten durch eine Sehnsucht, die unaussprechlich zu sein scheint und euch verborgen bleiben muß gleich den immer wieder fragenden Alten, wenn ihr sie nicht erfühlen könnt.

Wir sind zwei verschiedene, wenn auch verwandte Gewalten im Leben unseres Volkes, die selbständig bleiben müssen. Es wäre ganz verkehrt, wollten wir in eurer sozialistischen Jugendbewegung aufgehen. Ihr sorgt euch um die neue Form, wir bemühen uns um ihre Beseelung. Ihr mögt versucht sein, uns zu höhnen, weil wir uns solche beseelende Kraft zutrauen. Tut es immerhin! Aber fürchtet nicht von uns, daß wir euch mit dem „Geiste verrotteter Bürgerlichkeit" anstecken wollen, mißtraut uns nicht als den vermeintlichen Bannerträgern des von euch so genannten intellektuellen Kapitalismus! Verwechselt uns nicht! Werft uns nicht in einen Topf mit jener bürgerlichen, ach allzu bürgerlichen Jugend, gegen die wir uns in unverhohlener Kampfstellung befinden, haltet euch vielmehr an den Jeneser Kundgebungsentwurf, in dem es ausdrücklich heißt: „Die Freideutsche Jugend ringt um die Idee des Menschenreiches der Brüderlichkeit und gegenseitigen Hilfe, das allen Volksgenossen und Völkern ein Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung in innerer Wahrhaftigkeit ermöglicht. Sie setzt sich ein für die restlose Beseitigung aller die Volksgemeinschaft trennenden Gesellschaftsschranken, Klassenvorrechte und Zwangsgewalten. Sie erklärt sich bereit, am Aufbau der neuen Volksgemeinschaft mitzuwirken und fühlt sich hierin solidarisch mit den gleichstrebenden Kräften der deutschen proletarischen und internationalen Jugendbewegung." Mit anderen Worten: die Meißner-Formel ins Politische übersetzt! Was wir auf dem Meißner als unsere besonderen Rechte beanspruchten, das fordern wir heute für alle Menschen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß unser Meißner-Gelöbnis uns auch Pflichten auferlegte, eben jenes Gebot der Selbst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zucht und der Opferbereitschaft für das große Ganze.

Kopfarbeiter sind wir Freideutschen überwiegend. Wenn wir als solche auf den führerischen Beruf des geistigen Menschen zu sprechen kommen, dann werdet ihr uns wohl des Bildungsdünkels zeihen. Aber beachtet, daß wir von einer Verpflichtung zum Führerberuf sprechen, daß wir zu den Vorrechten unserer bürgerlichen Abstammung keine weiteren hinzuverlangen. Ja, wir bedauern es, daß die Revolution von unten her gemacht worden ist, und daß die geistigen Menschen — von der politisch ungenügend geschulten Freideutschen Jugend nicht zu reden! — bei dieser Gelegenheit wieder einmal versagt haben. Als Geistige legen wir andere Maßstäbe an als die meisten von euch. Ihr hörtet in Jena, daß wir einen beliebigen mehrheitssozialistischen Professor höher werten als 20 laute Durchschnitts-Spartakisten. Wäre es nicht jämmerliche Selbsterniedrigung, wenn wir uns unseres beruflichen Eigenwertes nicht bewußt blieben und der fortschreitenden Geringschätzung geistiger Arbeit — gerade von der Seite der materialistischen Weltauffassung her — entgegentreten würden? Wir müssen uns dagegen verwahren, daß die bewegende Idee unterschätzt wird, daß der Industriearbeiter schließlich noch dem Kopfarbeiter und Künstler die Arbeitsbedingungen vorschreibt. Vielleicht verstehen viele von euch nur dann unsere Not, wenn ich auf etwas Materielles aufmerksam mache: daß heute Industriearbeiter das Doppelte und Dreifache des Einkommens von uns Kopfarbeitern haben. Aber diese materielle Not wird von der seelischen noch übertroffen. Jedenfalls schreien diese Verhältnisse geradezu nach einer Gegenbewegung. Und könnt ihr von uns verlangen, daß wir dann vorbehaltlos auf eurer Seite stehen, wo vorzugsweis die Rechte der Hand- und Maschinenarbeiter vertreten werden?

Das sind zahlreiche schwerwiegende Gründe, deretwegen wir nicht geschlossen euren Klassenkampf-Standpunkt teilen können. Nicht Feigheit läßt uns abseits stehen; ihr werdet es erleben können, daß wir Opfer zu bringen wissen, wenn unsere Zeit da ist. Wir können noch keine nennenswerten Opfer bringen. Das ist es ja gerade, was uns zu unserem Schmerz fehlt — und ihr werdet es kaum fassen können, daß uns das schmerzlich ist —: daß wir im allgemeinen keine wirtschaftliche Not erlebt haben, wenn wir sie uns nicht freiwillig auferlegten. Und deshalb wäre es innere Verlogenheit, wollten wir uns für eure wirtschaftlichen Ziele aufopfern. Laßt euch erinnern an das vom Willen zu unbedingter Wahrhaftigkeit beseelte Bekenntnis Wilhelm Hagens, an die ringende Seelennot, die aus ihm spricht: „Wir sind nun einmal Bürgerliche und können nicht aus unserer Haut heraus!" Wir leiden an unserer bürgerlichen Tradition und können uns doch nicht ganz von ihr frei machen. Schmerzlich ist es uns, daß wir verzichtend abseits stehen müssen, während wir euch das Recht nicht abstreiten können, bei dieser wirtschaftspolitischen Revolution Weltgeschichte zu machen. Wenn ihr uns beurteilen wollt, dann vergeßt das Wesentlichste nicht: daß Freideutsche Jugend kein wirtschaftlicher oder politischer, sondern ein seelischer Begriff ist. Gemeinsam haben wir am alten System gelitten. Was euch wirtschaftlich gedrückt hat, das ist das gleiche System, für das wir in der Schule planmäßig abgerichtet worden sind und unter dessen seelischer Folter wir gelitten haben. Deshalb sehen wir mit euch im Sturz der alten Mächte alles andere als inneren Niedergang; einig sind wir mit euch in der Absage an die imperialistische Gedankenwelt unserer gescheiterten Welteroberer. Nur treten bei uns seelische Motive an die Stelle eurer vorwiegend wirtschaftlichen.

Wir können nicht zu euch kommen, der Klassenkampf-Genossen habt ihr ohnehin zur Genüge; kommt soweit ihr euch uns verwandt fühlt, herüber zu uns; auf seelischem Gebiete fehlen uns die Mitarbeiter. Ich will versuchen, euch über unser Wesen noch weiter Klarheit zu verschaffen, indem ich vom ersten Punkt des Kundgebungs-Vorschlages

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgehe, worin es heißt, daß wir die Entfaltung der menschlichen Seele wollen.

Wir sind zu der Einsicht gekommen, daß die Seelenknechtung im alten Reiche schier unerträglich geworden war, daß die bisher aufgebrachte seelische Empörung aber nicht hingereicht hat, alle Verknöcherung zu zerbrechen und die Seele vollkommen zu entfesseln. Insbesondere an der Schule ist die Revolution ziemlich spurlos vorübergegangen; reaktionäre Gesinnungstüchtigkeit feiert noch hier und da Triumphe. Strebertum und Protektionswirtschaft machen sich wieder mehr und mehr breit. Der revolutionäre Geist in unseren Kreisen verbürgerlicht sich immer mehr, statt daß er das Reich der Kultur erfüllte, in dem leider viel zu zögernd die revolutionären Konsequenzen gezogen werden. Und da glauben wir uns als die Jugend berufen, hier von innen heraus zu revolutionieren. Herausfordernde Kampfansage, Aufstand des jugendlichen Geistes tut not! Es läßt unserer Seele keine Ruhe, wir können uns mit dem bereits Erreichten nicht zufrieden geben, es würde uns jämmerliche Halbheit bedeuten, wenn wir es uns mit dem Gelingen eurer wirtschaftlich-politischen Revolution genügen ließen. Wir dürfen unsere freideutsche Seele nicht an irgend etwas Oberflächliches, Vorläufiges verkaufen. Wir trachten nach Tiefe und sehen, vorläufig noch sprachlos erschüttert abseits stehend, unsere Aufgaben angesichts der gegenwärtigen Krisis der europäischen Kultur uns entgegenreifen.

Priester einer unsichtbaren Kirche, Hüter des Wesentlichen wollen wir sein. Und deshalb war es kein echter Ausdruck unseres freideutschen Wesens, daß wir uns in den verflossenen Monaten dieser und jener Partei verschrieben. Eine andere, eben unsere Revolution gärte schon vor dem Kriege. An den Aufgaben dieser Revolution mitzuarbeiten ist der Freideutschen heilige Pflicht, ihr muß zum Durchbruch verholfen werden. Wir müssen dafür sorgen, daß die Revolution in die Tiefe wächst und dort im Seelischen verankert wird, in religiösem Urgrund. Wir glauben zuversichtlich, daß aus dem Wirrwarr der Gegenwart eine neue Menschenzukunft geboren werden kann, wenn wir zurückkehren zum Urquell, den uns die Zivilisation verschüttet hat, zurück zur Natur, was aber — wie Nietzsche treffend betont hat — recht eigentlich kein Zurückfallen bedeutet, sondern ein Hinaufsteigen.

Ihr seht in uns leidenschaftlich Entflammte für diese neue Menschenzukunft. Wir sehen ein neues Geschlecht heraufkommen, dem wir Wege bahnen und Gefolgschaft von Gesinnungsgenossen werben wollen. Suchende, Gläubige, jasagende, zupackende Menschen sind wir, in denen schöpferische Sehnsucht lebt, der Wunsch zu formen, zu gestalten, zu meistern. Eine ungeheuere Spannung ist in uns angehäuft, aber wir dürfen sie nicht vorzeitig entladen, sondern müssen unsere Fruchtbarkeit abwarten. Deshalb dürfen wir uns nicht Vorläufigem hingeben, sondern müssen auch darin unsere seelische Kraft beweisen, daß wir uns zähmen und fernhalten vom Straßenlärm und Tageskampf. In unsere Gedankenkreise treten immer neue wesentliche Gebiete, mit denen unsere Freideutsche Seele gegenwärtig ringt, so daß sie reich und immer reicher wird, bis unsere schwerste Not uns schließlich zwingt, aus reicher Fülle heraus, die alte Meißner-Sehnsucht zu erfüllen. Diese Erfüllung wird aus der Tiefe unserer Seele quillen.

So seht ihr in uns Menschen, die des stolzen Glaubens sind, nicht überflüssig zu sein, sondern ihre besondere Aufgabe erfüllen zu müssen. Es ist bedauerlich, daß dieser Glaube, dieses Selbstbewußtsein nach unseren ungeheueren Kriegsopfern nur noch in so wenigen lebendig ist. Gerhard Fils hat ihm in Jena am schönsten Ausdruck gegeben, ohne allerdings den gebührenden Widerhall zu finden. Er führte ungefähr aus: wir müßten abwarten und reifen lassen. Zum Klassenkampf taugten wir nicht; die Proletarierjugend könnte auch ohne uns fertig werden. Unser Bestes würden wir opfern, wollten wir in der Proletarierjugend münden. Wir würden dann unsere Aufgabe verlieren. Unsere Not kennten die Proletarier offenbar garnicht, obwohl sie zum mindesten ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rade so groß sei, wie die der Arbeiterjugend. An unserer geistigen Revolution mitzuarbeiten schiene die Arbeiterjugend offenbar nicht bereit zu sein. Soweit die beherzigenswerten Mahnworte von Gerhard Fils, dem irgendwer mit dem Zwischenruf zu Hilfe kam: „Die Freideutsche Jugend ist wichtiger als Krieg und Revolution!"

Wir werden die großen Aufgaben, die unser warten, nur dann nicht verfehlen, wenn wir uns unseres inneren Wertes bewußt bleiben und uns mit der ganzen aufgespeicherten Leidenschaftlichkeit unserer Seele auf sie stürzen, wenn uns unsere Zeit erfüllt zu sein scheint. Von euch aber werden uns vielleicht erst wenige verstehen, die nicht gar zu sehr befangen sind in den Gedankengängen der materialistischen Weltauffassung und imstande sind, noch über den bloßen Klassenkampf-Standpunkt hinauszukommen.

Wir müssen verbindende Brücken zueinander finden. Aber die lassen sich nicht von heut auf morgen bauen, allenfalls vom Glauben, von dem man ja sagt, er schlage Brücken. Laßt uns versuchen diesen Glauben aufzubringen und miteinander im Sinne Lagardes als Brudervolk zu leben: Du um Du.

Walter Hammer.

Los von den Parteien!

Aufruf zur Besinnung an alle bewußt Freideutschen!

Es gibt kein Rechts, kein Links für Freideutsche! Verrat am freideutschen Gedanken ist's, wenn viele gerade der Besten der Bewegung den sozialistisch-kommunistischen Ideen erlegen sind und nicht mehr zurückfinden — Verrat auch, wenn andere aus unsern Kreisen aufgehen in den nationalen Parteien der Reaktion.

Freunde! Wir sind von je ein revolutionäres Geschlecht gewesen, das mit scharfen Waffen gegen allen konventionellen Lug und Trug, gegen Sattheit und Philistertum kämpfte. Ja, wir grüßten die Revolution damals in jenen Novembertagen, jubelten ihr zu in der Hoffnung, daß diese Empörung der geknechteten Menschheit uns die Revolution des Geistes brächte, glaubten, sie würde die Tore richten dem kommenden, dem neuen Menschen. — Toren, die wir waren! Masse blieb Masse, ist's heute noch. Deutschland, statt durch den Sturz der Imperialisten vom Materialismus frei zu werden, droht heute mehr denn je, darin zu ersticken. Das Bild der Zerrissenheit, das unser Volk im großen gibt, haben wir gleich ausgeprägt in der freideutschen Bewegung im kleinen. Festlegung rechts und links und schlimme Fehde beider Lager.

Ihr Brüder, die ihr Parteimenschen wurdet, denkt ihr daran, daß eben Jugendlichkeit und Ungebundenheit unser köstlichstes Gut sind? Sagt, lebt nicht im Wandervogel und Freideutschtum so viel Höheres als alle Partei- und Spießer-Politik? Denkt ihr daran?

Was, fragen wir euch, sind diese politischen Parteien anders als materielle Gebilde, Interessenvertretungen, die das verfechten was wir überwinden wollen? Was haben wir mit ihnen zu schaffen?

Daß wir uns auf uns selbst besännen!

Die „Freideutsche Jugend" ist eine geistige Bewegung. Wir sehen in ihr die um Gestaltung ringende Forderung Nietzsches: „Ihr sollt gehen als ein Schatten dessen, das kommen muß." Durchdrungen von diesem Geiste stehen wir turmhoch über allem Parteiwahn. Es können die Fesseln der Einseitigkeit einer der bestehenden Parteien uns nicht halten.

Nicht Partei, sondern Bewegung!

Nicht national, nicht sozialistisch, sondern freideutsch! Suchen wollen wir und arbeiten aneinander, daß wir den Weg zum neuen Menschen finden! . . .

Karl Rauch.

Nietzsche-Wort.

Gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unversöhnlichsten im Haß, am ungerechtesten in der Liebe.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 13/14 1. und 2. Juliheft

Zur freundlichen Beachtung. Um den sehr wichtigen Leitaufsatz nicht teilen und dadurch in seiner Wirksamkeit beeinträchtigen zu müssen, geben wir diese Nummer als Doppelnummer 13/14 heraus. Die nächsterscheinende Nummer des „Vortrupp" ist also das erste Augustheft Nummer 15.

Schriftleitung des „Vortrupp".

Veit Valentin.

Hamburg, den 10. Juni 1919.

Als ich vor sechsundzwanzig Jahren meinen juristischen Doktoreid leistete, da legte ich in ihm das Gelübde ab: „Recht zu schützen, dem Unrecht zu wehren nach meiner Kraft." Ich habe Das nie als bloße Formel empfinden können, sondern versucht, danach zu handeln, wo immer mir das Leben Gelegenheit dazu gab: Wer mich kennt, wird mir das bezeugen. Und wenn schon immer die Wahrheit galt: „Justitia fundamentum regnorum", das ist: „Die Gerechtigkeit ist die Grundmauer des Staates", so glaube ich, daß heute weniger als je unser armes deutsches Land es ertragen kann, daß Recht Unrecht bleibe. — Ferner aber: Eines habe ich nie ruhig mitansehn können: die Mißhandlung eines Wehrlosen.

Darum habe ich stets gehofft, daß es meiner Zeitschrift, dem „Vortrupp", vorbehalten sein möge, die erste gründliche Darstellung des Falles Veit Valentin zu geben. Ich versuche nunmehr, Das zu tun, nachdem ich sämtliche mir erreichbare Urkunden gesammelt habe, die den Fall betreffen.

Und ich bitte ausdrücklich: Möge sich niemand abhalten lassen, die Sache genau zu lesen, dadurch, daß sie lang ist: Sie ist fesselnd, wie ein Roman. Und wer sie gelesen hat, der ist dann um die Erfahrung reicher, daß in unserm Deutschland — und zwar gerade da, wo wir die größte geistige Freiheit vermutet haben, in der Professorenschaft unsrer Hochschulen — Dinge möglich waren, an deren Vorkommen Keiner glauben würde, dem sie nicht bewiesen worden sind.

Am 5. Februar 1917 wurde der außerordentliche Professor der Geschichte, Dr. phil. Veit Valentin in Freiburg im Breisgau, durch die folgende, an ihn gerichtete, Verfügung des damaligen badischen Kultusministers Dr. Hübsch aus seinem Amte gestoßen (soweit die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dieser Verfügung genannten Namen und Vorgänge nicht ohne Weiteres verständlich sind, werden sie es im Laufe meiner Ausführungen werden):

„Wir haben inzwischen die Akten des Kgl. Amtsgerichts München in der Privatklagesache des Professors Coßmann gegen Sie erhoben. Aus denselben, insbesondere aus dem Protokolle über die Schöffengerichtssitzung vom 30. November 1916, ergibt sich, daß Sie gegen den Privatkläger schwer beleidigende Äußerungen getan haben, deren Unwahrheit durch die Beweiserhebung erwiesen worden ist und die Sie als unbegründet zurückzunehmen sich genötigt gesehen haben. Durch dieses Verhalten haben Sie die aus Ihrer Stellung als akademischer Lehrer erwachsenden Pflichten in ernstester Weise verletzt und den Anspruch auf Aufrechterhaltung der venia legendi*) verwirkt. Sie haben überdies auch durch unangemessenes Verhalten gegenüber einem älteren Fakultätsgenossen, dem derzeitigen Prorektor der Universität Freiburg, Geh. Hofrat Professor von Below, Ihre Stellung in der Fakultät unhaltbar gemacht.

Wenn wir gleichwohl davon absehen, dem Antrag der philosophischen Fakultät entsprechend die Entziehung Ihrer Lehrberechtigung alsbald auszusprechen, so geschieht dies lediglich auf Ihre Bitte in wohlwollender Berücksichtigung Ihrer persönlichen Verhältnisse wie der ungewöhnlichen Sachlage. Wir werden Ihnen aber die venia legendi entziehen, falls Sie nicht spätestens gegen Ende des Sommersemesters 1917 freiwillig darauf verzichten. Eine Erstreckung dieser Frist ist ausgeschlossen.

Im Vorlesungsverzeichnisse der Universität Freiburg für das Sommersemester 1917 werden Sie nicht mehr aufgeführt werden; eine Lehrtätigkeit an der Universität Freiburg kann Ihnen nicht mehr gestattet werden."

Es ist wichtig, sich klarzumachen, daß dieser Bescheid des Kultusministers tatsächlich eine unentrinnbare Ausstoßung Veit Valentins aus seinem Amte enthielt. Der Schlußabsatz des Bescheides sagte ihm: „Wir werfen Dich jetzt sofort tatsächlich hinaus." Und der vorletzte Absatz des Bescheides fügte hinzu: „Und spätestens gegen Ende des Sommersemesters 1917, also gegen Anfang August 1917, werden wir Dich auch offiziell hinauswerfen. Dieses Schicksal ist unentrinnbar, wir lehnen es sogar von vornherein ab, auch nur seine Frist zu erstrecken. Du kannst ihm nur dadurch entgehen, daß Du Dich vorher selbst hinauswirfst." — Diesem absoluten Zwange folgend hat Veit Valentin den Verzicht auf seine venia legendi im Mai 1917 vollzogen.

Diese Verfügung des badischen Kultusministers, die Professor Valentins berufliche Existenz vernichtete, erging, ohne daß er vorher vorgeladen worden wäre oder daß ihm irgendeine Gelegenheit gegeben worden wäre, sich in einer mündlichen Verhandlung zu rechtfertigen. (Mit einer solchen mündlichen Verhandlung hatte insbesondre auch ein Besuch nichts gemein, den Veit Valentin Mitte Dezember 1916 dem Kultusminister gemacht hatte; da hatte Veit Valentin nur die im Absatze 2 des Ausstoßungsbescheides erwähnte Bitte vorgetragen

*) Zu deutsch: Lehrberechtigung. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu dem Zwecke, nötigenfalls Zeit zu gewinnen für eine Umhabilitierung*).)

Aufgabe meiner heutigen Darstellung ist die Prüfung, ob diese Verfügung des badischen Kultusministeriums sich rechtfertigen läßt oder nicht. Wie die Begründung der Verfügung zeigt, sind dabei zwei verschiedene Fälle zu prüfen: der Fall Valentin-Coßmann und der Fall Valentin-v. Below, die die beiden ersten Teile meiner Darstellung ausfüllen werden. Als deren dritter Teil ergibt sich dann eine Betrachtung über das Verhalten der Fakultät und des damaligen badischen Kultusministeriums in der Angelegenheit. Und im vierten Teile wird kurz gesagt werden, was nach Alledem in dieser Sache jetzt zu fordern ist.

I. Der Fall Valentin-Coßmann.

Im Jahre 1915 stand Professor Veit Valentin als Soldat im Garnisondienste in Freiburg im Breisgau. Sein Verwendbarkeitsgrad war „arbeitsverwendungsfähig, für Armierungstruppen nicht geeignet". Beschäftigt war er zunächst bei der Briefzensur, seit August 1915 aber für das Nachrichtenbureau des Armeeoberkommandos Gaede. Im Dezember 1915 forderte das Auswärtige Amt in Berlin ihn ein, damit er in seiner Eigenschaft als Geschichtsforscher eine objektive Darstellung der deutschen auswärtigen Politik seit 1902 verfasse. Das dafür nötige Quellenstudium betrieb er bis zum Mai 1916 in Berlin; dann kehrte er in den Garnisondienst in Freiburg zurück, wo er gleichzeitig die Arbeit für das Auswärtige Amt niederschrieb. Im Juli 1916 forderte ihn das Auswärtige Amt zum zweiten Male ein (und zwar diesmal für dessen „Zentralstelle für Auslandsdienst"), damit er nunmehr eine Arbeit über die Vorgeschichte und die Geschichte des Krieges für das neutrale Ausland schreibe. Dieser zweite Dienst Veit Valentins beim Auswärtigen Amt begann am 23. Juli 1916.

Als sich Veit Valentin, um diesen zweiten Dienst beim Auswärtigen Amt anzutreten, auf der Reise von Freiburg nach Berlin befand, verweilte er am 20. und 21. Juli 1916, also einige Tage vor Antritt seines Dienstes beim Auswärtigen Amt, in München. Den Abend des 20. Juli hatte er bei dem Universitätsprofessor Geheimrat Erich Marcks, dem berühmten Geschichtsforscher, verbracht; und am 21. Juli vormittags suchte er Herrn Professor Dr. Paul Nicolaus Coßmann auf, den Herausgeber der Zeitschrift „Süddeutsche Monatshefte". Mit diesem war Veit Valentin bekannt: Coßmann war Schüler von Valentins verstorbenem Vater gewesen, der als Gymnasialprofessor in Frankfurt am Main gelebt hatte. Der hatte Coßmann wegen dessen philosophischer Neigungen besonders gefördert, hatte ihn als Schüler öfter zu sich ins Haus kommen lassen und hatte ihn als

*) Das ist: Übertritt an eine andre Universität. H. P.

Studenten an Berliner Gelehrte empfohlen. Die so begründeten Beziehungen hat Coßmann auch nach dem Tode des alten Professor Valentin, nunmehr dessen Witwe gegenüber, fortgesetzt. Veit Valentin seinerseits ist öfter bei Coßmann in München gewesen, als Student, auch als junger Doktor. Als Veit Valentin sein erstes Buch schrieb, trat er mit Coßmann in Verbindung, war auch gelegentlicher Mitarbeiter der „Süddeutschen Monatshefte". Zuletzt hatten sich Veit Valentin und Coßmann noch im Sommer 1914, kurz vor Kriegsausbruch, in München im Hause eines Universitätsprofessors getroffen. — Veit Valentin betrachtete Coßmann als guten, alten Bekannten und hatte jetzt das Bedürfnis, ihn einmal wiederzusehen.

Valentin begrüßte Coßmann mit den folgenden Worten: „Ich komme aus Freiburg, wo ich wieder fast drei Monate Garnisondienst gemacht habe; ich hatte diesen Winter einen Auftrag vom Auswärtigen Amte und gehe wieder nach Berlin. Ich bin hier, um Erich Marcks aufzusuchen und möchte Sie gern auch einmal wiedersehen." Coßmann stellte ihm dann gleich einen Herrn vor, der im selben Zimmer war: das war Herr Theodor Heuß, Teilhaber der Papierfabrik, die das Papier für die „Süddeutschen Monatshefte" liefert, und Mitglied des Aufsichtsrats der Gesellschaft, der diese Zeitschrift gehört. — Wie es die Zeitverhältnisse mit sich brachten, entwickelte sich sofort zwischen Coßmann und Valentin ein politisches Gespräch, an dem sich nach einiger Zeit auch Heuß etwas beteiligte. Dieses Gespräch dauerte anderthalb Stunden, sowohl Coßmann wie Valentin wurden dabei sehr erregt.

Gegenstand des Gespräches war der damals im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehende Gegensatz zwischen Bethmann Hollweg und Tirpitz. Das Wesentliche dieses Gegensatzes war ja kurz dies: Verschiedene, sehr laute, Gruppen und Personen: die „Alldeutschen", Professor Dietrich Schäfers „Unabhängiger Ausschuß für einen deutschen Frieden", ein „Volksausschuß für die rasche Niederkämpfung Englands", der Leitartikler der „Deutschen Tageszeitung" Graf Reventlow usw., verlangten die sofortige Aufnahme des uneingeschränkten U-Boots-Krieges. Der Reichskanzler Bethmann Hollweg weigerte sich, auf dieses Drängen einzugehen, solange die Entscheidung aller Berufenen, Verantwortlichen und Wissenden in Reichsregierung, Heer und Flotte den uneingeschränkten U-Boots-Krieg noch für verfrüht erklärte. Denn das taten, vor dem 31. Januar 1917, insbesondere auch Hindenburg und Ludendorff, wie Hindenburgs Warnung an den Schäferschen Ausschuß am 15. Oktober 1916 und Ludendorffs Schreiben an den Abgeordneten Schiffer aus der ersten Hälfte desselben Monats bewiesen*). Entscheidend für diese Haltung Bethmann Hollwegs waren im Wesentlichen zwei Gesichtspunkte: Erstens war, nach dem Urteile der berufenen, seemännischen und militärischen Verantwort-

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 22 von 1916, Seite 684 und 678.

lichen, vor dem 31. Januar 1917 die Zahl der verfügbaren U-Boote zu gering, um einen Erfolg erhoffen zu lassen. Und zweitens durften wir die, für jeden Nüchternen ohne weiteres voraussehbare, Folge des Beginnes des uneingeschränkten U-Boots-Krieges, nämlich die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach dem Urteile aller militärischen und politischen Sachverständigen nicht auf uns nehmen, bevor die Niederwerfung Rumäniens endgültig feststand*). Diese beiden höchst einfachen Dinge konnten oder wollten die lauten Unverantwortlichen, die zum sofortigen Beginne des uneingeschränkten U-Boots-Krieges drängten, nicht sehen: Die Gedankenwelt, in der sie lebten, offenbarte sich zum Beispiel in einer Versammlung, die eine Reihe ihrer Hauptvertreter am 30. Juli 1916 im Hotel Union in München abhielten: Dort erklärte ja ihr vielleicht allerlautester Wortführer, man brauche für den uneingeschränkten U-Boots-Krieg 30 (dreißig) U-Boote: nämlich 2 im Kanal, 2—3 bei Liverpool, 2 am Tyne, 1 bei Bordeaux, 2—3 in der Nordsee. Das seien also zusammen 10. Da dreimalige Ablösung nötig sei, so bedürfe man also einer Gesamtzahl von 30 (dreißig) U-Booten! Der grauenhafte Leichtsinn, mit dem diese Kreise es unterlassen hatten, sich irgendwie über die ungeheure Kraft der nordamerikanischen Republik zu unterrichten, kam wohl am entsetzlichsten zum Ausdruck, als in jener Versammlung des Schäferschen Ausschusses vom 15. Oktober 1916 ein Mann, der Pastor und aus Plötzensee war, aufstand und sagte: Für sein persönliches Empfinden, und er glaube, daß es von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes geteilt werde, würde es nichts Erfreulicheres geben, als einen offenen Anschluß Amerikas an unsre Feinde. Diese furchtbare Verblendung dieser Menschen hat ja bis in das Jahr 1918 gedauert, wo noch am 16. Januar der damalige preußische Finanzminister Hergt — jetzt ist er der Führer der „deutschnationalen Volkspartei" — die unvergeßliche Verkündung vollführte: „Die große Armee über dem Wasser kann nicht schwimmen, sie kann nicht fliegen, sie wird nicht kommen." Der Reichskanzler Bethmann Hollweg, der diesem Treiben pflichtgemäß widerstand, wurde von einem Teile der Unverantwortlichen und von ihrer Presse auf das unausdenkbarste beworfen: So fiel in jener Münchner Versammlung vom 30. Juli 1916 der Ruf: „Man muß Bethmann über den Haufen schießen." Die „Alldeutschen

*) Es kommt in diesem Zusammenhange nicht darauf an, daß sich der Beginn des uneingeschränkten U-Boots-Krieges am 1. Februar 1917 dann auch noch als verfehlt erwiesen hat. Daß er auch jetzt nicht gelang, war ein Unglück, für das Bethmann Hollweg in Ansehung all der, ihm von den berufenen seemännischen, militärischen und wirtschaftlichen Sachverständigen gegebenen, Gutachten nicht verantwortlich ist; bekanntlich ist die Entscheidung insbesondere dadurch mit herbeigeführt worden, daß der Minister Helfferich einen plötzlichen Meinungswechsel erlitt. Aber ein früherer Beginn wäre aus den angeführten Gründen eine verbrecherische Gewissenlosigkeit des Reichskanzlers gewesen. H. P.

Blätter" tobten gegen ihn mit Schmähungen wie diese: „Diesen Kampf [den deutschen Daseinskampf] können wir aber nicht gewinnen, wenn wir von Männern geführt werden, die im Herzen schon besiegt sind, die heimlich dem Baal-Mammon der Feinde opfern und ihn mehr fürchten als unsern Gott." Eine solche Tonart war in den Blättern dieser Richtung überhaupt üblich, und die Zensur, deren Organe in sehr erheblicher Zahl im Banne der Unverantwortlichen standen, sah durchweg schmunzelnd zu. — Zum obersten Führer ernannte sich diese Strömung den im Mai 1916 verabschiedeten Großadmiral v. Tirpitz. Der hatte ja seinen Abschied darum genommen, weil er den uneingeschränkten U-Boots-Krieg schon im Februar 1916 hatte durchsetzen wollen und damit keinen Erfolg gehabt hatte: Der Admiralstab hatte, als Tirpitz noch im Amte war, am 22. Februar 1916 eine Denkschrift erlassen, worin erklärt wurde, bei uneingeschränktem U-Boots-Krieg müsse England nach 6 Monaten wegen Verhungerungsgefahr die Waffen strecken. Und noch im Jahre 1917 ist in der bekannten Lehmannschen Kriegszielbroschüre, die vom „Alldeutschen Verbande" in gewaltigen Massen im Lande und an der Front verbreitet wurde*), ausdrücklich verkündet worden: „Großadmiral Tirpitz erklärte seinerzeit, daß 6 Monate nach Beginn des rücksichtslosen U-Bootkrieges England in die Knie gerungen sei. Er mußte sein Amt niederlegen und der Krieg dauerte fort. Jetzt hat unser Kaiser den rücksichtslosen U-Bootkrieg befohlen, und der Krieg wird in wenigen Monaten beendet sein." Und Tirpitz ließ sich die Wirkung dieser Berufung auf ihn monatelang ruhig gefallen. — Seit 1916 war er gleichzeitig der geistige Mittelpunkt und der Sturmbock des ganzen Treibens gegen Bethmann Hollweg.

Dies war die Gedankenwelt, in der auch Coßmann lebte; er war in jeder Faser seines Wesens von ihr durchtränkt. Seine „Süddeutschen Monatshefte" hatten das Wort geprägt: „Wir sind für Tirpitz und gegen Kulturpolitik"; in dem Gespräche mit Valentin hat er — durchaus in dem gleichen Geiste, der zwölf Wochen später aus jenem Pastor aus Plötzensee redete — bedauert, daß der Krieg mit den Vereinigten Staaten nicht ausgebrochen sei: die Ehre des deutschen Volkes hätte es verlangt, daß wir Krieg mit Amerika begonnen hätten.

Sofort bei Beginn des Gespräches mit Veit Valentin erklärte Coßmann, sie, die Münchner, hätten, nachdem sie von der gegenwärtigen Reichsleitung — also von Bethmann Hollweg — „fortgesetzt angelogen" worden seien, das Vertrauen zu ihr völlig verloren; sie vermöchten nur in einem neuen System, wie es allein der Name Tirpitz bedeute, die Möglichkeit einer Rettung Deutschlands zu erblicken. Valentin widersprach diesem Anwurfe Coßmanns gegen den

*) Im „Vortrupp" vom 1. Juli 1917 unter dem Titel „Lehmanns Kriegsziele" von mir behandelt. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichskanzler energisch. Valentin erklärte in der Abwehr dieses Anwurfes weiter, Coßmann überschätze Tirpitz' marinetechnische Verdienste, und fügte hinzu, er, Valentin, halte auch die Gerüchte für zutreffend, daß Tirpitz der Reichsregierung unrichtige Zahlen über die verfügbaren U-Boote angegeben habe, und daß diese Unrichtigkeit erst durch die richtigen Angaben von Tirpitz' Nachfolger, dem Herrn v. Capelle, richtiggestellt sei. Diese Gerüchte liefen damals überall um, und waren auch Coßmann und Heuß bekannt; beide widersprachen ihnen in dem Gespräche mit Valentin heftig. Weiter erzählte Valentin an Coßmann, was er über Bethmann Hollwegs Auffassung über die Friedensmöglichkeiten gehört hatte. Bei dem ganzen Gespräch, das, wie schon erwähnt, von beiden Seiten teilweise sehr erregt war, sprach Veit Valentin offen seine Meinungen aus. Er wußte ja, daß er ein vertrauliches Gespräch mit einem alten Bekannten führte, den zudem noch seine Standesehre als Redakteur zu besonderer Verschwiegenheit verpflichtete. Und er nahm als selbstverständlich an, daß auch der mitanwesende Heuß diese doppelte Vertraulichkeit des Gespräches unbedingt achten würde; er glaubte Heuß hierin unbedingt trauen zu sollen, indem er ihn nach dem vornehmen Grundsatze einschätzte und behandelte: „Die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde."

Was nun insbesondere jene Gerüchte über Tirpitz anging, die, wie bereits gesagt, damals überall herumliefen und auch Coßmann und Heuß schon bekannt waren, so waren sie objektiv unrichtig. Das muß als erwiesen gelten, nachdem Bethmann Hollweg es am 22. August 1916 in seiner Antwort auf eine noch zu erwähnende Beschwerde von Tirpitz bestätigt hat. — Die Quelle jener Gerüchte war aber diese: In der Sitzung eines Bundesratsausschusses vom 3. März 1916 hatte der Kommissar des Großadmirals v. Tirpitz den Ausschußmitgliedern auf Verlangen Mitteilungen über unsern Bestand an U-Booten gemacht. Von diesen Angaben dieses Kommissars gilt, daß sie, wie es später in der Öffentlichkeit beurteilt worden ist, „sehr summarisch" gehalten waren, und deshalb „bei einzelnen Zuhörern mißverständliche Auffassungen hervorriefen". Von diesen Ausschußmitgliedern gingen an die von ihnen vertretenen Regierungen Mitteilungen, die das Mißverständnis weiter verbreiteten. Und es drangen die so erregten falschen Vorstellungen über eine U-Bootszahl, die höher war als die wirkliche, durch das ganze Land.*) Als Bethmann Hollweg von der Sache Meldung erhalten hatte, veranlaßte er zwar alsbald, daß sofort, nämlich schon am 6. März 1916, demselben Bundesratsausschuß Aufklärungen zugingen, die nicht mehr mißverstanden werden

*) Vgl. den Artikel „Ein Mißverständnis im Bundesrat" in der Abendausgabe der „Vossischen Zeitung" vom 13. Oktober 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konnten. Aber es war bereits zu spät, um jene unrichtigen Vorstellungen, für deren Verbreitung durch das ganze Land jene Mitteilungen von Tirpitz' Kommissar am 3. März ursächlich geworden waren, noch zu unterdrücken. Und dieser Zustand wurde dann von gewissen Leuten freudig ausgebeutet; es war so, wie es die nationalliberale „Magdeburgische Zeitung" im September 1916 von einer „gewissen Clique" gesagt hat, „die sich den Anschein besonders guter Beziehungen zu Herrn v. Tirpitz geben wollte": „Diese Herrschaften", so sagte damals die genannte nationalliberale Zeitung, „haben in der Tat mit falschen Zahlen in der U-Boots-Frage gearbeitet. Hier liegt der springende Punkt ... Nicht der Großadmiral ist in seinen Angaben von denen seines Nachfolgers abgewichen, selbstverständlich nicht, aber die sogenannten Tirpitzianer haben mit phantastischen Zahlen und mit allerlei sonstigen Phantasien ausgiebig um sich geworfen." — Wenn man also bedenkt, daß die im ganzen Lande umlaufenden phantastischen Vorstellungen über die Zahl der verfügbaren U-Boote letzten Endes auf ein unzweckmäßiges Verhalten des Kommissars des Herrn v. Tirpitz im Bundesratsausschuß zurückgingen, und wenn man sich also weiter vergegenwärtigt, wie die „Tirpitzianer" diese Vorstellungen ausnutzten, um damit für einen verfrühten und uneingeschränkten U-Boots-Krieg Stimmung zu machen, — dann war es kein Wunder, daß große Teile der öffentlichen Meinung schließlich (wie schon hervorgehoben objektiv irrig) den Urheber dieser Dinge in Herrn v. Tirpitz selbst sahen. Und weiter: Es gehörte wirklich keine besondere Boshaftigkeit des Herzens dazu, um dann solche objektiv unrichtigen Gerüchte für wahr zu halten: Es liegt mir fern, mich irgendwie in den jetzt bekanntlich auch entstandenen Streit mischen zu wollen, ob die marinetechnischen Verdienste des Großadmirals v. Tirpitz wirklich so groß sind, wie seine Bewunderer sie ansehen; darüber habe ich keinerlei Urteil. Aber was jeder Mensch beurteilen kann, das ist die politische Vergangenheit des Herrn v. Tirpitz. Und da bleibt nicht wegzuschieben sein (in die Öffentlichkeit gedrungener) Geheimerlaß vom 6. Januar 1902 mit der darin enthaltenen Anweisung an die Beamten des Reichsmarineamts und der nachgeordneten Behörden über die besondere Art, wie, zwecks Begründung eines neuen Flottengesetzes, bestimmte Kostenberechnungen für den Reichstag aufzumachen seien. Die Angelegenheit, über die bekanntlich Eugen Richter am 7. Februar 1902 im Deutschen Reichstage das Folgende erklärt hat, und zwar ohne vom Präsidenten einen Ordnungsruf zu erhalten:

> „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte, wie Herrn v. Tirpitz. Ich kann mich daher nicht anders resümieren als: Der Erlaß des Herrn v. Tirpitz enthält das Eingeständnis der Hinterhältigkeit, eines Mangels an Offenheit,

dem wir leider bei Herrn v. Tirpitz hier nicht zum ersten Male begegnen, und nach diesen Erfahrungen können wir Ausführungen, Berechnungen des Herrn v. Tirpitz nicht dieselbe Glaubwürdigkeit in Zukunft entgegenbringen, wie wir andern Ministern gegenüber gewohnt sind, und wie wir es auch stets seinen Vorgängern gegenüber getan haben."

Und daß diese Kritik schlechthin berechtigt war, ergibt sich daraus, daß der politische Gegenfüßler Eugen Richters, der hochkonservative Dr. Oertel, in der hochkonservativen „Deutschen Tageszeitung" über dieselbe Sache so schrieb:

„Das Urteil über das Vorgehen des Reichsmarineamts kann nicht anders lauten, als daß es den Reichstag getäuscht hat. Es ist betrübend, wenn etwas Derartiges ausgesprochen werden muß, aber die Angelegenheit läßt sich nicht totschweigen, noch verschleiern. Glaubt der Staatssekretär Tirpitz wirklich, nach den mitgeteilten Sätzen seines Erlasses noch auf das Vertrauen des Reichstags einen Anspruch zu haben?"

Es war also wirklich kein Verbrechen, wenn jemand, angesichts dieser politischen Vergangenheit des Großadmirals, die genannten, überall über ihn umlaufenden, Gerüchte für wahr hielt und Das in einem vertraulichen Gespräche gegenüber Personen, die diese Gerüchte so gut kannten, wie er selbst, zum Ausdruck brachte. Und es darf noch hinzugefügt werden, daß darin gerade ein überzeugter Tirpitz-Anhänger, von seiner politischen Grundanschauung aus, um so weniger ein Verbrechen sehen konnte, als der anerkannte geistige Führer derjenigen politischen Weltanschauung, deren Vertreter auch Tirpitz ist, nämlich Treitschke, auch ein derartiges Mittel, wie es Herrn v. Tirpitz hier zugetraut wurde, ausdrücklich für den Staatsmann als berechtigt in Anspruch genommen hat in seinen beiden Worten: „Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen" und „Zu sagen, das Vaterland ist zugrunde gegangen, aber ich habe nie gelogen, das ist die Tugend des Mönches, nicht des Mannes."

Coßmann hingegen entrüstete sich sehr darüber, daß Veit Valentin ihm von den, aller Welt und auch Coßmann selbst bekannten, Gerüchten über Herrn v. Tirpitz gesprochen und erklärt hatte, daß er, Valentin, an die Gerüchte glaube. Auch Heuß entrüstete sich sehr; als Valentin fort war, sagte Heuß „Pfui Teufel!", und Coßmann meinte, es werde gut sein, wenn sie beide die wesentlichen Punkte von dem, was Valentin gesagt habe, zu Papier brächten. Heuß fügte hinzu, ob es sich nicht auch empfehle, Valentin zu veranlassen, in Gegenwart einer andern Person dasselbe noch einmal zu sagen; den Gedanken fand Coßmann zweckmäßig und ausführbar: er komme am Abend mit Valentin nochmals zusammen und zwar dann in Gegenwart von Marcks. Coßmann und Heuß schrieben dann zusammen etwas auf, was Coßmann später

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das „Protokoll" genannt hat; in Schreibmaschinenschrift ist es 18 Zeilen lang, und es enthält gerade 4 Sätze (ich meine Hauptsätze im Sinne der Grammatik). Das sollte den wesentlichen Inhalt eines anderthalbstündigen erregten Gespräches darstellen. Als Coßmann und Heuß dann am nächsten Tage wieder zusammenkamen, behauptete Coßmann, er habe das Alles als Valentins Behauptung vor Marcks wiederholt, und Valentin habe in keinem Punkte widersprochen. Worauf Coßmann und Heuß das als fünften Satz in die Niederschrift eintrugen und sie dann beide unterzeichneten.

Coßmann, der am Abend des Tages, wo sein anderthalbstündiges Gespräch mit Valentin in Gegenwart von Heuß stattgefunden hatte, tatsächlich mit Marcks und Valentin zusammengewesen war — Coßmann, der hierbei keinerlei Zeichen von sich gegeben hatte, daß er etwas gegen Valentin vorhabe, und der sich dann mit Händedruck von Valentin verabschiedet hatte, machte nun das Folgende: Er schrieb am 26. Juli 1916 an Tirpitz einen Brief, worin es hieß: „Letzten Freitag vormittag war Professor Veit Valentin von der Freiburger Universität bei mir, der zurzeit Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes ist und belehrte mich, Ew. Exzellenz hätten die Zahlen der versenkten Schiffsräume falsch angegeben." In diesem Briefe nannte Coßmann ferner die Aufzeichnung, die ja von ihm und Heuß ganz einseitig, ohne jede Zuziehung Veit Valentins, hergestellt war, ein „Protokoll", und fügte dieses „Protokoll" bei. Er richtete ferner am 4. August 1916 eine Eingabe an das bayrische Kriegsministerium, worin er unter anderm behauptete, Veit Valentin sei als „Berliner Emissär" zu ihm gekommen, um ihn „als bayrischen Publizisten" „im Sinne solcher handgreiflichen Lügen" zu „unterrichten" und in seiner „Stellungnahme" zu „beeinflussen". Auch dieser Eingabe war das sogenannte „Protokoll" beigefügt. Coßmann hat dann teils diese Eingabe mit angefügtem „Protokoll", teils das „Protokoll" für sich allein, weithin verbreitet: Soweit sich ermitteln läßt, hat die Versendung unter Anderm stattgefunden an Vertrauensleute des „Alldeutschen Verbandes", an Parlamentarier, an Minister und andre politische Persönlichkeiten. Auch lag die Eingabe einer gedruckten Petition des Schäferschen Ausschusses an den Reichstag als gedruckte Anlage bei und geriet dadurch auch unmittelbar in die Besprechung durch die Tagespresse. — Kurz, Coßmann veranstaltete mit den Äußerungen, die Valentin in dem vertraulichen Gespräche gemacht hatte, ein wildes Kesseltreiben gegen ihn.

Der Erfolg von Coßmanns Anzeige an Tirpitz war, daß Tirpitz am 19. August 1916 gegen Valentin, als einen Angestellten des Auswärtigen Amtes, eine heftige Beschwerde bei dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg erhob; Tirpitz ersuchte darin, „das Erforderliche gegen den Professor Valentin bzw. gegen den sonst Schuldigen zu veranlassen". Bethmann Hollweg erwiderte am 22. August 1916 sehr ruhig: er habe

Professor Valentin mitteilen lassen, daß dessen Äußerungen über das Abweichen der Angaben Tirpitz' von denen Capelles unrichtig seien; im übrigen seien Valentins Äußerungen in München vor seinem Dienstantritt beim Auswärtigen Amt, und dazu noch in einer privaten und vertraulichen Unterhaltung gefallen. Endlich sei die Tätigkeit Veit Valentins beim Auswärtigen Amte eine solche, daß durch sie, auch nach ihrem Antritte, keine Disziplinarbefugnisse für den Reichskanzler begründet würden.

Und sofort brachte dann wieder Coßmann diesen amtlichen Briefwechsel durch Abdruck in seinen „Süddeutschen Monatsheften" in die Öffentlichkeit. Er tat das mit der folgenden seltsamen Begründung:

> „Den Gegenstand des folgenden Briefwechsels bilden von mir aufgenommene Protokolle und damit eine Angelegenheit meiner persönlichen Ehre. Ich halte mich daher für berechtigt, die Korrespondenz zu veröffentlichen, ohne die beiden Korrespondenten um ihre Erlaubnis gebeten zu haben."

Nun, die Erlaubnis Bethmann Hollwegs hatte Coßmann nicht, aber was Tirpitz' „Erlaubnis" angeht, so kann ja Coßmann den ganzen Briefwechsel überhaupt nur von Tirpitz erhalten haben: In dessen Spiel gegen Bethmann Hollweg war Coßmann eine willkommene Schachfigur und diese Veröffentlichung ein Schachzug, dem Tirpitz' Anhänger mit wildem Lärm in ihrer Presse sekundierten. Daß es sich in der Tat bei dem ganzen Treiben wieder einmal nur um den Versuch handelte, Bethmann Hollweg zu stürzen, und Tirpitz samt dem verfrühten uneingeschränkten U-Boots-Krieg ans Ruder zu bringen, das bewies besonders ein Artikel der den Kanzlerstürzern als Werkzeug dienenden „Unabhängigen Nationalkorrespondenz", die unter dem Titel „Krisenluft" schrieb:

> „Doch handelt es sich nicht mehr um die besonderen Freunde des Herrn Reichskanzlers, es handelt sich jetzt um Herrn v. Bethmann selbst..... Darum haben wir die Empfindung, als wehe uns Krisenluft aus diesem Briefwechsel entgegen: darum beherrscht uns das Gefühl, als gehe es so nicht weiter und als müsse in diesen Zuständen schleunigst ein Wandel eintreten....."

Aber auch Veit Valentin persönlich war dadurch, daß sein alter Bekannter Coßmann Valentins vertrauliche Äußerungen, aus dem privaten Gespräch mit dem Menschen und Redakteur Coßmann, in die Öffentlichkeit gezerrt hatte, auf das schwerste gefährdet. Vor Allem war seine Stellung im Auswärtigen Amte bedroht: Die sehr einflußreiche Presse der „Tirpitzianer" stellte nicht nur ihn selbst andauernd als Verbrecher hin, sondern suchte die Stellung des Kanzlers und des leitenden Beamten im Auswärtigen Amte dadurch zu erschüttern, daß sie ihnen die Verbindung mit diesem entsetzlichen Menschen Veit Valentin immer wieder vorwarf. Wobei der ganz unpolitische Charakter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seiner bescheidenen Gelehrtenstellung im Auswärtigen Amte dem urteilslosen Publikum geflissentlich verschleiert wurde. Wäre nicht die besondere Eigenschaft Bethmann Hollwegs, und seiner Mitarbeiter im Auswärtigen Amte, die Treue gewesen, die es ihnen unmöglich machte, ihre Anhänger im Stiche zu lassen, wenn die gefährdet waren — was hätte es Naheliegenderes für diese höchsten Reichsbeamten geben können, als wenigstens diese Ränke dadurch zu ersticken, daß sie den kleinen Professor einfach fallen ließen? Daß die Bethmann Hollweg, Jagow, Zimmermann, Solf zu vornehme Männer und zu deutsch waren für eine solche Handlungsweise, das war nicht das Verdienst des Herrn Professor Coßmann sowie seiner Hinter- und Seitenmänner. Sie ihrerseits haben mit vollem Bewußtsein Alles getan, um Veit Valentins Stellung im Auswärtigen Amte unhaltbar zu machen und ihn damit dann naturgemäß auch in seiner ganzen Laufbahn zu ruinieren. — Auch noch außer dieser amtlichen und beruflichen Gefährdung stand Veit Valentin andauernd unter dem schwersten Drucke der Folgen des von Coßmann gegen ihn veranstalteten Kesseltreibens: Denunziationen liefen ein, und es hagelte die in solchen Fällen üblichen anonymen Briefe und Postkarten tapfrer Seelen. Eine solche Postkarte lautete: „Ins Zuchthaus gehören Sie und nicht ins Auswärtige Amt." Kurz, Veit Valentin war, wie Professor Erich Marcks es später als Zeuge vor Gericht bezeichnet hat, „in einer schweren Verteidigungslage".

Was das Urteil über Coßmann anlangt und über seine Handlungsweise, mit der er Veit Valentin in diese „schwere Verteidigungslage" hineingezwungen hatte, so hat Professor Marcks damit ebenfalls nicht zurückgehalten: Bereits am 24. August 1916 schreibt er darüber, in einem Briefe an Veit Valentin:

> „Coßmanns Handlungsweise ist mir schwer erklärlich. Welch Fanatismus umnebelt heute die Menschen! Natürlich hatte er keinerlei Recht zu seinem Vorgehen."

In einem zweiten Briefe an Veit Valentin, am 19. September 1916, fällt Marcks sein Urteil über Coßmann so:

> „Ich war bei Coßmann; er gibt zu, daß sein Vorgehen seinen menschlichen wie redaktionellen Pflichten durchaus entgegen sei; persönlicher noch nehme er es im Gedanken an Ihren Vater, in Ihrem Falle. Aber die Lage sei derart, daß er die persönliche Pflicht zugunsten der höheren, sachlichen habe brechen müssen. Ich habe ihm meine rückhaltlose Mißbilligung nicht verhehlt: Jakobinerlogik, die zur Rechtfertigung jeden politischen Verbrechens führt. Vertrauensbruch; er leugnet das nicht und zieht sich auf seinen Märtyrerstandpunkt zurück. Ich bedauere, daß der Hergang auch meine Beziehungen zu ihm notwendigerweise abschneidet. Denn der — vielfältige — Überfall aus dem Hinterhalt ist doch sehr arg. Wahlloser Fanatismus! Er gab ihn zu!"

Und endlich hat Marcks später als vereidigter Zeuge vor Gericht

dieses sein Urteil nochmals ausdrücklich bestätigt; er hat da über diesen Punkt laut Verhandlungsprotokoll gesagt:

> „Ich bin später, als ich von der Sache erfuhr, zu Coßmann gegangen, um ihn um eine Erklärung zu bitten — und er sagte, daß er das Vertrauen habe brechen müssen, daß er es sehr wohl persönlich für das Normale gehalten haben würde, über Mitteilungen, die ihm in politischer Beziehung gemacht würden, nichts zu äußern, daß er besonders als Redakteur sich dazu grundsätzlich verpflichtet fühle, daß er aber die allgemeine vaterländische Pflicht über diese Pflicht habe setzen müssen. Ich habe gesagt, daß ich diese Logik zwar aus der Geschichte kenne, sie führe aber zu politischem Diebstahl und politischem Mord ..... Coßmann hatte mich gleich empfangen mit der Erklärung, er wisse wohl, daß diese Angelegenheit auch seine Beziehungen zu mir brechen würde .... Ich war mir aber von vornherein klar, daß ein vollkommener Abbruch der persönlichen und literarischen Beziehungen auf die von mir rückhaltlos mißbilligte Handlungsweise Coßmanns gar nicht ausbleiben könne."

Man merke sich aus diesem Briefe Marcks' vom 19. September 1916 insbesondere auch Coßmanns, Marcks gegenüber abgegebene, Selbstbeurteilung: Durch sie sind Coßmanns, später vor Gericht gemachten, Versuche sein Gespräch mit Valentin als nicht vertraulich hinzustellen, und die Bedeutung seiner persönlichen Beziehungen zu Valentin und dessen Familie abzuschwächen, von vornherein beseitigt.

Was übrigens in der Schwere dieses doppelten Vertrauensbruches des Menschen und des Redakteurs gleichzeitig unendlich komisch anmutet (es ist das einzige Heitere in der Sache Veit Valentin), das ist die folgende Kindlichkeit Coßmanns: Coßmann sieht es einerseits als ein schweres Verbrechen Veit Valentins an — als ein Verbrechen, das ihn, Coßmann, ohne weiteres von allen Vertrauenspflichten entbindet, die ihn sonst als Menschen und als Redakteur treffen —, daß Valentin in einem vertraulichen Gespräche erklärt hat, er glaube an ein allgemein bekanntes Gerücht über eine politische Unwahrheit des Großadmirals v. Tirpitz. Aber derselbe Coßmann hat es dabei als sein ganz selbstverständliches Recht in Anspruch genommen, seinerseits in demselben Gespräche schon vorher (völlig sinnlos und ohne jede Unterlage) den Anwurf gegen den Reichskanzler Bethmann Hollweg zu schleudern, daß der die Münchner „fortgesetzt angelogen" habe!

Man mag, um Coßmann gerecht zu werden, bei Alledem anerkennen, daß der „wahllose Fanatismus", der ihn, um mit Marcks zu sprechen, „umnebelt" hielt, bei dem Urteil über ihn als mildernder Umstand in Betracht kommt; das vermindert aber in keiner Weise die schwere Verteidigungslage, in die sein „vielfältiger Überfall aus dem Hinterhalt", wie ja wiederum Marcks es genannt hat, Veit Valentin gestoßen hatte, und dessen aus dieser schweren Verteidigungslage sich ergebende, moralische und juristische Rechte.

In Ausübung der ihm von Coßmann aufgezwungenen Verteidigung

veröffentlichte Veit Valentin den Brief Marcks' vom 19. September 1916. Das war ungemein zweckmäßig, und die Wirkung war vorzüglich: Marcks' in diesem Briefe ausgesprochene Gedanken drängten sich jedem Leser als so selbstverständlich richtig auf, daß das öffentliche Urteil über Coßmanns Handlungsweise und damit zugleich ein sehr günstiges öffentliches Urteil über Veit Valentins Rolle in dieser Sache feststand.

Aber schon bald darauf machten sich auch die Folgen des ersten der beiden großen taktischen Fehler bemerkbar, die Veit Valentin in dem ihm durch Coßmann aufgedrängten Streite begangen hat: Veit Valentin hatte das Bedürfnis gefühlt, die berechtigten Interessen seiner Verteidigung auch noch dadurch wahrzunehmen, daß er Coßmann in einem Briefe (vom 16. September 1916) seine Meinung sagte. Und das war falsch gewesen: Menschen, die in solchem Maße gezeigt haben, daß sie einem moralisch ans Leben wollen, wie Coßmann das dem Professor Valentin gezeigt hatte — Menschen, die so gehandelt haben, wie Marcks es an Coßmann charakterisiert hat —, denen soll man nichts Schriftliches von sich in die Hand geben; wenn man ihnen aber schon schreibt, dann darf es nur durch einen äußerst erfahrenen Rechtsanwalt als Bevollmächtigten geschehn. Denn es ist klar, daß sie jedes Schriftstück mit der Unterschrift des von ihnen Angegriffenen als neue Waffe zu benutzen suchen werden.

Diesen taktischen Fehler komplizierte Veit Valentin dann noch durch eine Unvorsichtigkeit, die in politischen Kämpfen jeder Neuling zu begehen pflegt, der sich im Recht fühlt, aber keine juristische Praxis hinter sich hat und insbesondre die Gesetze und die Gerichtspraxis über „Beleidigung" nicht ganz genau kennt. So einer meint immer, man dürfe eine unschöne Handlungsweise so nennen, wie sie auf deutsch heißt. Da irrt er sich aber: Man darf (um ein Beispiel zu nehmen, das den hier behandelten Dingen sehr fern liegt, aber das Juristische der Sache besonders klar macht) einem Diebe wohl vorwerfen, er habe sich eine fremde bewegliche Sache widerrechtlich zugeeignet, aber man darf ihn nicht einen Dieb nennen. Man darf einem Lügner wohl sagen, er habe die Unwahrheit gesagt, vielleicht sogar, er habe bewußt die Unwahrheit gesagt, aber um Gottes willen nicht, er habe gelogen. Denn das ist „formale Beleidigung" und wird in jedem Falle bestraft. Veit Valentin aber wußte das nicht und sagte daher dem Professor Coßmann, dessen von Marcks charakterisierte Handlungsweise Valentins Existenz auf das schwerste bedrohte, seine Meinung so, wie es ihm ums Herz war.

Und zwar verband Valentin mit dieser Unvorsichtigkeit noch etwas ganz besonders Überflüssiges. Das, um was es zwischen Veit Valentin und Coßmann ging, das, wodurch das Urteil der Öffentlichkeit über Coßmann geschaffen worden war, war Coßmanns Vertrauensbruch

als Mensch und als Redakteur. Der war klar, war von Coßmann gegenüber Marcks selbst zugegeben, und von Marcks so genannt, wie er hieß. Veit Valentin glaubte nun aber weiter, dieser Vertrauensbruch sei noch dadurch erschwert, daß Coßmann Valentins vertrauliche Äußerungen nicht einmal richtig sondern in falscher Fassung weiter gegeben habe, und zwar nach Valentins Meinung in bewußt falscher Fassung. Und auch Das warf er Coßmann in seinem Briefe vor und gebrauchte dabei die dafür üblichen Ausdrücke, verbunden mit sehr kräftigen Beiwörtern.

Und durch diesen Brief hatte nun Veit Valentin Herrn Professor Coßmann mit einem Schlage in die Lage versetzt, aus der Rolle dessen, der der wahre Angeklagte war, ja über den die Öffentlichkeit das Urteil bereits gefällt hatte (und es lautete so, wie das von Marcks), plötzlich in die Rolle des Anklägers überzugehn: Coßmann konnte gegen Veit Valentin wegen Beleidigung klagen, und er säumte nicht, es zu tun. Gegenstand der Klage war, außer dem Briefe Veit Valentins an Coßmann vom 16. September 1916, nebenbei auch noch eine Notiz Veit Valentins im „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 25. September 1916, worin Coßmanns Vertrauensbruch mit einem kräftigen Beiworte versehen war.

Der Prozeß konnte Coßmann auf doppelte Weise Gelegenheit geben, seine durch Marcks' Brief verlorene Stellung in der Öffentlichkeit wieder herzustellen: Erstens war es von vornherein sicher, daß irgendeine Verurteilung Veit Valentins erfolgen mußte. Denn dieser war zwar bei Abfassung und Absendung seines Briefes so sehr „in Wahrnehmung berechtigter Interessen" gewesen, wie jemals irgendein Mensch in der Welt das gewesen ist; aber, wie schon erwähnt, darf man auch in diesem Falle die Dinge nicht so nennen, wie sie in der üblichen Sprache bezeichnet werden: „Formale Beleidigung" lag jedenfalls vor. Und, wenn Valentin verurteilt wurde, dann sagte doch die Öffentlichkeit, daß er „unrecht habe" und Coßmann „recht habe". Zweitens aber — und das war für Coßmann noch viel wichtiger — konnte der die ganze Angelegenheit nunmehr so aufziehen, daß das, worauf es in der Sache einzig und allein ankam, nämlich Coßmanns feststehender und von ihm gar nicht geleugneter Vertrauensbruch als Mensch und als Redakteur, ganz in den Hintergrund trat. Und daß vielmehr von jetzt ab die oberflächliche, und Alles von heute auf morgen vergessende, öffentliche Meinung sich nur noch für die Frage interessierte, ob Coßmann außer dem Vertrauensbruche auch noch eine bewußte Unwahrheit auf sich geladen habe. Und daß diese öffentliche Meinung sich einbilden würde, Coßmann sei gerechtfertigt, und Veit Valentin sei moralisch verurteilt, wenn Veit Valentin Herrn Professor Coßmann nicht außer dem Vertrauensbruche auch noch die bewußte Unwahrheit nachweisen könne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und weil es also Coßmann gelungen ist, diese Dinge in der öffentlichen Meinung in den Vordergrund zu schieben, wohin sie nicht im geringsten gehören, muß hier auf sie und auf ihre Rolle in dem Prozesse eingegangen werden:

Veit Valentin warf Coßmann bewußte Unwahrheit vor in den folgenden fünf Punkten:

1. Weil Coßmann ihn in Coßmanns Eingabe an das bayrische Kriegsministerium als „Berliner Emissär" bezeichnet hatte.

2. Weil Coßmann in seiner Anzeige an Tirpitz die von Coßmann und Heuß einseitig, ohne Zuziehung Valentins, angefertigte Niederschrift als „Protokoll" („ein von Herrn Heuß und mir unterzeichnetes Protokoll") bezeichnet hatte. Wodurch wieder Herr v. Tirpitz veranlaßt worden war, in seiner Beschwerde an den Reichskanzler zu erklären, die Unterredung zwischen Coßmann und Veit Valentin sei „protokollarisch aufgezeichnet worden".

3. Weil Coßmann in diesem sogenannten „Protokoll", das er an Tirpitz, an das bayrische Kriegsministerium und an all die andern oben von mir angegebenen Stellen versandt hatte — und ebenso in seiner Eingabe an das bayrische Kriegsministerium —, behauptet hatte: Valentin habe ihm gesagt, daß Valentin die Mitteilungen über Bethmann Hollwegs Auffassung über Friedensmöglichkeiten aus des Reichskanzlers eigenem Munde habe.

4. Der vierte Punkt ist dieser: Es steht ja fest, daß, nachdem Coßmann dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg vorgeworfen hatte, daß die Münchner von ihm „fortgesetzt angelogen" worden seien, Valentin in Zurückweisung dieses Angriffes sich seinerseits als Anhänger des überall umlaufenden und auch Coßmann und Heuß bekannten Gerüchtes erklärt hat, Tirpitz habe der Reichsleitung falsche Zahlen angegeben. In seinem sogenannten „Protokoll", dem von ihm nach allen Seiten versandten, hatte nun Coßmann dem Professor Valentin hierzu noch die Äußerung zugeschrieben, das Auswärtige Amt habe die richtigen Zahlen durch einen Diebstahl im Reichsmarineamt festgestellt. Veit Valentin erklärt dagegen, er habe gesagt, das Auswärtige Amt sei „hinten 'rum" in den Besitz der richtigen Zahlen gekommen, worunter er sich vorgestellt habe, daß das auf inoffiziellem Wege, also nicht im dienstlichen Verkehr, sondern durch Indiskretion geschehen sei.

5. Coßmann hat am Schlusse seines sogenannten, nach allen Seiten versandten, „Protokolls" behauptet, er habe alle in dem „Protokoll" erwähnten Punkte, also auch die beiden soeben unter 3 und 4 genannten Punkte, in dem Abendgespräch mit Professor Marcks vom 21. Juli 1916, einem Gespräche, dem Veit Valentin ja beigewohnt hat, wiederholt. Die gleiche Behauptung hat Coßmann, hinsichtlich des unter 4

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genannten Punktes, auch in der Eingabe an das bayrische Kriegsministerium aufgestellt.

Prozessual lag die Sache nun so: Die Klage wegen der Notiz Veit Valentins im „Berliner Lokal-Anzeiger" war belanglos: Niemand konnte im Zweifel sein, daß Coßmanns feststehender, und von ihm selbst, Marcks gegenüber, eingeräumter, Vertrauensbruch das in dieser Notiz von Valentin angewendete Beiwort verdiente. Es war sehr viel milder, als das, was Marcks gesagt hatte. Außerdem lag „Wahrnehmung berechtigter Interessen" vor. Hier drohte wahrscheinlich nicht einmal eine Verurteilung wegen formaler Beleidigung; wenn aber doch, so kam hier höchstens eine ganz kleine, gleichgültige Geldstrafe in Frage, eine von den Geldstrafen, die mit Recht als eine Verurteilung nicht des Beklagten, sondern des Klägers angesehen werden. Was dann Valentins Brief an Coßmann mit dem Vorwurfe der bewußten Unwahrheit anlangt, so war auch da der — denkbar urbildlichste — Fall der „Wahrnehmung berechtigter Interessen" gegeben. Daher war Veit Valentins Behauptung, daß Coßmann bewußt die Unwahrheit gesagt habe, hier an sich nicht strafbar, sofern Veit Valentin nicht nachgewiesen werden konnte, daß er diese Behauptung wider besseres Wissen aufgestellt habe. Wenn dieser Nachweis nicht geführt werden konnte, so blieb nur eine Bestrafung wegen der — hier allerdings zweifellos vorliegenden — formalen Beleidigung, wegen der „Form der Äußerung", übrig*).

Und nun kann nach dem vorliegenden Material nicht nur keine Bösglaubigkeit Veit Valentins nachgewiesen werden, sondern vielmehr muß seine volle Gutgläubigkeit als erwiesen gelten:

Was zunächst die objektive Wahrheit oder Unwahrheit jener fünf Behauptungen Coßmanns anlangt, so steht es damit folgendermaßen:

Bei den Punkten 1 bis 3 und 5 ist ohne weiteres nachzuweisen, daß Coßmanns Behauptungen objektiv unrichtig waren:

Punkt 1: Von einem „Berliner Emissär" hatte Veit Valentin in der Tat nicht das Geringste an sich, als er Coßmann am 21. Juli besuchte und sich mit Coßmann als einem alten Bekannten vertraulich unterhielt: Valentins Dienstantritt in Berlin fand ja erst zwei Tage später statt.

Punkt 2: Die fragliche Niederschrift, die von Coßmann und Heuß unterzeichnet war, war ganz gewiß kein „Protokoll": Unter dieser Bezeichnung hat noch nie irgendein Mensch eine nachträgliche Aufzeich-

*) Als für Juristen interessant möchte ich noch feststellen, daß übrigens eine Verurteilung wegen übler „Nachrede" oder wegen „Verleumdung" (§§ 186 oder 187 des Strafgesetzbuches) hier überhaupt nicht möglich war, sondern immer nur eine Verurteilung wegen „einfacher Beleidigung" (§ 185 ebenda). Weil nämlich Veit Valentins Behauptungen in dem Briefe ja nur gegenüber Coßmann selbst aufgestellt waren, nicht aber gegenüber einem Dritten. (S. den Kommentar zum Strafgesetzbuche von Olshausen, Aufl. 8, § 186, Ziffer 3, b.) H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung angeblicher Äußerungen verstanden, eine Aufzeichnung, von deren Herstellung Der, der die Äußerungen gemacht haben soll, keine Ahnung hat.

Punkt 3: Veit Valentin hatte die Mitteilungen über Bethmann Hollwegs Auffassung über Friedensmöglichkeiten tatsächlich nicht aus Bethmann Hollwegs (den Valentin gar nicht kannte) eigenem Munde, sondern aus dem Munde eines Staatssekretärs. Das kann durch das Zeugnis dieses Staatssekretärs jeden Augenblick nachgewiesen werden. Es liegt also gar kein Grund dafür vor, weshalb Valentin gegenüber Coßmann die Sinnlosigkeit behauptet haben sollte, der Reichskanzler selbst sei sein Gewährsmann; es ist vielmehr ohne weiteres klar, daß Valentin recht hat, wenn er erklärt, daß er Coßmann gesagt habe, er habe mit „Herren von der Wilhelmstraße"*) über die Sache geredet. Wenn Heuß in seiner gerichtlichen Vernehmung erklärt hat: „Ich habe es so verstanden, daß Valentin mit dem Reichskanzler gesprochen hat", so ist dieses „so verstanden haben" aus einem anderthalbstündigen erregten Gespräch objektiv völlig wertlos.

Punkt 5: Professor Marcks hat vor Gericht, laut Sitzungsprotokoll, über diesen Punkt das Folgende ausgesagt:

> „Ich habe nicht die Spur einer Erinnerung daran, daß Coßmann dann von Erklärungen Valentins vom Vormittag gesprochen hätte. Ich habe nicht mehr den Hauch einer Erinnerung. Ich halte es aber abstrakt für möglich, weil diese Dinge mich nicht interessierten. Diese persönlichen Anschauungen interessierten mich nicht. Ich muß aber sagen, daß es mir trotzdem verwunderlich sein würde, wenn von einem Diebstahl einer Reichsbehörde bei einer andern gesprochen worden sein sollte, und ich wüßte nichts mehr davon. Ich sollte annehmen, daß mir das ins Ohr hätte fallen müssen. Ich kann es aber nicht ausschließen. Ich kann es überhört haben. Ich hatte nur politische Dinge im Kopf."

Nun wird mir jeder, der praktische Erfahrung im Vernehmen von Zeugen hat — ich selber habe die aus meiner mehrjährigen Tätigkeit als Richter auch — bestätigen: Diese Aussage ist die urbildliche Zeugenaussage des unendlich hoch gebildeten Intellektuellen. Der zwar ein ganz bestimmtes, positives oder negatives, Erinnerungsbild eines Vorganges hat; der sich aber nicht, wie der normale Zeuge Das tun würde, darauf beschränkt, dieses Erinnerungsbild dem Gericht einfach vorzulegen, sondern sich auch noch verpflichtet fühlt, Erwägungen über „abstrakte" Irrtumsmöglichkeiten zu machen und die mit in seine Aussage und ins Zeugenprotokoll zu bringen. Wie richtig das gerade für den vorliegenden Fall ist, beweist die Tatsache, daß Professor Marcks bei einer andern Gelegenheit, als jene bekannte Überängstlichkeit des Hochintellektuellen vor Gericht für ihn nicht in Frage kam,

*) Das Auswärtige Amt befindet sich bekanntlich in dem Hause Wilhelmstraße 76 in Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern er sich einfach natürlich äußerte, nämlich am Schlusse jenes Briefes an Veit Valentin vom 19. September 1916, — daß er da ohne jeden „abstrakten" Vorbehalt, einfach geschrieben hat:

> „Ich habe ihm [Coßmann] gesagt und wiederhole es Ihnen: einer Erwähnung all der von ihm behaupteten Äußerungen durch ihn in meinem Beisein, bei jenem Abendbesuche, erinnere ich mich schlechterdings nicht. Von einem ‚Diebstahl' wäre doch sicher etwas in meiner Erinnerung haften geblieben; ich habe aber, das ist wenigstens der Tatbestand, keinen Hauch von Erinnerung daran."

Demnach: Es steht fest, daß Professor Marcks nicht mehr „die Spur einer Erinnerung", nicht mehr „den Hauch einer Erinnerung" daran hat, daß Coßmann ihm von Erklärungen Valentins vom Vormittag, insbesondre von der angeblichen Diebstahlsgeschichte gesprochen hätte. Diese Erinnerungslosigkeit wäre aber nicht nur „verwunderlich", sie wäre schlechthin unmöglich, wenn Coßmann Das getan hätte, was getan zu haben er im Gerichtstermin laut Sitzungsprotokoll erklärt hat: Wenn er nämlich nicht nur die angeblichen Äußerungen Veit Valentins, insbesondre über die Diebstahlsgeschichte, wiederholt hätte, sondern noch „speziell" „zu Marcks" gesagt hätte: „Mit welchen Mitteln gearbeitet wird, sehen Sie daraus, daß Valentin mir das und das erzählt hat!"

Mit Punkt 4 verhält es sich so: Wie soeben gezeigt, kann also Coßmanns Darstellung, er habe am Abend, vor Marcks und ohne Widerspruch Valentins, dessen angebliche Äußerung über die Diebstahlsgeschichte wiederholt, objektiv nicht richtig sein: Und damit entfällt von vornherein eine Hauptstütze für Coßmanns Behauptung, Valentin habe diese Äußerung am Morgen getan. — — Als Stütze dieser Behauptung Coßmanns bleibt, daß Heuß als Zeuge vor Gericht bestätigt hat, Valentin habe von einem Diebstahl des Auswärtigen Amtes im Reichsmarineamt gesprochen. Da Heuß unter Eid ausgesagt hat, so scheidet selbstverständlich jeder Zweifel an seiner Gutgläubigkeit aus. Dagegen aber, dieses Zeugnis als objektiv durchschlagend anzusehn, sprechen die folgenden Momente: Zunächst ist die Möglichkeit eines Mißverständnisses einer einzelnen Bemerkung aus einem anderthalbstündigen erregten Gespräche von vornherein nicht von der Hand zu weisen. Zumal Heuß nicht etwa ein kalter, ganz unbeteiligter Zuhörer bei diesem Gespräch war, sondern selbst, wie seine gerichtliche Aussage zeigt, durch Valentins, ihm ketzerisch erscheinende, Meinung über Herrn v. Tirpitz in hohem Maße erregt worden ist. Über eine andre Sache, wo Heuß den Professor Valentin zweifellos mißverstanden hat, ist ja schon (unter Punkt 3) gesprochen worden. Daß Heuß aber gerade in dem jetzt in Rede stehenden Punkte einigermaßen konfuse Eindrücke aus dem Gespräch erhalten hat, ergibt sich aus Diesem: Laut Sitzungsprotokoll über Heuß' Zeugenaussage hat Heuß Valentins angebliche Äußerung über die Diebstahlsgeschichte dahin verstanden,

das Auswärtige Amt habe durch den „Diebstahl" festgestellt, daß Tirpitz die Zahl der versenkten Frachtboote falsch angegeben habe. Während Heuß dann nach demselben Sitzungsprotokoll gleich darauf wieder erklärt hat, er habe Valentins Angabe, Tirpitz habe mit falschen Zahlen operiert, „auf die U-Boote" bezogen. Also: genau verstanden hat Heuß ganz gewiß nicht, was Veit Valentin im Einzelnen gesagt hat, als der erklärte, er glaube an die Gerüchte der von Tirpitz gegenüber der Reichsregierung angewendeten falschen Zahlen. Weiter darf man das Folgende nicht vergessen: Man kann den Eindruck nicht los werden, daß Heuß vielleicht ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, aber politisch ein höchst harmloser Kopf ist, den der als Intelligenz ihn weit überragende Coßmann in dieser Sache einfach fasziniert hatte. Dafür spricht mir insbesondre, daß Heuß auf den wirklich sehr unschönen Gedanken Coßmanns, die Äußerungen des nichtsahnend weggegangenen Valentin „zu Papier zu bringen", sofort ohne ein Wort des Widerspruchs eingegangen ist, und hilfreiche Hand dabei geleistet hat; ein Mann, der sich Coßmann gegenüber in geistiger Selbständigkeit befunden hätte, würde sich da gewehrt haben. Liegt es also sehr nahe, in Heuß nur das — wie schon hervorgehoben, absolut gutgläubige — Echo Coßmanns zu sehen, so wird die Frage brennend, wie man Coßmanns eigene Angabe, Valentin habe das Wort „Diebstahl" gebraucht, zu werten hat. Nun gelten für Coßmann, als den Hauptteilnehmer an dem langen, erregten Gespräche, die in jedem solchen Falle gegebenen Irrtumsmöglichkeiten, die auch bei Heuß bestehen, natürlich erst recht. Dazu aber kommt noch Dies: Coßmann hatte in jener Eingabe an das bayrische Kriegsministerium auch über den angeblichen Inhalt eines Ausspruches berichtet, den ein hoher Beamter des Auswärtigen Amtes, der Ende Juli 1916 in München gewesen war, in einem Privatgespräche dort getan hätte. Dieser hohe Beamte des Auswärtigen Amtes warf dann deswegen Coßmann in einem Protestschreiben bewußte Unwahrheit vor, und zwar in einer so ungeheuer scharfen Form, daß Alles, was Veit Valentin an Coßmann geschrieben hat, dadurch in den Schatten gestellt wird. Es war ein Fall, wo man klagen muß, wenn man klagen kann; Herr Professor Coßmann hat aber nicht geklagt. Nun liegt es mir fern, zu behaupten, daß Coßmann die Äußerung des Beamten des Auswärtigen Amtes (die ihm aus dritter Hand zugetragen war) wirklich bewußt entstellt hätte. Aber dafür scheint mir dieser Fall allerdings ein kräftiges Indiz, daß Herr Professor Coßmann, wenn ihn, um mit Marcks zu reden, der „Fanatismus umnebelt", den Inhalt solcher politischen Privatgespräche, die er für seine politischen Zwecke weitergibt (gutgläubig), so sieht, wie es für diese Zwecke förderlich ist. Und wenn man diesen Fall mit dem höhern Beamten des Auswärtigen Amtes kennt, dann liegt der Gedanke eben nicht ganz fern, daß sich auch im

falle Valentin hinsichtlich der Diebstahlsgeschichte im Geiste des Herrn Professor Coßmann eine gleiche Operation vollzogen haben möchte; und, wie gesagt, Heuß wiederum ist möglicherweise nur sein (wie schon bemerkt, ebenso gutgläubiger) Widerhall. Zwar soll es nach Coßmanns Behauptung noch andre Personen geben, die in der Lage wären, zu bekunden, daß Valentin die Diebstahlsgeschichte auch bei andrer Gelegenheit erzählt habe; soweit sich aber bisher ermitteln läßt, weiß keine dieser Personen etwas Andres, als daß eine andre Person wieder von jemandem anders gehört hätte, Veit Valentin solle dies oder das gesagt haben. — Demgegenüber spricht das Folgende positiv für die Darstellung Veit Valentins: Veit Valentin kann nachweisen, daß er die Geschichte selbst in der Fassung erfahren hat, das Auswärtige Amt sei „hinten 'rum" in den Besitz der richtigen Zahlen gekommen; es ist also sehr wahrscheinlich, daß er sie auch so, und nicht in der Form der Diebstahlsgeschichte an Coßmann weitererzählt hat. Dann kann Veit Valentin nachweisen, daß er die Geschichte überhaupt stets so und nicht anders erzählt hat. Und drittens kann er andrerseits nachweisen, daß die Geschichte in der Diebstahlsform in andern Kreisen kolportiert worden ist; es ist also sehr möglich, daß Coßmann, oder Coßmann und Heuß, die Geschichte in dieser Form schon vorher von andrer Seite gehört hatten, und daß sie das dadurch in ihnen erzeugte Erinnerungsbild dann gutgläubig mit den infolge ihrer Erregung unklaren Eindrücken ihres Gespräches mit Veit Valentin vermischt haben.

Also bei vier von den fünf Punkten, wo Valentin Herrn Professor Coßmann bewußte Unwahrheit vorgeworfen hat, ist es sicher, und bei dem dann noch übrigbleibenden Punkte ist es — trotz Heuß' gutgläubigem gegenteiligen Zeugnis — zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß Coßmanns Behauptungen objektiv unrichtig waren. Und wenn ich nun auch meinerseits in keiner Weise behaupten will, daß sich Coßmann irgendwo dieser Unrichtigkeit bewußt gewesen ist — Veit Valentin seinerseits hat Das, als er am 16. September 1916 seinen Brief an Coßmann schrieb, hinsichtlich aller fünf Punkte zweifellos geglaubt: Vor Allem wegen der Bestimmtheit, mit der Marcks die ihm von Coßmann zugewiesene Zeugenschaft von sich wies; schon am 24. August 1916 hatte Marcks an Veit Valentin geschrieben: „Die Coßmannsche Sache ist mir völlig neu und völlig fremd". Wozu dann noch das wirklich kaum begreifliche Gebrauchen der Ausdrücke „Emissär" und „Protokoll" durch Coßmann in der Eingabe an das bayrische Kriegsministerium und in der Anzeige an Herrn v. Tirpitz kam. Und das Alles in der Beleuchtung des, Valentin bekannten, Verhaltens Coßmanns in dessen Angelegenheit mit dem hohen Beamten des Auswärtigen Amtes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hiernach konnte dem Professor Valentin, wenn er den von Coßmann gegen ihn angestrengten Beleidigungsprozeß, der am 30. November 1916 vor dem Schöffengericht München verhandelt wurde, ruhig bis zum Urteil kommen ließ, nichts weiter geschehen, als dies: Daß er wegen formaler Beleidigung Coßmanns zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, wobei gleichzeitig die Vorgeschichte des Prozesses, insbesondre Coßmanns Vertrauensbruch als Mensch und als Redakteur, noch einmal — und nunmehr richterlich — festgestellt worden wäre. Wodurch dann das durch die Veröffentlichung von Marcks' Brief vom 19. September 1916 bereits festgelegte Urteil der Öffentlichkeit gegen Coßmann und für Veit Valentin nochmals auf das kräftigste bestätigt worden wäre. Coßmanns Absicht, durch diesen Prozeß aus der Rolle dessen heraus zu kommen, über den das Urteil der Öffentlichkeit im Sinne von Marcks feststand, und hinein in die Rolle des gekränkten Anklägers, konnte durch ein Urteil in dem Prozesse nicht erreicht werden. Wozu noch kam, daß Veit Valentin möglicherweise auch noch seinerseits eine richterliche Verurteilung Coßmanns erzielen konnte, wenn er wegen einer Stelle in Coßmanns Eingabe an das bayrische Kriegsministerium die Widerklage erhob, die er sich vorbehalten hatte.

In dieser, taktisch durchaus günstigen, Sachlage machte dann Veit Valentin seinen zweiten großen — den völlig verhängnisvollen — taktischen Fehler: Im Verhandlungstermin ließ er sich, nachdem er selbst, Coßmann, sowie als Zeugen Heuß und Marcks, vernommen worden waren, zu einem Vergleiche bestimmen, der so lautete:

> „Herr Professor Valentin nimmt als unbegründet die sämtlichen beleidigenden Äußerungen gegen Herrn Professor Coßmann zurück und trägt die Kosten einschließlich jener, die dem Herrn Privatkläger erwachsen sind."

Auch verzichtete Veit Valentin noch auf die Widerklage. Coßmann nahm dagegen Privatklage und Strafantrag zurück.

Wo lag der Grund dieser, bei der gegebenen Sachlage schier unbegreiflichen, taktischen Torheit?

Die äußere Veranlassung dafür, daß sich Veit Valentin zu diesem Vergleiche bestimmen ließ, bilden offenbar zwei Dinge: Einmal hatte von Anbeginn der mündlichen Verhandlung an der Vorsitzende (sehr mit Recht) darauf hingewiesen, wie wünschenswert es bei der derzeitigen Kriegslage sei, daß „dem Auslande kein Schauspiel geboten werde". Aus solchen politisch-patriotischen Gründen hatte Valentin auch auf die Vernehmung des Staatssekretärs verzichtet, die für Punkt 3 von entscheidender Bedeutung war, und ebenso auf die Vernehmung des hohen Beamten im Auswärtigen Amt, die für Punkt 4 eine so ungemein wichtige Rolle gespielt hätte. Und dann hatte zweitens bei den Besprechungen über den Vergleich der Vorsitzende erklärt, daß

ihm die Aussage des Zeugen Heuß unanfechtbar erschiene. Er hatte darin unrecht, wie die oben zu Punkt 4 gegebenen Darlegungen zeigen; und hätte das Schöffengericht auf Grund dieser Auffassung ein Urteil gefällt, so hätte die Berufungsinstanz das wahrscheinlich korrigiert, zumal wenn Valentin in der zweiten Instanz den Verzicht auf das Zeugnis des Beamten des Auswärtigen Amtes rückgängig gemacht hätte. Aber, selbst wenn in diesem einen Punkte gegen Veit Valentin entschieden worden wäre: die Gutgläubigkeit auch in diesem Punkte (dem Punkte 4) konnte ihm niemals abgesprochen werden: Denn das, was ich oben zugunsten von Coßmann und Heuß angeführt habe, gilt auch für Veit Valentin: über einen einzigen Punkt aus einem anderthalbstündigen, erregten Gespräch kann jeder Mensch ein falsches Erinnerungsbild bekommen, und nun vollends ein Mensch, der nachher durch das Verhalten eines Teilnehmers an dem Gespräche in so furchtbare Aufregungen gestürzt worden ist, wie Valentin durch Coßmanns Verhalten. Auf diese Gutgläubigkeit Veit Valentins aber kam es, wie dargelegt, allein an. Und außerdem blieben dann immer noch die andern vier Punkte übrig, in denen es für Coßmann ganz unzweideutig ungünstig aussah. — Also auch aus dieser Veranlassung war für Veit Valentin schlechthin kein Grund gegeben, es nicht zu einem Urteile kommen zu lassen.

Der eigentliche Grund, daß sich Veit Valentin zu dem unbegreiflichen Schritte dieses Vergleiches hat bestimmen lassen, ist offenbar ein zeitweises Versagen der Nerven gewesen. Das war kein Wunder bei dem Kesseltreiben, das Coßmann nebst Hinter- und Seitenmännern gegen Veit Valentin zu veranstalten verstanden hatte. Zumal dann noch die gleichzeitige weitere schwere Nervenbelastung hinzukam, die Veit Valentin seinem älteren Fakultätskollegen, dem Geheimen Hofrat Professor Dr. v. Below und den akademischen Behörden seiner Universität Freiburg im Breisgau zu verdanken hatte (worüber noch zu reden sein wird). Und das Alles traf einen feinnervigen, auch äußerlich zarten, Gelehrten, dem der öffentliche Kampf, und nun vollends der öffentliche Kampf gegen Methoden der hier von Coßmann beliebten Art, und die angenehmen Begleiterscheinungen eines solchen Kampfes ganz ungewohnt waren. Und zudem war ihm durch Herrn Professor Coßmann (und, wie sich noch zeigen wird, auch durch Herrn Geheimrat v. Below) dieser politische Kampf zugleich auch als Kampf um seine akademische und selbst um seine bürgerliche Existenz aufgedrängt worden.

Immerhin: schwere taktische Fehler im Kampfe mit tödlichen Feinden werden nicht dadurch weniger verhängnisvoll, daß sie aus menschlich begreiflichen Gründen entsprungen sind. Und Veit Valentin wurde von den Folgen dieser taktischen Torheit in schwerster Weise getroffen: Plötzlich wußte niemand in der ganzen Öffentlichkeit mehr etwas von

dem, um was es in der Sache ging: von Coßmanns schwerem Vertrauensbruch als Mensch und als Redakteur; niemand wußte mehr etwas von Marcks' für Coßmann vernichtendem Briefe. Niemand dachte daran, wie nebensächlich demgegenüber die ganze in dem Prozesse behandelte Frage war, ob Coßmann sich außerdem auch noch einer bewußten Unwahrheit schuldig gemacht habe. Niemand gab sich die Mühe, daran zu denken, daß Veit Valentins Brief als Abwehrmaßregel im schwersten, ihm durch Coßmann aufgedrängten, Existenzkampf geschrieben war. Niemand selbstverständlich war gründlich genug, um zu sehen, daß es infolgedessen in der Frage, um die der Prozeß ging, wenn man sie denn schon überhaupt als irgendwie von Bedeutung für die Sache ansehn wollte, nur auf die Gutgläubigkeit Veit Valentins ankam; daß diese klar zutage lag, und daß darüber hinausgehend in mindestens vieren der fünf Punkte, um die der Prozeß sich drehte, Veit Valentins Beweislage auch materiell vortrefflich war. Und niemand wußte etwas davon, daß, als Veit Valentin den törichten Vergleich einging, der Gedanke, durch das Abschneiden eines Prozesses, der uns im Auslande schaden konnte, dem Vaterlande zu nützen, für ihn mitbestimmend gewesen war. Alles schrie bloß: „Er hat revozieren müssen und die Kosten übernehmen (denkt mal: die g a n z e n Kosten!). Welch ein gräßlicher Kerl!" — — In diesem Nichtwissen, Nichtsehen und Nichtdenken, und in dem daraus dann entspringenden Handeln, machte auch das damalige badische Kultusministerium keine Ausnahme, wie sein oben abgedruckter Bescheid vom 5. Februar 1917 bewies; darüber wird im dritten Teil meines Aufsatzes noch etwas mehr zu sagen sein.

Und dabei sah also, kurz zusammengefaßt, der Fall Valentin-Coßmann s o aus: Valentin besucht auf der Reise Coßmann als alten Bekannten. Es entsteht ein vertrauliches politisches Gespräch. Gleich in dessen Beginn schleudert Coßmann gegen den Reichskanzler den Vorwurf fortgesetzten Lügens, wobei Coßmann gleichzeitig den hauptsächlichsten Gegner des Kanzlers, Tirpitz aufs höchste preist. Valentin wehrt den Vorwurf gegen den Reichskanzler ab und erklärt dabei, er seinerseits glaube vielmehr an gewisse (allerseits und auch Coßmann bekannte) Gerüchte über Zahlenbehandlung durch Tirpitz. Nach freundschaftlichem Auseinandergehn bringt Coßmann diese vertraulichen Äußerungen Valentins an Tirpitz und an das bayrische Kriegsministerium, sowie in die große Öffentlichkeit. Coßmann tut das unter schwerstem, von ihm selbst gegenüber Marcks als solchem zugestandenem, Vertrauensbruche als Mensch und als Redakteur. Er drängt dadurch Valentin einen Existenzkampf auf. Zum Zwecke der Abwehr in diesem Kampfe schreibt ihm Veit Valentin einen Brief, der durch und durch gutgläubig ist, in der Form aber zu weit geht, daher Coßmann Gelegenheit gibt, einen Beleidigungsprozeß gegen Valentin anzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellen und so das Interesse der Öffentlichkeit vom Kernpunkt der Angelegenheit, Coßmanns Vertrauensbruche, auf Nebensächlichkeiten zu lenken. Selbst in diesen Nebensächlichkeiten müßte er nachweislich zu mindestens vier Fünfteln noch unterliegen, wenn Veit Valentin nicht plötzlich in einem Schwächeanfall einen gänzlich unzweckmäßigen Vergleich schlösse.

II. Der Fall Valentin-v. Below.

In der Zeit zwischen seinen beiden Tätigkeitsperioden am Auswärtigen Amte, im Frühjahr 1916, verfaßte Professor Veit Valentin, in Freiburg im Breisgau, als Privatarbeit und ohne daß das Auswärtige Amt etwas damit zu tun hatte oder etwas davon wußte, einen Aufsatz für die von Professor Dr. Hans Delbrück herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher". Der Aufsatz trug den Titel „Graf Reventlow als Geschichtsschreiber" und wurde, nachdem er im Augustheft 1916 der „Preußischen Jahrbücher" erschienen war, auch als Sonderdruck (mit angefügter Antwort Reventlows und Replik Veit Valentins) verbreitet. Graf Reventlow ist der bekannte geistige Leiter und Leitartikler der „Deutschen Tageszeitung". Er war der lauteste Führer der Unverantwortlichen, die, wie im ersten Teil meines Aufsatzes näher beschrieben, den uneingeschränkten U-Boots-Krieg schon zu einer Zeit forderten, als sämtliche Verantwortlichen und Sachverständigen (einschließlich Hindenburgs und Ludendorffs) ihn noch für verfrüht hielten. Ferner hat eine seiner Haupttätigkeiten während des Krieges darin bestanden, daß er jeden in Deutschland gemachten Versuch, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen, auf das leidenschaftlichste bekämpfte. Besonders scharf brachte er das zum Ausdruck, als er, einige Monate später, am 2. Februar 1917, in einer Rede in der Philharmonie zu Berlin predigte:

> „Möglich, daß nach einiger Wirksamkeit des vollen U-Boots-Krieges aus England Verständigungsstimmen kommen und einige Deutsche die Zeit für richtig halten werden, ihren kulturellen Edelmut leuchten zu lassen: Dann aber darf sich das deutsche Volk nicht scheidemännern lassen, dann gilt allein das Wort: Du oder ich."

Der genannte Aufsatz Valentins beschäftigte sich nun mit Reventlows Methoden als Geschichtsforscher. Graf Reventlow hatte nämlich auch als solcher gewirkt, hatte ein Buch geschrieben „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914". Es war 1914 vor Kriegsbeginn in erster Auflage erschienen, und erschien 1916 in dritter, vollständig neu bearbeiteter, Auflage. Veit Valentins Aufsatz kritisierte nun, daß Reventlows Buch, das in der ersten Auflage eine sachlich einwandfreie, gute, gründliche Geschichtsdarstellung gewesen sei, in der dritten Auflage ein Leitartikel ohne geschichtlichen Wert geworden sei, der nicht mehr der geschichtlichen Wahrheit diene, sondern der politischen Tendenz des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verfassers. Valentin legte Das an einer Reihe von Einzelbeispielen dar, und kam zum Schlusse seines Aufsatzes „vom Standpunkte des Historikers" zu einer sehr scharfen Warnung „sowohl vor diesem Buche wie vor seinem Autor".

Wie gebräuchlich, übersandte Veit Valentin einen Sonderabzug dieses seines Aufsatzes an eine große Anzahl von Fachgenossen. Einer davon war sein älterer Fach- und Fakultätskollege, der Geheime Hofrat Professor Dr. phil. Georg v. Below, damals Prorektor der Universität Freiburg. Nun war Herr v. Below in allen Dingen, die den Krieg angingen, Reventlows politischer Gesinnungsgenosse: Herr Professor v. Below war Vorstandsmitglied des „Alldeutschen Verbandes". Dessen verbandsamtlicher Standpunkt gegenüber den Bestrebungen, das Deutsche Reich gegenüber der erdrückenden Übermacht der Gegner durch einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden zu retten, ja am erschütterndsten zutage trat, als, wenige Monate später, am 3. Februar 1917, sein Vorsitzender Claß öffentlich verkündete: „Wir können Gott auf den Knien danken, daß unser Friedensangebot zurückgewiesen ist." Und dessen verbandsamtliches Organ, die „Alldeutschen Blätter" der Mehrheit des Deutschen Reichstages (die im Sommer 1917 die Lage sah, wie sie wirklich war, und deshalb durch ihre Friedensentschließung einen letzten und, wenn die unverantwortlichen Einflüsse nicht waren, auch erfolgversprechenden Rettungsversuch machte) vorwarf, sie wolle das „Sieg-Volk um den Preis seiner Opfer betrügen", und ihr Verhalten werde an der Nordostfront einmütig beurteilt „als ein Treubruch gegen die Leistungen und Leiden der Frontkämpfer, ‚der gleich hinter den Treubruch Italiens zu stellen ist'"*).

Kein Wunder daher, daß Herr Geheimrat v. Below es nicht sehr schätzte, wenn Reventlow angegriffen wurde. Er schrieb an Valentin einen nicht sehr liebenswürdigen Brief, worin insbesondre am Schlusse die Unhöflichkeit vorkam, Valentins Aufsatz „gereiche Valentin nicht zur Ehre". Veit Valentin hat sich über diese Unhöflichkeit sehr gekränkt. Ich habe nie recht begreifen können, warum. Denn er konnte wissen, daß sein Aufsatz (von einigen überflüssigen formellen Schärfen am Schlusse abgesehn) gut war: andernfalls hätte schon Professor Hans Delbrück den Aufsatz nicht genommen, und auch sonst fand der Aufsatz die Billigung sehr maßgebender Personen. Es konnte Professor Valentin daher wirklich ganz gleichgültig sein, was Herr v. Below, der eben Partei war und sich daher, wenigstens als Politiker, durch Valentins Angriff auf Reventlow mitgetroffen fühlen mußte, über Valentins Aufsatz sagte oder nicht sagte. Aber Professor Valentin empfand nun einmal die Wendung von der „Ehre" als einen ihn tief schmerzenden

*) S. „Alldeutsche Blätter" Nr. 46 vom 10. November 1917, Seite 454, Spalte 2 und Seite 456, Spalte 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlag. Er beantwortete deshalb diese Unhöflichkeit Herrn v. Belows mit einer andern, indem er seinen Antwortsbrief an Herrn Professor v. Below folgendermaßen enden ließ: „Der Schlußpassus Ihres Briefes zwingt mich endlich zu meinem Bedauern zu der Bitte, die Beziehungen zu mir lediglich in den Formen kollegialer Höflichkeit fortsetzen zu wollen."

Und Dies erwiderte dann Herr Professor v. Below durch die folgende Handlungsweise: Er machte eine Zuschrift an das verbandsamtliche Organ seines „Alldeutschen Verbandes", die „Alldeutschen Blätter", und ließ sie diese Zuschrift am 2. September 1916 veröffentlichen, aber so, daß sie nicht seinen Namen nannten, sondern die Zuschrift nur als „aus Hochschulkreisen stammend" bezeichneten. Diese Zuschrift, die schon gleich Veit Valentins militärische Verhältnisse irrig darstellte, behauptete dann, das Auswärtige Amt habe bei der Erteilung des Auftrages an Veit Valentin den Wunsch gehegt, daß Veit Valentin unter anderm der Auffassung der Alldeutschen und des Grafen Reventlow entgegentreten möchte; und die Zuschrift stellte es weiter so dar, als habe Veit Valentin die Kritik über Reventlow in Ausführung des Auftrages des Auswärtigen Amtes geschrieben. Am Schlusse der Zuschrift aber hieß es:

> „Hat er [Veit Valentin] für diesen Zweck die Befreiung von dem Garnisondienst und dem keineswegs bequemen Postdienst erhalten? Glücklich ist das Auswärtige Amt mit seinem Angestellten unter allen Umständen nicht gefahren.
>
> Selbstverständlich soll die freie Meinungsäußerung in keiner Weise eingeschränkt werden. Aber wir kommen nicht darüber hinweg, daß ein militärpflichtiger Mann von seiner Militärpflicht entbunden wird, um unter anderem eine innerdeutsche vaterländische Bewegung zu bekämpfen, und daß seine erste literarische Äußerung seit der Übernahme dieses Auftrags von der Art ist, daß man ihr den Zweck gar zu sehr anmerkt."

Ganz die gleiche Veröffentlichung brachte die „Deutsche Tageszeitung" in ihrer Morgenausgabe vom 14. September 1916, und zwar ebenfalls in der Form einer ihr selbst unmittelbar „aus Hochschulkreisen" zugegangenen Zuschrift.

Was in dieser Zuschrift über den Auftrag des Auswärtigen Amtes berichtet wurde, und wodurch hier das Auswärtige Amt in Beziehung gebracht wurde zu Valentins Kritik über Reventlows Buch, das war Alles unrichtig: Dem Auswärtigen Amte war es niemals eingefallen, „den Wunsch zu hegen", daß Veit Valentin bei der Ausführung der ihm vom Auswärtigen Amte erteilten Aufträge „der Auffassung der Alldeutschen und des Grafen Reventlow entgegentreten möchte". Wie ich schon oben, im Beginn meiner Darstellung des Falles Valentin-Coßmann, mitgeteilt habe, ging der erste der beiden Aufträge, die das Auswärtige Amt an Veit Valentin erteilt hat, dahin, eine objektive

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darstellung der deutschen auswärtigen Politik seit 1902 zu verfassen, und der zweite Auftrag dahin, eine Arbeit über die Vorgeschichte und die Geschichte des Krieges für das neutrale Ausland zu schreiben; auf die Alldeutschen oder auf den Grafen Reventlow bezog sich keiner dieser beiden Aufträge auch nur im Allergeringsten. Und, daß das Auswärtige Amt von Valentins Kritik über Reventlows Buch überhaupt nichts wußte, habe ich ebenfalls bereits gesagt. — Aber diese unrichtigen Behauptungen des Herrn v. Below waren hier noch das Nebensächlichere. Die Hauptsache für die Beurteilung seiner Handlungsweise sind die von mir wörtlich wiedergegebenen Schlußsätze seiner Zuschrift: Die enthalten ja die ganz unmißverständliche Aufforderung an die Militärbehörden, den Professor Veit Valentin wieder militärisch einzuziehen, und zwar — — zur Strafe für die Betätigung seiner, dem Geheimrat v. Below, den „Alldeutschen Blättern" und der „Deutschen Tageszeitung" unbequemen politischen Gesinnung!

So handelte der Prorektor der Universität Freiburg gegen seinen jüngeren Fachkollegen.

Solche Handlungsweise erschien deutschen Begriffen von Amt und Gesinnung eines Hochschullehrers so unglaublich, daß bevor es endgültig bekannt war, daß der Mann, der solche Waffen führte, der Prorektor der Universität Freiburg, der Geschichtsprofessor Geheimrat v. Below war, es auf Zweifel stieß, ob der Verfasser der „Zuschrift" wirklich ein deutscher akademischer Lehrer sein könne. Die sehr angesehene Zeitschrift „Deutsche Politik" (ihre Herausgeber sind Jäckh, Rohrbach und Stein) schrieb am 22. September 1916:

> „Der Angriff der ‚Deutschen Tageszeitung' vom 14. September gegen Professor Dr. Valentin hat in der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' vom 17. sachliche Erwiderung gefunden*). Die Angelegenheit wäre damit erledigt, wenn nicht ein Punkt übrigbliebe, der uns um der Würde der deutschen Hochschulen willen nicht unwesentlich scheint. Der Angriff der ‚Deutschen Tageszeitung' ist angeblich aus deutschen Hochschulkreisen erfolgt. Wir sagen angeblich, denn in Deutschland steht die Universität zu hoch, als daß man von ihr annehmen sollte, daß ihre Mitglieder der Denunziationen fähig wären. Die Universität ist die Einrichtung unsres Staates, zu deren stolzen unangetasteten Vorrechten das Recht der freien Meinungsäußerung gehört. Die Universität hat sich dieses Recht erkämpft, und das gesamte Volk erkennt es als oberstes Gesetz an. Die Rücksicht ebenso auf unser Volk wie auf das Ausland erfordert es daher, daß wir in dem angeblichen Ursprung aus Hochschulkreisen eine bloße Mystifikation sehen, zu deren Opfer die ‚Deutsche Tageszeitung' geworden ist."

Aber leider war diese Meinung über Das, was bei einem deutschen Hochschullehrer unmöglich sei, zu hoch: Am 4. Oktober 1916 erließ Herr

*) Nämlich durch Abdruck der gleich zu erwähnenden preßgesetzlichen Berichtigung Veit Valentins an die „Alldeutschen Blätter" und die „Deutsche Tageszeitung".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Below eine von ihm unterzeichnete Zuschrift an die „Tägliche Rundschau", die das Eingeständnis seiner Verfasserschaft enthielt.

Aber, ehe er das tat, hatte er die bezeichnete Kampfmethode noch fortgesetzt: Nachdem Veit Valentin Herrn v. Belows unrichtige Behauptungen über Valentins militärische Verhältnisse und über die Natur der ihm vom Auswärtigen Amte erteilten Aufträge preßgesetzlich in den „Alldeutschen Blättern" und in der „Deutschen Tageszeitung" berichtigt hatte, brachten die „Alldeutschen Blätter" vom 23. September 1916 eine neue Zuschrift des „sehr angesehenen Hochschullehrers", der wiederum seinen Namen nicht nannte. Darin drohte Herr v. Below, also auch diesmal anonym, er werde eventuell Veit Valentins berichtigenden Angaben über die Natur seines Auftrages entgegentreten durch Veröffentlichung „früherer Äußerungen" Veit Valentins. Diese „früheren Äußerungen" waren in einem freundschaftlichen, kollegialen Gespräche zwischen Valentin und Herrn v. Below gemacht! (und betrafen übrigens etwas ganz Anderes).

Der Fall Valentin-v. Below, so wie er dem badischen Kultusministerium vorlag, als dieses den Professor Veit Valentin durch den am Eingange meines Aufsatzes abgedruckten Erlaß vom 5. Februar 1917 aus dem Amte stieß (und zwar ausdrücklich auch wegen dieses Falles Valentin-v. Below), sah also so aus: Herr v. Below begeht gegen Veit Valentin eine Unhöflichkeit; Veit Valentin erwidert diese Unhöflichkeit mit einer andern. Darauf nimmt Herr v. Below gegen Veit Valentin eine Handlung vor, von der zunächst eine angesehene deutsche Zeitschrift bestreitet, daß sie von einem deutschen Hochschullehrer ausgegangen sein könne, weil kein deutscher Hochschullehrer dazu fähig sei.

Übrigens, so wenig wahrscheinlich das zunächst klingen mag, es ist Herrn v. Below später gelungen, dieses sein Tun noch zu übertreffen: Nachdem das Ausstoßungsschreiben des Kultusministeriums vom 5. Februar 1917 Veit Valentin zugegangen war, schickte Herr v. Below den Text dieses amtlichen Schreibens — das offensichtlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt und mindestens so lange eine streng geheime, innerakademische Angelegenheit war, als noch nicht feststand, welche der beiden ihm zur Wahl gestellten beruflichen Todesarten Veit Valentin wählen würde —, schickte also Herr v. Below dieses Schreiben an das bekannte Werkzeug der „Alldeutschen", an die „Unabhängige Nationalkorrespondenz" des Herrn Dr. Fritz Stephan Neumann in Berlin. Wodurch dann bewirkt wurde, daß dieses Organ die folgende Notiz in die Presse warf:

Das Ende Veit Valentins.

„Kürzlich ist der Fall Veit Valentin zur Entscheidung gelangt; die Angelegenheit jenes sonderbaren Professors und Mitarbeiters des Auswärtigen Amtes, der gegen den Großadmiral von

Tirpitz die bekannten Verleumdungen verbreitete und dann in dem von Prof. Coßmann angestrengten Beleidigungsprozesse in München eine moralische Brandmarkung sondergleichen erlitt*). Es blieb hiernach noch der vorgesetzten Behörde Valentins, der an der Freiburger Universität las, übrig, ihrerseits die Folgerungen zu ziehen. Das badische Kultusministerium hat nunmehr, wie wir hören, entschieden, es werde Valentin die venia legendi entziehen, falls er nicht spätestens bis zum Ende des Sommersemesters 1917 freiwillig darauf verzichtet. Eine Erstreckung dieser Frist ist ausgeschlossen. Im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester wird Valentins Name nicht mehr geführt; eine Lehrtätigkeit darf er schon jetzt nicht mehr ausüben. Damit ist der Fall Valentin endgültig erledigt."

Herr v. Below bekannte diese Tat — das Übersenden des Textes eines nicht zur Veröffentlichung bestimmten amtlichen Bescheides an die genannte Zeitungskorrespondenz — in einer Sitzung der philosophischen Fakultät, als der Dekan mitteilte, es werde eine Disziplinaruntersuchung darüber stattfinden, wer der Täter sei.

Es muß Herrn Geheimrat v. Below zugestanden werden, daß es ihm durch diese letzte Tat nun gelungen war, seinen jüngeren Fachgenossen beruflich völlig zu ruinieren. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Herrn v. Below, wenn man ihm diesen Erfolg bestritte; Veit Valentin selbst erkennt den an. Er hat darüber geschrieben: „Ich darf wohl sagen, daß dieser letzte Schlag für mich geradezu niederschmetternd war. Meine bürgerliche Stellung war für das Urteil der breitesten Öffentlichkeit vernichtet."

Obwohl nicht kriegsverwendungsfähig, ging Veit Valentin, der inzwischen beim Militär wieder eingetreten war, nun ins Feld. Auch im Heere sperrte ihm v. Belows Tat die Laufbahn: Das durch sie überall gegen ihn erzeugte Vorurteil verzögerte seine Beförderung und war schließlich der Grund, daß er von einem „alldeutsch" gesinnten Major nicht zum Offizierskursus zugelassen wurde. — Als Soldat einer Nachrichtenabteilung war Professor Veit Valentin dann in Galizien und in Flandern, wo ihn der Einschlag einer Fliegerbombe dienstunfähig machte, so daß er im März 1918 entlassen wurde.

III. Fakultät und Kultusministerium.

Als Historiker gehörten Herr Professor von Below und Veit Valentin beide der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau an. Die philosophische Fakultät einer Universität ist die — nach altem Hochschulgebrauch zu einer Einheit zusammengefaßte — Ge-

*) Man vergegenwärtige sich gegenüber dieser Entstellung noch einmal die wirklichen Vorgänge des Falles Valentin-Coßmann! H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samtheit aller derjenigen ihrer Hochschullehrer, die weder Theologen, noch Juristen, noch Mediziner sind.

Die philosophische Fakultät der Universität Freiburg erlangte am 21. August 1916 Kenntnis von dem Wortlaute der beiden Briefe, die zwischen Herrn Professor v. Below und Veit Valentin gewechselt waren. An diesem Tage reichte ihr nämlich Veit Valentin Abschriften beider Briefe ein. Er tat das um deswillen, weil Herr v. Below, nachdem er auf seinen unhöflichen Brief an Veit Valentin dessen unhöfliche Antwort erhalten hatte, ihm — übrigens auf einer offenen Postkarte ohne Anrede und ohne die übliche Formel vor der Unterschrift — gedroht hatte, er werde Valentins Antwortsbrief der Fakultät vorlegen; da legte Veit Valentin eben das aus beiden Briefen bestehende ganze Material vor.

Zunächst äußerte nun am 28. August 1916 der Dekan der philosophischen Fakultät in einem Briefe an Valentin als seine persönliche Ansicht die — zweifellos zutreffende — Meinung, daß die Fakultät keinen „Anlaß habe, sich mit diesem rein privaten Zerwürfnis zu beschäftigen". Noch nicht zwei Monate später, am 18. Oktober 1916, sprach aber die Fakultät wegen eben dieses privaten Zerwürfnisses, in einem von demselben Herrn Dekan unterzeichneten Schreiben, „einstimmig" (also offenbar einschließlich der Stimme des Herrn Dekans) dem Professor Valentin „die schärfste Mißbilligung seines Verhaltens" aus, und suchte ihn deshalb aus seinem Lehramte zu drängen: Das Schreiben endete mit dem Satze: „Sie [die Fakultät] setzt voraus, daß Sie unter diesen Umständen freiwillig auf Ihre venia legendi verzichten werden."

Dieses an sich schon auffallende Vorgehen der Fakultät wird noch merkwürdiger durch das, was vorangegangen war: Professor Valentin hatte sich nämlich am 28. September 1916 über die Handlungsweise Herrn v. Belows, die in den beiden anonymen Angriffen in den „Alldeutschen Blättern" lag (deren erster von der „Deutschen Politik" zutreffend beurteilt worden war, wie von mir berichtet), beim Kultusminister beschwert; am Schlusse dieser Beschwerde hatte Professor Valentin beantragt, das Kultusministerium möge gegen Herrn Professor v. Below „mit der entsprechenden Schärfe einschreiten". Von der Einreichung dieser Beschwerde hatte Veit Valentin gleich am Tage der Einreichung der Fakultät Kenntnis gegeben, so daß ihr diese Beschwerdeangelegenheit bekannt war, als sie am 18. Oktober 1916 den soeben berichteten, außerordentlich scharfen, Schritt gegen Veit Valentin unternahm. Sie kümmerte sich also schon damals in dem Falle Valentin-v. Below um die Hauptsache, nämlich um Herrn Geheimrat v. Belows von der „Deutschen Politik" gekennzeichnete Handlungsweise, überhaupt nicht. Sie interessierte sich vielmehr lediglich für den gegenüber dieser Hauptsache ganz belanglosen Austausch von Unhöflichkeiten, und nahm übrigens auch in dieser Beziehung Partei gegen

den in der Abwehr befindlichen Professor Valentin und für den Angreifer Herrn Geheimrat v. Below. Ja, mehr noch: Die Fakultät wußte also amtlich, daß in der Angelegenheit Valentin-v. Below die Beschwerde Professor Valentins gegen Herrn Geheimrat v. Below, mit dem Antrage auf amtliches Einschreiten gegen diesen Herrn, dem Kultusminister vorlag. Und trotzdem suchte sie in eben dieser Angelegenheit, bevor eine Entscheidung des Kultusministers ergangen war, den Professor Valentin bereits in die Stellung des Schuldigen zu drängen, indem sie ihn zu bestimmen versuchte, wegen des Falles Valentin-v. Below auf sein Lehramt zu verzichten. Und endlich enthielt dieses Schreiben der Fakultät auch noch eine Stelle, die nur verstanden werden konnte als eine Anspielung auf den Prozeß Valentin-Coßmann (der damals soeben angestrengt war) und auf die damit zusammenhängenden Dinge; auch dies in dem offenbaren Sinne, daß die Fakultät in dieser, damals noch völlig unentschiedenen, Sache von vornherein gegen Veit Valentin Partei nahm.

Die Beschwerde Professor Valentins beim Kultusminister führte, aus Gründen, die mir unbekannt sind, nicht zu einem Disziplinarverfahren gegen Herrn Geheimrat v. Below; das Kultusministerium beschränkte sich vielmehr darauf, Herrn v. Below durch ein Schreiben, das ihm auf amtlichem Wege über die Fakultät zuging, seine Mißbilligung auszusprechen. Professor Valentin hat das niemals amtlich, sondern nur auf privatem Wege erfahren, wie denn überhaupt eine amtliche Erledigung seiner Beschwerde ihm selbst gegenüber niemals erfolgt ist; der Kultusminister hat lediglich, bevor das Mißbilligungsschreiben an Herrn v. Below abging, bei einem Besuche, den ihm Professor Valentin am 30. Oktober 1916 machte, diesem gesagt, daß das Kultusministerium Herrn v. Belows Handlungsweise durchaus mißbillige und das auch in entsprechender Weise zum Ausdruck bringen werde.

Dagegen stieß ja dasselbe Kultusministerium, nachdem dann der Vergleich in dem Prozesse Valentin-Coßmann geschlossen war, den Professor Veit Valentin durch das Schreiben vom 5. Februar 1917, das ich am Anfange meines Aufsatzes abgedruckt habe, aus dem Amt. Wobei der Fall Valentin-v. Below ausdrücklich als einer der beiden Gründe angegeben war. Und das geschah, wie schon berichtet, ohne daß Professor Valentin vorher vorgeladen worden wäre, oder daß ihm irgendeine Gelegenheit gegeben worden wäre, sich in einer mündlichen Verhandlung zu rechtfertigen. Formell ist zwar gegen diesen letzteren Punkt nichts zu sagen, denn außerordentliche Professoren sind (ebenso wie Privatdozenten) in diesen Dingen in Baden rechtlos; aber es scheint mir ganz selbstverständlich, daß man, auch wenn kein Gesetz dazu zwingt, eine derartige existenzvernichtende Entscheidung nicht erläßt, ohne den Beschuldigten erst eingehend persönlich zur Sache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu hören, und ihm gründlichste Gelegenheit zur mündlichen Verteidigung zu geben.

Bezeichnend ist es, daß selbst diese Entscheidung des Kultusministeriums, die Veit Valentin wenigstens noch die Wahl zwischen zwei beruflichen Todesarten (Selbstmord und Hinrichtung) ließ, den brüderlichen Gefühlen der Fakultät gegen ihren jungen Kollegen noch nicht genug tat: die hatte, wie der Eingang des Absatzes 2 im Ausstoßungsschreiben des Kultusministers zeigt, die sofortige berufliche Hinrichtung verlangt. Bezeichnend ist es weiter, daß der Ausstoßungsbescheid trotz der ausdrücklichen gegenteiligen Meinungsäußerung des badischen Ministerpräsidenten erfolgte, der den ohne weiteres einleuchtenden Standpunkt vertrat, daß die Entscheidung in Veit Valentins Sache bis nach dem Ende des Krieges vertagt werden müsse.

Die sachliche Kritik des Ausstoßungsbescheides des Kultusministeriums vom 5. Februar 1917 ergibt sich aus meinen bisherigen Darlegungen von selbst, wie folgt:

Im Falle Valentin-v. Below hat der damalige badische Kultusminister es genau so gemacht, wie die Fakultät in ihrem Schreiben an Veit Valentin vom 18. Oktober 1916, nur mit viel schlimmeren Folgen. Er hat aus dem ganzen Falle die Nebensache, den Austausch von Unhöflichkeiten, herausgenommen, nachdem er die Hauptsache, nämlich Herrn v. Belows von der „Deutschen Politik" gekennzeichnetes Verhalten durch ein Schreiben an Herrn Geheimrat v. Below abgetan hatte, das diesem kein Haar krümmen konnte und ihm vermutlich ganz gleichgültig gewesen ist. Und in dieser Nebensache der beiderseitigen Unhöflichkeiten hat dann der Minister ein rein privates Zerwürfnis zum Gegenstande eines amtlichen Einschreitens mit allerschwersten Folgen gemacht, und hat dabei noch allen Tadel auf den in der Abwehr Befindlichen geworfen, ohne die Angriffsaktion der Gegenseite überhaupt zu würdigen. Ja nicht einmal darauf hat der Minister Rücksicht genommen, daß Veit Valentin im Dezember 1916 auf Drängen einiger Freunde, die einen Vermittlungsversuch ins Werk gesetzt hatten, Herrn v. Below einen Brief überbringen ließ, worin Veit Valentin erklärte, er sei in seinem Abwehrbrief „in seinen Ausdrücken zu weit gegangen". (Übrigens ein, wie mir scheint, recht überflüssiger Schritt, zumal angesichts Dessen, was Herr v. Below durch die beiden anonymen Angriffe in den „Alldeutschen Blättern" schon damals gegen Valentin begangen hatte.)

Nun aber gar erst die Stellung des Ministers zum Falle Valentin-Coßmann!:

Wer, der die Worte des Ausstoßungsschreibens liest:

> „ergibt sich, daß Sie gegen den Privatkläger schwer beleidigende Äußerungen getan haben, deren Unwahrheit durch die Beweiserhebung er-

> wiesen worden ist und die Sie als unbegründet zurückzunehmen sich genötigt gesehen haben"

— wer, der diese Worte liest, kann sich daraus auch nur den hundertsten Teil des Bildes machen, das der Fall Valentin-Coßmann wirklich bietet? Muß nicht jeder, der Das liest, wähnen, Veit Valentin habe böswillig und grundlos einen Harmlosen, Unschuldigen mit beleidigenden Angriffen überfallen? Wo ist hier eine Spur zu erkennen von dem wirklichen Sachverhalt?: daß Veit Valentin alle seine Äußerungen gegen Coßmann in dem urbildlichsten Falle der „Wahrnehmung berechtigter Interessen" getan hat; nämlich in der Abwehr gegen einen Angriff auf seine ganze berufliche und bürgerliche Existenz — gegen einen Angriff, den Coßmann gegen ihn geführt hatte unter dem schwersten Vertrauensbruche als Mensch und als Redakteur. Unter einem Vertrauensbruche, der so schwer war, daß ein Mann von der Bedeutung von Erich Marcks ihn so gekennzeichnet hat, wie er es in seinem Briefe vom 19. September 1916 getan hat — so schwer, daß derselbe Marcks als Zeuge vor Gericht seinen „vollkommenen Abbruch der persönlichen und literarischen Beziehungen" zu Coßmann als die unvermeidliche Folge von Coßmanns Handlungsweise bezeichnet hat. Wo ist aus diesem Bescheide des Kultusministeriums zu ersehen, daß, weil das so ist, es ausschließlich auf die Gutgläubigkeit Veit Valentins ankam? Wo, daß diese Gutgläubigkeit in allen Punkten außer Zweifel steht, und daß — möglicherweise von einem einzigen Punkte abgesehn — auch sonst die Beweislage für Coßmann keineswegs günstig ist? Warum berücksichtigt überhaupt der Kultusminister auch hier im Falle Valentin-Coßmann, genau wie er es im Falle Valentin-v. Below tut, nur das Allernebensächlichste des ganzen Falles, hier den Prozeß? Warum kein Wort davon, daß Coßmann die ganze Sache provoziert hat durch seinen sinnlosen Anwurf gegen Bethmann Hollweg, daß der „fortgesetzt löge"?

In aller Kühle und gleichzeitig in aller Schärfe muß ausgesprochen werden: Wenn Professor Veit Valentin bei der Abwehr in dem Kampfe um seine Existenz, den ihm Coßmann durch seinen Vertrauensbruch und durch sein Kesseltreiben aufgedrängt hatte, wirklich ein Wort zu viel gesagt hat, so gibt es — natürlich außerhalb des damaligen badischen Kultusministeriums und der philosophischen Fakultät Freiburg — keinen einzigen urteilsfähigen Menschen, der begreifen kann, wieso Professor Valentin

> „durch dieses Verhalten die aus seiner Stellung als akademischer Lehrer erwachsenden Pflichten in ernstester Weise verletzt und [nun gar!] den Anspruch auf Aufrechterhaltung der venia legendi verwirkt"

haben sollte. Der besagte urteilsfähige Mensch begreift überhaupt nicht, was ein solches etwaiges Überschreiten der Grenzen im allerschwersten Notwehrkampfe mit Veit Valentins „Pflichten als aka-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

demischer Lehrer" überhaupt zu tun hat, und wie ein Kultusministerium dazu kommen kann, beides miteinander zu verquicken.

Ebensowenig kann dann ein solcher Mensch dem Erstaunen darüber wehren, daß dasselbe damalige badische Kultusministerium gegen Herrn Geheimrat v. Below nicht wenigstens dann ein Disziplinarverfahren eingeleitet hat, als er die zweite seiner beiden bemerkenswerten Taten in der Angelegenheit Valentin-v. Below beging: nämlich als er den Text des nicht zur Veröffentlichung bestimmten amtlichen Schreibens vom 5. Februar 1917 an die „Unabhängige Nationalkorrespondenz" übersandte, und dadurch bewirkte, daß die üble Notiz in die Presse geworfen wurde, die seinen jüngeren Fakultätsgenossen völlig ruinierte. Da diese Tat des Herrn v. Below so geartet war, daß, wie bereits berichtet, bevor der Täter bekannt hatte, zu seiner Ermittlung eine disziplinarische Untersuchung angeordnet worden war, so ist nicht zu begreifen, weshalb nach dem Bekenntnis des Täters nicht die natürliche Folgerung gezogen wurde.

Das Bild von dem Geiste, in dem die philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau ihr Mitglied Veit Valentin und seine Sache behandelt hat, würde übrigens unvollständig sein, wenn ich es unterließe, in dieses Bild noch den folgenden Zug einzuzeichnen, der sich nachträglich eingestellt hat: Mir lag selbstverständlich daran, für diese meine Bearbeitung des Falles Veit Valentin alle Urkunden, die den Fall betreffen, in ihrem vollen Texte vor mir zu haben. Nun war Professor Veit Valentin nicht in der Lage, mir den ganzen Text seines Briefwechsels mit Herrn Geheimrat v. Below vorzulegen, da Herrn v. Belows Originalbrief an ihn, und seine eigene Abschrift seines Antwortbriefes an Herrn v. Below, an einem der verschiedenen Wohnsitze, die Professor Valentin während des Krieges gezwungenermaßen gehabt hat, verpackt stehen und er daher augenblicklich nicht daran kann. Nun hatte Professor Valentin ja aber, wie oben berichtet, Abschriften beider Briefe am 21. August 1916 der Fakultät eingereicht. Er bat daher am 8. Februar 1919 die Fakultät brieflich um eine Abschrift der beiden, wie nochmals zu betonen, von ihm selber eingereichten, Brieftexte. Er bat darum „zu beruflichen Zwecken": zutreffendermaßen, denn es ist für Professor Valentin beruflich von Bedeutung, daß eine aktenmäßige Darstellung seines Falles erscheint. Die Fakultät aber erteilte darauf am 25. Februar 1919 die Antwort, sie habe „das Gesuch wegen Abschrift eines Aktenteils" abzulehnen beschlossen. Ich darf sagen: ich habe mir als Richter und vorher als Verwaltungsbeamter eine nicht ganz geringe Erfahrung im Verkehr mit Zivilbehörden aller Art angeeignet; und ich habe während des Krieges als Führer eines Rekrutendepots in einer deutschen Großstadt Gelegenheit gehabt, diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erfahrung durch den Verkehr mit Militärbehörden aller Art umfangreich zu ergänzen — aber ein derartiger Standpunkt einer Behörde ist mir noch nie vorgekommen, und ich hätte ihn, aufrichtig gesagt, ehe ich ihn an der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg erlebt habe, auch niemals für möglich gehalten. Man stelle sich das einmal richtig vor: Eine Behörde, und nun gar eine akademische Behörde, verweigert einem früheren Mitgliede die Erteilung von Abschriften eines an ihn gerichteten und eines von ihm geschriebenen Briefes, die er beide selbst zu ihren Akten gereicht hat, mit der klassischen Begründung, das sei doch „ein Aktenteil"! Hätte die Fakultät wenigstens gewußt, welches der „berufliche Zweck" war, für den Veit Valentin die beiden Abschriften erbat: dann wäre zwar ihre Weigerung auch nicht berechtigt gewesen, aber man könnte die wenigstens mit einem, nach Sachlage recht begreiflichen, Bestreben der Fakultät erklären, eine öffentliche Erörterung der Angelegenheit Veit Valentin, und nun ganz besonders des Falles Valentin-v. Below, womöglich zu erschweren. Aber die Fakultät wußte das ja gar nicht einmal: sie scheint also auch in diesem Punkte lediglich von dem Geiste des Wohlwollens geleitet worden zu sein, den sie schon vorher so ausgiebig gegen Professor Veit Valentin betätigt hatte. — Glücklicherweise habe ich anderweit Gelegenheit gehabt, mich über den Inhalt der beiden Briefe auf das genaueste zu unterrichten, und insbesondre stehen die oben von mir gegebenen wörtlichen Anführungen aus den beiden Briefen genau fest.

IV. Folgerungen.

Was also muß geschehn, damit in dieser Sache nicht „Recht Unrecht bleibe"?

Erstens: Der Ausstoßungsbescheid des damaligen badischen Kultusministers vom 5. Februar 1917 muß sofort aufgehoben, dem Professor Veit Valentin muß seine **venia legendi** sofort zurückgegeben werden. Es fehlt jede, aber auch wirklich jede, rechtliche oder sittliche Grundlage, Veit Valentin die Lehrberechtigung vorzuenthalten. — Veit Valentin legt allerdings nicht den geringsten Wert darauf, künftig etwa Mitglied dieser philosophischen Fakultät in Freiburg im Breisgau zu sein. Das hat er bereits am 2. November 1916 in einem Schreiben an den damaligen badischen Kultusminister ausgesprochen, und hat es ihm Mitte Dezember 1916 mündlich wiederholt; schon nach dem bis dahin vorliegenden Verhalten der Fakultät gegen ihn kann ihm niemand diesen Standpunkt verdenken — nach dem inzwischen erfolgten weiteren Verhalten der Fakultät erst recht nicht. Sobald seinem berechtigten Anspruche auf Rückverleihung der **venia legendi** entsprochen sein wird, gedenkt er, sich umzuhabilitieren. Aber solange das in Freiburg und Baden ihm angetane Unrecht besteht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sperrt es ihm die akademische Laufbahn überall. Deshalb — und selbstverständlich auch, weil Freiburg und Baden ihm Das ohne weiteres schuldig sind — müssen Freiburg und Baden dies Unrecht zuerst wieder gut machen.

Zweitens: Baden muß sich endlich ein Gesetz geben, das die vollkommene Rechtlosigkeit der außerordentlichen Professoren (und Privatdozenten) aufhebt. Die Rechtlosigkeit, die gerade der Fall Veit Valentin in so furchtbarer Weise beleuchtet. Die Rechtlosigkeit, die es zur Folge hat, daß die wissenschaftliche Laufbahn und die berufliche und bürgerliche Existenz noch eines außerordentlichen Professors in Baden plötzlich ohne richterliches Gehör durch einen Ukas vernichtet werden kann. In Preußen ist so etwas schon lange nicht mehr möglich, weil Preußen eben ein Gesetz über diese Dinge hat. Hat der Fall Veit Valentin die Folge, daß sich Baden in dieser Beziehung auf die Höhe Preußens hebt, dann hat der badische Professor Veit Valentin wenigstens nicht umsonst gelitten.

Drittens: Gegen Herrn Geheimrat Professor Dr. v. Below muß ein Disziplinarverfahren stattfinden, und zwar sowohl wegen der beiden anonymen Veröffentlichungen in den „Alldeutschen Blättern" vom 2. und 23. September 1916, als auch wegen der Weitergabe des Textes der Verfügung des Kultusministers vom 5. Februar 1917 an die „Unabhängige Nationalkorrespondenz". Was den zweiten Punkt angeht, so ist es ja, wie bereits hervorgehoben, ganz selbstverständlich, daß in einer Sache, in der zwecks Ermittlung des Täters eine Disziplinaruntersuchung angekündigt ist, ein Disziplinarverfahren stattfinden muß, sobald der Täter bekannt ist. Aber auch in der ersten Angelegenheit kann kein Nachdenkender leugnen, daß ein Hochschullehrer, der sich so verhält, wie die „Deutsche Politik" es gekennzeichnet hat, die „aus seiner Stellung als akademischer Lehrer erwachsenden Pflichten verletzt". Selbstverständlich erwarte ich nicht, daß auf eine besonders schwere Disziplinarstrafe erkannt werden wird. Denn hier, wo der Angeschuldigte als ordentlicher Professor den Schutz eines geordneten richterlichen Verfahrens genießen, und nicht, wie ein badischer außerordentlicher Professor recht- und schutzlos einem reinen Verwaltungsverfahren preisgegeben sein wird, wird das Disziplinargericht — mit Recht — mildernd die Atmosphäre der ungeheuren politischen Spannungen berücksichtigen, in der Herrn v. Belows Handlungen begangen sind. Aber daß ein Disziplinarverfahren stattfinde, das erfordert allerdings die elementarste Gerechtigkeit. — Dies gilt natürlich dann nicht, wenn, worüber ich nichts weiß, nach der badischen Disziplinargesetzgebung für akademische Professoren, die Fälle bereits verjährt sein sollten. Und es gilt, was den ersten Fall anlangt, auch dann nicht, wenn, was ich allerdings nicht glaube, die Herrn Geheimrat v. Below ausgesprochene ministerielle Mißbilligung seiner beiden ano-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nymen Angriffe in den „Alldeutschen Blättern" bereits als disziplinare Bestrafung anzusehen sein sollte.

„Justitia fundamentum regnorum": „Die Gerechtigkeit ist die Grundmauer des Staates." Und heute weniger als je kann unser deutscher Staat es ertragen, daß Recht Unrecht bleibe!

Hermann Popert.

Gottfried Keller.

Am 19. Juli 1919 werden hundert Jahre verflossen sein seit dem Tage, wo dem Züricher Drechslermeister Johann Rudolf Keller seine Eheliebste Elisabeth Scheuchzer einen Sohn und zugleich ihrem Vaterland seinen größten Dichter schenkte. Die ganze Schweiz wird diesen Ehrentag festlich begehen. Wir Deutschen können und dürfen jetzt nicht feiern; aber gedenken wollen wir Gottfried Kellers doch. Denn auch uns ward er geschenkt, auch für uns hat er gelebt.

Kellers Sein und Wirken liegt heute in seinem vollen Umfang vor unseren Augen. Die gesammelten Werke bieten alles, was er selbst der Nachwelt bestimmt hatte. Daneben aber besitzen wir die Urform des Grünen Heinrichs, die ungedruckten oder nur in den ersten Ausgaben erschienenen Gedichte, seine nachgelassenen Schriften, seine Anläufe zu Tagebüchern, seine Aufzeichnungen und seinen Briefwechsel; wir kennen seine Lebensschicksale und Lebensgewohnheiten, seine Art des Umgangs mit Mann und Weib, Freund und Feind, seine staatsbürgerliche und amtliche Betätigung. Der — nicht allzu weit gespannte — Kreis, worin sich dies Dasein bewegte, ist damit wohl durchmessen. Die Gedenkfeier wird uns keinen neuen Stoff, höchstens neue Ausdeutungen des Bekannten bringen.

Als Keller am 15. Juli 1890 von einem nicht mehr frohen oder fruchtbaren Leben durch den ehrlich verdienten Poetentod erlöst worden war, da trug man ihn zu Grabe, wie es dem vornehmsten Bürger seiner Heimat geziemte. Die Schweizer wußten, was sie an ihm besessen hatten. In Deutschland waren wir noch nicht so weit. Vor dreißig Jahren pflegte ich meine ersten Kenntnisse der neueren Dichtung aus der damals sehr beliebten und verbreiteten Literaturgeschichte von König zu schöpfen: Darin wurde Keller mit einer Handvoll Zeilen gönnerhaft abgetan, nachdem der Verfasser kurz vorher Gutzkowsche Werke seitenlang nacherzählt und zergliedert hatte — Werke, deren Namen sogar heute verschollen sind. Ich erinnere mich auch, zu jener Zeit von urteilsfähigen Männern die Ansicht gehört zu haben, die Leute von Seldwyla seien nur für Schweizer genießbar, der Grüne Heinrich aber ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit schlechthin sterbenslangweilig. Mir ist das unvergeßlich geblieben; denn kurz darauf

widerfuhr es mir, daß mich der zufällig in die Hand genommene Grüne Heinrich zwei Tage lang fast um Essen und Schlaf brachte. Selbstverständlich erschloß sich dem Sechzehnjährigen auch nicht annähernd der volle Gehalt dieses überreichen Buchs; trotzdem war es einer der stärksten und nachhaltigsten Eindrücke meines Lebens. Ich denke manchmal, daß es in jenen Jahren recht Vielen ähnlich gegangen sein muß.

Oft tut man gerade seinen liebsten Dichtern unrecht, indem man sie aus der Fülle des Herzens heraus zu hoch hinauflobt. Keller steht — das wußte er selbst am besten — nicht im innersten Ring der Übergewaltigen, der Urgeister, der Menschheitsführer. Unter den großen Begabungen des verflossenen Jahrhunderts jedoch nimmt er den ersten Platz ein. Muß er auch in manchen Dingen manchem anderen nachstehen: als Gesamterscheinung überragt er sie alle. Er ist echter und stichhaltiger als Heine, naturhafter und erdenfreudiger als Hebbel, kräftiger und lebenssicherer als Mörike, reicher und freier als Storm, nicht so gedanklich verquält wie Otto Ludwig, strömender und blutvoller als Fontane, weniger gestelzt und verkünstelt als Meyer. Wie sich aus einem mächtigen Gebirgsstock der höchste Gipfel desto stolzer emporschwingt, je weiter wir uns von seinem Fuß entfernen, so ist Keller in dem Vierteljahrhundert zwischen seinem Tod und dem Ausbruch des Weltkriegs stetig über seine Zeitgenossen hinausgewachsen.

Obwohl der Dichter kein engherziger Schweizer war, obwohl er sich dem deutschen Gesamtvolkstum, seiner Kunst und seiner Gesittung innerlich verbunden wußte, senden sein Lebensgefühl wie sein Schaffen ihre Wurzeln doch tief in die Heimaterde. Schwerer als seinen Landsleuten fällt es deshalb uns, wirklich in seine Dichtungen einzudringen. Dafür stehen wir aber dem Stofflichen unbefangener gegenüber und sind frei von jeder störenden Erinnerung an des Meisters menschliche Schwächen. Ob jedoch Keller bei uns heute ebenso bekannt wie berühmt ist? Ob die Verehrung für ihn nicht mehr in den Literaturgeschichten als in den Herzen wohnt? Keller tut dem Anspruchsvollsten wie dem Bescheidensten gleichermaßen Genüge; denn er ist tief ohne Verstiegenheit, volkstümlich ohne Plattheit. Trotzdem leben unter uns noch allzuviele, die ihn nicht nach Gebühr würdigen, allzuviele auch, die ihn garnicht kennen. Die Beneidenswerten! Was gäbe man darum, seine Werke vergessen zu dürfen, um sie wieder zum erstenmal zu lesen! Den Grünen Heinrich, dies Lebensbuch, näher und traulicher als Wilhelm Meister, unerschöpflich und von ewiger Jugend; die Leute von Seldwyla, eine Kette von Edelsteinen, jeder strahlend in eigener Farbe und eigenem Feuer; die Züricher Novellen, diesen sich um des Dichters Heimat schlingenden Reigen lichter und dunkler Gestalten, halb Geschichtsbild, halb Bekenntnis, wechselnd zwischen Erfüllung und Entsagung; das Sinngedicht, kraft der zarten, aber unver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichlich rein gewölbten Linie seine reifste Schöpfung; die Sieben Legenden, hold verwegene, leichtfüßige Nachtwandlerinnen auf dem schmalen First zwischen den Abgründen des Aberglaubens und des Unglaubens; endlich den viel gescholtenen Martin Salander, unter der wachsenden Eisdecke des Alters noch reich an warmen Quellen, aber nur zu begreifen als Bruchstück, nur zu würdigen als des erlahmenden Dichters sorgenvolle Mahnung an die Heimat. Das Gepäck, womit Gottfried Keller der Unsterblichkeit zuwandert, hat keinen großen Umfang; zehn schmächtige Bände schließen das wesentliche Tagwerk eines langen Lebens ein. Ihr Reiz welkt trotzdem nicht, so oft man sie auch zur Hand nehmen mag. Und doch — wer sie wieder zum erstenmal lesen dürfte!

Was den geborenen Erzähler ausmacht, ist der lange, gleichmäßige Atem; Keller verfügt darüber wie wenig Andere. Meeresstürme und Sturzbäche oder Springbrunnen und ähnliche Wasserkünste gibt es bei ihm nicht, wohl aber die ruhige Schönheit eines gelassen strömenden Flusses. Von seinem Freund Paul Heyse ist Keller bekanntlich in einem Sonett als Shakespeare der Novelle gefeiert worden; heute läuft die Bezeichnung als vereinzeltes Schlagwort um und wirkt unleidlich falsch. Sehen wir einmal vom Größenunterschied zwischen Shakespeare und Keller ab, so wird doch des Engländers Welt vom Willen, von der Leidenschaft, von der Übermacht des Einzelnen bewegt, die kleinere des Schweizers von Einsicht, Ergebung, Einordnung ins Gesamtleben. Bezeichnend genug, daß sich Kellers bis ins Greisenalter genährte Hoffnung, ein Bühnenwerk zu vollenden, nie verwirklicht hat. Hierzu mangelte es bei ihm, wenn man mich recht versteht, zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Schicksal an dem notwendigen Gefälle. Sein Weltbild ist zu gleichförmig, zu eben.

Worin aber liegt der besondere Zauber von Kellers Erzählungskunst? Seine Sprache ist ungemein schlicht und vermeidet jede künstliche Steigerung. Sie gibt sich behaglich, unbekümmert wie eine Unterhaltung im Freundeskreis. Selbst auf das wirksame Mittel, die heimische Mundart zu verwenden, ist fast ganz verzichtet. Jedoch der Meister hütet das Geheimnis, mit diesem unscheinbaren Werkzeug seinem Stoff das Erstaunlichste abzuringen: reifste Erfahrung und Weisheit, ohne hochtrabend oder schulmeisterlich zu werden; herzhafte Heiterkeit, ohne ins geistreich Witzige zu verfallen; tiefste Seelenkunde, ohne seine Geschöpfe zu zerspalten und zu zerfasern. Er lehrt uns, wie einfach man auch schwierige Dinge sagen kann. Nur ist diese Einfachheit nicht Kunstlosigkeit; sie beruht auf einem starken inneren Formerlebnis. Ich will Kellers ungebundene Sprache keineswegs als schlechthin musterhaft hinstellen. Bis ins Alter hat er schwer mit dem Satzbau gerungen, und nicht immer siegreich. Dafür besitzen in seinen besten Werken die größeren Absätze, Kapitel und Erzählungen eine vollendet schöne Run-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung, die an die Bogen einer edlen alten Brücke erinnert; dafür ist er der unübertroffene Meister des kurzen Satzes, der knappen Wendung, des schlagkräftigen Worts.

Gestalt und Gehalt stehen beim echten Künstler in unlöslicher Wechselwirkung. Der Stoff gebiert die Form, und die Form bestimmt den Stoff. Bei Keller klingen beide rein zusammen: diese Geschichten können nur in dieser Sprache, und in dieser Sprache können nur diese Geschichten erzählt werden. Der Weltausschnitt, den Keller sieht, dehnt sich weder nach der Breite noch nach der Tiefe sehr gewaltig aus; aber er wimmelt von einem unendlich mannigfaltigen Leben, bald drollig bis zum Possenhaften, bald ernst bis zum Tieftraurigen. Nicht ob ein Vorwurf groß ist, sondern ob ihn der Dichter groß zu schauen und zu gestalten versteht, entscheidet. Keller hegte eine Vorliebe für allerlei schnurrigen Kleinkram, weil er wußte, wie sehr er den Besitzer kennzeichnet. Wenn er vor unseren Augen den Kornsack des fahrenden Feuerbachjüngers Peter Gilgus auspackt, wenn er uns den Schmied seines Glücks, den unseligen John Kabys, mit all seinen wundervollen Behängseln vorstellt, wenn er uns die erstaunlichen Schätze der ehrsamen Züs Bünzlin bewundern läßt, so fesselt uns das nicht minder als das Lieben und Sterben der unberatenen Kinder Sali und Vrenchen oder die ergreifend schlichten Worte, worin er durch den Mund des Jukundus Meyenthal das Bekenntnis seines Glaubens — und Unglaubens — ausspricht.

Man fängt an, Keller zu verstehen, sobald man seinen gänzlichen Mangel an Rührseligkeit merkt — und billigt. Er ist keineswegs kalt, aber er faßt seine Geschöpfe im Spaß wie im Ernst hart an und schenkt ihnen nichts. Wehleidigkeit, Schmollen mit dem Schicksal, wird nicht geduldet. Bei allen ausgelassenen Sprüngen, bei aller Vertraulichkeit des Tons legt unerschütterliche Sachlichkeit eine Sternenweite zwischen den Dichter und sein Werk. Gleich einem kleinen Herrgott waltet Keller seiner Welt: bald lächelnd, bald zürnend, aber nie hineingerissen in den Strudel des selbstgeschaffenen Getriebes. Erst allmählich erkennt man die tiefe und reine Menschlichkeit, die dieser Haltung zugrunde liegt. Nur das innerlich Unwahre in jeder Form und auf jedem Gebiet verabscheut Keller; alle redlichen Leute läßt er auf ihre Art gelten. Aber er weiß, daß Mitleid der Menschenwürde ebensosehr zunahe tritt wie Verachtung. Statt seiner verwendet er ein anderes Bindeglied zwischen Schöpfer und Geschöpf: den Humor. Keller gebraucht den Humor nicht, wie es etwa Dickens oder Reuter allzuoft tun, als vereinzeltes Kunstmittel, das vom Ernst geschieden bleibt wie Öl von Wasser; ebensowenig muß er ihn wie Jean Paul durch ein Gegengewicht von Empfindsamkeit ausgleichen. Sein Humor bildet einen unlöslichen Bestandteil seines Weltgefühls; nirgends fehlt er ganz, nirgends wird er Selbstzweck. Hie und da treibt ihn der Meister bis

an die Grenze des Zulässigen, weil er sicher ist, die weggeworfene Würde jeden Augenblick wieder ergreifen zu können, oder richtiger noch: sie nie verloren zu haben. Er weiß, daß in diesem durchaus zweideutigen Leben nichts an sich heiter oder ernsthaft ist, sondern daß unser Denken es erst dazu macht; und er geruht manchmal, auch das noch heiter zu nehmen, was anderen Rührung und Erbarmen abnötigen würde. Darum birgt Kellers bald klar, bald dunkel fließende Laune immer einen Bodensatz von Grimmigkeit. Völlig schmackhaft finden sie in der Regel nur Erwachsene, und zwar vornehmlich Männer. Für diese freilich bedeutet sie dann eine der stärksten unter den mannigfachen Spielarten des Humors.

Eng zusammen hiermit hängt Kellers eigentümliche Stellung zwischen den in der Kunst herrschenden Richtungen. Gewöhnlich liest man, er sei in der Jugend Romantiker gewesen und später Realist geworden; einige Forscher wissen sogar den Umschwung bis aufs Jahr zu bestimmen: sie verlegen ihn in Kellers Heidelberger Zeit, wo Ludwig Feuerbach seinem ohnehin wankenden Glauben an Gott und Unsterblichkeit die letzten Stützen wegriß. Ich habe mich davon nie überzeugen können. Wollen wir die unerfreulichen Schulbegriffe überhaupt anwenden, so müssen wir sagen, daß er weder das eine noch das andere je war oder wurde. Er stand immer auf der Grenze zwischen beiden; seine Werke entwachsen dem fruchtbaren Mittelgebiet, wo die Romantik nicht mehr romantisch und der Realismus nicht mehr realistisch ist. Es war Kellers inneres Gesetz, daß die beiden Quellen der Kunst, Traum und Wirklichkeit, ihre Fluten nach kurzem Lauf aufs innigste vermischten. Deshalb versteht er es, seine märchenhaften, die Erfahrungswelt überfliegenden Geschichten mit tausend Zügen sinnlicher Gegenständlichkeit so zu unterbauen, daß diese Luftschlösser vor unseren erstaunten Augen dastehen, als seien sie aus den Granitblöcken der Wirklichkeit gemauert; deshalb versteht er es, auch seine nüchternsten Erzählungen einzutauchen in einen zarten Nebel des Traumhaften, Unwirklichen, der sie davor schützt, zum öden Abklatsch des Alltäglichen zu entarten. Wohl wechselt in den einzelnen Werken die Mischung der zwei Grundkräfte; aber mit welcherlei Schwebungen und Abtönungen sie auch ineinanderklingen mögen, stets bleibt der Dichter für uns beides zugleich: sachlicher Darsteller, geschult durch Naturbeobachtung wie durch Teilnahme am staatsbürgerlichen Leben, und Erzähler von Märchen, Märchen für große Kinder. So hat sich Keller ein eigenes Reich gegründet, dessen erster und letzter Herrscher er bleiben wird. Es liegt unter jenem glücklichen Himmelsstrich, wo die Menschen und die Dinge keine Gefahr laufen, gewichtlos zu zerflattern wie im Land der Romantik oder an ihrer dicken Stofflichkeit zu ersticken wie im Bezirk des Realismus. Jegliches in diesem Reich erscheint uns zugleich altvertraut und wundernen. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zauber und das Geheimnis des Alltäglichen — das ist, mit einem Wort, Kellers Entdeckung.

Niemand bedurfte des neuen Reichs nötiger als der Dichter selbst: er schuf sich, was die Wirklichkeit ihm schuldig geblieben war; nur so vermochte er sein menschliches Sein leidlich zu runden. Keller hat es nicht leicht gehabt mit der Welt und mit dem eigenen Ich. Von Kindesbeinen an wurde er aus der betretenen Straße heraus auf Seitenpfade verschlagen, die oft genug als Sackgassen endeten. Und wenn es ihm nach rühmlichen Mühen schließlich auch gelang, wieder einzubiegen in den Pfad der bürgerlichen Ordnung, so geschah es doch nur, um einem zwar nicht unglücklichen, aber seltsam glücklosen Alter entgegenzuwandern. Die äußeren Schwierigkeiten, womit er sich herumzuschlagen hatte, sollen nicht unterschätzt werden; die schlimmste Hemmung aber steckte tief in seinem eigenen Wesen. Als Waffen für den Lebenskampf brachte er mit den scharfen, etwas trockenen Verstand, wie er dem alemannischen Stamm eignet, und eine unermüdlich fruchtbare Einbildungskraft, die man wohl als gemeindeutsch ansprechen darf. Beide Eigenschaften griffen aufs schönste ineinander; aber ihnen entsprach kein hinreichend kräftiger Wille. Dies Mißverhältnis barg den Keim eines bis zum letzten Atemzug nie völlig ausgetragenen oder beigelegten inneren Widerstreits. Es gibt in Kellers Leben lange Abschnitte voll einer seltsamen, an Willenslähmung grenzenden Erschlaffung. Zeiten, wo er das Dasein eines unnützen Träumers, Bummlers, Wirtshaushockers führte; wo selbst drängende Not ihn nicht hinüberzwingen konnte über die Schwelle des rettenden Entschlusses; wo immer wieder der Wein die Spannung ausgleichen mußte zwischen dem ungeduldigen Verstand und dem trägen Willen. Wohl reiften während solcher Jahre die besten Werke in ihm heran, aber sie reiften eben nur in seinem Geist. Allzugern ergab er sich der Selbsttäuschung, das für bereits vollendet zu halten, was doch nur in seinem Kopf fertig dastand. Sein Briefwechsel zeugt zur Genüge von den sich darob entspinnenden, erbitterten Kämpfen mit seinen Verlegern, die nicht innerliche Gestaltung von Träumen, sondern beschriebenes Papier verlangten. Dies seelische Mißverhältnis trägt die Schuld daran, daß Keller als Mensch nie zu einer ebenmäßigen Selbstdarstellung gelangte, daß Mißtrauen, Reizbarkeit, Jähzorn allzuoft die angeborene Reinheit und Güte seines Herzens verfinsterten. Darum mußte er auch auf dem entscheidenden Feld menschlicher Bewährung versagen: Trotz zahlreichen Anläufen hat er nie eines Mädchens Liebe gewonnen, hat für ihn, den Meisterschöpfer edler, kernhafter Weiblichkeit, die bittere Erde kein süßes Frauenbild übrig gehabt. Schwer trug er an dem Schicksal, daß der Mangel geistigen Einklangs so sehr vorgebildet war in seiner äußeren Erscheinung; dem bedeutenden, eindrucksvollen Haupt widersprach bekanntlich ein unansehnlicher, hinter dem Mittelmaß menschlichen Wuchses zurückge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bliebener Körper. Aber die Hauptursache seiner Enttäuschungen lag doch innen. Es will mir scheinen, als habe er sich bei seinem Werben nie mit allen Kräften eingesetzt, nie mit urwüchsiger Leidenschaft begehrt. Schöner als Keller hat keiner von der Liebe erzählt; trotzdem war sie ihm nicht die Achse, worum sich die Welt bewegt. So galt es ihm selbst denn auch nicht als die Krone des Daseins, Gatte und Vater zu werden. Es gab zudem etwas in ihm, was solche Überzeugung verbot: Er war sich selbst nicht wertvoll genug dazu. Wir stoßen hier auf einen Wesenszug, der bisher nie genügend beachtet worden ist, obwohl er vielleicht den Schlüssel zur Entzifferung des seltsamen Mannes birgt. Keller verbrachte den größten Teil seines Lebens in völliger äußerer Ungebundenheit, ohne diesem schwer zu ertragenden Glück gewachsen zu sein. Wer nur tut, was ihn freut, den freut selten, was er tut. Keinen Augenblick verlor der Dichter das Bewußtsein seiner Gebrechen; der Wille vermochte sie nicht zu überwinden, aber der Verstand sah sie mit grausamer Klarheit. Er muß das eigene Ich oft herzlich verachtet, grimmig verabscheut haben, verabscheut bis zum Selbsthaß. Freilich hat er das innere Leid nicht gleich den berühmten „Zerrissenen" in eitlen Klaggesängen an die Öffentlichkeit verhökert; doch zwischen den Zeilen steht es zu lesen, und im Grünen Heinrich hält er Gericht über sich bis an die Grenze, die der seelisch Keusche nicht überschreiten kann. Fürs Alltagsleben hatte Keller einen undurchdringlichen Harnisch angelegt; so offen er sich in guter und böser Laune auch zu geben schien, von seinem inneren Leben verriet er als echter Alemanne nichts. Nur hier und da durchbricht im Briefwechsel oder in vertraulichen Äußerungen ein Aufschrei der Qual, ein gallenbitteres Wort die Oberfläche.

Dieser Zwiespalt hätte den Menschen zerrüttet, wenn nicht der Künstler zu Hilfe gekommen wäre. Keller erfand sich eine eigene Welt, worin der Wille nicht durch leidige Schlagbäume gehemmt war, eine Welt der Selbstdarstellung und Selbsterfüllung. Zu seinem Heil lieferten ihm lebendige Freude an der Natur und grenzenlose Teilnahme an allem Menschlichen dafür Bausteine in Fülle. Statt ewig ins dunkle Innere starren zu müssen, war ihm die Gnade verliehen, das Auge nach außen wenden zu dürfen. Daß er sich aber, unverkümmert und ungetrübt durch das schwere Gesetz des eigenen Wesens, sein Leben lang den reinen und freien Weltblick bewahrt hat — das ist das Wunderbare, das Ergreifende, ja, das Heldenhafte an Gottfried Keller.

Wer den Dichter als Menschen aus erster Hand kennen lernen will, wird neben dem Grünen Heinrich und dem Briefwechsel vor allem nach seiner Lyrik greifen. Absichtlich habe ich von ihr noch nicht gesprochen. Die Gedichte, die jetzt die beiden letzten Bände seiner Werke füllen, bilden den gereinigten, veredelten und ergänzten Auszug aus zwei älteren, 1846 und 1851 erschienenen Sammlungen. Wunderlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mischt sich in jenen frühen Versen reife Meisterschaft mit anfängerhafter Nachahmung damaliger Berühmtheiten und stürmischem Eingreifen in die brennenden Tagesfragen. Zu einer rechten Freude an der Gesamtleistung bringt man es nicht. Dagegen ist die Sammlung in ihrer heutigen Gestalt ein Werk von tiefer, gesättigter Schönheit. Leider wird sie bisher nur von sehr, sehr Wenigen nach ihrem wahren Wert geschätzt. Einzelne Kostbarkeiten wie das Abendlied und die Winternacht sind halbwegs bekannt geworden; ein weiteres Eindringen in die königliche Schatzkammer scheint das Gesetz der seelischen Trägheit zu verhindern. Wohl wird in den Literaturgeschichten und den Büchern über Keller noch dies oder jenes andere Stück gerühmt, aber es kümmert sich kaum jemand darum; und die Herausgeber von Blütenlesen gehen achtlos daran vorbei. Hier gibt es viel nachzuholen. Eine spätere Zeit wird möglicherweise entdecken, daß gerade in den Gedichten Kellers bestes, unsterbliches Teil beschlossen liegt. Gerade herausgesagt: ich halte Keller nicht etwa für einen bedeutenden Lyriker, sondern schlechthin für den größten seit Goethe. Eine so hohe Bewertung läuft freilich der geltenden Rangordnung zuwider; auch ist mir das halbe Dutzend Namen, die man dagegen ins Treffen führen wird, selbstverständlich nicht fremd. An diesem Ort kann ich meine Ansicht nicht näher begründen; wenn Zeit und Kraft ausreichen, soll es, ehe sich Kellers Todestag zum dreißigsten Mal jährt, in einem kleinen Buch geschehen. Eins aber bitte ich immerhin zu glauben: ich urteile nicht im augenblicklichen Überschwang eines Festaufsatzes, sondern kraft jahrelanger Beschäftigung mit unseren besten Lyrikern.

Daß man in Kellers Gedichten keineswegs leicht und schnell heimisch wird, sei ohne weiteres zugestanden. Er kommt den gemeinhin als poetisch geltenden Empfindungen nicht so bequem entgegen wie Heine, er bezaubert nicht bei der ersten Berührung wie Mörike, er blendet nicht durch Strenge des Umrisses wie Conrad Ferdinand Meyer. Aber er übertrifft alle drei an Eigenwuchs, an Erfülltheit, an Reichtum. Man schilt ihn manchmal trocken, und es ist wahr, daß er die Aufgipfelung zur großen Leidenschaft meidet; was sein Lebensgefühl nicht hergab, das zwang er sich nicht ab und künstelte er sich nicht an. Aber weil er nie im eigentlichen Sinn berauscht, enttäuscht er hinterdrein auch nicht. Seine Dichtung gleicht dem heilig nüchternen Wasser, von dem Hölderlin einmal spricht, dem Wasser, dessen wir nie überdrüssig werden. Wer einmal davon getrunken hat, dem wird es fürs Leben teuer. Manche Gedichte ergeben sich der geübten Einfühlung sogleich; andere, zunächst unzugänglich scheinende kann man jahrelang in sich bewegen, bis einem zu guter Stunde das Geheimnis ihrer Schönheit aufgeht.

Statt allen weiteren Erklärungen, die schließlich doch tot bleiben, soll der Dichter selbst, wenn auch ganz kurz, zu Worte kommen. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führte vorhin aus, daß Kellers märchenhafteste Werke wie durchwachsen sind von kräftiger Wirklichkeit und daß seine sachlichsten Geschichten ein traumhafter Schein von innen durchleuchtet. Das besteht auch für seine Lyrik zu Recht. Ich wähle zum Beweis zwei Stücke, die meines Wissens noch nirgendwo besprochen oder abgedruckt sind. Ein gutes Beispiel des ersten Falls ist dies kleine Gedicht:

Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern,
Doch ferner schimmert meiner Schönheit Stern!

Wohl rauschet weit von mir des Meeres Strand,
Doch weiterhin liegt meiner Jugend Land!

Ohn' Rad und Deichsel gibt's ein Wägelein,
Drin fahr' ich bald zum Paradies hinein.

Dort sitzt die Mutter Gottes auf dem Thron,
Auf ihren Knien schläft ihr sel'ger Sohn.

Dort sitzt Gott Vater, der den heil'gen Geist
Aus seiner Hand mit Himmelskörnern speist.

In einem Silberschleier sitz' ich dann
Und schaue meine weißen Finger an.

Sankt Petrus aber gönnt sich keine Ruh,
Hockt vor der Tür und flickt die alten Schuh!

Wo sonst gibt es eine so sinnlich-übersinnliche Erfindung? Welch eigentümliches Zwielicht in den wenigen Zeilen! Wie seltsam verschlingt sich die wehmütige Stimme des Mädchens, das sich auf den gutkirchlichen Himmel freut, ohne ihrer Freude froh zu werden, mit dem milde lächelnden Spott des Dichters über diese etwas handgreiflichen, etwas eintönigen Herrlichkeiten!

Und nun das Gegenstück. Der Vorwurf so platt und gemein wie möglich: ein versoffener alter Herumtreiber, der sich wieder einmal betrinkt und dann in der kalten Herbstnacht erfriert. Daraus macht Keller nicht nur ein Gedicht, sondern wie zum Trotz ein Sonett — vierzig Jahre bevor dergleichen Stoffe in der Lyrik hoffähig wurden! Es lautet so:

Man merkte, daß der Wein geraten war:
Der alte Bettler wankte aus dem Tor,
Die Wangen glühend, wie ein Rosenflor,
Mutwillig flatterte sein Silberhaar.

Und vor und hinter ihm die Kinderschar
Umdrängt' ihn, wie ein Klein-Bacchantenchor,
Draus ragte schwank der Selige empor,
Sich spiegelnd in den hundert Äuglein klar.

Am Morgen, als die Kinderlein noch schliefen,
Von jungen Träumen drollig angelacht,
Sah man den braunen Wald von Silber triefen.

Es war ein Reif gefallen über Nacht;
Der Alte lag erfroren in dem tiefen
Gebüsch, vom Rausch im Himmel aufgewacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schönheit dieser Verse, vornehmlich die unvergleichliche Anmut der dritten Strophe, bedarf keiner Unterstreichung. Das Gedicht reicht aus, um die Behauptung zu widerlegen, Keller sei für die Lyrik zu derb gewesen und habe auch ihre Formen nie beherrschen gelernt. Man beachte aber, wie der Dichter hier eine fast selige Verklärung des Elendesten erreicht, ohne die rohe Wirklichkeit im geringsten emporzusteigern oder uns mit einem einzigen Wort des Mitleids zu belästigen. Die Melodie des ersten Gedichts bildet die Begleitfigur des zweiten und die Begleitfigur des ersten die Melodie des zweiten. Reingestimmte Kunstwerke sind beide.

Vielleicht verhilft uns das Bettlersonett zu einer Antwort auf die Frage, was Keller uns heute noch zu bedeuten vermöge. Die Umwelt seines Lebens ist längst versunken; auch die Zustände seiner Heimat haben sich von Grund aus geändert. Zwischen seiner Zeit und der unseren fließt der furchtbarste Blutstrom der Geschichte, hängt ein beklemmender Nebel von Haß, Lüge, Grausamkeit, Wahnsinn. Wir flüchten zu Keller wie auf eine Insel der Seligen, wenn uns die Stunden überkommen, wo wir glauben, die Gegenwart nicht mehr ertragen zu können. Doch Ernsteres, Besseres noch kündet uns seine Dichtung: das Gebot der Menschlichkeit. Kellers Weltanschauung, die die Ideen Gott und Unsterblichkeit verwirft, wird nicht Jedem zusagen; auch die meine ist sie nicht. Aber es bleibt das Eine, was nottut: Alles bei ihm geht aus vom Menschen und kehrt zum Menschen zurück. Er weiß noch, daß der Mensch nur Zweck, nie Mittel sein darf. Seit Jahrzehnten leiden wir an der Entwertung des Menschen und der Übermacht der Dinge; das früher nur schleichende Übel hat im Krieg grauenhaft rasche Fortschritte gemacht. An dieser seelischen Verkalkung müssen wir zugrunde gehen, wenn wir keinen Weg finden, die erdrückende Gewalt des Stofflichen zu bezwingen. Wohl sucht auch die Kunst unserer Tage nach neuer Geistigkeit; aber indem sie anschreit gegen den wüsten Lärm der Stunde, schlägt ihr die Stimme über. Sie wird selbst grell und krampfig. Sie drückt unser Irrsal zum Erschrecken gut aus, aber sie wird seiner nicht Herr. Rufen wir darum die alten Meister zu Hilfe, die lebendiger wirken, weil sie hinaus sind über Leben und Sterben. Und vergessen wir dabei Gottfried Kellers nicht. Die kleinen Stürme seiner eigenen Zeit sind längst verweht, das Toben der Gegenwart kann ihm nichts mehr anhaben. Erdenfern und abgeschlossen schwebt sein Werk in sich selbst. So wir nur suchen, finden wir darin, wessen wir heute am stärksten bedürfen: Ruhe, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit.

Adolf Bartning.

* * *

Der Alkohol im Weltkrieg.

IV.

2. Das Alkoholkapital.

Neben die Alkoholsitte, das zweifellos stärkste Hemmnis der alkoholgegnerischen Kriegsarbeit, trat bald ein anderes, das von jeher zu jener die engsten Beziehungen unterhalten hatte: das Alkoholkapital. Hatte sich dieses zunächst ruhig im Hintergrunde gehalten, eingeschüchtert durch den eigenartigen Auftakt des Krieges, der den Alkohol als Triebfeder der Begeisterung vollständig ausschaltete und somit den landläufigen Vorstellungen von den Kriegsnotwendigkeiten so gar nicht entsprach, so gewann es sehr bald die Sprache wieder, als es sich überzeugte, daß das Rauschtrankverbot nur als vorübergehende Ordnungsmaßnahme, nicht aber als dauerndes Zugeständnis an die verhaßten Alkoholgegner aufzufassen sei. Das Kronprinzentelegramm öffnete dann vollends alle Schleusen. Namentlich die Branntweinindustrie, die sich natürlich in besonderem Maße bedroht gefühlt hatte, rieb sich die Hände und machte sich sofort mit der altgewohnten Rührigkeit daran, die günstige Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Der „Verband Deutscher Spiritus- und Spirituosenintereſſenten" setzte seine gesamte Macht ein, und über das ganze Reich dehnte sich bald ein Netz von Sammelstellen aus, die jedem guten Deutschen die mühelose Möglichkeit bieten sollten, sein alkoholisches Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Im Hochgefühl des unerwarteten Erfolgs schrieb damals „Der Landgasthof": „Das Kronprinzentelegramm ist ein wertvolles Dokument für alle Zeiten für das Brauerei-, Brennerei- und Gastwirtsgewerbe, und niemand wird wohl noch in Zukunft dem Märchen vom ‚Volksgift' Glauben schenken." Als dann sogar in einem zweiten Telegramm vom Stabe der kronprinzlichen Armee um Sendung einiger Fäßchen Bier „als Fürsorge für die Armee Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit" gebeten wurde, da benutzte der „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" diesen neuen Erfolg zur Ausweitung des ersten durch den Versuch, seine Überzeugung, seine Hoffnungen und seine Wünsche mit Hilfe der Presse zum Allgemeingut des deutschen Volkes zu machen. Triumphierend schrieb er den Zeitungen nach der Mitteilung der für ihn so erfreulichen Tatsache: „Diese Telegramme beweisen deutlich, daß die Abstinenzapostel mit ihrer Propaganda beim Heere glänzend Fiasko gemacht haben."

Aber allzuwohl fühlte sich das Alkoholkapital in seiner Stellung, die durch die Kundgebungen des „liebevollsten, fürsorglichsten Befehlshabers der ihm anvertrauten Truppen" unstreitig zunächst stark gefestigt worden war, offenbar doch nicht, trotz der Miene überlegener Sicherheit, die es zur Schau trug. Es geschah im Laufe der Zeit doch manches, was seine hochgespannten Erwartungen herabstimmen und zu tatkräftiger Fortsetzung des Kampfes für den Alkohol mahnen mußte. Und man muß es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm lassen: es hat diese Mahnung nicht nur gehört, sondern auch befolgt. Unabässig standen seine Schutztruppen, die ihm bei seinen riesigen Geldmitteln zahlreich zur Verfügung standen, auf der Wacht und spähten mit Luchsaugen nach neuen Waffen aus. Deren gab es aber genug, dafür sorgte schon die verbündete Alkoholsitte.

In zahlreichen Zuschriften an die Alkoholblätter wurde unaufgefordert das Loblied des Alkohols gesungen und von da in die allgemeine Presse weiter geleitet. Wo aber die Freiwilligkeit ermattete, da half ein sanfter moralischer Druck immer wieder von neuem nach. Alkoholische Liebesgaben, vom Wein und Sekt für die Offiziere bis zu den ungezählten Wagenladungen von Bier und Schnaps aller Art, fluteten hinaus, ergossen sich sogar in die Lazarette, und herein strömte in buntem Durcheinander die Menge der schwunglosen und schwunghaften Dankschreiben von Mannschaften und Offizieren, von Ärzten und — leider! — von Feldgeistlichen, die dann sorgsam gesichtet in tausend Kanälen der Heimbevölkerung zugeführt wurden oder wieder hinauszogen, um die Stimmung weiter zu befruchten, um den Ruhm des Weingeistes zu künden und — seiner Geber. Denn steht es auch nicht wohl an, dem Geschäftssinn die Rolle des alleinigen Machers zuzuweisen (was häufig geschah, nicht zum Vorteil der eigenen Sache), so gibt es doch der gewichtigen Beweise zu viele, daß das vaterländische Empfinden, das sich meist breitspurig vor die Öffentlichkeit hinpflanzte, in Wahrheit sich mit einem zuweilen recht bescheidenen Anteile am Werke begnügen mußte. Man blättere nur einmal in einem jener teilweise prächtig ausgestatteten Reklameheftchen verschiedener Alkoholfirmen, die zu Tausenden und Abertausenden nach Lesern suchten, etwa in dem der bekannten Berliner Firma J. P. Trarbach vom Januar 1915, worin diese eine Anzahl der ihr gesandten „Zuschriften, Gedichte, Denkschriften für Liebesgaben-Sendungen von Echtem Jamaika-Rum" veröffentlicht hat! Man lese die Anzeigen, die der weitesten Öffentlichkeit die Bekundung vaterländischen Opfersinns durch Spenden von so und sovielen Hektolitern Schnaps meldeten und gleichzeitig die Bereitwilligkeit der edlen Geber ausdrückten, dem verehrlichen Publikum mit „ganz besonders niedrigen Preisen" zu dienen! Oder man denke an das taktlose Gebaren, aus hohen und höchsten Truppenführern durch Übersendung alkoholischer Liebesgaben verbindliche Dankesäußerungen herauszulocken und dann selbstsüchtigerweise ihre Liebenswürdigkeit als Reklame auszubeuten! Dann wird man sich kaum des Gedankens erwehren können, daß hier nur findiger Geschäftsgeist seines Amtes gewaltet hat oder, wenn ja noch etwas anderes, dann höchstens in ganz homöopathischem Maße. Daß auch behördlicherseits dieser Auffassung Raum gegeben wurde, erhellt m. E. aus dem schon erwähnten Verbote von Druckschriften des „Abwehrbundes", die denselben Geist atmeten, wenn ihn auch ein schön verbrämtes vaterländisches oder wissenschaftliches Mäntelchen einhüllte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Äußerungen zugunsten der Rauschgetränke, die von draußen hereinkamen, finden ihre Erklärung ebenso in der Alkoholsitte der Massen, wie in der Tatsache, daß Hunderttausende draußen kämpften, für die diese Sitte zum festen Bestandteil ihres Lebensberufs geworden war. Daß Menschen, die zum buntscheckigen Riesengefolge des Alkoholkapitals gehörten, auf die Kameraden mit der ganzen Kraft ihrer durch äußere Vorteile gestützten Überzeugung und ihres Beispiels einwirkten, ist klar; und nicht weniger klar ist es, daß sich ihr Einfluß, waren sie Vorgesetzte, namentlich Offiziere, gerade in dieser Hinsicht vervielfachte. Weinhändler, Brauereidirektoren und Likörfabrikanten werden als Kompanieführer das Gewicht ihrer Stellung wohl kaum jemals zur Eindämmung der Trinkneigung ihrer Untergebenen eingesetzt haben. Wie sie ihren Geschäftssinn aber auch nach oben betätigten, darüber ließe sich mancherlei sagen. Hier nur ein Beitrag zu diesem lehrreichen Kapitel in der Mitteilung des Adjutanten eines Divisionsstabes. Lange Zeit, so lautete sie, sei kein Bier an ihre Truppen herangekommen, und es sei auch so ganz gut gegangen. Eines Tages hätte Herr v. R. den Divisionär um die Erlaubnis gebeten, von seiner Brauerei ein Fäßchen zur Probe für den Stab kommen zu lassen. Liebenswürdig hätte der Divisionär seine Erlaubnis dazu gegeben. Darauf seien ein paar Fäßchen eingetroffen, von denen die Leute ebenfalls einen Teil abbekommen hätten. Nicht lange nachher hätte Herr v. R. die Sendung wiederholt. Daraufhin hätte der Divisionär, weil das Bier tatsächlich gut gewesen sei, seine Bestellung bei Herrn v. R. gemacht; denn er hätte doch nicht immer ein solches Geschenk annehmen können. Auch sei es nicht angängig gewesen, nur für die Offiziere Bier kommen zu lassen, und so sei auf diese Weise ein schwunghafter Handel zustande gekommen.

So also wurde es gemacht. Und auch noch anders. Ein alkoholfreundliches Blatt ließ wiederholt die dringende Bitte an seine Leser ergehen, ihm Aufnahmen von gemütlichen Biersitzungen im Unterstand oder einer entsprechenden Gruppe im Schützengraben u. dgl. für den Kampf gegen die „maßlosen Forderungen der Abstinenten" zugehen zu lassen, Aufrufe in den Zeitungen, Aufsätze mit Gutachten von Gelehrten und Ärzten, namentlich „Reklamefeuilletons" (die später vom Hauptvorstand des Reichsverbandes der Deutschen Presse scharf verurteilt wurden), d. h. bezahlte Alkoholreklamen, die als solche, weil in dem der Schriftleitung vorbehaltenen Teile der Zeitung stehend, von der Masse der Leser nicht erkannt wurden, Flugblätter und Flugschriften, Anschläge an Säulen und Wänden u. a. m. suchten die Bevölkerung, Eingaben über Eingaben die Behörden zu überzeugen, daß das Vaterland in Gefahr sei, wenn nicht der deutsche Trunk gesichert werde, d. h. wenn die Weinbauern keinen Zucker, die Brauer nicht genügend Gerste erhielten. Und dabei hielten sich die Gewinnanteile der großen Brauereien meist auf der früheren Höhe, stiegen teilweise sogar nicht unbeträchtlich über diese hinaus, trotz der verminderten Belieferung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, das Alkoholkapital zeigte eine unheimliche Geschäftigkeit. Auch darin, daß es gegen alles Sturm lief, was seinem Vorteil im Wege stand. So wurden die Versuche, die unbequeme Mürwiker Rede umzudeuten und unschädlich zu machen, unentwegt fortgesetzt, nicht ohne Erfolg, da sie in der leider von Widersprüchen nicht freien Haltung des Kaisers eine Stütze zu finden schienen, die auch sein erneutes Bekenntnis zu seiner früheren Auffassung im Mai 1915 nicht dauernd zu erschüttern vermochte*). Selbst die Kriegs-Sanitäts-Ordnung sah sich bald Angriffen ausgesetzt. Sie steht ja bekanntlich nicht auf dem Boden der vollen Enthaltsamkeit, aber sie steht ihr sehr nahe, denn sie spricht den enthaltsamen Soldaten die größere Widerstandskraft gegen Strapazen zu; sie warnt vor dem Alkohol, warnt eindringlich und ernst und verlangt nachdrücklich eine Beschränkung seines Genusses. Das aber genügte vollauf zu ihrer Verurteilung und zu der Forderung, sie einer Neubearbeitung, natürlich im alkoholfreundlichen Sinne, zu unterziehen.

War schon eine Urkunde von wissenschaftlich zweifellos hohem Werte vor Angriffen nicht sicher, so noch weniger alle — wenn auch noch so heilsamen — behördlichen Maßnahmen, die dem Alkohol in irgendeiner Weise abträglich waren. Da wurde gemäkelt und Einspruch erhoben, und ging es nicht anders, dann griff man zu Spitzfindigkeiten und half sich und andern auf diese Weise. Kein Netz ist ja so engmaschig, daß sich der Widersinn nicht an irgendeiner Stelle durchzwängen könnte. Dem Branntwein sollte durch das Verbot von 1915 der Garaus gemacht werden: flugs deutete der Verein bayrischer Branntwein- und Likörfabrikanten mit hocherhobenem Finger auf die Lücke: nur für die Ausstellung in Schaufenstern und Läden, sowie für die öffentliche Anpreisung feldpostversandfähiger Pakete mit alkoholischen Getränken besteht das Verbot, nicht aber für den Verkauf und Versand als Liebesgaben. Der preußische Minister des Innern warnte davor, Branntwein in der warmen Jahreszeit ins Feld zu schicken: eine rheinische Firma fügte ihren Feldpostbriefen mit starkgeistigen Getränken einen Zettel bei, worauf sie unter Hinweis auf die Warnung des Ministers darum bittet, unverdünnten Kognak, Rum und Rotwein nur bei Magenerkrankungen, Südwein ebenfalls nur als Medizin zu genießen. War es wirklich nur heilige Einfalt, die nicht wußte, daß bei durstigen Seelen auch die eindringlichste Warnung angesichts des verführerischen Trunks dem Schicksal der Spreu im Winde verfällt?

Am schlimmsten aber erging es denen, die mit heißem Bemühen den Schädling bekämpften und damit die Kreise des Kapitals ganz empfindlich störten. Unschädlichmachung dieses Bemühens, das war auch hier die Losung. Sie war es ja schon längst, jetzt wurde sie es erst recht. Und man muß es gestehen: die sich damit befaßten, verstanden ihr Handwerk. Die im Frieden gezogenen Register erschienen verbraucht, sie erklangen im Sturmesbrausen des Kriegs nur schwach. Da zog man viel stärkere.

*) Vgl. Vortrupp 1915, Nr. 1, S. 21ff.; Nr. 13, S. 254ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man suchte das hochgesteigerte völkische Empfinden sich dienstbar zu machen und, indem man die Alkoholfeinde halb als fanatische Narren, halb als schlechte Deutsche ansprach, dem Haß gegen die äußeren Feinde den Weg zu den „inneren" zu zeigen. Burgfriedensbruch ist ihre Arbeit, Verbrechen ihr Versuch, unsern Tapfern den zu ihrer Stärkung so nötigen Gewohnheitstrunk zu nehmen! Fort mit der Abstinenz, die dem „kerngesunden deutschen Wesen" so fremd ist! Der Kampf gegen dieses mißfarbene Gewächs anglo-amerikanischen Muckertums ist nichts mehr und nichts weniger als vaterländische Pflicht. In dieser Tonart erklang es aus den im Solde des Alkoholkapitals stehenden Blättern, zuweilen auch aus der übrigen Presse.

Die Presse! Es ist ein wenig erfreuliches Kapitel, das ich hier aufschlage. Was hätte sie bei ihrer Großmachtstellung tun können, und wie wenig hat sie getan! Am meisten tat noch — abgesehen natürlich von der alkoholgegnerischen, deren Arm aber leider nur wenig über den Kreis ihrer schon überzeugten Anhänger hinausreicht — die sozialdemokratische, die sich von jeher auch in der Alkoholfrage ein freieres Urteil gewahrt hat und der zudem die Abneigung gegen das Kapital den Blick schärft. Aber die übrige Presse versagte zumeist. Wohl brachte sie allenfalls einmal kurz die Mitteilung von einem Erlaß dieses oder jenes stellvertretenden Generalkommandos, der den Alkoholgenuß etwas einschränkte, vielleicht auch einmal eine Bemerkung über alkoholgegnerische Maßnahmen in neutralen oder feindlichen Ländern; aber dann hatte man zuweilen beim Lesen das Gefühl, als schimmere durch die Zeilen eine gewisse pharisäische Selbstgerechtigkeit: Gottlob, bei uns sind derartige Maßregeln unnötig. Viel eher klatschten die Blätter Beifall, wenn der Alkohol zu Ehren kam. So berichtete einmal eine große Zeitung unter der Spitzmarke: „Bravo, Herr Oberbürgermeister!" höchst anerkennend, der Wiesbadener Oberbürgermeister habe auf dem Würzburger Bahnhofe von einem Bierfaß eine Maß nach der andern den ausrückenden Kriegern unentgeltlich verzapft und seinen Posten nicht eher verlassen, als bis das Faß leer gewesen sei. Man schien also längst vergessen zu haben — der Berichterstatter, wie der Wiesbadener Oberbürgermeister —, daß die Gründe, die beim Kriegsbeginn zum Alkoholverbot geführt hatten, auch für alle späteren Truppensendungen zu Recht bestanden. Mit Vorliebe wurde ferner erzählt, mit was für Mitteln das Alkoholverbot in Rußland umgangen wurde, von den segensreichen Folgen dagegen, von denen neutrale Berichterstatter zu schreiben wußten, erfuhr man nichts. Nichts auch z. B. von der Bitte des Warschauer Bürgerausschusses, das Branntweinverbot beizubehalten, nichts von den alkoholgegnerischen Maßnahmen im deutschen Soldatenheim in Warschau. Selbst die schon mehrfach erwähnte Warnung des preußischen Ministers des Innern ist nur wenig über das Amtsblatt hinausgedrungen, in dem sie veröffentlicht wurde. Alles dies erfuhren meist nur die Leser der alkoholfeindlichen Zeitungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da sich aber nur wenige politische Blätter, wie z. B. die treffliche bodenreformerische „Deutsche Warte", auf einen entschieden alkoholgegnerischen Standpunkt stellten, so spukte in der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes nach wie vor der Aberglaube von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit der geistigen Getränke. Nur aus dieser Haltung der Presse ist es auch zu erklären, daß sich das Volk so ruhig eine Alkoholpolitik gefallen ließ, die seine Not verschärfte um des Genußbedürfnisses einer Minderheit willen.

Woher kam nun diese Zurückhaltung der Presse, deren Aufgabe es doch ist, über das Volkswohl zu wachen, und die auch sonst so eifrig alle Mißstände rügt? Sah sie das Unheil nicht oder wollte sie es nicht sehen? Der Hinweis auf die Massenhaftigkeit des über sie herfallenden Stoffes genügt nicht zur Begründung, denn wo ein Wille ist, hat sich noch immer auch ein Weg gefunden. Er erbringt höchstens den Beweis für das selbst im Kriege andauernde geringe Verständnis auch der Presse für die Bedeutung des Kampfes gegen die Rauschgetränke; er beweist nur, daß die Männer, die die Alkoholsitte mit am ehesten bekämpfen sollten, selbst noch unter der Zwingherrschaft dieser Sitte stehen, und daß die verstiegene Ansicht jenes Berichterstatters, der in seinem Bericht über einen Vortrag Wynekens diesen warnt, „vorsintflutliche ‚Vortrupp'-Ideale, wie seine Proteste gegen Tabakverbrauch und Alkohol, zu denen einer nach Wesentlichkeit strebenden Jugend zu machen", auch unter den Männern der Presse vielleicht weiter verbreitet ist, als man glauben möchte. Dann ist es natürlich auch zu verstehen, daß für viele, vielleicht für die meisten Vertreter der Presse der Kampf um den Alkohol nichts weiter als ein Ringen zweier grundverschiedener Wirtschaftsgemeinschaften ist, daß es für sie selbst aber zuweilen geradezu ein Opfer der persönlichen Überzeugung bedeutet, in diesem Kampfe streng unparteiisch zu bleiben. Aber viele wollen dieses Opfer gar nicht bringen, denn sie teilen die Überzeugung vieler Alkoholfreunde, daß der Kampf der Enthaltsamen gegen den Alkohol tatsächlich nicht ein Kampf für, sondern gegen das Volkswohl ist, und handeln danach. Von verschiedenen Seiten wurde mir mitgeteilt, daß alle Versuche, aufklärende Aufsätze in die Blätter zu bringen, scheiterten, daß es sogar manchmal nicht möglich sei, in einem „Eingesandt" zu Worte zu kommen, während Aufsätze zugunsten des Alkohols unbeanstandet blieben. Diese Klagen sind alt, sie sind auch berechtigt, aber sie werden dann erst verschwinden, wenn die Alkoholsitte zerschlagen am Boden liegt.

Doch war es nicht nur der Einfluß dieser Sitte, der die Haltung der Presse bestimmte und von jeher bestimmt hat. In vielen Fällen mag es daneben oder auch in erster Linie die Furcht vor dem Alkoholkapital gewesen sein, das seine riesigen Machtmittel rücksichtslos einsetzte, wo es galt, Widerstände zu brechen. Das mußte manche Zeitung erfahren, die das Wagnis unternahm, wider den Stachel zu löken und dem Alkohol

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgünstige Aufsätze zu bringen. Ich denke da z. B. an das Schicksal der wackeren „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", die wiederholt tatkräftig den Kampf gegen den Alkoholismus aufgenommen, besonders gegen die Vergeudung der Gerste durch die Brauereien manch kräftiges Wörtlein gefunden hatte. Bald aber nahte das Verhängnis. In der „Westdeutschen Wirtezeitung" vom 6. September 1916 war die Kampfansage zu lesen: „Hinaus mit allen Zeitungen aus unsern Lokalen, die sich zum Sprachrohre gehässiger, unwahrhaftiger und unwissenschaftlicher Angriffe gegen uns machen!" Was diese Drohung zu bedeuten hatte, das wußte die gefährdete Zeitung, und so mußte sie wohl oder übel die Waffen strecken. „Ich sage Ihnen als Kenner," schrieb der Verleger an einen befreundeten enthaltsamen Arzt, „daß eine Zeitung, die die Trinksitten gewohnheitsmäßig angreift, ohne allen Zweifel bankrott und zugrunde gehen wird und verschwindet." Es erinnert übrigens dieser Fall in gewisser Hinsicht an den des Pariser „Matin", der in seinem unter falschen Voraussetzungen unternommenen Feldzug gegen den Absinth sofort den Rückzug antrat, als überall in den Pariser Wirtshäusern die lakonische Ankündigung auftauchte: „Ici on ne lit pas le Matin" („Hier wird der ‚Matin' nicht gelesen")*).

Dann denke ich noch an einen anderen Fall, den der „Vortrupp" seinen Lesern in einer Anmerkung zu dem Aufsatze Martin Hartmanns „Das russische Branntweinverbot" (1916, Heft 22, S. 700 ff.) schon im Umriß bekanntgegeben hat. Da aber dort die näheren Umstände fehlen, so möge er hier mit diesen nochmals folgen.

Im Augustheft (1916) der „Internationalen Monatsschrift" erschien ein Aufsatz Dr. Hercods in Lausanne, der in streng sachlicher Weise an der Hand russischer wissenschaftlicher Abhandlungen die Bedeutung des Alkoholverbots für Rußland erörterte und zu dem Schlusse kam: „Das russische Verbot hat sich bewährt." Diese Arbeit machte M. Hartmann zur Grundlage des erwähnten Aufsatzes, den er dem „Leipziger Tageblatt" zur Verfügung stellte, das sich immer bemüht hatte, der Enthaltsamkeitsbewegung gegenüber eine möglichst vorurteilslose Haltung zu wahren, und erst kurz vorher einem Aufsatz „Getreide in Gefahr" des Leipziger „Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen" Aufnahme gewährt hatte. Schon war der Aufsatz vom Hauptschriftleiter angenommen und sogar gesetzt, da wurde er dem Verfasser vom Verleger zurückgeschickt, da er „bei den augenblicklichen Platzverhältnissen" nicht erscheinen könne. Das konnte der eigentliche Grund, aber ebensogut auch ein Vorwand sein. Zu der letzteren Annahme mußte man kommen, wenn man den Aufsatz „Abstinenzlerische Burgfriedensstörung" in Nr. 36 des Wochenblattes „Schutz und Trutz" las, worin eine die Haltung des „Leipziger Tageblattes" geißelnde Auslassung der Nürnberger „Allgemeinen Brauer- und Hopfen-

*) „Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten", 1917, Heft 1, S. 14 f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeitung" wiedergegeben wurde. Die Worte dieser Zeitung: „Angebracht aber dürfte es ... für die Brauer erscheinen, das merkwürdige Verhalten des ‚Leipziger Tageblattes' treu im Gedächtnis zu behalten", kamen einer Verwarnung, ja Drohung gleich und mußten als solche verstanden werden. Wer möchte da auf das „Leipziger Tageblatt" einen Stein werfen, wenn es einen Kampf nicht aufnahm, in dem es allein gestanden hätte und sicher unterlegen wäre? Und ist es nicht begreiflich, daß die kleineren Zeitungen es ängstlich vermieden, den Zorn des allmächtigen Kapitals herauszufordern, wenn selbst die großen zurückweichen mußten? Ich denke, Dr. Popert hatte doch recht, als er 1911 auf dem Dresdner Internationalen Hygienekongreß die Frage: „Bedroht das Alkoholkapital die Unabhängigkeit der deutschen Presse?" mit „Ja" beantwortete.

Alkoholsitte und Alkoholkapital! Das war ein Verbündetenpaar, demgegenüber alle Anstrengungen, selbst die nur gegen den Mißbrauch der Rauschgetränke gerichteten, erfolglos bleiben mußten. Nur ein Mittel hätte vielleicht helfen können, nachdem man es verabsäumt hatte, den sichern Weg der langjährigen Aufklärungsarbeit im Frieden zu gehen, ein Mittel, das freilich gewagt war, weil es der deutschen Wesensart so wenig entspricht: die Beibehaltung des Alkoholverbots über die Zeit der Mobilmachung hinaus und die Unterbindung der Herstellung geistiger Getränke durch Nichtbelieferung der Brauereien und Brennereien mit den dazu nötigen Rohstoffen. Ausnahmen, die der Zwang der Verhältnisse nötig gemacht hätte, wären dabei ohne Bedeutung geblieben. Der Versuch hätte zum mindesten gemacht werden können, da es ja jederzeit möglich gewesen wäre, ihn aufzugeben, sobald sich die Unmöglichkeit seiner Durchführung herausgestellt hätte. Vielleicht wäre er im ganzen doch geglückt, weil der Begeisterung der ersten Kriegszeit kein Opfer zu groß war und später an die Stelle der allmählich verebbenden seelischen Hochflut die Gewöhnung getreten wäre. Ein gleichzeitig einsetzender Aufklärungsfeldzug in der Presse, die in diesem Falle sicherlich nicht versagt hätte, hätte in Verbindung mit der Lieferung ausgiebigen und guten Ersatzes für den ausfallenden Gewohnheitstrunk das Seine getan, den geistigen Verdauungsprozeß im Volke zu fördern. Aber man begnügte sich eben mit Halbheiten, sei es, daß man die Gefahr unterschätzte, sei es, daß man der irrigen Ansicht war, daß die Gefahr sich bei der anfänglich erhofften kurzen Dauer des Kriegs nicht zu einer wirklichen Drohung werde auswachsen können. So mußte sich denn das Geschick erfüllen und der Alkohol im Weltkriege das werden, was er von jeher gewesen ist: ein Fluch für das deutsche Volk.

Dr. R. Ponickau.

* * *

Müssen wir verzweifeln?

Graf Rantzau hat den Feinden erklärt, daß wir 12 000 000 Tonnen Lebensmittel = 240 Millionen Zentner vor dem Kriege eingeführt hätten. Aber hierin ist Kaffee und Tee, Wein und Spirituosen, Reis und dergleichen mit einbegriffen. Wir müssen dem gegenüber halten, daß wir 54 Millionen Tonnen Kartoffeln vor dem Kriege erzeugt haben, das sind auf den Kopf 16 Zentner Kartoffeln. Dazu kommen 9 Zentner Getreide auf den Kopf.

Aber wir müssen umlernen. Wir müssen endlich alle schädlichen und überflüssigen Gewerbe eingehen lassen: Brauereien und Brennereien, Kinos und Varietés, Tabak- und Zigarettenindustrie, Kneipen und Bordelle. Die Menschen, die in diesen Betrieben arbeiteten und frühzeitig zugrunde gingen, müssen wieder lernen, den Spaten in die Hand zu nehmen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen. Es hilft nichts anderes. Nur so, und zwar unter strenger Aussonderung und Abschließung der Geschlechtskranken, vielleicht in besonderen Arbeiterkolonien, kann unser Volk gesunden! Denn der Broterwerb dieser Menschen schuf keine neuen Werte, sondern im Gegenteil: er zerstörte uns Nahrungsmittel, zerstörte Leben und Gesundheit derer, die mit diesen Betrieben als Verdienende oder Genießende in Berührung kamen und ließ uns ungezählte Millionen an das Ausland zahlen, die weiterhin zu zahlen wir jetzt, besonders bei dem geringen Werte unseres Geldes, nicht mehr die Möglichkeit haben.

Die Kaffee-, Tee- und Tabakproduzenten und Händler des Auslandes werden es am meisten merken, daß infolge dieses wahnsinnigen Krieges der alte gute Kunde Deutschland ausfällt.

Wir Deutschen aber sind jetzt 5 Jahre ohne Kaffee und Tee, in weiten Schichten ohne berauschende Getränke und Tabak ausgekommen und werden es künftig durch die steigende Gewohnheit noch besser können.

Aber hinaus aus den Städten aufs Land! Es ist die höchste Zeit. Was noch irgend als Saat zu verwenden ist: ins Land! Was in Brauereien und Brennereien noch an Gerste lagert: ins Land. Wenn wir die Ernte auch erst später werden bergen können, — es mehrt unser Brotgetreide für nächstes Jahr! — Sammelt und trocknet Wildgemüse, Melde, Nesseln, Geißfuß für nächstes Jahr! Wir werden es brauchen können! Denkt daran, daß unsere Vorfahren vor hundert Jahren sich über ein Hungerjahr nach den Befreiungskriegen mit Brot aus gemahlener Baumrinde in das nächste gute Erntejahr hinübergerettet haben!

Nützt den Sommer zur Errichtung von Siedlerhäuschen in Moor und Heide. Baut wie die Alten aus Lehmstampfwänden oder, wo Holz vorhanden ist, aus Fachwerk, ausgefüllt mit Lehm und Reisigbünden oder mit Torfstücken mit Lehm verstrichen. Nur baut! Damit ihr Unterkunft habt, wenn der Winter kommt, und wenn nur irgend die Witterung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es erlaubt, ihr das Land schon roden und bestellen könnt für das nächste Jahr! Es wird hohe Zeit! Sonst kommen wir nie aus der Not heraus.

Laßt uns ruhig wieder zu einem großen Teil für eine Reihe von Jahren zum ursprünglichen, ackerbautreibenden Volke werden, — der Handel der feindlichen Völker wird sich am ehesten danach sehnen, seinen alten guten Kunden wieder auf dem Weltmarkt zu sehen: Amerika seinen Fett-, Korn- und Baumwollenkäufer, Brasilien seinen Kaffee-, Gummi- und Tabakkäufer, Indien und China seinen Reis- und Teekäufer, Italien seinen Wein- und Apfelsinenkäufer und seine deutschen Vergnügungsreisenden, — von Frankreichs und Englands Luxuswaren ganz zu schweigen. Mögen sie sehen, wie sie ohne uns fertig werden. — Wir aber wollen genesen zu neuer Kraft und werden genesen!

Aber wir müssen endlich umkehren auf der Bahn des Lasters und der Sittenverderbnis, auf den Geleisen einer fast irrsinnig zu nennenden Volkswirtschaft, die in den Jahren der äußersten Not viele Millionen Zentner von Lebensmitteln und Kohlen vergeudete, um gewissen Erwerbsständen und Arbeitern Arbeit und Lohn zu verschaffen, während sie ihren Lohn viel besser (auch für sich selbst viel besser) in den nahrungsmittelerzeugenden Betrieben verdient hätten, die nach Arbeitskräften und Kohlen schrien. Wir können es auch nicht mehr ertragen, daß alljährlich Hunderttausende deutscher Männer am Trunk und an Geschlechtskrankheiten, Hunderttausende deutscher Mädchen als Huren zugrunde gehen, Hunderttausende von Kindern als Folge dieser Sittenverderbnis garnicht gezeugt und geboren werden! Wir brauchen Hände, um in schärfster Arbeit dem heimatlichen Boden noch mehr Brot abzuringen, als vordem. Wir brauchen mehr Hände als je, um Kohlen und Eisen zu fördern, da uns die Hände der Fremden, die uns früher halfen, fehlen! Wir brauchen mehr Hände als je, um in gesteigertem Maße Schiffe zu bauen, um, sobald die anderen Völker zur Genesung gekommen sind, wieder ehrlichen deutschen Handel treiben zu können. Wir brauchen vor allem viel mehr Hände als je, um zunächst für viele Millionen Volksgenossen, die jetzt in den Städten verkümmern, Heimstätten zu schaffen, und seien sie einstweilen noch so klein und bescheiden, von denen aus sie, wie schon soeben erwähnt, wenigstens für sich und die Ihrigen, ihr Ackerchen bebauen können.

Also: Umlernen! Umgewöhnen! Neue Bahnen zu neuer Gesundheit und neuer Kraft! Fort mit den entnervenden Rauch- und Trinksitten und welschen Lastern. Laßt uns wieder Deutsche werden, zu Deutschen genesen an der Brust der deutschen Mutter Erde! Und arbeiten, — aber nicht verzweifeln!

Oberstabsarzt Dr. G. Bonne.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

† **Melanie Ebhardt.** Der Tod hat uns abermals eine der treuesten Anhängerinnen entrissen. Am 13. Juni d. J. starb in Dresden nach langer wechselvoller Krankheit unsre Mitarbeiterin Melanie Ebhardt.

Der allzufrühe Heimgang dieser wackeren, in der Arbeit für unsre Sache unermüdlichen Mitkämpferin wird nicht nur von uns aufs tiefste betrauert, sondern wird auch — des sind wir gewiß — in weiten Kreisen unsrer Leser, die ihr so oft ihre lebhafte Zustimmung und Anerkennung ausgesprochen haben, herzliche Teilnahme erregen. Ihr Name ist ja mit dem Wirken des Vortrupps aufs engste und dauernd verknüpft. Im Jahre 1912, wenige Wochen nach Begründung unsrer Zeitschrift, trat Melanie Ebhardt, begeistert von unsern Plänen und Aufgaben, mit uns in nähere Verbindung; am 16. Mai desselben Jahres erschien ihr erster Vortrupp-Aufsatz: Memento mori!

Dieser ersten Arbeit der fleißigen und schaffensfrohen Schriftstellerin folgte dann im Laufe der Jahre eine große Zahl weiterer Aufsätze, die ausnahmslos das Gepräge einer glänzenden, vielseitigen Begabung tragen, dabei von einem besonders stark entwickelten sozialen Empfinden, einem tiefen Mitgefühl für die leidenden Mitmenschen zeugen.

Wer Melanie Ebhardt persönlich kannte oder gar ihr nahe stand, wird gerade diesen Zug, starke Anteilnahme an fremdem Glück und Leid, als den hervorstechendsten ihres ganzen Wesens erkannt haben. Ihrer ursprünglichen Art, sich mitzuteilen, entsprach das folgende Wort: „Wenn einmal meine Sterbestunde kommt, möchte ich in dem Bewußtsein davongehen, Leben und Entwicklung mindestens eines Menschenkindes entscheidend zum Guten beeinflußt zu haben. Sollte es mir gelungen sein, durch Wort und Schrift gar auf eine Vielheit von Menschen in diesem Grade eingewirkt zu haben, so würde ich das als die größte Gnade, die mir zuteil geworden, betrachten und mit einem Dank dafür an meinen Schöpfer mein Leben beschließen."

Wie die in den Vortrupp-Aufsätzen ausgesprochenen Gedanken, waren auch Melanie Ebhardts Dichtungen, ihre formvollendeten, empfindungs- und gedankenreichen Verse von dem gleichen Geist getragen: Mitfreuen, mitleiden, trösten und helfen.*)

Als einer Helferin in ernster, schwerer Zeit hat auch der Vortrupp der Verstorbenen zu danken. Bei Ausbruch des Krieges hatte sie sich, der Bitte des Herausgebers folgend, der Schriftleitung unsrer Zeitschrift zur Verfügung gestellt. Fast zwei Jahre lang half sie — oft mit Aufbietung aller Kraft körperliche Leiden überwindend — auf dem ihr bis dahin fremden Gebiete redaktioneller Arbeit. Eine Zeitlang, während der verantwortliche Schriftleiter Heeresdienst zu leisten hatte, leitete sie selbständig den Vortrupp.

*) Melanie Ebhardt hat in dem Verlage von Egon Fleischel & Co. in Berlin 1912 einen Band Gedichte, 1918 einen weiteren Gedichtband „Unsterblichkeit" betitelt, und 1915 die Sammlung einiger, der ersten Kriegszeit entstammenden, im Vortrupp veröffentlichten Aufsätze herausgegeben; diese Sammlung trägt den Titel „Glück und Größe", Gedanken des Trostes und der Erkenntnis. 1917 erschien als Privatdruck in einer einmaligen Ausgabe von 100 Exemplaren ein Band „Trostgedichte" und 1918 im Verlage von Gotthold Rödel in Chemnitz die prächtige historische Novelle „Der Mönch".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle treue Arbeit, ganz besonders aber eine entscheidende Hilfe, die sie dem Vortrupp einst in seiner schwersten Schicksalsstunde gebracht hat, sei ihr immer unvergessen! Vortrupp.

Unsre bekannte Auffassung in der sogenannten Schuldfrage hat unser Herausgeber aufs neue*) scharf zum Ausdruck gebracht in einem Telegramm vom 12. Juni ds. Js. an den VIII. Deutschen Pazifisten-Kongreß, das so lautet:

Dem Kongresse die allerherzlichsten Wünsche. Nur wenn es dem Pazifismus gelingt, die zwischenstaatliche Anarchie zu beseitigen, hat die Menschheit und hat Deutschland eine Zukunft; sonst ist der Selbstmord der weißen Völker sicher. — Möge sich aber der deutsche Pazifismus freihalten von Bekenntnissen zu einer angeblichen deutschen Schuld am Weltkriege, die ebenso unwahr und unsinnig wie verderblich sind: Sie hemmen die Ausbreitung des pazifistischen Gedankens in Deutschland und besorgen nur die Geschäfte des Antipazifisten Clémenceau. Möge das in der Nationalversammlung gesprochene wahre Wort des deutschen Pazifisten Professor Quidde Gemeingut der ganzen Bewegung werden: „Wenn man das Bekenntnis von mir verlangen sollte, daß unsre Regierung am Kriege schuld sei, so müßte ich eine Lüge aussprechen.

Hermann Popert
Herausgeber des „Vortrupp."

Der **Bund Neue Kirche** bittet uns, die nachstehende Mitteilung zu veröffentlichen:

Aus der „losen Vereinigung evangelischer Friedensfreunde", die sich während des Krieges im Anschluß an die Friedenserklärung deutscher Protestanten im Oktober 1917 gebildet hatte, ist neuerdings der „Bund Neue Kirche" hervorgegangen. Dieser erläßt soeben einen Aufruf an die protestantischen Volksgenossen, der u. a. von bekannten Pastoren und Schulmännern, Schriftstellern, Ärzten und sonstigen namhaften Persönlichkeiten, auch Frauen, unterzeichnet ist. Der Aufruf enthält ein durchgreifendes Reformprogramm mit dem Ziel, ein neues protestantisches Kirchenwesen zu schaffen, das auf die freien Bürger des neuen Volksstaats anziehend zu wirken vermag. Dem Ursprung des Bundes gemäß wird die Forderung mit aller Entschiedenheit erhoben, daß die Kirche der Zukunft eine Pflegestätte der Weltfriedensidee sei. Da sich aber der pazifistische Gedanke nicht vom sonstigen politischen und kulturellen Leben trennen läßt, so wird von der zukünftigen Kirche verlangt, daß sie für einen gerechten und weitblickenden Sozialismus eintrete, daß ihr Geistesleben engere Fühlung mit dem allgemeinen Geistesleben nehme und ihre Verfassung die demokratischen Grundsätze der Rechtsgleichheit, der gemeinsamen Verantwortlichkeit und des Minoritätenschutzes durchführe.

Da auf dem Boden des Protestantismus die Alleinherrschaft einer theologischen Richtung unzulässig ist, mehrdeutige Kompromißformeln aber dem religiösen Wahrheitsbedürfnis widersprechen, so soll die zukünftige Volkskirche darauf verzichten, Bekenntnisgemeinschaft sein zu wollen, und vielmehr nur eine Rechts-, Finanz- und Verwaltungseinheit darstellen, innerhalb deren die einzelnen religiösen Gruppen uneingeschränkte geistige Selbständigkeit genießen. Wenn wirklich eine „Volkskirche" werden soll, so muß dieser Rahmen nicht nur die bisherige positive und liberale Richtung, sondern auch die pietistischen Gemeinschaften und die freireligiösen Gruppen protestantischen Gepräges umspannen.

Das ausführliche Programm wolle man erbitten vom Büro des Bundes Neue Kirche (Hans Freimark, Berlin-Wilmersdorf, Deidesheimerstraße 11). Eben dorthin sind auch Anmeldungen und Beiträge nach freiem Ermessen (mindestens 1 Mk.) zu senden.

Lic. Dr. Aner.

*) Vgl. unsre Aufsätze „Die ‚Schuld' am Weltkriege", „Moorgrund" und den Brief an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern. (Nr. 1, 5 und 6.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Deutschösterreichs Recht. In Nr. 5 des „Vortrupp" machten wir unsere Leser auf die „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" aufmerksam, die von Dr A. R. v. Wotawa herausgegeben werden*) und in ihrer Kürze und Sachlichkeit besonders gut geeignet sind, über die Frage der deutschösterreichischen Grenzen Aufklärung zu verbreiten. Damals waren die Nr. 1—4 und 6—8 der Flugblätter erschienen. Nunmehr ist die Reihe durch die folgenden Arbeiten ergänzt worden:

Nr. 5: Die Iglauer Sprachinsel — deutsch. Von Dr Emanuel Schwab.
Nr. 9: Die Ansprüche der Tschechen auf das Sudetenland. Von Dr Erwin Barta.
Nr. 10: Berichte eines Schweizers über Kärnten. Von Fred du Bois.
Nr. 11: Der deutsche Böhmerwaldgau.
Nr. 12: Karte von Deutschösterreich.
Nr. 13: Das Gottscheerland. Von Prof. Dr Hans Gröbl.
Nr. 14: Denkschrift der Deutschen Mittelmährens unterbreitet der Friedenstagung zu Paris.
Nr. 15: Das Kuhländchen.
Nr. 16: Die tschechischen Minderheiten im nordwestböhmischen Kohlenrevier.
Nr. 17: Die Wirtschaftskräfte Deutschösterreichs. Von Prof. Dr Franz Heiderich.
Nr. 18: Der Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland. Von Prof. Dr Karl Gottfried Hugelmann.
Nr. 19: Das deutsche Murtal von Spielfeld bis Radkersburg und die Slowenen. Von Dr Franz Kamaiker.
Nr. 20: Die Olmützer Sprachinsel.
Nr. 21: Deutschsüdmähren an Wilson.
Nr. 22: Das ostmährisch-schlesische Industriegebiet eine selbständige neutrale Republik.
Nr. 24: Eine tschechische Sprachenkarte Böhmens, Mährens und Schlesiens.

Mit der Herausgabe der genannten Schriften ist indessen die Werbearbeit der „Propagandastelle für Deutschösterreichs Recht", die man um Sendung der Flugblätter bitten möge, nicht erschöpft; es sollen noch weitere Flugschriften veröffentlicht werden.

Vortrupp.

*) Verlag von Alfred Hölder, Wien I, Rotenturmstraße 25.

Druckfehlerberichtigung. In dem Leitaufsatze Hermann Poperts „Die Aufgabe" in Nr. 11 muß es auf Seite 322 in den Zeilen 15/16 von oben nicht heißen: der Juden seinerzeit. Sondern vielmehr richtig: der Juden seiner Zeit.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

v. Bethmann Hollweg, Th.: Betrachtungen zum Weltkriege. 1. Teil: Vor dem Kriege. Reimar Hobbing, Berlin.

Schumann, Wolfgang: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes 1918/19. M. 3.—. Georg D. W. Callwey, München.

Angell, Norman: Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein? Erscheint gleichzeitig in 17 Sprachen. M. 1.50. Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Strecker, Dr. Reinhard: Das Ideal der Einheitsschule. Stenogramm eines Vortrags, gehalten am 18. Februar 1919 zu Darmstadt. 80 Pf. Eduard Roether, Darmstadt.

Jöde, Fritz: „Das Klaus-Groth-Liederbuch", 84. Band der Neddersdütschen Bökeri". Richard Hermes Verlag, Hamburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 11 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Juli 1919

Meißner-Worte.

Wyneken an die Jugend am 12. 10. 13.

„Darin besteht Eure Bewährung: daß Ihr fähig seid, Lernende und Gehorchende zu sein! Lernende, die nicht nach dem Billigsten greifen, sondern Dem als dem Meister zuhören, der das Höchste von ihnen fordert und sie der strengsten Wahrheit würdigt. Gehorchende, die fähig und würdig sind, selbstgewählte Führer zu haben und die sich in ihren Reihen schaffen, was keine Erziehung bisher ihnen gegeben hat: eine eigene innere Disziplin, ohne die auch die Heerscharen des Geistes wie Spreu vorm Winde sind."

Randbemerkungen zur Führerwoche in Jena.

IV.

Schulforderungen.

Die Schule, der Garten unserer Zukunft, ist das Land der Jugend. Zu den vornehmsten Aufgaben der Jugend gehört es, am Ausbau dieses Jugendreiches nach dem Maße ihrer Einsicht und ihres Könnens teilzunehmen. Von allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens geht das Gebiet der Schulpolitik die Jugend am eigentlichsten an. Wenn man die politische Schulung der Jugend fordert, muß man ihr vor allem zur Pflicht machen, sich des innigen Zusammenhanges zwischen Schulfrage und Politik klar bewußt zu werden. Die Jugend muß sich politisch besinnen, damit sie nicht wesentliche Forderungen und Rechte der Jugend zu billig preisgibt und das aufsteigende Leben nicht an den konservativen Geist irgendeiner überwiegend wirtschaftlich orientierten Parteimeinung verrät. Es muß ihr klar werden, wie widersinnig es beispielshalber ist, revolutionäre Schulforderungen zu stellen, gleichzeitig aber durch agitatorisches Wirken für reaktionäre Gewalten solche kulturrevolutionäre Fortschritte unmöglich zu machen. Ein Vertreter der Arbeiterjugend wies in Jena darauf hin, daß es zwar Wyneken heute noch erlaubt sei, eine Schule ganz nach seinem Bilde einzurichten, daß es damit aber schon nach wenigen Jahren ein Ende nehmen müsse, wenn man die Erstarkung der Reaktion zuließe oder ihr sogar durch voreilige Ausgabe reaktionärer Wahlparolen Vorschub leiste.

Das im ersten Teil dieser Randbemerkungen bereits wiedergegebene Telegramm des Freideutschen Führertages an die Nationalversammlung und das Kultusministerium, diese entschlossene Stellungnahme für Wyneken stellte schon einen Akt von großer politischer Bedeutung dar und war als solcher ein erster Schritt auf dem nicht angelegentlichst genug zu empfehlenden Wege zur Herstellung einer überparteiischen politischen Einheitsfront der Freideutschen Jugend.

Die radikalsten Forderungen der Jugend — und warum sollte sie hier von ihrem Vorrecht des Radikalismusses keinen Gebrauch machen? — wurden von einem revolutionären Rat für Schulangelegenheiten vertreten, der in Jena gegründet worden war. Es wurde gelehrt, die Schule müsse von der Jugend mit jedem nur möglichen Verdacht betrachtet werden. Nicht enden wolle, auch heute noch nicht, der verlogene, chauvinistische Geschichtsunterricht, die parteipolitische Bearbeitung der Jugend. Deshalb rief man nach einem auf den Eigenwert der Jugend Rücksicht nehmenden, vom unheilvollen Geist der Vätergeneration unabhängigen neuen Erziehungsideal und stellte als die wesentlichsten Ziel- und Gegenwartsforderungen auf: Befreiung der Jugend von jedem Zwang zur Erwerbsarbeit bis zum Ende ihrer Entwicklungszeit (etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

21 Jahre). Jugendliche Selbstverwaltung durch Schulgemeinde; Anwendung des Rätegedankens auf das Bildungswesen; Autonomie des Bildungswesens. Organische Vereinigung der freien Bildung zur Weltanschauung und zur völkerversöhnenden, ethisch gerichteten Politik mit einer geeigneten Fachausbildung. Sprengung des mechanischen Schulklassensystems und Heranziehung nicht beamteter lehrender Menschen. Religionsmündigkeit der Jugend in frühen Jahren und Überlassung des dogmatischen Religionsunterrichtes an die Religionsgesellschaften. Entlassung aller Lehrkräfte auf dem Wege des Disziplinarverfahrens, die ihr Amt nach der Revolution durch dynastische Kundgebungen und politische Beeinflussungen mißbraucht haben. Baldige Anstellung revolutionär gesinnter junger Lehrkräfte. Unterstützung der pädagogischen Selbsthilfe der neuen Jugend durch Einrichtung von Jugendheimen, durch Ermöglichung von Siedlungen, welche die Jugend in Zusammenhang bringen sollen mit den arbeitenden Schichten des Volkes auch auf dem Lande, durch Schaffung von Heimen an der Peripherie größerer Städte (sollen die Jugend zu sich selber führen), durch entschiedene Beseitigung aller reaktionären, unter Parteieinfluß stehenden und nationalistischen autoritativen Schülervereinigungen. Sofortige Einberufung von Landes- und Reichsschulkonferenzen, in denen Schüler, Studenten, Lehrer, sowie kulturwichtige Männer und Frauen vertreten sein sollen.

Soweit die Forderungen des revolutionären Rates, die zweifellos sehr viel Beachtenswertes enthalten, aber — was ausdrücklich betont werden muß — nicht die Schulforderungen der gesamten Freideutschen Jugend sind. Man ging auf diese radikalen Forderungen in Jena nicht mit dem erwarteten Eifer ein, worauf es wohl hauptsächlich zurückzuführen ist, daß sich dieser revolutionäre Rat andern Tags daran gab, „kraft des revolutionären Rechtes", den Freideutschen Führerrat abzusetzen, was aber weiter nicht tragisch zu nehmen war, weil dieser Führerrat bereits übereingekommen war, sich in seiner bisherigen Form aufzulösen (inzwischen ist die Freideutsche Arbeitsgemeinschaft mit zahlreichen Unterabteilungen aus ihm hervorgegangen).

Angesichts dieses Revolutiönchens könnten Fernstehende zu dem falschen Urteil kommen, die Freideutsche Jugend sei eine fast nur verneinende Kraft. Es sei deshalb auf die Gründe aufmerksam gemacht, die jener großen Geste der Revolution so verhältnismäßig starken Erfolg verschafften. Es handelte sich nur um eine Demonstration gegen das Überwuchern der Problematik. Aber es waren keineswegs die Jugendlicheren, die diese Revolution gemacht haben; ganz richtig wandte man sich gegen ihre Art als gegen die Dogmatik der sich jugendlich Gebärdenden. Ein tiefer Schnitt ging keineswegs durch die Bewegung. Es rächte sich nur das Aufgehen in endlose, ermüdende philosophische Spekulationen, man wehrte sich dagegen, daß Akademiker fortgesetzt „den Schnabel intellektuell aneinander wetzten", weshalb man auch ärgerlich dazwischenrief: „Mummelgreise reden hier!" Deswegen stellte Gerhard Fils die vermittelnde Forderung, es dürfe nicht so weiter gehen, daß die schöpferischen, lebendigen, führenden Kräfte niedergehalten würden und die Problematiker das Heft in der Hand behielten.

Jedenfalls zeigen solche Zwischenfälle auch wieder, daß hier tatsächlich Jugend, lebendige, bewegte Jugend am Werk ist, eine stolze, jugendbewußte Jugend, die sich in geistig-leiblicher Zucht selbst in die Hand genommen hat und berechtigt ist, einmal auszudrücken, nach welcher Richtung hin sich ihre Schulforderungen bewegen. Mag man sich im einzelnen dazu stellen, wie man will. Die Jugend hat ein Recht darauf, in Schulangelegenheiten gehört zu werden.

Walter Hammer.

Liebe Freideutsche!

Die Pädagogische Abteilung der Deutschen Liga für Völkerbund, die unter dem Vorsitz von Prof. Fr. Wilhelm Foerster und unter Leitung von Dr. Elisabeth Rotten steht, will einer wahrhaft menschlichen und menschheitlichen Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehung als wesentlichsten Voraussetzung einer künftigen Völkerversöhnung den Weg bahnen und die Verbindung mit gleichgerichteten Erziehungstendenzen bei den anderen Völkern herstellen helfen. — Die Erziehungsarbeit ist ganz auf die ewigen Werte der Menschenbildung gerichtet und wird von den zufälligen Wandlungen der politischen Herstellung eines Völkerbundes nicht berührt. Wir sind uns dabei bewußt, daß die neue Erziehung getragen sein muß von dem neuen Impuls der Jugend. Wir können und wollen an unserer Arbeit nur in enger Bundesgenossenschaft mit den menschheitlich gesonnenen Kreisen der Jugendbewegung, einerlei welcher speziellen politischen Parteistellung, herangehen. Wir rufen daher alle unsere Gesinnungsgenossen innerhalb der Jugendbewegung zu tätiger Mitarbeit auf.

Wir streben ein Netz von Vertrauensleuten über das ganze Reich und darüber hinaus an, die uns aus ihrer Arbeit fortlaufend berichten und denen wir soweit wie möglich mit Rat und Tat beistehen wollen. Aus diesen Vertrauensleuten werden wir dann für die praktischen Einzelaufgaben, die besonderen Kommissionen übertragen werden sollen, die geeigneten Mitarbeiter zu gewinnen suchen.

Geplant ist neben der allgemeinen Erziehungsarbeit an besonderen Aufgaben: Umgestaltung des Geschichts- und des geographischen, des Sprachen- und staatsbürgerlichen Unterrichts; die Entmilitarisierung der körperlichen Ausbildung; eine Friedenserziehung in Kindergärten (Kinderspielzeug); eine Einwirkung auf Lehrerkreise; Förderung des Gedankens eines wissenschaftlichen Seminars für internationale Fragen; Fühlungnahme und vertieftes Verständnis für die verschiedenen freien Schulen; Beeinflussung der Lehrerpresse; später Fühlungnahme mit dem Ausland durch Schüler- und Studentenaustausch; gemeinsame internationale Erziehungsarbeit durch Kongresse usw. — Alle praktischen Einzelaufgaben haben aber nur Sinn und Bedeutung, wenn sie in dem großen Kulturzusammenhang verstanden und von einer lebendigen, persönlichen Anteilnahme junger Kräfte in Angriff genommen werden. Wir bedürfen vor allem freudiger Mitkämpfer aus der Freideutschen Jugend für unsere Aufgaben, die unter keinen Umständen dem Alter allein überlassen werden dürfen. —

Kommt und helft uns, daß jugendlicher Geist sich verbünde mit der Sachkenntnis der Älteren zu lebendiger Gemeinschaft. Wer mitzuarbeiten bereit ist, wende sich schriftlich nach Berlin W, Unter den Linden 78 I, Deutsche Liga für Völkerbund, Pädagogische Abteilung, z. Hd. von Dr. Walther Koch. —

Walther Koch.

Glossen.

Wandervogel wach auf!

1. Der Altwandervogel leistet sich einen „Ehrenbundesvorsitzenden".

2. Es konstituiert sich ein „Bund der Bünde", der regelrecht „nach parlamentarischen Grundsätzen tagt" und Stellung zu nehmen droht zu den Maßnahmen der Freideutschen Jugend. —

3. Unter einem brennenden Lichterkranze wurde am 20. Oktober im Jahre des Unheils 1918 ein „Bund deutscher Jugendwanderbünde" „zum Beschluß erhoben". Bei dieser Gelegenheit dankt man den werten Mitgliedern für ihre Vorarbeiten und weist auf die Wichtigkeit des Augenblicks für die Geschichte des Wandervogels hin. Hierauf werden die Grundsätze für den Bund verlesen und von den Vertretern der einzelnen Bünde durch Unterschrift angenommen. Schließlich wird vorgeschlagen, zur Erinnerung an die „denkwürdige, harmonisch verlaufene Tagung" eine Gedenktafel (!) im Landheim anbringen zu lassen! —

Armer Wandervogel! Wach auf und lies was Friedrich Schlünz dir in seinem Heftchen „Wandervogel wach auf!" (60 Pf. Adolf Saal, Hamburg) zu sagen hat, Worte, die aus der Tiefe einer besorgten, ringenden Führerseele quellen. Und lies auch das Andere von Schlünz: „Die Entfesselung der Seele" (1,80 M. bei Saal in Hamburg). Diese beiden Schriften lassen erkennen, was heute ein erschreckend zusammengeschrumpftes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Häuflein älterer Wandervögel, recht innerlich bewegt. Sie ringen um eine Wiedergeburt der Jugendbewegung aus ihrer eigentlichen Wurzelkraft, aus dem Geiste der Jugend. Sie haben allen Wandervogel-Spießbürgern und -Bureaukraten Fehde angesagt und zielen auf Überwindung hemmender Formen hin, damit der neue Inhalt der Bewegung sich voll und reich entfalten kann. Und während es nun so in der Tiefe der Bewegung gärt und der Erneuerungswille immer weitere Kreise erfaßt, kommen an der Oberfläche eins, zwei, drei Papierschiffchen, mit Situationskomik und Galgenhumor bis zum Rande geladen, hergeschwommen. Allerdings: diese Komik vermag man nur dann voll auszukosten, wenn man weiß, wie streng in der Zeit kurz vorm Kriegsausbruch alle Vereinsbureaukratie, aller offizielle Klimbim und Klamauk (so sich in der Sprache der Zunft „Kaffee" nennt) im Wandervogel verpönt war. „Ehrenvorsitzender?" „Gedenktafel?" Schallendes Gelächter! Und der „Bund der Bünde" droht Stellung zu nehmen zu den Maßnahmen der Freideutschen Jugend? Ach, liebe Leute, trommelt — unsere besten Wünsche begleiten euch! —, trommelt unseretwegen die letzten Reste unverbesserlicher Wandervogel-Vereinsmenschen zusammen und wählt euch Ehrenvorsitzende und enthüllt Gedenktafeln. Aber laßt die arme Bewegung ungeschoren, verkneift euch Anschläge auf ihre lebendige Entwicklung! Seht doch um euch: Alles Streben im Wandervogel geht heute auf Befreiung aus den Fesseln alter, vereinsmäßiger Bindungen. Mit euren künstlichen, krampfhaft erzwungenen Gebilden rettet ihr verknöcherte Formen nicht mehr, die zum Untergang reif sind und zerbrechen müssen. Ihr kommt euch wunders wie wichtig vor, indem ihr Stellung zu nehmen droht zu den Maßnahmen der Freideutschen Jugend, der Trägerin unserer Bewegung, die ständig aus ihrem Schoße heraus neue Formen gebiert (Führerrat, jetzt Arbeitsgemeinschaft) und all meinen früheren Befürchtungen zum Trotz in den Maschen vereinsmeierlichen Netzwerkes nicht hängen bleibt. So entbehrt eure Kritik an den Maßnahmen der Freideutschen Jugend des Humors nicht. Eure Scherze: eins, zwei, drei, muten einen, aus der Perspektive der Bewegung heraus betrachtet, reichlich grotesk an.

Für euch ist der Wandervogel erstens, zweitens, drittens ein Verein, aber uns soll er wieder werden was er war: erstens, zweitens und drittens eine Jugendbewegung, wagemutig, draufgängerisch, lebendig. So müssen sich unsere Wege scheiden. Und man kann nur wünschen, daß sie es bald und gründlich tun!

Und die große Freideutsche Bewegung? In ihr reißen Vereins- und Parteimenschen das Heft immer mehr an sich und schaufeln unablässig am Grabe unserer Bewegung. Wir Meißner-Freideutsche vom alten Schlage leiden unsäglich an der verkappten Jugendpflege, die jetzt in gewissen Blättern getrieben wird. Da wird durch vielseitige Geschäftshuberei Bewegung vorgetäuscht, wird aber über die wichtigsten Fragen mit einer Handbewegung weggegangen. Wir nach überparteiischen Höhen strebenden Freideutschen sehen uns immer mehr von Parteimenschen verdrängt. Immer mehr verlernt man es, die Dinge mit jungen, unbefangenen Augen zu messen; alles wird durch die Parteibrille angesehen. So kann und darf das nicht weitergehen.

Allerhand neue, politisch einseitige Bünde und Bündchen und Rundbriefe und Zeitschriften sind gegenwärtig am Werke, die große Meißner-Gemeinde auseinander zu treiben. Zur Abwehr solcher uns wesensfremden politischen Jugendpflege sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Freideutsche Gesamtheit nur durch die Arbeitsgemeinschaft der Freideutschen Jugend E. V. (Altona-Othmarschen, Cranachstr. 40) vertreten wird. Sie stellt die Verkehrorganisation im Sinne der Loreley-Forderung dar und ist aus dem Freideutschen Führerrat hervorgegangen, in dem ich die Vortrupp-Freideutschen vertreten durfte.

Walter Hammer.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 15 1. Augustheft

Deutsche Ehrensäulen.

Hamburg, den 12. Juli 1919.

Nach den Artikeln 227 bis 230 des Clémenceau-Friedens wollen Clémenceau und seine Genossen vor ihre „Gerichte" stellen nicht nur unsern ehemaligen Kaiser, sondern außerdem auch noch alle diejenigen Deutschen, die sie „anklagen", „eine Handlung gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges begangen zu haben". (Damit sind anscheinend nicht nur Militärpersonen gemeint.)

Bereits in meinem Brief an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern, der im zweiten Märzheft dieses Jahres abgedruckt ist, habe ich über dieses Ansinnen, das damals noch in den Vorbereitungen steckte, gesagt:

> „Ich glaube, es gibt innerhalb der deutschen Grenzen keinen anständigen Menschen, mag er politisch denken wie er will, der nicht in diesem Ansinnen so ziemlich den widerwärtigsten Mißbrauch der hohen Gedanken „„Recht"" und „„Gerechtigkeit"" erblickte, der verübt worden ist, seit die Welt steht."

Nämlich deshalb, weil Clémenceau und Genossen hier Deutsche verurteilen wollen

> „wegen eines „„Tatbestandes"", der nicht existiert, auf Grund von „„Gesetzen"", die es nicht gibt, durch ein „„Gericht"", das keines ist."

Wegen eines „Tatbestandes", der nicht existiert.

Was zunächst unsern ehemaligen Kaiser angeht, so soll der nach dem Vorgeben von Clémenceau und Genossen begangen haben: „schwerste Verletzung der internationalen Moral und der Heiligkeit der Verträge". Ein ungeheuerlicher, und jedenfalls Herrn Clémenceau persönlich durchaus als solcher bewußter Schwindel: Die „schwerste Verletzung der internationalen Moral" soll ja wohl in dem „Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten" liegen, dem „Angriff", der „den verbündeten und assoziierten Regierungen und ihren Angehörigen" den „Krieg aufgezwungen" hat. Was über diese Lüge, deren „Anerkennung" der famose „Friedensvertrag" in seinem Artikel 231 uns abgepreßt hat — was über diese Lüge zu sagen ist, brauche ich im „Vortrupp" nicht mehr zu wiederholen: es steht ausführlich in meinen Aufsätzen „Die Schuld am Weltkriege", „Moorgrund", „„Meine Mitschuld am Weltkriege"", sowie in meinem eben bereits erwähnten Briefe an die Internationale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Völkerbundskonferenz in Bern nebst meinem Telegramm an den achten deutschen Pazifisten-Kongreß*). Heute füge ich nur hinzu: In Deutschland mögen irregeleitete Idealisten wie Fried, Phantasten wie der verstorbene Eisner, Verbohrte wie v. Gerlach, die blind für die dicksten Tatsachen sind, an eine deutsche „Schuld" am Kriege glauben — in Frankreich weiß jeder Politiker, und Clémenceau voran, ganz genau, daß Frankreich und Rußland den Krieg langerhand vorbereitet haben, und ihn im für sie erwünschten Augenblicke haben explodieren lassen: Fried, Eisner und Gerlach mögen (um von hundert Dingen nur zwei zu nennen) ihre Augen künstlich verschließen können: Vor dem russischen Kriegsbeschluß vom 21. Februar 1914. Und vor der Tatsache, daß der einzige Staatsmann Frankreichs, der den Krieg verhindern wollte und konnte, Jean Jaurès, ermordet wurde, unmittelbar, bevor er den von ihm beschlossenen Artikel in seiner „Humanité" veröffentlichen konnte der die Kriegspläne der an Rußland gebundenen französischen Minister noch gekreuzt hätte — und davor, daß dieser Mord straflos geblieben ist. Clémenceau aber weiß ganz genau, was diese Dinge bedeuten. Und er hat das übrigens öffentlich bekannt, als er sich, in dem Augenblicke, wo ihm gemeldet wurde, daß Deutschland der Erpressung erlegen sei und den „Friedensvertrag" angenommen habe, öffentlich rühmte, der Macher dieses Krieges zu sein, mit den Worten: „Dies ist der größte Augenblick meines Lebens. Auf ihn habe ich 49 Jahre lang gewartet." — — Und dann die „Heiligkeit der Verträge". Trotz allen Stimmaufwandes der Entente und trotz aller Hysterie, die sie bei vielen Deutschen damit erzeugt hat, darf der Ehrliche und Nüchterne nicht müde werden, immer wieder kühl und ruhig auszusprechen, was ist: So gewiß es unwahr ist, daß Belgien uns gegenüber im Unrecht gewesen wäre, so unwahr ist es auch, daß wir ein strafbares Unrecht gegen Belgien begangen hätten. Es war für uns ein ganz echter Fall des Notstandes, des Notstandes, wie ihn Bethmann Hollweg in seinem prächtigen „Kanzlerworte über Belgien" formuliert hat. Unser deutsches Haus stand in Flammen (übrigens angezündet von den beiden Brandstiftern Frankreich und Rußland), da hatten wir das Notstandsrecht, uns durch das Haus des Nachbarn einen Ausgang zu bahnen auch gegen dessen Willen, selbstverständlich unter Entschädigungsverpflichtung**). — — Übrigens aber war für irgendwelche politischen oder kriegerischen Handlungen des Deutschen Reiches der deutsche Kaiser weder verfassungsmäßig noch tatsächlich verantwortlich. Und wenn ein Mann von der schauerlichen politischen Unwissenheit und Unbildung des Walisers Lloyd George das möglicherweise nicht wissen sollte, Clémenceau, der mehr Kenntnisse hat und

*) S. „Vortrupp" 1919. Nr. 1, 5, 10, 6, 13/14.

**) Dies habe ich noch etwas näher ausgeführt in dem Aufsatze „Moorgrund" in Nr. 6 dieses Jahrganges auf den Seiten 142/43. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebildeter ist, weiß es genau. Auch hat es ja Bethmann Hollwegs herrliche, ritterliche Erklärung nochmals vor aller Welt ins hellste Licht gestellt.

Dann die „Anklage" gegen unsre Offiziere (und vielleicht auch noch gegen deutsche Zivilpersonen). Die ist ganz der gleiche Schwindel: Es sollen Dinge, die das Wesen des Krieges sind, und von beiden Parteien ganz naturgemäß vollführt worden sind, an Deutschen, die lediglich ihre Pflicht erfüllt, und nichts anderes getan haben, als was die Angehörigen der Ententeländer auch getan haben, als Verbrechen bestraft werden: weil Clémenceau und Genossen das so brauchen, um ihre Völker dumm zu erhalten.

Auf Grund von „Gesetzen", die es nicht gibt.

Wäre es ebenso wahr, wie es unwahr ist, daß Deutschland „schwerste Verletzung der internationalen Moral und der Heiligkeit der Verträge" begangen hätte, und wäre es dann ferner ebenso möglich, wie es unmöglich ist, Kaiser Wilhelm II. als den für solche Dinge Ursächlichen und Verantwortlichen anzusehen — dann bliebe es doch immer noch der denkbar widerwärtigste Mißbrauch der hohen Gedanken „Recht" und „Gerechtigkeit", ihn deswegen vor ein „Gericht" zu stellen: Denn der grundlegende Satz jedes Strafrechtes und jeder Strafrechtspflege innerhalb der zivilisierten Menschheit ist der, dessen lapidare lateinische Fassung lautet: **„Nulla poena sine lege"**. Und das bedeutet: eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde. Wird diese granitene Grundlage jedes zivilisierten Strafrechts, dieser eherne Satz, daß niemand bestraft werden darf wegen einer Handlung, die straflos war, als er sie beging, einmal verletzt, dann gibt es auch in der zivilisierten Welt überhaupt keine Rechtssicherheit mehr, dann kann morgen jeder Mensch auch in jedem zivilisierten Lande angeklagt und verurteilt werden, weil er heute seine Pflicht getan hat, oder weil den Clémenceaus dieses Landes seine Nase nicht gefällt. — Und nun ist immer wieder die schlichte Wahrheit zu betonen, daß es im Jahre 1914 eine Rechtsordnung, und nun gar eine durch Strafen geschützte Rechtsordnung, zwischen den Staaten der Erde nicht gab. (Clémenceau hat ja jetzt sein Bestes getan, um durch diesen „Friedensvertrag" eine solche Rechtsordnung auch für die Zukunft unmöglich zu machen; es wird schier übermenschlicher Anstrengung von uns Pazifisten bedürfen, um durch Beseitigung dieses „Friedensvertrags" den Felsblock wegzuschieben, den Clémenceau hier der Entwicklung der Menschheit in den Weg geworfen hat.) — —

Daß es solche Gesetze nicht gibt, weiß Clémenceau natürlich auch. Deshalb bestimmt der Artikel 227 seines „Friedensvertrages" einen Gesetz-Ersatz, nach dem sein „Gerichtshof" „richten" soll: Dieser

Gesetz-Ersatz trägt den Namen „Die erhabensten Grundsätze der internationalen Politik". Wie diese „Grundsätze" bisher aussahen in den fünf Staaten, die die „Richter" Kaiser Wilhelms II. stellen sollen, nämlich in Amerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan, das ist höchst einfach festzustellen an der genau entsprechenden Namenreihe Cuba, Burenstaaten, Algier, Tripolis, Korea: Diese „erhabensten Grundsätze" ließen sich bisher in jedem jener fünf „Richterstaaten" zusammenfassen in den Satz: „Nimm, was Du kriegen kannst." Die fünf „Richtermächte" haben stets genau das getan, woraus sie jetzt Deutschland ein Verbrechen machen wollen, obwohl gerade Deutschland es nicht getan hat. Und wie der „Friedensvertrag" zeigt — ich nenne da nur die Worte Elsaß, Saargebiet, Deutsche Kolonien —, beabsichtigen die fünf „Richtermächte", in ihren heute herrschenden Männern, die gleichen „erhabensten Grundsätze der internationalen Politik" auch weiterhin beizubehalten. — Daß dann in der Notstandsfrage gegenüber Belgien Deutschland durchaus die gleichen Grundsätze angewendet hat, die in solchen Fällen in der internationalen Politik gelten, beweist das Verhalten einer der beiden größten der fünf „Richtermächte", nämlich Englands in einem gleichliegenden Falle: Im Jahre 1807 hatte England Grund anzunehmen, Napoleon I. werde sich der dänischen Flotte bemächtigen, um England damit anzugreifen. In diesem Notstande nahmen die Engländer den Dänen deren Flotte einfach weg, und, da diese Flotte im Schutze der Festungswerke von Kopenhagen lag, so kämpften sie, um die Wegnahme der Schiffe zu ermöglichen, Kopenhagen durch ein Bombardement nieder. Der König von England rechtfertigte dies Verfahren in einer Proklamation, in der er aussprach, er vertraue darauf,

> „daß in den Augen Europas und der Welt die Rechtfertigung seines Verfahrens gefunden werden werde in der gebieterischen und nicht abzulehnenden, alle anderen Verpflichtungen eines Herrschers überragenden Pflicht, für die unmittelbare Sicherheit seines Volkes zu sorgen, solange es noch Zeit dazu war".

Als sodann am 3. Februar 1808 im englischen Unterhause über diese Expedition nach Kopenhagen verhandelt wurde, vertraten sämtliche Redner den Standpunkt, England könne sich, wo es um eine Sache gehe, die von solcher Lebenswichtigkeit für England sei, nicht an die sonstigen Regeln des Völkerrechts binden: Der Minister des Auswärtigen, George Canning, fragte, ob etwa jemand behaupten wolle, England habe verzichten sollen auf ein durch Klugheit und Politik gebotenes Verfahren

> „nur weil wir, wenn wir unter dem Andrang gesunken wären, den Trost haben würden, die Autorität Pufendorfs [des großen Völkerrechtslehrers] für uns anführen zu können?"

Lord Palmerston erklärte, er sei bereit, den Sätzen des Völkerrechts den Tribut seiner Achtung zu zollen und ihre Anwendung zu empfehlen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so oft es die Umstände erlaubten. In dem vorliegenden Falle aber freue er sich, bemerken zu können,

„daß wir sie (die Sätze des Völkerrechts) nicht ohne Not außer Kraft gesetzt haben oder mit anderen Worten, daß wir sie angewandt haben in Gemäßheit des Naturrechts, das Selbsterhaltung befiehlt und gebietet".

Der Abgeordnete Milnes erklärte:

„Die schmählichste aller Auffassungen von Moralität ist die, die gestatten würde, die Möglichkeit der Selbsterhaltung unbenutzt zu lassen."

Und der Abgeordnete Cushington bekannte:

„Das erste Gesetz des Naturrechts, der Grundlage des Völkerrechts, ist die Erhaltung des Menschen. Auf der Erkenntnis seiner Natur muß die Lehre von seiner Pflicht beruhen. Wenn sein Gefühl ihm eine mächtige Gefahr zeigt und seine Vernunft ihm das Mittel an die Hand gibt, diese Gefahr abzuwehren, dann muß er den sophistischen Schwätzer verachten, der ihm sagt, es sei eine moralische Pflicht, die er anderen schulde, zu warten, bis die Gefahr über sein törichtes Haupt hereinbreche, damit er dem für seine Vernichtung ausersehenen Werkzeug keinen Schaden zufüge. Wegen dieses allgemeinen Grundsatzes des Naturrechtes behaupte ich die Sittlichkeit und jedenfalls Notwendigkeit der Expedition gegen Kopenhagen."*)

Der Artikel 227 des „Friedensvertrages" redet großsprecherisch davon, der „Gerichtshof" „werde besorgt sein, die Achtung der feierlichen Verpflichtungen und der internationalen Verträge sowie der internationalen Moral zu sichern". Durch den Ausdruck „sichern" erkennt diese Phrase selbst an, was ja ohnehin offenkundig ist: daß der „Gerichtshof" nach Gesetzen urteilen will, die es nicht gibt; denn bestehende Gesetze sind bereits gesichert. Daß Clémenceau und Genossen Deutschland und Kaiser Wilhelm II. nach Grundsätzen aburteilen wollen, die bisher nirgends in der Welt als Gesetz angesehen worden sind, nach denen die „Richtermächte" sich selber nie gerichtet haben und, wie der ganze „Friedensvertrag" zeigt, in ihren heutigen Machthabern auch jetzt nicht gesonnen sind, sich zu richten. —

Die deutschen Offiziere (und möglicherweise auch Zivilpersonen), von denen Clémenceau und Genossen vorgeben, daß sie verdächtig seien, „gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges verstoßen zu haben", sollen (gemäß Artikel 228) nach den „Militärgesetzen" abgeurteilt werden. Will sagen: nach den Militärgesetzen der Ententeländer. Und das wegen Handlungen, die, wenn sie begangen wären (was sie nicht sind), im deutschen Hoheitsgebiet begangen wären; denn das reichte, nach den Rechtsgrundsätzen aller zivilisierten Völker, während des Krieges so weit, wie die deutsche Militärgewalt reichte. Also soll

*) Ich entnehme diese Zitate der ganz vortrefflichen Schrift Paul Rohrbachs „Das Zeugnis der dreizehn Tage", erschienen im Verlage von Dorendorf u. Dresel, Hamburg 1, Semperhaus A (Preis 1 M. 70 Pf.). Diese Schrift ist eine sehr gute Waffe gegen die Lüge von Deutschlands „Schuld am Kriege". Die Zitate stehen dort auf den Seiten 7 und 8, Rohrbach hat sie seinerseits entnommen aus Cobbets „Parliamentary Debates", Band 10. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch hier nach Gesetzen geurteilt werden, die für die „Angeklagten" überhaupt niemals Geltung hatten. Auch hier also krasseste Verletzung des Satzes „**Nulla poena sine lege**", des Grundgesetzes jeder zivilisierten Rechtspflege.

Durch ein „Gericht", das keines ist.

Es ist der Hauptgrundsatz der Gerichtsverfassung in allen zivilisierten Staaten, daß niemand Richter sein darf in eigener Sache, ja, daß weitergehend ein Angeklagter jeden Richter ablehnen darf wegen Besorgnis der Befangenheit. Nun soll nach Artikel 227 der „Gerichtshof" gegen Kaiser Wilhelm II. aus fünf „Richtern" bestehen, die ernannt werden von Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan. Und die übrigen deutschen „Angeklagten" sollen nach Artikel 229 vor „Militärgerichte" gestellt werden, die aus Staatsangehörigen immer desjenigen Ententestaates oder derjenigen Ententestaaten bestehen, die durch das vorgebliche „Verbrechen" verletzt zu sein behaupten. Es ist klar, daß alle diese „Richter", die „Kaiserrichter" wie die andern, nicht nur im allerhöchsten Grade befangen, sondern, als Staatsangehörige der uns feindlichen Staaten, unmittelbar beteiligt, daß sie Kläger und Richter in einer Person sind. Daß Clémenceau und seine Genossen diesen Zustand, den unglaublichsten, der für eine Rechtsprechung unter zivilisierten Menschen überhaupt denkbar ist, ganz ausdrücklich wollen, beweist besonders der Artikel 229, der, wie gesagt, bestimmt, daß die militärischen „Richter" immer ausgerechnet demjenigen Ententestaate angehören müssen, der vorgibt, verletzt zu sein. Schon deshalb ist es eine lügnerische Phrase, wenn in Artikel 227 behauptet wird, man wolle Kaiser Wilhelm II. die „wesentlichen Garantien seines Verteidigungsrechtes wahren": die wesentlichste „Garantie des Verteidigungsrechtes" ist eben das Recht auf unparteiische Richter, während hier die „Richter" grundsätzlich parteiisch sein sollen. Und sogar dafür fehlt jede Gewähr, daß diese „Richter" wenigstens unabhängig sein werden: Was würde wohl dem französischen oder belgischen militärischen „Richter" passieren, der den „angeklagten" „Boche" nicht schuldig befinden oder ihn nicht so verurteilen würde, wie Herr Clémenceau es für seine Politik braucht? Und welchen wahnsinnigen Schmähungen der Northcliffe-Presse würde wohl der von England ernannte „Kaiserrichter" ausgesetzt sein, wenn er den „Hunnenkaiser" nicht so verurteilte, wie Englands Herr, Lord Northcliffe, es befiehlt. — Bei alledem: bei den Engländern und namentlich bei den Nordamerikanern in diesen Gerichten wird durchweg wohl das Bestreben vorhanden sein, gerecht zu sein — das liegt in der Natur des einzelnen Angelsachsen, und auch das Verhalten der angelsächsischen Militärbehörden in den besetzten Gebieten, namentlich gegenüber den rheinischen Hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verrätern, spricht dafür; obwohl natürlich auch bei ihnen, angesichts ihrer unbedingten Befangenheit, und weil sie nach „Gesetzen" richten sollen, die keine sind, eine Gerechtigkeit objektiv unmöglich ist. Bei französischen „Richtern" aber wird nicht einmal ein solches Streben nach Gerechtigkeit da sein: Was Franzosen unter „Rechtsprechung" verstehen, das zeigt die Freisprechung des Viehes, das Frankreichs edelsten Sohn, Jean Jaurès abgeschlachtet hat, das zeigen umgekehrt die Todesurteile gegen die Unglücklichen, deren Tod Clémenceau für die Erzwingung seiner Blutpolitik brauchte. Und dann: man denke einmal wieder an den Dreyfuß-Prozeß. Wo das französische „Gericht" es fertig brachte, den unschuldigen Angeklagten zur Teufelsinsel zu verdammen auf Grund einer von Feinden des Angeklagten gefälschten Urkunde, die die „Richter" nur heimlich im unzugänglichen Beratungszimmer beschnüffelten, von deren Dasein in der öffentlichen Verhandlung vor diesem „Gericht" aber niemand etwas sah oder hörte, und der Angeklagte am wenigsten. Dem Franzosen ist die Rechtsprechung immer nur die Magd der Macht.

In Summa: Das „Gericht", vor das Clémenceau und Genossen Kaiser Wilhelm II. und deutsche Offiziere und Beamte, die nichts als ihre Pflicht getan haben, schleppen wollen, ist kein Gericht, sondern ein Affentheater.

Gewiß, an sich ist es die ehrloseste Handlung, die ein Volk begehen kann, wenn es Männer, die seine Führer waren, der, unter der Maske eines „Gerichts" auftretenden, Rache seiner Feinde ausliefert.

Aber es gibt einen Fall, wo die Ehrlosigkeit einer Handlung nicht auf dem lastet, der sie begeht, sondern auf jemandem anders. Das ist d e r Fall, wo ein Andrer mit unwiderstehlichem Zwange die Handlung erzwingt; dann trifft deren Ehrlosigkeit nicht den Handelnden, sondern den Erzwingenden:

Wenn eine Horde einen einzelnen Mann, den sie überwältigt hat, an einen Pfahl bindet, und, ihn umtanzend, ihn anheult: „Entweder Du verrätst uns jetzt den Zufluchtsort Deines nächsten Freundes, dem wir an den Leib wollen, oder — wir lassen Dich nicht nur an diesem Pfahle verhungern, sondern bevor Du tot bist, schänden wir hier vor Deinen Augen noch Deine Frau und Deine Töchter", dann trifft die Ehrlosigkeit des Verrates nicht den Gebundenen, sondern die Erpresser. Und g e n a u in dieser Lage war Deutschland. G e n a u, b u c h s t ä b l i c h, n i c h t e t w a b l o ß i m ü b e r t r a g e n e n S i n n e: Gewiß, da, wo nach Ablehnung der Schandparagraphen des Clémenceau-Friedens Engländer und vollends Amerikaner eingerückt wären, da wäre es hart, aber immerhin menschlich zugegangen: denn gewisse Gemeinheiten begeht der Angelsachse nicht, so wenig wie der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche das tut. Aber die Franzosen: Wie lautete doch eines der Lieder der französischen Soldaten in diesem Kriege:

„Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen,
Ihre gelben Mähnen werden schleppen in Blut;
Sie werden sich damit das Gesicht verhüllen,
Wenn sie schlägt, die Stunde der Züchtigung."

An diesem Zukunftsbilde begeisterten sich schon weiße Franzosen. Und nun erst ihre schwarzen Brüder: Frankreichs liebste Kinder, die Senegalneger, standen ja bereit; wir haben ja erfahren, wie sie an einem Orte des besetzten Gebietes gehaust haben aus Wut darüber, daß die Unterzeichnung des Friedensvertrages sie verhindert hat, ihr Viehtum in unser wehrloses Land hineinzutragen. Wo wäre vor diesen Werkzeugen Clémenceaus eine deutsche Frau, wo ein deutsches Mädchen bis zum kleinen Kinde hinab, sicher gewesen, vor viehischer Schande und vor Lustmord? Und jeden deutschen Mann, der versucht hätte, sie zu schützen, den hätten Clémenceaus schwarze Bestien niedergeknallt und auf seiner Leiche mit doppelt viehischer Wollust die Orgie fortgesetzt. So stand es, und deshalb lastet die Ehrlosigkeit der Schandparagraphen nicht auf Deutschland, auch nicht auf seiner Regierung, sondern auf denen, die uns mit solchem Zwang gezwungen haben, zu unterzeichnen. Sie lastet auf den Männern des Viererrats, auf Clémenceau, Orlando, Lloyd George, Wilson; die vier wird kein Wasser der Erde von diesem Schmutz wieder reinwaschen*). Aber darüber hinaus wird auf lange jedem Franzosen und Italiener — aber auch jedem Engländer und Nordamerikaner — etwas von dem Geruche dieser Ehrlosigkeit anhaften. Wir deutschen Pazifisten, die wir die einzige mögliche Zukunft der weißen Menschheit, und vor allem unsres deutschen Volkes, in dem Aufbau einer Rechtsorganisation zwischen den Völkern erblicken — und weiter alle wir Deutschen, die, wie ich, niemals die Überzeugung verloren haben, daß insbesondere Deutsche und Angelsachsen trotzdem und alledem letzten Endes aufeinander angewiesen sind, wir dürfen das am allerwenigsten verschweigen. Gerade wir müssen unsern Gesinnungsgenossen in den bisher feindlichen Ländern, namentlich aber unter den Angelsachsen, mit aller Deutlichkeit zurufen: Sorgt dafür, daß Eure Landsleute sich durch baldigen Abbau des Clémenceau-Friedens wieder freimachen von diesem üblen Geruche: damit wir Deutschen ihnen — was geschehen muß, wenn wir Weißen nicht alle zugrunde gehen sollen — wieder die Hand reichen können, ohne das Bedürfnis, sie uns nachher zu waschen.

*) Ich denke, das Bild Wilsons, wie es sich mir nach den jetzt vorliegenden Tatsachen darstellt, in einem besonderen Aufsatze zu zeichnen. Ich bemerke schon jetzt, daß ich keineswegs an die bequeme Formel glaube, Wilson sei von Anfang an ein „Heuchler" gewesen und all sein Bestreben für den Völkerbund „Heuchelei". So einfach liegt die Sache nicht. Aber die fürchterliche Schuld, von der ich im Text spreche, die trifft ihn sicher. H. P.

Eine unserer deutschen Aufgaben ist es heute, diese Sachlage klarzustellen: Die entehrende Wirkung der Schandparagraphen des Clémenceau-Friedens auf die zu lenken, denen sie gebührt, und jeden falschen Schein zu zerstören, als könnten, wie die Dinge liegen, w i r dadurch entehrt werden. Wir können das erreichen, indem wir zunächst — bei uns und auswärts — die Erkenntnis verbreiten, daß es heute keine höhere Ehre für einen Deutschen geben kann, als dadurch, daß er vor Clémenceaus „Gericht" tritt, sich als eines der Hauptwerkzeuge dafür auszuweisen, daß Deutschland vor jenem Grausigsten bewahrt geblieben ist. Wer Clémenceaus Affenkomödie dieses „Gerichts" über sich ergehen läßt, der wird dadurch ohne weiteres zum deutschen Nationalhelden, er sei auch, wer er sei. —

Und wir sollten, so scheint mir, dieser Wahrheit ein weithin sichtbares Symbol geben:

E h r e n s ä u l e n, errichtet in der größten Vorhalle des Deutschen Reichstages, nicht minder auf dem schönsten Platze jeder deutschen Stadt, und womöglich auch jedes deutschen Fleckens und Dorfes. Und auf jeder Ehrensäule, gleichlautend, d i e s e Inschrift:

UM DEUTSCHLANDS FRAUEN UND TÖCHTER ZU SCHÜTZEN VOR DER SCHÄNDUNG DURCH CLÉMENCEAUS SENEGALNEGER, LIESSEN DIE SCHANDKOMÖDIE EINES „GERICHTSVERFAHRENS" CLÉMENCEAUS UND SEINER SCHULDGENOSSEN ÜBER SICH ERGEHEN DIESE DEUTSCHEN:

WILHELM II. VON HOHENZOLLERN, DEUTSCHER KAISER BIS 1918

v. N., GENERALMAJOR
M., KAPITÄNLEUTNANT

. . . . . .
. . . . . .

IHNEN EWIGE EHRE!
UND EWIGE SCHMACH DEN ERPRESSERN!

Der Clémenceau-Friede verbietet uns so ziemlich alles. An das Verbieten solcher Ehrensäulen hat er nicht gedacht.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die Bienen uns zu sagen haben.

„Das da drüben wird nun dänisch, und auch uns hier möchte man einfangen. Über unser altes Recht lacht man, unser Landeswappen zerbricht man!" Der alte Thies Lorenzen ballte die Faust, seine Stimme bebte.

Wir standen auf dem Steentofter Kliff und schauten über die Förde hinweg auf Broacker-Land und die Höhen von Düppel. Ich hatte daran erinnert, daß wir vor 55 Jahren hier gestanden, den „Rolf Krake" beobachtet und auf das Donnern und Krachen von Düppel gelauscht hatten. Damals, als man die versteckt gehaltenen schleswig-holsteinischen Fahnen wieder hervorsuchte, als man es wagen durfte, das so lange und strenge verbotene Schleswig-Holstein-Lied wieder frank und frei zu singen.

Thies Lorenzen drehte sich um. „Deutschland ist zertreten, hat sich zertreten lassen!" rief er. „Ich mag von der ganzen Weltgeschichte nichts mehr hören. Ich gehe zu meinen Bienen. Da kriegt man andere Gedanken."

Wir gingen noch eine Strecke still nebeneinander. Dann stieg er über den Knick und verschwand hinter der Dornhecke seines Gartens, wo in langer Reihe Bienenkasten und -körbe stehen. Eine halbe Stunde später saß auch ich an meinem Bienenstand.

Die Obstbäume und der Ahorn blühten, auf dem Kummle wars rot von Strandnelken. Schwer beladen kamen die Pollenbienen und die Honigsammler von allen Seiten herangeflogen; die Ein- und Ausziehenden drängten und überliefen sich an den Fluglöchern. Nirgends Uneinigkeit, alle von dem einen Gedanken beseelt: wenn nicht jeder von uns seine Pflicht tut, wenn wir nicht arbeiten mit aller Macht, so muß unsere Nachkommenschaft verkümmern, so kommt unser Volk nicht durch den Winter, so hat es keine Zukunft.

Sie arbeiten daher nicht nur 6 oder 8 Stunden am Tage; sie schaffen im Felde, solange es Tag ist. Und dann bezeugt das gleichmäßige Summen und Surren in Körben und Kasten, daß sie rastlos weiter arbeiten, die ganze Nacht.

Wer befiehlt ihnen das? — Niemand! — Mögen sie Sucher oder Sammler sein, mögen sie Wachs bereiten, Waben bauen oder die Brut besorgen, jede Biene tut ihre Arbeit aus dem mächtigen innern Drange heraus, das Bestehen des Volkes zu sichern. — Nur Arbeit kann vor Hunger schützen und vor Verfall. Nur Nutzen und Nahrung schaffende Arbeit sichert die Zukunft.

Die Bienen wissen das. — — Wie das summt und brummt, so fröhlich, so zukunftssicher! — Was für dicke, hellgelbe, goldige und braune Blütenstaubballen die einen heranschleppen, wie die Honigbienen schwer aufs Flugbrett niederfallen! Wie jedes dann, wenn es seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Last ledig ist, eilig wieder hinausstrebt aufs Arbeitsfeld. Wieviel zielbewußte, fröhliche und emsige Arbeit! — Ach, wenn wir in unserm lieben Deutschland auch erst wieder so weit wären! — —

Aber der eine Korb gefällt mir doch nicht so recht. Ich weiß, es ist ein starkes Volk; es müßten mehr Bienen am Sammelwerk tätig sein. Und was ist das? — Ich sehe unten, seitlich vom Korb, feines Gemüll. Sollte eine hinterlistige Maus dort einen Einbruch ins Bienenreich versucht haben? —

Ich muß die Sache untersuchen. Vor ein paar Tagen hatte ich nämlich gesehen, daß die Bretter des Holzuntersatzes zusammengetrocknet waren; durch diese konnten honigstehlende Ameisen in die Bienenburg gelangen; heimtückisch von unten. — Wer mit Bienenfleiß schafft, der erregt den Neid und die Habgier der Nachbarn. — Ich hatte nun ein sauberes Stück Pappe hübsch kreisrund zugeschnitten, dies auf das Brett genagelt und den Korb darauf gestellt. „Das soll den Bienen wohl gefallen," hatte ich meiner Frau gesagt. „Die haben jetzt einen feinen dichten Belag unter den Füßen." — Was war nun geschehen? —

Ich hob den Korb auf, sah die Unterlage und war sehr verwundert. Tausende von Bienen waren nämlich emsig damit beschäftigt, die Oberfläche der Pappe zu benagen; Haufen von feinem Gemüll lagen umher, einiges davon war durch ein am Korbrande genagtes Loch hinausgeschafft aus dem Bau. Warum? — So fragte ich mich. War ihnen der Fußboden zu glatt? Sagte ihnen der eigenartige Geruch der Pappe nicht zu? — Ich weiß es nicht. Aber die Bienen mußten es recht wohl wissen, warum sie an Tagen, wo draußen der Tisch reich gedeckt und drinnen für Brutvermehrung zu sorgen war — sich an die öde, zeitraubende und ungewohnte Arbeit machen mußten, ein großes, dickes Stück Pappe in Atome zu zernagen und hinaus zu schaffen.

Was wird das für ein Ärger gewesen sein, so dachte ich nun, als der unverständige Bienenvater ihnen die Wohnung verdarb. Unter Menschen wäre ein Proteststreik die nächste Antwort auf so ein Vorgehen gewesen; Massen von aufgeregten Leuten wären vor die Wohnung des Verantwortlichen gerückt, hätten gelärmt und gedroht, gepfiffen und geschossen und hätten verlangt, daß der Stein des Anstoßes sofort entfernt werde, und daß sie für ihren Zeitverlust entschädigt würden.

Die Bienen taten nichts dergleichen. Sie sahen das Unglück, das über sie hereingebrochen war, und sagten sich, daß Arbeit, nur Arbeit sie davon befreien könnte. Da ging ohne Zaudern durch alle Wabenwege der Ruf: „Heran an die Arbeit! Sie mag so schwer und ungewohnt sein, wie sie will: die Zukunft unseres Volkes erfordert es." — Da kamen sie alle, die sich dafür eigneten, und die abkommen konnten; die anderen mußten weiter Bienenbrot und Honig sammeln oder bereiten, damit die Nachzucht nicht Schaden leide. So arbeiteten die einen unten im Schacht, die anderen auf dem Felde oder oben an den Waben und Zellen. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich wünschte ich nicht, daß meine Bienen sich mit Papparbeiten beschäftigten; sie sollten Nützliches schaffen. Ich befreite sie daher von diesem unpassenden Fußboden. Ich setzte den Korb auf ein neues Brett, das alte daneben; sogleich gaben die Bienen die Nagearbeit auf und eilten im dichten Zuge in ihre Wohnung. Am andern Tage das alte fröhliche Treiben vor und in dem Korbe.

Das andere Volk gefällt mir heute auch nicht recht: Da sind mir nun aber zu viele Bienen vor dem Flugloch. Allem Anschein nach will ein Teil des Volkes ausziehen, will schwärmen. Und das, obwohl es ihnen an Raum nicht mangelt: Es war ihnen rechtzeitig ein Kasten zum Aufspeichern von Honig auf den Korb gesetzt worden. Warum wollen sie trotzdem schwärmen? — Tief in ihrer Natur begründet liegt dieser Trieb, den der Mensch wohl regeln, aber nicht bändigen kann, namentlich dann nicht, wenn der triebhafte Drang in der Art liegt, durch die Herkunft begründet ist. Wir stehen da vor manchen Rätseln. — Auch das Drohnenleben gibt uns solche auf. Kurz, ich stehe vor der Tatsache: das Volk will schwärmen.

Wer wird nun ausziehen? — Bei uns Menschen muß die Jugend den Flug wagen; Vater und Mutter, die die Familie gründeten, bleiben im alten sichern Heim, behalten die Sachen, die sie durch Fleiß und Sparsamkeit sich erwarben. Bei den Bienen aber verläßt die Mutter der ganzen Familie mit ihren Getreuen die Behausung. Sie verlassen das wohlbereitete Haus mit seinen vielen Tausenden Zellen, die das werdende Geschlecht, die reichen Honigvorräte enthalten. Es ist die Frucht mühevoller Arbeit, deren Sammeln Tausenden ihrer Genossen den Tod brachte. Sie nehmen nur einen Vorrat mit, der für drei Tage reicht, der es ermöglicht, die ersten Anfänge eines Zellenbaues auszuführen. Sie ziehen hinaus ins Ungewisse. Sie werden sich an einen Baumzweig setzen, nackt und den Unbilden der Nacht ausgesetzt; sie würden wahrscheinlich umkommen, wenn der Mensch ihnen nicht eine passende Behausung anwiese. Gibt man ihnen, oder finden sie eine solche, so werden sie sich aber gleich in erster Stunde daran machen, neue Waben zu bauen, Bienenbrot und Honig hinein zu schaffen, für das Volk der Zukunft und für die Zukunft des Volkes zu sorgen.

Im alten Heim aber ließ dies Volk genügend Arbeiter zurück, um weiter bestehen zu können. Es überließ die alte Wohnung der jungen Bienenmutter; die trägt in sich die Zukunft für Tausende und aber Tausende ihrer Art. Ihr und ihrem Volk gehört nun alles, was die Vorfahren erarbeitet und geschaffen haben. Welch eine Opferwilligkeit der Ausziehenden! Sie gaben alles auf mit kühnem Wagemut, voller Fröhlichkeit. — Welch ein Rätsel für uns Menschen! — —

Mit den Beuten bin ich soweit zufrieden. Es sind dies Holzkasten. Sie enthalten Holzrähmchen mit dünnen Wachstafeln, in denen die Wabenanfänge eingepreßt sind. Diese werden dann von den Bienen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorschriftsmäßig weiter ausgebaut. Unten ist der „Brutraum". Ist man der Ansicht, daß darin für die wachsende Bienenzahl nicht mehr genug Arbeit und Platz ist — namentlich in der besten Trachtzeit —, so setzt man auf ihn den Honigkasten auf. Die Bienen betrachten diesen dann als willkommenen Speicher für den Wintervorrat, füllen seine Waben und Zellen mit Honig, und bedeckeln sie, damit der Inhalt gut bleibt.

Sobald nun der Imker sieht, daß die Fäßchen gefüllt sind, kommt er mit der Tabakpfeife, verscheucht die Bienen, nimmt die vollen Wabenrahmen fort, schleudert den Honig heraus und hängt sie leer wieder in den Raum.

Wenn der Kasten mit den leeren Waben wieder gefüllt ist, so kommen die verschüchterten Bienen wieder von unten herauf und sehen, was geschehen. Hin ist all das, was in harter Arbeit geschafft, was in Millionen von Ausflügen herangeholt wurde. Geraubt ist das alles. Leer, ganz leer sind all die sechseckigen Fäßchen. Die sauberen Waben sind mit Honig verschmiert, die Fetzen und Deckelchen zeugen von dem gewaltsamen Einbruch. — —

Was tun? — Ich höre sagen: „Was nützt da aller Fleiß, alle Kunstfertigkeit, alles Streben und Sparen, alle harte Arbeit! — Man hat uns beraubt. Man wird uns wieder berauben. Es ist zum Verzweifeln!" —

Die Bienen sind anders. Sie suchen nicht nach dem Schuldigen, sie bemühen sich auch nicht, die Schuld von einem auf den anderen zu wälzen. Sie reden nicht darüber, wie alles hätte sein und werden können, sie rennen nicht planlos umher. Sie erheben nicht einmal zu Tausenden Protest, wozu sie voll berechtigt wären. Ihre Losung heißt: Arbeit! — Und sie begeben sich ohne Verzug und planmäßig an die Arbeit.

Die Trümmer der Verwüstung werden benutzt für den neuen Ausbau; die Reste von Honig — und seien sie noch so gering — werden gesammelt. Schon bald herrscht wieder Ordnung und Sauberkeit im Bau — äußerlich und innerlich! — Es geht hinaus aufs Feld: neue Werte werden heraus- und herangeholt, wo sie zu finden sind. Alles wird wieder fein säuberlich eingebaut. Zwar sind die Beraubten grimmig, das ist ihr gutes Recht, und wer ihnen am nächsten Tage zu nahe kommt, der mag sich hüten! — Aber über den Grimm geht ihnen das Gebot der Pflicht. Sie werden nicht träge, sie verzagen nicht an der Zukunft, sie geben der dumpfen Verzweiflung keinen Raum. Die Zukunft ihres Volkes — weiter nichts! — beherrscht ihr ganzes Triebleben. Sie arbeiten. Sie arbeiten! —

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Briefe an eine Mutter.

II.

Immer schwieriger und verantwortungsvoller erscheint Ihnen jetzt Ihre Aufgabe? Das freut mich von ganzem Herzen, denn es zeigt mir Ihr Pflichtgefühl und den großen Ernst Ihrer Auffassung. Und die sind das Wichtigste in der Erziehung. Was ich Ihnen in diesen Briefen geben kann, sind ja nur armselige Fingerzeige, dürftige Richtlinien, die Ihnen den Weg andeuten sollen; aber die Praxis verlangt ja mehr, viel mehr. Denn hoch über aller Theorie steht in der Erziehung der Einzelfall in seiner vielseitigen Bedingtheit und Verwickelung. Er gibt erst dem Erzieher die harten Nüsse auf. Bei aller Achtung vor Grundsätzen und bei aller Notwendigkeit, klar zu sein über sein Wollen vor den Kindern, muß man doch in der Praxis täglich seine Grundsätze so oder so biegen lernen und manchmal Zugeständnisse unangenehmer Art machen.

So ist es denn auch erklärlich, daß mancher gute Kenner der Theorie im harten Leben oft so jämmerlich versagt: Die Theorie ist Frucht friedlicher stiller Stunden, in oft jahrelangem Nachdenken, die Praxis aber erfordert manchmal ein sofortiges Zupacken, fordert Entscheidungen von uns, die in wenigen Sekunden getroffen werden müssen. Sie verlangt Geistesgegenwart, ein instinktives Herausfühlen des Richtigen, einen hellseherischen Blick für die Bedürfnisse des Augenblicks und stille Entschlossenheit. Das alles ist natürlich das Schwierigere, besonders wenn es sich um eigentliche Erziehungsfragen handelt.

Darf ich Ihnen gewissermaßen als Einfühlung in dieses Kapitel über ein kleines Erlebnis berichten? —

Ich habe hier in der Stadt einen guten Freund. Ihn zu besuchen, ist mir jedesmal ein Fest. Auch seine Frau ist ein solch lieber Mensch, daß ich gern bei ihr ein Stündlein verplaudere. Beide sind stille harmonische Menschen, deren Wesen nur Liebe und Güte ausstrahlt, nur Sanftmut und Entgegenkommen. Ich weiß zwar nicht, ob diese Gemütsstimmung bei beiden ganz, ganz echt ist, das soll heißen, ob sie ihnen angeboren oder nur anerzogen worden ist; aber gleichviel — ich empfinde sie dankbar und freue mich, von Zeit zu Zeit den guten Leuten die Hand drücken zu dürfen.

Harmonisch und friedlich ist natürlich auch die Kinderstube. Drei Kinder hat mein Freund, einen Buben von 9 und zwei Mädchen von 7 und 6 Jahren. Es gibt keine lieberen Kinder und keine wohlerzogeneren.

„Zanken sich die Kinder eigentlich nie?" fragte ich heute morgen, als ich wieder einmal meinen Freund erwartete. Seine Frau sah mich mit großen, verwunderten Augen an. „Ach nein," antwortete sie, „kaum daß ich wüßte. Und warum sollten sie auch? Mein Mann und ich lieben keinen Zank. Zanken ist so häßlich. Unsere Kinder hören nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freundlichkeiten, und wir erziehen sie schon von klein auf zum Nachgeben und Dulden."

„Sie müssen in Ihrer Art eine Künstlerin sein," erwiderte ich, „denn Ihre Kinder werden doch auch Temperament haben und Verstimmungen, Dummheiten und Eifersüchteleien gegeneinander zeigen."

„Gewiß, das schon," entgegnete sie zögernd, „aber mein Mann und ich lassen derartiges gar nicht in ihnen aufkommen. — Leuthold, unser Ältester, neigt wohl hin und wieder dazu, seinen Schwestern gegenüber den Tyrannen zu spielen, aber damit hat er eben bei uns kein Glück. Wenn man die Kinder nur mit gleichmäßiger Freundlichkeit behandelt, vergehen ihnen die kleinen Launen und Unarten schnell wieder."

Sehen Sie, diese Bemerkung hat mich stutzig gemacht. Sie rührt ja an eine Grundfrage aller Erziehung. Die Bibel lehrt: das Dichten und Trachten des menschlichen Lebens ist böse von Jugend auf, und in der Tat, wer Kinder vorurteilslos beobachtet, muß zugeben, daß sich schon in sehr frühem Alter Eigensinn und Trotz, Herrsch- und Habsucht, Verstellung und Lüge und alle andern Unarten im Kinde zeigen.

Woher hat das Kind derartige Untugenden? — Das ist eine Frage, die man nur sehr gequält lösen kann, wenn man annimmt, daß die Seele des neugeborenen Kindes ein reines, unbeschriebenes Blatt ist und daß Gutes und Böses erst durch Erfahrung und Beispiel „gelernt" werden. Mit dieser Theorie kommt man nach meiner Erfahrung in der Erziehung nicht aus. Im Gegenteil muß man annehmen, daß das Kind Anlagen guter und böser Art gleich mit auf die Welt bringt. Die Gründe für diese Anschauung und die Frage, woher denn derartige Anlagen im Kinde stammen mögen, soll hier ganz ausgeschaltet bleiben. Ich will mich nur an das Tatsächliche halten: Das Kind bringt edle und schlimme Neigungen, sittliches und unsittliches Wollen mit auf die Welt. Damit hat sich die Erziehung abzufinden.

Liegt aber die Sache so, dann entsteht die Frage: ist es wirklich die richtige Taktik, das angeborene Böse im Kinde zu „begäuschen", wie man bei uns sagt? Verfahren mein Freund und seine Frau wirklich richtig, wenn sie die Kinder durch Liebenswürdigkeit freundlich und gefällig gegeneinander zu machen suchen und das Böse, das doch auch in diesen Kindern steckt, „nicht aufkommen lassen?"

Ja, wie kuriert man überhaupt das Böse im Menschen aus?

Was mich bei der Erziehungsweise meines Freundes so bedenklich macht, ist die Erwägung, ob nicht seine gewiß gut gemeinte Vortäuschungsmethode ein einfaches Verstopfen der Kanäle ist, durch die sich das Böse in den Kindern äußern will, so daß es nicht an den Tag kommen kann? Ich fürchte bei solcher Unterdrückungsmethode, daß heimlich, unter der Oberfläche des Seelenlebens das Böse um so verderblicher in den Kindern frißt. Auf alle Fälle werden mein Freund und seine Frau ja garnicht gewahr, was Schlimmes in ihren Kindern steckt. Wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Quelle verstopft, darf doch nicht glauben und hoffen, das Wasser selbst vernichtet zu haben!

Nein, das Böse im Kinde muß gründlicher auskuriert werden, wenn es wirkungslos gemacht werden soll. Durch ein einfaches Nichtaufkommenlassen ist nichts gewonnen, denn das Böse sucht sich trotzdem seinen Weg, und die Gefahr besteht, daß es früher oder später wie aufgestautes Wasser unerwartet und mit viel verhängnisvollerer Kraft wieder zutage drängt.

Freilich die Schule verfährt auch in der Weise meines Freundes und seiner Frau. Der Lehrer, der fünfzig Schülern gegenüber sitzt, unterdrückt ebenfalls (nur in gröberer Art!) die bösen Instinkte, die sich in der Klasse äußern wollen, durch seine Befehle und Strafen. In der Schule sollen sich die Kinder nach dem Wunsche des Lehrers ruhig und gesittet verhalten; Unarten dürfen nicht geduldet werden. Zeigt ein Kind irgendeinen Charakterfehler, wird dieser durch Befehl, Ermahnung, Verwarnung oder Strafe unterdrückt. So glaubt auch die Schule noch allgemein, das Böse im Kinde ausrotten zu können, indem es dasselbe „nicht aufkommen läßt".

Ach, wie irrig erscheint mir diese Erziehungsweise! So einfach werden wir mit dem Bösen nun doch nicht fertig. So schnell streckt der Teufel seine Waffen nicht.

Ja, aber! — Es gibt doch keinen andern Weg, wenn man nicht einfach fünf gerade sein lassen will. Soll etwa das Kind ruhig weiter lügen und stehlen und zanken dürfen, etwa damit sich das Böse in ihm auswirken kann?

Nein, gewiß nicht. So liegt die Sache ja auch wieder nicht. Das Böse, das sich frei auswirken kann, erstarkt durch jede Betätigungsmöglichkeit, und man würde auf solche Weise gerade das Gegenteil von dem erreichen, was man erreichen möchte.

Ja, ja, die Erziehung ist wirklich die schwierigste Kunst, die es gibt.

Doch was nun tun? Wo ist der Weg, der das Böse wirklich unschädlich macht; nein, noch mehr: der es unmittelbar zum Absterben bringt, ihm das Lebenswasser abgräbt, so daß es dahin siecht und schließlich wie von selber aus dem Kinde verschwindet?

Ehe ich Ihnen diesen Weg zu zeigen versuche, einen Weg, den ich seit langen Jahren sowohl bei der Erziehung meiner eigenen Kinder, als auch in der Schule mit Erfolg eingeschlagen habe, möchte ich Sie nachdrücklich darauf hinweisen, daß wir jede Tat eines Kindes, auch die böse, die ihm selbst oder andern verderblich wird, als eine Äußerung wertvoller Kraft auffassen müssen. Wenn ein Kind seine Eltern in raffinierter Weise zu betrügen versucht, wenn es sich heimlich unter großer Gefahr der Entdeckung ein Ding widerrechtlich angeeignet hat, seinen Lehrer geschickt belügt, so daß er wirklich nicht gleich entscheiden kann, ob das Kind die Wahrheit sprach oder nicht, dann kommt in diesen

Äußerungen seines Willens sehr oft eine solche Energie zum Vorschein, daß es um so bedauerlicher ist, daß die aufgewandte Mühe des Kindes nicht auf ein besseres, wertvolleres Ziel verwandt wurde. Es ist irregeleitete, falschgerichtete Kraft, die in dem kindlichen Verbrechen zutage tritt, ab es ist Kraft. Und auch sie ist wertvoll, sie kann für das Kind zum Segen werden, wenn es uns gelingt, sie sittlich zu reinigen. Was ich also möchte, ist, alle Kraft im Kinde zu entwickeln, indem man sie vorsichtig lenkt auf das Gute, Wahre und Schöne. Dann muß sie in dieser neuen Richtung ebensoviel Segen bringen, wie sie im alten Fahrwasser verderblich wirkte. Es kommt darauf an, den falschgerichteten Willen im Kinde zu biegen, nicht zu brechen. Das ist nun wieder leicht gesagt, ich weiß es wohl, aber schwer durchgeführt.

Darf ich Ihnen wieder an Beispielen zeigen, wie ich es meine?

Unsere Jüngste zeigte plötzlich einmal eine auffällige Vorliebe für unseren Vorratskeller. Unter allen möglichen Vorwänden erbat sie sich fast täglich den Schlüssel von meiner Frau und kehrte dann meist heiter von ihren unterirdischen Ausflügen in das Wohnzimmer zurück. Eines Tages überraschte ich sie. Eine Kruke mit Honig war der Magnet, der das Kind so anzog.

„Ach so!" sagte ich zu ihr, „deshalb gehst du so gern in den Keller! Dir schmeckt der Honig so gut." Verlegen stand sie vor mir. „Warum bittest du Mutter nicht, daß sie dir Honig gibt?" Sie schüttelte trotzig den Kopf. „Mutter gibt mir nur Honig auf Brot, und ich mag ihn viel lieber so." Stillschweigend nahm ich einen Tassenkopf, füllte ihn mit Honig und sagte zu der Kleinen: „Diese ganze Tasse voll Honig gehört dir, du darfst ihn ganz allein essen." Sie schien ganz erschüttert durch meine anscheinende Güte. „Du darfst jedesmal einen Löffel voll davon essen, wenn du in der Schule ein fehlerloses Diktat geschrieben hast! Am nächsten Tage kam sie strahlend mit 0 Fehler im Diktat zu mir. Zweimal habe ich ihr den Tassenkopf noch nachfüllen müssen, dann hatte ihre Zunge Honig genug geschleckt, sie war nun nicht mehr so versessen darauf und aß fortan, wie wir alle, den Honig nur noch als Brotaufstrich.

Unser H. will plötzlich Schauspieler werden, er hat sein fabelhaftes Talent für die Bühne entdeckt. Der Beruf ist mir aus verschiedenen Gründen nicht recht, aber der Junge läßt sich seinen Wunsch nicht ausreden. Tausend Gründe führt er ins Feld, um meine Genehmigung zu erhalten. Ein einfaches Verbot wäre wohl leicht ausgesprochen, doch wer weiß, was das für Folgen haben könnte! So versuch ich es denn auf meine Weise. „Du, das ist nicht so leicht, wie du glaubst. Ein Schauspieler muß sehr viel wissen und können." „Was ich brauche, lerne ich schon!" prahlt er. Ich lasse mich nicht irre machen: „Vor allem muß ein Schauspieler sich selbst völlig in Gewalt haben, er muß sich überall tadellos zu benehmen wissen." Mit dem guten Benehmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haperts nämlich bei ihm noch sehr. Doch mit diesem Wink lasse ich das Gespräch fallen. Nach einigen Tagen merke ich, daß der Junge höflicher wird gegen seine Geschwister, sein täppisches Wesen tritt nicht mehr so aufdringlich zutage wie sonst wohl. Bei Tisch versucht er in übertrieben zierlicher Weise mit Messer und Gabel zu hantieren, er wird auch peinlich akkurat in seinem äußeren Menschen. Sogar Bügelfalten plättet er sich in seine Sonntagshose. Innerlich atme ich auf. Es ist ja alles noch reichlich übertrieben und gezwungen bei ihm, was er an Selbstkultur leistet, aber sein Wille hat doch jetzt ein Gebiet gefunden, wo er sich zunächst segensvoll auswirken kann.

Den falschgerichteten Willen biegen, aber nicht brechen, seine Kraft für die sittliche Entwicklung nutzbar zu machen, das erscheint mir als das beste Rezept. Es ist nicht immer leicht, diesen Gedanken in die Praxis zu übertragen, aber schon ein halber Versuch dazu ist segensreicher als ein einfaches, bequemes Unterdrücken der bösen Triebe im Kinde oder ein Nichtaufkommenlassen im Familienkreise.

Wohl sollen wir Erwachsene den Kindern mit gleichmäßiger Freundlichkeit entgegentreten und sie durch das gute Beispiel wie von selbst zu lenken versuchen, aber dieses Mittel allein genügt doch nicht. Ich unterschätze wahrhaftig nicht die Wirkung des elterlichen Beispiels und den Segen guter Gewohnheiten und Sitten in der Kinderstube, aber Gewöhnung, Hausssitte und das Vorbild der Eltern wirken immer nur automatisch. Für die ernsteren Aufgaben der Erziehung reichen sie doch nicht aus.

Also nicht darin versahen es mein Freund und seine Frau, daß sie selbst sanftmütig und gleichmäßig freundlich mit ihren Kindern verkehren, sondern nur darin, daß sie wähnen, das Böse in ihren Kindern dadurch auskurieren zu können, daß sie es nicht zutage treten lassen.

H. Scharrelmann.

Die Kulturoase in Klein-Bröckingen.

I.

Heute habe ich nun drei Wochen in diesem köstlichen Dörfchen zugebracht, und schon zieht es mich unwiderstehlich nach der Stadt zurück. Nicht nach den städtischen Bequemlichkeiten und Vergnügungen, aber nach geistiger Anregung, nach gebildeten Menschen, nach wissenschaftlichen Veranstaltungen und vor allem nach guten Büchern. Täglich unterhalte ich mich hier mit den braven Landleuten über die Ernteaussichten, und jetzt merke ich, daß sie mir nichts mehr zu bieten haben. Die Natur bleibt immer groß, schön und unterhaltend, aber schon mehrmals, während ich in den herrlichen Waldungen umherstreifte, habe ich mich dabei ertappt, wie ich mit Freund Wagner sagte:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittich werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Jetzt erst geht mir die Wahrheit auf, die in diesen Worten liegt. Ich hatte, mit tausend Andern, bisher mich immer über den Pedanten Wagner lustig gemacht. Jetzt erst merke ich, was Goethes Weisheit bezweckt hat. Goethe stellt nie eine absolute Narrheit hin, so wenig wie eine absolute Bosheit. Alle seine Personen haben bis zu einem gewissen Punkte recht. Auch was Wagner sagt, ist nicht ganz töricht, es ist nur einseitig. Es ist im Grunde ebenso berechtigt wie Faustens Zorn gegen den gelehrten Krimskram. Man darf beides nur nicht auf die Spitze treiben. Solche milde Menschlichkeit ist unserm großen Dichter überall eigen, auch in dem Narren findet er immer noch ein Stückchen Weisheit.

* * *

Meine Frau ist in Verzweiflung, und ich kann ihr nicht unrecht geben. Sie stellt mir unaufhörlich vor, wie dies Hasten und Drängen, die schlechte Luft, das Gejohle und Gelärme auf meinen erholungsbedürftigen Körper einwirken wird. Ich sage mir selber, daß schon der Anblick unerzogener, zigarettenpaffender Rangen, daß schon das aus jedem Fenster mir entgegentönende Grammophongekreisch mich wild machen wird. Aber was hilft das alles? Das Kulturheimweh ist stärker als alle vernünftigen Erwägungen. Es bleibt dabei, morgen geht's in die Stadt zurück.

* * *

Es geht noch nicht zurück. Erst gilt es noch einen Versuch, ehe ich in die staubige Großstadt zurückkrieche. Die Sache hört sich wunderlich genug an. Als ich gestern mit einem Kollegen auf der Straße stand und ihm meine Not klagte, mischte sich ein Viehhändler, der einige Worte aufgeschnappt hatte, in das Gespräch. Ihnen kann geholfen werden, sagte er. Warum gehen Sie nicht nach Klein-Brötzingen? Gebildete Gespräche gibt's dort genug, und Bücher — der Himmel bewahre mich, Bücher sind dort zehnmal mehr, als ich in meinem ganzen Leben lesen möchte. — So dieser weitgereiste Odysseus, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat. Wenn ich ihn recht verstanden habe, so hat sich in Klein-Brötzingen eine Anzahl Leute aus den gebildeten Ständen niedergelassen, um die Vorteile von Stadt und Land zu vereinigen. Jedenfalls lohnt es sich schon der Wissenschaft wegen, einen Abstecher nach dieser Kulturoase in der Wildnis zu machen.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was soll ich sagen? Meine Erwartungen sind erfüllt worden, mehr als erfüllt.

In abgeschiedener Lage, eine halbe Stunde vom nächsten Bahnhof, fanden wir ein Dörfchen, das auf den ersten Blick, so reizend es war, doch nicht anders zu sein schien als tausend andere Dörfchen auch. Aber diese Menschen! Was für glückliche, gesunde, allseitige Menschen sind diese dreißig bis vierzig Männer, Frauen und Kinder, die sich aus der Stadt hierhergeflüchtet haben!

Man hieß uns, nachdem man von meinem Anliegen gehört hatte, herzlich willkommen. Als ich sagte, daß wir nur auf ein paar Tage gekommen seien, lächelte man. Das hat schon mancher gesagt, erwiderte Dr. Winkler, der Arzt. Dieser ehrwürdige Greis ist sozusagen der Patriarch der Siedlung, von ihm ist auch der Gedanke der Kulturoase ausgegangen.

Die Kinder sind schon Feuer und Flamme, sie haben sofort Freundschaften geschlossen und fühlen sich ganz heimisch. Man weiß hier jeden Menschen mit Kenntnissen zu schätzen, um so mehr, wenn er ein Wissensgebiet beherrscht, das hier noch nicht vertreten ist. Hier, wo nicht jeder von einem ganzen Haufen von Spezialisten seiner Richtung umgeben ist, ist man dankbar für jede Anregung, die ein Gespräch mit einem „Kollegen von der andern Fakultät" gewährt.

* * *

Heute sollen wir zum erstenmal an einer der Abendunterhaltungen, der Sitzungen, wie man sie hier nennt, teilnehmen. Wir, das heißt: nicht nur meine Frau und ich, sondern auch die Kinder. Man ist hier nämlich der Meinung, daß es Kindern, versteht sich größern, nicht schaden kann, wenn sie den Unterhaltungen der Erwachsenen als Zuhörer beiwohnen. Die Gepflogenheit, die Kinder entweder sich selbst oder der Gesellschaft der Dienstboten zu überlassen, besteht hier nicht. Übrigens haben auch die Dienstboten zu diesen Sitzungen Zutritt.

* * *

Ich hatte erwartet, daß einer von der Gesellschaft sich an ein Rednerpult stellen und über irgendeinen interessanten und wissenswerten Gegenstand einen Vortrag loslassen werde. Weit gefehlt! Die Brötzinger sind der Ansicht, daß solche gelehrten Selbstgespräche zum einen Ohr hinein- und zum andern hinausgehen. Statt der Vorträge, die hier grundsätzlich verpönt sind (Proteste gegen die Buchdruckerei nennt sie Dr. Winkler) haben sie eine weit zwanglosere Einrichtung. Wer irgend etwas liest, was ihm gefällt, der macht an einem der nächsten Abende den andern davon Mitteilung. Diese machen Einwendungen oder äußern sich zustimmend, ergänzend, je nachdem. Man merkt sich, man schreibt sich auf, was einem zusagt, und das gewöhnliche Ende ist, daß dieser oder jener das Buch, woraus jene Mitteilung stammt, zur Hand nimmt und sich genauer über die Sache unterrichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der gestrigen Sitzung handelte es sich hauptsächlich darum, auf welche Weise es möglich sei, begabten jungen Leuten der unbemittelten Klassen zur geistigen Kultur zu verhelfen. Mir, der ich so in mein Museum gebannt gewesen war, ging da eine neue Welt auf. Ich hatte, wenn auf dergleichen die Rede kam, höchstens an den Staat und das öffentliche Schulwesen gedacht. Hier wurde mir klar, daß jeder Gebildete, wenn er nur will, in seinem Kreise segensreich auf die weniger günstig Gestellten einwirken kann. Zwei Männer, die England und Skandinavien durch Reisen kannten, erzählten, was in diesen Ländern für die geistige Hebung der niedern Klassen geschieht, ein Dritter wußte aus seiner Lektüre von den Großtaten zu berichten, die russische Männer und Frauen, dem verfolgungswütigen Zarismus zum Trotz, im Dienste der Volksaufklärung verrichtet haben. Ich glaube, daß keiner unbereichert aus dieser Sitzung geschieden ist, und ich hoffe, daß manches sich früher oder später in die Praxis umsetzen wird.

* * *

Nun habe ich auch die Bücherei von Brötzingen gesehen und muß gestehen, daß mein Viehhändler nicht zuviel gesagt hat. Sie umfaßt ungefähr zehntausend Bände, und jährlich kommen ein paar hundert hinzu. Außer den klassischen Dichtern Deutschlands und des Auslandes gibt es hier wissenschaftliche Bücher jeder Art: naturwissenschaftliche, Reisebeschreibungen, geschichtliche, nationalökonomische, philosophische Werke und was nicht alles mehr. Es gibt grundgelehrte Bücher und solche im leichtesten Plauderton. Der einzige Grundsatz ist, nur Gutes und Tüchtiges zu geben. Das einzige, was fehlt, sind die dürren, saftlosen Kompendien, die allerlei Examenswissen einzutrichtern bestimmt sind.

Dabei hat diese Bücherei vor vielen andern den Vorzug, daß die Bücher nicht nur dastehen und verschimmeln, sondern gelesen werden. Täglich eine Stunde vormittags und eine Stunde nachmittags ist Bücherausgabe. Die Mitglieder der kleinen Genossenschaft versehen abwechselnd das Amt, auch größere Knaben und Mädchen werden herangezogen.

Ich fragte, wie dieser Schatz zusammengekommen sei. Auf die einfachste Weise von der Welt, erwiderte Dr. Winkler. Als ich mich vor zehn Jahren hier ansässig machte, brachte ich natürlich meine sämtlichen Bücher mit, und als sich nach und nach, durch mein Beispiel angelockt, eine Anzahl von Bekannten um mich scharte, trug jeder das Seinige zur Vermehrung der Sammlung bei. Das einzige, höchst einfache Neue dabei ist, daß jedes Buch jedem zugänglich ist. In jedem Dorf, in jeder Kleinstadt könnte man nach demselben Grundsatz eine ganz stattliche Bücherei schaffen. Wenn die Menschen doch nur etwas mehr Gemeinsinn hätten! Vielleicht müssen sie nur einmal auf diesen Weg gewiesen werden. Es ist doch wirklich das Ei des Kolumbus.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Verhältnis unsrer Stadtleute zur Landbevölkerung läßt nichts zu wünschen übrig. Zwar die Erwachsenen unter den Landleuten halten sich nach ihrer Art mißtrauisch zurück. Aber desto enger ist das Band zwischen den Kindern. Eine Satzung unsrer Kulturgenossenschaft (denn sie hat auch ihre Satzungen, wiewohl nur wenige und ungeschriebene) verbietet den Stadtkindern, sich durch Kleidung und sonstige Äußerlichkeiten von den Dorfkindern abzusondern. Das hat sich als sehr nützlich erwiesen. Die Kinder teilen sich gegenseitig ihre Kenntnisse mit, und ein erfreulicher Wetteifer hat sich eingestellt.

Mein Richard und Paul haben bereits erklärt, daß sie es als eine Schande ansehen, nicht mit Pferden und Kühen umgehen zu können. Auch wollen sie, unter Anleitung ihrer neuen Freunde, bei der nächstens beginnenden Heuernte sich nützlich machen.

* * *

Was mir an der hiesigen Bücherei besonders gefällt, ist, daß auch viele Werke von älteren Dichtern darin sind, die mit Unrecht in Vergessenheit geraten sind. Dagegen sind unsre Modernsten nur recht schwach vertreten. Selbst Nietzsches Zarathustra scheint nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen zu sein, gelesen wird er kaum je. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, wurde mir gesagt, daß dieser in ungekünstelten Verhältnissen lebenden Gesellschaft die scharf gepfefferte Kost unsrer Modernen nicht zusagt. An dieser Stätte der ruhigen Sammlung und Behaglichkeit findet man mehr Gefallen an einfachen Dichtungen. Ein Homer kann den abgehetzten, nervösen Großstadtmenschen nichts bieten, im stillen Walde versenkt man sich mit Wonne in ihn.

Noch muß ich eine Eigentümlichkeit dieser Bücherei erwähnen: es sind die handschriftlichen Notizen, die sich in den meisten schwierigeren Büchern finden. Bei den fremdländischen sind mit Bleistift die selteneren Vokabeln beigeschrieben, bei den deutschen sonst allerlei kurze sachliche Erläuterungen. Ich höre, daß dies namentlich mit Rücksicht auf die jugendlichen Leser geschieht, die sonst leicht durch Schwierigkeiten zurückgeschreckt werden.

Wenn ich bedenke, wie gänzlich entblößt von guten Büchern die Dörfer im sogenannten Lande der Dichter und Denker sind, so überkommt mich ein Gefühl der Beschämung. Nicht einmal eine ordentliche Naturgeschichte habe ich in den meisten auftreiben können, obgleich man täglich Anlaß hat, sie zu gebrauchen. Und wie leicht wäre dem Mangel abzuhelfen! Das wäre schon der Anfang einer Kulturoase.

* * *

Erst heute fiel mir ein, daß ich all diese Tage keine Zeitung in die Hand bekommen habe. Die neuen Eindrücke sind so vielseitig gewesen, daß mir jener Mangel gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Einer der neuen Freunde, dem ich davon sprach, erwiderte mir: wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie wollen, können Sie natürlich hier eine Zeitung lesen. Die meisten von uns sparen sich diese Arbeit.

Aber Sie müssen doch wissen, was Neues in der Welt vorgeht.

Geschieht auch. Die Zeitungen werden bei uns regelmäßig gelesen, und sogar mehrere von verschiedener Färbung. Nur unterziehen sich nicht alle dieser Arbeit, sondern bald dieser, bald jener übernimmt dies Amt. In den Abendsitzungen teilt er dann daraus mit, was ihm bemerkenswert scheint. Sie werden zugeben, daß durch diese Arbeitsteilung viel nützliche Zeit gespart wird. Es ist doch wirklich eine harte Zumutung an einen Menschen, dem seine Zeit etwas wert ist, daß er täglich zwei Stunden opfern soll, um Dinge zu lesen, die das Behalten nicht wert sind. Übrigens halten wir auch mehrere der besten Zeitschriften des In- und Auslandes, die, ohne sich mit dem vergänglichen Stoff der Tageszeitungen zu belasten, in regelmäßigen Übersichten monatlich oder halbmonatlich über alles wirklich Bemerkenswerte unterrichten.

Ich mußte zugeben, daß diese Einrichtung viel für sich habe.

(Fortsetzung in einem der nächsten Vortrupphefte.)

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Veit Valentin. Hermann Poperts Aufsatz „Veit Valentin" in unserer Juli-Doppelnummer, wegen dessen uns andauernd Zustimmungsschreiben zugehen (namentlich aus Baden, aber auch anderswoher) hat bisher die folgenden Wirkungen hervorgebracht:

1. Im Badischen Landtage haben die Abgeordneten Gothein, Dr Muser und Dr Leser die folgende „kurze Anfrage" eingereicht:

„Ist die Regierung bereit, die Aktenstücke betreffend Entziehung der venia legendi des außerordentlichen Professors Valentin in Freiburg der Öffentlichkeit zugängig zu machen? Ist die Regierung auf Grund der in dieser Angelegenheit gemachten Erfahrungen bereit, die disziplinarischen Verhältnisse der nichtetatmäßig angestellten Professoren und Privatdozenten an den Hochschulen gesetzlich zu regeln?"

2. Herr Geheimrat Professor Dr v. Below hat in einem an uns gerichteten Schreiben die folgenden, von Hermann Poperts Aufsatz abweichenden, Behauptungen aufgestellt:

a) In seinem Briefe an Valentin (S. 410, Abs. 3) habe Herr v. Below nicht geschrieben, Valentins Aufsatz gereiche Valentin nicht zur Ehre, sondern vielmehr diejenigen Ausdrücke, von denen auch Hermann Popert gesagt habe, daß es überflüssige formelle Schärfen seien, gereichten Valentin nicht zur Ehre.

b) In der Wiedergabe des Endes von Valentins Antwortsbrief an Herrn Geheimrat v. Below (S. 411, Abs. 1) fehle bei Hermann Popert ein Wort. Vollständig laute der betreffende Satz folgendermaßen (wir haben das bei Hermann Popert angeblich fehlende Wort in Sperrdruck gesetzt): „Der Schlußpassus Ihres Briefes zwingt mich

endlich zu meinem Bedauern zu der Bitte, die Beziehungen zu mir lediglich in den äußeren Formen kollegialer Höflichkeit fortsetzen zu wollen."

c) Die auf S. 414, Abs. 2 bezeichnete Sitzung der philosophischen Fakultät habe nicht stattgefunden.

Ferner hält Herr Geheimrat v. Below die folgenden Schlüsse Hermann Poperts für unrichtig:

d) Man dürfe nicht sagen, daß Herr v. Below den soeben unter b genannten Antwortsbrief Valentins durch Herrn v. Belows Zuschrift an die „Alldeutschen Blätter" „erwidert" habe (S. 411, Abs. 2). Der Antwortsbrief Veit Valentins gehe dieser Zuschrift zwar zeitlich voran, sei aber nicht ursächlich für sie gewesen. „Das Motiv meiner Handlung", so schreibt uns Herr v. Below, „war der Unwille über eine andre Tat und Haltung Valentins." (Was das für eine Tat und Haltung war, soll die geplante Veröffentlichung unter Ziffer 3 ergeben.)

e) Herr Geheimrat v. Below hält es für unrichtig, Veit Valentins Antwortsbrief an ihn nur als eine „Unhöflichkeit" zu bezeichnen (S. 411, Abs. 1).

f) Herr v. Below hält es für unrichtig, seine Mitteilung auf der Postkarte an Valentin (S. 415, Abs. 2) als ein „Drohen" zu bezeichnen, und begründet die Weglassung der üblichen Formel vor der Unterschrift mit Valentins vorher erhaltenem Antwortsbrief.

Herr Geheimrat v. Below erklärt dann noch:

g) Das Verhalten der philosophischen Fakultät in Sachen der Briefabschriften (S. 419, Abs. 2 u. S. 420) sei nicht aus Rücksicht auf ihn erfolgt. Er könne nur die volle Veröffentlichung sowohl seines Briefes an Valentin als auch des Antwortsbriefes von Valentin an ihn wünschen.

Alles dies scheint uns weder das Urteil über Herrn Geheimrat v. Belows Handlungsweise noch das Urteil über das Verfahren des damaligen badischen Kultusministers, der den Fall Valentin—v. Below zu einem seiner beiden Gründe für Valentins Ausstoßung aus dem Amte machte, zu ändern: Das, worauf es für das Urteil in beiden Punkten ankommt, sind Herrn v. Belows Veröffentlichungen in den „Alldeutschen Blättern" und seine Übersendung des Textes des amtlichen Schreibens an die „Unabhängige Nationalkorrespondenz". Diese beiden Tatsachen zu bestreiten, ist Herr v. Below nicht in der Lage, er schreibt uns darüber in einem weiteren Briefe:

„Die Veröffentlichung in den „„Alldeutschen Blättern"" . . . habe ich ja längst öffentlich bekannt"

und

„Ebenso habe ich nie meinen Anteil an der Veröffentlichung des Urteils in der „„Unabhängigen Nationalkorrespondenz"" irgendwie bestritten (die Veröffentlichung an sich ist nicht mein Werk)."

3. Die philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau sucht sich zu verteidigen mit einer an die Presse versandten Erklärung, worin sie sagt:

„Herr Popert hat weitaus die meisten Aktenstücke, ohne die eine objektive Beurteilung des Falles unmöglich ist, nicht eingesehen und gar nicht einsehen können. Er nimmt in seiner Veröffentlichung auch nicht Bezug auf Tatsachen von entscheidender Bedeutung, wie von der Erklärung Professor Valentins an den Minister vom 30. Oktober 1916 — auf welche von seiten der Fakultät bereits in den Preußischen Jahrbüchern im Juliheft 1918 hingewiesen worden ist —, des Inhalts, daß er auf seine Lehrberechtigung an der Universität Freiburg verzichten werde, wenn der Münchener Prozeß für ihn ungünstig verlaufen würde.

Die Fakultät sieht sich übrigens genötigt, nunmehr das ganze zur Beurteilung des Falles nötige Aktenmaterial zu veröffentlichen."

Darauf hat Hermann Popert geantwortet:

„Der Inhalt der Erklärung der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg geht in seinem vorläufig wichtigsten Punkte also dahin: Die Fakultät behauptet, im Besitze (unter anderm) eines Aktenstücks zu sein, woraus sich Dies ergebe: Daß Herr Professor

Valentin am 30. Oktober 1916 gegenüber dem damaligen badischen Kultusminister einen bedingten Verzicht auf seine venia legendi abgegeben habe; die Bedingung des Verzichts habe gelautet: ‚wenn der Münchener Prozeß für Valentin ungünstig verlaufe'.

Sobald die Fakultät ein derartiges Aktenstück — es könnte ja wohl nur eine schriftliche Fassung des bedingten Verzichtes sein, oder ein von dem Minister aufgenommenes Protokoll, beides unterzeichnet von Professor Valentin und datiert vom 30. Oktober 1916 — vorlegen wird, werde ich, und wird jeder andre Kenner der Angelegenheit, sehr erstaunt sein. Nämlich deshalb, weil das Vorhandensein eines solchen Aktenstückes in völligem Widerspruche stehen würde zu allem, was Fakultät und Kultusministerium in der Sache Valentin nach dem 30. Oktober 1916 getan haben: War man im Besitze eines solchen bedingten Verzichtes, glaubte man weiter, die Bedingung des Verzichtes sei eingetreten, dann ist es doch völlig unverständlich, daß in dem Ausstoßungsbescheide des Kultusministers vom 5. Februar 1917, den mein Aufsatz im ‚Vortrupp' ja wörtlich bringt, von diesem Gesichtspunkte nicht eine Spur zu finden ist. Dieser Ausstoßungsbescheid mußte dann doch einfach lauten: ‚Sie haben bedingt verzichtet, die Bedingung ist eingetreten.' Aber kein Wort davon, keine auch noch so entfernte Bezugnahme darauf! Und ebenso unverständlich ist es dann, daß das Kultusministerium unmittelbar nach Valentins Besuche beim Kultusminister vom 30. Oktober 1916, einem Besuche, von dem ja auch mein Aufsatz im ‚Vortrupp' spricht, einen Brief Professor Valentins vom 2. November 1916 ohne Protest entgegengenommen hat, dessen Inhalt, ganz besonders, was den Schlußabsatz des Briefes angeht, mit dem angeblichen, unmittelbar vorher erfolgten, bedingten Verzicht durchaus unvereinbar ist.

Übrigens aber ist es unverständlich, inwiefern die Fakultät mit der Behauptung eines solchen bedingten Verzichtes ihre Lage zu verbessern glaubt. Sie hat ja sogar den unbedingten Verzicht Herrn Professor Valentins vom Mai 1917, und es handelt sich doch gerade darum, daß jeder Verzicht auf die venia legendi, den Herr Professor Valentin ausgesprochen hat, auf eine Art veranlaßt worden ist, die nicht zu rechtfertigen ist. Das aber würde nun von einem Verzichte, der auf die Bedingung gestellt gewesen wäre ‚wenn der Münchener Prozeß für mich ungünstig verläuft' noch ganz besonders gelten: Denn, wie mein Aufsatz im ‚Vortrupp' eingehend nachweist, hätte der Münchener Prozeß, selbst wenn er für Herrn Professor Valentin noch so ungünstig verlaufen wäre, niemals etwas andres beweisen können, als Dies: Daß Herr Professor Valentin bei der Abwehr in dem Kampfe um seine Existenz, den ihm Herr Professor Coßmann in München durch seinen Vertrauensbruch und durch sein Kesseltreiben aufgedrängt hatte, ein Wort zu viel gesagt hätte. Ein noch so ungünstiger Ausgang des Münchener Prozesses konnte also niemals ein Grund sein, Herrn Professor Valentin seine venia legendi zu entziehen. War das aber so, dann durfte auch keine vorgesetzte Behörde Herrn Professor Valentin veranlassen, seinerseits unter der Bedingung eines solchen ‚ungünstigen' Ausganges des Münchener Prozesses einen Verzicht auf die venia legendi auszusprechen. Denn es war klar, daß, wenn er eine solche, sachlich durch nichts gerechtfertigte, Erklärung abgab, er dazu nur veranlaßt sein konnte durch die schwere Depression, in die ihn Coßmanns Kesseltreiben und das Verhalten des Herrn Geheimrats v. Below und der philosophischen Fakultät Freiburg (vgl. über alles Nähere meinen Aufsatz im ‚Vortrupp') getrieben hatte. Es wäre also sehr ernst zu beurteilen, wenn wirklich unter diesen Umständen der Minister am 30. Oktober 1916 Herrn Professor Valentin zu dem von der Fakultät behaupteten bedingten Verzichte veranlaßt hätte. Und es ist auch aus diesem Grunde unbegreiflich, wie sich die Fakultät jetzt mit der Behauptung eines solchen bedingten Verzichtes verteidigen mag.

Endlich aber — und auch das weist

mein Aufsatz im ‚Vortrupp' eingehend nach — ist es ja gar nicht einmal richtig, daß der Münchener Prozeß sachlich für Herrn Professor Valentin ‚ungünstig verlaufen' wäre. Die ‚Frankfurter Zeitung' hat ja in ihrem Artikel vom 2. Juli sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß der damalige badische Kultusminister es eben sehr zu Unrecht unterlassen hat, sich ein selbständiges Urteil über diesen Punkt zu bilden, sich vielmehr lediglich an die Formalität des, der Rechts- und Prozeßlage schlechthin nicht entsprechenden, Vergleiches vor dem Schöffengericht München geklammert hat, über dessen Entstehungsgründe mein Aufsatz im ‚Vortrupp' sich gleichfalls des Näheren ausspricht. Die Bedingung des angeblichen bedingten Verzichtes ist also gar nicht einmal eingetreten.

Hamburg, den 17. Juli 1919.

Dr jur. Hermann M. Popert."

4. Eine Zuschrift aus den akademischen Kreisen Freiburgs macht darauf aufmerksam, daß, wie an vielen andern deutschen Universitäten, so auch in Freiburg neuerdings die philosophische Fakultät in eine philosophische Fakultät im engeren Sinne (Philosophie, Geschichte, Philologie usw.) und eine naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät geteilt worden ist. Es sei also in Freiburg nicht mehr so, wie Hermann Poperts Aufsatz auf Seite 415 ganz oben annimmt, daß die philosophische Fakultät aus allen denjenigen Hochschullehrern bestehe, die weder Theologen, noch Juristen, noch Mediziner seien. Insbesondere seien also die Naturwissenschaftler für die Behandlung, die Veit Valentin erlitten habe, nicht mit verantwortlich.

Für unsere Leser wird es übrigens von Interesse sein, daß sich Herr Professor Valentin schon in jungen Jahren durch seine Arbeiten über die Revolution von 1848 einen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht hat. Im Jahre 1915 hatte er den außergewöhnlichen Erfolg, daß von seiner Bismarckbiographie in wenigen Wochen drei Auflagen gedruckt wurden.

Die Schriftleitung des „Vortrupp"
Dr. phil. R. Kraut.

Offener Brief an den Herrn Präsidenten des Deutschen Reiches, betreffend Einberufung einer Reichsschul- und Erziehungskonferenz*).

Herr Präsident!

Lassen Sie mich eine Bitte vor Sie bringen, die ich im Namen meiner Kollegen in den bundesstaatlichen Kultusministerien, im Namen von Tausenden von Schulmännern, im Namen von Hunderttausenden von Eltern und Erziehern aussprechen darf. . . . . Es hat uns Zeit und Kraft bisher gefehlt, an die ernsten, weitausschauenden Aufgaben der künftigen Erziehung heranzutreten. Aber einmal müssen wir uns doch auch dazu aufraffen; müssen es, weil die völlig veränderte Struktur unseres Staates und unserer Gesellschaftsordnung einen ebenso gründlichen Umbau unseres Erziehungswesens dringend verlangt; müssen es, weil die Zeit drängt. Denn das, was in Jahr und Tag an der Erziehungsarbeit umgestellt werden soll, muß schon heute und morgen vorbedacht und vorbereitet werden, wenn das gewaltige Werk geraten soll.

Sie, Herr Präsident, Sie können helfen. Sie können die entscheidende Anregung geben. Sie können die Kultusministerien der Bundesstaaten, Sie können die Vertreter der wissenschaftlichen Pädagogik an unseren Hochschulen, Sie können die hervorragenden Schulmänner und die Führer pädagogischer Vereinigungen aller Art zu der von allen Seiten begehrten Reichsschul- und Erziehungskonferenz alsbald einladen. In Weimar, dessen Geist jedem Deutschen heilig ist, und zu dem schon die Nationalversammlung mit bewußter Abkehr von den Irrwegen der letzten Jahrzehnte Zuflucht suchte, würde auch für eine solche um die Ideale der neuen deutschen Zukunft ringende Versammlung die rechte Stätte sein. Da würde sich aus eingehender Beratung der sachverständigsten und eifrigsten

*) Dem in Bensheim an der Bergstraße erscheinenden „Schulboten für Hessen" entnehmen wir diesen offenen Brief. Leider können wir ihn wegen Mangels an Platz nur mit einigen Kürzungen bringen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkserzieher für die bundesstaatliche Bildungspolitik die wertvollste Anregung ergeben. Da würden für solche Schulfragen, die nicht ohne einheitliches Vorgehen im ganzen Reiche geregelt werden können, die richtigsten Grundsätze am sichersten zu finden sein. Die deutsche Einheitsschule, die Beteiligung der Eltern an den Erziehungsfragen, die Entlastung der Schüler unter gleichzeitiger Steigerung der Leistungen durch Wahlfreiheit in den oberen Klassen, die Lehrerbildung, die Neuordnung des Berechtigungswesens, die Aufstellung neuer Lehrpläne, die Frage der Privat- und Auslandsschulen, die Stellung der Schularten zueinander, die gegenseitige Anerkennung der Schulzeugnisse, der Kampf gegen die verderbliche Alkohol- und Nikotinseuche der Jugend, die Modernisierung unserer Hochschulen, der ernsthafte Ausbau der freien Volksbildungsarbeit an den Erwachsenen, der Kampf gegen die sittlich verheerenden Wirkungen der Kinos und der Schundliteratur, die Schaffung einer Reichsschulkommission und so vieles andere mehr müßten die Gegenstände der Beratung sein. Und an die erste Reichsschulkonferenz müßten sich künftig regelmäßig weitere anschließen. So müßten wir zu einer sachverständigen Beratung des Volkes neben dem Parlament kommen. Sorgfältig müßte die erste Konferenz vorbereitet werden. Bald wäre mit diesen Vorbereitungen zu beginnen, wenn sie noch in diesem Sommer zusammentreten sollte. Und sie müßte in diesem Sommer zusammentreten, wenn wenigstens Ostern übers Jahr der praktische Anfang mit dem großen Umbau unseres Schulwesens allgemein sollte beginnen können. . . . . .

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Dr. Reinhard Strecker,
Präsident des hessischen Landesamtes für das Bildungswesen.

Alkohol im Weltkriege. Wir erhielten vor kurzem den folgenden Brief:

Prof. Ponickaus Aufsatz „Der Alkohol im Weltkriege" in Nr. 9, 10, 11 und 13/14 gibt mir Veranlassung, Ihnen ähnliche Vorfälle mitzuteilen, wie sie der Verfasser dieses Aufsatzes erwähnt. Seine Ansicht, daß die Mannschaften im allgemeinen nüchterner gelebt hätten, als die Offiziere, kann ich nur bestätigen, wenigstens an der Ostfront, wo ich 4 Jahre lang gestanden habe. Bei meinem Regiment hat es z. B. vom Sommer 1916 bis Sommer 1917 auf den Kopf der Mannschaften 2 Liter Bier gegeben. Schnaps gab es allerdings im Winter, doch nur in geringer Menge. In der Ukraine gab es zum ersten Male auch während der Sommermonate Branntwein wegen der „schlechten Trinkwasserverhältnisse". Nur bei den Verteilungsstellen, den Proviantämtern usw. war die Gelegenheit vorhanden, größere Portionen zu sich zu nehmen, und waren deshalb betrunkene Soldaten ein Bild, das man erst ab und zu hinter der Front sehen konnte. Infolgedessen war der Gesundheitszustand trotz der mangelhaften Unterkunft und der sumpfigen Gegend am Stochod recht gut. Der in Friedenszeiten so häufige Magenkatarrh, an dem immer einige Leute der Kompagnie erkrankt waren und im Revier oder Lazarett lagen, war im Stellungskampf trotz der älteren Leute fast unbekannt.

Anders bei den Offizieren. Ihnen standen nicht nur mehr Mittel zur Verfügung, um die immer teurer werdenden Weine usw. sich anzuschaffen, sondern auch die Möglichkeit, Bier und Wein heranzuholen, war ihnen weit mehr als den Mannschaften gegeben. Bei manchem jungen Leutnant, er hatte ja für keine Familie zu sorgen, ging der größte Teil des Gehaltes für Alkohol und Zigaretten drauf. Während die Leute nicht dazu kamen, Trinkgelage in vorderer Stellung zu veranstalten, waren solche bei den Offizieren nicht selten. Sie sind gewiß manchmal die Ursache gewesen, zu einer verkehrten und lieblosen Behandlung der Mannschaften. Bei Dünaburg habe ich selbst erlebt, daß der angetrunkene Kompagnieführer die Mannschaft in der Nacht dreimal hintereinander alarmierte, obwohl diese durch den außerordentlich anstrengenden Wach- und Arbeitsdienst — Stellungsbau bei steinhart gefrore-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nem Boden und mangelhafte Unterkunft — sehr mitgenommen waren.

Bei Toboly am Stochod ging am 18. August 1916 ein Teil der Stellung an die Russen verloren. Die dort liegenden österreichischen Kavallerieregimenter waren gerade dabei, den Geburtstag des Kaisers zu feiern, als die Russen am hellichten Tage sie überraschend aus der Stellung warfen und dort einen großen Brückenkopf anlegten. Seine dreimal ohne Erfolg versuchte Zurückgewinnung hat gerade den deutschen Truppen schwere Opfer gekostet, erst beim vierten Versuch anfangs April 1917 ging er den Russen verloren. Der erste Gegenangriff kurz nach dem 18. August, an dem auch unser Bataillon beteiligt war, führte uns kurze Zeit in einen Teil der ehemaligen österreichischen Gräben. Nach der Aussage meines Bataillonskommandeurs und des Führers der am weitesten eingedrungenen Kompagnie hatten überall noch die geleerten Weinflaschen und Bierfässer herumgelegen. Dabei war die Lage der dortigen Stellung sehr günstig, daß es geradezu unverständlich war, wie die Russen am Tage hatten unbemerkt herankommen können. Vor ihr lag nämlich das breite, baumlose Stochodtal, durch das der Stochod in mehreren Armen, jeder 3—5 Meter tief, hindurchfließt.

Einige Zeit nach diesem Vorfall besuchte ein österreichischer Bataillonskommandeur einen seiner Offiziere, der zu uns als Kompagnieführer auf einige Wochen kommandiert war. Mit einigen der unsrigen zusammen feierte man die Waffenbrüderschaft, und am Ende wurde der Kommandeur sinnlos betrunken auf einen Wagen gelegt und seiner Truppe wieder zugeführt.

Bezeichnend für das Treiben mancher Offiziere ist auch ein im vergangenen Jahre in Luganſk am Donetz an die Offiziere gerichtetes Schreiben der dort liegenden 91. Division, in dem u. a. Klage geführt wird über das taktlose Benehmen mancher Offiziere besonders gegenüber dem weiblichen Teil der dortigen Bevölkerung und über die Veranstaltung von Trinkgelagen, die den in der Nachtruhe gestörten Quartiergebern berechtigten Grund zur Beschwerde gegeben hätten.

Der unliebsame Einfluß des Alkohols auf unsere Mannschaften trat sofort zutage als die Division im Oktober vergangenen Jahres aus dem Osten kommend im Oberelsaß eingesetzt wurde. In Sulz, von wo aus wir auf den Hartmannsweiler Kopf rückten, waren alle Wirtschaften dicht hinter der Stellung in Betrieb. Schnaps, Bier, Wein, Most war in jeder Menge zu haben. Als unser Bataillon von dort aus in Stellung rücken sollte, fehlten allein von unserer Kompagnie 38 Mann. Sie lagen in den Wirtshäusern und erst nach 5 Tagen waren die letzten wieder vorne eingetroffen. Als nach dem Umsturz wieder nach Sulz ins Quartier gerückt wurde, war eine der ersten Maßnaßmen des neu eingerichteten Soldatenrats die Ausgabe von Freibier. Da niemand mehr etwas zu sagen hatte, gab es die wüstesten Bilder. In den Kneipen saß man Kopf an Kopf, denn die neue Freiheit mußte gefeiert werden. In meinem Quartier, einer Wirtschaft, konnte ich vor dem Spektakel nicht einschlafen. Am andern Morgen fehlten von den 3 Soldatenräten der Kompagnie 2; nach Aussage der Mannschaften hätten sie sich sinnlos betrunken. Wir haben sie nie wieder gesehen.

Das sind einige Erlebnisse, die ich aus meinen Feldzugserinnerungen herausgreife; ich könnte sie noch um eine ganze Anzahl vermehren. Gewiß wäre es falsch, den Alkohol allein für die Niederlage verantwortlich zu machen, aber er ist eine von jenen dunklen Kräften gewesen, die unsere Widerstandskraft unnötig lähmten und die den guten Geist von 1914 haben mit untergraben helfen.

Wilhelm Weber.

* * *

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 12 Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld 1. August 1919

Vom neuen politischen Menschen.

Tonart und Kampfesweise.

Gegenwärtig steckt das Freideutschtum noch überwiegend in den politischen Flegeljahren. Bedarf es der Beweise dafür? Ich will sie bringen, aber nicht etwa aus Freude an schmutziger Wäsche, sondern, weil wir die Wunden sehen müssen, wenn wir sie heilen wollen. Wir dürfen uns durch keinerlei Scheuklappen abblenden lassen gegen eine unvornehme Kampfesweise und eine verwerfliche Tonart, wie sie uns im Freideutschtum schon seit Jahren entgegentritt. Da ich damit besonders freigebig bedacht worden bin, kann ich ein Liedchen davon singen. Ich tue das in der Hoffnung, daß dadurch der Wille geweckt wird, dem ein Ende zu machen.

Die Wandervogel-Führerzeitung hat zu diesem „Krach" mit ihrem berüchtigten Judenheft den Auftakt gegeben. Es trieb Judenhetze im sogenannten Sauherdenton. Wer in lauterer Absicht widersprach, wer diese Judenhetze von der Jugend fernhalten wollte, wurde als Halbjude gebrandmarkt und als Gekaufter derart frech an den Pranger gestellt, daß nicht nur Fernstehende, sondern auch alle diejenigen Freideutschen entsetzt waren, die sich ein Gefühl für Takt und Anstand bewahrt hatten. Man wurde dem fanatischen Haß antisemitischer Verbohrtheit überliefert. Doktrinäre Fanatiker, infolge dieses Kraches von außen hereingelockt, schreckten vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurück, ihre Sachgegner mundtot zu machen. Es lag System in diesem Kampf; man arbeitete planmäßig. Gassenjungenhafte Schmähungen und hämische Bemerkungen wechselten mit Verdächtigungen mannigfacher Art ab. Im ganzen eine Nadelstichpolitik, die darauf angelegt war, wehe zu tun, herabzusetzen, wegzubeißen. Und die junge Freideutsche Bewegung war machtlos dagegen. Und weil es in unseren Kreisen nur wenige Seelenathleten gibt, die in beneidenswerter Dickfelligkeit die spitzesten Anwürfe abschütteln und mit einem befreienden Lachen abtun konnten, haben sich viele der prächtigsten Menschen blutenden Herzens von uns gewandt und sind damit der Bewegung verloren gegangen. Man kam ihnen mit dermaßen schweren Beleidigungen, daß sich ihnen jede Erwiderung verbot, daß sie alles stillschweigend einstecken mußten, wenn sie nicht ihre ganze Zukunft bedroht und ihren guten Ruf vollends untergraben sehen wollten. Oft genug ist geradezu Schindluder mit dem ehrlichen Namen harmloser Sachgegner getrieben worden. (Kurz vorm Kriege beschloß eine Schar von Radauantisemiten, mich mit den hündischsten Mitteln zu bekämpfen, weil ich mich nicht zu ihrem absoluten Standpunkt bekennen konnte; und sie haben diese hündischen Mittel nicht verschmäht.) Die Schlechtesten waren es nicht, die deswegen zur Seite gingen. Heute tun sie uns bitter not, nun wir politisch ernst genommen zu werden wünschen.

Als die Not des Krieges uns hart anpackte, hätte man wohl erwarten dürfen, daß man aufhörte, den Sachgegner mit Schmutz zu bewerfen. Aber noch im Sommer 1918, als ich in Flandern war, bin ich durch widerlichste Schmähbriefe belästigt worden. Andern Freideutschen ist es ähnlich so ergangen. Dabei war Manchem jedes Eingehen auf solche Anzapfungen versagt, weil er in seiner Eigenschaft als Offizier auf derartig freche Herausforderungen nicht einmal einschnappen durfte. Weit muß von solcher üblen Art abrücken, wer sich den neuen politischen Menschen zum Ziel gesetzt hat. Hier muß reiner Tisch gefordert werden, zumal man auch heute noch nicht gelernt zu haben scheint, die Person von der Sache zu trennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jeder Freideutsche mit Gefühl für Takt und Anstand wird es nur billigen können, wenn die in der geschilderten Weise Angegriffenen hinfort ihre Kräfte nicht mehr in Abwehr solcher Nadelstichpolitik verzetteln, sondern persönliche und gassenjungenhafte Anwürfe durch die Bank mit der gebührenden Verachtung und mit Stillschweigen übergehen.

Wollen wir den neuen politischen Menschen gebären, dann müssen wir uns dagegen auflehnen, Werkzeuge in der Hand machtlüsterner Demagogen zu bleiben und unter dem Bann ihrer Tonart und Kampfesweise zu stehen. Es ist nicht angenehm, das Kind mit rechtem Namen nennen zu müssen. Aber es mußte doch einmal sein. Denn jene demagogischen Gelüste hängen wie ein düsterer Gewitterhimmel über unserer Bewegung. Wir aber sehnen uns nach freiem Himmel, nach Licht und Sonne.

Wir ersehnen den neuen politischen Menschen, eine auf Ausgleich und Jasagen gestimmte Natur mit gütigem Herzen und schenkender Seele, der in Tonart und Kampfesweise ohne Verzicht auf sachliche Schärfe vor allem dies Eine von sich verlangt: Ritterlichkeit!

Walter Hammer.

Sozialethische Lebensführung.

Eine volkswirtschaftliche Forderung.

Ein entsetzliches Phrasengedresche herrscht. Überall, wo man geht und steht wird einem das neueste Schlagwort: Sozialisierung zugeworfen. Aber wir fürchten, es ist alles leeres Gerede. Und die gläubige Zuhörerschaft wird betrogen werden. Die jetzigen „sogenannten" Volksführer, lieben sie in Wirklichkeit unser Vaterland? Wir verlangen von einem Führer, daß er uns mit gutem Beispiel vorangeht. Und da fehlts an allen Ecken und Enden. — Die Herren fassen den kranken Baum an den dürren Ästen an, statt an den Wurzeln.

Wir lasen alle möglichen Leitsätze, von vielen Mitteln und Wegen, die uns zur Genesung unseres in Not geratenen Deutschlands führen sollen. Aber die Leitsätze aller Parteien ohne Ausnahme kranken an einem Punkt: Sie stellen nicht die Forderung einer sozialsittlichen Lebensführung, und die ist ungemein wichtig. Es hat alles Erneuern keinen Wert, wenn wir nicht Ernst machen in der Lebensführung, die bei uns selbst beginnt. Vor allem dem Dämon: Genußsucht scharf auf den Leib rücken! Leben die Nationalen im wahren Sinne des Wortes national? Die Sozialdemokraten sozial? Nein! — Wir fördern alle miteinander durch Herstellung und Verbrauch sozialschädlicher Waren (Alkohol, Tabak, Schundliteratur, Putz, Tand u. dgl.), die fast alle kurzfristige, entwicklungshemmende Genüsse sind, große Arbeitsleistungen zur Herstellung erfordern, Genießer und Hersteller in irgendeiner Art beeinträchtigen. Dem gegenüber setzen wir Genüsse, welche zur Veredlung des Lebens dienen, indem wir durch Warenwirtschaft die Verschwendung von Nahrungsmitteln, von Kohle, Beförderungsmitteln u. a. m. gesetzlich zu verhindern suchen und an Stelle der teuren und mit schwerer Arbeit zu erkaufenden rein materiellen Genüsse einen erhöhten Lebensgenuß durch Verbilligung und leichtere Zugänglichkeit wahrhaft edler Genüsse, wie Naturgenuß, Sport, Spiel, Wandern, gute Lektüre, Musik, bildende Kunst und Wissenschaft.

Wir Freideutschen müssen also unsere Lebensführung mehr noch und bewußter als bisher auf eine sozialethische Grundlage stellen und selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Unsere künftige Freideutsche Kulturpartei muß die Forderung mit in ihr Programm aufnehmen: Wir vertreten die Warenökonomie*) und Genußerhöhung, wollen eine Erneuerung unseres Volkes durch Gesundung der täglichen Lebensführung und Verbesserung der Ernährung, eine Änderung des Bodenrechts, des Geldsystems und Grundsteuerverbilligung, sowohl der

*) Zu weiterem Studium der Warenökonomie sei empfohlen: Arthur Rothe, Niederpoyritz bei Dresden, Die Warenökonomie. M. 2.75. Holze & Pahl, Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohnungen als des Bodens mit dem Ziel der Umwandlung Deutschlands in einen Gartenstaat.

Karl Dietz.

Das Haus zur Wanderfreude.

Mißtrauischen Lesern will ich gleich verraten, daß ich kein Wirtshaus dieses Namens anpreisen will, sondern das gerade Gegenteil davon.

Das Haus zur Wanderfreude steht an jedem Wanderwege, trägt aber kein Aushängeschild, sieht auch gar verschieden aus, nur daß eins wie's andre seine Tore allen deutschen Jungwanderern das ganze Jahr über offen hält. Ungefähr in Tagesmarschabständen lädt ein solches „Haus zur Wanderfreude" zur Einkehr ein, zur Einkehr für die Nacht. Für den Tag ist ja Gottes Wundergarten groß genug und viel, viel schöner. Das Haus zur Wanderfreude nimmt jede unter verantwortlichen Führern stehende männliche oder weibliche Jungwanderschar und die gesamte ältere Jugend, die einzeln wandert, gegen eine mäßige Benutzungsgebühr (20—30 Pf.) in seine Arme. Es schützt sie vor den Gefahren des Alkohols und der Stickluft sowohl wie vor denen der Verwilderung und Verrohung.

Sagte ich nicht eben, das Haus zur Wanderfreude stehe an jedem Wanderwege? Allerdings. Und doch ist dem noch nicht ganz so. Mein geistiges Auge erging sich bereits in Zukunftsgedanken. Noch steht das Haus zur Wanderfreude erst an wenigen Wegen. Übrigens heißt man es prosaisch, doch zweckmäßig „Jugendherberge".

Der Hauptausschuß für deutsche Jugendherbergen in Altena in Westfalen arbeitet aber dahin, überall in deutschen Landen derartige Bleiben einzurichten, damit unser ganzes deutsches Vaterland, Ebene wie Gebirgsland, kreuz und quer von der Jugend durchwandert werden kann, ohne Besorgnis, irgendwo kein Quartier zu finden.

Die deutschen Jugendherbergen wollen der gesamten wandernden Jugend dienen, gleich ob männlich oder weiblich, ob Schüler oder schulentlassen, ob reich oder arm. Jede Bleibe enthält etwa 20 Strohsacklager oder Bettgestelle mit Matratze, Kopfkissen und Decken, manche sogar verschiedene Schlafräume für mehrere Wandergruppen, dazu einen Tagesraum mit kleiner Bücherei, Gelegenheit zum Waschen, Kochen, Baden und dergleichen. Die mäßige Übernachtungsgebühr, die zur Deckung der Wartungs- und Unterhaltskosten bestimmt ist, ermöglicht die Benutzung dieser Art Bleiben jedem deutschen Jungen oder Mädel. Örtliche Herbergsleiter nehmen die Voranmeldung entgegen, sorgen für Ordnung und stehen auch sonst den Jungwanderern jederzeit zur Seite. Manche Jugendherbergen wurden oder werden zu Landheimen oder Jugendheimen ausgebaut.

Bei den Zweigausschüssen für deutsche Jugendherbergen in den preußischen Provinzen und den übrigen Freistaaten arbeiten alle Freunde des Wanderns und der Jugend mit, namentlich auch die Wandervögel und sonstigen Jungwanderbünde, doch auch die Guttemplerlogen, Jugendpflegestellen usw. Dabei spricht die Tatsache mit, daß das früher so beliebte Verfahren, einfach beim Bauern ins Heu zu kriechen, bei Ausdehnung des Wanderns auf die gesamte deutsche Jugend, 10 Millionen Menschen, nur noch in Ausnahmefällen möglich sein wird.

Schon manchen hat ein solches „Haus zur Wanderfreude" zu mehrtägigem Verweilen gelockt, wenn er einmal einige Tage gründlich ausspannen wollte; und wer es tat, hat Land und Leute der Bleibenumgebung gewöhnlich nicht nur eingehend kennen, sondern auch lieben gelernt. Manch einer aber suchte es auch als Winterquartier aus, um von ihm aus mit Schlitten oder Gleitholz dem Wintersport zu fröhnen. In Verbindung mit dem Deutschen Schiverband ist übrigens die Ausstattung der im Gebirge belegenen Jugendherbergen mit Gleithölzern in Angriff genommen worden. Außer zahlreichen anderen, sich über ganz Deutschland erstreckenden Verbänden hat kürzlich die „Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands" in Berlin ihren Beitritt zum Hauptausschuß erklärt; die „Arbeiter-Jugend",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das bekannte sozialistische Blatt, hat in mehrfachen Aufsätzen auf die Bedeutung der Jugendherbergen für seine Kreise aufmerksam gemacht und zur Mitarbeit am Ausbau des Reichsherbergsnetzes aufgefordert. Vielleicht ein Hoffnungsstrahl auf dem langersehnten Wege zur Volksverschmelzung, der die Jugendherbergsbewegung ebensosehr dienen kann, wie der körperlichen und sittlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes durch Ermöglichung des allgemeinen Jugendwanderns.

Den Genuß des Wanderns wollen die Jugendherbergen durch die Sicherheit, überall eine freundliche Lagerstätte zu finden, erhöhen und schlackenreiner gestalten. Daher verdienen sie mit Recht den Beinamen: „Haus zur Wanderfreude". Die Bestimmungen der Herbergsordnung, daß alkoholische Getränke und Nikotin den Bleiben fernzuhalten seien, tragen das ihre noch dazu bei.

Wer mehr von dieser gemeinnützigen Einrichtung wissen oder wer an ihrem Ausbau mithelfen will, wende sich an die Geschäftsstelle des Hauptausschusses für Deutsche Jugendhergen in Hilchenbach (Westf.), von der jederzeit Jahresberichte, Richtlinien, Herbergsordnungen usw. unentgeltlich, Herbergsverzeichnisse gegen Voreinsendung von 60 Pf. erhältlich sind. Helfer aus allen deutschen Gauen wie aus allen Berufsschichten sind sehr willkommen!

Julius Schult.

Ein neues Buch!

Der heimliche König (von Karl Albert Schöllenbach, Verlag von Erich Matthes, Leipzig).

Es ist, äußerlich betrachtet, die Geschichte der Lehrjahre eines Jungen, der Lehrer werden will. Seine kleinen Erlebnisse in der Präparande und im Seminar und seine ersten, mehr oder minder harmlosen Einblicke in das „reale" Leben werden anmutig erzählt. Innerlich gesehen aber gibt das Buch mehr, viel mehr. Da gewährt es uns Einblicke in das Knospen und Aufblühen einer tiefen, träumerischen Dichterseele, die sich trotz Menschen und Dingen ihre Lauterkeit und Frische treu zu bewahren weiß. — Ich habe das Buch gern gelesen, habe es — was bei mir selten vorkommt! — wiederholt gelesen, und doch vermochte der neue Eindruck den ersten nicht abzuschwächen. Schöllenbach hat sein Buch der neudeutschen Jugend gewidmet, und in der Tat, alles, was nur irgendwie mit dieser neudeutschen Jugend fühlt und die Welt ähnlich sieht wie sie, das wird helle Freude an der schlichten und doch so anmutigen Erzählung haben. „Wisse und vergiß es nie: Hinter uns steht es zu Tausenden, der liebe, lustige Bub im Lockenhaar, der frohgemut, mit lachenden Liedern auf den Lippen, über Fluren und durch die Märchenwälder Deutschlands zieht, der die offene Brust der Allmutter Sonne beut, die frohen blauen Augen in alle Fernen schickt, mit dem jungfrischen, warmen Herzen aber, mit seiner ganzen lichten Seele sucht und sinnt, träumt und bildet, was er Neues und Großes für sein Volk, seine Brüder in den Hütten tun könne; der durch sein tatenreiches, starkes, reines Leben der Führer und Erlöser seines Volkes wird, der ist nie und nimmer tot zu schlagen, der ist unsterblich und ewig, der ist und bleibt unserer lieben, trauten, deutschen Heimat Herzog und Herr und wird es bleiben... Komm wieder, denn die deutsche Heimat sehnt sich nach ihrem heimlichen König und Herrn!" Ja, wer reinen, starken Herzens Neues und Schönes sinnt zum Segen aller, wer Kind im Herzen geblieben ist und stark genug sich erwiesen, eine innere, reinere Welt zu schaffen, der muß Führer seiner Volksgenossen werden, auch wenn er nicht einen Pfennig sein eigen nennt und in harter Fron Tag für Tag am Schraubstock werken muß. Reinheit der Gesinnung und einen klarschauenden Idealismus, der auch im engsten Kreise das Höchste anstreben lehrt, atmet das Buch. Möchte es besonders in Vortruppkreisen die Anerkennung finden, die es ehrlich verdient.

Heinrich Scharrelmann.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 16 2. Augustheft

„Wer hilft mit?"

Ich bitte jeden einzelnen Leser und jede einzelne Leserin des „Vortrupp" nochmals, den Leitaufsatz „Wer hilft mit" im zweiten Juniheft lesen und bedenken zu wollen, daß dieser Aufsatz für ihn oder für sie ganz persönlich geschrieben ist.

Hermann Popert.

Paul Deussen zum Gedächtnis.

Noch am 16. April 1919 sprach Geh. Rat Prof. Deussen begeistert und jugendfrisch im Hamburger Kreis des „Volksbundes für Kantische Weltanschauung" über „Kants Lehre und die Weisheit der Inder". In jener Zeit, als Deussen neun Tage lang in meinem Hause wohnte, erklärte er mit Bestimmtheit und Kraft: „Ich fühle mich noch keineswegs lebensmüde! Wir wollen durchhalten bis zuletzt!" Und er hat durchgehalten bis zu seinem letzten Erdentag. Seit dem Mai dieses Jahres mußte er sich infolge einer Nierenerkrankung etwas Schonung auferlegen; aber er dachte nicht daran, die gewohnte Morgenwanderung zur Universität aufzugeben. Wie stets im Sommerhalbjahr, hielt er ganz regelmäßig um 8 Uhr seine Vorlesung. Als jedoch die Schnelligkeit im Gehen merklich abnahm, wurde das tägliche Frühstück eine halbe Stunde früher gelegt. Alles andere blieb wie bisher. Niemals in seinem Leben hat Deussen als akademischer Lehrer auch nur eine einzige Stunde ausfallen lassen. Also hielt er, wenn auch mit etwas gedämpfter Stimme, Freitag, den 4. Juli seine letzte Vorlesung in altgewohnter Weise als formvollendeten freien Vortrag. Dann ging er nach Hause in dem Bewußtsein, nun Sonnabend und Sonntag ausruhen zu können und am folgenden Montag, erholt, mit neuen Kräften seine Vorlesung fortzusetzen. Doch es kam anders. Deussen legte sich am Sonnabend nieder, um am Sonntag, den 6. Juli zur ewigen Ruhe einzugehen, fast 75 Jahre alt, arbeitsfreudig bis zuletzt, nachdem er vor genau 30 Jahren, am 6. Juli 1889, in Kiel zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden war. So fand ein reiches Leben seinen Abschluß.

Paul Deussen war ein Mann von seltener Begabung, der ein großes Lebenswerk vollbracht hat. Er stammte aus einer Pastorenfamilie im Rheinlande und befleißigte sich zuerst der Gottesgelehrsam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit, der er zeitlebens treu geblieben ist, wenn er auch schon bald als junger Student sich mehr und mehr der Sprachforschung zuwandte und auch der Weltweisheitslehre. Ganz besonders hatte es ihm die heilige Sprache der Inder angetan, das Sanskrit. In den Entwicklungsjahren, als er sich seine Lebensaufgabe suchte — so erzählte er einmal selbst —, „schwankte ich vorübergehend zwischen zwei Geliebten: dem Sanskrit und der Philosophie, bis mir eines Tages klar wurde, daß ich in diesem Falle beiden zugleich Treue halten könne!" So kam es in der Tat. Arthur Schopenhauer war für Deussen der rechte Führer, der ihn „wie ein treuer Vater" stets begleitet hat. Und für Schopenhauer hat es wahrlich keinen treueren Sohn gegeben als Paul Deussen. Beider Namen werden fortan untrennbar miteinander verbunden sein. Von seinen Zeitgenossen verkannt, sah Schopenhauer darin eine hohe Genugtuung, daß seine Lehre sich in Übereinstimmung befand mit der Urweisheit der Inder. Daher hatte er mit der ihm eigenen Eindringlichkeit den bekannten Ruf erhoben: „Aus dem Osten kommt das Licht!" Und niemand anders als Deussen hat diesen Ruf so deutlich vernommen und ist ihm so entschlossen gefolgt. Denn auch Deussen ließ sich durch seine Zeitgenossen niemals in der weiteren Verfolgung seines Zieles irre machen, und ebenso wie sein geistiger Vater hielt er sich selbst die Treue. Hierin liegt der letzte Grund dafür, daß Deussens Werke samt und sonders einen Geist der Einstimmigkeit atmen, wie er selten wohl gefunden wird.

In welchem Augenblick setzte nun Deussen mit seiner wissenschaftlichen Arbeit ein? Die Sprachforscher hatten ihren mühevollen Weg zurückgelegt und uns gelehrt, das Sanskrit zu verstehen, zunächst mehr auf die Form als auf den Inhalt der heiligen Urkunden Gewicht legend. Jetzt mußte, wie Chamberlain einmal bemerkt, ein fachmännisch gebildeter Philosoph kommen, der als vollendeter Meister des Sanskrit außerdem eine ausgesprochen metaphysische Anlage besaß und der zugleich eine tief religiöse Natur war. Wie hätte sonst jemand mit der indischen Weisheit etwas anzufangen gewußt! Gerade diese Erfordernisse hatte nun Deussen, und so war er der rechte Mann zur rechten Zeit. Deussen hat uns die Werke, in denen das indische Denken seinen reinsten Ausdruck gewonnen hat, zugänglich gemacht und zugleich auch weite Überblicke gegeben über die ganze geschichtliche Entwicklung.

Im Jahre 1883 erschien Deussens „System des Vedanta". Es ist das bedeutendste derjenigen philosophischen Lehrgebäude, die in Indien als rechtgläubig gelten, das heißt als vereinbar mit den Geheimlehren der Brahmanenbibel, des Weda. Noch heute gilt der Vedanta für jeden gebildeten Inder als die beste Philosophie und zugleich als die beste Religion. Deussen stimmt dem zu und hat es immer wieder hervorgehoben, daß der Vedanta auch für uns die wertvollsten Schätze

birgt, wohingegen der Buddhismus, ungeachtet manch hoher und erhabener Gedanken und seiner Predigt an das ganze Volk, unabhängig von der Kastenzugehörigkeit, als eine bedeutende Abschwächung der indischen Weltanschauung zu gelten hat. Vom Vedanta aber ging Deussen weiter zurück zu den ursprünglichen Quellen. Nur weniges war bekannt in englischer Übersetzung. Da stellte Deussen, dessen Fleiß und Verständnis für den Inhalt dabei gleich bewunderungswürdig sind, zu einem über 900 Seiten starken Bande „Sechzig Upanishad's des Veda" zusammen, in deutscher Übersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, dazu noch die dichterischen Teile in Versmaß und Reim!

Deussens glänzende Darstellungsgabe mag ihn bewogen haben, schon frühzeitig einen umfangreichen Plan zu entwerfen zu einer „Allgemeinen Geschichte der Philosophie", aber nun — das ist das Neue und Kennzeichnende für ihn: „mit besonderer Berücksichtigung der Religionen"! Wie nachdrücklich hat Deussen es in Wort und Schrift ausgesprochen: Die höchsten Offenbarungen der Religionen gilt es zu verwerten, indem wir an sie den Maßstab der Wissenschaft anlegen und auf solche Weise den tiefsten Wahrheitsgehalt in geläuterter Form als kostbaren Besitz in unser Bewußtsein aufnehmen. Zunächst war es die Aufgabe, die indische Weltanschauung so weit aufzuschließen, als nötig war, um sie für das Leben der Gegenwart fruchtbar zu machen. Wer Deussens drei Bände der indischen Philosophie liest, wird spüren, wie hier eine so unverlierbare Grundlage geschaffen worden ist, die für das in Einseitigkeit befangene Denken und Glauben des abendländischen Menschen eine wahre Erlösung bedeutet.

In welchem Geiste Deussen seine Lebensarbeit von vornherein anfaßte, zeigt am klarsten und kürzesten sein bereits 1877 in erster Auflage erschienenes unvergleichliches Lehrbuch „Die Elemente der Metaphysik". Ein Buch, an welchem in keiner der verschiedenen Neuauflagen auch nur ein Wort hat geändert werden müssen. Ein Buch, das nie veralten kann, solange der Menschengeist den höchsten Dingen nachforscht. So sehr gibt Deussen hier nur Bleibendes, indem er den einen großen Grundgedanken der Kantischen Weisheitslehre von der Welt als einer Erscheinung und eines Dinges an sich überall hin verfolgt und ihn uns auch dort wiedererkennen lehrt, wo er in anderem Gewande auftritt. Nennen doch die Inder diese sichtbare Welt ein Blendwerk unserer Sinne: eine Maya, und unterscheiden davon das wahre Selbst: den Atman. Spricht doch ein Platon von der Welt der Schatten und dem Reich der ewigen Ideen. Und das Christentum erklärt mit Paulus, daß wir jetzt die Dinge sehen wie in einem Spiegel, das wahre Wesen, die Gottheit, aber tiefer liegt. Heraushebung des Wesentlichen, Ausscheidung alles Unwesentlichen, darin zeigt sich Deussens aufbauende Eigenart. Indem er alle geistigen Erscheinungen im

Lichte der Kantisch-Schopenhauerschen Weltanschauung erblickte, war es ihm möglich, das Wort zu prägen von der „Versöhnung aller Gegensätze". Und es war ihm Ernst damit. Deussen hat die tief innere Übereinstimmung dargetan zwischen den anerkannten Höhepunkten der geistigen Entwicklung der Menschheit, zwischen indischer Weisheit, griechischer Philosophie, christlicher Wahrheit und Kantischer Weltanschauung. Was aber hier in Deussens Elementen kurz zusammengefaßt erscheint, ist nun im Einzelnen nachgewiesen in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie", deren zweite Hälfte in drei Bänden die abendländische Philosophie und Religion behandelt, und zwar Griechenland, Christentum und Neuere Philosophie bis einschließlich Schopenhauer. Mit dem letzten dieser Bände, der 1917 fertiggestellt wurde, hatte Deussen seine eigentliche Aufgabe erfüllt und konnte auf ein in sich geschlossenes Lebenswerk zurückblicken.

Eines der genannten Bücher lag Deussen vor allen andern am Herzen, weil er dort am meisten seine eigene Weltanschauung hineingelegt hat; das ist die „Philosophie der Bibel". Von Schopenhauer aus begreift Deussen die Grundwahrheiten des Christentums und sondert zum Schluß von der krausen Schale den gesunden Kern. Der ewigen Wahrheiten, die das Christentum in sich birgt, sind aber vier. Erstens die naturwissenschaftliche Wahrheit von der Unfreiheit der menschlichen Handlungen nach dem Jesus-Wort: Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, das heißt wie der Mensch beschaffen ist, so sind seine Taten. Aus Willensrichtung und Beweggründen ist jede menschliche Handlung mit Notwendigkeit bestimmt. Zweitens aber hält das Christentum trotz alledem fest an der Gültigkeit des Sittengesetzes: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Jeder von uns ist eben verpflichtet, unbedingt das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Die dritte Wahrheit spricht sich aus in dem Gedanken nach einem Paulus-Wort, wonach in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Der natürliche Mensch ist nur zu sündigen, aus Ichsucht entsprungenen Handlungen fähig. Daher stammt alles Gute allein von Gott. Soll daher das Sittengesetz für den Menschen Lebensmacht werden, so muß er von neuem, aus Gott, geboren werden. Also viertens Wiedergeburt! Die Hauptlehre des ganzen Christentums.

Damit aber stehen wir zugleich bei dem Punkt, an welchem wir einsehen können: diejenigen, welche Schopenhauer als den sogenannten „Pessimisten" abtun, haben ihn noch nicht verstanden. „Gewiß war Schopenhauer eine harte und unliebenswürdige Natur, und er hat es uns wahrlich schwer genug gemacht, für ihn einzutreten" — so erklärte mir Deussen einmal, fast ein wenig aufgebracht gegen seinen Meister. Aber wir müssen hier wie in allen solchen Fällen das nur Persönliche und das allgemein Gültige scheiden lernen. Zum Aufbau der eige-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen Weltanschauung haben wir einen abgeklärten Schopenhauer nötig, und den hat Deussen uns geschenkt. Deussen zeigte, daß wir jenen Fürst der Geister nicht „pessimistischer" aufzufassen brauchen, als auch das Christentum im guten Sinne „pessimistisch" ist. Denn auch dieses sieht das menschliche Dasein durch das Leben hier auf dieser Erde keineswegs erschöpft, sondern weiß: unsere irdische Natur ist erlösungsbedürftig! Von Natur aus sind wir alle Adam, das heißt Ichlinge und Sünder. Wir alle sollen aber Christus werden: der Wille zur Ichverleugnung und Nächstenliebe soll in uns den Sieg davontragen. Das ist der Sinn der Wiedergeburtslehre, die nun zugleich die Grundüberzeugung darstellt in Schopenhauers Sittenlehre von der Werdung des Willens zum Leben aus dem Stande der Bejahung zur Verneinung. Denn was die Religionen mit Gott bezeichnen, heißt bei ihm Verneinung des Willens zum Leben, wofür wir ebensogut sagen könnten: Urgrund der Sittlichkeit oder Macht der Liebe. Und wenn Jesus fordert: So jemand will mir nachfolgen, der verleugne sich selbst! so setzt das als selbstverständlich voraus, daß derjenige, der sich lossagt, verschieden ist von demjenigen, von dem er sich lossagen soll. Hier tritt deutlich die Doppelnatur des Menschen auseinander. Kant bezeichnet uns als „Bürger zweier Welten". Wir sind als Mensch Erscheinung, folglich ichsüchtig und sündig; doch wir sind zugleich als Ding an sich selbstlos und sündlos. So ist im Grunde der Gott, der allein in uns das Gute wirkt, nichts anderes als mein eigenes, aber mein besseres, übernatürliches, göttliches Selbst — wie die Inder sich ausdrücken würden, oder meine mit dem Willen des höchsten Gottes sich eins fühlende Seele, — wie wir mit Worten der Bibel sagen könnten. Das ist die letzte Schlußfolgerung für denjenigen, der den Kantischen Grundgedanken wirklich zu Ende denken will. Zugleich wird damit ein für allemal das „grauenhafte Schreckgespenst" beseitigt, das hinter der christlichen Welt- und Lebensauffassung fortwährend lauert: die Vorherbestimmungslehre, die eine sittliche Freiheit zunichte machen würde. Denn dieser Gott, der mich und mein Leben im voraus bestimmt, ist ja mein eigenes besseres Selbst!

Kant hatte noch Wissen und Glauben voneinander getrennt und das Wissen ausdrücklich eingeschränkt auf das Gebiet der natürlichen Erfahrung. Er hatte nur noch die Möglichkeit offen gelassen, an sittliche Hochziele zu glauben und deren Verwirklichung im Jenseits zu erhoffen. Schopenhauer dagegen wollte nur feststellen, was gewußt werden kann, und verwies mancherlei Vorstellungen des religiösen Gemüts ohne weiteres ins Reich des Aberglaubens. Deussen endlich, der durchaus auf der wissenschaftlichen Grundlage Kants und Schopenhauers steht, erschließt uns durch sein tiefes Verständnis für Religion die ewigen Wahrheiten des Christentums und legt uns so den Weg klar, unser Wissen und Glauben endgültig miteinander auszusöhnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeigen wir nur noch an einem Beispiel, an der den Menschen vor andern teuren Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele, wie wir heute imstande sind, dafür einen wissenschaftlichen Beweis beizubringen. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus könnte man höchstens die Unzerstörbarkeit des Stoffes behaupten, der im Augenblick des Todes gerade meinen Körper zusammensetzt — eine Unsterblichkeit, an der mir wahrlich nichts gelegen wäre! Mit Deussen können wir den Beweisgang in eine kurze Schlußform zusammenfassen:

Aller Anfang durch Geburt und Ende durch Tod liegt in der Zeit. Nun aber ist, wie Kant bewiesen hat, die Zeit nichts anderes als die dem menschlichen Verstande ursprünglich eigene Erkenntnisform und sagt nur, wie die Dinge mir erscheinen, aber nicht wie sie an sich selber sind. Folglich bin auch ich als Erscheinung, ich als Person, zwar in der Zeit entstanden und werde ebenso in der Zeit wiederum vergehen. Aber an sich, meinem wahren Wesen nach, Kant würde sagen: als sittliche Persönlichkeit, bin ich nicht gebunden an die Zeit, zeitlos oder ewig. So steht und fällt mit der Lehre Kants von der Vorstellungsartigkeit der Zeit der Beweis für die Unsterblichkeit der Seele oder, genauer gesagt, mit Schopenhauers Worten: für die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. Wer diesen Zusammenhang begriffen hat zwischen Erkenntnistheorie und Metaphysik, der versteht und würdigt auch Paul Deussens treffendes Schlagwort: „Aut Kantianismus aut Materialismus, tertium non datur!" Entweder ihr laßt euch davon überzeugen, daß Raum, Zeit und Ursächlichkeit menschliche Erkenntnisformen sind, nicht aber zum letzten Wesen der Welt gehören, dann sind die höchsten Güter der Menschheit: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit gerettet — oder sonst müßte es für immer bei der naturwissenschaftlichen Stoffanschauung bleiben, und jede Begründung für die Sittlichkeit wäre ausgeschlossen. Und eine dritte Möglichkeit ist nicht vorhanden.

Das ist echt Paul Deussen: übersichtlich, klar und einfach die tiefsten Wahrheiten ausgesprochen. Dabei will Deussen selbst mit seiner Person durchaus zurücktreten und am wenigsten die Menschheit mit einem neuen „originellen philosophischen System" beglücken; sondern er ging an eine weit schwierigere, aber um so dankbarere Aufgabe heran, die unserer heutigen Zeit besonders nottut: Wir müssen uns endlich einmal darauf besinnen, was wir alles schon besitzen! Deussen hat es unternommen, von dem seit mehr als drei Jahrtausenden angehäuften höchsten Wissensschatz der Menschheit die Summe zu ziehen. Einer heutigen philosophischen Wissenschaft, die im wesentlichen fast nur Voruntersuchungen für statthaft hält und oft genug den Standpunkt des Nichtwissenkönnens als den ratsamsten empfiehlt oder gar jeder Anschauung „Gerechtigkeit" widerfahren läßt und offenbarsten Gegensätzen „bedingte" Geltung zubilligt, dem allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenüber hat Deussen es gewagt, laut und leidenschaftlich zu verkündigen: Es gibt eine ewige Wahrheit. Diese zu erkennen, haben sich alle Weltweisen eifrig und mit Erfolg bemüht. An ihr kann nicht gedeutelt werden! — Allerdings ist Deussen in diesem Punkte seiner Zeit so sehr vorausgeeilt, daß er noch nicht verstanden werden konnte. Insbesondere ist die von ihm endgültig angebahnte Aussöhnung zwischen religiösem Glauben und wissenschaftlichem Erkennen das große Vermächtnis, das er uns Späteren durchzusetzen überlassen hat. Und zwar muß nach unserer Meinung eine so überwältigende Wohltat nun allen denkfreudigen Menschen zugute kommen. Deussen selbst war Universitätslehrer und schreibt für Akademiker und für solche, die sich eine entsprechende, besonders auch sprachliche Bildung angeeignet haben. Heute aber gilt es allen, die da wollen, die herrlichen Ergebnisse wissenschaftlichen Denkens und Forschens zugänglich zu machen. Möglich ist es. Deussen hat es uns möglich gemacht. Ich persönlich bekenne gern: Nur darum habe ich den Mut gehabt, aufzurufen für einen „Volksbund für Kantische Weltanschauung", weil wir uns auf so klar und einfach verfaßte Werke stützen und berufen können, wie sie ein Deussen uns geliefert hat. Es sei ferne, daß wir im Volksbund daran dächten, irgendeine neue Lehr- und Gewissensherrschaft aufzurichten. Die geistige Freiheit soll unbedingt gewahrt bleiben. Jeder Einzelne muß sich seinen eigenen Weg suchen und sich eine Weltanschauung in selbständiger Arbeit erringen. Aber wir Menschen zweiten Ranges können gar nichts Besseres tun, als den Gedanken der Weisesten aller Zeiten nachzugeben und versuchen, noch einmal zu denken, was die größten Geistesriesen vor uns gedacht haben über die Natur, den Menschen und über Gott. Und um diesen Weg zu gehen, können wir uns keinen besseren Führer wählen als Paul Deussen. Wer hätte nicht schon „sachliche" Darstellungen der Philosophie- und Religionsgeschichte gelesen, um sich nachher einzugestehen: Ich weiß von allem etwas, glaube aber an nichts! Deussen dagegen lehrt nicht bloß den Entwicklungsgang der Weltweisheitslehre, sondern zeigt auch einen Weg, in den verschiedenen Lehrgebäuden die Wahrheit zu suchen und Bausteine zu finden zum Aufbau der eigenen Weltanschauung. Was er für Aufhellung der Indischen Weisheit geleistet hat, ist allgemein anerkannt worden, mußte allgemeine Anerkennung finden, weil es nur allzu deutlich vor Augen lag. Was Deussen für die wissenschaftliche Begründung der christlichen Wahrheit getan hat, das recht zu würdigen, ist der Zukunft vorbehalten. Glücklich, wer heute schon diese Zukunft sieht! Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Zeit kommen muß, in der man den ganzen Deussen anerkennen wird. Manche andere, die heute noch neben den Großen genannt werden, wird man vergessen. Drei Namen aber, die aufs engste zusammengehören, werden je länger um so heller leuchten: Kant, Schopenhauer, Deussen. **Reinhart Biernatzki.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freie Bergeshöhen! Freier Wald!

Der Harz, so recht das Gebirge der Niederdeutschen, könnte eine Hochburg der Schönheit sein, wollte man dort der Natur nur ein wenig die Freiheit lassen, sich selbst zu gestalten. Daß dieses nicht geschieht, dafür sorgt mit peinlicher Gründlichkeit der rechnende Forstfiskus. Überall, wo ein Fleckchen Erde sich für Baumbestand eignet, läuft der Tannenforst. Dicht aneinander streben die Stämme in die Höhe, nur oben von einem grünen Dach gekrönt. Wer darin wandert, sieht in ein Meer von Holz, das einem Lager aufrecht stehender Balken gleicht. Kommt einmal eine Lichtung, so ist dort der Forstmann an der Arbeit: Noch liegen die geschlagenen Stämme umher, und zwischen den Baumstümpfen zeigt sich schon wieder in wohlgeordneten Reihen der junge Tannennachwuchs. Vom Fuße des Gebirgs bis zu den Gipfeln sind überall in erdrückender Gleichförmigkeit die Jagen mit kleinen, halbhohen oder hohen Tannen besetzt. Auf einem Fischgut wurden mir kürzlich in den Teichen die „Portions"-Forellen gezeigt: Die munteren Tierchen dürfen nur gerade so weit wachsen, bis sie als „Portion" für die kleinen Teller der Gasthäuser sich eignen. „Portions"-Tannen nur werden im Harz gezüchtet: Von Jugend auf tragen sie das Mal, mit 20 bis 50 Jahren der Axt des Försters zu verfallen und im Bergwerk oder in der Papierfabrik zu enden, nirgends dürfen sie die ihrer Art verliehenen Möglichkeiten voll entfalten.

Der Städter sucht in den Bergen die Sonne, die Freiheit. Im Harz ist beides nicht zu finden. Überall, im Tal wie auf den Höhen, bleibt man gefangen im endlosen beklemmenden Dunkel der Tannen. Selbst die Wege werden meist von ihnen so überragt, daß nur selten eine Handbreit blauen Himmels sich zeigt. Wir wanderten auf den Auerhahn: Von Wildemann bis zum Gipfel ununterbrochener Forst! Die oben sich bietende herrliche Rundsicht wäre also dem Wanderer völlig verloren, hätten nicht mildherzige Leute ein eisernes Aussichtsgerüst errichtet, dessen obere Hälfte über die Tannen hinausragt als schriller Mißton in dieser Waldespoesie. Von da gings zur Schalke, die als Aussichtspunkt im Führer mit zwei Sternen ausgezeichnet ist. Endloser Forst! Auf dem „Gipfel" aber wird das Mißbehagen abgelöst durch heiteres Staunen: Hier sieht man in dem Meer der Tannen überhaupt nichts, und man würde nicht merken, auf einem Gipfel angelangt zu sein, wenn nicht an drei der Tannen je eine Tafel angebracht wäre mit der deutlich lesbaren Aufschrift: Schalke! Allmählich erst entdeckt man, daß auch hier der schwache Versuch eines Aussichtsturmes errichtet ist. Die Tannen aber haben ihn endgültig überholt, seine Plattform liegt inmitten ihrer Kronen, die Aussicht ist erledigt. Nur zwei Quadratfuß nach der Brockenseite gibt das Geäste frei, eben genug, um die Schönheit des herrlichen Rundbildes ahnen zu lassen, das der Forstmann hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Naturfreund durch die Tannenmauer verdeckt. Enttäuscht wandert man abwärts, — in stetem Tannendunkel, das nicht ein einziges Mal einen Ausblick in alle die Seitentäler gestattet, bis nach zwei Stunden endlich die Zellerfelder Wiesen sich öffnen, wo reiches Sonnenlicht uns umflutet und das Auge in die Ferne schweifen kann. — Und so geht es auf allen Wegen, auf allen Höhen. Man weiß, daß man Schönheit rings umher hat. Der Wanderer möchte sie in vollen Zügen trinken, aber nur kärgliche Tropfen werden auf armseligen Aussichtstürmen ihm verabfolgt. Die Forstkasse will gefüllt sein, und deshalb werden alle die reizvollen Bilder, welche die Natur gestaltet, durch den Tannenvorhang dem Auge entzogen.

Wie im Harz, so treffen wir es in den meisten Gebirgen Mitteldeutschlands. Alle Flächen nimmt der Forstfiskus für sich in Anspruch. Sein oberstes Ziel ist die höchstmögliche Steigerung der Ausbeute an Nutzholz, und dahinter treten jegliche anderen Rücksichten zurück. Im Spessart, in den Weserbergen, im Taunus, in Thüringen sind die Höhen mit dichtestem Forst bedeckt. Vor Zeiten war der Rennsteig ein berühmter Wanderweg. Wer ihn heute geht, erlebt eine große Enttäuschung: Ununterbrochen wandert er in einem endlosen, eintönigen Meer von Baumstämmen, nur zwei- oder dreimal am Tage kommt ein im Führer mit einem Stern versehener „Aussichtspunkt": Ein Durchschlag von wenig Metern Breite gestattet den Blick über wundersame Reihen von Bergkuppen und Hügeln hinweg bis in die blauende Ebene, in der Türme ferner Städte sich zeigen, und das Herz des Wanderers wird groß darob, daß während der langen Stunden seines Marsches all diese Schönheit seinem Auge vorenthalten wurde.

In den Forsten stehen die Bäumchen meist überdicht, so daß an ihren unteren Hälften Laub und Nadeln verdorren. Reisig füllt unter ihnen den toten Boden, aus dem keine Blumen sprießen. Erscheint es wenig verlockend, zwischen den Bäumen zu wandeln, so wird der Wanderer, den trotzdem solche Laune anfällt, meist noch davon abgehalten dadurch, daß Gräben, Wälle oder Gatter den Weg besäumen oder daß an den Bäumen in Überzahl häßliche Tafeln das Verlassen des Weges mit schweren Strafen bedrohen. Fußangeln gar sollen den Übeltäter festhalten, der es wagt, den Waldesboden zu betreten. Ob der Wald Staatseigentum, ob er einer Gemeinde oder einem Einzelnen gehört, fast stets wird mit großer Energie dahin gewirkt, dem Einzelnen zu verwehren, nach seinem Gefallen sich darin zu ergehen. Nur auf der breiten, gebahnten, mit dem Lineal abgemessenen Chaussee darf man den Wald durchschreiten. Wenn man so an all den Strafgesetzen entlang schlendert, fühlt man schließlich sich fast versucht, in den Taschenspiegel zu schauen, um festzustellen, ob man denn wirklich so sehr einem Verbrecher gleicht, gegen den die vielen Paragraphen mobil gemacht werden müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Je länger wir im Gebirge weilen, desto mehr wächst der Unmut über die vielseitigen Hemmungen, die unserer Freude an der Natur sich entgegenstellen. Zerschlagen möchten wir sie alle, um uns zu schaffen rechte goldne Bergesfreiheit.

Entschieden sollte der Staat sich von dem Brauche abwenden, die Berge ausschließlich zu behandeln als ein Areal zur Erzielung von Nutzholz. Bei solcher Methode kommen die anderen Werte des Gebirges völlig zu kurz. Uns allen ist es der Hort der Poesie. Von Jugend an beseelt uns die Sehnsucht, auf seinen Höhen zu wandern und von dort den Blick hinabzusenden in seine Täler und in die Ebene. Eine solche Gebirgswanderung ist ein Bad der Läuterung für Herz und Gemüt. Sorgen verlassen uns, neuer Lebensmut und Schaffenslust ziehen ein, und verjüngt kehren wir nach Haus. Bei manchem ist durch das Wandern eine keimende Krankheit erstickt, bei mehreren noch der Körper gestählt, Erkrankungen vorgebeugt und so das Leben verlängert. Die Hüter des Gebirges sollten darauf hinwirken, seinen Reiz nach Kräften zu erhöhen. Statt die Wanderer abzuwehren und zurückzudrängen, müßten sie diese in jeder Weise heranziehen. Das geschieht aber nur, wenn jeder in den Bergen sich frei fühlen, wenn er wandern darf kreuz und quer, wie sein Sinn ihn treibt. Die Schönheiten der Landschaft müssen bloßgelegt, sie dürfen nicht verdeckt werden, und deshalb muß der Forstmann darauf verzichten, die Kämme, die Gipfel und die Nachbarschaft der Wanderwege mit seinen Forsten zu besetzen. Frei müssen die Gipfel allen Volksgenossen zur Benutzung gestellt werden, damit sie dort unter den Strahlen der Höhensonne mit der Freude an den Schönheiten des Vaterlandes die Herzen erfüllen. Höhenfeuer, die keinen Forst gefährden, dürfen dort aufleuchten. Die Liebe zur Heimat wird sich vertiefen und dort manches Band zwischen Gleichgesinnten knüpfen.

Wie im Gebirge, so wird auch in der Ebene der Wald meist in der Weise bewirtschaftet, daß der Einzelne von seiner Benutzung, ja vom Betreten des Waldesgrundes ausgeschlossen wird. Nach dem Buche des Oberforstmeisters Donner über „Die forstlichen Verhältnisse Preußens" nimmt hier der Wald ein Viertel der Staatsfläche ein und gehört zur einen Hälfte Privaten, zur anderen öffentlichen Korporationen (Staat, Gemeinden usw.). Gleichviel, ob öffentliches oder Privateigentum, fast stets sind der Waldesrand und der Saum der Waldwege behangen mit Verboten, den Wald außerhalb der Wege zu betreten. Infolge davon ist der meiste Wald menschenleer, und die ungeheuren Flächen bergen an Lebewesen nur den Förster und das Wild. Warum schließt die Gesamtheit als Eigentümerin der öffentlichen Forsten sich von deren Benutzung aus? Warum duldet sie, daß Private ihr Eigentumsrecht in solchem Maße überspannen, daß häufig auch bei weit ausgedehnten Waldflächen dem Bürger jeder Zutritt bei Strafe verwehrt wird? Oft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden jagdliche Interessen zu diesem Ausschluß den Anstoß geboten haben, es darf ihnen aber nicht in solchem Maße nachgegeben werden, daß die Interessen von Hunderttausenden darunter leiden. Das Waidwerk ist gewiß ein berechtigter Sport, auch nicht ohne volkswirtschaftlichen Wert; wird aber seine Ausübung durch Freigabe des Waldes an die Gesamtheit ein wenig behindert und die Ausbeute beschränkt, so wiegt dieser Nachteil gering im Verhältnis zu den dem Volke erwachsenden Vorteilen. — Das Sammeln von Pilzen und Beeren ist auch in den größten Wäldern durchweg grundsätzlich verboten. In den preußischen Staatsforsten bedarf man dazu meist eines besonderen amtlichen Erlaubnisscheins. Vielerorts steht unbefugtes Sammeln von Pilzen unter Strafe. Daß bei solcher Regelung in den Wäldern Massen von Pilzen und Beeren verderben, liegt auf der Hand. Man wird sich daran erinnern, mit welcher Ausführlichkeit die sozialdemokratische Presse in den letzten Jahren des öfteren über Strafprozesse gegen Pilzsammlerinnen berichtete, und zweifellos haben solche Bestrafungen in den betroffenen Volkskreisen einen erheblichen Teil jener Erbitterung aufgespeichert, die in der Revolution an das Tageslicht getreten ist.

Dem Verbote des Betretens von Grundstücken, welche dem Ackerbau dienen, wird jeder willig sich fügen. Der Wald aber ähnelt in mancher Beziehung dem Meere. Man kann die Eigentumsrechte bestehen lassen und doch ihn ein wenig „nationalisieren", indem man seine Benutzung an alle freigibt, wie das Meer allen offen steht. Auch die ausgedehnten Heideflächen unseres Nordens stehen in irgend jemandes Eigentum. Trotzdem kann man hier überall nach Belieben querfeldein wandern, ohne je auf Verbote und Strafandrohungen zu stoßen. So löst die Heidewanderung das Gefühl der ungehemmten Freiheit aus; man kann sich in den Glauben träumen, daß man auf Meilen in die Runde Herr des Bodens sei, und gerade darin liegt der hohe Reiz, den die Heide auf alle ausübt. Möchte dieser Reiz auch dem Walde und unsern Gebirgen verliehen werden! Alle Schranken sollten fallen, die dem Einzelnen verwehren, nach seinem Behagen in jeglichem Walde zu wandern, zu rasten und die Früchte sich zuzueignen!

Nach dem erwähnten Donnerschen Werk gilt für die Bewirtschaftung der preußischen Staatsforsten als oberster Grundsatz, daß zu erstreben ist die Erlangung eines nachhaltig möglichst hohen Reinertrages aus der Verwertung der Waldprodukte für die Volkswirtschaft. Der Reinertrag sämtlicher Staatsforsten, die etwa ein Zehntel der gesamten Staatsfläche bedecken, stellte sich 1892 auf ganze 33 Millionen Mark! Würde der Forstfiskus auf nur eine dieser Jahresmillionen verzichten, so könnten schon viele Quadratmeilen Waldes nach Rücksichten gepflegt werden, bei denen den Ausschlag gäbe lediglich die Verschönerung des Landschaftsbildes und die Annehmlichkeit der Waldbesucher. Vor allem kämen hierfür in Betracht die Gebirgswaldungen und jene, die in er-

reichbarer Nähe der Großstadt liegen. Für diese sollte das oberste Ziel sein, die Menschen hineinzulocken! In vielen Waldteilen müßte kräftig ausgeholzt, Sonne und Wind müßten hereingelassen und Lichtungen geschaffen werden. Dann wird der Waldesboden zum Blumenteppich, der auch den Griesgram zum Spiel und zur Freude verlockt. Die Forstverwaltung sollte aber auch weit mehr, als bislang geschehen, den Bestrebungen sich anschließen, die in den letzten Jahrzehnten in der Naturschutzbewegung zum Durchbruch gekommen sind. In weitgehendem Umfange müßten Waldesteile, wo etwa die Bodengestaltung besondere Reize aufweist oder deren Tierleben oder Pflanzenwuchs durch Eigenart erhöhtes Interesse bietet, der Natur zur weiteren Entwicklung überlassen werden; die Axt des Forstmanns müßte hier nur zur Unterstützung der Natur, nicht zur Gewinnung von Nutzholz wirken. Hat doch die dauernde einseitige Richtung auf das letztgenannte Ziel zur Folge, daß über vielen unserer Forsten der Geist der Einförmigkeit, ja der Langeweile schwebt.

Der preußische Fiskus hat für seine Forsten einen „Umtrieb" von 120 Jahren festgelegt. Grundsätzlich muß danach jeder Wald nach längstens 120 Jahren umgehauen und durch neue Pflanzung ersetzt werden. Wir haben also in Preußen keinen Wald mehr, der auch nur die Zeiten des großen Friedrich gesehen. Bei Wanderungen im Harz, im Thüringer Wald möchte man gern mit Luthers Persönlichkeit sich geistig verknüpfen, aber die ganze Landschaft, auf der sein Auge geruht, ist eine andere geworden, nur die Felsen, die Burgen und die Häuser der Städte sind geblieben, wie er sie schaute. Solche Flächen, in denen die Natur vor der das Nutzholz suchenden Axt des Forstmannes verschont bleibt — auch sie möchte ich Schonungen nennen —, würden für unser Geschlecht eine besondere Prägung kaum schon gewinnen, aber wir haben auch für unsere Nachkommen zu wirken, und sie würden nach 100 und 200 Jahren uns danken, daß wir in ihre vom Lineal des Technikers durchzogenen Zeiten hinein ihnen Stätten unverfälschter heiliger Natur retten. Wenn der Forstmann einen Wald rodet, so macht er es gründlich: Kein Baum bleibt stehen, denn nur so kann ein neuer gleichmäßiger Forst wachsen. Wie sehr doch verwünscht der Naturfreund dies Übermaß an Ordnung! Könnte man sich nicht entschließen, etwa an den Grenzen der Jagen stets einen Streifen von 100 Metern des bisherigen Bestandes und ferner in den Flächen der Jagen einzelne der schönsten Baumgruppen dauernd zu belassen? Der Ausfall an Nutzholz wäre gering, die in der forstlichen Buchführung entstehenden Schwierigkeiten lassen sich überwinden, die verbleibenden Zeugen der früheren Baumgeschlechter aber würden mit den Jahren dem ganzen Forst ein wechselvolles Gepräge verleihen und, zu mehrhundertjährigen Kerlen ausgewachsen, würden sie als Hüter und Herren der Jagen sicherlich trotz allen Verstoßes gegen die Ordnung auch den Augen kommender Oberförster eine Weide sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kuppen unserer Berge sollten völlig entforstet und dann dem Walten der Natur belassen bleiben. Dann wären auch unsere Mittelgebirge Stätten für Höhenwanderungen, bei denen das Auge andauernd in eine weite, stets wechselnde Landschaft blickt. Der Minderertrag an Nutzholz käme kaum in Betracht, denn einmal ist dessen Ausbeute in den höheren Berglagen überhaupt nur mäßig, sodann bieten die sich bildenden Weiden einen gewissen Ersatz. Neue Schönheiten würden sich offenbaren. Der heimische Maler würde kommen, um sie auf die Leinwand zu bannen, und seine Werke würden neue Gebirgsbesucher werben.

Was hier angedeutet ist, sollte am stärksten gepflegt werden da, wo es einer möglichst großen Zahl von Menschen Nutzen und Freude gewähren kann. Also in der Nähe der Städte, in dicht bewohnten Landstrichen, vor allem da, wo die Fabrikbevölkerung sich drängt, der es versagt ist, durch Reisen die entlegeneren Schönheiten des Vaterlandes aufzusuchen. Ist dort aus mancherlei Gründen naturgemäß die Aufgabe am schwierigsten, so ist sie doch auch am dankbarsten. Einzelne Unerzogene werden stets die zu gewährende Freiheit mißbrauchen, das kann aber niemals berechtigen, sie der Gesamtheit vorzuenthalten.

Für Staatsforsten können die nötigen Eingriffe in die Bewirtschaftung ohne weiteres durch allgemeine Anordnung der obersten Verwaltung eingeführt werden. Soweit die Wälder Eigentum der Gemeinden oder von Privatleuten sind, wären diese durch Gesetz zu verpflichten zu gleichartigem Verhalten. Auf einer kürzlich im Berliner Rathaus abgehaltenen Sachverständigenkonferenz wurde bekannt gegeben, daß im anhebenden Sommer ein großes Heer von Arbeitern aufgeboten werden solle, um in den Forsten des Reiches Massen von Holz zu schlagen. So bietet gerade die Gegenwart Gelegenheit, in umfassendem Maße unsere Gebirge und Wälder zu verschönern und zu veredeln. Man lege die Bergeshöhen frei! Statt die Waldflächen kahl zu schlagen, durchforste man geeignete Wälder, bringe Luft und Sonne hinein und entziehe sie dann für alle Dauer der Axt des Forstmanns! Dann mögen diese Wälder als Male hineinragen in ferne Jahrhunderte und glücklicheren Geschlechtern raunen, daß Deutschlands Kinder auch in der Notzeit den Glauben an die Wiedergeburt seiner Herrlichkeit aufrecht erhalten haben.

Innerhalb der Reichsgrenzen treffen wir fast nur im Riesengebirge und auf dem Kamm der Vogesen die echte Bergesfreiheit. Schaffen wir sie auch in unsern Mittelgebirgen, so werden viele von jenen, die alljährlich in den Alpen sie aufsuchen, in der Heimat ihre Ferien verbringen, und ihr Geld bleibt unserer eigenen Volkswirtschaft erhalten. Mit der Freude an der Heimat wird bei ihnen die Liebe zu ihr sich vertiefen, und der höchste Gewinn wird erreicht sein, wenn sie zu der Gewißheit gelangen, daß weit schöner als in dem uns abgeneigten Ausland es sich wandert in unserm, wenn auch unglücklichen, doch ewig herrlichen Vaterlande.

Dr. P. Lafrenz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kulturoase in Klein-Brötzingen.

II.*)

Der Entschluß ist gefaßt! Ich habe mir meine Bücher aus der Stadt schicken lassen. Wir bleiben bis auf weiteres hier.

Meine Frau zog zwar ein bedenkliches Gesicht. Sollen wir uns hier lebendig begraben? meinte sie. Denke doch an die Kinder, die werden, fern von den Bildungsgelegenheiten, verbauern und versauern. Bücher sind schon gut, aber Theater, Konzerte, Gemäldesammlungen gehören doch auch dazu.

Liebes Kind, erwiderte ich, wie kannst du deine Rederei nur gleich so hitzig übertreiben? Von lebendig begraben ist keine Rede. Können wir nicht im Winter einmal einen längeren Besuch in der Stadt machen? Auf zwei Wochen, auf drei, wenn du willst. Das genügt doch vollauf, um alles Sehens- und Hörenswerte zu genießen. Wie man sonst zur Sommerfrische aufs Land reiste, so werden wir künftig zur Auffrischung in die Stadt reisen.

* * *

Von unserm Richard höre ich, daß er schon einigen seiner ländlichen Freunde das Schachspiel beigebracht hat.

Bravo! rief Dr. Winkler, als er es hörte. Ich sehe die Zeit schon kommen, wo durch das Schach hier im Dorf das elende Skatdreschen verdrängt wird.

Es ist sonderbar, fuhr er fort, wie aus einem vernünftigen Gedanken so mancher Segen erwächst, von dem man im Anfang nichts ahnte. Als wir Städter hierherzogen, dachten wir nur an uns. Und allmählich scheint mir, daß die Bauern dabei noch weit mehr gewinnen als wir. Denn glauben Sie nur ja nicht, daß es bei der Landbevölkerung nichts zu bessern gebe. Es wohnt auch viel Gemeinheit hier unter dem blauen Gottesshimmel. Nur um alle Welt die Landleute sich nicht als Engel vorstellen, das würde zu argen Enttäuschungen führen. Es lebt in den Bauernhäusern auch viel rohe Genußgier, viel schrankenlose Unsittlichkeit, und an profitwütiger Raffigkeit und unehrlichen Kniffen können die biedern Landleute es getrost mit dem Stadtvolk aufnehmen. Lesen Sie Jeremias Gotthelf, der spricht mit derber Offenheit von den Untugenden der Landleute seiner Heimat. Und dabei lebte er in der freien Schweiz. Was soll man erst von unsern gedrückten Ostelbiern erwarten! Aber ich hoffe, es wird besser werden, wenn erst der Ausgleich zwischen Stadt und Land eintritt, dessen unser krankes Volk so dringend bedarf.

Übrigens höre ich, fuhr er fort, daß schon seit geraumer Zeit einige der Bauernknaben nicht mehr bei geschlossenen Fenstern schlafen. So weit also haben unsre Jungen es durch ihren Einfluß schon gebracht. Ich nehme es als ein günstiges Vorzeichen, daß endlich einmal nicht nur aus den

*) Der 1. Teil dieses Aufsatzes findet sich in Nr. 15 des „Vortrupp."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bäuerlichen Wohnungen, sondern auch aus den Bauernschädeln die stickige Luft weichen werde.

* * *

Ich hätte nicht gedacht, daß die Landarbeit sich so gut mit der geistigen Arbeit verträgt. Bisher glaubte ich, jede Minute, die ich meinen Fachstudien entzöge, sei verloren. Aber es gibt auf dem Lande manche Arbeiten, die man fast mechanisch verrichten und wobei man seine Gedanken ungehindert schweifen lassen kann. Freilich zum Lesen komme ich hier weniger als sonst. Ob aber das ein Nachteil ist? Vielleicht wären die Arbeiten mancher meiner Fachgenossen weniger geistlos, wenn sie weniger läsen und das Gelesene besser durchdächten.

* * *

Mit meiner Frau habe ich meine liebe Not wegen ihrer naturgeschichtlichen Unwissenheit. Als neulich das Brot etwas schimmelig geworden war, wollte sie es ohne weiteres wegwerfen. Ich stellte ihr vor, hier auf dem Lande hätte man für alles Verwendung; sie solle das Brot, wenn wir es selbst nicht essen könnten, den Hühnern geben. Die Hühner will ich auch nicht vergiften, erwiderte sie. Als ob alles, was man nicht essen kann oder mag, gleich giftig sein muß! Das erinnert an die Küchenbotanik der Landleute, für die es nur zweierlei Pilze gibt, giftige und eßbare. Aber ernstlich böse wurde ich heute, da sich ihre Unwissenheit bei der Erziehung der Kinder geltend machte. Sie wollte nicht dulden, daß Gertrud einen harmlosen Käfer anrührte. Da mußte ich mit einem Donnerwetter dazwischen fahren. Die Kinder sollen mir doch nicht auch in diesem barbarischen Aberglauben aufwachsen, sie sollen die Tiere kennen lernen, um Nutzen von ihnen zu haben, mehr noch, um sich an ihnen zu erfreuen. Wie sollen Menschen zur Herrschaft über die Natur gelangen, denen schon als Kindern diese alberne Furcht vor unschädlichen Geschöpfen beigebracht wird? Leider sind in dieser Beziehung die Landleute um kein Haar besser als die Stadtleute.

* * *

Meine Frau hat hier eine Freundin gefunden. Es ist die junge Witwe, Frau Strack, die mir gleich so angenehm auffiel. Heute erfuhr ich die Geschichte dieser mutigen kleinen Frau. Ihr Mann ließ sie zurück mit einem Einkommen von ungefähr 1000 M. Damit konnte sie natürlich in der Stadt nicht viel anfangen. Sich selbst hätte sie vielleicht mit weiblichen Handarbeiten, in denen sie sehr geschickt ist, zur Not ernähren können, nicht aber ihre drei Kinder. Die wären in der Stadt unnütze Verzehrer gewesen. Sie sagte sich, auf dem Lande könne sie nicht nur billiger leben, sondern auch die Kinder nützlich beschäftigen. So zog sie hierher. Neben der Näherei bestellte sie einen kleinen Garten, zunächst nur für den eigenen Bedarf. Die ersten Jahre waren sehr schwer. Arbeit vom Morgen bis zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abend, im Hause, im Garten, in der Küche. Ihre Kinder unterrichtete sie nebenbei selbst. Seit aber die Kulturoase sich entwickelt hat, geht es ihr in jeder Beziehung besser. Sie hat nicht nur einen geistigen Verkehr, der ihr ein Lebensbedürfnis ist, auch die wirtschaftliche Not ist überwunden. Sie schneidert jetzt für die ganze Siedlung, nicht nur für die Frauen und Mädchen, sondern auch für die Knaben, und wird anständig bezahlt. Der Gartenbau geht daneben und wird fast gänzlich von den Kindern besorgt. Er wirft einen erklecklichen Überschuß ab. Von dieser Frau kann man etwas lernen.

* * *

Ich weiß nicht, ob ich nicht doch die Schwierigkeiten unterschätzt habe. Zwar ich werde hier schon auf meine Rechnung kommen, auch meine Frau wird sich schließlich an dies Leben gewöhnen — aber die Kinder! So ohne geregelten Unterricht kann man sie doch nicht aufwachsen lassen. Es ist wahr, die andern Kinder hier machen einen ganz guten Eindruck. Alfred und Pauline, die Kinder Helbings, unsres Kaufmanns, und vollends Wilhelm, Herta und Fanny, die Kinder der Frau Strack, alles Prachtgeschöpfe! Bescheiden und doch voll gediegener Kenntnisse, körperlich und geistig wohlgeraten. Aber wer sagt mir, wieviel hier der guten Anlage, wieviel der Erziehung zu danken ist. So viel ist klar, wie die Wilden kann ich die Kinder nicht mehr herumlaufen lassen. Sie selbst freilich würden schon einverstanden damit sein, sie fühlen sich hier wie im Himmel.

* * *

Heute trug ich Freund Helbing meine Bedenken wegen der Kinder vor. Der lachte mich aus. Was für Grillen! rief er. Sie werden bald sehen, daß die Kinder bei diesem ungebundenen Leben prächtig gedeihen, und gelehrt genug werden sie auch wohl. Sehen Sie meine beiden an, in der Stadt leisteten sie gar nichts, brachten immer schlechte Zeugnisse, und hier, ich kann es ohne Ruhmredigkeit sagen, haben sie sich herausgemacht, wie ich es nie gedacht hätte.

Aber wodurch denn?

Einiges haben meine Frau und ich selber getan. Dann haben wir uns mit Frau Strack zusammengetan, deren Kinder mit unsern beiden ungefähr im gleichen Alter sind. Wir haben alle drei unsre Kenntnisse aus der Jugendzeit wieder hervorgesucht, und wo es haperte — nun, wozu hat man denn Bücher? Ich habe fremde Sprachen und Geschichte, Frau Strack Erdkunde und Mathematik, meine Frau Deutsch und Rechnen übernommen. Nur in den Naturwissenschaften trauten wir uns alle drei nicht genug zu, da hatte Freund Wichmann, unser Chemiker, die Gefälligkeit einzuspringen.

Sie haben sich aber da eine gehörige Last aufgebürdet.

Zeit und Mühe braucht es wenig, nur strenge Ordnung. Die Unterrichtsstunden müssen von Eltern und Kindern peinlich eingehalten werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonst kommt man ins Bummeln, und die Kinder verwildern. Im übrigen aber ist die Sache keine Hexerei. Die Kinder haben nur zwölf Stunden die Woche Unterricht. Das ist mehr als genug, denn erstens lernen sie in einer Stunde mindestens so viel, wie ihre Altersgenossen in der Schule in drei Stunden, da alle Störungen hier wegfallen und die Kinder immer frisch sind. Und zweitens haben sie ja noch allerlei Lehrer außer uns.

Wie das?

Nun, rechnen Sie das für nichts, was die Kinder alles lesen? Und nun erst, was sie im Wald, im Feld, im Garten, im Stall, in den Werkstätten der Handwerker beobachten? was sie aus dem Munde der Landleute und besonders der Bauernkinder erfahren? Sie haben ja auch gesehen, daß die Kinder unsern Abendsitzungen beiwohnen, und wenn sie auch nicht alles verstehen, so bekommen sie doch einen Begriff von gewissen Fragen und eine Vorstellung von dem Umfang der Wissenschaften und der Schwierigkeit der Aufgaben. Wir Eltern haben im Grunde nicht mehr zu tun, als ihre Studien zu lenken, zu beobachten, an das, was sie anderswo lernen, anzuknüpfen, etwas System und Zusammenhang in das Ganze zu bringen.

Hier nahm Frau Strack das Wort, die inzwischen hinzugekommen war. Unsre Aufgabe, sagte sie, ist nicht leicht. Wäre sie aber noch zehnmal schwerer, wir würden sie doch mit Freuden auf uns nehmen, denn wir haben dadurch die Möglichkeit, unsern Kindern einen goldenen Lebensfrühling und eine gesegnete Zukunft zu verschaffen. Bedenken Sie allein die körperlichen Vorteile. Unsre Kinder sind nicht den halben Tag lang zum qualvollen Stillsitzen verurteilt, sie bewegen sich fast unaufhörlich im Freien, genießen den Sonnenschein und die frische Luft, trotzen Wind und Wetter. Auch wenn sie lesen — und sie haben sogar viel zu lesen — so hindert nichts, daß sie sich mit ihrem Buch an einem stillen Plätzchen im Walde niederlassen.

Ferner aber, sagte Helbing, bringt diese Art des Unterrichts es mit sich, daß die Knaben von den Erwachsenen wie Kameraden, nicht wie Sklaven behandelt werden. Sie gewöhnen sich deshalb daran, den Erwachsenen mit Offenheit und Vertrauen entgegenzutreten. Sie suchen nicht ihren Ruhm darin, die Verbote der Eltern und Lehrer zu umgehen, z. B. indem sie sich heimlich mit Tabak und Alkohol vergiften. Sie erweisen sich für das rückhaltlose Entgegenkommen der Erwachsenen dankbar durch willigen Gehorsam.

Einige kleine Bedenken, sagte ich, habe ich doch noch. Wenn die Kinder nur zwei Unterrichtsstunden täglich haben, was fangen sie mit all ihrer freien Zeit an?

O, sagte Helbing, sie haben vollauf zu tun. Und wenn gerade einmal nichts zu lernen ist, da müssen sie natürlich fleißig mit Hand anlegen, in der Landwirtschaft, im Haushalt.

Wo aber bekommen Sie die Lehrmittel her? Wer schafft Ihnen die vielen Anschauungsmittel, deren der den heutigen Anforderungen ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechende Unterricht bedarf? Physikalische Apparate, geographische und naturgeschichtliche Bilder, ausgestopfte Tiere und was weiß ich noch alles sonst? Das muß ja ein Heidengeld kosten.

Sie meinen, weil unsre Schulen ein Heidengeld dafür ausgeben? Bei uns liegt die Sache einfacher. Diese Dinge kosten uns so gut wie gar nichts. Die Kinder sind gewohnt, alles zu sammeln und aufzuheben, was ihnen Belehrung gewähren kann. Alle Postkarten mit Ansichten, die brauchbar sind, kommen in ihr Album, das sie sich, beiläufig bemerkt, selbst gemacht haben. Auf Spaziergängen wird alles Merkwürdige mitgenommen: Gesteine, Muscheln, Pflanzenteile, Federn, Gewölle. Wenn wir Geflügel essen, so erbitten sich die Kinder die Knochen und sonstigen Abfall, um daran ihre anatomischen Studien zu machen. Nichts Lehrreiches darf umkommen, alles wird sorgfältig geordnet und eingetragen. Ferner müssen die Kinder fortwährend zeichnen: Blumen, Tiere, merkwürdige Bäume, Bauten. Anderes wird in Ton, Wachs, Holz nachgebildet.

Das läßt sich hören. Da müssen Sie ja schon ein förmliches Museum beisammen haben.

Ja, und noch dazu eins, worin die Kinder vollkommen heimisch sind. So erwerben sie immerfort, um zu besitzen. Sie sehen, die Gefahr des Müßiggangs liegt ziemlich fern. Müssen sie doch auch Geländeaufnahmen machen, verbunden mit geometrischen Messungen und trigonometrischen Berechnungen. Auch an astronomischen Beobachtungen fehlt es nicht. Und wie billig ist das alles! Als wir mathematische Geographie anfingen, mußte ein Gummiball die Erde vorstellen, ein zweiter, kleinerer, den Mond, und abends wurde mit Hilfe der Lampe, die die Sonne bedeuten sollte, der Wechsel der Jahreszeiten, wurden Sonnen- und Mondfinsternisse veranschaulicht. Ich kann Ihnen sagen, es ging ganz prächtig.

Das glaube ich gern. So was kann Ihnen die Schule nicht nachmachen.

Die Schule hat ein Schlagwort, auf das sie sich nicht wenig einbildet, es heißt: Anschauung. Aber was ist das gegen unser Wort, das da heißt: Selbstmachen? Soviel unsre Kinder in körperlicher Beziehung vor denen der höheren Schulen voraus haben, geistig sind sie noch weit mehr im Vorsprung. Ich rede gar nicht erst davon, daß so viele erziehungswidrige Einflüsse bei uns wegfallen, daß der Geschmack nicht durch Kinos abgestumpft wird, daß nicht an jeder Straßenecke sich Häßliches und Rohes aufdrängt. Die Hauptsache ist: unsre Kinder lernen auf eigenen Füßen stehen, sie werden früh gewöhnt, selber zu denken, nicht bloß nachzubeten. Im Sprachunterricht z. B. geben wir ihnen nie die fertigen Regeln, die müssen sie selbst aus einem gegebenen Stoff heraussuchen. In der Mathematik machen wir es ähnlich.

Ich habe noch ein Bedenken. Ihr Lehrgeschick in allen Ehren, aber so viel habe ich während meiner eigenen Lehrtätigkeit erfahren, daß nur der Lehrer, der gründlich sein Fach beherrscht, die Schüler fesseln kann. Wer sich ängstlich an das Lehrbuch klammern muß, weil ihm die Kenntnisse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fehlen, um aus dem Vollen zu schöpfen, bei dem langweilen sich die Schüler und lernen nichts.

Sie haben recht, sofern Sie vom Schullehrer sprechen, sagte Dr. Winkler, der inzwischen herzugetreten war und den letzten Teil unsres Gesprächs mitangehört hatte. Vergessen Sie aber nicht, daß hier die Kinder weniger von uns lernen als von den großen Meistern der Wissenschaft, die aus ihren Schriften zu ihnen reden. Geschichte z. B. lernen die Kinder fast nur aus Büchern, und wir haben weiter nichts zu tun, als von Zeit zu Zeit sie über das Gelesene berichten zu lassen, etwaige Irrtümer, die sich eingeschlichen haben, zu berichtigen, Zweifel aufzulösen, auf gewisse Probleme aufmerksam zu machen oder auf Bücher, die der jugendlichen Fassungsgabe erreichbar sind, hinzuweisen. In den meisten Fächern liegt es ähnlich. Hier können auch Leute ohne große Gelehrsamkeit bei gutem Willen ihrer Pflicht genügen. Schwer bleibt die Aufgabe darum immer, aber sie ist auch um so dankbarer.

(Fortsetzung in einem der nächsten Vortrupphefte.)

Ernst Müller-Holm.

Die Fürsorge für unsere heimkehrenden Auslanddeutschen.

Zu den bedauerlichsten Erscheinungen unserer zeitungs- und bücherreichen Zeit gehört auch die Tatsache, daß die große Mehrzahl der einheimischen Deutschen so gut wie nichts über Umfang, Wirksamkeit und Wert des Auslanddeutschtums weiß. Man stelle in seinem Bekanntenkreise doch nur einmal die Frage, wieviel Auslanddeutsche es eigentlich gibt, und man wird Antworten zu hören bekommen, die erkennen lassen, daß der Deutsche viel besser unterrichtet ist über die Anzahl der Kilometer zwischen Erde und Sonne oder der englischen Kriegsschiffe und der amerikanischen Millionäre als über die Zahl seiner Stammesbrüder im Auslande. Und allgemeines Erstaunen wird es immer wieder erwecken, wenn man erklärt, daß es vor dem Jahre 1914 etwa 30 Millionen Auslanddeutsche gab, daß also nahezu jeder dritte Deutsche im Auslande wohnte.

Was diese ungeheure Zahl der Vertreter des Deutschtums im Auslande für das Interesse des Mutterlandes bedeutete, wissen noch weniger Inlanddeutsche, und man kann es ihnen eigentlich auch nicht sehr übelnehmen: hat doch die alte Heimat von jeher leider nur wenig getan, dieses Verhältnis zu beleuchten, wie überhaupt für eine innige geistige Verbindung mit den Ausgewanderten zu sorgen. Sehr zu ihrem eigenen Schaden. Denn das Ausland ließ es sich um so angelegener sein, die Eingewanderten bei sich heimisch zu machen, und zwar mit dem psychologisch erklärlichen Erfolge, daß ein Teil der Auslanddeutschen den von dieser Seite gebotenen Ersatz annahm für das, was seitens der alten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat ausblieb. Der Webstuhl der Zeit hat auf diese Weise manchen guten deutschen Faden in ein fremdländisches Gewebe verflochten, aus dem er heute kaum noch (wenn man vom etwa nicht geänderten Namen absieht) herauszukennen ist. Das Gewebe selbst ist dabei nicht schlecht weggekommen: Deutsche Gründlichkeit erhält sich auch unter entgegenstehendsten Verhältnissen noch nachweisbar längere Zeit, aber die Stammheimat, der Boden, dem dies Gewächs seine Existenz verdankte, kamen nicht mehr zur Würdigung, fielen bei der Wertbemessung der Sache aus. Wie schon angedeutet, durch eigene Schuld. Denn kein anderes Kulturvolk hatte wohl eine so wenig ihres Wertes und ihrer wirklichen Aufgaben sich bewußte amtliche Vertretung im Auslande wie das deutsche, und wenn man uns geborene Organisatoren nennt, so ist jedenfalls auf diesem Gebiet wenig von dieser unserer Begabung zu spüren gewesen. Sagen wir hoffentlich gewesen, denn es ist doch wohl undenkbar, daß die neue Zeit es je wieder zulassen würde, daß zu Konsuln des Deutschen Reiches Leute ernannt werden, die — kein Wort deutsch verstehen.

Jedenfalls steht das Eine fest, daß wir im Hinblick auf die äußerst mangelhafte Pflege unseres Auslanddeutschtums nur mit wenig innerer Berechtigung darüber klagen können, daß unsere Stammesbrüder in der Fremde uns nicht die Treue gehalten hätten. Wer die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, wird vielmehr freudig erstaunt sein, in welchem umfangreichen Maße das Gegenteil richtig ist; nicht nur die vielen Tausende haben das bewiesen, die ohne Rücksicht auf ihre im Ausland erworbene Existenz und ihren Besitz unter größten Gefahren dem Vaterlande in seiner Not zur Hilfe eilten, — auch die Scharen der Internierten hinter den Drahtverhauen beweisen es, die jetzt nach und nach in großer Zahl zu uns zurückkehren als Besitz- und Heimatlose, als Ausgestoßene aus jenen Ländern, die sie einst gern als fleißige Arbeiter und bahnbrechende Kulturpioniere aufgenommen hatten.

Was soll aus ihnen werden? Sollen sie sich als heimatlos in dem furchtbaren Sinne erkennen, daß auch ihr Mutterland ihnen Hilfe und Heimstatt versagt? Leider ist es nicht Wenigen von ihnen bereits so ergangen. Beraubt um Hab und Gut, Existenz und Erwerb kehrten sie auf mühseligen und gefahrvollen Wegen zu uns zurück, aufrecht erhalten allein von der Hoffnung, daß man ihnen in der alten Heimat die Hand bieten würde, die sie vor dem völligen Untergang bewahrt. Wie schwer wurden sie enttäuscht. Sie sahen, daß für alle gesorgt wurde, für Kriegsbeschädigte, Erwerbs- und Wohnungslose, Kinder und Altersspensionäre. Und alle anderen, für die der Staat nicht eingriff, halfen sich durch Streiks zur Erreichung ihrer wirtschaftlichen Ziele. Für sie, die Entwurzelten, kam weder das eine noch das andere Mittel in Betracht. Und doch war gerade die Not unter ihnen größer als irgendwo. —

Was sollte aus ihnen werden?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Gewissensfrage trieb Volksgenossen zusammen, die schon seit vielen Jahren dem Auslandsgebiet ein tatkräftiges Interesse entgegengebracht hatten und denen es nicht zweifelhaft war, daß der Wiederaufbau unserer völkischen Zukunft nur unter ausgiebigster Mitinanspruchnahme unserer Auslanddeutschen geschehen könne. Es war also ein klares Gebot der Selbsterhaltung, unsere Rückwanderer nicht untergehen zu lassen. In dieser Erkenntnis schlossen sich fünfzehn unserer größten und bewährtesten Wohlfahrtsorganisationen zu einer Rückwandererhilfe E. V. zusammen, deren Hauptstelle sich in Berlin W 50, Tauentzienstr. 6 befindet, mit dem Zweck, eine große Volksspende zu veranstalten, deren Erträgnis ungekürzt den hilfsbedürftigen Rückwanderern zugute kommen soll, und zwar dergestalt, daß die Verteilung der Unterstützungen durch die altbewährten Vereine stattfindet, die seit langen Jahren mit den Auslanddeutschen in Verbindung stehen. Auf diese Weise soll erreicht werden, daß die erzielten Mittel wirklich und restlos dem Zweck zugeführt werden, für den sie gespendet wurden.

Woher sie kommen sollen, das ist eine andere Frage, auf die jeder Deutsche selbst die Antwort geben muß. Denn jeder, das müssen wir einmal unumwunden aussprechen, hat in den hinter uns liegenden langen Jahren des Friedens Nutzen und Vorteil von der Arbeit unserer Auslanddeutschen gehabt. Wenn wir überseeische Waren zu Preisen einführen konnten, die uns heute märchenhaft erscheinen und auch dem ärmsten Haushalt den Verbrauch gestatteten, so haben wir dies zum erheblichen Teil der unermüdlichen Tätigkeit unserer Auslandspioniere zu danken. Ebenso umgekehrt: Die deutsche Industrie und Arbeiterschaft hätte nicht entfernt den Aufschwung nehmen können, wenn dieselben Pioniere nicht fortgesetzt neue Aus- und Einfuhrquellen im Auslande erschlossen hätten. Wer dies einsieht — und jeder Kundige sieht es ein —, der sollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den jetzt in größter Not und Bedrängnis befindlichen Auslanddeutschen ein Scherflein des Dankes zuzuwenden. Einzelne große kaufmännische Geschäfte haben dies zwar bereits durch Spenden bis zu 50000 M. getan, aber im Hinblick auf die große und täglich wachsende Zahl der Unterstützungsbedürftigen, für die es keinerlei andere Hilfsquellen gibt, ist es erforderlich, daß jeder Volksgenosse in dieser Hinsicht das Seine tut.

Die Rückwanderer empfinden die Belastung, die dem Volkskörper durch sie erwächst, recht wohl, und es gibt genug Fälle, in denen sie sich verschämt zurückhielten, bis der Zufall erst ihre große Notlage offenbarte. Sie wollen deshalb alles, was wir ihnen bieten können, nur als Ehrendarlehn aufgefaßt wissen, das durch doppelte Leistungen zurückzuzahlen sie sich bemühen wollen, sobald ihnen die verschlossenen Türen zur weiten Welt wieder geöffnet sind. Dann werden sie die Ersten und — das kann keinem Zweifel unterliegen — auch die Geeignetsten sein, den deutschen Namen wieder dahin zu tragen, wo Völker sich dessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erinnern vermögen, was er an Leistungsfähigkeit und Weltwerten birgt. Und dann wird die alte deutsche Heimat die erste Stelle sein, die Nutzen und Segen davon hat.

Sie hat dies jetzt schon, wie der folgende kleine Vorfall bezeugt.

Unter den aus dem Kaukasus vertriebenen Deutschen befand sich auch ein sehr sympathischer Lehrer, der mir unter vielen anderen interessanten Mitteilungen die alte Wahrheit auf typische Weise bekräftigte, daß die gute Tat als solche zuletzt über alle Lüge und Verzerrung des Worts triumphiert. Die zahlreichen deutschen Kolonien im Kaukasus hatten von jeher in gutem Einvernehmen mit der ansässigen Bevölkerung gelebt, bis die von oben gewünschte, amtlich organisierte Verhetzung eintrat und die überall bekannt gewordenen Erscheinungen der Kriegspsychose zeitigten. Aber es dauerte nicht lange, d. h. dort nicht lange, wo das lebendige Beispiel eine deutlichere Sprache redete als die verleumderischen Berichte der uns feindlichen Zeitungen. Der russische Bauer, der uns Deutsche durchaus als den Auswurf der Menschheit betrachten lernen sollte (auch in letzter Zeit noch unter dem bolschewistischen Kulturzepter), überlegt langsam aber gründlich. Er sagte sich: Nein, das kann nicht wahr sein, was die Zeitungen schreiben, denn wir sehen ja, wie diese Deutschen beschaffen sind, wir kennen sie besser als die Zeitungsmacher! — Und so entwickelt sich schon jetzt — und zwar ohne Völkerbund — dort ein Verhältnis, das auch zu Friedenszeiten nicht besser sein konnte.

Wie hier, so muß uns Deutsche überall die Tat rechtfertigen, nachdem wir den Kampf mit Waffen und Worten verloren haben, die Tat, die das Beispiel schafft, an dem zunächst wir selber wieder genesen von allen Wunden, die uns der Krieg geschlagen, und an dem auch die Welt schließlich wieder zur Einsicht dessen kommt, was Deutschtum seinem Wesen nach bedeutet.

Und diese deutsche Tat sei nun auch aufgerufen im Dienste der Hilfe für unsere Rückwanderer.

Wilhelm Müller.

Rund um uns

Veit Valentin. Mit welch eigenartigen Waffen gegen Professor Veit Valentin gearbeitet wird, das zeigt ein Artikel, den Herr Geheimrat v. Below Ende Juli in Veranlassung meines Aufsatzes im „Vortrupp" Nr. 13/14 in verschiedenen Zeitungen, so in der „Deutschen Tageszeitung", unter dem Titel „Eine neue Äußerung zum Fall Valentin" veröffentlicht hat. Herr Geheimrat v. Below behauptet dort, Valentin habe sich in seiner Kritik über

das Buch des Grafen Reventlow „einer Fälschung schuldig gemacht". Der wirkliche Tatbestand ist dieser:

Unter den vielen Zitaten, die Professor Valentin in seiner Schrift über Reventlows Buch aus diesem Buche gegeben hat, hat er eines in folgender Fassung gegeben:

„England hat seit Jahren die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt, um den Krieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen."

In Wirklichkeit lautet die auf England bezügliche Stelle bei Graf Reventlow so:

„Politische Herrschsucht und Handelseifersucht sind die Triebfedern gewesen, welche die Welt organisiert und in Bewegung gesetzt haben, um den Krieg gegen ein friedliebendes Volk zu führen."

Diese ungenaue Zitierung des Wortlautes beruht auf einem, von Herrn Professor Valentin gemachten Exzerptfehler: Professor Valentin hatte sich bei der Durcharbeitung des Reventlowschen Buches nur den Gedankeninhalt der betreffenden Stelle notiert, und hatte nachher bei der Ausarbeitung dieses gedankliche Exzerpt versehentlich für ein auch wörtliches gehalten und in Anführungsstriche gesetzt. Ein sachlicher Unterschied zwischen den beiden Fassungen besteht aber offensichtlich nicht, so daß schon aus diesem Grunde der Vorwurf der Fälschung ganz unverständlich ist. Schon im Jahre 1916 hat Herr Professor Dr. Hans Delbrück über diese Sache geschrieben: „Valentin hatte also nur einen Formfehler gemacht, die Meinung des Autors aber vollkommen richtig wiedergegeben." Herr Geheimrat Delbrück hat dabei auch darauf hinweisen können, daß Graf Reventlow selbst niemals gegen diesen Fehler protestiert hat, übrigens aus einem sehr guten Grunde: denn Graf Reventlow hat an andrer Stelle (in der „Deutschen Tageszeitung" vom 20. Dezember 1916) sogar wörtlich geschrieben:

„England hat den Krieg organisiert und in Bewegung gesetzt, um Deutschland ein für allemal als Rivalen auszuschalten."

Daß Herr Geheimrat v. Below es nach diesem, jedem Unbefangenen ohne weiteres einleuchtenden Urteil des Herrn Geheimrat Delbrück jetzt noch wieder unternimmt, hier von einer Fälschung zu sprechen, ist ungemein bezeichnend für die Waffen und die Kampfmethode, die gegen Herrn Professor Valentin angewendet werden.

Hermann Popert.

Englische Frauen gegen die Blockade. Die folgenden Ausführungen, die geeignet sind, der Völkerverständigung zu dienen, entnehmen wir einer Mitteilung, die uns vor kurzem vom deutschen Zweige der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit zuging:

Zur Aufklärung über die Werbearbeit der englischen Frauen gegen die Blockade — wie auch später gegen die Friedensbedingungen — sei kurz dieses angeführt: Obwohl die Kriegsregierung in England alle pazifistischen und der internationalen Verständigung dienenden Regungen mit Härte verfolgte, haben die englischen Frauen mit ihrer bekannten Energie und Großzügigkeit eine Werbetätigkeit gegen die Hungerblockade eingeleitet. Bereits im Februar d. J. hatten in London allein binnen wenigen Wochen 32 überfüllte Protestversammlungen stattgefunden, einige davon in der großen Albert Hall, die 10000 Personen faßt, und auf dem noch zahlreicher gefüllten Trafalgarsquare, auf dem das Militär lebhaft mitdemonstrierte. Umzüge waren an der Tagesordnung, an denen Plakate mit den schärfsten Protestaufschriften gegen die Hungerblockade herumgetragen wurden. Die Frauen zeigten Bilder der abgemagerten halbverhungerten Kinder, die tatsächlich nur noch Haut und Knochen waren, ließen Postkarten und Plakate anfertigen, welche diese armen Geschöpfe in Lebensgröße darstellten. Diese Plakate hefteten sie nachts persönlich an die Mauern der Häuser Londons. Wer dabei erwischt wurde, ward, da das Gesetz keine andere Handhabe bot, wegen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breitung unsittlicher Bilder zu hohen Geldstrafen verurteilt. Unter den Arbeiterinnen in den Werkstätten, bei den Schulkindern wurde eine Aufklärungsarbeit unternommen. Hunderte von Versammlungen fanden in ganz England statt. Flugblätter wurden zu Hunderttausenden verbreitet, die den Wahnsinn der Blockade vom rein menschlichen, sozialen, moralischen und wirtschaftlichen Standpunkt beleuchteten. In allen Kreisen, auch bei den Kindern, wurden Gelder gesammelt, um den verhungerten Kindern der Zentralmächte Nahrung zukommen zu lassen. Die Frauen scheuten keine Mühe, ließen nichts unversucht, um Erleichterung zu schaffen und ihre Regierung zur Aufhebung der Hungerblockade zu zwingen. Schon vor Friedensschluß reisten amerikanische Frauen unter den schwierigsten Verhältnissen in österreichisches und deutsches Gebiet, um sich persönlich von den trostlosen Zuständen zu überzeugen und dann besser helfen zu können. Auch sie setzten sich dadurch den größten Verfolgungen ihrer jetzt so unfreiheitlichen Regierung aus. Jane Addams, die Vorsitzende der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, hat mit englischen und amerikanischen Frauen die großen Städte besucht, so Berlin, Frankfurt, Dresden, München, Wien. Sie hat sich dort mit den sozial arbeitenden deutschen und österreichischen Frauen in Verbindung gesetzt, um zu erreichen, daß die amerikanischen Lebensmittel auch tatsächlich den Armen der Ärmsten zugute kommen und nicht dem Schleichhandel in die Hände fallen.

Die englischen Frauen haben Monate hindurch getan, was nur in ihren Kräften stand, um die Blockade aufzuheben und ihre verheerenden Folgen zu mildern; wenn sie keine unmittelbare Wirkung auf ihre Regierung erzielten, so haben sie doch wenigstens eine bedeutende Aufklärung über die Blockade und ihre unheilvollen Folgen für die Mittelmächte in weiten Kreisen ihres Volkes, bei Millionen Engländern erzielt, den Völkerhaß in Mitgefühl und Versöhnlichkeit umgewandelt.

Amerika und Deutschland. In einem längeren Aufsatze der Münchener Medizinischen Wochenschrift (vom 11. April d. J.) bespricht der Leiter der Münchener orthopädischen Universitätsklinik, Geheimrat Lange, „neue Wege zur Verbesserung des medizinischen Unterrichts". Die Einzelheiten dieses Themas dürften die Allgemeinheit schwerlich interessieren, aber zum Schlusse seiner Besprechung zieht Professor Lange Vergleiche mit amerikanischen Einrichtungen und kommt hier zu Urteilen, die auch die Aufmerksamkeit weiter nichtmedizinischer Kreise in Anspruch nehmen können. Es seien daher einige Sätze aus dem Langeschen Aufsatz wörtlich wiedergegeben:

„Ich habe bei einer großen Zahl von amerikanischen Kollegen die gleiche Fähigkeit und die gleiche Freude an wissenschaftlicher Forschung gefunden, wie bei unseren deutschen Ärzten. Wenn wir zurzeit noch die Führerschaft in der Medizin haben, so dürfen wir uns dabei nicht beruhigen. Wir können aus der Geschichte der französischen Medizin im vorigen Jahrhundert lernen, wie rasch unmittelbar nach glänzenden Leistungen eine führende Stellung verloren gehen kann". ...

„Amerika kann uns das gleiche Schicksal bereiten wie einst die deutsche Medizin der französischen." — — —

„Die Amerikaner übertreffen uns aber weit in der Fähigkeit, historischen Ballast, der die Entwicklung hindert, rasch abzustreifen und sich schnell den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Das fehlt dem deutschen Professor, und das zeigt sich im deutschen medizinischen Unterricht an allen Stellen." .....

„Wenn wir nicht sehr bald unseren Studiengang zeitgemäß gestalten, so werden wir eines Tages ebenso überrascht werden durch die wissenschaftlichen Leistungen der Amerikaner in der Medizin, wie wir uns überraschen ließen, trotz der Warnung Einzelner, durch ihre Leistungen in der Industrie, in der Technik und in der allerjüngsten Zeit auf dem Gebiete des Heereswesens. Videant consules!" —

Dieser ernste Mahn- und Weckruf des Mediziners Lange gilt natürlich in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erster Linie seinen Fachgenossen, aber er kann und muß über diesen Kreis hinaus verallgemeinert und den geistig führenden Schichten Deutschlands insgesamt zu gerufen werden. Gerade jetzt, wo der Weltfriedenskongreß unter der Führung des Amerikaners Wilson über die Geschicke Deutschlands bestimmt hat, haben wir Veranlassung, uns mit den tieferen Ursachen unseres Unglückes zu beschäftigen und einen prüfenden Blick zu werfen auf die Vorbedingungen des Wiederaufstieges. Wie schmerzlich klingt uns gerade jetzt der Goethesche Ausspruch:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallne Schlösser
Und keine Basalte.
Dich störte nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

Wie hat doch der Druck des historischen Ballastes, von dem Prof. Lange spricht, und der Mangel an Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse der Gegenwart dazu beigetragen, die gegenwärtige Katastrophe über uns heraufzuführen!

Über die Mittel und Wege, wieder daraus emporzusteigen zu neuen, besseren und gefestigten Verhältnissen mag jeder, der unser Land und Volk lieb hat, selbst nachdenken, und darüber mögen die Berufenen in der Öffentlichkeit schreiben und reden. Versagen kann ich es mir aber nicht, an dieser Stelle gerade als Mediziner hinzuweisen auf eine Voraussetzung alles energischen und dauernden Kulturfortschrittes, auf den Kampf gegen die Narkose als allgemeine gesellschaftliche Sitte. Wie auf diesem Gebiete die Vereinigten Staaten bahnbrechend vorangegangen sind, das hat der Schriftleiter des „Vortrupp" in Heft 15 dieses Jahrganges sehr zutreffend gewürdigt. Das einst so stolze Deutschland, das da glaubte, überall, auch in Dingen der geistigen und ethischen Kultur „in der Welt voran" zu sein, hat alle Veranlassung, seine Kräfte zusammenzuraffen und dem gegebenen Beispiel zu folgen. **Dr. Nauß.**

Stadtflucht. Es ist noch nicht lange her, da klagte man über den zunehmenden Zuzug zur Stadt, insbesondere zur Großstadt. Und nicht ohne Grund. In der Zeit vor dem Kriege waren diese Bewegungen der ländlichen Bevölkerung beinahe zur Völkerwanderung geworden. Einerseits war es das blendende, verblendende Leben der Stadt, das den Landbewohner mit mühelosem Erwerb und bisher ungeahnten Genüssen lockte, und zum andern war das einfache Leben des Bauern und Landwirts beinahe verächtlich geworden. Städter rümpften die Nasen über den Viehstallgeruch. Und der verwöhnte Mensch in den Steinbauten wußte kaum, woher ihm die täglichen Lebensmittel kamen. Er wußte nichts von Arbeit und Mühen des Landwirts, von der Sehnsucht nach dem Lande, von der Liebe zur Scholle. Er war gewohnt, für einen geringen Teil seines oft bequem verdienten Gewinnes all seine Bedürfnisse befriedigt zu sehen. Ja, darüber hinaus half ein übergroßes Angebot tüchtig mit, seinen Großstadtdünkel auf die einstige Höhe zu bringen.

Danach kam der Krieg. Und alle Mühen, in gewohnter Weise durch seine Nöte hindurchzusteuern, waren vergeblich. Die Wirtschaft, die ein Mißverhältnis wie das bestehende zwischen Stadt- und Landbewohnern gezeugt hatte, brach zusammen, weil sie wie ein überspannter Bogen zusammenbrechen mußte. Heute haben wir das Ergebnis all der Irrtümer und Fehlwege in grausiger Offenbarung, der wir uns nicht entziehen können: Die Städte liegen im Elend. Und zur nackten Not des Lebens und Leibes gesellt sich der daraus triebartig hervorbrechende Wahnsinn der verelendeten Volksmassen. Wundern wir uns nicht über die streikenden, revoltierenden Menschenwogen der Städte! Was weisere Menschen, hellere Geister längst erkannten: die Notwendigkeit einer Bewegung zur Natürlichkeit und unbedingten Gerechtigkeit, das suchen jetzt die gewaltsamen Massen mit blindwütigen Mitteln zu erreichen. Daß sie dabei mehr niederrennen als not ist, ja daß sie sich endlich in einer Haß- und Zerstörungswut gefallen, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist nicht so sehr ein Zeichen für ihre unbedingte Verderbtheit als dafür, wie vulkanisch sich eine aufgehäufte Schuld an Menschen entladen kann.

Aus all diesen Zuständen des Jammers und der Not ist nun ein fühlbarer Nachteil der Stadtbewohner entstanden. Lebensmittelnöte und Streiks lassen die Vorzüge des Landlebens in hellerem Lichte erscheinen, und die Mißachtung, die der Städter den Bauern zollte, ist einer Scharwenzelei und Schmeichelei um sie gewichen. Man beginnt, aus bösen Erfahrungen heraus sein dem Landmanne getanes Unrecht einzusehen und wünscht sich gar selber aufs Land hinaus, um den Nöten der Stadt zu entgehen. So ist eine Gegenbewegung zur früheren pestartigen Landflucht entstanden: die Stadtflucht! Sich ihrer aber als einer dauernden Gesundungserscheinung jetzt schon zu freuen, wäre sicher zu früh; denn vorerst ist es nichts Besseres als der Schrei der Not, des Hungers, der hinaustreibt, nicht aber ein vernünftiges Hinneigen, eine Sehnsucht zur Natürlichkeit.

Kleinere Kreise zwar erkennen die tieferen Gründe der Notwendigkeit eines Abzugs aus der Stadt, und es ist längst — der weiten Öffentlichkeit noch unbekannt — eine starke Bewegung im Gange, die um der Gesundung der Menschen an Leib und Seele willen aufs Land hinausdrängt. Viele der zurückgekehrten heimatsehnsüchtigen Krieger werden dieser Bewegung angehören. Die Kriegerheimstätten sind Kinder solcher Sehnsuchtskräfte, und die schon gegebenen und noch zu erwartenden Siedlungsgesetze im neuen Reiche sind ihr Erfolg. Hoffen wir, daß im neuen Staat, der sich doch endlich allen Gegengewalten zum Trotz behaupten wird, dem Gesundungswillen unseres Volkes eine dauernde Hilfe wird!

Fritz Winz.

* * *

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Deutsche Liga für Völkerbund: Wilsons Völkerbundplan. Die Akte der Pariser Konferenz vom 14. Februar 1919. Mit einem Interview von Reichsminister Graf Brockdorff-Rantzau und einer kritischen Einleitung von Dr. Hans Wehberg. Reimar Hobbing, Berlin.

Die erste deutsche Nationalversammlung. Eine geschichtliche Studie über die Frankfurter Paulskirche von Veit Valentin. München und Berlin 1919, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Wagner, Albert Malte: Hamburg, seine Universität und seine Jugend. Nr. 3 der Flugschriften der Freien politischen Jugend Groß-Hamburgs. Pfadweiser-Verlag, Hamburg.

Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. Wotawa, Alfred Hölder, Wien 1919.

Nr. 23: du Bois, Fred: Marburg und seine Umgebung.

Nr. 25: Pirchegger, Prof. Dr. Hans: Das steirische Draugebiet.

Nr. 26: Pribram, Dr. Ewald: Die wirtschaftliche Lage des Sudetenlandes.

Nr. 28: Lang, Dr. Wilhelm: Das Deutschtum in der Bukowina.

Nr. 29: Das Schicksal der Deutschen in Krain.

Nr. 30: du Bois, Fred: Warum Pettau und Umgebung zu Deutschösterreich gehören müssen.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 13 Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld 16. August 1919

Die Freie Volkshochschule.

Seit der Revolution ist es modern geworden, Volksbildungsarbeit zu tun. Die Arbeiter haben sich ein größeres Recht auf materiellem Gebiete erkämpft; da erinnert man sich auch, daß sie ein Recht auf Anteil an den geistigen und kulturellen Gütern haben. Es gilt also fortan, diese Forderung, und zwar mit einem möglichst geringen Aufwand an Geldmitteln zu befriedigen. Man richtet also Volkshochschulen ein. In fast allen Städten sind solche Volkshochschulkurse in mehr oder weniger großem Umfange entstanden. So sehr diese Bestrebungen Anerkennung verdienen, so groß ist doch die Gefahr, daß sie den Blick mehr auf die Fülle des Stoffes richten als auf sein Wesen und seine Einordnung in das Ganze des Lebens der Hörer; daß sie eher vieles Wissen als Tiefe des Verständnisses im Hörer erzeugen. Es besteht leider die Möglichkeit, daß alle diese Bestrebungen, so gut sie im Augenblick gemeint sein mögen, allmählich zu nichts anderm führen als zu einem ungeheuren „Bildungsrummel", der rein äußerlich bleibt und nie eine tiefe Wirkung auf das Volk haben wird.

Wollen wir dagegen wirklich Wertvolles erreichen, so müssen wir intensive Arbeit leisten. Mit Flickwerk kann unserm Volk heute nicht geholfen werden: Wir müssen uns selbst so ernst nehmen, daß wir, selbst auf die Gefahr hin, daß es lange dauert, bis von der Erneuerung etwas zu spüren ist, zu den tiefsten Wurzeln des Lebens steigen und von dort aus anfangen, ganz neu aufzubauen. Einsicht in die großen Zusammenhänge des Lebens, der Geschichte und Naturwissenschaft ist das Ziel intensiver Arbeit. Wirklich zum geistigen Besitz wird nur, was schon irgendwie einmal das Interesse wachgerufen hat, wonach schon von selbst gefragt wurde. Fragen stellt bei uns jeder Mensch. Das ewige Fragen, bewußt oder oft auch unbewußt, aber immer aus der ganzen Tiefe der Seele, ist ja gerade das, was uns Deutsche von andern Völkern unterscheidet. In Rede und Gegenrede muß es dem Lehrenden möglich sein, von dem aus, was dem Lernenden ganz nahe am Wege liegt, ihn den Weg durch den Garten der Erkenntnis zu führen. So wird toter Stoff zum lebendigen Erlebnis. Das allein aber ist Gewähr dafür, daß das so Erworbene fruchtbringend, daß es wirklich Bildung ist. Solche wahre Bildung wird das ganze Leben des Menschen beherrschen, all sein Wollen, all seine Gedanken, all seine Taten. Solche Bildung läßt alles Leben aus der Tiefe der Persönlichkeit fließen. Sie gibt Weltanschauung im guten Sinn.

Wesentlich für die Erreichung dieses Ziels wird sein, daß es möglich ist, nicht nur wie in der städtischen Volkshochschule die Arbeiter nach achtstündiger Arbeitszeit des Abends zu Kursen zu vereinigen, sondern ihnen wenigstens für ein paar Monate ein freies, ganz auf geistige Arbeit eingestelltes Leben zu schaffen. Deshalb soll die Freie Volkshochschule die Form eines engen Zusammenlebens von Lernenden und Lehrenden haben, möglichst auf dem Lande. Nur so wird die nötige Sammlung und die Innigkeit des gegenseitigen Vertrauens erreichbar sein. Diese Form des Lebens wird gleichzeitig die Möglichkeit geben, dem Lernenden die Höherwertigkeit eines wenn auch noch so einfachen Lebens auf dem Lande gegenüber dem scheinbar reichen, im Grunde aber oft unendlich flachen Leben der Großstadt am eigenen Leibe erfahren zu lassen. Gelingt es, die Freien Volkshochschulen ganz als Siedlungen aufzubauen, so werden diese eine wesentliche Bereicherung an geistigem Gehalt erfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier wird nun oft der Einwand erhoben, es sei unmöglich, für so viele Arbeiter ein monatelanges freies und verdienstloses Leben zu ermöglichen. Deutschland brauche alle seine Kräfte zur Hervorbringung von materiellen Gütern. Es sind Kurzsichtige, die das sagen. Im Gegenteil: Deutschland bricht erst in dem Augenblick wirklich zusammen, da es kein Geld und keine Zeit mehr hat für geistige Arbeit, für die Entfaltung der Seele. Eine Freie Volkshochschule wird doch immer nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Schülern haben können, eine größere würde die Enge des Zusammenlebens und damit die Hauptgrundlage der zu leistenden Erziehungsarbeit gefährden. Wird das Deutsche Reich wirklich nicht imstande sein, von seinen 60 Millionen Menschen etwa tausend Menschen miternähren zu lassen, ohne daß diese „produktive Arbeit" leisten? Heute haben wir erst höchstens vier solche Volkshochschulen! Man denke nur einmal daran, daß wir früher ein stehendes Heer von 500000 Mann zwei bis drei Jahre lang auf diese Weise unterhielten. Im Kriege haben Millionen so gelebt, wie wir es für die Freie Volkshochschule wünschen, nämlich ohne Beteiligung an der Hervorbringung „nützlicher" Güter! Es wäre eine Schande, wenn Deutschland sich nicht wenigstens jetzt auf seine ureigenste Aufgabe in der Welt besänne — das Fragen, das Suchen, das Ringen um Geistiges. Und das wird nicht einmal eine schlechte Kapitalsanlage sein. Ein Mensch, der nicht mehr beziehungslos in den Tag hineinlebt, der gelernt hat, weiter zu schauen, der imstande ist, eine Mannigfaltigkeit zu überblicken, Zusammenhänge zu sehen, wird seine Kraft und seine Arbeit wirtschaftlicher gestalten, wird freier sein von Selbstsucht, wird sich leichter in den Dienst am Ganzen einfügen als ein Ungebildeter.

Gerade für uns Freideutsche liegt in der Freien Volkshochschule ein Arbeitsfeld, wo wir unsre Kräfte einsetzen sollten und auch können. In unserm Gemeinschaftsleben haben wir einen Weg stärkster Einwirkung auf alle Zugehörigen gefunden. Wir konnten den Einzelnen bis in die Tiefe seiner Seele erschüttern und ihn so umbauen, wie es bloßer Belehrung, und sei sie noch so umfangreich, nie möglich ist. Wir haben, daraus hervorgegangen, eine Einstellung auf geistige Dinge, die nicht mit bloßer Vermehrung der Kenntnisse zufrieden ist, sondern Einsicht und Wesenhaftigkeit fordert. So muß auch unser Wunsch sein, auf die Außenwelt zu wirken. Wir müssen den Glauben haben können, an einer Erneuerung unseres Volkes mitzuarbeiten. Aber möglich ist dieses nur an einer Stelle, wo wir ungehindert durch Vorgesetzte und Vorschriften, unabhängig von der „alten Welt", die wir verwerfen, arbeiten können.

Vier Freideutsche wollen in Marloffstein bei Erlangen eine Freie Volkshochschule ins Leben rufen*). Sollten nicht alle Freideutschen ihnen dabei helfen? Es können nicht alle Lehrer sein, oder auch als Schüler zur Freien Volkshochschule kommen, — wir glauben, auch Menschen mit sogenannter höherer Schulbildung etwas geben zu können —; was aber alle können, ist: werben um Verständnis für unsre Gedankengänge und um Geld, denn es wird nicht möglich sein, die ganzen Kosten des Betriebes einer solchen Anstalt von den Arbeitern aufbringen zu lassen. Das Haus und die Einrichtung zum mindesten müssen durch Stiftungen bereitgestellt werden. Hier gibt es einmal die Möglichkeit für alle Freideutschen, an einer ganz konkreten Aufgabe mitzuarbeiten. Wenn wir es fertigbringen, eine solche Freie Volkshochschule zusammen aufzubauen, dann wird in ihr auch ein Mittelpunkt freideutschen geistigen Lebens erstehen.

Helft uns, sie zu schaffen!

Harald Schultz-Hencke.

*) Eine Denkschrift zur Begründung Freier Volkshochschulen und eine Beschreibung des Planes Marloffstein versendet auf Anfrage die Geschäftsstelle des Deutschen Volkshausbundes, Ausschuß für Freie Volkshochschulen in Berlin-Wilmersdorf, Sigmaringerstraße 15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Politische Selbstbesinnung.

Unsere Aufgabe ist negativ:
nicht unfrei werden im neuen Deutschland;
und positiv:
das neue Werden auf rechten Bahnen dem rechten Ziele zuführen.

Nicht unfrei werden heißt: nicht abseits stehen bleiben, nicht das neue Werden verneinen wollen. Deutschland geht vom aristokratischen Gesellschaftsherrschertum über zum demokratischen Leben auf der Grundlage „Freie Bahn dem Tüchtigen". Diese Änderung stürzt und entwurzelt viele Begriffe und Gefühle im einzelnen Menschenleben — und darin besteht die Unsicherheit und Gefahr dieser Monate. — Es gilt, diesen Sturz in seinem Innern nicht gewaltsam hindern zu wollen, sich nicht an Überlebtes festklammern und dadurch den Boden des Lebens zu verlieren.

Nicht unfrei werden das heißt: sich nicht festketten zu lassen von den Vertretern des alten Machtgedankens. Diese sind an der Arbeit, um dem neuen Werden Fallen zu stellen und dem Volke den Glauben daran zu nehmen.

Nicht unfrei werden, heißt aber auch: Unklarheiten und Überspanntheiten nicht Herr werden zu lassen, die geistigen Kräfte nicht krank werden zu lassen durch blindwütige Verneinung alles Bestehenden.

Klar und scharf Stellung nehmen nach links und rechts gegen geistige Krankheit, wie sie sich kund tut: im Kampf um Ziele, für die die Menschheit noch lange nicht reif ist und im sträflichen Spiel mit alten Machtgedanken, wie es uns in dem Aufruf zu neuem Kriege und der häßlichen Judenhetze entgegentritt.

Innerlich freibleiben und sich selber frei auseinandersetzen mit dem Neuen, das ist die Vorbedingung zum positiven Wirken.

Das Ziel dieses Wirkens ist die körperliche und seelische Gesundung unseres Volkes, die geistige Höherführung zu einem Leben der Freiheit, Wahrheit und Reinheit.

Eins ist not zum Wirken: der Glaube an das deutsche Volk und die Treue zu ihm, der Wille zum Helfen und die Freiheit zur Tat.

Die Wege zum Ziel sind vielgestaltig. Aber alle führen über die eigene Tat. In das Getriebe der Menschen muß mit Wort und Tat eingegriffen werden.

Mitschaffen, mitreden aus dem Schatz der Erfahrungen eines Freideutschen Lebens. Zweierlei tut hierzu not: Fester Zusammenschluß nach innen, um Halt und Stoßkraft zu haben gegen die Anstürme von links und rechts. Ferner: Starkes Ausstrahlen nach außen; Zielsetzung für schwankende Menschen.

Ziele will der Mensch, daß er sich in diesem Umsturz seiner Gefühle und Begriffe zurechtfindet. Zeigen wir ihm das Ziel der Freideutschen: unser Volk auf gangbaren Wegen groß und stark zu machen im Beherrschen seiner selbst, in der Wahrheit und Freiheit, groß und stark zu machen im Geist.

Rudolf Biederstedt.

Glossen.

Die Stimme der Wirklichkeit.

Als wir Meißner-Freideutschen uns zur Jahrhundertfeier auf der Kasseler-Kuppe trafen, hielten wir uns frei von jenem nationalen Überschwang der in seiner Grenzenlosigkeit unserm feierlich ernsten und nüchternen Wesen widersprach. Wir haben damals den Gegensatz deutlich betont. Wir verschlossen uns nicht der Wirklichkeit, hatten ein Auge für unsere nationalen Schwächen, hatten gelernt uns zu bescheiden und den unanständigen Auserwählten-Instinkt, den nationalen Größenwahn, zu hassen. Deshalb sonderten wir uns ab von den Hurraschreiern und setzten unsere Ehre darein, uns durch keinerlei Phrasen blenden zu lassen, mochten die sich auch einen patriotischen Anstrich geben. Das war im Oktober 1913.

Seitdem ist das nun vielfach wesentlich anders geworden. Scheuklappen und Parteibrillen hat man an die Bewegung herangetragen, um der Freideutschen Jugend den Blick für die Wirklichkeit, für nackte, unverblümte Wirklichkeit zu trüben. Schon hat man es fertig gebracht, den Eiche-Leiche-Gassenhauer des Leierkastens vor unserm wohl angebrachten Hohn in Schutz zu nehmen; Frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsche Jugend verwahrte sich gegen die Verekelung solchen Kitsches, weil ihr „Nationalgefühl" dadurch beleidigt wurde. Uns Meißner-Freideutschen ist solche Geschmacklosigkeit unverständlich, um nicht zu sagen schmerzlich. Denn wir sehen heute in Schutz genommen, was wir früher einmütig bekämpften: die nationale Phrase. Alles, was sich jetzt national gebärdet und sich deutsch nennt, wird unbesehen als etwas Gutes anerkannt.

Auch dann schon versagt bisweilen der Wirklichkeitssinn, wenn es sich um ein sprachverwandtes Volk handelt. So erzählt das Februar-März-Heft 1919 von der Bundeszeitung des Wandervogel EV. viel Gutes vom Flamenvolk und Flandernland, ohne der so stark hervortretenden Schattenseiten des flämischen Volkscharakters überhaupt Erwähnung zu tun. Wenn die in jenem Hefte festgehaltenen Eindrücke auch jedem Genuß bereiten, der Flandern und die Flamen während des Krieges ebenfalls kennen gelernt hat, so vermißt man doch eine Schilderung vom Verfall dieses Volkes und ein Eingehen auf die Gründe, die dazu geführt haben. Man kann sich da garnicht genug tun in bengalischer Beleuchtung des Flamenvolkes. Offenbar hat die Verwandtschaft der Sprache den Blick für die wenig erquickliche Wirklichkeit getrübt; man hat die Menschen durch eine rosarote Brille betrachtet. Da sich aber aus des Flamenvolkes Niedergang sehr wertvolle Lehren für die deutsche Gegenwart ergeben, will ich nicht versäumen, das Bild um einige Schatten zu vertiefen.

Auch ich liebe Flandern, liebe es aber nicht mit einer Liebe, die blind macht für Schwächen und Verfallserscheinungen. Tragisch mutete mich damals das Schicksal des Flamenvolkes an; mehr Mitleid als Stolz haben die Stamm- und Sprachverwandten bei mir geweckt, als ich in ihrer Mitte lebte. Vollends der Ausgang des Krieges, die Verheerungen des Rückzuges und die Enttäuschung aller Hoffnungen auf Rückgewinnung seiner alten nationalen Selbständigkeit haben die Tragödie dieses Volkes vollendet. Die Flamen schienen uns überwiegend Freund zu sein, waren es aber in Wirklichkeit nicht. Durch ihre Sprache und ihre freundlichen Gebärden wußten sie zu bestechen. Wer hinter die Kulissen zu blicken verstand, mußte auch hier wieder sehen, daß sich das Wunschbild der deutschen Gewalthaber mit der Wirklichkeit nicht in Einklang bringen ließ; die Bedeutung der deutschfreundlichen Flamenbewegung hatte man uns stark aufgebauscht dargestellt.

Ich habe dieser Stammesverwandtschaft nie so recht froh werden können; ich hätte meinen Gefühlen Zwang antun müssen, um Begeisterung aufzubringen für diese heruntergekommenen, müden, stumpfen Erben einer alten reichen Kultur. Reinlich ist dies Flandernvolk und fleißig — zugegeben! Aber darüber hinaus auch kaum weitere erfreuliche Eindrücke! —: Unvernünftige, zehrende Lebensgewohnheiten (z. B. das Rauchen der Kinder), geschlechtliche Frühreife, sittliche Verkommenheit, Schamlosigkeit sondergleichen, Analphabetentum usw. Allenfalls das Kindervolk, namentlich die putzigen kleinen Mädels — Fleisch und Blut gewordene Fidusbilder —, die großen Scharen der Kleinen von 2—8 Jahren, die konnten einem freideutschen Herzen reine Freude bereiten. Aber all die alten Galgenstricks, die schwerfälligen vergröberten Nachfahren Eulenspiegels und die einfältigen weltfremden Spießbürger vom Schlage eines Hans-im-Glück — sie dauerten und warnten uns!

Gegenwärtig steht das deutsche Volk vor ungeheuer ernsten wirtschaftlichen Massenproblemen, die keine spielerische Lösung vertragen. Bei den Flamen müssen wir jetzt in die Lehre gehen, um von ihnen zu erfahren, wie es nicht gemacht werden darf! Gerade wir Freideutschen könnten hier heilsame Lebensweisheit vermitteln und unseren Volksgenossen die Augen öffnen für die noch so gering geachtete volkswirtschaftliche Bedeutung Freideutscher Lebensführung. Fragen wir uns doch einmal, woher es gekommen sein mag, daß dieses außerordentlich fruchtbare Land seine Söhne nicht mehr ernähren konnte! Weshalb mußten Jahr für Jahr 60—70000 Flamen ihre Heimat verlassen, um in mühseliger Arbeit (als so eine Art Sachsen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gänger) drunten im Welschlande ein karges Brot zu verdienen, das nicht einmal den Winter über reichte, sondern neue Fron in wallonischen Kohlengruben wintersüber nötig machte? Wohl wahr, daß der Reichtum des Landes vom ausländischen Kapital aufgesogen wurde, aber das Flamenvolk hat sich durch seine Schlemmerei und seine zu Einfalt und Passivität führende Lebensart selbst mitschuldig gemacht an seinem Unglück. Deutscher Michel merk auf! Und dazu kam dann noch ein großer Kinderreichtum, der die Löhne niederhielt und das Flamenvolk immer fester in die Bande der Lohnsklaverei verstrickte und es hoffnungslos im Solde englischer und französischer Kapitalisten schuften ließ. (Antisemitische Kurzsichtigkeit sei darauf hingewiesen, daß Belgien sehr arm an Juden ist!)

Es darf uns nicht genügen, die verflossene Pracht Alt-Flanderns rein ästhetisch zu genießen. Wir Freideutschen dürfen nicht an der Oberfläche haften bleiben; Lebenswerte mit heimzubringen galt uns stets als unseres Wanderns tieferer Sinn. Und nun konnten wir in Flandern am zusammengebrochenen Flamentum die Erbärmlichkeit des Epigonenschicksals erleben: nichts als Erben einer reichen Zeit zu sein. Und sollen wir vor diesem abschreckenden Beispiel geflissentlich die Augen schließen? Dürfen wir den Reizen eines schöngefärbten Bildes erliegen? Nein, der Wandervogel wird aus seiner weichlichen Genüßlichkeit und Selbstbespiegelung erwachen und wieder wie früher nach vorurteilsloser, ungeschminkter Wirklichkeit dürsten. Es wäre wirklich ein Segen, wenn in der Freideutschen Jugendbewegung alle Scheuklappen und Parteibrillen verschwinden würden, wenn man wieder mehr auf die Stimme der Wirklichkeit, der herben nüchternen Wirklichkeit achten wollte.

Der Sinn fürs Wesentliche.

Als wunder welch wertvolle Errungenschaft hat man es im Lager der antisemitisch angekränkelten Teile des Wandervogels hingestellt, daß die angeblich deutschen Monatsnamen jetzt häufig im Wandervogel gebraucht werden. Diese offenbare Schrullenhaftigkeit will ernst genommen werden und als wertvoller Ausdruck unseres Wesens gelten. Hiergegen zu sprechen, muß die Pflicht aller Meißner-Freideutschen sein, die sich den Sinn fürs Wesentliche bewahrt haben. Abgesehen davon, daß der kitschige Gartenlaubenstil, die abgeschmackte Süßlichkeit der heute zur Wahl stehenden ungefähr 200 angeblich deutschen Monatsnamen alle echte, kräftige Jugend abstoßen muß, sind wir auch schon vor dem Auftauchen dieser „wertvollen Errungenschaft" wahrhaftig verhängnisvoll genug mißverstanden worden, als daß es heute ratsam erscheinen könnte, sich weiter in Rätsel zu hüllen und zu der vermeintlich deutschen Schrift nun noch „deutsche" Monatsnamen treten zu lassen. Fehlte dann nur noch, daß wir uns auch wieder zu Elle und Lot, zu den alten echt „deutschen" Längenmaßen und Gewichten zurückbegeisterten! Vielleicht empfiehlt sich auch die Einführung einer „deutschen" Zeitrechnung, einer „deutschen" Stunde zu 40 oder 50 Minuten, wobei natürlich auch die Namen für Minute und Sekunde verdeutscht werden müßten. Darüber hinaus darf sich die zuchtlose deutsche Dickköpfigkeit natürlich auch noch preußische, badische, bayrische und fürstlich Sayn-Wittgensteinsche Zeit-, Gewichts- und Längenmaße herausnehmen, damit unsere bisherigen Feinde uns für vollkommen übergeschnappt halten dürfen und die Wege zur Verständigung vollends verbaut werden. Ich glaube, daß etwas genau Gegensätzliches wünschenswert sein müßte: daß wir alle Mittel des Ausdrucks benutzen, um uns so folgenschwer Mißverstandenen beim Ausland in ein besseres Licht zu setzen, was nur durch Anknüpfung und Erweiterung unserer internationalen Verbindungen geschehen kann. Und wer kernhaft deutsch ist, kann auf jene krampfhaft erkünstelte Herausstellung seines Deutschtums verzichten, ohne etwas Wesentliches und Erfreuliches seiner völkischen Eigenart preiszugeben.

Ich zweifle nicht daran, daß der Wandervogel diese Mode bald über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wunden haben wird, daß man ihm solche Scheinwerte auf die Dauer erfolglos anpreist, daß die wirkliche Einbürgerung dieser „deutschen" Monatsnamen am gesunden Empfinden unserer Jugend scheitern wird. So wäre es überflüssig gewesen, von dieser Belanglosigkeit überhaupt hier zu reden. Aber dieses geringfügige Beispiel ist leider von symptomatischer Bedeutung. Es ist Tatsache, daß die so großzügig begonnene Meißner-Bewegung sich fortschreitend zersplittert und verwässert und sich in allerhand Gassen versackt. Das Wesentliche hat man aus den Augen verloren, verschwendet statt dessen seine Kraft an Bagatellen. Statt die große Linie zu gewinnen und eine politische Einheitsfront der Freideutschen Jugend zu gestalten, mündet die Bewegung immer mehr in die Parteien ein und droht, ganz aufzugehen in deren einst so streng verpöntem interessenpolitischen Hader, in Gezänk und Phrasendrescherei. In den Augen vieler alter Meißner-Getreuen hat sich der Zusammenbruch bereits vollendet. Sie gingen von uns und meinten, es sei uns Ausharrenden nur zu schmerzlich, uns dies traurige Ende einer so verheißungsvollen Bewegung zu gestehen. Aber nein! Wir glauben und hoffen weiter! Und ob heute gewisse Kreise dieser Freideutschen Jugend auch noch so schrullenhafte Wertmaßstäbe an die Dinge legen, wir wenigen Überlebenden und noch nicht an unserer Bewegung Verzweifelten rechnen damit, daß eine Zeit der Selbstbesinnung bevorsteht, daß man sich aufrappelt und den Mahnruf nicht ungehört verhallen läßt:

Werdet wesentlich!

Walter Hammer.

Noch etwas gegen die „deutschen" Monatsnamen.

Groben Unfug treiben die Sprachfanatiker, indem sie durch den Gebrauch von Monatsnamen, die allen Regeln der Wortbildungskunst entgegen zusammengestümpert worden sind, babylonische Verwirrung in unsern Sprachgebrauch bringen. Wer sachlichen Einwendungen dagegen zugänglich ist, beachte die Ausführungen von Prof. C. Brunner im „Kunstwart" (S. 227, Jhrg. 1917). Auch in der Bundeszeitung des „Jung-Wandervogel" (Januar-, April- und Oktoberheft 1917) hat man sich eingehend mit den sogenannten deutschen Monatsnamen beschäftigt. Willie Jansen, der Schriftleiter, brach den aussichtslosen Streit um die besten und garantiert deutschesten Monatsnamen mit dem begreiflichen Seufzer ab: „Mir hat jedes Quentchen Druckerschwärze und Papier leid getan, das ich um dieser gleichgültigen Sache wegen habe hergeben müssen. . . ‚Es kreißen die Berge und geboren wird eine kleine, lächerliche Maus.' . . Wollen wir solche Mäusegeburt vornehmen? Ich sehe nicht den mindesten Wert darin. Haben wir wirklich nichts Besseres zu tun? . . Wenn der Gesamtwandervogel sich nun mal in den Kopf gesetzt hätte, in dieser Sache bahnbrechend zu sein, so wäre erste Bedingung, daß nicht nur wir, sondern alle Wanderbünde sich auf die 12 unglücklichen Monatsnamen einigten (vorgeschlagen sind 150—200!) und in keiner der unzähligen Wandervogelschriften andere Namen gebraucht werden dürften. Glaubt ihr das fertig zu bringen? Ich nicht! Und gesetzt nun mal, das Unwahrscheinliche wäre Tatsache geworden. Wie dann weiter? Dann müßten die Schulen, die Behörden, die Zeitungen, die gesamte Geschäftswelt, das Ausland euch als Bahnbrechern folgen. Glaubt ihr daran? Ich nicht! Und gesetzt weiter den Fall, die Behörden wären entschlossen, deutsche Monatsnamen im ganzen Deutschen Reiche einzuführen, glaubt ihr, sie würden gerade die 12 von euch in männermordendem Streite für alle Bünde erkämpften Namen wählen? Ganz gewiß würden sie euch 12 ganz andere, diesmal ganz sichere, bestimmte, unwiderlegliche, von 99 Professoren geprüfte, zerlegte, gesiebte, gereinigte, polierte urdeutsche Namen — aufzwingen . . ." Macht euch frei von solcher Schrullenhaftigkeit! Macht euch nicht mitschuldig an diesem Unfug!

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 17 1. Septemberheft 1919

Deutscher Pazifismus.

Meine Gegenantwort an Dr. Alfred H. Fried.

Hamburg, den 20. August 1919.

Auf den „Offenen Brief", den ich unter dem Titel „Moorgrund" im ersten Märzheft an Dr. Alfred H. Fried gerichtet habe*), hat dieser geantwortet: In einer Schrift „Auf hartem Grund"**). Heute gebe ich meine Gegenantwort. Den Titel nimmt sie von ihrem Ergebnis.

Mein Aufsatz „Moorgrund" ist aufgebaut auf denjenigen Grundgedanken, die in der sogenannten Schuldfrage überhaupt meiner Überzeugung entsprechen, und die im „Vortrupp" daher ständig vertreten werden***):

Zum Ersten: Alle Voraussetzungen, unter denen das Wort „Schuld am Kriege" einen Sinn haben kann, waren bis jetzt nicht vorhanden, und müssen erst von der pazifistischen Bewegung selbst (durch Begründung einer Rechtsordnung zwischen den Staaten) geschaffen werden. Es ist daher sinnlos, nach einer „Schuld" am Weltkrieg überhaupt zu fragen. Wobei ich unter „Schuld" ein Verhalten eines Staates verstehe, das einen oder mehrere andere Staaten juristisch oder moralisch berechtigen würde, eine „Sühne" von ihm zu fordern; wie der Clémenceau-Friede das auf Grund der angeblichen „Schuld" Deutschlands ja tatsächlich will.

Zum Zweiten: Daher hat höchstens die Frage Sinn, wer den Weltkrieg veranlaßt hat. Und veranlaßt haben ihn absichtlich Frankreich und das zaristische Rußland; und fahrlässig mitveranlaßt hat ihn

*) Auch erschienen als Vortrupp-Flugschrift Nr. 56/57.

**) „Auf hartem Grund", Offene Antwort auf den an mich gerichteten offenen Brief von Dr. jur. Hermann M. Popert im „Vortrupp" vom 1. März 1919. Von Dr. Alfred H. Fried (Herausgeber der „Friedens-Warte"). Pfadweiser-Verlag, Hamburg 6. Nr. 1 der Pfadweiser-Flugschriften. — Ich habe bereits im zweiten Maiheft auf S. 316 auf diese Antwort Dr. Frieds hingewiesen und die Vortruppleser ersucht, sie zu lesen.

***) Außer in „Moorgrund" noch in meinen Aufsätzen „Die Schuld am Weltkriege", „„Meine Mitschuld am Weltkriege"", „Deutsche Ehrensäulen", sowie in meinem Briefe an die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern nebst meinem Telegramm an den achten deutschen Pazifisten-Kongreß („Vortrupp" 1919. Nr. 1, 10, 15, 6, 13/14).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Dynastie Habsburg. Dagegen ist der einzige unter den kriegführenden Staaten, der den Weltkrieg ganz gewiß nicht veranlaßt hat, der also selbst dann völlig „unschuldig" am Weltkriege wäre, falls schon 1914 anstatt der zwischenstaatlichen Anarchie eine Rechtsordnung zwischen den Völkern bestanden hätte, unser Vaterland Deutschland.

Der Aufsatz „Moorgrund" zeigt weiter, wie Fried, dem als dem Begründer des „wissenschaftlichen Pazifismus" ein untilgbares Verdienst zukommt, in der Doppelnummer 11/12 (November und Dezember 1918) seines Organs, der „Friedens-Warte", andauernd dem Wahngedanken einer „Schuld" am Weltkriege nachjagt, und dann noch, den Tatsachen entgegen, diese ganze „Schuld" ausgerechnet unserm Vaterlande Deutschland aufbürden will.

Am Schlusse des Aufsatzes „Moorgrund" habe ich dann gesagt, daß dieser Standpunkt nicht nur grundfalsch, sondern daß auch diese Taktik geeignet ist, die Sache des Pazifismus in Deutschland, und damit in der ganzen Welt, unheilbar zu schädigen. Und daß daher, weil, ohne den Sieg der pazifistischen Gedanken in der Welt, der Selbstmord mindestens der weißen Völker in sichrer Aussicht steht, bei Fortsetzung jener Taktik durch Fried, es nötig sein wird, einen besonderen „Deutschen Pazifismus" zu begründen.

In seiner Antwort sucht Fried darzutun, daß sein Standpunkt hinsichtlich beider Grundgedanken richtig sei.

Anlangend den ersten Grundgedanken ist Frieds Beweisführung in ihren wesentlichen Punkten diese:

Es sei nicht so, daß die zwischenstaatliche Anarchie an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde aufhören und zur selben Stunde die zwischenstaatliche Organisation beginnen werde. Es finde vielmehr ein allmähliches Hineinwachsen der Anarchie in die Ordnung statt. Es handle sich um einen Prozeß, nicht um die Dekretierung durch einen Vertrag. Es sei daher unrichtig, daß (was Popert sich offenbar vorstelle) der Pazifismus erst durch einen Vertrag besiegelt werden müsse, ehe man die Erfüllung seiner Forderungen erwarten dürfe — daß von einer Schuld am Kriege erst dann die Rede sein könne, wenn ein solcher Vertrag gebrochen werden sollte. Wir stünden in der zwischenstaatlichen Anarchie nicht einem starren Zustand gegenüber, der erst im Ganzen zu beseitigen sei, ehe mit der Errichtung eines andern Zustandes begonnen werden könne; vielmehr stünden wir einer Entwicklung gegenüber, von deren Fortgang alles zu erhoffen sei.

Diese Entwicklung sei nun zu der Zeit, wo der Weltkrieg ausgebrochen sei, bereits so weit gediehen gewesen, daß es falsch sei, wenn Popert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behaupte, daß zu diesem Zeitpunkte „noch die vollste zwischenstaatliche Anarchie herrschte". Vielmehr habe damals die zwischenstaatliche Organisation bereits ungeheure Fortschritte gemacht gehabt; das zwischenstaatliche Zusammenarbeiten habe bereits eine Höhe erreicht gehabt, die man wenige Jahre vorher kaum noch geahnt habe: Ein solches Zusammenarbeiten habe teils amtlich stattgefunden, teils privat. Amtlich: immer häufigere internationale Konferenzen, immer zahlreichere internationale Abkommen, immer mehr internationale Ämter für Recht, Verkehr, Handel, öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit, soziale Fürsorge und wissenschaftliche Forschung; geradezu schon die Anfänge einer internationalen Verwaltung. Privat: Es habe kaum mehr einen Beruf gegeben, dessen Angehörige sich nicht in internationalen Vereinigungen zusammengeschlossen hätten, keinen Zweig der Wissenschaft, der sich nicht international organisiert habe, keine wirtschaftlichen oder ethischen Bestrebungen, die sich nicht zu weltumfassenden Verbänden vereinigt hätten. Als Begleitung, teilweise auch als Ursache, dieser Entwicklungen ein immer breiterer und größerer Güteraustausch, Menschen- und Warenverkehr; eine Vermittlung der Nachrichten und Ideen, die immer schneller und immer intensiver geworden sei.

Zugleich mit diesem geistigen und körperlichen Zusammenwachsen der Menschheit sei die Erkenntnis dessen gewachsen, was der Krieg sei, und was er ganz besonders sein würde, wenn er in diese hohe Entwicklung hineinschlagen würde. Aus dieser Erkenntnis heraus habe sich immer machtvoller das Bestreben entwickelt, für die Regelung zwischenstaatlicher Konflikte an Stelle der Gewalt Recht und Billigkeit zu setzen. Das Problem der Kriegsvermeidung sei in den letzten dem Weltkrieg vorangegangenen Jahren die wichtigste Aufgabe geworden, es habe die edelsten Geister in allen Ländern beschäftigt und sich bereits zu einem wohldurchdachten, organisierten und umfangreichen System der Kriegsverhütung verdichtet gehabt. Ausdruck dieses Zustandes seien die beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1907 gewesen und besonders auch das Ergebnis der ersten: der „Ständige Schiedshof" mit seiner Wirksamkeit zum Beispiel im Venezuela-Streit und im Casablanca-Streitfall; ferner die immer größere Zahl von Schiedsverträgen, dazu die panamerikanische Union.

Wahr sei allerdings, daß der Krieg noch nicht gänzlich überwunden gewesen sei, dank geschäftsgierigen Interessenten und rückständigen Geistern in allen Ländern. Aber das seien nur die Rückstände der alten Zeit gewesen; der Friedensgeist habe überall die Massen beseelt, habe zum Teil bereits die Führer ergriffen gehabt, sei ständig im Fortschritt gewesen, und würde, wenn ihm noch ein Entwicklungsraum von einem, vielleicht auch nur einem halben, weiteren Jahrzehnt vergönnt gewesen wäre, jene Rückstände hinweggeschwemmt haben. Die letzten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fünfzehn Jahre vor dem Weltkriege hätten mindestens ein Dutzend „nichtgeführter Kriege" gesehen, will sagen Konfliktsfälle, die in früheren, weniger organisierten, Menschheitsperioden regelmäßig zum Kriege geführt haben würden. „Die Überwindung des Krieges war bereits ein allgemein anerkanntes Ziel geworden; der Krieg galt nicht mehr als ein Recht, sondern als ein unerhörtes Unrecht, und seine Vermeidung als die eigentliche und höchste Aufgabe der Politik." „Der Krieg war bereits mit dem ganzen Bewußtsein des Zeitalters bekämpft worden." „Er war von der fortgeschrittenen Masse der Menschheit bereits geächtet und in den Bann getan und galt nicht mehr als ein „„loyales"" Mittel, sondern als ein unlauteres." „Es gibt daher eine Schuld an diesem Kriege."

Darauf ist zu erwidern: Es kommt hier nicht darauf an, ob die Entwicklung so läuft, daß die zwischenstaatliche Anarchie erst als beseitigt gelten kann, wenn der Pazifismus einmal durch einen Vertrag besiegelt sein wird, oder ob man von einer Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie, und damit von der Möglichkeit einer „Schuld" an einem Kriege, schon vorher wird sprechen können. Und ebensowenig ist es hier von Bedeutung, ob im Juli 1914 noch „volle" zwischenstaatliche Anarchie bestand. Sondern einzig und allein das ist die Frage, ob der „Prozeß" der Beseitigung der zwischenstaatlichen Anarchie im Juli 1914 schon so weit gediehen war, daß, wie Fried behauptet, der Krieg damals nicht mehr als ein „loyales", sondern als ein unlauteres Mittel galt.

In dieser Beziehung aber sind sämtliche Behauptungen Frieds schlechthin unvereinbar mit der Wirklichkeit der Dinge, wie sie sich vor unser aller sehenden Augen abgespielt hat: Das „Problem der Kriegsvermeidung" hat in den letzten, dem Weltkrieg vorangegangenen Jahren „die edelsten Geister in allen Ländern beschäftigt"? Gewiß, mindestens einen Teil von ihnen. Aber das, was sie dachten und schrieben, konnte wohl Keime erzeugen, die, wie wir Pazifisten vertrauen, in Zukunft einmal eine reiche Ernte bringen werden; es konnte auch, wenn es den „Massen" und den „Führern" im Einzelfalle gerade einmal so paßte, verwendet werden, um den Fall eines jener „nichtgeführten Kriege" zu erzeugen — sonst aber war es in seiner Wirkung auf die Gegenwart, sprechen wir einmal ganz deutlich und derb die Wahrheit aus, „für die Katze". Der „Friedensgeist" hätte „überall die Massen beseelt?" Ja, die deutschen, schweizerischen und skandinavischen Arbeitermassen; im Übrigen aber: Mit Jubelgeschrei haben die nordamerikanischen Massen es begrüßt, als Nordamerika über Spanien herfiel, mit Jubelgeheul die englischen Massen, als es den Buren zu Leibe ging. Mit tiefstem, zustimmendem Behagen las die Masse der französischen Spießer das blutrünstige Dysangelium der Soury, Daussет,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Cherfils, Bourget, Lavisse, Martin, Lemoine, Labor, Bazin, Ménétrier, Simon und Genossen*). Mit religiöser Inbrunst wartete die Masse des russischen Volkes darauf, gegen Konstantinopel losgelassen zu werden, und in dumpfem Raubtierdrange harrte sie des Augenblicks, wo die unstillbare Landgier ihrer Bauern vielleicht in Ostpreußen eine Zeitlang doch gestillt werden könne. Und geradezu voll Stolzes auf ihren Herdentrieb hielt sich die Masse der Japaner für den Tag bereit, wo hunderttausende, von sich selbst als wertlos eingeschätzte, gelbe Einzelleben abgeschlachtet werden würden, damit die Weide der gelben Gesamtherde etwas breiter und fetter werde. — Und nun gar die „Führer" soll der „Friedensgeist" „zum Teil bereits ergriffen" gehabt haben? W e l c h e Führer denn, um Gottes willen? Etwa die Führer Nordamerikas, als es Spanien zerquetschte? Oder Englands Joe Chamberlain, als er Ohm Krügers Reich vernichtete? Oder vielleicht Frankreichs symbolischen Sohn, Herrn Delcassé, der schon 1904 und 1905 Alles daran gesetzt hat, das Grausen des Weltkrieges heraufzubeschwören, mit so kalten, zielbewußten Ränken, daß selbst seinen französischen Kollegen die Haut schauderte, als er im Jahre 1905 in jenem Ministerrat im Elysée ihnen sein Tun stolz vorlegte? Oder waren es am Ende die Führer Rußlands und Italiens, die der „Friedensgeist" „ergriffen" hatte, als sie am 24. Oktober 1909 das Abkommen von Racconigi schlossen, jenen Vertrag zur Aufteilung der Türkei: Tripolis den Italienern, Konstantinopel den Russen? — Ja, einen einzigen „Führer" h a t t e der Friedensgeist einmal ergriffen, einmal auf einen kurzen Augenblick: den letzten russischen Zaren, als er zur ersten Haager Konferenz einlud. Aber, wie die Folge gezeigt hat, auch ihn nur, weil er ein völlig widerstandsloses Gehirn hatte, das eben von j e d e r neuen Idee, gleichviel ob gut, ob schlecht, besessen gemacht werden konnte — bis der nächste Hypnotiseur kam. Wo waren in den Staaten, die heute die Entente bilden, die „Massen", wo die „Führer" (b i t t e, wo?), denen „die Überwindung des Krieges bereits ein allgemein anerkanntes Ziel geworden" war? Wo war dort die „Masse", wo der „Führer", denen der Krieg (notabene der vom eigenen Lande oder dessen Bundesgenossen geführte) „als ein unerhörtes Unrecht galt"? In welchen Köpfen der heutigen Ententeländer lebte eigentlich das „ganze Bewußtsein des Zeitalters", womit „der Krieg bekämpft wurde"? Aus wieviel Personen bestand dort die „fortgeschrittene Masse der Menschheit", die den Krieg „bereits geächtet und in den Bann getan" hatte? — Es ist rätselhaft, wie ein zweifellos so bedeutender Mann wie Fried lauter Dinge in die Welt hineinsehen kann, die niemals darin vorhanden gewesen sind. Das heißt, manchmal hat er diese Dinge auch wieder garnicht gesehen. Im

*) S. „Moorgrund" Seite 139/40 (Seite 11/12 in der Ausgabe als Flugschrift).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiteren Fortgange seiner Schrift (auf Seite 10) sagt er nämlich wörtlich:

> „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die internationale politische Situation in dem Menschenalter vor 1914 im höchsten Maß kritisch war, daß in diesem Zeitabschnitt der Krieg immer gedroht hat, und daß die trotz der organisatorischen Entwicklung äußerlich noch immer aufrechterhaltene Anarchie der Staatenbeziehungen mit ihren steten Bedrohungen und Gegendrohungen, aus denen das verderbliche Wettrüsten sich entspann, eine Atmosphäre schuf, die von einem gesicherten Friedenszustand noch weit entfernt war. In dieser Situation mußte jede Regierung sich für einen Krieg bereithalten, mußte sie ihre Vorbereitungen dafür treffen."

Und nun frage ich jeden Menschen, der Deutsch lesen und außerdem einen einfachen logischen Schluß machen kann: Wenn, wie Fried hier feststellt, in einem gegebenen Zeitabschnitt „der Krieg immer gedroht hat", wenn in diesem Zeitabschnitt „jede Regierung sich für einen Krieg bereithalten, ihre Vorbereitungen dafür treffen" mußte, wenn in diesem Zeitabschnitte die „Anarchie der Staatenbeziehungen mit ihren steten Bedrohungen und Gegenbedrohungen" „äußerlich noch immer aufrechterhalten" wurde — wenn das alles nach Frieds eigener Feststellung für das ganze Menschenalter vor dem Weltkriege so war, und wir wissen ja selbst, d a ß es so war — was hat dann die ganze, von mir wiedergegebene, Friedsche Beweisführung für die hier in Rede stehende Frage ü b e r h a u p t für einen Sinn? Wäre der hier von Fried selbst festgestellte Zustand überhaupt denkbar für eine Zeit, wo „Friedensgeist" „die Massen beseelt und zum Teil bereits die Führer ergriffen hat"? Folgt aus der Tatsache dieses Zustandes nicht schon ohne Weiteres die (im Übrigen von mir oben ja auch im Einzelnen bewiesene) Richtigkeit meiner Auffassung: Daß bis zum Ausbruche des Weltkrieges „Der Krieg" einfach das von allen Maßgebenden in allen Ländern der Erde (und ebenso von allen Massen in allen Ländern der Erde, außer in Deutschland, Skandinavien und der Schweiz) als durchaus loyal anerkannte Mittel war, mit dem j e d e r Staat seine Interessen wahrnahm, sobald er das für zweckmäßig hielt? Wohlgemerkt, als l o y a l wurde der Krieg für solche Fälle überall empfunden, nicht bloß als juristisch zulässig. Und daher gibt es k e i n e „Schuld" am Weltkriege, weder eine juristische, noch auch eine moralische Schuld.

Bereits hiermit ist die Grundlage weggesunken, auf der das ganze Gedankengebäude in Frieds Schrift „Auf hartem Grund" errichtet ist. Ferner aber sind die auf diesem Moorgrund weiter errichteten Gedankensäulen auch in sich selbst noch brüchig: Das von ihm konstruierte Wahngebilde einer „Schuld" am Weltkriege will Fried nun noch ausgerechnet unserm Vaterlande Deutschland aufbürden, und zwar dazu noch, wie er ausdrücklich betont, als A l l e i n schuld. Er sucht das zwiefach zu begründen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einmal soll es in erster Linie die deutsche Regierung gewesen sein, die es verhindert hat, daß die Anarchie zwischen den Staaten gründlich beseitigt worden wäre. Nämlich unter Anderm durch Deutschlands Verhalten auf den beiden Haager Konferenzen, durch seine starke Landrüstung und durch seinen Flottenbau.

Was die Haager Konferenzen angeht, so habe ich es stets als meine Meinung ausgesprochen, daß die Politik der beiden Vorgänger Bethmann Hollwegs in dieser Sache fehlerhaft gewesen ist: Zweifellos haben sie beide die Bedeutung des pazifistischen Gedankens nicht genügend erkannt, haben nicht gesehen, welche wundervollen Aussichten sich nicht nur für die ganze Erde, sondern gerade besonders auch für das durch seine geographische Lage militärisch stets gefährdete Deutschland selbst eröffneten, wenn damals Deutschland mit seinem ganzen gewaltigen Ansehn diese Sache zu der seinigen machte. Das deutsche Volk hat Veranlassung, sich über diese politisch unzweckmäßige Führung zu beklagen, genau so, wie es Veranlassung hat, sich darüber zu beklagen, daß dieselben Männer um die Jahrhundertwende das mehrmalige englische Bündnisangebot nicht angenommen haben. Aber dieser politische Fehler, von dem jetzt das deutsche Volk den Schaden hat, ist doch im Leben nichts, worauf nun andre Staaten einen Anspruch auf Sühne gründen könnten, also keine „Schuld". Wobei auch noch zu betonen ist, daß es insbesondre mit Deutschlands Haltung auf der zweiten Haager Konferenz, die ihm besonders zum Vorwurfe gemacht zu werden pflegt, keineswegs die Bewandtnis hatte, wie unsre Feinde das zu behaupten pflegen; ich habe das in dem Fidelis-Aufsatze „Haag" in Nr. 20 von 1917 auf den Seiten 619/20 dargelegt. Auch hatte Deutschland auf der zweiten Haager Konferenz durchaus keine Veranlassung, zum Beispiel an Frankreichs Aufrichtigkeit zu glauben: die Enthüllungen über Delcassés Treiben lagen ja erst ganz kurz zurück. Dann wird meist vergessen, daß auf dieser zweiten Haager Konferenz zu Beginn und noch während eines Teiles der Verhandlungen England (nebst Japan) in der Ablehnung der „obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit" mit Deutschland und Österreich-Ungarn durchaus einig waren; erst nachdem die Verhandlungen eine Zeitlang gedauert hatten, schwenkte England ganz plötzlich und unvermittelt zugunsten der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit um; anscheinend infolge unmittelbaren Eingreifens König Eduards VII. Und man braucht nicht übermäßig mißtrauisch veranlagt zu sein, um zu vermuten, daß es dem dabei nicht sowohl auf die Idee des Völkerfriedens angekommen sein wird, als darauf, für England auf Kosten Deutschlands moralische Eroberungen zu machen. Und schließlich ist das, was die andern Mächte auf der zweiten Haager Konferenz gewollt haben, auch nichts weiter gewesen, als die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit beschränkt durch die „Ehrenklausel", also etwas, wovon gerade wir Pazifisten am Besten

wissen, was für ein unbrauchbares Ding es in wirklich schweren Fällen ist. Immerhin, ich betone nochmals: Die Haltung der deutschen Regierung auf den Haager Konferenzen war ein schwerer politischer Fehler, für den das deutsche Volk (moralische) Rechenschaft genau so verlangen kann, wie für die Ablehnung der englischen Bündnisangebote; aber mit einer „Schuld" Deutschlands gegenüber den andern Staaten hatte das schlechterdings garnichts zu tun.

Dann Heer und Flotte: Auf Seite 11 seiner Schrift behauptet Fried, die deutsche Regierung habe durch die ständige Vermehrung des Heeres „den Antrieb und Schwung zur Drehung der Rüstungsschraube gegeben" [nämlich in ganz Europa]. Mir scheint, das kritisiert er am Besten selbst eine Seite vorher, wo er sagt:

> „In dieser Situation mußte jede Regierung sich für einen Krieg bereithalten, mußte sie ihre Vorbereitungen dafür treffen. Da ist es nun nicht schwer, aus dem Komplex dieser allgemeinen Maßnahme die Haltung oder Aktion eines einzelnen Landes zu einer gegebenen Zeit herauszureißen, und daraus den Kriegswillen dieses Landes beweisen zu wollen. Diese Methode ist aber falsch, denn es lag im Wesen jener Kriegsvorbereitungen, daß die dem Schutz dienenden Maßnahmen gleichzeitig auch bedrohten. Man kann daher nie feststellen, wo es sich um Abwehr oder um Vorbereitung zum Angriff handelte."

Hat ferner Fried ebenso völlig, wie Lloyd George selbst vergessen, was dieser am 29. Juni 1908 sprach?:

> „Wir [Engländer] hatten eine überwältigende Übermacht zur See, trotzdem fingen wir an, Dreadnoughts zu bauen. Sehen Sie die Ungerechtigkeit des Zweimächtemaßstabes, sehen Sie Deutschland an, für Deutschland bedeutet die Armee dasselbe, wie für England seine Flotte, den einzigen Schutz gegen feindliche Invasion. Trotzdem befolgt Deutschland keinen Zweimächtemaßstab, obwohl es zwischen zwei Militärmächten liegt, die seiner Armee eine weit überlegene Truppenzahl gegenüberstellen können!"

Im Übrigen: Es war damals eine Zeit, wo die Mächte, die heute die Entente bilden, die Welt unter sich verteilten: Etwa seit dem Beginn der achtziger Jahre des letztvergangenen Jahrhunderts ist Englands überseeischer Besitz auf nahezu das Doppelte an Land und auf weit über das Doppelte an Einwohnern gestiegen; Frankreich hat in derselben Zeit seinen überseeischen Landbesitz auf das 24fache gebracht, und die Zahl seiner überseeischen Untertanen auf fast genau das 17fache. Rußland hat gleichzeitig seinen schon vorher riesigen asiatischen Besitz um das reiche Baumwollgebiet Turkestan mit mehr als 25 Millionen Menschen vermehrt, und ferner sein Bestes getan, um auch noch die Mandschurei zu bekommen. Für diese Erwerbungen, die auch bei England und Frankreich die allerwertvollsten Länder umschließen, haben alle drei Reiche große Kriege geführt. Nehme man dazu noch die Erwerbungen Nordamerikas im Kriege mit Spanien, und die Italiens im Kriege mit der Türkei. Hätte in einem Zeitalter, das so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aussah, Deutschland auf ein starkes Heer und eine starke Flotte verzichtet, bevor es wirklich feststand, daß die andern Völker gewillt seien, ihm freiwillig den nötigen Anteil an der Weltwirtschaft zu überlassen, so hätte das, wie Rohrbach*) mit Recht hervorhebt, geheißen, allein unter den Weltvölkern Verzicht zu üben und die andern das Weltverteilungsgeschäft restlos und endgültig zu ihrem Vorteil erledigen zu lassen. Mag nun angesichts der heutigen Lage Mancher bei uns geneigt sein, zu fragen, ob nicht selbst das für die Interessen Deutschlands immer noch vorteilhafter gewesen wäre, als die Politik, die wir tatsächlich getrieben haben: es wäre jedenfalls offensichtlich unhaltbar, wenn man es als eine „Schuld" gegen die andern Völker betrachten wollte, daß Deutschland das nicht gewollt hat. — — Außerdem hatten wir insbesondre das starke Heer nötig wegen der Revanchelust Frankreichs. Fried bestreitet die in seiner Schrift und behauptet, sie sei ein „Klischee", das man in Deutschland „gegossen" habe. Merkwürdig: Und dabei hat doch gerade Fried in jener Doppelnummer der „Friedens-Warte", gegen die ich den Aufsatz „Moorgrund" richtete, die auch in diesem von mir angeführte Stelle geschrieben:

> „In Paris fand gestern unter größter Glanzentfaltung das Fest zur Feier der Wiedererlangung der beiden Provinzen statt. Vor der seit 48 Jahren mit Trauerkränzen umgebenen Straßburgstatue stand die Rednertribüne. Ich beneide die Franzosen um dieses Erlebnis. Im Grund meines Herzens feiere ich mit ihnen. Man muß ein ganz bornierter Patriotarde sein, um den Sieg einer Idee, die Erfüllung einer schon verloren geglaubten Hoffnung nicht rein menschlich mitzuempfinden. Ich fühle mit ihnen, ein Schauer der Erregung durchzittert mich bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses. Wie mag es erst jenen ergehen, die mit dabei sein können! Ich bin nur von Trauer erfüllt darüber, daß so viel Blut fließen, so viel Glück vernichtet werden mußte, um den Franzosen das nievergessene Land wiederzugeben."

Was über diese Stelle sonst zu sagen ist, steht in meinem Aufsatze „Moorgrund"**); hier will ich nur die Frage stellen: Wie kann jemand das schreiben und dann bestreiten, daß es eine „Revanchelust" Frankreichs gab!

Angesichts dieser Äußerung Frieds ist es übrigens noch auffälliger, als es sonst schon wäre, daß er unter den Dingen, „die die andern Völker einen absoluten Kriegswillen Deutschlands erkennen und danach handeln ließen", in seiner Schrift auch unsre — Jahrhundertfeier der Freiheitskriege aufführt. Also bei den Franzosen ist es der, von Fried aufs Höchste gefeierte, „Sieg einer Idee", wenn sie nach Opferung von 15 Millionen Erdbewohnern sich ein umstrittenes Grenzland mit einer Bevölkerung ganz wesentlich deutschen Stammes und deutscher Sprache wieder zueignen; bei uns Deutschen aber ist es eine Herausforderung

*) Auf Seite 13 seiner Schrift: „Das Zeugnis der dreizehn Tage", Dorendorf & Dresel Verlag, Hamburg 1.

**) Seite 135/36; in der Ausgabe als Flugschrift Seite 7/8.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Welt, wenn wir nach hundert Jahren die Befreiung von der greulichen napoleonischen Fremdherrschaft feiern. Ich bin immer wieder starr vor Staunen über diese Empfindungsverkehrung bei einem Deutschen — denn das ist Fried auch als Deutsch-Österreicher.

In Summa: Mit dieser „Schuld" Deutschlands aus der Vorkriegszeit ist es nach keiner Richtung etwas. Wäre es auch dann nicht, wenn es eine „Schuld" am Weltkriege gäbe.

Vor Allem soll nun aber nach Fried Deutschland die „Schuld" treffen wegen seines Verhaltens in den entscheidenden Tagen unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges. Fried sagt:

> „Ich muß es mir versagen, die Geschichte dieser verhängnisvollsten Periode der Menschheit im einzelnen und ausführlich hier wiederzugeben. Sie ist aktenmäßig und klar in unzähligen Schriften dargelegt worden. Wer erkennen will, kann die Schuld in ihrer vollen Deutlichkeit aus dem bis jetzt bekannten Material erkennen. Gewisse zaghafte Naturen, die, um sich ein Urteil zu bilden, erst die Öffnung aller Archive der Welt abwarten wollen, gleichen jenen Rechtsanwälten, die einen bereits als aussichtslos erkannten Prozeß durch Vertagungsanträge verdunkeln wollen, in der Hoffnung, den Gegner mürbe zu machen und ihn zu einem magern Ausgleich zu bringen."

Meinethalben. Prüfen wir also, was bis jetzt „aktenmäßig und klar" ist; was der, der „erkennen will", über die Kriegsveranlasserschaft (denn eine „Schuld" gibt es ja eben überhaupt nicht) „aus dem bis jetzt bekannten Material" in „voller Deutlichkeit" „erkennen" kann.

Ich schicke voraus: Daß ich das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien für einen schweren politischen Fehler der Dynastie Habsburg und ihrer Staatsmänner halte, habe ich stets betont. Nämlich deshalb war es ein schwerer politischer Fehler, weil man voraussehen konnte, daß die Mörder des Erzherzogs und die hinter der Mordtat stehenden amtlichen serbischen Stellen von dem zaristischen Rußland aus allslawischen Gründen würden gedeckt werden. Selbst die Sühne für diesen urgemeinen Mord aber war den Konflikt mit Rußland, der dann ziemlich sicher auch der allgemeine Weltkrieg war, und die damit unvermeidlich verbundenen Abschlachtungen unendlicher Massen der Menschen Österreich-Ungarns und des ihm verbündeten Deutschen Reiches nicht wert: Österreich-Ungarn hätte den durch die Haager Abmachungen längst gangbar gemachten Weg gehen sollen, den Streit mit Serbien vor eine internationale Untersuchungskommission zu bringen. Daß Österreich-Ungarn so gehandelt hätte, darauf hatten seine eigenen Völker und die Völker Deutschlands einen Anspruch, und der schwere politische Fehler liegt darin, daß dieser Anspruch nicht erfüllt worden ist. Dagegen wäre es ein völlig wirrer Gedanke, daß etwa Serbien und Rußland einen solchen Anspruch gehabt hätten, die die Mordtat zu dem Zwecke unterstützten und deckten, um als deren Folge den Zusammenbruch der gesamten Donaumonarchie zwecks Durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzung der „großserbischen" Ziele zu bewirken. Ist somit das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien eine Handlung, über die sich aufs Höchste gegen die damaligen Leiter Österreich-Ungarns zu beklagen, zwar die Menschen Österreich-Ungarns selbst und Deutschlands ein Recht haben, aber ganz gewiß weder Serbien noch Rußland, noch gar die übrigen Ententegenossen, so hat ferner an der für dieses Ultimatum zu tragenden Verantwortung das Deutsche Reich oder dessen damalige Regierung überhaupt keinerlei Anteil: Die Behauptung, die deutsche Regierung habe an dem Ultimatum mitgearbeitet, es womöglich noch verschärft, jedenfalls aber das Schriftstück schon zu einem Zeitpunkt gekannt, wo sie seinen Inhalt oder seine Form noch hätte beeinflussen können, ist von Bethmann Hollweg im sechsten Kapitel seiner „Betrachtungen zum Weltkriege"*) so eingehend widerlegt worden, daß kein Ehrlicher diese Behauptung künftig mehr aufstellen kann; ebendort ist insbesondre auch das Schauermärchen von dem „Potsdamer Kronrat vom 5. Juli 1914" für alle Ehrlichen endgültig in das längst verdiente Nichts verwiesen worden.

Für die Frage, ob Deutschland oder seine Gegner den Krieg veranlaßt (oder nach Frieds unzutreffender Auffassung „verschuldet") haben, kommt es darauf an, wie sich Deutschland und seine Gegner zu der Sachlage gestellt haben, die durch das Ultimatum geschaffen war. Und Das war so:

Deutschland:

Nachdem das Ultimatum am 23. Juli 1914 in Belgrad überreicht worden war, machte Sir Edward Grey, Englands Minister des Auswärtigen, am 25. Juli zunächst den Vorschlag, England, Frankreich, Italien und Deutschland sollten zu einer Konferenz mit schiedsrichterlichen Befugnissen zusammentreten. Deutschland erklärte auf diesen ersten Vorschlag Englands, daß es ihn nicht für zweckmäßig halte, und hatte damit recht: Denn eine solche Konferenz bot keine Garantien für Unparteilichkeit, die bei Schiedsgerichten oder Untersuchungskommissionen, wie die Haager Abmachungen sie vorsahen, gewährleistet gewesen wären; vielmehr waren hier Frankreich, Italien und fast ebensosehr auch England angesichts der politischen Lage als von vornherein gegen Österreich-Ungarn parteiisch anzusehn. Deutschland, dessen einzige Stütze gegenüber der stets wachsenden Übermacht der Entente aber Österreich-Ungarn war, konnte weder die Gefahr laufen, daß Österreich-Ungarns Macht durch einen parteiischen Schiedsspruch entscheidend geschwächt wurde, noch auch die andre Gefahr, daß Österreich-Ungarn sich in einer solchen Lebensfrage von seinem Bundesgenossen Deutschland mit Recht im Stiche gelassen fühlte — was nämlich der Anfang eines Übergehens auch noch Österreich-Ungarns zur Entente

*) Verlag von Reimar Hobbing in Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewesen wäre. Deutschland erklärte gleichzeitig, es halte den Weg direkter Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg für einfacher und kürzer: Grey erklärte sich damit nicht nur einverstanden, sondern hat ausdrücklich erklärt, „daß diese Methode allen anderen vorzuziehen sei". Nachdem dann Österreich-Ungarn am 28. Juli den Krieg an Serbien erklärt hatte, kamen am 29. Juli in London Sir Edward Grey (der ausgesprochen hatte: „Selbstverständlich muß Serbien bis zu einem gewissen Grade gedemütigt werden") und der deutsche Gesandte Fürst Lichnowsky zusammen und fanden die berühmte deutsch-englische Friedensformel: Österreich-Ungarn sollte das Recht haben, seinen serbischen Feldzug fortzuführen bis zur Besetzung von Belgrad und dessen Umgebung; und dann erst, also im Besitze dieses wichtigen Pfandes, sollte es den ersten englischen Vorschlag der schiedsrichterlichen Konferenz, bestehend aus England, Frankreich, Italien, Deutschland, annehmen. Die deutsche Regierung war sofort einverstanden, teilte das der englischen Regierung mit und erzwang (es gibt keinen andern zutreffenden Ausdruck) die Einwilligung Österreich-Ungarns durch die folgenden Maßregeln: Bethmann Hollweg telegraphierte am 30. Juli an das Wiener Kabinett:

> „Falls die österreichisch-ungarische Regierung jede Vermittelung ablehnt, stehen wir vor einer Konflagration, bei der England gegen uns, Italien und Rumänien allen Anzeichen nach nicht mit uns gehen würden, so daß wir mit Österreich-Ungarn drei Großmächten gegenüberstünden. Deutschland würde infolge der Gegnerschaft Englands das Hauptgewicht des Kampfes zufallen.
>
> Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder andrer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittelung zu den angebotenen Bedingungen anzunehmen. Die Verantwortung für die sonst eintretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere."

Und am gleichen Tage ließ Bethmann Hollweg durch den deutschen Gesandten in Wien wörtlich aussprechen:

> „Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch, daß unser Verbündeter unsern Rat mißachtet."

Also die unzweideutige Erklärung Deutschlands, es werde den Bündnisfall mit Österreich-Ungarn nicht als gegeben ansehn, wenn der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ausbreche dadurch, daß Österreich-Ungarn die deutsch-englische Friedensformel nicht annehme. Worauf Österreich-Ungarn sie denn auch annahm.

Und als darauf Rußland seinerseits diese Formel nicht annimmt, sondern vielmehr Handlungen vornimmt, die bereits kriegerische Hand-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lungen gegen Deutschland sind — darüber sage ich noch Näheres —, da beantwortet Deutschland das noch nicht einmal durch die Mobilmachung, sondern zunächst nur dadurch, daß „der Zustand der Kriegsgefahr" erklärt wird; worauf dann Deutschland erst noch durch ein Ultimatum von Rußland die Zurücknahme jener kriegerischen Handlungen gegen Deutschland verlangt und seine militärische Verteidigung erst beginnt, als auch dieses Ultimatum vergeblich ist!

Wie angesichts dieses Tatbestandes Fried der „Diplomatie der Zentralmächte", also auch der deutschen Diplomatie, vorwerfen kann, „sie hat die verschiedenen Vermittlungsvorschläge Englands aus „„Prestige""-Gründen und andern nichtigen Vorwänden abgelehnt und sie schließlich als „„von den Ereignissen überholt"" bezeichnet", ist sein Geheimnis. Ebenso wie er behaupten kann: „Schließlich hat die deutsche Regierung, wie oben bereits bemerkt, den Krieg gegen Rußland erklärt, als die Regierung von Österreich-Ungarn sich zu direkten Verhandlungen mit der Zarenregierung anschickte."

Rußland:

Bereits am 21. Februar 1914, also fünf Monate vor Beginn des Weltkrieges, hatten der Zar und seine Ratgeber amtlich beschlossen, bei dem ersten dafür günstigen Zufalle einen europäischen Krieg zu entfesseln, um Konstantinopel und die Meerengen zu erobern; Maxim Gorki hat das ja am 19. Februar 1918 in der Zeitung „Nowaja Shisn" aufgedeckt. In Erwartung des Eintrittes eines solchen günstigen Zufalles hatte Rußland schon geraume Zeit vor dem Mord von Serajewo tatsächlich mit seiner Mobilmachung begonnen. Daher war, als Rußland nach der österreichisch-ungarischen Kriegserklärung an Serbien nunmehr auch amtlich die Teilmobilisierung (gegen Österreich-Ungarn) anordnete, dessen militärische Bedrohung durch Rußland tatsächlich schon weit fortgeschritten. Am 29. Juli beschlossen die russischen Machthaber außerdem auch die allgemeine russische Mobilmachung. Damit beschlossen sie zugleich auch den Krieg gegen Deutschland: Denn seit dem Herbst 1912 besagten die „leitenden Grundsätze" für die russische Mobilmachung ausdrücklich und „in Abänderung aller früher erfolgten Anordnungen":

> „Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündigung der Mobilisation zugleich auch die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland ist ... Die allgemeine Aufgabe der Truppen der Nordwestfront ist nach Beendigung der Konzentrierung: Übergang zum Vormarsch gegen die bewaffneten Kräfte Deutschlands mit dem Ziel, den Krieg in dessen Gebiet hinein zu tragen."

Dieser Beschluß wurde gefaßt, obwohl am 25. Juli der englische Gesandte in Petersburg, Sir Georges Buchanan, den russischen Minister des Auswärtigen, Ssasonow, ausdrücklich auf die Gefahr eines solchen

Schrittes hingewiesen hatte. Und obwohl am Tage darauf der deutsche Botschafter, Graf Pourtalès, demselben Ssasonow in sehr freundschaftlicher Form, aber auch sehr ernst, gesagt hatte, unsre deutsche geographische Lage mit ihren zwei zu verteidigenden Fronten zwinge uns Deutsche bei lebensgefährlicher Drohung zu raschem Handeln. Ssasonow hatte diese durchaus freundschaftliche deutsche Vorstellung nur benutzt, um sie in Paris in eine kriegerische Bedrohung Rußlands durch Deutschland umlügen zu lassen.

Mit dem vom Zaren unterschriebenen Befehl zur allgemeinen russischen Mobilmachung in der Tasche traf, auch am 29. Juli, der Chef des russischen Generalstabes, Januschkewitsch, den deutschen Militärbevollmächtigten Major Eggeling. Eggeling erklärte sehr bestimmt, er habe genaue Nachrichten, daß die Mobilmachung Rußlands bereits begonnen habe. Daraufhin gab Januschkewitsch dem deutschen Major sein Ehrenwort als Generalstabschef, daß die russische Mobilmachung noch nicht erklärt sei, und als Major Eggeling das nicht glaubte, bot er ihm ein schriftliches Ehrenwort an. Inzwischen war der Zar durch ein Telegramm unsers Kaisers umgestimmt worden und gab den Generälen Januschkewitsch und Ssuchomlinow telephonisch den bestimmten Befehl, die Mobilmachung, soweit sie die, nur gegen Österreich-Ungarn gerichtete, Teilmobilisierung überschritt, wieder einzustellen. Die beiden Generäle verschworen sich telephonisch, diesem Befehl nicht Folge zu leisten, da es technisch nicht mehr möglich sei, die allgemeine Mobilisierung anzuhalten und aus dem Versuche ein allgemeiner „Brei" entstehen würde. Die allgemeine russische Mobilmachung ging also ihren Gang. Am nächsten Morgen log Januschkewitsch dem Zaren zunächst vor, dessen Befehl werde ausgeführt: die allgemeine Mobilmachung sei eingestellt, und nur die Teilmobilisierung gegen Österreich-Ungarn gehe weiter. Alsdann wurde der Minister des Auswärtigen, Ssasonow mit in die Verschwörung hineingezogen, was in fünf Minuten gelang. Alle drei überredeten nunmehr den Zaren, der ja jeder Suggestion ohne weiteres unterlag, seinen Befehl zurückzunehmen und die allgemeine russische Mobilisierung (also den Krieg gegen Deutschland) ihren Gang gehn zu lassen. Das war am 30. Juli. Und als am 31. Juli der deutsche Botschafter, Graf Pourtalès, persönlich zum Zaren ging, ihn darauf hinwies, daß Österreich-Ungarn die deutsch-englische Friedensformel angenommen habe, und bat, den Mobilmachungsbefehl zurückzuziehn, lehnte der Zar die Bitte kühl ab. Der Minister des Auswärtigen, Ssasonow, aber gab an eben diesem 31. Juli eine Erklärung ab, die den Kernpunkt der deutsch-englischen Friedensformel — der war das Recht Österreich-Ungarns, Belgrad und Umgebung zu besetzen — überhaupt garnicht erwähnte! Damit hatte Rußland die von Österreich-Ungarn angenommene deutsch-englische Friedensformel abgelehnt. Und

seit der Frühe desselben Tages klebten die amtlichen Plakate der allgemeinen russischen Mobilmachung — und die war, wie bereits gezeigt, nach den russischen Bestimmungen die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland — an allen Straßenecken Petersburgs — —

Frankreich:

Bereits am 29. Juli teilte der französische Botschafter in Petersburg, Herr Paléologue, im Namen der französischen Regierung dem russischen Minister des Auswärtigen, Ssasonow, mit, daß Rußland in vollem Maße auf die Unterstützung Frankreichs, als seines Verbündeten, rechnen könne; am 30. Juli erklärte der französische Ministerpräsident in Paris dem russischen Botschafter dasselbe in sehr energischer Form, und instruierte gleichzeitig die französischen Botschafter in Petersburg und London in demselben Sinne: „Frankreich ist entschlossen, alle seine Bundespflichten zu erfüllen."

Am 29. Juli hatte der Führer der französischen Sozialisten Jean Jaurès, der große Pazifist, an seinen Gesinnungsgenossen van der Velde nach Belgien geschrieben:

> „... Es läge in der Macht der französischen Regierung, Rußland am Kriege zu verhindern. Aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürte... Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Krieg, den man zur Erfüllung eines krankhaften Ehrgeizes führen will, und weil die Börsen in London und Paris auf Petersburg spekulieren."

In der Nacht, die darauf folgte, erklärte Jaurès einigen Freunden, darunter dem sozialistischen Abgeordneten Pressemane:

„Frankreich ist das Spielzeug Rußlands"

und zeigte die furchtbare Gefahr, die dadurch entstanden war, daß, wie schon dargelegt, Ssasonow die freundschaftlichen Vorstellungen, die der deutsche Gesandte in Petersburg am 26. Juli gemacht hatte, in Paris in eine deutsche Bedrohung Rußlands hatte umlügen lassen.

Die von Jaurès gebrandmarkten „schädlichen Kräfte", die zum Kriege trieben, erhielten eine verhängnisvolle Stärkung durch die folgende Intrigue: Der französische Botschafter in Petersburg meldete die russische Gesamtmobilmachung nicht nach Paris; so erfuhren die Pariser und die Franzosen nichts davon, daß die deutsche „Erklärung der Kriegsgefahr" nur die, noch sehr zurückhaltende, Antwort auf diese kriegerische Handlung Rußlands gegen Deutschland war: Es war daher möglich, diese mildeste Notwehrhandlung Deutschlands den Parisern und den Franzosen als einen willkürlichen Akt deutscher Provokation darzustellen, der wahrscheinlich gegen Frankreich gerichtet sei.

Aber immer noch stand der gewaltige Jaurès als letztes, aber furchtbares, Hindernis zwischen den französischen (und russischen) Kriegstreibern und ihrem Ziel. Er setzte jetzt alles ein, um Frankreich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Europa noch im letzten Augenblick vor dem Entsetzlichsten zu retten: Am 31. Juli, spät nachmittags, suchte er den Minister Malvy auf und verlangte zu wissen, was Frankreich tue, um die Annahme der deutsch-englischen Friedensformel in Petersburg zu erwirken. Er verlangte, Frankreich solle in Petersburg dasselbe erklären, was Deutschland tags zuvor in Wien erklärt hatte: „Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden dadurch, daß unser Verbündeter unsern Rat mißachtet." Nach dem Berichte, den Marcel Cachin am 1. August 1914 in der „Humanité" erstattet hat, hat Jaurès dem Minister vorgetragen:

> „Wie groß, wie ungeheuer die Verantwortlichkeit des französischen Ministeriums sein würde, wenn es die zwingende Notwendigkeit verkenne, die Frankreich verpflichte, auf Rußland einen entscheidenden Druck auszuüben, der allein den Frieden retten könne.
>
> Es genüge nicht, die Unterhandlungen mit Rußland ohne besondre Energie fortzusetzen. Es sei nötig, eine feste, entschlossene Sprache zu führen ... Rußland müsse den englischen Vorschlag annehmen; nehme es ihn nicht an, dann habe Frankreich die Pflicht, ihm zu sagen, daß Frankreich Rußland nicht folgen, daß Frankreich mit England zurückbleiben werde.
>
> Wenn dieser Druck Frankreichs auf Rußland nicht entschlossen und mit aller Kraft ausgeübt werde, dann sei das, was eintreten werde, nicht mehr gutzumachen. Und die Verantwortung, die die französische Regierung treffe, werde entsetzlich sein. Es werde sich klar zeigen, daß Frankreich — leider! — statt energisch für seine eigenen Interessen zu wirken, der Vasall Rußlands sei, das Frankreich aus selbstsüchtigen Gründen von seiner Bahn abdränge."

Da Malvys Antwort Jaurès nicht zufriedenstellte, so begab sich Jaurès mit einigen Freunden zum französischen Ministerpräsidenten Viviani. Der war „verhindert". Sein Stellvertreter Ferry hatte nur Hohn: er bedaure, daß Jaurès nicht im Ministerrat sitze, um die Regierung mit seinen Ratschlägen zu unterstützen. Da entschloß sich Jaurès zu einem schweren, entscheidenden Schlage: Er entschied sich, noch an demselben Tage in seinem Organ „Humanité" dasselbe darzulegen, was er „vor den ohnmächtigen oder verblendeten Ministern" vertreten hatte. Und dieser Artikel sollte gleichzeitig die Mitverantwortung der französischen Sozialisten für den Krieg ablehnen. Dieser Schritt konnte durch das riesige Aufsehen, das er in der ganzen Welt erregen mußte, das Spiel der französischen und (russischen) Kriegstreiber noch im letzten Augenblick zerstören. — —

Ehe er eine Zeile schreiben konnte, wurde Jaurès ermordet. Wir alle haben erlebt, wie das Verfahren gegen seinen Mörder, der noch am selben Abend ergriffen worden war, über vier Jahre lang hinausgezögert wurde; und nach was für einer Art Verhandlung und unter welchen Vorwänden der Mörder dann freigesprochen worden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Über Jaurès' Abschlachtung hat eine englische Zeitung, der „Manchester Guardian" geschrieben:

> „Man fühlte sofort, Jaurès konnte nur von einem Mitglied der Kriegspartei ermordet sein, die den großen Apostel des Friedens aus dem Wege zu räumen gewünscht hatte, den einzigen Mann, der den Krieg vielleicht hätte verhüten können."

Als am 1. August der deutsche Botschafter in Paris an den französischen Ministerpräsidenten die wiederholte bestimmte Frage richtete, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleibe, war die Antwort ein „Nein", gekleidet in die Form: „Frankreich wird das tun, was seine Interessen ihm gebieten."

England:

Das Wesentliche über sein Verhalten während der entscheidenden Tage ist bereits im Vorstehenden enthalten. Mitveranlasser des Krieges ist England hauptsächlich dadurch geworden, daß es unterlassen hat, Rußland zur Annahme der deutsch-englischen Friedensformel zu zwingen, wie Deutschland Österreich-Ungarn zur Annahme dieser Friedensformel gezwungen hat. Wenn England in Petersburg ebenso auftrat, wie Deutschland am 30. Juli in Wien, dann wagte das zaristische Rußland niemals, seinen Kriegsbeschluß vom 21. Februar 1914 in die Tat umzusetzen, dann nahm es die deutsch-englische Friedensformel an, genau wie Österreich-Ungarn das unter Deutschlands Druck getan hat. Die englische Zeitung „Daily News" hatte recht, als sie am 1. August 1914 über die Frage „Krieg oder Frieden" schrieb:

> „Tatsächlich hält der Zar die Wage in der Hand. Aber wir halten unsrerseits den Zaren in der Hand. Daher hängt es schließlich von uns Engländern ab, ob Europa von Blut überfließen soll."

Es war mit England eben so, wie unser Staatssekretär v. Jagow es in seiner Erklärung von Ende März 1918 ausgesprochen hat:

> „Ich glaube an die Friedensliebe Sir E. Greys und an seinen ernsten Wunsch, zu einer Verständigung mit uns zu gelangen. Aber er hatte sich zu tief in die Netze der französisch-russischen Politik verwickeln lassen, er fand nicht mehr den Ausweg und hat — was er gekonnt hätte — den Weltkrieg nicht verhindert."

Dies ist es, was jeder, der „erkennen will", in „voller Deutlichkeit aus dem bis jetzt bekannten Material erkennen" kann*). Und danach kann nun auch jeder selbst entscheiden: Ob es richtig oder unrichtig ist, wenn ich behaupte, daß Frankreich und das zaristische Rußland die vorsätzlichen Anstifter des Weltkrieges waren. Ob es richtig oder unrichtig ist, daß Deutschland im August 1914 „von allen Seiten an-

*) Eine vorzügliche Einführung in dieses Material gibt Rohrbachs in der ersten Fußnote auf Seite 521 genannte Schrift.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegriffen" wurde, und daß es sich daher insbesondre auch Belgien gegenüber im Falle echtesten Notstandes befand*). Ob es irgend einen Sinn hat, wie Fried in seiner Schrift Das tut, von einer durch Deutschland „verletzten Menschheit" zu reden.

Und auch das kann danach jeder selbst entscheiden, ob ich recht oder unrecht habe, wenn ich Frieds Beurteilung der Dinge und seine Taktik „für falsch von A bis Z halte". — Fried wendet sich am Schlusse seiner Schrift gegen den von mir betonten Gedanken eines „Deutschen Pazifismus". Das soll nach Frieds Meinung ein Pazifismus sein, dessen Anhänger innerhalb Deutschlands die alten anarchistischen Ideen weiter pflegen, nach außen aber den Schein des Willens zur Organisation erwecken. Es soll ein „Pseudo-Pazifismus" sein, der der sieghaften Idee des echten Pazifismus die Spitze abbricht. Es soll ein Werkzeug sein für die „militaristische Renaissance". Der „Deutsche Pazifismus" soll daher eine „arge Bedrohung der Menschheitsentwicklung sein". — Was der „Deutsche Pazifismus" in Wirklichkeit sein wird, habe ich am Schlusse von „Moorgrund" wörtlich gesagt. Nichts von alledem, was Fried hineinlegen will, sondern: „Ein Pazifismus, der wissenschaftlich durchaus auf Frieds Boden stehend und bei größter Verehrung seiner Persönlichkeit und seiner Verdienste um die Menschheit (auch um unser Volk) — doch frei von jedem Verdachte ist, an derartigen Anschauungen teilzuhaben, wie Fried sie im Doppelhefte 11/12 seiner „„Friedens-Warte"" von 1918 [und, so ist jetzt hinzuzufügen, in seiner Schrift „Auf hartem Grund"] vertritt." Selbstverständlich kann „der Pazifismus nur international sein, kann er nur verwirklicht werden durch die auf Vertrauen beruhende Zusammenarbeit aller Völker". Aber zu diesen „allen Völkern" gehören eben, und nicht ganz nebensächlich, auch wir Deutschen; daher darf der internationale Pazifismus nicht eine Taktik einschlagen, die, wie die gegenwärtige Taktik Frieds das tut, die Welt einfach durch die Brille der Entente und ganz beson-

*) Was sich auch nicht im Mindesten dadurch ändern würde, wenn Deutschland, wie Fried behauptet, zu Belgien im Verhältnis eines „Vormundes" zu seinem „Mündel" gestanden hätte: Notstandshandlungen gegenüber einem Mündel sind genau so möglich, wie gegenüber allen andern Personen. — Im Übrigen muß man, wenn man, bei allem menschlichen Mitgefühl für die Belgier, die volle Wertlosigkeit der Entrüstung gegen Deutschland wegen des Einmarsches erkennen will, sich einmal drei Dinge so recht vergegenwärtigen: Wie England in dem gleichliegenden Falle gegenüber der dänischen Flotte gedacht und gehandelt hat (siehe die ausführliche Darstellung im Leitaufsatze des ersten Augustheftes, Seite 452/53). Daß auch der französische „Operationsplan Nr. 16", der von 1911 bis 1913 in Kraft war, Belgiens Neutralität bedrohte. Und endlich mit welcher Wonne der russische Botschafter in Paris am 2. August 1914 die bereits geschehene Verletzung der luxemburgischen und die bevorstehende Verletzung der belgischen Neutralität nach Petersburg telegraphiert: „Sehr vorteilhaft für Frankreich!" (weil England dadurch gereizt wird). Von moralischer Entrüstung oder von Mitgefühl für Belgien keine Spur!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ders Frankreichs sieht. Eine Taktik, die, angesichts unter Anderm des Schicksals der deutsch-englischen Friedensformel und der Ermordung Jaurès', uns eine deutsche „Kriegsschuld" (wenn auch nur in der Form einer „Schuld jenes Regierungssystems, das das deutsche Volk beherrschte") aufreden will und dementsprechende „Schuldbekenntnisse" von uns verlangt. Eine Taktik, die in Deutschland wohl kleinere oder größere Konventikel hinter sich bringen kann, eine Taktik, der unter dem Einfluß einiger Hypnotiseure auch die Mehrheit des achten deutschen Pazifistenkongresses erliegen konnte. Zu der sich aber auf die Dauer irgendwie beträchtliche Teile des deutschen Volkes und der deutschen Intelligenz niemals anders als schroff feindlich stellen werden — und das mit Recht.

Ein Pazifismus, der diese Taktik entschieden ablehnt, und eine Taktik führt, die uns Deutschen keine Tatsachenblindheit und keine Selbstentwürdigung zumutet, das ist deutscher Pazifismus. Für eine andre Art von Pazifismus wird im „Vortrupp" niemals Raum sein. Könnte aber für den „Deutschen Pazifismus" der „Vortrupp" einer seiner Sammelpunkte werden, so sollte es mich freuen.

Hermann Popert.

Die Kulturoase in Klein-Brötzingen.

III.*)

Ich machte heute meiner Frau den Vorschlag, 200 Mark für die Bücherei der Genossenschaft zu stiften. Das können wir leicht, denn so viel ist mir jetzt schon klar, daß man hier viel sparsamer lebt. Was sparen wir nicht allein an unnützem Kleidertand und Modeputz! Schon daß die Kinder in der guten Jahreszeit barfuß gehen und bei jedem Wetter mit bloßem Kopf!

* * *

Frau Strack machte in der gestrigen Abendsitzung einige Mitteilungen aus John Lockes Essay on education. Das scheint ja ein köstliches Büchlein zu sein. Der berühmte Philosoph bleibt nicht bei Allgemeinheiten stehen. Er verschmäht es nicht, auch über die körperliche Behandlung der Kinder, vom Säugling an, sich eingehend zu äußern. Überall merkt man, daß die gediegenste Erfahrung aus ihm spricht. Er redet über die Kost der Kinder, über ihre Kleidung, Bettstatt, Schlafenszeit, über Strafen, Belohnungen, Ehrgefühl, über gutes und schlechtes Beispiel, über Zanksucht und andere kindliche Unarten mit vollkommener Sachkenntnis und dem gesundesten Urteil. Alle unsre Frauen haben sich vorgenommen, sich dies

*) Vgl. den ersten Teil des Aufsatzes in Nr. 15 und den zweiten Teil in Nr. 16 des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klassische Werk zu eigen zu machen, und ich bin überzeugt, sein Segen wird nicht ausbleiben.

Man sprach bei dieser Gelegenheit über die Frage, ob Dilettanten auch unterrichten könnten. Dr. Winkler sagte: Ich sehe überhaupt nicht ein, warum wir als Dilettanten gelten sollen. Manche von uns haben mehr Sachkenntnis als Lehrer, die so und so viele Prüfungen bestanden haben. Gelten denn unsre Erfahrungen für nichts? Die meisten von uns führen ein pädagogisches Tagebuch, worin sie alles eintragen, was ihnen auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts Bemerkenswertes aufstößt. Besonders die Frauen sind sich ihrer Verantwortung voll bewußt, und deshalb sind Erziehungsfragen ihr wichtigster Gesprächsgegenstand, im Gegensatz zu den Frauen der Stadt, die sich viel zu sehr auf die Schule verlassen. Auch in unsern Abendsitzungen könnte man manchmal glauben, man befinde sich in einem pädagogischen Seminar. Was die sogenannte pädagogische Fachwissenschaft betrifft, so weiß ich von sehr tüchtigen Lehrern, daß sie herzlich wenig darauf geben. In der goldenen Zeit der Pädagogik wußte man nichts von dieser vielgepriesenen Theorie, nichts von experimenteller Psychologie und ähnlicher ausgetüftelter Weisheit. Anders verhält es sich mit den Lehren der pädagogischen Klassiker. Die sind aber auch uns Dilettanten nicht verschlossen. Wozu wäre denn seit Jahrhunderten eine solche Unsumme von Erfahrung in den Schriften großer Denker niedergelegt? Diese haben alle so klar und verständlich geschrieben, daß ein Kind sie lesen könnte. Ich lasse mir nicht einreden, zum Unterricht bedürfe es einer besonderen Geheimwissenschaft, irgendeiner erschrecklichen Gelehrsamkeit in Psychologie, Ethik, Logik und sonstiger Scholastik, die außerhalb der pädagogischen Seminare nicht zu finden wäre. Damit möchten manche Lehrer den Laien graulich machen, aber es wird ihnen nicht gelingen. Die Pädagogik ist eine Kunst, und wie in jeder Kunst kommt es in ihr vor allem auf natürliche Begabung an, daneben auf gute Vorbilder und fleißige Übung, nicht aber auf abstrakte Theorie.

* * *

Auch künstlerische Abende pflegt man hier von Zeit zu Zeit zu veranstalten. An geeigneten Kräften für den Vortrag von guten Gedichten, von ausübenden Musikern ist kein Mangel. Der gestrige Abend aber wurde obendrein durch eine Konzertsängerin und einen tüchtigen Klavierspieler verherrlicht, die beide auf einige Zeit hier die Sommerfrische genießen und sich auf diese Weise für die gastliche Aufnahme dankbar erweisen wollten.

Man hofft auf diese Weise auch die Landleute allmählich an künstlerische Genüsse zu gewöhnen. Im allgemeinen sieht es da noch bös aus. Aber unter den jüngeren Leuten haben doch schon einige Geschmack an unsern Veranstaltungen gefunden. Mit der Zeit denkt man sie auch zu den ernsteren, mehr wissenschaftlichen Gesprächen unserer Abendsitzungen her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anzuziehen. Man muß nur Vorsicht anwenden, um ihre Starrköpfigkeit und ihr Mißtrauen zu überwinden. Man darf sich nicht an sie heran-drängen, sondern muß geduldig abwarten, bis sie selbst das Bedürfnis empfinden, von uns zu lernen.

* * *

Nach jedem warmen Regen sollen mir von jetzt an die Jungen hinaus, um Pilze zu sammeln. Nicht nur zum Nutzen der Küche, sondern auch, weil ich mir kaum einen höheren Genuß für lerneifrige Knaben weiß als diese Jagd. Die Pilze sind nicht so leicht zu finden. Hundertmal wird auch das Auge des geübten Sammlers geäfft durch ein welkes Blatt, einen Stein oder auch einen wertlosen Pilz. Um so größer ist die Freude des Entdeckens. Schließlich bekommen die Jungen auf diese Weise Augen, um die ein Indianer sie beneiden könnte. Von der naturgeschichtlichen Be-lehrung gar nicht zu reden.

Die Bauern dieser Gegend essen keine Pilze. Lieber würden sie hungern. Und da sich auch Fremde selten hierher verirren, an die man Pilze verkaufen könnte, so ist diese wichtige Nahrungsquelle bisher ganz ungenutzt geblie-ben. Um so erfreulicher, daß unsre Jungen bereits einige ihrer bäuerlichen Kameraden mit ihrem Pilzeifer angesteckt haben. Die essen jetzt Pilze, zum Schrecken ihrer Mütter, die von dem giftigen Zeug nichts wissen wollen.

* * *

Wir Deutschen rühmen uns gern der geringen Zahl unsrer Analpha-beten. Sehr mit Unrecht. Was nützt die Kenntnis der Buchstaben einem Menschen, der das ganze Jahr kein vernünftiges Buch in die Hand be-kommt? Das Lesen ist nur eine Vorbedingung der Bildung, noch lange nicht Bildung selbst. Es kann ebensowohl mißbraucht wie nützlich an-gewandt werden. Unsre Landleute sowohl wie die Angehörigen der weniger gut gestellten Klassen lesen, aber fragt mich nur nicht wie, und vor allem nicht was. Oft möchte man wünschen: möchten sie doch lieber nicht lesen können!

Neulich fiel mir eine ältere Schilderung der toskanischen Bauern in die Hände, die mir viel zu denken gab. Diese Leute, obgleich die wenigsten lesen konnten, waren durchaus nicht ohne höhere Kultur. In jeder Familie gab es einen, der die Abende durch Vorlesen ausfüllte. An Festtagen be-suchten sie das Theater der nächsten Stadt, das heißt ein wirkliches Theater, nicht ein Lichtspiel, und ihr Lieblingsdichter war der ernste Tragiker Alfieri. Da sieht man doch, wir haben gar keinen Grund, großzutun. Wie viele unsrer Landleute fühlen denn das Bedürfnis, sich mit Kleist oder Shakespeare bekannt zu machen? Aber ich hoffe, dieser beschämende Zustand wird sich ändern, wenn erst die Scheidewand zwischen Dorf und Stadt gefallen ist. Nur dadurch können die geistig ungebildeten Stände aus ihrer Roheit und ihrem Stumpfsinn aufgerüttelt werden.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wer nur das törichte und schädliche Gerede aufgebracht haben mag, daß unser heimischer Boden seine Kinder nicht ernähren könne? Freilich wenn alles sich von der Landarbeit abwendet, da ist es kein Wunder, daß das Land nicht genug trägt. Nicht an Raum fehlt es uns und auch nicht an fruchtbarem Boden — der Boden Deutschlands steht dem keines andern Landes nach — es fehlt an Arbeitskräften und vor allem an einsichtigen, unternehmenden, erfinderischen Köpfen in der Landwirtschaft. Wem kommt denn der Gedanke, Pilze zu züchten, was man doch im Ausland schon mit dem besten Erfolg versucht hat? Wer denkt daran, Käfer, Raupen und Schnecken unsrer Gärten und Wälder für die Ernährung nutzbar zu machen? Da spricht man von der Maikäferplage und sollte lieber von einem Maikäfersegen sprechen. Kann man es nicht so machen wie die Kinder unsrer Kulturoase, die die Käfer von den Sträuchern schütteln, in aufgespannte Regenschirme hinein, zur willkommenen Speise für die Hühner? Doch das sind Kleinigkeiten. Wichtiger ist, daß man die meisten Speisereste, den meisten und besten natürlichen Dünger ungenutzt verkommen läßt. Nur die gegenseitige Annäherung von Stadt und Land kann da Wandel schaffen.

* * *

Einige Tage hab ich's nun versucht, meinen Paul und Richard zu unterrichten. Aber ich merke schon, da fehlt es an irgend etwas. Es ist nicht der rechte Trieb hinter den Jungen. Vielleicht liegt es daran, daß sie sich nicht gehörig angespornt fühlen. Eine Klasse von 30, 40 Jungen ist entschieden zu viel, aber zwei — das ist zu wenig. Wüßte ich nur, wo ich in aller Geschwindigkeit andere Schüler auftreiben kann!

* * *

Manchmal möchte man doch verzweifeln bei der Rückständigkeit unsrer Landleute. Da ist der Nachbar Hansen, sonst einer der Aufgewecktesten. Ich sah neulich Sonnenblumen in seinem Garten und fragte ihn, was er mit den Samen mache. Er sah mich groß an. Daß diese Dinger zu etwas zu gebrauchen seien, war ihm ganz neu. Ich belehrte ihn über ihren Nutzen. Wenn er sie nicht selbst mit den Seinen essen wolle, so sollte er sie wenigstens als Futter verwenden.' Aber ich wette, er wird sich auf nichts einlassen. Was versteht so ein Stadtmensch davon? stand auf seinem Gesicht zu lesen. Ich glaube, daß diese Einbildung der Landleute auf ihre Erbweisheit dem hochmütigsten Gelehrtendünkel nichts nachgibt.

Einer unsrer Bauern führt einen erbitterten Kampf mit allerlei Unkräutern auf seinen Feldern. Aber er würde glauben, diesen Pflanzen zuviel Ehre anzutun, wenn er sich nach ihren Namen erkundigte. Unkraut ist Unkraut. Wenn nun aber, sagte ich, in irgendeinem Buch oder Zeitungsblatt ein Mittel z. B. gegen den Schachtelhalm angegeben wird? Da würde ihnen dieser Fingerzeig verloren gehen, bloß weil Sie den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namen Schachtelhalm nicht kennen. Er antwortete nicht, und ich habe wenig Hoffnung, ihn bekehrt zu haben, so selbstverständlich die Sache auch ist. Was würde er erst von dem übergeschnappten Stadtmenschen denken, wenn ich ihm gesagt hätte, daß eine Pflanze, die man heute als Unkraut wegwirft, morgen schon zu Ehren kommen kann! Und doch sind die Beispiele der Brennessel, des Rohrkolbens, der Melde sprechend genug. Mir ahnt sogar, daß die meisten Feldpflanzen, die bei uns unbeachtet in ungeheuren Mengen wachsen, sich irgendwie verwerten lassen. Es würde mich durchaus nicht überraschen, wenn es von einem oder dem andern verachteten Unkraut eines Tages hieße, daß sich ein wertvolles Öl daraus gewinnen läßt oder daß es eine gute Futterpflanze ist oder ein Gespinst liefert. Wer hat sich denn die Mühe gegeben, diese Pflanzen zu untersuchen? Die experimentelle Botanik liegt noch in den Windeln. Aber darüber läßt sich mit unsern heutigen Landleuten garnicht reden. Die sind jedem Fortschritt unzugänglich, und unsre einzige Hoffnung ist das heranwachsende Geschlecht.

* * *

Jetzt weiß ich, was ich tue. Ich werde für den Unterricht meiner Söhne einige Dorfknaben heranziehen. Bereits weiß ich einige, die gute Anlagen zeigen. Damit hoffe ich zugleich ein gutes Werk zu tun. Man spricht jetzt so viel vom Aufstieg der Begabten. Aber wenn man Ernst damit machen will, da werden so viele Wege vorgeschlagen, daß man zu garnichts kommt. Ich will doch sehen, ob man nicht auch ohne gesetzgeberische Tätigkeit und endloses parlamentarisches Gezänk ans Ziel kommen kann.

Meine Frau hat allerdings ihre Bedenken. Die Knaben, meint sie, könnten von den Bauernkindern allerlei Roheiten annehmen. Zum mindesten würden sie sich ein schlechtes Deutsch angewöhnen. Auch so ein Aberglaube unsrer Zeit, als sei unser Schriftdeutsch die Krone der Bildung. Ich weiß dessen Wert wahrlich zu schätzen, aber es hat doch hochverdiente Männer in Deutschland gegeben, die mit ihrer Muttersprache auf gespanntem Fuß standen.

* * *

Gestern abend kam die Rede auf Robert Owen, diesen in so vielen Beziehungen merkwürdigen Mann, einen der edelsten Menschenfreunde und einen der Haupturheber der Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiter. Owen, der aus ganz kleinen Kreisen stammte, verdankte sein geistiges Rüstzeug nicht der Schule, denn dieser gehörte er nur bis zum Alter von 9 Jahren an. Den Grund zu seinen reichen Kenntnissen legte er vielmehr durch fleißiges Lesen. Als siebenjähriger Knabe erhielt er Zutritt zu den Büchern der drei Gelehrten seiner kleinen Vaterstadt, des Geistlichen, des Arztes und des Rechtsanwalts. Und seitdem las er, wo und was er konnte.

Ein anderes Mitglied erinnerte an den nicht minder merkwürdigen Bildungsgang eines andern bedeutenden Mannes, des K. H. v. Lang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser lernte im Alter von 4—5 Jahren lesen und schreiben, wuchs dann aber auf dem Lande und unter ländlichen Arbeiten so gut wie ganz ohne Unterricht auf. Darum lernte er aber nicht weniger. Höchst ergötzlich erzählt er, wie er in freien Stunden nicht nur alle unterhaltenden und lehrreichen Bücher las, die ihm in die Hände kamen, sondern auch das Rechnen ganz allein aus einem Handbuch lernte, sich sogar an das Latein heranwagte. Als er mit vierzehn Jahren, höchst ungenügend vorbereitet, auf ein Gymnasium kam, ließ er in kurzer Zeit seinen etwas jüngeren Bruder, der seit seinem 6. Jahr Gymnasiast war, weit hinter sich, nicht nur in allen praktischen Dingen, sondern auch in den eigentlichen Schulfächern. Da sieht man, wohin ein begabter Knabe in frischer, natürlicher Umgebung und frei vom Zwang und Drill der Schule es bringen kann.

* * *

Es ist doch ein großer Vorteil, daß die Knaben hier nicht alle über einen Leisten geschlagen werden. Die Folge ist, daß sie sich gegenseitig fördern können. Da kennt der eine gründlich den Chamisso, der andere Uhland, der dritte Grillparzer. Dieser studiert eine Nordpolfahrt, jener ist auf den Malaiischen Inseln zu Hause, dieser hat ein Buch über den Dreißigjährigen Krieg, jener eins über Napoleon oder über Friedrich den Großen gelesen, dieser ist Spezialist betreffs der Vögel, jener weiß mit Schmetterlingen oder Käfern Bescheid. Wenn sie etwas nicht wissen, so pflegen sie zuerst beieinander anzufragen, und nicht selten mit Erfolg. Man glaubt gar nicht, mit welchem Eifer sie voneinander lernen, einander auszuhelfen suchen. Sogar ihre schriftlichen Arbeiten sehen sie sich gegenseitig nach, und nur in zweifelhaften Fällen wenden sie sich an die Erwachsenen.

* * *

Mein Neffe Alfred wird eintreffen. Ich habe es meiner Schwester nicht abschlagen können, daß er die Ferien hier verbringt. Ganz recht ist es mir nicht. Dieser Großstadtbengel wird unsern unverwöhnten Jungen allerlei Raupen in den Kopf setzen. Aber ich sage mir auch: eine Tugend, die noch keine Probe bestanden hat, ist keine.

* * *

Alfred war sehr verblüfft, als er hörte, daß es hier keine Ferien gibt. Wozu auch? Unsre Jungen betrachten das Lernen nicht als eine Last und brauchen sich nicht in monatelanger Faulenzerei zu erholen.

Übrigens ist es gekommen, wie ich mir dachte. Der äußerliche Schliff und die oberflächliche Gewandtheit, die Alfred besitzt, hat beim ersten Anblick Eindruck gemacht. Meine Jungen glauben, daß er sie in vielen, wenn nicht in den meisten Fächern überragt, und fühlen sich unzufrieden. Vor allem blendet seine Fähigkeit im Aufsatzschreiben. Darin hat er wirklich eine staunenswerte Fingerfertigkeit. Ohne einen Gegenstand gründ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich zu kennen, schüttelt er ein paar Seiten aus dem Ärmel, schön geordnet, in zierlicher Rede und mit allerlei blendenden Allgemeinheiten. Das können unsre Klein-Brötzinger nicht, Gottseidank. Aber schreiben werden sie auch schon können, wenn sie erst den Gegenstand beherrschen.

Ob hingegen Alfred, dieser Allerweltskerl, imstande ist, aus irgendeiner Autobiographie das Kulturgeschichtliche herauszufinden oder auch nur den Inhalt eines Dramas richtig anzugeben? Von Naturbeobachtungen ganz zu schweigen. Bei seinen geographischen Kenntnissen merkte ich gleich, daß sie aus dem Leitfaden herstammen. Von jedem ein bißchen, aber alles oberflächlich. Hier unter unsern Jungen gibt es keinen, der nicht ein paar gute Reisebeschreibungen und dazu einige Romane von Gerstäcker und Jules Verne gelesen hat, und zwar mit Nutzen. So ist ihr Wissen von der Erde zwar lückenhaft, aber lebendig. Ganz so ist es in der Geschichte. Ich zwinge sie nicht vor der Zeit, sich eine Übersicht zu schaffen, das Bedürfnis dazu wird sich schon einstellen. Mögen sie nur erst Denkwürdigkeiten einiger bedeutender Männer lesen, dann Briefe und ähnliche Quellen.

* * *

Erst jetzt, wo Alfred wieder weg ist, stellt sich heraus, was er alles hier angerichtet hat. Die Jungen, und zwar besonders die Bauernjungen, denken Tag und Nacht an die Herrlichkeiten der Stadt, an Theater, Museen, prächtige Bauten, Brücken, Schiffe, Menschengewoge, fremdländische Trachten. Der Schlingel hat es verstanden, ihnen eine förmliche Verachtung gegen unser stilles Dorf beizubringen.

* * *

Da hilft nichts anderes, wir müssen die junge Gesellschaft in die Stadt schicken, damit sie mit eigenen Augen sehen. Morgen reisen sie: die Helbings, die Stracks, unsre drei und dazu noch acht Kinder aus dem Dorfe. Meine Frau meinte, ich sollte als Hofmeister mitgehen. Ich werde mich hüten. Soll die Reise die gewünschte Wirkung tun, so müssen die jungen Menschenkinder volle Freiheit haben. Alfred wird sie in Empfang nehmen und den Fremdenführer spielen.

* * *

Gott sei Dank, die Kur ist geglückt. Natürlich waren sie anfangs alle wie geblendet von all dem Glanz. Aber schon nach ein paar Tagen sehnten sie sich nach der ländlichen Stille, nach Wald und Wasser, Feld und Garten zurück. Sie vermißten die Möglichkeit, sich auszutummeln. Und als ich sie vornahm und fragte, was sie vorzögen, das Stadt- oder das Landleben, da lautete das einstimmige Urteil: die Stadt ist wunderschön, und ein gelegentlicher Besuch dort ist eine herrliche Abwechslung, aber dauernd dort wohnen — um keinen Preis! Nun ergriff ich die Gelegenheit und hielt ihnen eine kleine Rede, worin ich sie auf all die Vorzüge hinwies, die sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis jetzt als etwas Selbstverständliches hingenommen haben: auf die ungebundene und naturgemäße Art ihres Lernens, auf ihre köstlichen Kampfspiele, auf die Geselligkeit, die bei uns herrscht, die gemütlichen Winterabende mit ihrer Hausmusik und sonstigen künstlerischen Veranstaltungen. Ich denke, die sind auf alle Zeit gegen die Landflucht gefeit.

* * *

Heute sind es zwei Jahre, daß ich in unsrer Kulturoase verweile. Mir scheint, es sei ein Jahrzehnt gewesen, so reich, so fruchtbar war diese Zeit. Nicht nur ich selbst bin genesen. Auch meine Kinder haben sich hier prächtig entwickelt. Sie versprechen Menschen zu werden, die keine Art von Arbeit scheuen und ebensoweit entfernt sind von der Zerfahrenheit, dem Müßiggang, dem vorlauten Wesen und der Oberflächlichkeit unsrer Stadtjugend, wie von der Roheit der jungen Bauernburschen, die keinen andern Genuß kennen als am Wochentag Tabak und Alkohol, am Sonntag Tabak, Alkohol, Gejohle und Tanzgestampfe. Auch wenn ich an die Zukunft unsres Volkes denke, glaube ich schon Licht zu sehen. Die städtische Flachheit und die bäuerliche Schwerfälligkeit, beide werden verschwinden und einer gediegenen Tüchtigkeit Platz machen.

Im Mittelalter gab es Burgherren. Sie waren nicht nur Herren, sondern auch Väter ihrer bäuerlichen Hintersassen. Die Burg war ein Mittelpunkt, der Kultur ausstrahlte. Der Burgherr ermutigte Talente, belohnte Verdienste. Er war das Orakel der Bauern in wirtschaftlichen und politischen Dingen. Seine Gemahlin stieg als ein hilfreicher Engel in das Dorf nieder, um Wohltaten auszustreuen, Krankheit und Armut zu lindern, Kenntnisse zu pflanzen. Sollte etwas ähnliches, wenn auch unter ganz veränderten Umständen, nicht auch heute möglich sein? Gäbe es nur erst hundert Kulturoasen wie Klein-Brötzingen, es würde bald anders stehen in wirtschaftlicher, in geistiger, in sittlicher Beziehung.

Solche Gedanken äußerte ich heute gegen meine Frau, die noch manchmal mit Sehnsucht an die Stadt zurückdenkt. Das machte Eindruck auf sie, die Rolle einer Burgfrau würde ihr anstehen. Begabte junge Mädchen aus dieser Gegend geistig zu heben — in der Tat, ich glaube, darin würde sie mit der Zeit volle Befriedigung finden.

Inzwischen gedenke ich unter den frischen Bauernknaben weiter zu wirken. Ich verhehle mir die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht. Die große Frage ist, welche Art von Belehrung den Landleuten notwendig und zuträglich ist. Denn nicht jedes Wissen ist für jeden gut. Ein Wissen kann ebensoleicht unglücklich machen wie glücklich. Soviel scheint mir klar, daß man überall versuchen muß, an die ländlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Das Ziel muß sein, den Leuten ihren künftigen Beruf lieb zu machen, die Landarbeit zu adeln, indem man sie über die bloße Routine erhebt. Das im einzelnen auszuarbeiten, müssen unsre Abendsitzungen sich angelegen sein lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

O du köstliche Gotteserde, die du mir die Gesundheit des Leibes und der Seele wiedergeschenkt hast, kann ich ein geringeres Opfer des Dankes auf deinem Altar darbringen, als daß ich einigen deiner Kinder den Weg zu den Höhen der Kultur ebne, auf denen ihre beglückteren Mitmenschen wohnen?

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Wege aufs Land. Über die Notwendigkeit, mehr Menschen aufs Land zu schaffen, wird heute soviel gesprochen und geschrieben, daß ich zuweilen denke: wenn für jedes Wort ein Spatenstich gemacht und eine Pflanze sauber in die Erde gepflanzt würde, so könnte eine große Stadt voll Menschen satt davon werden. Für eine gepflanzte Kartoffel gibt uns die Erde zehn neue wieder, und für ein Kohlpflänzchen einen großen Krautkopf. Wenn eine Autorität wie Professor Aereboe sagen kann, daß wir in Deutschland hundert Millionen Menschen reichlichst vom eigenen Acker ernähren können, vorausgesetzt, daß vierzig Millionen darauf wohnen und arbeiten — während gegenwärtig siebzig Millionen elend hungern, weil nur siebzehn Millionen von ihnen sich zur Landarbeit bereit finden — so sollte es für niemand, der mit einigermaßen heilen Gliedern zum Berufswechsel gezwungen ist, zweifelhaft sein, welchen Beruf er wählen soll.

Für Handarbeiter, die schon landwirtschaftlich oder gärtnerisch tätig waren — sei es auch nur im Laubengarten — bietet sich gegenwärtig Gelegenheit, auf einer kleinen Siedlerstelle ihr Glück zu versuchen. Das Rittergut Bötzow in der Mark wird von einer Genossenschaft aufgeteilt, und wer als Landwirt mit dem Leiter des Unternehmens über die Feldmark gegangen ist, der weiß, daß diese Siedlung, wenn überhaupt eine, gelingen wird, weil hier der rechte Mann an der rechten Stelle steht.

Aber so wie dort kann es nicht überall gemacht werden. Wollte man Menschen, die noch niemals landwirtschaftlich tätig waren und dazu körperlicher Arbeit ungewohnt sind, sogleich ansiedeln, so würde man nur Unheil stiften. Die vielen Berufssoldaten z. B., insbesondere die Offiziere, für die keinerlei „Zivilversorgung" vorgesehen ist und die demnächst zur Entlassung kommen werden, müssen zunächst eine Möglichkeit haben, sowohl etwas von der Landwirtschaft als auch körperlich arbeiten zu lernen. Dieses körperliche Arbeiten ist nicht nur eine selbstverständliche Notwendigkeit für jeden Kleinlandwirt, sondern es gewährt auch eine tiefe Befriedigung, wenn man es erst ohne Überanstrengung tut, das heißt, wenn man sich daran gewöhnt hat.

Eine Lerngelegenheit mit diesem Ziel habe ich im Auftrage der Landwirtschaftskammer für Pommern soeben auf einem 120 Morgen großen Bauerngut begründet, auf dem ein für andere Zwecke erbautes stattliches Wohnhaus für die Aufnahme von etwa 25 Lehrlingen vortrefflich geeignet ist. Auf diesem Lehrgut, das vorwiegend für kriegsverletzte Offiziere gedacht ist, wird unter Leitung eines älteren, erfahrenen Landwirts in Feld und Garten gearbeitet, wie es die Jahreszeit erfordert, und daneben die theoretischen Erklärungen gegeben, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Verständnis dieser Arbeiten dienen. Da der Lehrmeister ganz für diesen Zweck zur Verfügung steht, ist der einzelne in der Lage, durch Fragen das zu erfahren, was für ihn von besonderem Interesse ist. Ein Drittel der vorgesehenen Teilnehmer ist bereits versammelt und mit Spaten und Pflanzholz fleißig bei der Arbeit, die meisten in jüngeren Jahren; aber auch solche, die im Kriege Bataillone nnd Regimenter geführt haben. Auch diese arbeiten schon nach kurzer Zeit mit einer Stetigkeit, als wenn sie seit Jahren Landarbeit täten; so daß man wohl sehen kann, wie auf geeignete Weise nicht nur tausende von Berufssoldaten, sondern auch Angehörige anderer kriegsgeschädigter Berufe Landwirte und Gärtner werden können, zu ihrem Segen und des ganzen Volkes Nutzen.

Es kommt nur darauf an, daß die rechten Menschen auf den Acker herauskommen, nämlich solche, die noch ein anderes Ziel vor sich sehen als die Befriedigung materieller Bedürfnisse! Was zur sozialen Krankheit und zur Weltkatastrophe geführt hat, war die Herrschaft des materiellen Lebens, über das endlich wieder wir Herren werden müssen. Im Parlament ist es deutlich und treffend gesagt worden: was allein uns aus dem Elend hinausführen kann, ist „Land und Geist!"

Lehrgut Grensingshof,
Züllchow in Pommern.

Rudolf v. Koschützki.

Die Bodenreform ein Grundrecht des deutschen Volkes. Der Artikel 152 der neuen Reichsverfassung trifft folgende einschneidende Bestimmungen:

„Die Verteilung und Nutzung des Boden wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziel zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- oder Wirtschaftsheimstätte zu sichern. Kriegsteilnehmer sind bei dem zu schaffenden Heimstättenrecht besonders zu berücksichtigen.

Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden. Die Fideikommisse sind aufzulösen.

Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen.

Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter Aufsicht des Staates. Private Regale sind im Wege der Gesetzgebung auf den Staat zu überführen."

Das bedeutet die grundsätzliche Anerkennung der Bodenreform durch die neue Verfassung. Aufgabe der Zukunft aber ist es, die gewaltigen Möglichkeiten, die hiermit erschlossen sind, auch wirklich auszunutzen und die deutsche Volkswirtschaft im Geiste der Bodenreform neu aufzubauen.

Dr. Nagel.

Eine neue Störung in der Versendung von Zeitschriften auf dem Buchhändlerwege hat

der Streik

der Leipziger Buchhandlungsgehilfen und Markthelfer hervorgebracht. — Auch viele Leser unserer Zeitschrift werden infolgedessen Nummern des „Vortrupp" verspätet erhalten.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 14 Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld 1. September 1919

Was sollen wir tun?

Nun ist der Frieden geschlossen. Ein häßlicher, grauenvoller Abschnitt der Menschheitsgeschichte hat nun endlich seinen Abschluß gefunden. Jetzt gilt es, sich entschlossen von der unheilvollen Vergangenheit abzuwenden und mit zukun tsfroher Kraft ein neues Leben zu beginnen. Wir Deutschen haben gegenwärtig eine eiserne Zeit vor uns, die uns zu harter Arbeit verpflichtet. Wir wollen der Welt zeigen, daß unsre Gegner sich täuschten, als sie uns mit ihrem Friedensvertrage zu vernichten glaubten. Gerade durch gewaltige Aufgaben und bittere Not ist ein Volk noch immer groß und stark geworden.

Was sollen wir nun tun? Welches sind unsere Aufgaben?

Es gilt die Wiedergeburt des deutschen Geistes und die Schaffung eines neuen politischen Menschen. So müssen wir, die Jugend, uns entschlossen abwenden von den alten Parteien, von der alten Politik, die dieses entsetzliche Morden nicht verhindern konnte. Ein frischer Zug gehört in die Politik, die andere Wege einschlagen muß als die zusammengebrochenen Gewalten. Statt Völkerhaß zu säen, heißt es jetzt, die Welt mit neuer, alles überbrückender Menschenliebe zu erfüllen. So kann unser militärischer und wirtschaftlicher Zusammenbruch noch heilsame Folgen haben; er kann uns zum Sprungbrett für innere Wiedererstarkung und befreiende Läuterung werden.

Wie erfüllen wir unsere Aufgaben? — Dadurch, daß wir, die Jugend, als Träger eines fest im Boden der Wirklichkeit wurzelnden praktischen Idealismus ablehnen und bekämpfen: Die ekle Selbstsucht, das skrupellose In-die-eigene-Tasche-Wirtschaften, die Anbetung des Mammons, die würdelose Besitz- und Machtgier, verweichlichende, aufpeitschende Genüsse (Tabak und Alkohol), erkauftes, verseuchendes, entwürdigendes Vergnügen, Dünkel und Blasiertheit, die widerliche, bierselige, einschläfernde Vereinsmeierei und die verkalkende Schablonen-Bürokratie bei allen öffentlichen Einrichtungen, den unvornehmen Kleinkampf der Parteien, der die Ehrfurcht vor dem Menschentum ganz einbüßt und mit unlauteren Mitteln, oft mit bewußter Fälschung, arbeitet.

Was wir dagegen fordern: Innere Freiheit durch Selbstzucht! Durch diese Blätter geht immer wieder der Ruf nach herber Selbstkritik als Voraussetzung für Selbsterziehung und selbstverantwortliches Handeln. Die Jugend muß sich zähmen, Herr werden über sich selbst durch Willensgymnastik und Körperpflege! Wahrheitliebe und Gerechtigkeitsgefühl sollen uns beseelen; frei wollen wir sein, aufrichtig und natürlich durchs Leben schreiten. Ehrfurcht heißt es zu bewahren vor dem erfahrenen Alter und dem bewährten Schöpfergeist des Führers. Entschlossenes Jasagen und Zupacken wird uns zur Pflicht. Gerade wir von der Meißner-Jugend wollen voll heller Begeisterung am Neuaufbau mithelfen und dabei treu und stolz zu unseren Idealen stehen, wollen unsere volle Kraft einsetzen zur endlichen Wiedergenesung unseres Volkes und der gesamten Menschheit.

An der Spitze all unserer Forderungen aber steht die der Selbstzucht. Eine Zucht, strenger und unerbittlicher als irgend eine äußere Macht sie über uns ausüben könnte. Ja, wir Freideutschen wollen uns selber in die Hand nehmen und verzichten darauf, in den ausgefahrenen Gleisen der Raubpolitik und der verschrobenen durch und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch verseuchten Gesellschaft zu wandeln. Wir streben nach einem neuen Leben der Freiheit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Und welche Zeit ist solcher Erneuerung günstiger als gerade unsere? Die Blockade ist aufgehoben, wir bekommen wieder genügend zu essen. Und mit der besseren Ernährung des Körpers werden auch Geist und Seele wieder erstarken.

Ein brausender Weckruf muß jetzt durch die deutschen Lande gehen: Deutsche Jugend, die du durch das unerhörte Leiden des Krieges gegangen, wach auf! Werde stark! Besinne dich auf dich selbst! Zeige jetzt, daß unbändige Kraft in dir steckt! Klar steht deine Aufgabe vor dir. Nie mehr darfst du träumend abseits stehen. Gestalte den neuen Morgen! Bejahe dieses neue Leben, fest und stark packe zu! Deutsche Jugend, es gilt! Die Muskeln gestrafft und auf die Zähne gebissen! Mit Jubel im Herzen, leuchtenden Auges gläubig vorwärts geblickt! Mit festem Willen an die Arbeit! Deutsche Jugend, du stehst vor der großen Aufgabe, die zusammengebrochene Welt mit einem neuen Geist herber Selbstzucht und milder Menschenliebe zu durchdringen. Selten stand Jugend vor einer schöneren Aufgabe!

Freunde, zeigt euch dieser Aufgabe würdig! Steht auf, werdet stark!

Walter Richter.

Schulfarmen.

Einen neuen Menschen, die innere Einkehr und Umkehr, ein gründliches Umlernen fordern alle an der alten Welt Krankenden. Warnungstafeln stellt man auf, um wenigstens die Jugend abzuschrecken, daß sie nicht gedankenlos einziehe in geistige Niederungen, in denen die Alten krank und elend wurden. Tausend Hände sind in Bewegung, neue Schulpläne, Unterrichtsziele, Stoffe und Methoden auszuarbeiten. Wer aber hat die lebendige Zuversicht, daß sich damit auch das Notwendigste einstellen wird: der neue Schulgeist? Trägheitsgesetz und Beharrungsvermögen sind gerade im Geistigen besonders mächtig. Man will wohl vom Veralteten abkommen, lebt aber immer weiter noch mitten darin mit seinen Gewohnheiten, Erinnerungen, Stimmungen und Erfahrungen oder fällt doch, wenn auch unbewußt, immer wieder in sie zurück. Große seelische Aufrüttelungen und Aufschwünge beleben von neuem die Hoffnung, aber auf die Wellenhöhen folgen Wellentiefen mit Verstimmung und Mutlosigkeit. Es ist halt unendlich schwer, sich von innen heraus neu zu gestalten.

Man sagt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" und man verlangt eben deshalb immer als Vorbedingung für eine Neugeburt unserer Kultur die geistige Umformung. Fast könnte man auch sagen: Es ist der Körper, der den Geist sich baut! Erst muß die neue Form geschaffen sein, ehe darin der neue Geist sich entfalten und bilden kann. Erst muß uns eine neue Schule geschaffen werden, ehe wir eine wesentlich veränderte Jugend erhoffen dürfen. In der alten Sitz- und Lernschule wird sich nichts Wesentliches ändern. Da laßt nur alle Hoffnungen! Ihr kennt die Lehrer, ihre Anschauungen, Ansprüche, Gewohnheiten und Methoden: glaubt ihr, daß die davon abkommen? Abkommen, sage ich, selbst wenn sie es wollen oder es wollten? Viele wollen nicht einmal! Sie waren von der alten Schule völlig überzeugt und opfern von ihr nichts ohne Zwang. Ein neuer Geist wird in unser Schulwesen erst dann einziehen, wenn die veränderten äußeren Lebensformen an sich schon das Verharren im alten Betrieb unmöglich machen. Es genügt, für die unteren Klassen, den Klassen- und Sitzzwang aufzuheben, den Unterricht möglichst ins Freie zu verlegen und zu einem zwanglosen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler umzugestalten. Sofort ist die alte Schule aus den Angeln gehoben und freies Feld für eine neue, naturgemäße Erziehung geschaffen.

Aus solchen Erwägungen heraus empfehle ich die Gründung von Schulfarmen.

Ich hoffe, daß die Vortrupp-Frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen schon heute wissen, was sie sich unter Schulfarmen zu denken haben. Für die, die es noch nicht wissen, sei verwiesen auf meinen Aufruf in der sozialistisch-pädagogischen Zweiwochenschrift „Die neue Erziehung" (Heft 12/13). Kurz gesagt, sollen die Schulfarmen sein: Vorstädtisches Landerziehungsheim mit Beibehaltung der elterlichen Hauserziehung. Der Lehrbetrieb: Theorie mit unmittelbarer praktischer Verwertung, Vereinigung von Erziehung mit produktiver Arbeit. Lehrplan übereinstimmend mit dem der Einheitsschule unter starker Betonung des naturwissenschaftlich-biologischen Gebietes. Pflege der Selbstbeobachtung und Selbsttätigkeit, Abkehr vom leeren Formalismus und dem historischen Ballast; eine Vorschule für künftige Siedler männlichen und weiblichen Geschlechtes.

Diese Stichworte werden den Vortrupp-Freideutschen schon ein ausreichend klares Bild geben. Noch sind die Formen flüssig, noch ist alles in Vorbereitung, noch ist Anregungen und Wünschen freier Zugang gesichert. Die Vortrupp-Freideutschen sollten sich selbst zu diesem Plane äußern. (Prof. Dr. Ludw. Gurlitt, München 46.)

Ludwig Gurlitt.

Glossen.

Stilverfall.

Im Januarheft 1918 der Jungwandervogel-Bundeszeitung erschien ein kleiner Aufsatz unter der Überschrift „Geheimnisse aus Böhmen". Man traut seinen Augen nicht, denn da steht zu lesen: „. . . Se. Durchlaucht nötigte uns nun zum Essen und ließ uns alleine mit einer herrlich gedeckten Tafel mit den auserlesensten Gerichten und Weinen. Wir saßen kaum nieder, als Se. Durchlaucht wieder erschien und unsern Ortsgruppenleiter mit einer Kiste feiner Havannas und Zigaretten bedachte . . . . Nach Sättigung unserer heißhungrigen Mägen erschien ein Diener mit dem Befehl, uns nach dem nahen Königsbad zu führen. Dort erhielten wir feine Betten in einem feinen Wirtshause, besser gesagt Hotel. Unsere bleischweren Knochen sanken mit wonnigen Gefühlen in die weichen Pfühle. Die letzte noch mitgenommene Flasche Wein brach hier ihren Hals. Mit der nötigen Bettschwere schliefen wir den Schlaf des Gerechten . . . Über der Horde schwamm ein feiner, blauer Rauch, der von den fürstlichen Havannas herrührte, an denen wir mit aller Macht sogen . . . ."

Angesichts solchen Stilverfalls möchte ich nachdrücklichst auf unseren Jenenser Aufruf „An die Jasagenden in der Freideutschen Jugend" hinweisen, der in unserm ersten Maiheft wiedergegeben worden ist. Den Eingeweihten ist es nicht unbekannt, daß der Jungwandervogel, der im übrigen der wagemutigste und meistversprechende der Jugend-Wanderbünde ist, in Sachen der Lebensführung noch arg rückständig ist, daß aber auch eine starke Strömung in diesem Bunde besteht, die auf Stil hält und an solchen Rückständigkeiten Ärgernis nimmt. Davon zeugt u. a. die Verwahrung, die zwei JWVer aus dem Felde einlegten (erschienen im Mai-Juniheft 18): „Wir waren immer stolz darauf, kein Alkoholverbot auf Fahrten zu brauchen, und brüsteten uns mit ‚freiwilligem Verzicht'. Nun hören wir aus Böhmen, daß eine Horde nach Genuß von geschenktem Wein mit der ‚nötigen Bettschwere' den Schlaf des Gerechten schlief. Am Morgen zog die Horde, vom blauen Rauch ihrer Havannas umgeben, weiter. Ist das das Erbe, das eure Führer euch hinterließen? Sollen eure Soldaten im Felde sich ihrer Bundesbrüder in der Heimat schämen?" —

Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, ist der Stilverfall im Wandervogel schon so tief eingerissen, daß wir Meißner-Freideutschen uns tatsächlich bisweilen bereits solchen Nachwuchses zu schämen beginnen. Ein Bund ganz besonders (nicht der JWV. ist gemeint) trübt durch seinen unzeitgemäßen Hurrapatriotismus und seine Rückschrittlichkeit auch auf anderen Gebieten, namentlich dem der Lebensführung, das leuchtende Bild, welches dem deutschen Volke beim Meißnerfeste vom Freideutschtum gezeigt worden ist. Zum „feuchtfröhlichen" Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trieb des von einem läppischen Pennälervolk so gern stumpfsinnig nachgeahmten hurrafrohen Saufstudententums ist da bei manchen Ortsgruppen nur noch ein kleiner Schritt. Kein Wunder, daß gerade dieser Bund, eben infolge seiner Zugeständnisse ans unverbesserliche Pennälertum, starken Zulauf hat und deswegen wohl unrettbar weiter verflachen wird. Sehr zum Schaden für unsere Bewegung, der dadurch viel guter Nachwuchs entzogen und verdorben wird.

Weshalb denn solcher Rückfall ins Ewig-Gestrige der Lebensführung? Hat unsere Schuljugend kein Organ mehr zum Erfassen der aufpeitschenden, treibenden, läuternden Not? Ist der Wandervogel wirklich schon soweit „Mode" geworden, gehören Greif und Schwalbe auf blauem und grünem Grund schon dermaßen zum „guten Ton", daß solche jämmerliche Verflachung sich ausbreiten mußte? Heißt das unsere Toten ehren, die sich und unserm Freideutschtum Treue bewahrt haben bis zum Tode? Viele von uns Feldsoldaten haben es abgelehnt, Offizier zu werden, weil sie es nicht ohne Preisgabe ihrer freideutschen Lebensführung hätten werden können. Andere sind allen Widerständen zum Trotz doch Offizier geworden, haben alle Zugeständnisse abgelehnt und als stolze Freideutsche den Spott ihrer verständnislosen Umgebung erduldet. Ehre solchen charaktervollen Freideutschen, die unserm Weltbilde Treue bewahrt haben bis zum Tode! Aber ein Fluch jenen Erben, die sich in ihrer Lebensführung kaum mehr unterscheiden von der Masse der Auch-Wandervögel, ein Fluch jenen verschont Gebliebenen, die wieder rauchen und saufen wie die Alten und sich dennoch weiter aufspielen als die Ganzen und Echten!

Wir wenigen Davongekommenen vom alten Meißner-Schlage leiden unsäglich an diesem Stilverfall. Gerade gegenwärtig hätte das Freideutschtum bis herunter zum Wandervogel, seiner Vorschule gewissermaßen, Haltung bewahren müssen, gerade heute, wo es vor allem auf die beispielhafte Tat ankommt. Zuweilen beschleicht uns tiefes Weh, wenn wir unserer gefallenen Freunde gedenken und dabei sehen müssen, wie treulos ihr Erbe jetzt verwaltet wird. Dann wird uns das Goethewort Erlebnis: „Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß?" Aber solch schmerzliche Gedankengänge werden doch allemal durch die Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Bewegung wieder verdrängt. Und als Letztes bleibt immer noch der Ausweg, die veralteten Formen zu zerschlagen, von Grund auf etwas kernhaft Neues zu bauen, damit das Erbe unserer gefallenen Freunde doch noch wirksam bleibt und fruchtbar wird.

Walter Hammer.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. Wotawa, Alfred Hölder, Wien 1919.

Nr. 31: Winkler, Dr. Wilhelm: Die zukünftige Bevölkerungsentwicklung Deutschösterreichs und der Anschluß an Deutschland.

Nr. 32: Jesser, Franz: Nationale und wirtschaftliche Verhältnisse in Schönhengstgau.

Nr. 33: Unser Friede. I. Die Kundgebung der Deutschösterreichischen Nationalversammlung in der Sitzung vom 7. Juni 1919.

Nr. 34: Unser Friede. II. Die Antwort der Vertreter der deutschen Sudetengebiete auf die Friedensbedingungen von St. Germain.

N. 36: Pirchegger, Dr. Hans: Die slowenischen Ansprüche in Untersteiermark.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 18 2. Septemberheft 1919

„Wer hilft mit?"

Ich bitte jeden einzelnen Leser und jede einzelne Leserin des „Vortrupp" nochmals, den Leitaufsatz „Wer hilft mit" im zweiten Juniheft lesen und bedenken zu wollen, daß dieser Aufsatz für ihn oder für sie ganz persönlich geschrieben ist.

Hermann Popert.

Die Lehre vom Verbrauch.

Unsere Nationalökonomie war bisher keine Volkswirtschaft, sondern eine Unternehmerökonomie, die viel zu einseitig nur die Bedingungen günstiger Produktion untersuchte. Dementsprechend hat auch die Wirtschaftspolitik die Produktion als Selbstzweck behandelt und den Verbrauch nur als ein Mittel angesehen, um der Volksmasse Arbeitsgelegenheit, den Unternehmern Gewinn und dem Kapitale eine gute Rente zu verschaffen. Nur dadurch war die Entartung unseres Wirtschaftslebens zu der grotesken Tatsache möglich, daß alle Produktion nur dem einen Zwecke des Gelderwerbes diente. Im Kriege haben wir gelernt, daß der Hauptzweck die Versorgung aller Volksgenossen mit dem zum Leben Nötigen sein muß. Auch in den kommenden Jahren der Friedensnot müssen wir an dem Gedanken festhalten, daß es bei aller Produktion nicht auf Geld ankommt, sondern auf Brot, Fett und Kartoffeln; daß der Zweck aller Produktion im Verbrauch liegt. Dazu ist nötig, daß die Wissenschaft ein bisher lange vernachlässigtes Feld endlich anbaut.

Die Nationalökonomie muß den Verbrauch in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. Sie muß das Produkt nicht nur vom Produzenten bis zum Händler, sondern bis zu seinem letzten Ziele verfolgen, vom Markte durch die Küche bis in den Magen — bis es den Kreislauf schließt und als Rohstoff neuer Produktion den Acker düngt. Welche praktische Bedeutung die Zweckgemäßheit des Verbrauchs hat, das haben fünf Notjahre uns gelehrt. Zugleich aber auch, wie ungeheuer viel hier bisher versäumt war, wieviel auch jetzt noch zu tun bleibt. Zur Ökonomie des Verkaufens muß eine Ökonomie des Einkaufens treten, zur Lehre von Acker und Fabrik eine Lehre vom Haushalte.

Welche Verschwendung in den Küchen getrieben wird, haben wir im Kriege gemerkt. Allerlei gesetzliche Vorschriften und Mahnungen (Fettvergeudung, Schalkartoffeln) haben Besserungen bezweckt und wohl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch erreicht. Aber man glaube ja nicht, daß auch nur die Mehrheit der deutschen Hausfrauen eine Ahnung von zweckmäßiger Wirtschaft hat. Wenn in den Arbeiterhaushalten nicht so „unwirtschaftlich" gewirtschaftet würde, könnte nicht bei den hohen Löhnen ein so unbefriedigendes Ergebnis herauskommen. Wenn das Verständnis aller Frauen nicht so gering wäre, könnten sie nicht der allgemeinen Teuerung und Bewucherung so Vorschub leisten. Wie wenig die Wissenschaft hier geleistet hat, mag das eine Beispiel zeigen, daß noch niemals die erste Frage nach der vorteilhaftesten Betriebsgröße untersucht worden ist. Wenn über die zwecklose Arbeit in den zahllosen Einzelhaushalten gescholten und das Einküchenhaus empfohlen wird; wenn die Gasthausküche oder die Volksküche den Familienherd ersetzen soll; so wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß auch hier der Großbetrieb dem Kleinbetriebe überlegen ist. Aber der Beweis dafür ist nie erbracht, und ich bezweifle sehr, ob er zu erbringen ist. Wie vor zwanzig Jahren Eduard David für die Landwirtschaft das marxistische Dogma von der rationelleren Wirtschaft des Großbetriebes gebrochen hat, so glaube ich, daß es auch für die Hauswirtschaft nicht gilt, sondern daß der Familienhaushalt vielleicht von 5—8 Personen wirtschaftlicher als die Großküche ist. Allerdings unter der Voraussetzung, daß jener ebenso fachmännisch betrieben wird wie diese; und im Hinblick darauf, daß es nicht in erster Linie auf Geldwerte ankommt, sondern auf Nährwerte. Leistungsmaßstab ist das Verhältnis zwischen Einkaufen und Verdauen. Wieviel Nährwerte werden mit einem Aufwande von 100 Mark beschafft? Oder was kostet das Pfund Gewichtszunahme des wachsenden Kindes?

Damit kommen wir auf das Schlußkapitel der Nahrungsproduktion: das Essen und Verdauen. Die Lehre vom richtigen Essen ist ein Teil nicht nur der Gesundheitslehre, sondern auch der Wirtschaftslehre. Das „Fletschern" ist nicht ein Sport, sondern eine Sache von hervorragender volkswirtschaftlicher Bedeutung, mindestens so wichtig wie eine Verbesserung der Kohlenausnützung durch Dampfmaschinen. Die Erhaltung gesunder Zähne in einem Siebzigmillionenvolk ist mehr wert als irgendeine Verbesserung von Maschinen. Richtiges Kauen, verständiges Essen würde die deutsche Volkswirtschaft um Milliarden bereichern. Unsere Kriegsmaßnahmen in der Ernährung sind teilweise von einer erstaunlichen Naivität. Das Streckungsverfahren der ersten Jahre war reiner Selbstbetrug. Kartoffeln sind Kartoffeln und als solche wesentlich nahrhafter, als wenn man sie in „Brot" verwandelt, dadurch verteuert und das Mehlerzeugnis damit verschlechtert. Die richtige „Heizung" des Menschen mit der nötigen Menge geeigneter Nährmittel ist eine ebenso wichtige Frage wie die Kessel- und Ofenheizung.

Ebenso fehlt uns die Ökonomie der Kleidung. Dieses Gebiet wird mehr als ein anderes von den Gewinninteressen der Produzenten beherrscht. Sonst wäre es gar nicht möglich, daß wir so unzweckmäßig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns kleideten und alle Augenblicke noch gut erhaltene Stücke ablegten — weil sie nicht mehr modern sind. Die wenigsten Menschen machen sich ja einen Begriff davon, welche Vergeudung in der Mode liegt. Tausende und Abertausende von Menschen arbeiten unermüdlich daran, etwas Neues herzustellen; nicht um Mangelhaftes durch Besseres zu ersetzen, sondern um das Vorhandene zu entwerten; damit an der Neubeschaffung oder Umänderung wieder verdient wird. Von manchen gemusterten Stoffen wird der vierte oder gar der dritte Teil zu Mustern zerschnitten; natürlich ist der verwendete Rest um so teurer. Niemand mag mehr gute, solide Ware kaufen, weil sie ja doch nach kurzem unmodern, also unbrauchbar ist. Es gibt kaum etwas Unwirtschaftlicheres als die Mode, die absichtlich zerstört, nicht um zu bessern, sondern um zu Gewinnzwecken nur zu ändern.

Gegenwärtig besteht die Möglichkeit, dem Überwuchern der Mode Einhalt zu gebieten. Der Mangel an Stoffen zwingt zum Aufbrauchen; das Feldgrau des Militärtuches kann noch lange vorherrschen. Die Demokratisierung Deutschlands kann den Hauptansporn zum Modewechsel nehmen. Denn dieser lag doch darin, daß die vermeintlichen Oberen sich von der Masse unterscheiden, die Unteren aber dann den Spitzen es gleichtun wollten. Wenn ein Gemeinschaftsgeist siegt, der das Wort „gemein" aus dem gröbsten Schimpfworte wieder zu dem Ehrennamen macht, den es einst bedeutete, dann wird die Gemeinwirtschaft Deutschlands auf die Verschwendung der Mode verzichten können.

Mehr beachtet ist in den letzten Jahren die Ökonomie des Wohnens. Aber auch vorwiegend von der Seite der Produktion. Die Fragen der zweckmäßigsten Bauweise sind viel besser gestellt und beantwortet worden, als die der zweckmäßigsten Benutzung der Häuser. Und wenn man die „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgestatteten Wohnungen darauf hin prüft, wie weit der Komfort zweckmäßig ist und die Arbeit der Hausfrau erleichtert, dann wird man auf eine Unmenge von Dingen stoßen, die höchst unzweckmäßig sind, Geld und dauernd Arbeit kosten, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem Nutzen steht.

Die zweckmäßige Gestaltung des Wohnens, Kleidens und Essens würde uns ermöglichen, die Kosten der vier Kriegsjahre im Laufe eines Menschenalters abzutragen. An einer wirtschaftlichen Frage von solcher Bedeutung darf die Wirtschaftswissenschaft nicht länger achtlos vorübergehen*).

Dr. Heinz Potthoff.

---

*) Die Ausführungen sind teilweise meinem in kurzem erscheinenden Schriftchen entnommen: „Was heißt Volkswirtschaft?", Verlag Eugen Diederichs, Jena.
Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vegetarismus als wirtschaftliche Notwendigkeit und sittliches Gebot*).

Noch auf lange Zeit hinaus wird es eine wichtige und schwierige Aufgabe bilden, für eine ausreichende gesunde kräftige Ernährung unseres Volkes zu sorgen. Es kommt vor allem darauf an, sparsam zu wirtschaften, Vergeudung wichtiger Nahrungsmittel zu vermeiden, mit einem möglichst geringen Aufwand von Kraft möglichst viel wertvolle Nährstoffe zu erzeugen. Wir müssen Ökonomie der Ernährung treiben. Nicht das Schwergewicht bestehender eingewurzelter Eß- und Trinkgewohnheiten darf den Ausschlag geben bei der jetzt so notwendigen und sittlich berechtigten Frage: was sollen wir essen? was sollen wir trinken?, sondern die vernünftige Einsicht in gegebene Tatsachen und Verhältnisse soll bestimmen, welche Nahrungsstoffe wir erzeugen wollen, wie wir uns ernähren wollen. In dieser Zeit der Ernährungsschwierigkeiten gelten im Ernste Mephistos spöttische Worte:

Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! zwei! drei! dazu nötig sei.

Wenn die Rationierung der Nahrungsmittel möglichst bald verschwinden soll, dann muß man eine rationelle, d. h. vernunftgemäße Ernährungsweise einführen. Noch heute und für längere Zeit gilt in gewissem Maße, was Friedrich Naumann zu Anfang des Krieges im Januar 1915 einmal schrieb: „Wir müssen schrecklich sachlich werden. Jeder Mensch ein Ernährungstechniker." Mehr als in Zeiten der Wohlhabenheit und eines möglichen Wohllebens gilt es heute, in Kopf und Herz den Satz einzuprägen, den unsere jungen Lateiner meist nur als Beispiel für eine grammatische Regel auswendig lernen: Edimus, ut vivamus, non vivimus, ut edamus. (Wir essen, um leben zu können; nicht leben wir, um zu essen.)

Die Kriegszeit hat uns die Augen dafür geöffnet, mit wie wenig der Mensch doch auskommen kann; wir haben eingesehen, daß wir vielfach zu üppig gelebt haben, und wenn die Angaben über die zahlreichen durch Unterernährung herbeigeführten Todesfälle uns traurig stimmen, so ist anderseits doch auch von ärztlicher Seite während des Kriegs die günstige Wirkung der mageren Kost in bezug auf Magen- und Darmkrankheiten

*) Es ist schon lange her, daß der „Vortrupp" eine zusammenhängende Darstellung der Forderungen des Vegetarismus gebracht hat. Bei der großen Bedeutung, welche die vegetarische Lebensweise zweifellos gerade jetzt für Ernährung und Leben unseres Volkes hat, halten wir es daher für geboten, einem der besten Kenner und Führer der vegetarischen Bewegung in Deutschland zur Frage dieser Ernährungsreform das Wort zu geben.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oft hervorgehoben worden. Der Krieg, den man ja oft einen Lehrmeister genannt hat, ist es sicherlich auch auf dem Gebiet der Ernährungslehre gewesen. Er hat mit allerlei veralteten Anschauungen aufgeräumt, vor allem hat er durch das Massenexperiment in größtem Stil, wie man die fleischarme Beköstigung des ganzen Volks während der Kriegsjahre nennen darf, für jeden, der sehen will, erwiesen, daß die Volksernährung ohne Fleisch durchaus möglich ist, daß die Befürchtungen, die Tausende und Abertausende hegten, als ihnen das Fleisch knapper zugeteilt wurde, grundlos waren. Wenn gesundheitliche Schädigungen eingetreten sind, so ist nicht der Mangel an Fleisch daran schuld gewesen, sondern Mangel an Fett oder Mangel an der erforderlichen Nahrungsmenge überhaupt.

Schon immer haben die Vegetarier zur Rechtfertigung und Empfehlung ihrer Lebensweise hervorgehoben, daß die Erzeugung von Tierfleisch für die Ernährung des Menschen ein kostspieliger unwirtschaftlicher Umweg sei. Sie konnten sich dabei auf einen so allgemein gehaltenen, aber auch so schon einleuchtenden Satz wie den von Alexander von Humboldt berufen, daß wenigstens zehn Menschen als Fruchtessende leben können, wo ein Mensch als Fleischesser lebt. Die Wahrheit dieses Satzes ist dann aber auch in Einzelheiten von verschiedenen Gesichtspunkten aus mit genauen Zahlen bewiesen worden. Einige Angaben seien im folgenden zusammengestellt.

Auf einem Kongreß für Volksernährung in Berlin im Frühjahr 1913 teilte Ökonomierat Dr. Lothar Meyer in einem Vortrag über „Ernährungsmöglichkeiten vom land- und volkswirtschaftlichen Standpunkte" folgende Berechnungen mit: Man erntet vom Hektar mittleren Bodens in runden Zahlen: 2000 kg Getreide; darin sind enthalten 200 kg Eiweiß, 1400 kg Stärke. Oder man erntet 20000 kg Kartoffeln; darin 400 kg Eiweiß, 4000 kg Stärke. Oder 20000 kg grüne Bohnen; darin 400 kg Eiweiß, 12000 kg Stärke. — 2000 kg Gerste liefern nun, wenn verfüttert, 420 kg Lebendgewicht Schwein, gleichbedeutend mit 330 kg Schweinefleisch; darin 50 kg Eiweiß, 122 kg Fett, entsprechend 300 kg Stärke. „Und nun sehen Sie sich recht genau an und halten fest, wieviel bei der Umwandlung von Pflanzensubstanz in Fleisch verloren geht. Darin haben wir den Schwerpunkt des ganzen Problems: es ergibt sich, daß etwa 80 v. H. an Nährwerten verloren gehen." Wer diese Angaben von sachverständiger amtlicher Stelle aus bestätigt zu haben wünscht, der beachte eine Veröffentlichung der Anhaltischen Landwirtschaftskammer aus dem Jahre 1916, worin es heißt: Das wachsende Schwein, das etwa in 9 Monaten von 30 Pfund auf 230 Pfund Lebendgewicht gebracht wird, verzehrt in dieser Zeit, wenn es ausschließlich mit Gerste gefüttert wird, reichlich 1000 Pfund Gerste. Aus 5 Pfund Gerste wird demnach 1 Pfund Lebendgewicht des Schweines oder 0,80 Pfund des geschlachteten Schweines. Werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Eiweißmengen des Futters und des erzielten Schlachtgewichtes verglichen, so ergibt sich, daß in dem geschlachteten Schwein etwas weniger als 1/4 des in dem Futter enthaltenen Eiweißes wieder erscheint. Da nun aber auch die Gerste direkt zur menschlichen Nahrung hätte dienen können, so sehen wir, daß die Umwandlung des pflanzlichen Eiweißes in das tierische Eiweiß durch den Schweinekörper einen Verlust von mehr als 75 Prozent bedingt."

Besonders hat ja auch Dr. Hindhede, wie die Leser des „Vortrupp" aus seinem in Heft 7 erschienenen Aufsatz wissen, die Unwirtschaftlichkeit der Fleischerzeugung hervorgehoben. In seinem Buche „Moderne Ernährung" führt er aus: „Ein Ochse von 500 kg hat täglich 20000 Kalorien Nahrung nötig (nach Kellner), und solch ein Tier liefert (nach König) 324 kg Schlachtgewicht, worin 57 kg Knochen, also 267 kg Fleisch stecken, die einen Nährwert von ungefär 730000 Kalorien haben, wenn man 16 1/2 Prozent Eiweiß und 22 Prozent Fett rechnet. Mit anderen Worten: Solch ein Tier gibt nur 1/10 zurück von all den Kalorien Nahrung, die es im Laufe eines Jahres verzehrt hat; .... Es frißt in einem Jahr die Nahrung von 6 1/2 Mann und gibt nur für 2/3 Mann in dieser Zeit zurück, und dann muß man dabei noch bedenken, daß das Tier 2 bis 3 Jahr nötig gehabt hat, um das Gewicht von 500 kg zu erreichen. So ist es also nicht zu verwundern, daß Fleischnahrung teuer sein muß und daß Fleischerzeugung unter gewissen Umständen zu Hungersnot führen kann."

Die ökonomische Kommission des Niederländischen Vegetarierbundes hat eine kleine Schrift herausgegeben: Bodenprodukte und Volksernährung vom sozialen Standpunkt. Auch darin finden wir allerlei Berechnungen angestellt, die nachweisen, wieviel Nährwerte durch Verfütterung ans Vieh der menschlichen Ernährung verloren gehen. So gibt der Reichslandbaulehrer für Nordholland, Herr C. Nobel, folgende Zahlen:

1 Hektar Grasland fruchtbaren Bodens kann in einem Jahr in Form von Milch, Fleisch und Fett einen Nährwert von 2 1/2 Millionen Kalorien liefern, mit 150 kg Eiweiß und 150 kg Fett. Auf demselben Grund und Boden kann man ernten 4500 kg Hafer und 5000 kg Stroh; hiervon erhält man 2600 kg Mehl mit 250 kg Eiweiß und 100 kg Fett mit einem Nährwert von 8,5 Millionen Kalorien und 2000 kg Kleie. Durch Verfüttern von Kleie und Stroh (mit eiweißreichen Futtermitteln) erhält man an Milch, Fleisch und Fett noch 1 1/2 Millionen Kalorien, 75 kg Eiweiß und 75 kg Fett.

Erbsen bringen auf diesem Grund und Boden einen Ertrag von 3600 kg und 3000 kg Stroh; die Erbsen allein besitzen einen Nährwert

von 9,5 Millionen Kalorien und enthalten 600 kg Eiweiß und 20 kg Fett. Kartoffeln geben eine Ernte von 24 000 kg mit 200 kg Eiweiß, 20 kg Fett und 18 Millionen Kalorien Nährwert."

Besonders das Schwein, früher wohl die Sparkasse des kleinen Mannes genannt, ist als Konkurrent der menschlichen Ernährung erkannt und während des Krieges als achter oder neunter Feind bezeichnet worden. Der Hamburger Volkswirtschaftler R. E. May veröffentlichte im März 1916 einen Aufsatz in der „Berliner Klinischen Wochenschrift", worin er auf Grund umfangreicher Berechnungen zu folgendem Ergebnis kam: „Wir hatten bei der Schweinezucht einen Jahresverlust von 1 027 000 Tonnen Eiweiß und 30 320 Milliarden Kalorien. Die dabei verlorene Eiweißmenge hätte also für eine Bevölkerung von 46 136 568 Köpfen, die Kalorienmenge für eine Bevölkerung von 36 116 736 Köpfen ausgereicht. . . . . Hätten wir keine Schweine, so hätten wir überhaupt keine Nahrungssorgen."

Nach einer anderen Art der Berechnung kommt auch Professor Dr. N. Zuntz zu einem für die Fleischerzeugung ungünstigen Ergebnis. Er sagt: „Bei einer mittleren Heuernte von 4000 kg auf 1 ha bzw. einer entsprechenden Menge von Weidefutter gibt es nur rund 500 Ernährungstage für den Menschen. Wir können von 1 ha Weizenernte erwarten: unmittelbar durch die Körner 2387, mittelbar durch die Kleie 123 und durch das rohe Stroh 200 menschliche Ernährungstage. Durch die Strohaufschließung läßt sich der Nährwert des Weizenstrohes leicht auf das Vierfache erhöhen, so daß sich dadurch im ganzen über 3000 Ernährungstage ergeben. Noch etwas günstiger gestaltet sich der Ertrag bei dem freilich mehr Arbeit erfordernden Zuckerrübenbau. Bei einer Mittelernte von 320 Doppelzentner Rüben und 200 Doppelzentner Blätter auf 1 ha werden erzielt durch Zucker 6000, durch Fabrikationsabfälle 606 und durch Blätter 730, zusammen 7336 menschliche Ernährungstage." Berechnungen dieser Art könnten leicht noch mehr ausgeführt werden, doch es sei genug. Wer sie verständig in Erwägung zieht, dem muß es so ergehen, wie dem Kinderarzt und Professor an der Wiener Universität Dr. Clemens Freiherr von Pirquet, der sich im Fremdenblatt äußerte: „Bei jedem Kilo Fleisch, das ich in den Auslagen sehe, muß ich daran denken, daß es der Überrest des fünffachen Nährwertes ist, von dem die andern vier Fünftel von dem Tier verbraucht worden sind. Der ganze Nährwert könnte in der Form von Mehl oder Zucker uns zugekommen sein, wenn der Ertrag der Felder nicht für das Tier verwendet worden wäre. Wir müssen mit aller Energie zu einem vegetarischen Regime zurückkehren." Wir können uns nach all den angeführten Tatsachen der Wahrheit der von Hofrat Dr. Max v. Gruber aufgestellten Behauptung nicht verschließen: „Die Fütterung von Tieren mit Nahrungsstoffen, die unmittelbar dem Menschen zugute kommen könnten, ist ein Luxus, den man wenigstens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Zeiten der Not sich nicht erlauben dürfte." In einer Zeit der Not stehen wir aber jetzt und werden noch lange in bedrängter Lage bleiben. Darum ist es ein Gebot der Stunde, die Viehzucht aufzugeben und statt Viehzucht Acker- und Gartenbau zu treiben. Nicht Weideland, sondern Acker- und Gartenland, Obstgärten, heißt die Losung, die ausgegeben werden muß. Wenn wir wirklich in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter leben, so sollten wir auch die naturwissenschaftlichen, biologischen Erkenntnisse in bezug auf Ernährung ausnutzen und in die Praxis umsetzen und nicht im bequemem Tritt und Schlendrian auf den alten Geleisen einherfahren. Viel häufiger und viel nachdrücklicher, als es geschieht, sollten Ärzte, Volkswirtschaftslehrer, Geistliche, Lehrer immer und immer wieder den in allen Volksschichten festgewurzelten Fleischaberglauben bekämpfen und sollten auch praktisch mit dem zugkräftigen Beispiel der Enthaltsamkeit von Fleisch vorangehen. Heute ist es vaterländische Pflicht, kein Fleisch zu essen, um nicht durch Nachfrage das Angebot immer wieder zu beleben und zu steigern. In allen landwirtschaftlichen Organisationen sollten die neuen Anschauungen der Ernährungslehre vorgetragen werden, damit von vornherein die Bestrebungen nicht aufkommen, die sich in den Interessentenkreisen schon wieder lebhaft regen, die Viehzucht wieder auf ihren früheren hohen, jedenfalls viel zu hohen Stand zu heben. Man kann ja, wenn man will, die Fleischenthaltung nur als eine durch die augenblicklichen Zeitumstände geforderte besondere Pflicht ansehen, als eine nur zeitweise bedingte wirtschaftliche Notwendigkeit, und kann sich vielleicht besserer Zeiten getrösten, wo einem wieder ein Leckerbissen in Gestalt von Braten, Schinken, Wurst und andern Fleischwaren winkt. Aber wie sich auch die Ernährungsverhältnisse gestalten mögen, ein teures Nahrungsmittel wird und muß das Fleisch immer bleiben. Das liegt in der Natur der Sache. Die ganze ökonomische Entwicklung drängt schließlich auf Verminderung des Fleischgenusses hin. Der russische Nationalökonom Professor Beketoff hat diesen Gang der Entwicklung in dem Satze gezeichnet: „Die Zahl der Menschen steht zu der Zahl der Haustiere in einem umgekehrten Verhältnis. Mit der Ausbreitung des Ackerbaus, der Industrie und der Zivilisation bei entsprechender Vermehrung der Bevölkerung wird zuerst die relative, aber hernach auch die absolute Zahl der Haustiere sich vermindern. Der Mensch wird durch die Umstände zu vegetabilischer Nahrung gezwungen." Er kommt deshalb zu dem Schluß: Und so gehört die Zukunft den Vegetariern. Und wenn Eduard Baltzer, der Begründer der vegetarischen Bewegung in Deutschland, schon vor genau 50 Jahren die Frage stellte: „Wie lange will die „Nationalökonomie" und die „Politik" ihr Auge verschließen vor dieser unentrinnbaren Wahrheit?" (nämlich daß Fleischerzeugung Verschwendung bedeutet), so muß man heute die Frage mit noch dringlicherem Nachdruck wiederholen. Wer Einsicht gewonnen hat in die

Lage der Dinge, sollte an der Herbeiführung einer besseren Zukunft, die die Ernährung unseres Volkes und aller Völker erleichtert, durch Lehre und Beispiel mitarbeiten.

Zwar ist er dann noch nicht Vegetarier im gebräuchlichen Sinn des Wortes. Denn diesen bewegen doch noch andere Gründe als die volkswirtschaftliche Erkenntnis der Unwirtschaftlichkeit der Fleischerzeugung. Ihn bestimmt auch in gewisser Stärke der Grund, daß er das Fleisch für eine gesundheitsschädliche Nahrung hält. Und daß reichlicher Fleischgenuß leicht allerlei Störungen des Wohlbefindens und Krankheiten nach sich zieht, wird von ärztlicher Seite allgemein zugegeben. Als Zeugnis sei nur ein Satz von Rubner angeführt: „Es gibt Millionen Menschen, denen es nicht schaden, vielmehr nützen würde, wenn sie sich größerer Mäßigkeit im Fleischgenuß befleißigen wollten. Es wird bei uns viel zu viel Fleisch gegessen, besonders von unsern Kindern, für die der gesteigerte Fleischgenuß ein Verhängnis ist." Und wenn er dann fortfährt: „Man kann die Ernährung mit Vegetabilien allein ohne Fleisch bei vollständiger Gesundheit des Körpers ausführen. Selbst die rein vegetabile Kost ist, wie man immer betonen muß, durchaus keine einförmige, da eine große Abwechslung geboten werden kann", so können ängstliche Gemüter im Vertrauen auf diese Autorität die Befürchtung fahren lassen, daß sie durch Verzicht auf Fleischnahrung sich irgendwie körperlich oder geistig schädigten. Fallen aber gesundheitliche Bedenken gegen die Fleischenthaltung fort — sie spuken aber noch in den Köpfen der allermeisten Volksgenossen —, dann tritt ein Beweggrund nun direkt gegen den Fleischgenuß in Kraft: der Abscheu vor dem Schlachten, vor dem Töten eines Tieres. Es ist und bleibt eine psychologische Tatsache, daß der Mensch ein Grauen davor empfindet, Tiere, namentlich hochorganisierte Tiere, wie es unsere Haustiere sind, zu töten. Das Schlachterhandwerk erspart den allermeisten, selbst die ihrem innersten Gefühl widersprechende Handlung des Schlachtens zu vollziehen, und es gibt heutzutage gewiß Tausende von Männern und Frauen, die eine Schlachtung auch nicht einmal gesehen haben. Es ist so, wie Richard Wagner in seinem bedeutenden Aufsatz „Religion und Kunst" es ausdrückt: „War uns der Anblick des den Göttern geopferten Stieres ein Greuel geworden, so wird nun in sauberen, von Wassern durchspülten Schlachthäusern ein tägliches Blutbad der Beachtung aller derer entzogen, die beim Mittagsmahle sich die bis zur Unkenntlichkeit hergerichteten Leichenteile ermordeter Haustiere wohlschmecken lassen." Um noch eine andere Stimme anzuführen, so sagt Bogumil Goltz: Es ist ein Unglück, es ist ein unerträglicher Widerspruch mit unserer Menschlichkeit, mit unseren Gewissen und unserer Vernunft, es ist ein himmelschreiender Widerspruch mit unserer Verehrung der Natur und mit unserer christlichen Religion, daß wir die lebendige Kreatur ums Leben bringen, um unser eigenes Leben

mit deren Leben zu fristen. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, daß wir ihnen Leid antun, ohne daß wir es müssen! Es ist aber gewiß, daß der Mensch nicht eher und nicht anders gegen seinesgleichen barmherzig werden wird, bis er es auch gegen die Tiere geworden."

Nun wird allerdings bei uns der Mensch von früher Jugend an an den Gedanken gewöhnt, daß man Fleisch essen müsse, und natürlich erwachen nur wenige zu selbständiger Prüfung dieser Gewohnheit, in die alle hineinwachsen. Aber wem einmal die Augen geöffnet sind für all die Roheit und Grausamkeit, die mit der Fleischerzeugung verbunden sind, um diesen rein volkswirtschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, der nur an den Stoff denkt und das beseelte schmerzempfindende Geschöpf gar nicht berücksichtigt, der darf nicht mehr gedankenlos wie die andern Fleisch essen. Man komme nicht mit dem Vorwurf, es sei schwächliche Sentimentalität, aus Grauen vor dem Schlachten, das man doch möglichst „human" vollziehe, den Fleischgenuß aufzugeben. Wer so redet, soll selbst praktisch die Probe machen, ob er wirklich gleichzeitig das Schlachten ausüben kann. Ich bezweifle nicht, um mit Thoreau zu reden, „daß es so gewiß einen Teil der menschlichen Bestimmung in ihrer allmählichen Entwicklung bildet, aufzuhören, Tiere zu verzehren, als die Wilden aufhörten, sich untereinander aufzufressen, sobald sie in Berührung mit zivilisierten Völkern kamen". Eine wie große Anzahl hochstehender Menschen den Vegetarismus praktisch befolgt oder ihm nahegestanden und ihn als eine schöne, reine Lebensführung sympathisch gewürdigt haben, zeigen die von Walter Hammer, Elberfeld, herausgegebenen „Dokumente des Vegetarismus", die manchen Leser gewiß in Erstaunen setzen würden. Zu den großen Geistern, die die fleischlose Ernährung als die des Menschen würdige befolgt und gepriesen haben, gehört auch der hochgesinnte englische Dichter Shelley, der in den Anmerkungen zur „Queen Mab" schreibt: „Der Nutzen einer Reform in der Diät ist offenbar größer als derjenige jeder andern Reform." Er trifft die Wurzel des Übels .... Bei allem, was heilig ist in unsern Hoffnungen für die Menschheit, beschwöre ich diejenigen, welche Glückseligkeit und Wahrheit lieben, dem vegetarischen System Anerkennung zu verleihen!" Möchte sein Ruf in vieler Herz und Gewissen dringen.

Dr. G. Schläger.

Der Glaube des Kindes.

Über gar weniges gehen die Meinungen unserer Zeit so sehr auseinander, wie über den Wert oder Unwert religiöser Erziehung. Die einen sehen darin die einzige Möglichkeit wahrer Menschenbildung, die andern fürchten damit eine hemmende Welt der Unwirklichkeit in der Kindesseele aufzurichten, eine Welt, die den klaren Blick für das Wirkliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Notwendige trübe und somit einer gesunden Entwicklung des Menschen hinderlich sei. Diese große Verschiedenheit in der Auffassung, scheint sie nicht einer gleich verschiedenen Zweiheit in unserer Seele entsprungen zu sein? Hat nicht ein jeder einmal in seinem Leben in sich selber den Zwist auskämpfen müssen zwischen der Klarheit des Überlegten, logisch Erdachten, des vernunftgemäß Gewollten und dem rätselhaft dunklen, unfaßbaren Triebhaften in ihm? Es ist der gleiche Kampf wie zwischen Instinkt und Intellekt, ja auch wie zwischen Genie und Fleiß. Das eine ist so unberechenbar, so jäh und unmittelbar stark in seiner Wirkung, wie das andere gesetzmäßig festgelegt, systematisch exakt und zahlenmäßig errechenbar. Dort braust wild und überschäumend, oft auch verheerend, ein ungebändigtes Bergwasser daher, hier fließt gleichmäßig der kanalisierte, regulierte, nutzbare Tieflandstrom. Es sind zwei innere Welten, die wie Feuer und Wasser miteinander hadern: Wie kann man beides ohne Schaden zusammentun, ohne auch dem einen oder andern von beiden den Kern seines Wesens rauben zu wollen?

Solange es Kulturvölker auf der Erde gibt, und wären es solche von noch so geringer Stufe der Kulturhöhe gewesen, sie hatten einen gewissen religiösen Glauben und einen daran sich anschließenden Kult. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Religion einem seelischen Bedürfnis, einer seelischen Notwendigkeit im Menschen entsprossen ist. Sie ist nichts von außen in ihn Hineingetragenes, sondern eins der ältesten Kulturgebilde der menschlichen Seele selber, vielleicht gar das älteste. Sollte unsere moderne Seele so sehr von Grund aus eine andere geworden sein, daß sie keinerlei religiöser Stützen mehr bedürfte, da doch der Leib in seinem Aufbau, in seinen Funktionen und Lebensbedürfnissen wenigstens in historischer Zeit unwandelbar das Produkt ewig gleicher Faktoren blieb? Die Religion kurzerhand als etwas Überwundenes, Überflüssiges erklären zu wollen, hieße das nicht, sich jedes historischen, kulturgeschichtlichen, ja auch entwicklungsgeschichtlichen Sinnes bar erklären? Denn selbst wenn wir zugeben möchten, es gäbe für den erwachsenen Menschen eine gewisse Stufe der inneren Emporbildung und Reife, auf der er der Religion entbehren könnte, so müßten wir dennoch bedenken, daß ein Kind in seiner Entwicklung nicht mit dem seelischen Standpunkt des modernen Erwachsenen beginnt, sondern aus ganz primitiven seelischen Verhältnissen in langsamer Entwicklung heranreift, indem es dabei gewissermaßen wiederholend geistige Stadien einer älteren Menschheit durchläuft. Wie ein Kind in seinem zeichnerischen Ausdruck an die geistige Auffassungsweise unserer Vorfahren vor Tausenden von Jahren erinnert, wie es ethische Begriffe roheſter Naturvölker in sich trägt, so folgt es auch in seiner religiösen Entwicklung naturgemäß zunächst altertümlichen, von uns Erwachsenen längst überwundenen Vorstellungen, Empfindungen und Stimmungen. Sicher gilt doch das biogenetische Grundgesetz der Wiederholung früherer Vorfahrenstadien nicht nur für die körperliche Entwicklung, son-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dern auch für die psychische. Und da die Entwicklung des bewußten Seelenlebens in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes erst auf einer ziemlich späten Stufe eingesetzt hat, so soll es uns füglich nicht wundern, daß noch heute der einzelne Mensch in seiner individuellen Entwicklung die Wiederholung körperlicher Vorfahrenstadien in einem weit früheren Lebensalter erledigt, als die Wiederholung ebensolcher Vorfahrenstadien auf psychischem Gebiete. Es ist also entwicklungsgeschichtlich bedingt, daß jeder Knabe einmal den psychischen Zustand durchlaufen muß, der ihn seinem Ahnherrn näherbringt, der als jagender Wilder durch Busch und Wald streifte, daß der Selbsterhaltungstrieb mit allen begleitenden Gefühls- und Willensregungen so viel früher in ihm erwacht als etwa der soziale Trieb mit seinen verwickelten ethischen Forderungen. Alles kindliche Interesse am Indianer- und Räuberspiel, an Ritter- und Kriegsgeschichten beruht im wesentlichen auf solcher biogenetischen Wiederholung im Gebiete des Psychischen, darum denn auch spätere Jahre andere Interessen bringen. Wollen wir also die natürliche Entwicklung religiösen Seelenlebens im Kinde ergründen, so müssen wir nachspüren, wie vorzeiten in unseren Urvätern das erste und einfachste religiöse Empfinden entstanden sein mag.

Alle Religiosität beruht letzten Endes auf einer Unsicherheit des Selbstgefühls. Gegen wilde Tiere und menschliche Gegner kann man sich wehren, oder man kann vor ihnen fliehen. Da ist nichts unberechenbar, nichts unbegreiflich. Aber es wirkt dann außerdem so manches im Verborgenen: heimtückische Krankheit, plötzlicher Tod, das Hereinbrechen entfesselter Naturgewalten und lauerndes, schleichendes Gift. Derlei Unvermutetes und Unsichtbares kann das tapferste Herz mit Bangigkeit füllen. Was steckt wohl dahinter? Etwas Starkes, Gewaltiges sicher, weil Menschenkraft, daran gemessen, so klein wird. Aber es ist etwas, das sich den irdischen Sinnen entzieht, darum unterirdischen oder überirdischen, himmlischen Ursprungs sein muß. Man kann sich schwer eine Kraft, einen Willen ohne Träger vorstellen; so haben nicht nur menschliche Gestalten, sondern auch alle möglichen tierischen und unmöglichen Phantasiegestalten dem Versuche einer gepeinigten Menschenseele Raum geben müssen, das Unfaßbare dennoch dahinein zu fassen. Zunächst ist dieses Übermenschliche etwas Furchtbares, dem Menschen mehr feindlich als freundlich gesonnen, oder doch etwas, das wenig Rücksichten auf ihn nimmt. Da man hier nicht Gewalt gegen Gewalt setzen kann, weil die eigene Kraft so hilflos gering ist, so versucht man durch Unterwürfigkeit und Bitten, durch Geschenke und Selbstmißhandlung das gestrenge Unsichtbare milde zu stimmen.

Im Wandel der Zeit schreitet die Menschheit weiter. Sie lernt nicht nur sich selbst bekämpfen, sondern auch die Naturgewalten. Sie lernt, daß die gefürchteten Elemente der Natur nicht immer Verderben bringen müssen, sondern daß man sie sich nutzbar machen kann, so das Feuer, das Wasser. Zu dem Schrecken gesellt sich daher der Segen. Das Übersinn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche, das in diesen Gewalten steckt, ist also nicht immer etwas Furchtbares; es kann auch gut sein.

Oftmals, da man einem Unheil fast schon erlegen, tritt ein unvermuteter Umschwung ein. Sollte die Gottheit sich anders besonnen haben? Oder sollte es in der Welt des Unsichtbaren auch mehrere Geister geben, die den Erdgeborenen gleich einander befehden und sich gegenseitig den Ruhm abzujagen trachten? Man findet einen Geist oder Gott nach dem andern, hier einen guten, dort einen bösen, hier einen unterirdischen, dort einen jenseits der Wolken thronenden; alle aber nehmen an dem scheinbaren Mittelpunkt allen Weltgetriebes, der Mutter Erde, einen persönlichen Anteil, indem sie sich selber darauf ergehen und einen Ehrgeiz darein setzen, an ihren Geschicken mitzuformen. So ist schließlich die ganze Natur draußen belebt und beseelt von rivalisierenden Göttern und Göttinnen, von Geistern und Spukgestalten, wenn auch zumeist, wie auf Erden, ein Herrscher über alle oder über ein in sich abgeschlossenes Teilreich befiehlt.

All diese Gestalten des Lichtes und der Finsternis sucht man für sich zu gewinnen. Doch nicht jeder ist gleich geschickt darin; es konnte eben auch dazumal nicht ein jeder ein guter Diplomat sein. Aber einige haben doch ganz bemerkenswerte, ja beneidenswerte Fähigkeiten, sich mit den Unsichtbaren in Verbindung zu setzen und sie für sich zum Heile oder auch zum Verderben ihrer Mitmenschen zu gewinnen: Das sind die Zauberer und Hexen, die man zuzeiten sicher ebenso nötig hatte, wie man sie später fürchtete und verfolgte, als in einem systematisch geläuterteren Kulte Priester und Priesterinnen an ihre Stelle getreten waren. Eine bunte Welt ist es, aus Furcht und Vertrauen, aus Grausen und wildem Wunderglauben zusammengesetzt, die uns in frühesten und frühen Stadien menschlicher Religion entgegentritt.

Dies ist die religiöse Welt, in der wie einst die Großen, jetzt noch die Kindesseele zu Hause ist. Wollen wir wahre Religiosität in ihnen wecken, so müssen wir in jener Mythen- und Wunderwelt anknüpfen. Es gab schon früher zeitliche Strömungen in der Geschichte der Erziehungslehre, wo man vor nichts so große Furcht hatte, wie vor der Möglichkeit, Aberglauben in einem Kinde zu wecken. Diese Furcht ist auch heute nicht wenig verbreitet. Sie beruht aber gewiß auf nichts anderem als auf einem Mangel an historischem Sinn. Sind nicht Aberglaube und Glaube im Grunde dasselbe? Was ist der Glaube anders, als die Fähigkeit, ja das Bedürfnis der Seele, über das Rätselhafte, Unerforschliche im Leben, das uns innerlich drückt und beschwert, das unsere Lebens- und Schaffenskraft hemmt, wieder hinauszukommen zu einem annähernden seelischen Gleichgewicht? Der Glaube wird von der Seele gewissermaßen als Ausgleichsgewicht auf jene Wage geworfen, deren eine Schale unser Wissen trägt, deren andere aber das quälende „Ich weiß nicht". So sehr nun Wissen und Nichtwissen bei allen Menschen in einem verschiedenen Verhältnis zueinander stehen, so sehr kann das Ausgleichsgewicht „Glaube" nun und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nimmer etwas Einheitliches, Feststehendes, bei allen Menschen Gleiches sein. Und weil in dem Entwicklungsgange der menschlichen Kultur eben dieses Verhältnis von Wissen und Nichtwissen sich beständig zugunsten des ersteren änderte, so mußte in entsprechender Weise sich auch der religiöse Glaube ändern. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint uns der Aberglaube als der Rest eines Glaubens der Vorzeit. Aberglaube ist nicht falscher Glaube, sondern alter Glaube. Richtig oder falsch sein kann nur eine Erkenntnis, ein Wissen, niemals ein Glaube; er kann nur mehr oder weniger fördernd, seelisch geeignet, notwendig sein. Und je nach der reicheren oder geringeren Erkenntnis eines Menschen wird sein Glaube, als der Normalglaube des modernen Menschen, entweder mit Resten alten Glaubens, also mit „Aberglauben", oder mit eigenen Neuerwerbungen durchwebt sein. Dabei spielt die Konfession, die doch im wesentlichen ein Zufall der Geburt ist, keinerlei Rolle. Immer wird z. B. auf dem Lande, an weltfern gelegenen Orten der Aberglaube einen größeren Einschlag geben als in den geistigen Zentren der großen Städte.

Diese Erwägungen werfen ein klärendes Licht auf die Tatsache, daß die Kindesseele sich mit so großem Verlangen und mit intensivstem inneren Erlebnis den Märchen, alten Sagen und Wundergeschichten zuwendet. Dort findet sie ein durchaus nötiges Brot, ohne das sie verkümmern würde, dort findet sie ihren religiösen Glauben, aus dem ohne äußeres Zutun mit der wachsenden Erkenntnis nach und nach ein anderer wird. Nicht in dem moralischen Gehalt unserer alten Volksmärchen, Sagen und biblischen Geschichten liegt ihr Hauptwert für die Erziehung, sondern darin, daß das tiefe und vor allen Dingen ernste Empfinden einer früheren Volksseele daraus spricht und sie darum der noch einfacheren Seele des Kindes als lebenswahr erscheinen läßt. Insonderheit sind es unsere Volksmärchen, die in ihren wesentlichsten Bestandteilen in uralte mythologische Vorstellungskreise unserer Vorfahren zurückreichen. Diese wundersame Zauberwelt muß von unseren Kindern in allen Freuden und Leiden nacherlebt werden, damit sie nicht zu trostlos dürren, verknöcherten Rechenmaschinen und Nützlichkeitsmechanismen heranwachsen, sondern damit sie zu Vollmenschen werden, die neben allem Wissen und Können auch einen starken Glauben in sich tragen — welcher besonderen Art er auch immer sein möge. Ist es nicht sonderbar, daß es nur Kindern und Dichtern gegeben ist, die leblose Materie wieder zu beseelen? Steigen nicht gerade die größten Dichter mit einer besonderen Vorliebe bis in die heidnische Vorstellungswelt hinunter, um die Kraft dieses alten Glaubens, nicht etwa eines einfältigen, dummen Aberglaubens, aufs neue ihrer hungrigen Seele und auch uns zuteil werden zu lassen? Shakespeare, Goethe, Ibsen, Selma Lagerlöf, sind sie in ihren herrlichsten Kunstschöpfungen nicht zu Neuschöpfern geradezu archaischer Empfindungen und Vorstellungen geworden? Sind Geister, Hexen, Teufel, Dämonen, Elfen und Kobolde etwa nur ein ganz zufälliges Beiwerk ihrer Dichtung, etwa gar eine gip-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ferne Stuckatur, die man ohne Schaden wieder abreißen könnte? Kein Geringerer als der große Breslauer Anthropologe Klaatsch hat wiederholt darauf hingewiesen, wie das Menschengeschlecht in seiner Entwicklung der Tierwelt gegenüber oftmals gerade dadurch überlegen blieb, daß es an einem primitiven Zustande festhielt, anstatt ihn, wie jene Tiere, aufzugeben. Sollte es hier nicht vielleicht eine psychische Parallele geben der Art, daß für unsere Seele eine besondere Kraft und Möglichkeit zu einem inneren Ausgleich darin läge, von Zeit zu Zeit tief in das seelische Erleben einer längst entschwundenen grauen Vorzeit als in einen zaubersamen Jungbrunnen hinabsteigen zu können? Jedenfalls sind die Märchen die natürlichste und geeignetste Quelle, daraus für die früheste Entwicklung des religiösen Empfindens im Kinde zu schöpfen, und sicher würden wir durch eine gemütvolle Pflege des Märchens nicht nur wahrhaft empfundene Religiosität erwecken, auf der ein starker Glaube für das Leben emporwachsen könnte, sondern wir würden zugleich auch frühe und sichere Brücken vom Kinde zum Dichter schlagen, Brücken, die vielleicht haltbarer wären, als manche bisher mit Vorliebe benutzte. An vielen Schulen beginnt man zwar schon längst den Religionsunterricht mit dem Erzählen von Märchen, aber nur, um die Kinder zum Aufmerken und Wiedererzählen zu bringen. Man kann nicht früh genug davon loskommen und bedenkt nicht, wieviel Möglichkeitswerte zur Seelenbildung in dem Stück uralten Glaubens ruhen, das mit fast jedem Märchen verknüpft ist. Gibt es nicht Erzieher und Eltern genug, die glauben, man müsse recht bald die Kinder darauf aufmerksam machen, daß all das Wunderbare im Märchen doch nicht wahr und wirklich sei? Dem Kinde, wie dem Dichter, ist es aber nichts Unnatürliches, wenn Tiere, Blumen und Bäume, ja selbst Brote reden und menschlich denken, wenn gute und böse Geister, Riesen und Zwerge die weite Welt bewohnen und uns Menschen lieben oder hassen, wie wir untereinander tun. Je länger ein Kind in dieser Welt gläubig verweilt, um so mehr kann seine ahnungsvolle Seele jene zarten Fühlfäden zur Entwicklung bringen, die für das Einfühlen in jeglichen Glauben, überhaupt für das Erfassen eines jeden Ideals nötig ist. Das ist ein innerlich in die Irre gelaufenes Kind und vertrocknet am edelsten Holze, das infolge falscher Aufklärung dahin gebracht wurde, über die Unwirklichkeiten im Märchen oder in einer biblischen Wundergeschichte zu lächeln. Durch das richtige Wachsen der Erkenntnis soll wohl der Zweifel kommen und ein banges inneres Sichloslösen, aber was man je einmal von Herzen lieb gewonnen hat, das muß man auch nach seiner intellektuellen Überwindung mindestens immer noch mit Ehrfurcht behandeln. Die Märchen sind, ebenso wie die Sagen und biblischen Historien, mehr als einfältige Kindergeschichten. Noch der Schüler der Oberklassen, wie der Erwachsene, sollte, richtig geleitet, jene Geschichten und Sagen immer noch mit Lust genießen können, nicht allein um einer schönen Kindheitserinnerung willen, sondern auch wegen ihres künstlerischen und kulturgeschichtlichen Wertes. Aus

solchen Erwägungen heraus wird man vielleicht auch den alten griechischen Mythen und Sagen, namentlich aber der Ilias und Odyssee mit Nachdruck wieder jenen allgemein menschlich bildenden Wert zuerkennen, wie ihn unsere Dichter immer darin empfunden haben, vor allen anderen Goethe. Vom Glauben der Märchen und Sagen aus wird das Kind sich leicht und sicher in den Geist der schönen biblischen Historien hineinleben, von dort in einen philosophischen Gottesbegriff, soweit die Kraft seiner Erkenntnis dazu ausreicht.

Ja, und wenn wir in solcher Weise mit Aufmerksamkeit nur der natürlichen Entwicklung religiösen Empfindens im Kinde folgten, nur wirklich vorhandene Kräfte ihres Gemütes stärkten und pflegten, anstatt den Religionsunterricht im intellektuell dogmatischen Sande unfruchtbar werden zu lassen, welch schönes Glaubensreis möchte da wohl in mancher Seele fröhlich sprießen und zu wertvollem Leben den Mut und die Kraft verleihen, wo jetzt unproduktiver Kritizismus oder tote Gleichgültigkeit als dürres Astwerk den lebendigen Saftstrom hemmen? Wieviel Idealismus auch auf anderen Gebieten möchte uns wiederkehren, gelänge es uns, die einst so viel Gold führende Ader des Glaubens, nicht der Dogmatik, wieder zu erschließen! Kann das natürlich und gut sein, daß ein seelischer Schatz in uns brach liegt, der viele Jahrhunderte hindurch alle Herzen zutiefst bewegte, der Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker zu Ewigkeitswerken begeisterte? Man scheide fein äußerlich zwischen Glauben und Kirche, und man wird ganz natürlich und unbefangen die Trennung zwischen Unglauben, Aberglauben und Glauben erkennen, die Trennung, wie auch den Weg von dem Einen über das Andere zum Letzten und Erlösenden. Dieser Weg aber, der immer ein Ziel hat, kann nie ein Ende haben, weder in der Entwicklung des einzelnen, noch in der des Menschengeschlechtes.

Curt Schwantes.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Paul Keller.

(Geb. 1873.)

Das geistige, politische und wirtschaftliche Leben Deutschlands unterscheidet sich angeblich dadurch von dem vieler anderer Kulturstaaten, daß bei uns nicht wie anderwärts — so namentlich in Frankreich — die Pro-

vinz aller Selbstbestimmung bar, kritiklos auf die Landeshauptstadt hinstarrt. So ging wenigstens vor Zeiten die Sage.

Zweifler behaupten, der Durchgangsstempel Berlin sei nachgerade unbedingt erforderlich für alles, was von dem ach! so vorurteilsfreien „Provinzler" anerkannt werden dürfe.

Wer ist dieses Berlin, das sich so gern den Anschein gibt, als habe es „Tradition" genug, um zielsicher den elenden Skribenten vom gottbegnadeten Schriftsteller zu unterscheiden, den literarischen Schaumschläger vom ernsthaften Dichter? Bei Licht besehen, ein Häuflein Menschen, die man in jeder Uraufführung trifft, die untereinander in engster beruflicher und gesellschaftlicher Beziehung stehen, und die, nicht zu vergessen, das literarische Orakel der großen Berliner Tagesblätter sind.

Was ist — oder zum mindesten, was war ihnen bis vor kurzem der Schlesier Paul Keller? Bestenfalls der „Heimatdichter" — als ob es die heute nicht fast in jedem deutschen Ländchen gäbe! Was für Eigenwerte hatte er nach der Meinung jener zu seinen Gunsten in die Wagschale zu werfen? Romantische Lebensauffassung, deren Wertschätzung in Berlin nicht gleichmäßig hervorragend ist; tiefinnige Freude an der Natur und Liebe, dazu die Frühlingssehnsucht, den Glauben an etwas Künftiges; — ein Fabuliertalent, das an Dickens und Raabe gemahnt — das aber der Literat von Berlins Gnaden selbstverständlich auf möglichst derbe Stoffe anzuwenden die Pflicht hat; endlich die seltene Kunst, auch das Kleinste und Alltägliche im Lichte der Ewigkeit zu betrachten, über Erdennot und Seelenschmerz die Sonnenstrahlen des Humors leuchten zu lassen.

Wer nicht gerade Schlesier ist, verschone Paul Keller mit dem nachgerade abgegriffenen Etikett „Heimatdichter". Gewiß nennt er seinen zweiten Roman „Die Heimat" (1904) und beantwortet darin die Frage „Was ist Heimat?" mit dem kurzen Wort „Heimat ist Friede". Aber zugleich „Heimat ist nicht Raum, Heimat ist nicht Freundschaft, Heimat ist nicht Liebe". Solche herzlichen, warmen Töne, die er schon in seinem Erstlingsroman „Waldwinter" angeschlagen, klingen uns wieder entgegen im „Sohn der Hagar" (1907). Wohl mit Recht hat man vermutet, daß solcherlei Heimatkunst Friedrich Lienhard als Ideal dichterischer Gestaltung vorgeschwebt haben mag.

Die blaue Blume der Romantik findet Paul Keller in der Kindesseele. Nicht zufällig scheint es, daß bis in die Mitte der dreißiger Jahre seines Lebens unser Dichter als Lehrer wirkte. Gestalten wie die des jungen Gedeon in den „Fünf Waldstädten" oder wie die des im Jammer geborenen, fruchtlos lebenden, früh und tragisch endenden Robert im „Sohn der Hagar" bekunden ein tiefes Einfühlen, ja, einen natürlichen und starken Hang zur Kindesseele in ihrem Werden und Drängen. Und doch, trotz Trauer und Entbehrung, Armut und Krankheit, die sich dem Leser aufdrängen möchten, keine Grau-in-Grau-Malerei nach Art der Naturalisten von gestern und vorgestern: wie im „König Lear", der Sturmnacht ungeachtet, der Narr dem armen Vater den Trübsinn von der Stirne reibt, so wechseln bei Paul Keller und zerfließen in eins erschütternde Tragik und sonniger Humor. Keine blutleere, angeblich photographisch verfahrende Realistik (wie sie die Speisenfolge „gutgehender" Literatur vielfach heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch verlangt), sondern Poesie, die höhere Einheit von Ideal und Wirklichkeit. Tiefernstes sittliches Empfinden, aber keine weinerliche Gefühlsseligkeit oder gar moralische Knochenerweichung. Klänge es nicht zu stark nach der hausbackenen Literaturgeschichte, so möchten wir ohne Bedenken von einem „Grundgedanken" im „Sohn der Hagar" reden und diesen in folgenden Worten des Helden finden: . . . „Da kam ihm zum Bewußtsein, daß nicht jede Hagar ein menschliches Mitleid verdient, aber daß es immer und immer um das Kind sei. Nie um den Mann, oft auch nicht um das Weib, aber immer um das Kind."

Und nun noch ein Wort über Paul Kellers Humor! Will ihn jemand in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Fülle erfassen, der greife getrost zu den „Ferien vom Ich" (1915). Wer den Bericht aus dem luftschloßartigen Genesungsheim „Ferien vom Ich" lesen kann, ohne ein Heimweh nach kindlich glücklichen Tagen, ohne zumal eine starke Sehnsucht nach Befreiung vom Frondienst gesellschaftlicher Vorurteile und der tausend alltäglichen Kleinlichkeiten und Verdrießlichkeiten zu fühlen, muß unheilbarer Hypochonder sein. „Der echte Humor kommt aus der leisen Trauer eines gütigen Herzens" so lautet ein bemerkenswertes Wort Paul Kellers.

Jugendlichen Stoffhunger zu befriedigen, sind solcherlei Werke nicht angetan; und die Großen, die am Spannungsfieber leiden, mögen bei Paul Keller nicht selten enttäuscht werden. Der Aufbau seiner Romane ist eben so eigenartig, daß der anspruchsvolle Leser immer von neuem staunt über die Dichterpersönlichkeit, die ganz offenbar ohne jede listige und kalte Berechnung auf billigen „Erfolg" unversehens zu höchsten dramatischen Wirkungen hinführt. Man lese z. B. die überraschende Stelle mit ihrer an Hebbel erinnernden Tragik, den Höhepunkt des Romans „Die Insel der Einsamen"!

Treffend bemerkt Marx Möller: „Kellers Erzählungen sind immer überreich an kurzen, wirksamen Episoden, die sich leicht aus sich selbst erklären, die ohne belehrende, ermüdende Erläuterung verstanden werden können! Er gibt — um es poetisch zu sagen — ein Stück, und gibt es gleich in Stücken! . . . All diese reichen Episoden sind nun aber nicht etwa in die längeren Erzählungen hineingestopft, sondern sie sind ihnen entwachsen: sie sind ihnen deshalb auch ganz unentbehrlich; sie gehören zum Bau des Ganzen wie die tausend Figuren und Figürchen, die den Dom schmücken, mit zum großen Bauwerk gehören; die kann man auch einzeln ein jedes für sich betrachten; und doch ordnen sie sich dem Ganzen ein und unter."

* * *

Paul Keller steht gegenwärtig in den besten Mannesjahren; seine Kunst hat den anfänglich hier und da zutage tretenden lehrhaften Ton abgestreift. Reiche und kraftvolle weitere Folgen dichterischen Schaffens darf seine Gemeinde nach allem menschlichen Ermessen von ihm erwarten. Möge er auch über seine schlesische Heimat hinaus neue Freunde finden, im Norden, Westen und Süden unsres Vaterlandes!*)

*) Von Paul Keller erschienen im Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau, folgende Romane: Waldwinter, Die Heimat, Das letzte Märchen, Der Sohn der Hagar, Die alte Krone, Die Insel der Einsamen, Ferien vom Ich, Hubertus; ferner Novellen und Erzählungen: Die fünf Waldstädte, Stille Straßen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der „Insel der Einsamen" (S. 156—161).

In das Leben der jungen Klotildis, die unter einsamen, vom Schicksal verfolgten Menschen groß wird, tritt Günther, der „als einer der raufluftigsten Gesellen auf der Hochschule gegolten hatte". Sein anfängliches Ziel, „einer in sich gebrochenen, erbitterten Frau zu ihrer späteren Rache für die ungerechte Erschießung ihres Mannes zu verhelfen, gibt er bald als unerreichbar auf"; aber „ein lebendiges Herz, eines, das ausgestattet war mit allen Schätzen junger Kraft, das konnte er erretten von dem Tod der Vereinsamung . . . und es in die blühenden Gärten der Kultur und Freiheit geleiten". — Doch ist dies Mädchen nicht noch völlig Kind? Wird es Günther gelingen, die noch „ohne das heimliche, unbewußte Sehnen der Jungfrau" ist, auch in den Rosengarten der Liebe einzuführen?

* * *

Als sie schon dem Jägerhause ziemlich nahe waren, fragte Klotildis:

„Was meintet Ihr eigentlich mit dem Bilde von der Madonna mit dem Kinde?"

„Nun, ich glaubte, wie Ihr so über dem Korbe knietet, das hätte ein gutes Modell abgegeben für ein Bild."

„Ja, aber wen meint Ihr mit der Madonna mit dem Kinde?"

„Nun, doch selbstverständlich Maria mit dem Jesusknaben."

„Wer ist das: Maria mit dem Jesusknaben?"

Er blieb erschrocken stehen.

„Wißt Ihr das wirklich nicht, Klotildis?"

Sie senkte den Kopf.

„Ich bin nur ein Jahr in die Schule gegangen. Vielleicht, daß ich es da gehört habe; aber ich habe es vergessen."

Ein heißes Erbarmen schlug ihm ins Herz.

„Klotildis — liebe Klotildis!"

Die Luft war klar und kalt. Rauhreif hing an den Bäumen des Waldganges, tausend silberne Bilder leuchtender Schönheit standen ringsum. Dem jungen Mann klopften die Schläfe. Er nahm Klotildis sacht an der Hand und sprach:

„Klotildis, ich möchte Euch etwas aus meiner Kindheit erzählen. Wollt Ihr es anhören?"

Sie nickte.

Mit seltsam leiser, feierlicher Stimme erzählte er:

„Ich war noch ein kleiner Knabe. Wir wohnten in einem schönen, großen Schlosse. An der einen Seite rauschte die Donau, auf der anderen dehnte sich meilenweiter Wald. Es gab viele schöne Dinge in meinem Vaterhause, Bilder und Statuen, Schnitzwerke und Goldsachen, und es gingen viele kluge Menschen ein und aus, Dichter und Maler, Gelehrte und Staatsmänner — aber das Schönste und Klügste, was in

---

Grünlein, Das Kgl. Seminartheater, Von Hause (Auswahl humoristischer Stücke). Bei Ferd. Schöningk in Paderborn erschienen folgende Skizzenbücher: Gold und Myrrhe (Neue Folge), In deiner Kammer, Das Niklasschiff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meiner Heimat zu finden war, war meine Mutter. Und einmal, ganz in derselben Zeit wie jetzt, als meine älteren Brüder mir erzählt hatten, jetzt komme bald das liebe Weihnachtsfest, ging ich zu meiner Mutter und fragte sie: ‚Mutter, was ist das: Weihnachten?' — Es war in ihrem schönen Zimmer, das große Bogenfenster hatte, und man sah von da aus auf die silbern bereiften Bäume, die gerade so aussahen wie diese hier. Die Mutter hob mich auf ihren Schoß und zeigte so nach oben, wie ich jetzt zeige und sagte: ‚Das ist der Himmel. Über dem Blauen und über den Wolken, die du siehst, wohnt der liebe Gott. Das ist ein großer, heiliger Geist. Er hat den Himmel geschaffen und alles, was du siehst. Er hat dich lieb, er hat dich noch tausendmal lieber, als ich dich habe. Ich denke an dich alle Tage und alle Stunden, er aber denkt an dich so oft, wie dein Herz schlägt. Und er hat seinen schönen Himmel gebaut mit goldenen Sälen und blühenden Gärten. Da drinnen sollst du einmal spielen und glücklich sein, reicher als der Kaiser, schöner als die Sonne. Aber in den Himmel ist es weit. Siehst du, wie hoch er ist? Wenn du auch bis auf die große Eiche kletterteſt — du wärst doch noch lange nicht oben, und sieh den Mond an, der dort über dem Walde aufsteigt. Er ist hoch, und kein Mensch könnte bis zu ihm gelangen; aber er ist doch lange nicht so weit, wie der Himmel. Da hat der liebe Gott gedacht: Ach, wie traurig wäre es doch, wenn mein kleiner, lieber Günther sich nicht zu mir heraufände; denn er ist ein guter Bub, und ich möchte ihm eine goldene Krone geben. Da hat der liebe Gott nachgedacht, wie er es einrichten könnte, daß der kleine Günther den Weg in den Himmel nicht verfehlt, und er hat gemeint: Ich habe einen Sohn, der heißt Jesus. Der ist klüger als der klügste Mensch auf der Welt. Den will ich — da ich Wunder wirken kann — in ein ganz kleines Kind verwandeln und will ihn auf die Erde setzen wie ein anderes kleines Kind, und anfangs will ich vorsichtig sein und es bloß ganz wenigen guten Leuten sagen, daß es mein Sohn ist, aber wenn er größer sein wird, dann wird er es selbst sagen vor aller Welt und wird sagen: Seht ihr, ich bin gekommen, um euch den Weg in den Himmel zu zeigen! Und dann werden alle, die ihm glauben, den Weg in den Himmel finden, und meine goldenen Säle und schönen Gärten werden voll fröhlicher Menschen sein. Dann aber hat der liebe Gott weiter nachgedacht, wie er es am besten einrichten sollte, daß er seinen Sohn als ganz kleines Kind auf die Welt schicke, und er hat gedacht: Wenn ich ihn als einen Prinzen schicke, dann erschrecken die armen Leute und denken: Ach, das wird auch bloß wieder so einer, der Steuern haben will und einen einsperrt oder prügelt. Das mache ich nicht, dachte der liebe Gott. Ich schicke ihn als Kind von einer ganz armen Frau, dann fürchtet sich keiner vor ihm, dann denken sie alle, ach der — was kann uns der tun? Aber wenn er größer werden wird, nimmt er sie doch alle! So hat der liebe Gott

gedacht, und so hat er getan. Damals lebte auf der Welt die allerschönste und allerheiligste Frau — die hieß Maria. Ihr schickte der liebe Gott seinen Jesusknaben zu Weihnacht. Sie war aber so arm, daß sie in einem Stalle wohnte, in dem Kühe und Schafe waren, und doch war sie viel, viel mehr, als deine Mutter ist und als die Frau Kaiserin ist. Und sie nahm das Kind, wickelte es in Windeln und legte es auf Heu und Stroh. Dann beugte sie sich über das Kind, und sie wußte: es ist Jesus, der Sohn Gottes. Und wie das Kind größer wurde, hat es Millionen und vielen Millionen Menschen den Weg zum Himmel gezeigt.'"

Klotildis hatte zugehört, immer rascher und immer heftiger atmend. Als Günther endete, brach sie in Tränen aus: „Ich bin dumm — ich bin dumm!"

Er faßte sie erschüttert an der Schulter.

„Klotildis!"

Er sagte ihren Namen in tiefer Wärme, sonst sagte er nichts.

„Laßt mich — laßt mich!" schluchzte sie, bog in einen Seitenpfad ein und war davon.

Langsam ging er nach Hause.

Wie verwandelt war ihm alles! Was war für eine schwere Unruhe und doch für eine süße Freude in seinem Herzen. Wie eng, wie schmal, wie dumpf war die Stube.

Ein rosenrotes, aber erschreckendes Licht ging ihm auf.

„Ich liebe sie — ich liebe sie!"

Hans Offe.

Was andre sagen

Zeitspiegel. Herausgeber: Johannes John, Flensburg. 6. Jg. Nr. 1.

Wir bleiben deutsch. Von Pastor Johannes Schmidt-Wodder.

„Werden wir dänisch? Bleiben wir deutsch?', das sind die Fragen, die man jetzt überall in Nordschleswig und tief bis nach der Eider hinunter erörtern hört, ängstlich, leidenschaftlich, bekümmert, zuversichtlich, je nach Temperament und Art.

Die Fragen sind falsch gestellt. Wer deutsch ist, bleibt deutsch, wer dänisch, bleibt dänisch, auch wenn die Grenzen verschoben werden. Wo es anders ist, da liegt eine Schwäche oder ein Mangel vor, der überwunden werden muß. Zeiten, in denen die Machtverhältnisse sich ändern, sind Zeiten, in denen das Volkstum sich erproben muß. Es kann geradezu so sein, es muß für uns so werden: Wo der Staat seine Macht einbüßt oder doch an ihr Einbuße leidet, da gewinnt das Volkstum an Kraft, muß an Kraft gewinnen. Nicht als ob Staat oder Volkstum gegeneinander ständen, daß der Eine abnehmen müsse, wo der Andere wächst, sondern sie helfen einander. Wo der Eine in Not ist, springt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Andere zu. Man denke an ein weltgeschichtliches Beispiel von einem Verhältnis ähnlicher Art: Luther wird vom starken Arm seines kurfürstlichen Schutzherrn der Nachstellung seiner Feinde entzogen und auf die Wartburg gebracht, aber nur für kurze Zeit. Dann steigt er von der Wartburg herab in den Kampf des Tages und schreibt seinem Kurfürsten diesen wundervollen Brief, in dem er es ausspricht, daß er mit Gott sich imstande fühle, besser den Kurfürsten schützen zu können als der Kurfürst ihn. Ähnlich ist es mit Volk und Staat. Ein Volk, dem der starke Schutz des Staates entrissen wird, braucht sich nur auf sich selbst zu besinnen und findet in sich, in seiner gottgegebenen Art die Kraft, nicht nur sich selbst zu behaupten, sondern auch dem zerschlagenen Staat neue Kräfte zuzuführen. Volk ist über Staat."

— — — — — — — — — — — —

„Niemand soll uns den Glauben nehmen, daß das deutsche Volk sich zu neuer Kraft sammeln wird auch bei gebrochenem Staat, auch im Leid, denn Volk ist mehr als Staat, ist größer als Staat, und Leid ist die tiefe Furche, aus der die reifste Frucht wächst."

Rund um uns

Bemerkungen zum achten deutschen Pazifistenkongreß. Der Verlauf des achten deutschen Pazifistenkongresses, der im Frühsommer d. J. in Berlin stattfand, hat manchen Friedensfreund enttäuscht. Mehr als eine der auf dem Kongresse gefaßten Entschließungen zeigt unzweideutig, daß auf dieser Tagung jene Pazifisten das Übergewicht hatten, die den klar erkennbaren Tatsachen zum Trotz künstlich eine Schuld am Weltkriege konstruieren und in selbstquälerischer, krankhafter Weise diese angebliche Schuld Deutschland allein aufzuladen suchen.

Meine Anschauung von der sogenannten Schuldfrage ist die gleiche, wie der Vortrupp sie des öfteren mit aller Klarheit und Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht hat, und ich kann nur sagen, daß ich — ganz abgesehen davon, daß Deutschland der einzige Staat ist, den eine Schuld ganz gewiß nicht trifft — diese rückwärts gewandte Art der Arbeit eines Suchens nach persönlichen Schuldnern am Hereinbrechen einer seit langem sich vorbereitenden Katastrophe, die durch die Friedensfreunde aller Länder vergebens zurückzuhalten versucht wurde, für ein Hemmnis auf dem steilen und steinigen Wege unsrer Arbeit halte, für einen Aufenthalt nach kaum begonnener Ausfahrt, oder besser für einen Aufenthalt, der die Ausfahrt verhindert, der Zwietracht unter die Fahrenden bringt. „Wer aber die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Aus dem Dunkel der Vergangenheit kommt uns keine Kraft zum Handeln. Von der Zukunft, von unserm leuchtenden Ziele her kommt das Licht für unsern Weg, für unser Tun. Ich bin auch auf religiösem Gebiete dagegen, sich mit den Fragen der Schuld, der Reue und Buße, der Strafen aufzuhalten, sie bedeuten eine Belastung des aufwärts strebenden Menschen, halten ihn zurück, schwächen die kaum sich entfaltenden neuen Fortschrittskräfte. Unsre deutsche Friedensbewegung ist noch so jung, so unentwickelt. Leider sind die Ideen, für die sie kämpft, auch in Deutschland noch so wenig verbreitet, werden noch von so vielen als überideal belächelt, daß wir alle Ursache haben, den Pflug fest in die Hand zu nehmen, vorwärts zu schauen, um geradlinig den harten, steinigen Boden unseres Volkslebens zu durchdringen, unbeirrt um die Mei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung von links oder rechts, angezogen durch das Endziel.

Wie weltfremd und mittelalterlich klingt die von einem der Kongreßteilnehmer erhobene Forderung: „Deutschland muß erst auf die Bußbank gehen, ehe es sich an den Tisch setzen kann mit den Vertretern des Auslandes!" — Wieviel Mut und Freudigkeit, welcher Strom von Kraft hingegen geht von der Mitteilung einer Teilnehmerin an dem Internationalen Frauenfriedenstag im Mai d. J. in Zürich aus: daß von einem Gedanken an eine Schuld an dem geschehenen Furchtbaren nicht entfernt die Rede gewesen sei, als sich deutsche, französische und englische Frauen zu gemeinsamer Friedensarbeit begrüßt haben. Die Glut der Hingabe an unsre hohe Aufgabe, der heilige Eifer unsrer Gesinnung duldet nicht die Schmach der Bußbank für irgend ein Volk, kein zweites Canossa wird den Gang der Geschichte voranbringen, der Geist der Liebe aber erfülle uns und leite uns in die Gefilde des Friedens! —

Dazu halte ich es für notwendig, ein Netz von Gruppen der Friedensfreunde über unser ganzes Land zu ziehen, das immer engmaschiger werde, damit es das ganze Volk durchdringe, ein Netz, das im Bunde mit den Friedensbestrebungen aller Länder der Erde den Bund der gegenseitigen Hilfe schließe, der allein die Welt retten kann, der der Anarchie unter den Völkern ein Ende mache und ihre Beziehungen auf Recht und Gerechtigkeit gründe. Vor allem sei das die neue Aufgabe der Frau in der Politik. Auf dem Pazifistenkongreß wurde das harte Wort gesprochen: „Der Mann ist der Typus des Militarismus, die Frau ist der Typus des Pazifismus." Bewahrheitet sich diese Behauptung vielleicht auf Grund der geschichtlichen Ereignisse der Vergangenheit, in welcher der Mann das Ruder der Weltereignisse in der Hand hatte, so muß nun, da die Frau zur Mitbestimmung berufen ist, ein andrer Geist in den Gang des Weltgeschehens einziehen, der Geist des Friedens, gegründet auf der Überzeugung von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, der Geist, der der Frau, als der Hüterin dieses Lebens, vor allem inne wohnen sollte.

Das sei eure Menschheitsaufgabe, ihr Frauen im neuen Deutschland, daß ihr die Welt von der Gewalt der Waffen, den Werkzeugen des Hasses, befreit, daß ihr die Heiligkeit des Menschenlebens verkündet, daß ihr durch eure politische Arbeit der Welt den Frieden bringt! — Eine Frau war es, deren Ausführungen den Höhepunkt der Pazifistentagung bildeten, Auguste Kirchhoffs feiner Vortrag über „Jugend und Weltfriede"; sie forderte die Frauen auf, die Jugend zu erziehen für eine Kultur des Lebens an Stelle der Kultur des Todes, der sie geweiht war. Das sei die Aufgabe der neuen Zeit, für diese Kulturtat ersten Ranges sollen wir die Jugend lehren, ihre glühende Kraft einzusetzen; mit einer neuen wahren Vaterlandsliebe, die nur im Geiste wahrer Menschenliebe möglich ist, wollen wir sie erfüllen. Dadurch gewinnen wir den guten Willen der Völker für uns, dadurch erobern wir uns eine Achtung, die fester gegründet ist, als die, welche wir in diesen Tagen haben zertrümmern sehen. Dadurch schreiten wir voran auf dem Wege des Menschen!

Wilhelmine Lohmann.

Wege ins neue Deutschland. Der bekannte freikonservative Politiker und Herausgeber der Zeitschrift „Das neue Deutschland", Dr Adolf Grabowsky, hat unter der Überschrift „Wege ins neue Deutschland" eine Auswahl seiner seit Anfang des Weltkrieges bis zum 1. Oktober 1918 in seinem Blatte erschienenen Aufsätze veröffentlicht*). Um von der Reichhaltigkeit der behandelten Gegenstände hier einen Begriff zu geben,

*) „Das neue Reich." Perthes' Schriften zum Weltkrieg, neue Folge, Heft 3. Verlag von F. A. Perthes, Gotha 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seien nur die folgenden Arbeiten angeführt: „Bismarck und unsere Zeit", „Positive Erziehung", „Weltpolitisches Denken", „Äußere und innere Politik", „Das Problem Schmoller", „Ethik und Politik", „Ein neuer Geist", „Die Freiheit der Meere", „Elsaß" usw.

Grabowsky ist ein Politiker, bei dem man durchaus in reiner Luft wandelt, er ist frei von unsachlicher Voreingenommenheit, für ihn gilt die unerbittliche Forderung, der aus sachlicher Prüfung gewonnenen Überzeugung zu folgen. Aber die Überzeugung allein ist noch nicht das Wertvollste bei einem Politiker. Auch Tirpitz mag ehrlich von der Richtigkeit seiner Politik überzeugt gewesen sein, und gegenwärtig ist es wohl auch Clemenceau. Aber der politische Starrsinn, nicht die Unduldsamkeit, sondern oft geradezu die Unfähigkeit, sich in einen abweichenden politischen Standpunkt hineinzudenken, das ist vielleicht das größte und häufigste Übel der Politiker, ein Übel, dem besonders gerade deutsche Politiker verfallen sind, wodurch das ganze politische Leben Deutschlands so sehr an Zersplitterung gelitten hat und gegenwärtig noch leidet. Grabowsky macht davon eine glückliche Ausnahme. Der Name jener Partei oder richtiger, nach seiner Ansicht, erst werdenden Partei und vorläufig nur kleinen politischen Gruppe, zu der er sich zählt, ist in dieser Beziehung schon bezeichnend: frei-konservativ. Für Grabowsky ist aber der wahre Konservativismus eben der Frei-Konservativismus. Konservativismus bedeutet für ihn die Stetigkeit im politischen Wandel. Er verwirft ebenso die Reaktion, wie einen sprunghaften, unvorbereiteten, unorganischen Fortschritt.

Seinen Mangel an Parteieinseitigkeit zeigt Grabowsky in der Behandlung der verschiedenartigen Gegenstände der Politik wiederholt. Er ist kein Vertreter des starren Machtgrundsatzes und muß daher vielfach gegen die Alldeutschen ankämpfen. Ja, er erblickt, wie es in der „Nachträglichen Bemerkung" heißt, die Ende November 1918 verfaßt ist, eine der Hauptursachen des deutschen Zusammenbruchs eben in der Verbindung einer „Zurückstoßungspolitik im Innern mit Zurückstoßungspolitik nach außen", in dem Mangel von moralischen Eroberungen im Innern wie im Äußeren. Er selbst tritt, obwohl Konservativer, wie die Aufsätze zeigen, wiederholt für das Verlassen dieser Politik auch im Innern ein und erblickt im Mangel einer „positiven Erziehung" — die nur durch eine positive Mitarbeit am Staate, durch „Demokratisierung" erreichbar ist — und in dem sich daraus ergebenden Mangel des „weltpolitischen Denkens" beim Deutschen einen eigentümlichen Zwiespalt zwischen dem materiellen Wachstum des Reiches und seinem inneren Wesen. Er liebt dieses Reich, wie dieses Preußen, das das Reich schmieden half, aber er findet, daß der Stahlpanzer, den Preußen um den zerfahrenen Staatsleib Deutschlands legte, legen mußte, nachgerade zu drückend geworden ist und jeden freien Geist ertötete.

So forderte Grabowsky wohl für Deutschland, mit Rücksicht auf dessen geographische Lage, ein starkes Heer; aber das Übergreifen des Militarismus auf Gebiete, die ihrem inneren Wesen nach außerhalb des Militarismus liegen, insbesondere auf die Verwaltung (man vergleiche den ausgezeichneten Schlußaufsatz „Ein neuer Geist") und auf Weltanschauungsfragen, das bekämpft er entschieden.

In der Behandlung des Verhältnisses der Innen- zur Außenpolitik, der Privat- zur Staatsmoral macht sich bei ihm wohl unbewußt der Einfluß des Weltkrieges geltend: Die Innenpolitik habe sich stets (!) der Außenpolitik unterzuordnen, die Privatmoral habe nichts mit der Staatsmoral zu schaffen. Zuletzt findet er aber doch eine bessere Formel: die möglichste „Annäherung" der Staats- an die Privatethik.

Die ganze Aufsatzsammlung kennzeichnet sich überhaupt dadurch, daß hier neben dem rein Politischen, zum Teil auch in Verknüpfung mit ihm, Fragen geistiger Natur behandelt werden. Daher Aufsätze wie „Religiöse Zukunft" oder „Ethik und Politik".

Gewisse Wandlungen sind in dem Buche unverkennbar. So folgt auf den Optimismus im Anfang des Krieges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuletzt doch der Ausdruck der Enttäuschung über das Wachstum der Kriminalität, des Materialismus, der Neppere. Der Richtung des zuerst ziemlich schroff abgelehnten, bekannten Buches von Preuß wird zuletzt doch rückhaltlos zugestimmt. Aber diese Wandlungen sind durch die Ereignisse nur gerechtfertigt und durch sie wie durch seinen sonstigen Inhalt stellt das Buch einen wertvollen Beitrag zur politischen Geistesgeschichte Deutschlands dar.

Dr E. Hurwicz.

Trennung von Medizin und Staat. Dr. med. Wilhelm Winsch, einer der bedeutendsten Vertreter der Naturheilmethode, der auch wiederholt im „Vortrupp" zu Worte gekommen ist, hat im Verlage von Friedrich Ellersiek in Berlin eine Schrift über „Trennung von Medizin und Staat" veröffentlicht. Wie alles, was Winsch schreibt, ist auch diese kleine — 30 Druckseiten umfassende — Abhandlung ungemein fesselnd und lesenswert für jeden, welchen Standpunkt er auch in der Frage, um die es sich hier handelt, einnehmen mag. Die Grundgedanken der Schrift enthält der folgende kurze Aufsatz, den uns der Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Vortrupp.

Seit Jahrhunderten geht auf religiösem Gebiet der Kampf um Glaubensfreiheit, und erst heute sind wir so weit gekommen, gegenseitige Duldsamkeit und Gleichberechtigung der religiösen Konfessionen für selbstverständlich zu halten.

Etwas Ähnliches spielt sich auch auf medizinischem Gebiet ab. Auch hier haben wir verschiedene Konfessionen. Ich nenne nur die drei hauptsächlichsten: die allopathisch-chirurgische, die homöopathische und die Naturheil-Konfession. Auch hier müßte man verlangen, daß allen diesen Konfessionen ohne Unterschied Duldung und Gleichberechtigung in gleichem Maße gewährt wird. Leider ist das nicht der Fall, sondern wie die mittelalterliche Kirche, herrscht heute noch eine Konfession allein: die allopathisch-chirurgische. Alle Mittel, die das Volk in Form von Steuern aufbringt, fließen nur in die Tasche dieser einen Konfession, die allein den Staat hinter sich hat. Alle medizinischen Fakultäten, alle Krankenhäuser werden nur für diese eine Konfession durch öffentliche Mittel unterhalten, und wenn ein Angehöriger einer anderen in ein solches Krankenhaus kommt und verlangt nach seiner Konfession behandelt zu werden, dann wird er ausgelacht oder ausgewiesen. Ja, diese eine Konfession hält sich für befugt, die anderen mit dem Polizeiknüppel zu vergewaltigen, z. B. bei der Impfung. Homöopathie und Naturheilkunde verabscheuen die Impfung und halten sie für minderwertig und reaktionär. Aber die allopathische Schule zwingt einen jeden, ihr Glaubensbekenntnis in Form von Impfnarben an sich zu tragen.

Mit dieser Frage der Duldung und Gleichberechtigung hängt aufs innigste zusammen die Frage der Trennung von Medizin und Staat. Die Revolution hat ungeheure psychische Wellen erregt. Man berauscht sich an Schlagworten: „Diktatur des Proletariats", „Sozialisierung" und ähnlichen. Es ist kein Wunder, daß die Ärzte auch wünschen, sozialisiert zu werden, was bei der traurigen sozialen Lage und zunehmenden Proletarisierung des ärztlichen Standes verständlich ist. Jeder gönnt den Ärzten eine Besserung ihrer Verhältnisse, es fragt sich nur, ob es wirklich besser für sie wird mit Staatsgehalt und Pension. Materiell wird es vielleicht besser; aber ein Stand, der für Humanität wirkt, darf das Materielle nicht ausschlaggebend sein lassen. Sinkt sein moralisches Ansehen, dann nützen ihm alle materiellen Vorteile nichts, er zieht sich sicher dann einen immer größeren Haß im Volke zu. Man denke nur, wenn die Priester der herrschenden medizinischen Schule noch Beamtenqualität hätten, dann könnte es einem begegnen, daß man infolge der Kritik eines Arztes wegen Beamtenbeleidigung bestraft wird. Außerdem verstößt die Sozialisierung bei den Ärzten gegen die Ansichten der besten sozialistischen Theoretiker. So sagt Karl Kautsky, daß nur die materielle Produktion kommunistisch werden müsse, dagegen die geistige müsse anarchistisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, das heißt doch auf gut Deutsch: die Ärzte müssen vollkommen freie Arbeiter bleiben. Und das ist auch gar nicht schwer zu machen. Wie in einem Teil von England und Frankreich und fast vollständig in den nordamerikanischen Freistaaten die Medizin Privatsache ist, so muß es auch bei uns werden. Die medizinischen Fakultäten müssen Privatanstalten werden, wie die Freien Hochschulen, und die Krankenhäuser und Universitätskliniken müssen ebenfalls Privatanstalten werden. Werden sie vom Staate oder der Gemeinde unterstützt, dann haben diese die Verpflichtung, nach dem Prozentsatz der Anhänger ebenso homöopathische und Naturheil-Fakultäten, -Kliniken und -Krankenhäuser einzurichten.

Dann muß aber auch bei sämtlichen Krankenkassen vollständig freie Arztwahl eingeführt werden. Was man jetzt freie Arztwahl nennt, ist ja reine Heuchelei, denn jetzt hat nur ein beschränkter Ausschnitt der Ärzte das Recht, bei den Krankenkassen zu praktizieren. Bei vollkommen freier Arztwahl kann jeder Kranke zu jedem Arzte gehen, und damit ist sowohl dem Kranken wie dem Arzte geholfen.

Auch die so wichtige Frage des Vertrauens zwischen Patienten und Arzt kann allein in dieser Weise hochwertig gelöst werden.

Man muß allerdings zwei Arten von Ärzten im Zukunftsstaate unterscheiden: solche, die die Krankheiten kurieren, die müssen vollkommen freie Arbeiter sein, und solche, die hygienisch wirken, d. h. vorbeugend die Krankheiten zu beeinflussen haben, die können Staatsbeamte werden. Insofern hat auch hier der Sozialisierungsgedanke eine gesunde Berechtigung*).

Das ist das Bild, wie wir es für die nächste Zukunft gebrauchen. Für eine fernere, die erst nach längerem Bestehen einer höheren sozialen Kulturstufe eintritt, wird sich das Bild des ärztlichen Lebens wesentlich ändern. Der Arzt wird nicht mehr von der Krankheit seiner Mitmenschen leben, sondern von der Gesundheit. Er wird dann wie jeder andere Staatsbürger seine Existenz vom Staate gewährleistet bekommen, einfach als freier Arbeiter, ohne Beamter zu werden. Dann erst wird der ärztliche Stand das leisten, was man von ihm erwartet. Jetzt ist die Krankheit sein Kapital. Dann aber wird es die Gesundheit sein, und er wird dann in jeder Weise das ideale und materielle Interesse haben, die Gesundheit zu fördern, weil er ja von der Gesundheit seiner Mitmenschen lebt. Erkrankt jemand, dann hat er nur unnütze Arbeit, die ihm und der Allgemeinheit nichts einbringt. Auf diese Weise allein kann in dem gesamten Ärztestand eine derartige Begeisterung für Vorbeugung aller Krankheiten entstehen, daß die Krankheiten vollkommen aussterben werden. Dann gibt es keine Ansteckung mit Krankheit, sondern nur noch Ansteckung mit Gesundheit.

Dr. med. Wilhelm Winsch.

*) Ausführliches siehe in meiner soeben erschienenen Schrift: „Über Trennung von Medizin und Staat. Eine zeitgeschichtliche Studie und ein Ausblick in die Zukunft". Verlag Friedrich Ellersiek, Berlin S 59. Preis 90 Pf.

Neue Bücher und Schriften

Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. Wotawa, Alfred Hölder, Wien 1919.

Nr. 37: Schenk, Dr. Josef: Unser Friede! III. Der wirtschaftliche Vernichtungsfriede von St. Germain.

Nr. 38: Winkler, Dr. Wilhelm: Die Gemeindewahlen in Deutschböhmen (Juni 1919) — eine Volksabstimmung.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 15 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. September 1919

Das neue Deutschland.

Das neue Deutschland, das ich sehe, hat keine Städte, deren rauchschwarze Fabrikschornsteine Sonne und Licht töten, und keine Mietskasernen, in deren muffig-dickem Dunst sich die Menschen zu Krüppeln pressen. Es hat keine Bierhäuser, darin man sich Sorge und Ärger im Alkohol zu ertränken sucht, keine Kinos hat es und keine Tanzsäle. Auch keine Menschen gibt es da, die vor aller Not, Berufsqual und Sorge keine Zeit haben, mit Weib und Kind sich der Schönheit der Welt zu freuen, keine Frauen, die in Fabrik und Kontor stöhnend des Lebens Unterhalt verdienen, während in hohen, engen Steinbauten trockene Mummelgreise in feinen, hellen Kinderseelchen Sehnsucht und Leben vernichten. Das alles hat das neue Deutschland nicht.

Hört, ich sehe es so, das neue Deutschland:

Reich gesegnet von der wogenden Fülle der Felder, darin in emsiger Freude sehnige, starke Menschen schaffen, die in kleinen, hellen Häusern wohnen und Zeit haben zum Frohsein und zum Lachen. Männer sehe ich, gebräunt von der Sonne, Felder bestellen und Gartenland bebauen, und Frauen, die mit einem lichten Schein in den Augen ihnen helfen. Kinder sehe ich tollen in Wiesen und Wäldern, jubeln und lachen. Am Abend seh ich die Jungen und Alten, alle, alle hinauswandern auf die Wiese im Wald. Ich höre einen alten Mann Geige spielen, die Burschen und Mädchen singen, und ich sehe, sie sich im Kreise drehen, die Kinder dazwischen. Auf der Bank im Grünen sitzen die Alten, plauschen und träumen, lächeln still, und alle sind heiter!

Wo es sei, fragt ihr, das neue Deutschland?

Ei, Freunde! In euch, in eurem Herzen liegt's, und eure Hände sollen's tragen!

Kommt, laßt es uns bauen, das neue Deutschland!

Karl Rauch.

Radikalismus.

Wenn wir die politische Bühne überschauen, so sehen wir allgemein die äußersten Flügel der Parteienkette verstärkt, die gemäßigten Lager geschwächt, nicht nur der Zahl nach, sondern auch nach dem Wert ihrer Glieder. Und ganz besonders die Jugend zeigt überall „Radikalismus".

Man wird das ganz natürlich finden. Man sagt ja, das sei das Vorrecht — oder der Fehler der Jugend: ungebrochen und schrankenlos das (vermeintliche) Ideal zu verfolgen. So haben auch wir Freideutschen uns damit abgefunden, unsre Freunde teils ganz „links", teils ganz „rechts" zu finden. Ja, wir fühlen uns wohl dabei, daß wir so entschieden und willenskräftig, daß wir so radikal sind.

Und doch wäre uns als Wandervögeln etwas anderes angemessener, ein anderer Radikalismus, der unserm Wesen besser entspräche. Jedes Fremdwort wird ja leicht oberflächlich aufgefaßt; im Grunde will das Urteil, man sei radikal, doch sagen, daß man in einer Sache bis zur innersten Tiefe hinabgestiegen sei. So verstanden ist Radikalismus natürlich ein stolzes Wort, und ich kann nur den Menschen achten, der radikal zu sein strebt. Nach dem gewöhnlichen Verstande aber meint man mit einem „Radikalen" gerade einen Menschen, dessen Ansichten und Handlungsweisen nicht allseitig und tief verwurzelt sind, sondern die einseitig aus einer einzelnen Idee heraus alles „von der Wurzel auf" umstürzen will. Er betreibt das Verneinen und Niederreißen radikal, aber nicht das Aufbauen seiner eigenen Gesinnung und Überzeugung, und ist daher auch zum Aufbau eines radikal Neuen unfähig.

Und nun besinnen wir uns auf unser Wandervogeltum! Wenn ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

glaubte, ich könnte durch den Umsturz bestehender Verhältnisse die Welt wesentlich verbessern, dann wäre ich nie Wandervogel geworden, sondern ich hätte Schule, Elternhaus und Kirche verlassen, hätte einen Orden für „reines Menschentum" gegründet, hätte jeden belehrt, was das sei, reines Menschentum, — und damit müßte dann die Menschheit gebessert, reformiert, erlöst sein. Wir im Wandervogel haben es anders gemacht: Unser Ziel ist mindestens ebenso radikal, will sagen ebenso tief und weitgehend, unser Weg aber ist viel radikaler: wir machen unser Denken und Handeln wurzelecht und wurzelfest, indem wir es schöpfen aus einem Leben im kleinen, das uns die unberührt reine Selbständigkeit gibt, die uns das große Leben nicht bieten kann; wir gestalten unser Leben nicht nach einer angeflognen Lehrmeinung, sondern wir lassen es wachsen aus dem, was wir sind; auf Fahrt, im freien Kreise der Unsern, streifen wir alle bloß angelernten Ziele ab — und es bleiben zur Bestimmung unseres Handelns die Ziele, die in uns leben, die unser Wesen ausmachen. Denn das ist unsere Erfahrung, daß da etwas bleibt im Menschen, wenn er das von außen Gekommene abstreift; daß man radikal sein *kann*, weil es eine Wurzel, eine Tiefe, einen Seelengrund gibt in uns und hinter uns, aus dem heraus wir werden, wachsen und wirken können.

Wenn wir so, wandernd im gleichgesinnten Kreise, Ziele gefunden haben, die wir uns nicht setzen, sondern die wir uns gesetzt finden, seien es völkische oder religiöse oder lebensreformerische oder menschheitliche — dann ist unser Volkstum oder Menschentum, unser Reform- oder Reformatorenwille radikal, daß heißt er ist wurzelecht und wurzelfest. Und wo *dieser* Radikalismus herrscht, da ist freilich jener andere ausgeschlossen, der nur zum Umsturz Kraft hat. *Wir* wissen, daß es vergebene Mühe ist, sich selbst oder anderen, beim besten Willen beiderseits, Weisheit einzutrichtern — daß man sie *erwandern* muß, *erfahren*, *erleben*.

Wilhelm Thomas.

Neudeutsche Pfadfinderschaft.

Wir neuen Pfadfinder haben einen Schritt zu machen, bei dem uns nicht so wohl ums Herz ist, wie uns von Rechts wegen sein sollte: der Schritt in die Öffentlichkeit. Denn vor dieser sind wir belastet mit vielen eigenen und fremden Sünden und werden vielleicht gerade in den Kreisen, die uns nahe stehen sollten, in der deutschen Jugendbewegung, für eine Art kindlicher Soldaten gehalten. Und doch sind wir etwas ganz anderes. Unter der Decke alter Formen ist eine starke und echte Jugendbewegung gewachsen, die heute die erstarrten Bindungen gesprengt und die Erneuerung der gesamten Pfadfinderbewegung zu ihrer Aufgabe gemacht hat.

Vor dem Kriege war die Pfadfinderei nur selten mehr als eine gute Art von Jugendpflege. Sie befand sich in einem Anfangsstadium. Ihre Grundgedanken von sozialer Hilfsbereitschaft, Nächstenliebe, Freundschaft zur lebenden und toten Natur, gesunder, menschenwürdiger Lebensführung, körperlicher Übung und geistiger Erhebung über den Alltag waren Richtpunkte einer Erziehung und wurden als solche ins Jugendleben hineingetragen, in dem sie allerdings so stark Fuß faßten, daß die Jugend selbst zum Träger des Gedankens wurde. Aber die wirkliche Verinnerlichung kam erst, als der Krieg diese Jugend auf sich selbst stellte und ihr ihre bisherigen Führer nahm. Es blieb sich gleich, ob jugendliche Führernaturen an die Spitze kamen oder von unrechten Händen ein militaristischer Zug in einer gänzlichen Verkennung der Lage in die Verbände hineingetragen wurde. In beiden Fällen kam es überall einer kleinen jugendlichen Gemeinschaft zum Bewußtsein, daß *Pfadfinder sein* etwas ganz anderes bedeute, als einem Verein angehören, daß es bedeute, *ein neuer Mensch zu sein*. Mit ganz ursprünglicher Gewalt taten sich vor dieser Jugend die Häßlichkeiten des gewohnten Lebens auf, ließen sie einen Blick tun in die Abgründe von Gemeinheit und Nieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tracht, die sich unter das Tünche der heutigen Gesellschaft verbergen und führten sie zu einer völligen Absage in die herkömmliche egoistische Lebensauffassung. Und an ihre Stelle setzten die hohen sittlichen Ideale des Pfadfindertums eine neue Lebensanschauung, für die der Dienst an der Gemeinschaft kennzeichnend ist. Mit ganzer Seele gibt diese neue Jugend sich diesem Dienste hin, anfangend bei sich selbst, indem der Pfadfinder aus sich selbst zuerst den neuen sozialen Menschen zu machen sucht, bevor er bei anderen soziale Gesinnung voraussetzt. Und nicht in einem zwar neuen, freien und schönen, aber nur dem Selbst gewidmeten Leben sieht der Pfadfinder sein Ziel, sondern er erblickt seine Zeitaufgabe in der Hingabe an sein Volk und damit an die Menschheit. Für sich selbst erhebt er den Anspruch auf Jugendlichkeit. Er lehnt jede Anteilnahme der Jugend an der Parteipolitik des Tages als unbedingt unjugendlich ab und betrachtet das Pfadfinderleben in Feld und Wald rein als eine jugendgemäße Betätigung, der alle Zwecke fern liegen.

Die neue Jugendbewegung begann innerhalb der bestehenden Verbände feste Gruppen zu bilden, die ihren Erneuerungswillen geltend machten und untereinander Fühlung nahmen. Am weitesten schritt die Bewegung in Sachsen und Bayern vorwärts. Die neue bayerische Pfadfinderschaft löste sich Anfang 1919 überhaupt aus dem Verbande des jetzigen Jungbayernbundes los und berief, nachdem die inneren bayerischen Verhältnisse auf einem Gautag auf der Burg Steckenfels zu Ostern eine Klärung erfahren hatten, einen allgemeinen deutschen Pfadfindertag für den 1. bis 3. August nach Schloß Prunn im Altmühltal ein. Der Einladung leisteten etwa 250 Führer und Pfadfinder älteren und neueren Schlages Folge. Der Verlauf der Tagung war sehr bewegt. Die Meinungen platzten unvermittelt aufeinander. In der bayerischen Tagung am 2. August vormittags wurde der bis dahin bestehende einstweilige Landesführerrat als ungeeignete Form der Vertretung aufgelöst und an seine Stelle die gesamte Führerschaft gesetzt, die aus sich heraus eine Stelle für die gemeinsamen Aufgaben schaffen sollte. Zugleich erklärte sich die neue bayerische Pfadfinderschaft als freien Gesinnungsverband und beschloß, für die Pfadfinderbewegung im Reiche den Vorschlag eines überbündischen Zusammenschlusses der Gesinnungspfadfinder zu machen. In der folgenden allgemeinen Führertagung kam es nach den einleitenden Darlegungen der Sprecher verschiedener Richtungen zu einem erregten Zusammenstoß, der damit endete, daß die Bayern und ihre Gesinnungsfreunde aus dem Reiche und aus Deutsch-Österreich die Versammlung verließen und für den Nachmittag ein eigenes Thing in ein Eichenwäldchen nahe dem Lager einberiefen. Ebenso wurde von den Zurückgebliebenen eine Besprechung im Schloßhofe anberaumt und für den Abend noch das planmäßige allgemeine Thing verlangt. Bei der Zusammenkunft im Eichenwäldchen, bei der die Teilnahme der Jugend sehr zahlreich war, entwickelte sich eine äußerst rege Aussprache über die durch die Ereignisse gegebene Lage. Betont wurde dabei in erster Linie die Unabhängigkeit der neuen Pfadfinderschaft von den alten Verbänden, in denen sie die Rolle einer zielbewußten Erneuerungspartei übernehmen müsse. Die neue Pfadfinderschaft sei eine reine Jugendbewegung, die alle ihre Angelegenheiten selbst ordne und sich in keiner Weise festlege. Ihr Gesinnungsverband werde nicht berührt durch die vorhandenen Verbände. Einen Weg zur Verständigung mit diesen wiesen uns die Wiener Pfadfinder, die es verstanden, immer wieder das Wesentliche, die Jugendlichkeit der Pfadfinderbewegung in den Vordergrund zu rücken und dafür eintraten, daß die neue Pfadfinderschaft die alten Verbände dahin bringen müsse, daß sie diese Jugendlichkeit nicht mehr störten. Ihnen verdanken wir auch die Formel, in der wir unser Pfadfindertum zum Ausdruck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brachten, und die als Prunner Gelöbnis ein Markstein in der Entwicklung der Bewegung sein wird:

Wir Pfadfinder wollen jung und fröhlich sein und mit Reinheit und innerer Wahrhaftigkeit unser Leben führen. Wir wollen mit Rat und Tat bereit sein, wo immer es gilt, eine gute und rechte Sache zu fördern. Wir wollen unseren Führern, denen wir Vertrauen schenken, Gefolgschaft leisten.

Zu diesem Pfadfindertum bekannte sich die Jugend und erklärte, als Neudeutsche Pfadfinderschaft für die Jugendbewegung eintreten zu wollen. Das Verwandtschaftsverhältnis zur übrigen Jugendbewegung, zum Wandervogel und zu den Freideutschen, wurde mehrmals stark betont und von verschiedenen Seiten sowohl überhaupt für eine Annahme der Meißnerformel wie für die Bezeichnung Freideutsche Pfadfinderschaft eingetreten. Doch behielt die Überzeugung die Oberhand, daß die Pfadfinderbewegung in ihrer Gesamtheit nicht in der freideutschen Bewegung aufgehen könne, daß auch der Name „Freideutsch", heute mehr durch Spaltung und einseitige Festlegung gekennzeichnet, als durch Freiheit und Gemeinsamkeit, nicht unserer neuen Bewegung einen Stempel aufdrücken dürfe, der zu Mißdeutungen führen könne. Denn weder für die neue Richtung noch für das Pfadfindertum selbst sei die Freiheit das Ideal, das an erster Stelle betont werden müsse, sondern die Bindung im Dienste der Gemeinschaft und die Ernennung der Bewegung wie des ganzen Lebens. Die Pfadfinderbewegung selbst gewähre dem Einzelnen die Freiheit, Freideutscher zu sein und freideutsche Gemeinschaften zu bilden. Dieser Auffassung stimmten auch die Freideutschen, einige Bayern, Österreicher und Sachsen, zu. Der Grundton der Aussprache war jedenfalls, daß etwas Verbindendes zwischen den heute bestehenden Ästen der deutschen Jugendbewegung geschaffen werden müsse, und daß man sich in Zukunft nicht mehr mit Vorurteilen und in Feindschaft, sondern in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und in Achtung vor dem ehrlichen und innerlich verantwortungsbewußten Streben gegenüberstehen wolle. Die lebensreformerische Seite der Pfadfinderbewegung fand eine besondere Betonung, als die Sprache darauf kam, wie weit eine wirkliche Pfadfinderbewegung bei den Mädchen entstehen könne. Die hauptsächlichsten Meinungen gingen dahin, daß gerade das Pfadfindertum durch seine Grundgedanken der Menschenliebe und der sozialen Hilfsbereitschaft dem weiblichen Wesen besonders entspricht und sehr wohl unter den Mädchen zu einer Bewegung führen könne, daß aber eine unmittelbare Anteilnahme der Mädchen an der Bewegung der Buben, wie es im Wandervogel der Fall gewesen sei, abgelehnt werden müsse und mit dem Wesen der Jugendbewegung nicht vereinbart werden könne. Den Mädchen bliebe genug mit den Aufgaben der Erneuerung des Familienlebens im Pfadfindersinne.

Als die Aussprache der Neudeutschen Pfadfinderschaft ihren Höhepunkt erreicht hatte, kamen die am Vormittag Zurückgebliebenen auch auf den Berg herauf und gewannen zuerst den Eindruck einer vollzogenen Spaltung. Nach einigen kritischen Augenblicken zeigte sich aber die Bereitwilligkeit, die Erneuerungspartei anzuerkennen, so daß ein Einvernehmen erzielt wurde, dank dem vermittelnden Eingreifen der Österreicher. Der prächtige Augenblick auf der sonnigen Höhe, die allgemeine frohe Stimmung und das unvermittelt aus den Herzen zuckende „Es lebe das Haus Österreich", als sich die Versammlung auflöste, um den guten Ausgang zu feiern, bleiben unvergeßlich.

Am Sonntag fanden noch Besprechungen in engeren Kreisen statt. Die Neudeutsche Pfadfinderschaft beauftragte die Regensburger mit der Schaffung einer Vermittlungsstelle. Die Führerzeitung „Der weiße Ritter" (früher „Der Aufbau") wurde in den Dienst der Erneuerungsbewegung gestellt, die weiße Kompaßnadel der Bayern mit den grün-rot-goldenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Farben der Jugendbewegung als allgemeines Zeichen der Gesinnungspfadfinder angenommen. Die Bundesleitung des deutschen Pfadfinderbundes erklärte, daß sie der Arbeit der Neudeutschen keine Hindernisse in den Weg stelle, sondern selbst schon dabei sei, alles Kritische aus dem Wege zu schaffen und brachte es dadurch auch noch zu einer Einigung mit der bayerischen Pfadfinderschaft, die in Bayern jetzt keine Sonderbündelei mehr betreibe wie bisher, den bayerischen Bund dem Reichsverband angliedert und dafür die Pfadfinderbewegung in Bayern ganz in ihre Hand nimmt.

Der deutsche Pfadfindertag von 1919 wurde uns allen zu einem tiefen Erlebnis. Er brachte uns mehr als die Aussprache über unsere Aufgaben und unsere Formgestaltung, er offenbarte uns unser neues Menschentum. Und an den nächtlichen Feuern öffneten sich unsere Herzen, fand sich der Freund zum Freunde, schlang sich um uns alle das Band der gemeinsamen Berufung. Möge bald das große Feuer brennen, das uns vereint sieht mit den Brüdern aus den anderen Lagern!*)

Franz Ludwig Habbel.

Über die sogenannte klassische Erziehung.

... Und nun, bei einem Rückblick auf den Weg des Lebens, entdecken, daß etwas nicht wieder gut zu machen ist, die Vergeudung unserer Jugend, als unsre Erzieher jene wißbegierigen, heißen und durstigen Jahre nicht dazu verwandten, uns der Erkenntnis der Dinge entgegenzuführen, sondern der sogenannten „klassischen Bildung!" Die Vergeudung unserer Jugend, als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprachen ebenso ungeschickt als quälerisch beibrachte, und zuwider dem obersten Satze al er Bildung, daß man nur Dem, der Hunger danach hat, eine Speise gebe! Als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, anstatt uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsre Hantierungen und alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begibt, in Tausende von Probleme aufzulösen, von peinigenden, beschämenden, aufreizenden Problemen — um unsrer Begierde dann zu zeigen, daß wir ein mathematisches und mechanisches Wissen zunächst nötig haben, und uns dann das erste wissenschaftliche Entzücken, an der absoluten Folgerichtigkeit dieses Wissens zu lehren! Hätte man uns auch nur die Ehrfurcht vor diesen Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und Wieder-Weiterkämpfen der Großen, von dem Martyrium, welches die Geschichte der strengen Wissenschaft ist, auch nur einmal die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zugunsten der Historie, der „formalen Bildung" und der „Klassizität"! Und wir ließen uns so leicht betrügen! Formale Bildung! ... Und Klassizität! Lernten wir Etwas von Dem, worin gerade die Alten ihre Jugend erzogen? Lernten wir sprechen wie sie, schreiben wie sie? Übten wir uns unabläßig in der Fechtkunst des Gesprächs, in der Dialektik? Lernten wir, uns schön und stolz bewegen wie sie? Lernten wir etwas von der praktischen Ästhetik aller griechischen Philosophen? Wurden wir in einer einzigen antiken Tugend geübt, und in der Weise wie die Alten sie übten? — Nirgends ein wirkliches Können, ein neues Vermögen als Ergebnis

*) Von der Vermittlungsstelle der Neudeutschen Pfadfinderschaft, Regensburg, Türkenstraße 3, I, kann ein demnächst erscheinendes Beiheft zur Führerzeitung „Der Weiße Ritter" bezogen werden, welches die wichtigeren Reden der Prunner Tagung im Wortlaut, ferner eingehende Berichte, Stimmungsschilderungen und Lichtbilder enthält. Preis der Vorausbestellung bis 1. November 1919 M. 2,50. Ebenso sind dort Lichtbilder von der Tagung, ferner kostenlos die Werbedrucksachen der Pfadfinderbewegung zu haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mühseliger Jahre! Sondern ein Wissen darum, was ehemals Menschen gekonnt und vermocht haben. —

Friedrich Nietzsche.

Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde.

Ein jugendliches Gemeinschaftsleben wollen wir führen. Wie die Bezeichnung Jugendhochschulgemeinde es schon besagt, sind wir Jünger einer Idee, also Meister und Jünger. Ist denn das mit der Würde der freien Jugend vereinbar? Ist der Gedanke der Gleichberechtigung in der Jugendbewegung hiermit nicht durchbrochen? Ich glaube, die Tatsache, daß die Menschen unserer Zeit vielfach nur „Herdentiere" sind, daß man vergeblich nach dem starken Mann ruft, der die Revolution fruchtbar machen soll, beruht auf dem Wahnsinn der Übertreibung der modernen demokratischen Idee. Wir Menschen sind einmal nicht gleich, also ist es glatter Unsinn, daß sich jeder in der Jugendbewegung vorlügt, hier auf eine ausgesprochene Führung verzichten zu können, sondern à la Münchhausen jeder Junge (diese Eigenschaft genügt an sich schon, denn: „wir sind jung, und das ist schön!") Kraft genug hat, sich selbst am eigenen Zopf aus dem Sumpf herauszuziehen. Jeder Mensch steht auf den Schultern seiner Vorfahren, er ist Nutznießer der ganzen vergangenen Kultur, würde er nur auf sich angewiesen sein, so müßte er auf die Tiefe eines tierähnlichen Urmenschen zurücksinken. Also fort mit unserer törichten Aufgeblasenheit, nicht in der Lernzeit des Lebens auch einmal Schüler gewesen zu sein. Auch Plato war der Schüler des Sokrates — die Hoffnung, weiter und höher hinauf als der einstige Meister zu kommen, bleibt mir also auch als Schüler.

Der Gründer und Leiter der Hamburger Jugendhochschulgemeinde*) Dr. Ernst Foerster sieht die Schaffung einer „Sozial-Aristokratie" als Aufgabe der jetzigen Zeit an. Also zum mindesten wird hier Kampf der Mittelmäßigkeit angesagt. Uns Jungen ist die goldene Mittelstraße schon in der Schule genügend als der höchsten Weisheit letzter Schluß gepredigt worden. Diese langweilige Durchschnittspredigerei ist allein schon Grund genug, daß waschechte Jugend revolutionär ist. Wir wollen Revolution und machen da auch vor keinem Meister halt. Er muß mit uns ringen. Und ist er der Schwächere, dann schwingen wir uns auf die Schulter des Vergangenen und sind dann selbst die Meister der Zukunft. Aber nur ganz wenige von uns — die geborenen Führer, die dann aber im Leben Wucher mit ihrem verliehenen Pfund treiben müssen. Von der kraftvollen kleinen Gemeinde — dem Kulturstoßtrupp — muß die größere, umfassendere Gemeinde erkämpft werden. Die höchste Aufgabe ist, alle Menschen zu einer großen Gemeinde zu machen, aber für eine Gemeinde wird der Seelenführer Vorbedingung sein, sonst gibt es keine Gemeinde, sondern nur eine Masse, im günstigsten Falle eine Paragraphen-Maschinerie. Wir aber wollen Einzelwesen, wertvolle Menschen werden!*)

Werner Hertling.

*) Wer Näheres hierüber erfahren will, der lese: Dr. Ernst Foerster: Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde und der Volkshochschulgedanke. Freideutscher Verlag Adolf Saal, Hamburg 23. 1,20 M.

*) Dem Herausgeber sei hier ein Hinweis auf seinen Aufsatz „Freideutsche Gefolgschaften" gestattet, der im zweiten Aprilheft 1917 des „Vortrupp" erschienen ist und ebenfalls von der gegenwärtig eifrig erörterten Frage nach den Formen für unser jugendliches Gemeinschaftsleben handelt.

Fremdenlegionär Kirsch †.

Der Freideutsche Max Kirsch, dem Hans Paasche in seinem bekannten Scherl-Buche ein Denkmal gesetzt hat, ist von den Franzosen kürzlich standrechtlich erschossen worden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 19 1. Oktoberheft

Wie lösen wir die Ketten?

Wie ein aus tiefen und schweren Träumen aufgeschreckter Schläfer fahren wir auf. — „Ist das Wirklichkeit?" — „Nein, das kann nicht wahr sein!" — — —

Aber es ist wahr! Nicht nur das. Die Wirklichkeit ist schwerer und dunkler noch als die letzten Träume. Es nützt nichts, daß wir die Augen schließen und in unserer Einbildung das Bild minder schwarz zu gestalten suchen. Wir sind herabgestürzt aus stolzer Höhe. Wie eine Lawine ist das Unglück über uns hereingebrochen. Alles, was wir für stark und zuverlässig hielten, liegt in Schutt und Scherben. Das sind keine Phrasen, das ist greifbare Wirklichkeit.

Wenn wir uns heute vergegenwärtigen, was wir vor einigen Jahren erhofften und erstrebten, wenn wir an den Bienenfleiß unseres Volkes vor dem Kriege, an seine Entschlossenheit und Geschlossenheit zu Kriegsanfang zurückdenken, wenn wir die Briefe lesen, die unsere Söhne und Brüder damals aus dem Felde schrieben oder an das denken, was wir selbst redeten und schrieben ... so kommt uns das alles vor, als wenn es aus einer ganz anderen Welt stamme. — Und so ist es in der Tat! — —

Es ist viel geredet worden vom „deutschen Gemüt", von „deutscher Ordnungsliebe und deutschem Organisationstalent", von „deutscher Zucht und Sitte". Zu viel vielleicht. Aber dennoch: als in den ersten Jahren des Krieges die Hungersteine aufragten, da hat uns das alles über die Not der Zeiten hinweggeholfen; durch jahrelangen Hunger und sich häufende Not erst wurde unser Volk entnervt und herabgedrückt, um entwürdigt zu werden. Die Gegner brauchen sich dessen nicht zu rühmen .... „Euer Ruhm ist nicht fein." — Der Friede aber ist ein weiteres Glied in der Kette ihrer Handlungen. Nun wissen wir es: Man schmiedete — Glied an Glied — unsere Sklavenkette. Sie zieht uns nieder, sie reibt uns wund, sie wird uns drücken viele Jahre lang. Wir müssen aber alle mit aller Macht dahin streben, mit aller Kraft dafür arbeiten, daß wir wieder „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn".

Da heißt es also, fest das ins Auge zu fassen und das zu tun, was einzig und alleine imstande ist, uns aus der Ohnmacht zu erheben, uns wieder Kraft zuzuführen. Nur aus der Erkenntnis heraus, daß Arbeit die Quelle der Kraft ist, kann uns die Rettung kommen. Nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit, nutzbringende Arbeit kann den Druck der Ketten mildern, kann Glied um Glied lösen, kann uns zum Aufstieg helfen.

„Nur die Arbeit kann erretten,
Nur die Arbeit sprengt die Ketten,
Arbeit macht die Völker frei."

Mit Stolz nannten wir uns „das Volk der Denker und Dichter"; andere Völker sagten es von uns manchmal mit einem leichten Anflug von Spott. Unser Schulwesen war auf der Höhe; wir hatten die wenigsten Analphabeten: nur 2 auf je 10000 Rekruten, die Engländer dagegen 100. Unsere Hochschulen waren berühmt in der ganzen Welt. Ein Menschenalter fast ging Manchem dahin, bis er es dahin gebracht hatte, durch der Examina schmale Pforten, mit Würden und Titeln versehen, in ein Amt oder eine Stellung einzurücken, wo er sein Wissen in Können umwandeln konnte. „Umfassendes Wissen" wurde verlangt, obwohl später oft nur ein Bruchteil davon in Können, ein geringerer noch in nutzbringendes Können umgesetzt wurde. Greifbare Werte erzielendes Wissen und das aus ihm entspringende Schaffen wurde von Vielen nicht als gleichwertig betrachtet, der reinen Wissenschaft gegenüber. — Damals konnten wir es uns allerdings leisten, auch totes Wissen zu ehren und zu pflegen, damals waren wir reich. Heute ist das anders. — Wenn wir die Ketten lösen und sprengen wollen, so müssen mehr Arbeitsgehirne und -hände sich nutzbringend betätigen, indem sie Werte schaffen. Es müssen dies Werte sein, die unserm Volke Brot, unsern Kindern die Freiheit bringen, Werte, die auch außerhalb unserer Grenzen gelten und unsere Kaufkraft heben.

Wie steht es nun in Deutschland mit unserm „Nährstand"? — Von dem Kriegspresseamt wurde seinerzeit die „Deutsche Kriegswochenschau" herausgegeben. Vor mir liegt ihre Nr. 12 vom 17. Febr. 1917. Diese enthält einen Leitaufsatz, betitelt „Die Grundlagen der deutschen Volkswirtschaftskraft". Er soll „Tatsachenstoff" liefern und „volkswirtschaftliche Aufklärung" verbreiten. Er zeigt durch Zahlen und Bilder die wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reiches, wie sie vor dem Kriege war, und hat ohne Frage im damaligen Aufklärungsdienst die Grundlagen für manchen Vortrag geliefert. Eins der Bilder gibt einen Vergleich der Erwerbstätigen in Deutschland, England und Frankreich. Die Summe dieser Erwerbstätigen in Deutschland ist durch einen großen Mann dargestellt; die entsprechenden englischen und französischen Männer sind kleiner. Mit Recht, denn in Deutschland gibt es — nein, gab es 28,1 Millionen, in England 20,2, in Frankreich 20,7 Millionen Erwerbstätige.

Mancher wird damals dies Bild mit freudiger Genugtuung betrachtet und gesagt haben: „Wir sind das erwerbstätigste Volk!" Ich fing an zu rechnen und habe dann den Kopf geschüttelt. — Der Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

satz legt seinen Vergleichen die folgenden Einwohnerzahlen zugrunde: Deutschland rund 70 Millionen, Frankreich 40 Millionen, England (in Europa) 45 Millionen.

Rechnet man nun mit diesen Zahlen, so findet man, daß die Erwerbstätigen in Deutschland rund 40 vom Hundert, in England 45 vom Hundert, in Frankreich fast 52 vom Hundert ausmachen. Also wären nicht wir das erwerbtätigste Volk, sondern England übertrifft uns darin, und Frankreich, das wir so gerne als das Land der kleinen Rentner ansprachen, hat verhältnismäßig weit mehr Erwerbstätige als Deutschland. Das heißt: dies Bild mit seinen Männern und Zahlen, das uns stolz und zuversichtlich machen sollte, zeigt bei richtiger Betrachtung, daß wir gar keinen Grund haben, uns unserer Erwerbstätigkeit zu rühmen, daß wir von England, erst recht aber von Frankreich darin übertroffen werden, von Amerika — dem nur erwerbstätigen — garnicht zu reden.

Wie kommt es, daß wir darin zurückstehen, obwohl 1/4 unserer Einwohner zur landwirtschaftlichen Bevölkerung zählt, obwohl unsere Industrie alles überragte? — Es ist hier nicht der Ort, und es ist mir nicht möglich, all die Gründe und Ursachen darzulegen, die in Betracht kommen. Nur auf einiges möchte ich hinweisen.

Wir haben 25 Universitäten, dazu 16+11 Hochschulen für bildende Kunst und Musik, aber nur 11 Technische Hochschulen und 6 Handelshochschulen*). Wir haben 1687 höhere Schulen für Knaben oder junge Männer, aber zusammen nur 126 Maschinenbau- und Hüttenschulen, Textilfach-, Baugewerks-, Handwerker-, Kunstgewerbe- und Landwirtschaftsschulen**). Wir haben 828 höhere Schulen für Mädchen, aber nur 316 weibliche Fach- und Fortbildungsschulen. Wir gaben vor dem Kriege jährlich 878 Millionen Mark für Schulen und Bildungszwecke aus, England nur 384, Frankreich 260 Millionen, oder auf den Kopf der Bevölkerung 12,50, 7,70, 6,50 Mark. Das war unser Stolz, aber — wurde da nicht auch viel einseitiges Wissen — auf Kosten des Könnens — gefördert, außerdem manches Wissen, das nie Frucht brachte, das — wie Lackfarbe aufgetragen — innere Mängel überdeckte, das vergessen wurde? Unfruchtbares also! — Wenn je diese Frage berechtigt war, so ist sie es jetzt.

Ins graue Altertum wurde diese Jugend Jahre hindurch mit ihrem Sinnen und Denken geführt. Wie Julius Cäsar seine Rheinbrücke baute, das las man, wie aber die neuzeitlichen gewaltigen Brücken werden, was für Kräfte in ihnen auftreten und am Werke sind, um sie entstehen zu lassen, das kümmerte die Wenigsten. Ihr Größen- und Kräfte-

*) Diese Angaben entstammen der „Staatsbürgerkunde in Stichworten von Chr. Flötgen, Direktor der Königl. Fortbildungs- und Gewerbeschule in Posen", ein Büchlein, das s. Z. ebenfalls für den Aufklärungsdienst verschickt wurde.

**) Die „Fortbildungsschulen" für Schulentlassene sind nicht mitgerechnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

maßstab lag in „klassischem Boden", er gab dem Denken die Richtschnur. Wir Deutsche von heute haben aber nicht mehr so viel Zeit und Geld, in den Schriften der alten Römer und Griechen nach Form und Feinheit zu suchen, wie unsere Väter es hatten. Einzelne Auserwählte mögen dies Erbe hüten; unsere Jugend ist jetzt vor andere Aufgaben gestellt. Gerade die Befähigten müssen an den Begriffen und Kräften ihr Denken schulen, die heute der Welt ihr Gesicht geben. Sie müssen wirkliche Werte schaffen helfen, wenn wir frei werden, wenn wir aus der grauenvollen Tiefe empor wollen. Nur wer die Augen den Nöten und Forderungen der Zeit verschließt, kann diese Notwendigkeit bestreiten.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." — Zeitigten der alte Weg und das Wissen denn so überaus wertvolle Früchte, daß sie alles andere überragten? Hier nur ein paar Prüfsteine: Ist unsere Rechtsprechung besser, als die anderer Völker? — Wer die sich widersprechenden Entscheide der verschiedenen Instanzen betrachtet, wer die Langwierigkeit und Umständlichkeit des Gerichtsverfahrens kennt, der schüttelt den Kopf. Es gibt hervorragende Juristen genug, die noch härter darüber urteilen, als die Laien. — Jeder Arzt kennt und sagt den Spruch, daß Vorbeugen besser ist, als Heilen, aber wie viele handeln danach? — Sind zum Beispiel im Kampfe gegen die Volksseuche Alkoholismus durchweg Ärzte die führenden Männer? — Zwar gab uns dieser Stand hervorragende Vorkämpfer; die große Masse der Ärzte steht der Bewegung aber nicht nur fern, sondern ablehnend gegenüber, sie klebt an alten Vorurteilen. Und die ärztliche Wissenschaft? — Im Jahre 1903 erschien ein Büchlein, betitelt „Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?", in dem 89 Hochschulprofessoren eine Antwort auf diese Frage erteilten; sie bildeten eine Stufenleiter, die von der völligen Enthaltsamkeit zur gelegentlichen Betrunkenheit hinaufführte, sie steckten voller Widersprüche und Voreingenommenheit. Diese Vorurteile stammen (nicht nur bei vielen berufenen Vertretern der Wissenschaft, sondern auch bei ihren Schülern) gerade aus der Zeit und von der Stätte, wo der Geist frei von Irrtümern sich entwickeln, wo die jungen Männer zu ernstem Forschen und klarem Erkennen geführt werden sollten. Bemerkenswert ist, was der Leiter der Münchener orthopädischen Universitätsklinik, Geheimrat Lange, in der „Münchener medizinischen Wochenschrift" (siehe Vortrupp, 2. Augustheft, S. 504) über den „Ballast" in der Wissenschaft sagt:

„Die Amerikaner übertreffen uns aber weit in der Fähigkeit, historischen Ballast, der die Entwicklung hindert, rasch abzustreifen und sich schnell den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Das fehlt dem deutschen Professor, und das zeigt sich im deutschen medizinischen Unterricht an allen Stellen."

Was hier von der medizinischen Wissenschaft gesagt ist, trifft auch auf andere Lehrfächer zu, die Ingenieurwissenschaften nicht ausgeschlossen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ließen sich darüber viele Stimmen hervorragender Männer anführen. Doch dies mag genügen. Die Art und Weise aber, wie den Lernenden das „Wissen" zugeführt wurde, führt leicht dazu, das eigene Denken mehr oder minder auszuschalten, die eigene Urteilsfähigkeit verkümmern zu lassen, gläubig das Wissen von „Autoritäten" in sich aufzunehmen. Das „Wissen" war nötig für die Examina. — Und wer es nicht auf dem ordnungsmäßigen Wege erwarb, für den gab es immer noch den Nürnberger Trichter: dem wurde es „eingepaukt".

„Die Wissenschaften nähren die Jugend, ergötzen das Alter" soll Cicero gesagt haben. Ceterum censeo . . . ! — Heute halten sie die Jugend gar zulange von der Selbständigkeit fern und entziehen gar zu Viele dem Nährstande. Es wäre jedenfalls zunächst zu berücksichtigen, ob sich Gleichwertiges nicht in wesentlich kürzerer Zeit erlernen ließe, denn kein Stand — mögen seine Angehörigen noch so angestrengt geistig und körperlich arbeiten — hat so viel Ferien und sonstige freie Zeit, wie Studenten und Professoren. — Der heutige Betrieb der „Wissenschaft" dient auch nicht immer zur Ergötzung des Alters, denn aus flotten Burschen werden zuweilen lederne Philister, auch schafft sie viele „Stehkragen-Proletarier". Nicht gegen die Wissenschaft als solche richten sich also diese Ausführungen, nur gegen das, was unter dieser Flagge unberechtigt segelt. Es war nicht der Drang nach Wissenschaft, der so Viele „zum Studium" führte, sondern der Wunsch, Amt und Titel und Würden zu erwerben, sich zu erheben über die Masse der „Werktätigen", in den sichern Hafen des Beamtentums einzulaufen. —

Studium und Examen führten ja zu einer angesehenen Lebensstellung. Schon das Streben der Eltern ging dahin, ihren Kindern den Weg zu den „gebildeten Ständen" zu ebnen. „He verdeent sin Geld mit de Hänn in de Taschen", sagte mir rühmend eine Frau, deren Sohn es zum Beamten gebracht hatte. — Bildung alleine ist aber totes Kapital; erst ihre Umwertung in Arbeit macht sie nutzbringend und für Andere wertvoll. Wieviel totes Kapital liegt von solcher „Bildung" in unserm Volke angesammelt!

Es war vorhin von Männern die Rede; ein Wort nur über die Frauen. Ich stelle den 828 höheren Schulen für Mädchen die 316 weiblichen Fach- und Fortbildungsschulen gegenüber. Auf solchen höheren Schulen wird manches gelehrt, das fürs Leben keinen wirklichen Wert hat, auch nicht entsprechend verwertet werden kann, nicht selten auch zur Verkennung der Wirklichkeit, ja zur Überhebung führt. Andererseits hätten die Fach- und Fortbildungsschulen den Mädchen statt unfruchtbaren Wissens lebendiges Können gegeben. Auch die Frauen, und gerade sie werden das in Zukunft gebrauchen! — Die Ernährungsfrage spielt für die Frauen eine viel wichtigere Rolle, als früher; Obst- und Gemüsebau, die Haltbarmachung und Verwertung von Gartenerzeugnissen, die Imkerei, die Geflügel- und andere Klein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tierzucht, manches Gewerbe und Nebengewerbe geben der Frau Gelegenheit, auf Gebieten sich zu betätigen, die ihr nahe liegen, die ihr Freude und Gewinn bringen, die volkswirtschaftlich wichtiger sind, als manche andere, die sie bisher lockten, und wo sie den vielen, den jetzt viel zu vielen arbeits- und stellungslosen Männern die Plätze streitig machten. Gerade auch für die Verwirklichung der Siedlungs- und Heimstättenpläne ist wirtschaftliches Können der Frau von großer Bedeutung.

Wie soll nun gearbeitet werden? — Zurzeit geht das allgemeine Streben dahin, die Arbeitszeit zu verkürzen, Ferienzeiten einzulegen in die lange Flucht der Werktage. In den Jahren vor dem Kriege wurde das schon mehr und mehr eingeführt. Früher war das freilich anders; vor 20 und 30 Jahren gabs für die in Handel und Industrie Beschäftigten nur wenig Ferientage. Das war nicht gut. Wenn man ausgepumpt ist, schafft man nichts rechtes. Aber es kann bedenklich werden, wenn gerade jetzt, wo wir auf unsere Arbeit so sehr angewiesen sind, die Arbeitszeit immer weiter gekürzt wird. Dieses Bestreben geht in den Fabriken nämlich Hand in Hand mit der Forderung: Fort mit der Akkordarbeit! — Alle Tüchtigen strebten früher nach dem „Akkord", nach der Arbeit in Stücklohn. Sie verlangten sie geradezu. Sehr begreiflich, da zeigte es sich, wer was konnte und schaffte, und der verdiente durchweg gut. „Preisdrückereien", die vorkamen, ändern an dieser Regel nichts. Die Akkordarbeit hob den Mann empor aus den Reihen derer, „die sich stundenweise verkaufen mußten" zu einem Unternehmer, zu einem Freien, der seinen Leistungen entsprechend bezahlt wurde. — Aber ihre Gegner sagen: es soll nicht zu viel getan werden; alle, die Arbeit haben wollen, müssen Beschäftigung finden, alle Arbeiter sind gleich — die tüchtigen und die untüchtigen, die fleißigen und die faulen —, das spricht natürlich gegen die Akkordarbeit. Ja, wenn jeder das Verantwortlichkeitsgefühl für sein Tun und Nichttun in sich trüge, wenn jeder bestrebt wäre, sein gutes und ihm zukommendes Maß von Arbeit zu leisten, dann ließe sich darüber reden. So aber führt dieser Eingriff zu einer wesentlichen Verminderung der Gesamtleistung, die unserer Industrie auf manchen Gebieten verhängnisvoll werden muß. Bezeichnend ist denn ja auch, daß die jetzigen Machthaber Rußlands, Lenin und Trotzki, bereits zu dieser Erkenntnis gekommen sind und die Wiedereinführung der Akkordarbeit fordern. —

In Amerika galt schon früher und allgemeiner als bei uns die Regel: Wer in der Arbeitszeit fix zufaßt, hat seine Feierzeit verdient. Eins bedingt das andere und führt zur Forderung: Jedem seine freie Zeit und seine Ferien, aber nachher mit frischer und ganzer Kraft an die Arbeit! — „Nun schmeckt mir die Arbeit wieder!" muß es heißen, sei es Kopf- oder Handarbeit. Und wer so denkt und handelt, der schafft etwas, der holts wieder ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor dem Kriege waren vielleicht unsere Tage und Jahre zu voll gepackt mit Arbeit; damals wären wir mit weniger ausgekommen und doch ein reiches und starkes Volk geblieben, hätten doch den Wettbewerb der Nachbarn ausgehalten. Heute aber müssen wir es uns immer wieder vor Augen halten: Was ist richtiger und besser, zu arbeiten, scharf zu arbeiten, um die Zeit der Knechtschaft erträglicher zu machen und abzukürzen, den Bedrohungen der Feinde zu entgehen, oder uns in die Rolle des Knechts und Sklaven hineinzufinden? — Es geht hier ebenso wie mit der „Bildung". Es handelt sich auch hier um ein entweder — oder. — —

Wo sollen wir arbeiten? — In dieser Zeit des Wirrwarrs, des Mangels an Rohstoffen, der Unruhe, der Unsicherheit, der Not und des Hungers ist diese Frage schwer zu beantworten. Viele Wünsche und Blicke richten sich hinaus aufs Land, ich fürchte viel zu viele; mehr als — selbst beim besten Willen Aller — zurzeit befriedigt werden können.

Kriegsbeschädigte und kranke Krieger, Gefangene und Auslanddeutsche, die heimkehren, Offiziere und Unteroffiziere des Heeres und der Marine, viele arbeitslose Männer strecken die Hände aus nach Land und Arbeit. Wir aber sind arm und kraftlos geworden, in uns selbst uneins und in die Irre gehend. — Die Heimstättenfrage läßt sich für so viele jedenfalls nicht „von heute auf morgen" lösen. Es stehen jetzt Schwierigkeiten vor uns auf, an die vor Jahren nicht gedacht wurde. Und wir müssen mit ganz anderen Zahlen und Werten rechnen als damals. Es fehlt an Baustoffen. Es wird uns trotz „Lehmbauweise" und anderen kleinen, dankenswerten Hilfsmitteln noch lange am Nötigen fehlen, um im großen Maßstabe zu schaffen. Wir können aber nicht warten, aus unserer Landwirtschaft muß gerade jetzt herausgeholt werden, was irgend herauszuholen ist.

„Das geschieht ja eben durch Schaffung von Kleinbesitz: dadurch, daß viele Hände den Boden besser bearbeiten, ihm mehr abgewinnen als früher", so höre ich sagen. Das mag auch zutreffen, wo der Boden nicht gehörig ausgenutzt war, wo Großbesitz schlecht verwaltet wurde. Aber es ist das keine allgemein gültige Regel. Durchweg lassen sich auch die am meisten Nährwerte schaffenden Hackfrüchte mit weniger Menschenkraft und Zeit bauen, wenn in bäuerlichen oder Großbetrieben der Boden mit Pferden und Motoren und Maschinen bearbeitet wird. Wir gebrauchen diese und andere Nährmittel jetzt nötiger denn je. Daher von anderer Seite die Forderung: Die Landwirtschaft muß rationeller betrieben, sie muß „mechanisiert" werden, und zwar mehr als bisher. Der „leichte Motor", zu dem uns das Auto und das Flugzeug verholfen haben, einerseits, andererseits der über weite Landgebiete geführte elektrische Strom bieten dazu die Hilfen. — Ist das aber der Weg zu besseren und reichlicheren Nahrungsmitteln, so würde der Kleinbetrieb in volkswirtschaftlicher Hinsicht keinen Fortschritt bedeuten. Es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist leicht, ein „Schema" aufzustellen, für „Mechanisierung" oder für „Kleinsiedlung" mit Worten zu fechten. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Wo nun aber Siedlungen, die baldigen Erfolg versprechen, angelegt werden können (und viele Leute, in denen wir Hoffnungen erweckt haben, rechnen darauf), auch da lassen sie sich, wie angedeutet wurde, nicht aus der Erde stampfen. Man kann auch nicht ohne weiteres große Güter zerschlagen, die bestehenden Gebäude und Einrichtungen (die für „Siedlungen" ungeeignet sind) nicht beseitigen und dafür alles für den Kleinbetrieb Erforderliche beschaffen, ohne wichtige Werte zu vernichten und die Erzeugung zu hemmen. So gut und richtig der Gedanke ist, daß mehr Deutsche bodenständig gemacht werden müssen, so planmäßig und wohlüberlegt muß er in die Tat umgesetzt werden, wenn er für die Allgemeinheit und den Einzelnen von Vorteil sein soll. Es muß auch an die rechte Stelle der rechte Mann gesetzt werden, der nicht nur „Lust", sondern Ausdauer hat, und der was kann. — „Die Menschen sind bestimmt zu Erdebebauern", hat Rückert gesagt, und er soll recht haben, aber die Mehrzahl der Menschen hat sich von dieser Bestimmung so weit entfernt, daß sie es schwer hat, dahin zurück zu finden.

Es gibt aber ein Gebiet, wo sofort Werte, große Werte geschaffen werden können, Werte, nach denen alle Welt schreit, deren Mangel das Blut in allen Adern unseres Wirtschaftslebens stocken macht, dessen Ausfuhr unsere Kaufkraft gewaltig heben würde; dies Gebiet kennzeichnen die Worte: Steinkohle, Braunkohle, Kali. Auch das Siedlungswesen, die Beschaffung von Heimstätten hängt eng mit der Beschaffung dieser Güter zusammen. Hier gilt es vor allen Dingen nachzufassen! — Es gibt Männer, die das richtig erfaßt haben. Ich möchte hier auf einen Vortrag hinweisen, den der Hauptmann Detlef Schmude zu Pfingsten d. J. in Stolzenberg gehalten hat. Dieser Mann hat sich seit Februar d. J. mit Erwerbslosen in die Grube gestellt, von dem Gedanken ausgehend, daß nur durch die Kohle unsere ganze Volkswirtschaft vor dem Zusammenbruch bewahrt werden könne, und daß es auch unter den Gebildeten Menschen gibt, die sich vor harter Arbeit nicht scheuen, die mit Arbeitern Schulter an Schulter stehen, die mit ihnen gemeinsam schaffen und neue, höhere, wahrhaftere Menschheitsideale erstreben wollen. Und es soll dieser Weg den Werte schaffenden Männern es ermöglichen, dort zu eigenen Heimstätten zu gelangen. (Näheres darüber im „Hellauf", Augustnummer, Mimir-Verlag, Stuttgart.) Zum Schluß seines Vortrages sagt Hauptmann Schmude:

> „Das Gebot der Stunde ist: Hebung der Urproduktion: Kohle — Kali — Landwirtschaft. Ihr sollten sich alle diejenigen der geistigen Arbeiter widmen, die durch die Zeitverhältnisse aus ihren Berufen geschleudert worden sind. Nicht Grollen und Schmollen, sondern Wollen tut not; Wollen zum Neuaufbau. Aber nur durch das eigene Beispiel

wird der Arbeiter überzeugt, daß es uns ernst ist, ihm beim Aufstieg behilflich zu sein.

Ich wende mich an alle jene, die draußen im Hagel der Granaten ihren Leuten leuchtende Führer gewesen sind, mit dem Mahnwort: Folgt dem Gebot der Stunde! Dieses heißt: Hebung der Urproduktion, der Bodenschätze, damit wir wirtschaftlich wieder gesunden und während ihr euch wirtschaftlich dieser Arbeit widmet, zeigt und beweist der Arbeiterschaft, daß der Aufstieg aus den Niederungen des Lebens nicht vom Golde der Erde, sondern vom Golde des Herzens abhängt."

Leider hängt der Aufstieg aus den Niederungen der Volkswirtschaft heute gar zu sehr vom Golde ab; wir können es nicht aus tiefen Schächten heben, aber die Schätze, die der deutsche Boden birgt, die können und müssen wir zutage fördern, und das mit aller Macht, mit allem Fleiß und mit allen technischen Hilfsmitteln, die uns zu Gebote stehen und die gefunden und erfunden werden können. Zu den Naturschätzen gehören natürlich auch unsere Wasserkräfte. An ihrer Ausnutzung durch den Bau von Talsperren und die Anlage von Kraftwerken muß rastlos gearbeitet werden: Kraft muß gewonnen, Kohle muß gespart werden! Ein weit verzweigtes Leitungsnetz muß große Landstrecken mit billiger Kraft und mit Licht versorgen. Aber das alles ist auch nicht von heute auf morgen zu machen. An die vermehrte Hebung der Bodenschätze kann man sofort herangehen.

Wird der Ruf des wackeren Hauptmann Schmude Erfolg haben, wird sein Beispiel wirken? — Im Braunkohlengebiet können „ungelernte Leute" am ehesten verwendet werden und sich einarbeiten. Aber die Kluft zwischen der „Klasse der Gebildeten" und den „Arbeitern" ist sehr groß, war vor dem Kriege zu groß; — So viele können nicht hinüber! — — Eine große Zahl unserer Gebildeten, unserer „studierten Leute" kann sich gar nicht in die Denkweise der Arbeiter hineinfinden. Wer die bunte Mütze einer höheren Schule trägt, der hat darunter meist Ansichten, die „einer höheren Welt" entstammten, und er hat Aussichten, einmal in diese höhere Welt einzurücken. — So etwas sitzt fest. — Wer einmal selbst herausgetreten ist aus dieser eingebildeten Welt, der weiß das am besten, der weiß aber auch, daß er in der werktätigen Welt — unter schwarzem Kittel — oft Wertvolles fand, das er dort nicht vermutet hatte. — Auch das Gegenteil findet man natürlich; wie überall. —

Die oft zur Überhebung führende Absonderung vieler „Gebildeten", namentlich so vieler „Akademiker", den verschiedenartigen werktätigen Ständen gegenüber muß aufhören. Die nutzbringende Arbeit ist es, die uns davor bewahren muß, daß wir in den Abgrund gleiten, die allein es ermöglichen kann, daß wir wieder emporsteigen. Die schimmernde Waffe des Wehrstandes ist zerbrochen, der Lehrstand kann nur aus der Arbeit des Volkes heraus bestehen. Es wird aber schon heute viel geschrieben über die Überfüllung und die schlechten Aussichten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Lehrerberufe. — Dem Nährstande müssen sich also mehr Deutsche zuwenden! —

Die Pläne zur Gesundung unseres Volkslebens, zur Wiederherstellung unserer Volkskraft, zum Aufbau eines neuen Deutschland können nur verwirklicht werden, wenn die dafür nötigen Vorbedingungen und Werte durch nutzbringende geistige und körperliche Arbeit geschaffen werden. Nicht zum mindesten auch durch geistige Arbeit; sie muß oft erst den Boden schaffen und vorbereiten, auf dem der körperlich Arbeitende greifbare Werte erzeugen kann; sie zeigt ihm Wege, sie gibt ihm viele Werkzeuge und nimmt ihm das Schwerste ab. „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will", heißt es freilich im Arbeiterliede, und doch war es der Geist, der ihnen Leben und Bewegung gab. Wohin es führt, wenn der starke Arm den Geist knebeln will, das haben die letzten Monate gezeigt. — Der Weg führt zu Hunger und Not Aller! — Die Überhebung führt stets auf Abwege, woher sie auch kommt. Das Handinhandarbeiten müssen wir lernen.

Wo findet sich denn nun weitere Arbeitsgelegenheit? — Wenn wir „Kraft" haben, so müssen zumeist Rohstoffe, die wir im Lande haben, verarbeitet werden, und zwar so, daß sowohl die vorhandene menschliche als die maschinelle Leistungsfähigkeit bei der Umwandlung in Ware möglichst ausgenutzt wird. Daß heißt, um nur ein paar Beispiele zu nennen, wir können (auch mit Rücksicht auf unsere Erzknappheit) nicht mehr unser Eisen und Stahl als Roheisen, als Walzeisen und schwere Schmiedestücke ins Ausland ausführen, sondern es muß so verarbeitet werden, daß in der (auszuführenden) Ware möglichst viel Geistes-, Hand- und Maschinenarbeit steckt. Es muß also eine Veredlung vorgenommen werden, die Beschäftigung und Brot schafft. Die Mengen von Papier, die als Schundliteratur das Denken des Volkes verflachen, verwirren und vergiften, oder die sonstwie nutzlos verschleudert werden, könnten nutzbringend verwertet, könnten so umgeformt werden, daß sie als Gebrauchsware im Inlande, als Luxusware im Auslande begehrt wären. Und wenn nicht Kohlennot uns jetzt zum Raubbau an unseren Waldungen zwänge, so könnte ein Bruchteil dieses Holzes fleißigen Händen und stillstehenden Maschinen lohnende Beschäftigung geben, so könnten daraus Werte geschaffen werden, die überall gelten. Nun werden sie durch den Schornstein gehen. So treibt ein Keil den anderen, so erzeugt eine Not die andere, wenn — wir nicht planmäßig arbeiten wollen und können.

Wir haben für diese und andere Veredlungsverfahren Fabriken und Maschinen genug. Sie stehen leer und still oder werden nicht genügend ausgenutzt. Gerade auf solche Arbeit aber sind Millionen von Gehirnen und Händen eingestellt. Ich weiß wohl, man findet viel mehr dankbare Hörer und Versteher, wenn man jetzt ruft: Hinaus aus den Fabriken, fort von den rasselnden Maschinen! — Den Spaten in die Hand! —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Stürzt den dampfenden Acker!" — Land! — Eigener Boden! — — Ich weiß das, und ich verstehe das, ich habe es immer verstanden. Ich selbst habe lange genug zwischen hohen Fabrikmauern, umgeben von Maschinen, gestanden und habe mich manchmal hinausgesehnt nach der stillen Welt, wo Gott Wunder tut am Kleinsten und im Geheimsten: Und sie werden um so wunderbarer, je tiefer und stiller man hineinschaut. Und ich habe dann wohl die meiner Umwelt so fern liegende Frage getan: Ist das des Lebens tiefster Zweck, daß wir alt und grau werden in einem Treiben, wo man stets die Ellbogen gebrauchen muß, wo es keinen Stillstand geben darf, wo Hirn und Hände immer Größeres und Gewaltigeres, „Nochniedageweſenes" schaffen müssen, wo der Tag angefüllt ist mit Sinnen und Schaffen und Hasten, und wo die Nacht in die Träume die Sorgen um den nächsten Tag mischt?! — Und wo doch schließlich nach einem Jahr oder einem Jahrzehnt ein Anderer kommt, einer der auf den Schultern seiner Vorgänger steht, und dessen Werk ins alte Eisen bringt! — Und an den Turmbau von Babel habe ich dann wohl auch gedacht. — — Als ich dann mein gut gerüttelt und geschüttelt Maß Arbeit hinter mir hatte, da zog ich mich zurück in die Stille; die Sielen und mancherlei Lasten hatten mich damals wund gedrückt. Aber wie gings dann? —

Wenn ich (auch nach getaner Arbeit!) am hohen Kliff saß und über die blaue See und das fruchtbare Land hinwegblickte, dann stiegen vor mir Bilder auf aus der Welt, die nun hinter mir lag: hochragende Helgengerüste, mächtige Schwimmdocks, Maschinen, die man mit einer Hand leitet und die Riesenkräfte entwickeln, sinnreiche Vorrichtungen, in denen Menschengeist Form und Leben gewonnen hat, und in denen auch ein Teil von meinem Denken steckte, sah ich dann. Und — ich muß es sagen — ein Sehnen nach ihnen ging zuweilen durch mein Herz. Ich hörte dann wieder das Wort: „Wollen Sie ihr Pfund vergraben?" Und ich sagte mir selbst: Darfst du am Markte müßig stehen? — — Der Verstand antwortete dann freilich trotzig: „Ja! — Du hast dein Teil von jener Arbeit getan, und jetzt hast du andere Aufgaben, die schließlich nicht minder wichtig sind." Aber tief im Innern lebte doch der Gedanke. Jene Welt war deine eigentliche Welt! — Und als man mich dann wirklich gebrauchte, da bin ich wieder in sie zurückgekehrt. — Immer aber wenn ich von dort aus in meine stille Welt an der Förde heimkehrte, habe ich von neuem mich an dieser gefreut. Und die Freude war jedesmal neu geschenkt, oder — — verdient!

Man verzeihe, daß ich von mir hier rede, wo es um unendlich viel Wichtigeres geht, wo es um unser Leben als Volk geht. Es geschieht auch nur, um zu zeigen, daß auch ich nicht zum „Erdebebauer" bestimmt war, obwohl in meinen Adern von den Eltern und Vorvätern her Landblut rollt. Ich war doch für die Welt der Rastlosen bestimmt,

und ich habe mit Eifer und Freude, Befriedigung und Stolz in ihr gestanden. — So wird es eben vielen gehen! — — Ich hebe das hier also nur hervor, weil in manchen Kreisen eine gewisse Scheu vor „Fabriken" herrscht. Sie, und die dafür und darin schaffen, sind nötig, wenn wir unsere Ketten, die uns drücken, lösen und abstreifen wollen. Und diese Welt sieht anders aus, bietet und gewährt Anderes und Höheres, als viele Menschen glauben. Damit ist auch nicht gesagt, daß der dort Schaffende von der Mutter Erde schließlich nur ein Stücklein bekommt: sieben Fuß lang und drei Fuß breit und einen Stein darauf! — Nein! — Mietsgärten und Laubenkolonien müssen zunächst und reichlich geschaffen werden, wo und wie es irgend geht, dann Heimstätten und Siedlungen für die, die ernstlich danach streben und die sich dafür eignen. Dem Elend der Großstädte mit seinem Reiz und seiner Leidenschaft nach flachen und entnervenden Genüssen, wie sie heute in Kinos und so vielen „Theatern" und anderen Veranstaltungen geboten werden, müssen die Wurzeln abgegraben werden. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden, das ist ein Kapitel für sich. Aber auch dieser Sumpf kann nur durch Arbeit trocken gelegt werden; er verschlingt jetzt Riesensummen unseres Vermögens und unserer Volkskraft, die — auf anderen Boden geleitet — in nutzbringende Arbeit umgewandelt werden müssen.

Von den vielen Industrien, die aus guten Stoffen Wertloses und Überflüssiges machen, will ich hier nichts weiter sagen. Ich will auch nicht viel von der Alkoholindustrie reden, die jährlich viele Millionen Zentner guter Nährwerte in Getränke umwandelte, für die unser Volk Milliarden ausgab und dafür Schäden mit sich herumschleppen muß, die mittelbar und unmittelbar wiederum Milliarden kosten. — Das reiche Amerika verbannt den Alkohol, das arme Deutschland trinkt. — — Wird man da nicht erinnert an das Wort aus den Sprüchen Salomonis: „Nicht den Königen, Lamuel, nicht den Königen ziemt es, Wein zu trinken, noch den Fürsten stark Getränke! . . . . . Gebt stark Getränke denen, die am Umkommen sind, und den Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken, und ihres Elends vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken." — — Wir haben Feinde genug, die es gern sähen, wenn wir nach diesem Spruche handelten. Aber, da sei uns Gott davor! — Die Zeit, das Schicksal, das über uns hereingebrochen ist, sollte uns ein Wecker sein aus Taumel und Schlaf, sie ruft uns als dringendste Forderung ins Ohr: Erwacht! Arbeitet!

Die Alten, die ein arbeitsreiches Leben hinter sich haben, bewerten es gern nach dem wohl etwas altmodischen Spruch: „. . .und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" Sie bringen es denn oft im Alter auch noch nicht fertig, die Hände in den Schoß zu legen. Aber manchem gern arbeitenden Alten wird es schwer werden, in der neuen Welt den Platz zu finden, wo er hingehört. Sind doch viele

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tausende, die in voller Manneskraft stehen, herausgerissen aus ihrer Tätigkeit, weil sie ihnen kein Brot und keine Zukunft bot. Und viele Jüngere, namentlich der gebildeten Stände, sind jetzt vor ganz andere Verhältnisse gestellt, als einst, wo sie ihren Beruf ergriffen. Noch wartet Mancher, noch hofft man, daß die Zukunft sich klären wird. Aber sie wird dunkel bleiben, wenn wir nicht durch angestrengte Werte, schaffende geistige und körperliche Arbeit Licht hineinbringen.

Die Jugend muß das alles frühzeitig erkennen lernen. Wenn sie die Freiheit liebt und erringen will, so muß sie arbeiten. Die studierende Jugend hat weder Zeit noch Geist übrig, um sie mit Becherklang und Zechersang totzuschlagen; die werktätige Jugend soll in solchen Tor- und Tollheiten nichts Nachahmungswürdiges sehen, sie soll den Duselgeist meiden. Es gibt Besseres, Erfreulicheres und Höheres! Und es gibt wahrlich Nötigeres!

Wenn die Kinder im Dunkeln sitzen und sich fürchten, so singen sie. Fast ist es so, als ob Millionen großer Kinder unseres Volkes aus dem gleichen Empfinden handeln. Wie soll man sich den Lusttaumel, das Drängen vor den Vergnügungsstätten aller Art anders erklären! — Aber unser Volk kann nicht dauernd, kann nicht länger die Augen verschließen. Es muß wissen, daß die Fronvögte Not und Hunger über uns die Peitsche schwingen, daß sie Tod und Verderben bringen, wenn wir die rechten Wege zur Arbeit nicht baldigst finden. Es muß klar erkennen, daß nur Arbeit, treue, zielbewußte nutzbringende Arbeit die Ketten, die uns drücken — Glied um Glied — lösen kann. Diese Erkenntnis muß allen Kreisen kommen. Je eher, desto besser!

Georg Asmussen.

Über die soziale Bedeutung der Kinos.

In einer von 1500 Jugendlichen und Erwachsenen besuchten Versammlung wurde am 25. August d. J. in Hamburg die Gründung einer Vereinigung zur Bekämpfung des Kinoschunds beschlossen. Die Entschließung, die von der Versammlung einstimmig angenommen wurde, erhob Einspruch gegen die Verbreitung des Kinoschunds, der die Jugend auf das schwerste schädigt und die Kultur planmäßig vernichtet, und forderte vom Staat Maßnahmen zu seiner Bekämpfung. Es wird verlangt, daß Hamburg dem Bilderbühnenbunde beitritt, Musterbühnen für Lichtspiele errichtet und mit der Oberschulbehörde ein Archiv mustergültiger Filme schafft. Vor allem aber wird verlangt, die Kinos an der Hand einer Reichsfilmzensur gehörig zu überwachen. Sämtliche Anwesende waren der Ansicht, daß nur so das Kino aus einer Verderberin eine Förderin unserer Volkskultur werden könne.

Das Bemerkenswerteste an diesem Abend war, daß unter den Rednern sich Lehrerinnen und Schülerinnen von höheren Mädchenschulen, Freimaurer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Guttempler, Ärzte, Lehrer und Schüler von Volksschulen und Gymnasien, Vertreter von Lichtspielbühnen, sowie von sozialdemokratischen und kommunistischen Vereinigungen jugendlicher Arbeiter alle gleichmäßig absprechend und verurteilend gegen das heutige Kinounwesen aussprachen — ein hocherfreuliches Zeichen der Wiedergenesung unseres Volkes.

In der Tat ist die soziale Bedeutung des Kinos in den letzten Jahren durch die gewaltige Zunahme außerordentlich groß geworden. In Städten, in denen vor wenigen Jahren zwei oder drei Lichtspieltheater waren, sind jetzt Hunderte.

Die Gefahr liegt einmal auf der gleichen Linie wie bei den Alkoholgewerben. Sobald in der Kinoindustrie größere Kapitalien angelegt sind, wächst nicht nur die Gewinnsucht der Unternehmer, genau wie in der Alkoholindustrie, in der Brauerei und Brennerei, in den Champagner- und Weinfabriken, im Mälzereigewerbe und im Hopfenbau, — sondern auch die Macht dieses Kapitals wächst lawinenartig ins Ungeheure, wie die des Alkoholkapitals. Ist die Endwirkung einer großen Kapitalanlage, wie z. B. in unseren Verkehrsanstalten, in der Post, bei der Eisenbahn, im Schiffbau oder in der Landwirtschaft, in den Kohlenbetrieben, im Maschinenbau eine das Allgemeinwohl fördernde, so liegt der Segen der Kapitalanlage in all diesen Betrieben für die Allgemeinheit auf der Hand. Bei den oben genannten schädlichen Industrien aber wächst mit der Macht des Kapitals nicht nur dessen Rücksichtslosigkeit bis zur Brutalität, sondern gleichzeitig steigert sich dessen Schädlichkeit geradezu bis zur nationalen Vernichtung. Während Handel und Gewerbe während des Weltkrieges stillstanden und unser Volk, insbesondere die Frauen und Kinder, infolge der uns durch den Vernichtungswillen unserer Feinde auferlegten Blockade, hungerten und darbten, so daß Hunderttausende diesem Elend zum Opfer fielen, schwelgten die Brauereien, Brennereien und Champagnerfabriken in Dividenden, von denen sie sich früher nichts hätten träumen lassen. Und sie machten sich nicht die geringsten Gewissensbisse darüber, daß sie während dieses Aushungerungskrieges, den eine Welt von Feinden gegen uns Deutsche führte, über 200 Millionen Zentner Nahrungsmittel in ihre Maischbottiche hineinließen. Niemals hat das Treiben in den Bordellstraßen Hamburgs so geblüht, wie während des Krieges. Konnte doch ein einziges derartiges Haus mit seinen 24 Zimmern allein 13 000 Mark jährliche Miete einbringen bei einer täglichen Einnahme von 3—4000 Mark.

Genau so ist es in den Jahren des Weltkrieges mit den Kinos ergangen. Während draußen an der Front Millionen unserer jungen Männer, hungernd, durstend, frierend oder in brennender Sonnenglut, unter den Kugeln von feindlichen Granaten dem anstürmenden Feinde Trotz boten, strömte daheim das Volk tagaus, tagein zu Millionen in die Kinos, in denen vorzugsweise Ehebruchsdramen, Bordellszenen, Entführungen, Mordgeschichten und verwegene Diebstähle dem staunenden Auge der gedankenlos hineinströmenden Zuschauer dargeboten wurden, aber die Unternehmer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die diese volkszersetzenden Schaubühnen geschaffen hatten, verdienten bis zu 90% Dividenden, und ihre Aktien hatten zum Teil einen Kurs von über 1000. —

Das war die Sünde unserer alten Regierung, daß sie während des Weltkrieges dieser brutalen Gewissenlosigkeit aller volksverderbenden, weil unsere Volkskraft schwächenden Industrien kein energisches Halt entgegensetzte. Aber es ist gleichzeitig eine unverantwortliche Schwäche unserer heutigen Regierung, daß sie in neun Monaten noch nicht die Kraft und die Einsicht gefunden hat, der Gewinnsucht dieser volksvergiftenden Industrien ein Ende zu machen.

Was die Alkoholindustrien anbetrifft, so erinnere ich nur an die Worte des belgischen sozialistischen Ministers van der Velde, die er 1900 auf dem internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus zu Paris sprach: „Der Arbeiterstand wird nur dann fähig und würdig sein, die Führung des Volkes in die Hand zu nehmen, wenn er durch strenge Nüchternheit sich geistig, sittlich und wirtschaftlich zu der dazu nötigen Höhe emporringt."

Diese geistige und sittliche Höhe, derer unser Volk in seinen breiten Schichten bedarf, um gemeinsam sein Geschick in die Hand zu nehmen, wird durch den niedrigen und gemeinen Charakter, den die heutige Filmindustrie aufweist, geradezu zerstört.

Ich sehe hier ab von rein gesundheitlichen Schädigungen, die durch zu häufigen Besuch der Kinos, infolge des vielen Sitzens in schlechter Luft, entstehen können. Auch scheint eine Schädigung der Netzhaut besonders bei Jugendlichen durch das lange und scharfe Hinsehen auf die beleuchtete Fläche bei der übrigen Verdunkelung des Raumes durch Überanstrengung der Netzhaut nicht ausgeschlossen.

Unendlich viel größer ist der sittliche Schaden, der durch das Anschauen besonders dieser sogenannten Aufklärungsfilme, die neuerdings immer mehr auftauchen, auf die heranwachsende Generation ausgeübt wird. Es scheint fast, als ob nicht nur rücksichtsloseste Gewinnsucht hierbei die Haupttriebfeder ist, weil diese unsittlichen Filme die größte Zugkraft haben, sondern daß hinter dieser Gewinnsucht gleichzeitig noch dunkle Mächte stehen, denen daran liegt, durch Zerrüttung unserer geistigen und sittlichen Kraft die Herbeiführung des Chaos zu beschleunigen. So hat unsere heutige Regierung um so mehr die Pflicht, diese neuerdings immer stärker werdenden Giftquellen schon aus reinem Selbsterhaltungstrieb schleunigst zu verstopfen oder noch besser in ihr Gegenteil, in eine Quelle des Segens für unser Volk, umzuwandeln.

Daß diese sogenannten Aufklärungsfilme mit ihrer Schilderung von Verführung und Unzucht aller Art im höchsten Maße entsittlichend auf unsere Jugend und unser ganzes Volk einwirken müssen, liegt auf der Hand. Aber auch andere Verbrechen, wie Mord und Diebstähle werden nicht so selten unmittelbar durch das Schauen von Kinostücken angeregt. Einige wenige Beispiele mögen es dartun:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein 15jähriges Dienstmädchen tut ihrer Herrschaft Kleesalz in die Suppe. Vor Gericht befragt, sagt sie aus, sie wüßte nicht, wie sie dazu gekommen wäre, und warum sie es getan hätte. Aber vor Jahr und Tag hätte sie einmal ein Kinostück gesehen, in dem die nämliche Geschichte vorgekommen sei, und an das Stück habe sie so oft denken müssen.

Vor mehreren Jahren wurde in einem Vorortszuge in Hamburg ein Zahnarzt ermordet und seiner Handtasche beraubt. Der jugendliche Mörder, befragt, wie er zu der Tat käme, erzählte ganz naiv, er habe in dem und dem Kino einen derartigen Fall gesehen, und seitdem habe er immer daran denken müssen, sich auf diese Weise Geld zu verschaffen.

Kinder haben in einem Indianerfilm gesehen, wie die Indianer den gefangenen Feind an den Marterpfahl binden und ihn mit Pfeilen spicken. Andern Tages binden sie einen ihrer Kameraden an den Marterpfahl, und einer der jugendlichen Sünder schießt dem Unglücklichen einen Pfeil mitten durchs Auge.

Junge Männer, die Mädchen verführen wollen, gehen mit ihnen erst ins Kino und sehen sich dort erst einen Unzuchtsfilm an, weil sie wissen, daß die Mädchen nachher um so willfähriger sind.

In meiner eigenen Nachbarschaft wurde kürzlich ein Einbrecher abgefaßt, der seit Wochen die Einwohnerschaft durch seine verwegenen Einbrüche in Angst und Schrecken versetzt hatte. Diese Einbrüche wurden genau in der Weise ausgeführt, wie ich sie vor einiger Zeit einmal in einem Kino zu sehen Gelegenheit hatte, nur das Ende, bei dem der Einbrecher in der Wirklichkeit gefaßt und von der Einwohnerwehr gehörig verprügelt wurde, verlief anders als in dem Film.

Wie kommen diese Verbrechen durch das Anschauen dieser Filme zustande? Die medizinische Erklärung hierfür ist sehr einfach.*) Es gibt eine Fülle von Ursachen, die lähmend auf unser Gehirn und damit einengend auf unser Bewußtsein einwirken. Hierher gehört Hunger, Durst, Anstrengung, Ermüdung, Überarbeitung, Erschöpfung nach Krankheit und Wochenbett, die Giftwirkung von Alkohol, Tabak und sonstigen betäubenden Giften, insbesondere von Äther, Morphium, Chloroform, vor allem aber auch Dunkelheit mit großer Ruhe in der Umgebung und Hypnose, unter der weiter nichts zu verstehen ist als die Einengung des Bewußtseins durch den Willen eines Anderen. Im Kino tritt durch die Verdunkelung des Raumes und die in ihm durch die Spannung der Zuschauer herrschende Ruhe, unter Umständen durch den Charakter der begleitenden Musik, eine derartige an Hypnose grenzende Einengung des Bewußtseins ein, daß, genau wie in der Hypnose der durch den Hypnotiseur gegebene Befehl oder der durch den hypnotisierenden Arzt gegebene ärztliche Rat heilend

*) Vgl. G. Bonne, Zur Prophylaxe der Roheitsverbrechen und der militärischen Vergehen. Deutsche Strafrechtszeitung 1916, Heft 1/2. Ferner: G. Bonne, Über die Ursachen unseres Niederganges und die Wege zu neuem Aufstieg. Verlag von Fr. Würtz, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und beruhigend auf den Kranken, im Kino das geschaute Filmbild mit unwiderstehlichem Zwange auf die Denk- und Handlungsweise des Schauenden bestimmend einwirkt. Darin liegt die geheimnisvolle, zersetzende und niederziehende Macht der heutzutage massenhaft wie Pilze aus der Erde schießenden Schundromankinos.

Helfen wir dem Beschlusse der eingangs dieser Mitteilung erwähnten Versammlung der Hamburger Jugendlichen zum Erfolge, so ist es klar, daß das Kino aus seiner jetzigen volksverderbenden und volkszersetzenden Macht zu einer kraftvermehrenden und volkserhaltenden werden kann und werden muß.

Nichts ist im Wege, daß das Kino durch Darbietungen gesunden Humors erheiternd wirkt. Warum soll der geistig und körperlich Arbeitende zu seiner Erholung nicht einmal herzlich lachen dürfen? Im Gegenteil, Freude und Fröhlichkeit gehören mit zur Gesundheit und Kraft.

In wunderbarer Weise kann uns ferner das Kino bekannt machen mit den Schönheiten und Wundern der Natur. Ich erinnere an die zauberhaften Lichtspieldarstellungen aus der Gebirgswelt mit ihren Wasserfällen, an das Strandleben mit seinem Wogengebraus, an das Füttern der jungen Vögel durch die Alten im Nest, mit rührender Sorgfalt belauscht vom Lichtspieldarsteller, an das Aufblühen der zauberhaften Blüte der Victoria regia und anderes mehr.

Wir können aber auch geradezu von einem sozialen Film reden, der vielfach bereits geschaffen ist und zum Teil neu geschaffen werden muß.

Ich halte es als Arzt nicht für geschmackvoll, ja nicht einmal für erlaubt, dem großen Publikum Lichtspielvorführungen von Operationen darzubieten. Ob es für die Ärztewelt von Nutzen ist, solche Vorführungen zu sehen, lasse ich dahingestellt. Wohl aber ist für weite Bevölkerungskreise der aufklärende Film mit der Darstellung der Infektionen unserer Nahrungsmittel und der Saugflaschen der kleinen Kinder durch die Fliegen, um ein Beispiel aus der Volksgesundheitslehre anzuführen, höchst lehrreich. Man sieht auf dem einen Film, wie die Fliegen auf toten Fischen herumkriechen, im Spucknapf eines Schwindsüchtigen sich mit Bazillen vollsaugen, um dann sich auf den Gummisauger eines Säuglings zu setzen, dem schließlich von der Mutter ahnungslos, welche Gefahr sie ihrem Liebling damit bringt, die Flasche in den Mund geschoben wird. Auch andere Darstellungen aus der Kinderpflege können, wie es vor Jahren auf der internationalen hygienischen Ausstellung in Dresden gezeigt wurde, von allergrößtem Nutzen für unsere Frauenwelt und damit für die Gesundheit der künftigen Generation werden.

Aber noch weitere soziale Aufgaben möchte ich dem Lichtspiel zuweisen. Wir können unmöglich die ganzen Millionen unserer Volksgenossen in die Bergwerke führen oder in die Werkstätten der Arbeit und der gefahrbringenden Maschinen mit ihren Treibriemen und Zahnrädern. Um der großen Masse des Volkes, Gebildeten und Ungebildeten, anschaulich vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augen zu führen, mit welchen Mühen und Gefahren zumeist die Erzeugung derjenigen Stoffe und Geräte verbunden ist, die wir heute nur zu oft gedankenlos als unsere täglichen Bedarfsgegenstände gebrauchen und ansehen, möge man nicht nur der Jugend, sondern auch den Erwachsenen z. B. im Kino zeigen, mit welcher Mühe und Gefahr der Bergmann uns unsere Steinkohlen zu Tage fördert, ohne die wir nicht mehr leben können. Mit welcher Emsigkeit der Weber am Webstuhl sitzt, unter welchen Anstrengungen die Eisenbahnschienen hergestellt werden, auf denen die meisten von uns gedankenlos durch das Land hinrollen zu ihren Sommerfreuden. Auf diese Weise könnte das Kino dazu beitragen, der großen Masse Achtung vor der Arbeit der anderen beizubringen.

Aber noch mehr könnte das Kino leisten. So viele Männer haben durch den Krieg ihre bisherige Lebensstellung verloren. Sie müssen umlernen. Tausende entschließen sich, Kleinsiedler zu werden, um mit Spaten und Hacke Land urbar zu machen, wie vor langen Jahren unsere Vorfahren es getan haben. Noch liegt eine Fülle von Urland in Deutschland zerstreut, welches vielen Hunderttausenden von Familien Nahrung und Heimat bieten könnte. Zeigt uns im Kino, wie der Pflug angefaßt wird, wie der Spaten gehandhabt und wie die Spitzhacke geschwungen wird, wie die Kartoffel gelegt, wie die Bohnen gepflanzt werden, wie der Obstbaum gepflanzt und beschnitten wird, wie die lose Rinde von seinem Stamm abgeschabt wird. Alle diese Dinge, mit begleitenden Vorträgen dazu im Kino dargestellt, würden dazu beitragen, Tausende von unseren Landsleuten anzuregen und zu bewegen, leichter ihren Unterhalt auf dem Lande zu finden.

Tausende von unseren heimgekehrten Kriegern sehnen sich nach einer Heimstätte, Ziegel sind nicht zu beschaffen, wohl aber ruht im Boden Lehm, mit dessen Hilfe man auf verschiedene Weise, wie es vor hundert Jahren und länger schon geschehen ist, Häuser erbauen kann, ohne Steine und Zement und Eisen, mit Fachwerk und ohne Fachwerk. Alles dieses würde sich vortrefflich im Kino auf das lehrreichste darstellen lassen und so eine Fülle von Segen schaffen helfen.

In gleicher Weise könnte man die Herrichtung von einfachen Einrichtungsgegenständen, Bänken, Tischen, Stühlen, Schränken im Kino bildlich darstellen. Ich bin überzeugt, daß diese Kinos von vielen Tausenden besucht würden. Wie derartige Heimstätten mit ihrer Einrichtung scheinbar aus dem Nichts geschaffen werden, konnten wir von den Soldaten an der Front lernen, die in den weiten Gefilden Rußlands, ich möchte sagen im Handumdrehen, wohnliche Unterstände bauten, fast aus dem scheinbaren Nichts schufen.

Auf diese Weise könnte das Kino, und gerade das soziale Kino, zu einem Träger und Förderer unserer menschlichen Kultur werden, von der wir uns heute nichts träumen lassen. Es könnte dazu beitragen, nicht nur viel Not zu lindern, viel Elend zu verhüten, sondern vor allen Dingen

dazu beitragen, Gerechtigkeit und den Sinn für Einigkeit in unser Volk hineinzutragen und es zu bewegen, wieder zu seiner alten Kraft und Gesundheit, zu seiner Arbeitsfreudigkeit zurückzukehren. Dies durch Erleichterungen für den sozialen Film zu befördern und durch Ausmerzung der gemeinen und zu Verbrechen anreizenden Kinos neues Unglück zu verhüten, ist eine schwere, aber dringende Aufgabe unserer neuen Regierung, bei der diese der Hilfe und Mitarbeit aller Einsichtigen und Wohlgesinnten sämtlicher Parteien gewiß sein darf.

Sanitätsrat Dr. G. Bonne.

Bodenreform und Heimstättenfrage.

In der ersten Septembernummer dieser Zeitschrift findet sich eine Notiz „Die Bodenreform, ein Grundrecht des deutschen Volkes". Für diejenigen Leser, die mit den Grundgedanken der Bodenreform nicht oder nicht genügend vertraut sind, sollen die folgenden Ausführungen klarlegen, welche Bedeutung der Artikel 155 der Reichsverfassung für die zukünftige Entwicklung unseres Volkes bei richtiger Anwendung haben kann.

Der erste Absatz des genannten Artikels fordert, daß „die Verteilung und Nutzung des Bodens von Staats wegen in einer Weise überwacht werde, die Mißbrauch verhütet". Haben wir aber nicht alle von jener staatlichen Überwachung der früher unbehinderten Wirtschaft mehr als genug, sehnen wir uns nicht alle zurück nach den Zeiten der „freien Wirtschaft", in denen wir gegen mäßige Preise alle Lebensnotwendigkeiten unbeschränkt kaufen konnten? Ist nicht die Überorganisation ein Übel, dessen Abbau so schnell wie möglich in die Wege geleitet werden sollte? Weshalb nun eine solche Bindung auf einem Gebiete neu einführen, auf dem sie bisher nicht bestanden hat, und sie sogar in der Verfassung festlegen? So wird mancher, der mit den volkswirtschaftlichen Zusammenhängen nicht vertraut ist, aus der gefühlsmäßigen Stimmung heraus urteilen, in die uns alle die Zwangswirtschaft des Krieges versetzt hat. Und doch sind es gerade die Kriegserfahrungen, die jedem, der sehen will, die Notwendigkeit jener Forderung eindringlich vor Augen führen. Die immer schärfer werdende englische Blockade, die zuletzt vollständige Abschließung von aller fremden Zufuhr zwangen uns dazu, mit den im Inland erzeugten Lebensmitteln, die durch kein Mittel weiter vermehrbar waren, für die Volksgesamtheit auszukommen. Das war bei den wesentlichsten dieser Lebensmittel, insbesondere dem Brotgetreide, nur dadurch möglich, daß der freie Handel aufgehoben und ein besonderes Notrecht geschaffen wurde, das die Verteilung und Nutzung der vorhandenen Vorräte regelte. Daß es nicht gelang, diese Notstandsmaßnahmen so vollkommen zu gestalten, daß Schleichhandel und Lebensmittelwucher unterbunden und damit starke Ungleichmäßigkeiten in der Versorgung der ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiedenen Bevölkerungsschichten verhindert wurden, ist eine der Hauptursachen unseres Zusammenbruchs gewesen. Weshalb war nun jene Zwangsregelung der Lebensmittelverteilung nur im Kriege, nicht aber im Frieden nötig? Doch nur deshalb, weil im Frieden Lebensmittel in praktisch unbeschränktem Maße eingeführt werden konnten.

In derselben Lage nun wie im Kriege mit den Lebensmitteln sind wir immer, auch im Frieden, mit dem Boden. Auch er ist in einer ganz bestimmten, durch kein Mittel weiter vermehrbaren Menge vorhanden und muß in dieser Menge für die Volksgesamtheit ausreichen. Kann man aber überhaupt den Boden mit den Nahrungsmitteln vergleichen? Der Mensch kann doch die Vorenthaltung der letzteren nur ganz kurze Zeit, die des ersteren aber scheinbar dauernd ertragen. Bei genauerem Zusehen erkennt man jedoch, daß Grund und Boden für die breiten Massen ebenfalls eine Lebensnotwendigkeit sind, die sie zwar wesentlich länger als die Nahrungsmittel entbehren können, aber nicht ohne auf die Dauer schweren Schaden zu nehmen, der in der körperlichen und seelischen Verfassung der Nachkommenschaft unverkennbar in die Erscheinung tritt. Haben doch Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose, diese schlimmsten Geißeln des Menschengeschlechts, ihre günstigsten Brutstätten in den engen und hochgebauten Quartieren der Großstädte und Industriezentren, und bieten doch die hier zusammengepferchten, entwurzelten und naturentfremdeten Massen den besten Nährboden für alle Volksseuchen körperlicher und seelischer Art. Nur wenige Zahlen mögen diese Tatsachen in das rechte Licht setzen: Im Jahre 1908 kamen auf 10 000 Einwohner in Köslin nur 0,8 Geschlechtskranke, in Berlin dagegen 60. Und während aus der ganzen Provinz Westfalen im Durchschnitt der Jahre 1875—1900 2,8 Säuferwahnsinnige, 35 Epileptiker und 30 Paralytiker in Anstalten eingeliefert wurden, waren die entsprechenden Zahlen für Berlin 313, 541 und 524.

Daß jene Zusammenpferchung mit ihren furchtbaren Folgeerscheinungen nicht, wie so oft behauptet wird, eine notwendige Folge der Industrialisierung an sich ist, zeigt das Beispiel so hoch industrieller Länder wie Belgien und England. In London betrug vor dem Krieg die durchschnittliche Bewohnerzahl eines Hauses 7,9, in Manchester 5, in Gent 4,7; dagegen in Breslau 52, in Berlin 72. Auch in Deutschland gibt es noch immer Industriegegenden, wie z. B. den Bezirk Blumenthal an der Unterweser, wo auch in Arbeiterkreisen die Kleinsiedelung mit ihren segensreichen Wirkungen auf die Gesundheit der Bewohner und auf Zahl und Beschaffenheit des Nachwuchses die durchaus herrschende Wohnform ist. Nicht die Industrialisierung an sich trägt also die Schuld daran, daß das Massenmietshaus bei uns einen so verhängnisvollen Siegeszug angetreten hat. Die Wurzel des Übels liegt vielmehr in unserem Bodenrecht, das Grund und Boden als eine „Ware" behandelt. Der Boden aber ist keine Ware im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er unterscheidet sich von einer solchen dadurch, daß er nicht nur unvermehrbar, sondern auch nicht transportier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bar ist. Genau dieselben Gründe, die im Krieg zu einem besonderen Notrecht für Lebensmittel geführt haben, das im Frieden wegen der neueinsetzenden Zufuhr wieder abgebaut werden kann, nötigen dazu, ein dauernd gültiges Bodenrecht zu schaffen, das der einzigartigen Bedeutung von Grund und Boden für Volkswohlfahrt und Volkszukunft Rechnung trägt. Die Auffassung, daß der Grundeigentümer über seinen Grund und Boden unmöglich so völlig unbeschränkt verfügen könne, wie etwa der Besitzer eines Geldstücks über dieses, daß Grund und Boden gewissen sozialen Bindungen zu unterwerfen seien, kommt im dritten Absatz des Artikels 155 der Reichsverfassung in den Worten zum Ausdruck: „Die Bearbeitung und Nutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft."

Die Warenrechtsauffassung des Bodens ist dem Deutschen Recht ursprünglich fremd gewesen und erst durch das römische Recht bei uns herrschend geworden. Schwer sind die Wunden, die sie unserem Volk geschlagen hat. Sie überlieferte den Boden mit seinen Schätzen und Kräften schrankenlos der Willkür Einzelner, die ganz, wie ihre Privatinteressen es erforderten, auch zum Schaden der Allgemeinheit damit schalten und walten konnten. Sie durften städtisches Bauland in großen Mengen aufkaufen und der Benutzung so lange vorenthalten, bis ihnen die verlangten Preise gezahlt wurden; sie konnten damit die Bodenpreise so hoch treiben, daß nur noch der Bau ungesunder Mietskasernen rentabel war. Sie durften auch Äcker brach liegen lassen und die Güter fleißiger Bauern aufkaufen, um sie in Jagdland zu verwandeln. Sie konnten endlich die Ausnutzung der Bodenschätze und -kräfte betreiben oder verhindern, ganz wie ihre „Interessen" es verlangten. Insbesondere konnten sie Kohle, Kali und Erze ungefördert lassen, nur um durch Einschränkung der Förderung die Preise in die Höhe zu treiben. Mit einem Wort: sie durften zugunsten ihres Geldbeutels und zum Schaden der Gesamtheit mit ihrem Bodenbesitz Mißbrauch treiben.

Es ist das Verdienst der Bodenreformer, immer und immer wieder, trotz aller Trägheit und Gleichgültigkeit auch der sogenannten Gebildeten, die Öffentlichkeit darauf hingewiesen zu haben, daß ein solcher Mißbrauch nur durch eine grundsätzliche Änderung des Bodenrechts wirksam verhindert werden kann. Sie fordern seit langem, daß der Boden unter ein Recht gestellt werde, das „seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte fördert und jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt". Und sie freuen sich, daß diese Auffassung endlich jetzt in Artikel 155 der Reichsverfassung grundsätzliche Anerkennung gefunden hat. Es ist klar, daß die Arbeit des Bundes deutscher Bodenreformer damit keineswegs beendet ist. Denn für die Wirkung in der Praxis kommt es ganz darauf an, wie das Bodenrecht im einzelnen ausgestaltet wird. Und da ist nach allen Erfahrungen, die man bei ähnlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Gesetz zum Schutz der Forderungen der Bauhandwerker, gemacht hat, wahrscheinlich, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gegner der Bodenreform, die besonders kapitalkräftige Interessen vertreten und daher auf die Presse einen sehr starken Einfluß haben, alle Hebel in Bewegung setzen werden, um den zu erwartenden Einzelgesetzen das auszubrechen, was sie die „Giftzähne" nennen werden.

Für den Neuaufbau unseres kriegszerrütteten Volkstums ist von solchen Einzelgesetzen am dringendsten notwendig das von den Bodenreformern schon lange geforderte Heimstättengesetz, wie es eine Reihe von Staaten (Serbien, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, Argentinien) schon haben. Denn ohne eine gründliche Wohn- und Siedelungsreform, die nur auf dem Wege eines Heimstättengesetzes erreichbar ist, werden alle übrigen Bestrebungen zur Aufartung unseres Volkes, trotz aller noch so reichen Erfolge im einzelnen, schließlich im ganzen doch wirkungslos bleiben, weil die aus dem Wohnungselend fließenden Schäden alle jene Einzelarbeit wieder zunichte machen. Aus dieser Erkenntnis heraus vertritt der Bund deutscher Bodenreformer schon seit dem ersten Kriegsjahr mit größtem Nachdruck die Forderung nach einem „Kriegerheimstättengesetz". Es sollte jedem heimkehrenden Krieger, der es wünschte, den Erwerb einer Wohnheimstätte (Kleinhaus mit Garten) oder bei geeigneter landwirtschaftlicher Vorbildung einer Wirtschaftsheimstätte zu billigen Bedingungen ermöglichen und vor allem die so gewonnenen Heimstätten gegen Wucher und Verschuldung sichern und so ihrem Zweck dauernd erhalten. Dem im März 1915 gegründeten „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten" traten im Laufe des Krieges über 3600 Vereine und Körperschaften aller Art bei, in denen über 5 Millionen deutscher Familien zusammengeschlossen sind. Von ersten Sachkennern der Bau-, Boden-, Hypotheken-, Rechts- und Finanzfragen wurden in eingehenden Beratungen Grundzüge für ein Kriegerheimstättengesetz geschaffen und mehrfach umgearbeitet und verbessert. Aber vergebens drang die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung eines solchen Gesetzes in immer weitere Kreise, vergebens forderte der Reichstag am 24. Mai 1916 einstimmig die Vorlegung eines solchen Gesetzes, vergebens setzten sich die hervorragendsten Führer unseres Volkes, vor allem Hindenburg und Ludendorff, persönlich dafür ein. Was in England einem Lloyd George, Asquith und Bannermann, die nicht zum wenigsten ihrem rückhaltlosen Eintreten für die Bodenreform ihren maßgebenden Einfluß verdanken, mit Leichtigkeit gelang, scheiterte bei uns an der stillen, aber zähen Gegenarbeit derjenigen, die an dem Weiterbestehen der oben geschilderten Mißbräuche ein Geldinteresse hatten. Die Reform kam nicht.

Statt dessen kam, wie nach allen geschichtlichen Erfahrungen nicht verwunderlich ist, die Umwälzung. Und wenn schon bei einem siegreichen Kriegsausgang ein Kriegerheimstättengesetz für uns ein dringendes Erfordernis gewesen wäre, — bei der Lage, in die wir durch den verlorenen Krieg und die Revolution geraten sind, ist es eine doppelte und dreifache Notwendigkeit. Das jahrelange vollständige Ruhen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bautätigkeit hat einen allgemeinen Wohnungsmangel in ganz Deutschland herbeigeführt. Nichts liegt doch jetzt näher, als mit der Hebung dieser akuten Wohnungsnot zugleich auch eine gründliche Reform unseres Wohn- und Siedelungswesens zu verbinden, die das chronische Wohnungselend, das auch schon vor dem Kriege bestand, mit seinen furchtbaren Folgeerscheinungen an der Wurzel beseitigt. Zu dem Mangel an Wohnungen kommt die herrschende Arbeitslosigkeit, die durch die bevorstehende Rückkehr unserer 800 000 Kriegsgefangenen, durch das Zurückfluten zahlreicher Auslandsdeutschen und die durch den Friedensvertrag uns aufgezwungene Entlassung von 300 000 Mann unserer Reichswehr erheblich verstärkt werden wird.

Will man verhindern, daß diese Massen dem Radikalismus in die Arme fallen, der nur darauf wartet, die entstehende Notlage für seine Zwecke auszunutzen, so bleibt als einzige Rettung die schleunige Inangriffnahme von Kleinsiedelungen auf Grund eines Heimstättengesetzes. Nicht „Reform oder Revolution", sondern „Bodenreform oder Bolschewismus" heißt jetzt die Losung. Wie sehr die Empfindung für die entscheidende Bedeutung der Stunde gerade in den Kreisen der ehemaligen und jetzigen Heeresangehörigen lebendig ist, beweisen die zahlreichen Eingaben aus diesen Kreisen, die immer dringender ein bodenreformerisches Heimstättengesetz fordern. „Die Schaffung von Heimstätten erfordert Boden, Lehm, Holz und Menschenkräfte, aber nicht Gold und Silber; sie darf, weil jene Erfordernisse vorhanden sind, nicht an einem Finanzexperiment scheitern", so heißt es derb und deutlich in einer im Namen von 30 000 Kriegsbeschädigten gefaßten Entschließung. Daß man aus Mangel an Ziegelsteinen und Zement, der durch die Kohlennot verursacht ist, zu Ersatzbauweisen, wie Lehmstampf- oder Lehmsteinbau seine Zuflucht wird nehmen müssen, ist in dieser Entschließung schon angedeutet. Aber die Tatsache, daß an vielen Orten, z. B. Frankfurt a. O., heute noch Lehmfachbauten aus der Notzeit des 30jährigen Krieges stehen und gebraucht werden, beweist die Brauchbarkeit und Haltbarkeit dieser Bauweise.

Entscheidend ist jedenfalls, daß eine solche Heimstättengründung Obdach und Arbeit und späterhin auch Nahrung für breite Massen schaffen und uns so auch allmählich unabhängig von dem Ausland machen wird, dem wir bei Fortsetzung der jetzigen Wirtschaft in immer erschreckenderem Maße verschuldet werden. Die zu einer solchen Innensiedelung in großem Stil nötige Bodenmenge wird gewöhnlich stark überschätzt. Sollten zwei Drittel unseres Volkes in weiträumiger Bauweise angesiedelt werden, so wäre für den Bauboden, wenn man für die Grundfläche eines Kleinhauses 70 qm rechnet, etwa $^1/_4$% der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche des Deutschen Reiches erforderlich; $2^1/_2$% wäre nötig, wenn man zu jedem Kleinhaus $^1/_2$ Morgen (1250 qm) Gartenland hinzurechnet. Allerdings würden zur Erwerbung dieses Bodens in vielen Fällen Enteignungen sich nicht umgehen lassen. Ihre Zulässigkeit zu Siedelungszwecken wird im

2. Absatz des Artikels 155 ausgesprochen. Eine große Schwierigkeit stellt die außerordentliche Höhe der Baukosten dar, die eine Folge der hohen Materialpreise und Löhne ist. Sie wird stark vermindert werden, wenn man einmal die an Ort und Stelle vorhandenen Baumittel Lehm und Holz verwendet und ferner die Arbeitskraft des Siedlers selbst in den Dienst stellt. In anderen Fällen wird eine Übernahme der Mehrbaukosten (gegenüber dem Friedenspreis) durch Gemeinde, Staat oder Reich kaum zu vermeiden sein. Vor allem aber muß die Rechtsgrundlage für solche Siedelungen in einem Heimstättengesetz geschaffen werden. Zwar hat der Reichskommissar Dr. Preuß am 21. Juli in der Nationalversammlung erklärt, daß der Entwurf dazu im Reichsjustizamt fertiggestellt sei. Aber von da bis zur Verabschiedung des Gesetzes kann noch ein langer Weg sein.

Jetzt gilt es, daß alle, die von der geradezu einzigartigen Bedeutung eines solchen Heimstättengesetzes für unsere zukünftige Entwicklung überzeugt sind, durch ihren Beitritt diejenige Organisation stärken, die bisher die Entwicklung so weit gefördert hat und die auch jetzt alle Hebel in Bewegung setzen wird, um eine beschleunigte Vorlegung des Gesetzes zu erreichen. Darum trete man ein in den Bund deutscher Bodenreformer*), der die unerläßliche Grundlage schaffen will, ohne welche alle auf die höhere Entwicklung unseres Volkes gerichtete Arbeit keine durchgreifende Wirkung haben kann.

Dr. G. Cony.

Rund um uns

Vom Arbeitsfelde der Alkoholgegner. Am 8. August wurde in der Nationalversammlung über die Anfrage des Abgeordneten Kunert verhandelt, ob der Regierung bekannt sei, daß vom 1. August 1914 bis 1. August 1919 über 60 Millionen Zentner Gerste verbraut und dadurch der Volksernährung entzogen worden seien. Der Abgeordnete hatte sich offenbar auf die Veröffentlichungen des Syndikus des Deutschen Brauerbundes gestützt, sowie auf die allbekannte Tatsache, daß zu den von Amts wegen den Brauereien zugewiesenen rund 57½ Millionen Zentnern Gerste noch große Mengen gekommen sind, die sich die Brauer auf außeramtlichen Wegen zu verschaffen gewußt haben. Die Antwort des Regierungskommissars Geheimrat Dr. Beyerlein auf die unbequeme Anfrage erscheint als ein Meisterstück bürokratischer Verschleierungskunst. Sie lautete nämlich: nicht 60, sondern nur 25 Millionen Zentner seien für die Brauereien verwendet worden. Weit über die Hälfte, 32 Mil-

*) Meldungen bei der Geschäftsstelle des Bundes deutscher Bodenreformer, Berlin NW 23, Lessingstraße 11. Gegen 3 M. Halbjahrsbeitrag erhält man die Programmschrift von A. Damaschke: Die Bodenreform (512 Seiten), desgl. monatlich zweimal die Zeitschrift „Bodenreform".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lionen, wurden also einfach unterschlagen. Wie das möglich war? Die Brücke über den klaffenden Unterschied schlägt der alte Bürokratenspruch: Quod non est in actis, non est in mundo (Nur was in den Akten steht, hat Daseinsberechtigung). Das Kriegsernährungsamt hatte mit der Verteilung der Gerste erst am 1. Oktober 1915 begonnen, also zählten die in den ersten 14 Kriegsmonaten verbrauten 32 Millionen Zentner für das Amt einfach nicht mit. 25 Millionen, auf 5 Jahre verteilt, haben allerdings ein unschuldigeres Aussehen, als die einwandfrei festgestellten 57, die den Maßnahmen der verantwortlichen Stelle eine weit stärkere Wendung nach der Seite schuldhafter Unbelehrbarkeit geben. Das weiter auszuführen, ist ein müßiges Beginnen, nachdem allen Warnungen das gleiche Schicksal der Nichtbeachtung zuteil geworden ist. Das „blühende" Lieblingsgewerbe des deutschen Volkes mußte nun einmal bis zur Grenze des Zulässigen oder vielmehr noch über diese hinaus geschont, die Stimmung einer alkoholfrohen Minderheit hochgehalten werden; von dieser Ansicht scheinen sich auch die neuen Machthaber nicht freimachen zu können.

Die Bedenken gegen die so oft geforderte Stillegung der Brauereien müssen doch wirklich in Deutschland gewichtiger sein, als sich das harmlose Laiengemüt träumen läßt. Hat es doch sogar der erste republikanische Staatssekretär des Reichsernährungsamts Wurm nicht fertig gebracht, die Schranke der 5 v. H. des Friedensverbrauchs zu durchbrechen, er, der 1918 bei der Beratung des Branntweinmonopols im Reichstage die Äußerung tat, daß es für das deutsche Volk der segensreichste Tag sein würde, wo aus dem Branntwein kein Pfennig Steuer mehr in die Reichskasse käme. Freilich waren damals die Brauereien schon beliefert und hatten die zugeteilte Gerste vermälzt. Die Bierfreunde können also ruhig schlafen, ihr Lieblingsgetränk wird ihnen auch fernerhin nicht fehlen, wenn auch seine Beschaffenheit im umgekehrten Verhältnis zum Preise stehen wird.

Aber Geld spielt ja jetzt überhaupt für die Vertreter eines gewohnheitsmäßigen Genießertums keine Rolle, wenn es sich um die Befriedigung ihres Genußbedürfnisses handelt, am wenigsten in dieser Zeit unerhörter Teuerung, und so würden die Brauer, wenn sich ihnen nichts hemmend entgegenstellte, es unbedenklich wagen können, für ungeheuerliche Preise das Malzangebot gerissener Amerikaner anzunehmen, die nach Zeitungsberichten noch vor Torschluß, d. h. vor dem endgültigen Inkrafttreten des Alkoholverbots in ihrem Lande die dann überflüssigen Malzvorräte an den — deutschen — Mann bringen wollen, genau so wie der Franzmann seine Weine, für die er ja hinfort auf die gute Kundschaft seiner amerikanischen Verbündeten verzichten muß.

Er wird übrigens dem geknebelten Deutschland keine Daumenschrauben anzulegen brauchen, wie seinerzeit dem kleinen, aber freien Norwegen. Hat sich doch das urwüchsige „Bier her!" unter dem Drucke der Biernot für viele in das für Deutschland gesittetere „Wein her!" verwandelt. Das bezeugt die Steigerung des Schaumweinverbrauchs von $4^1/_2$ Millionen Flaschen im Jahre 1914 auf rund 20 Millionen im Jahre 1917. Wer aber geneigt sein sollte, in dieser Tatsache einen kulturellen Fortschritt zu sehen, der mag einmal darüber nachdenken, ob man nicht bei dem starken wirtschaftlichen und politischen Druck, der sich von Westen her auf Deutschland legt, einigen Grund zu der Besorgnis hat, es möchte sich Beelzebub an die Stelle seines gleich nichtsnutzigen anderen Ich setzen.

Man betrachte auch einmal unter diesem Gesichtswinkel die früher beliebte und auch jetzt leider noch nicht abgetane Politik der Reichszuckerstelle! Einmachzucker hat es für die deutschen Hausfrauen während des Krieges herzlich wenig gegeben, und für das Wirtschaftsjahr 1918/19 sind die für diesen Zweck ursprünglich in Aussicht genommenen 1 800 000 Zentner einfach gestrichen worden. Die Belieferung der Bevölkerung mit Marmelade soll aufhören, obwohl weit mehr Obst zur Verfügung steht als im vorigen Jahre. Aber es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fehlt an Zucker. Werke, die hochwertige Nahrungsmittel herstellen, wie Kufekes Kindermehl, diesen Rettungsanker darmkranker Säuglinge, oder Fluade, das von zahlreichen Sachkennern gerühmte Erzeugnis der chemischen Werke Wüstenbrand, sind zur Untätigkeit verurteilt, weil es angeblich die Zuckernot gebietet. Aber Likörfabrikanten und Weinbauern steuern durch die Flut äußerster Bedrängnis noch immer, wenn auch mit halber Fahrt, hindurch.

Nun hat zwar das Reichsernährungsministerium auf die Eingabe des Allgemeinen Deutschen Zentralverbands zur Bekämpfung des Alkoholismus, der dringend um Einstellung der Zuckerlieferung zur Wein- und Beerenmosterzeugung ersuchte, am 9. Juli geantwortet, daß wie bisher (!), auch weiterhin dafür gesorgt werden solle, „daß notwendige Nahrungsmittel tunlichst nicht für die Verarbeitung zu alkoholhaltigen Getränken verwendet werden". Aber das wunderbar elastische Wortungeheuer „tunlichst" zeigt doch, daß auch im neuen Deutschland mit dem alten Amtsstile auch der Geist von ehedem noch recht lebendig ist, jener Geist, der von jeher die vertrautesten Beziehungen zum Weingeist unterhalten hat. Das „tunlichst" deckt die Zubilligung von 30 000 Zentnern Zucker zur Herstellung von Schaumweinen, Obst- und Beerenweinen, es deckt wohl auch noch manches andere. Ob der sozialistische Abgeordnete Röhle wohl unrecht hatte, als er am 14. April in der Nationalversammlung es als himmelschreienden Skandal bezeichnete, „daß in dieser lebensmittelarmen Zeit Zucker zu Zwecken verwendet wird, die nicht im Interesse der Allgemeinheit liegen, um einer kleinen Gruppe von Genießern und Schlemmern das Leben angenehmer zu gestalten"?

Ja, es ist wahrlich noch recht viel zu tun, auch nach dem Kriege, von dem doch viele gehofft hatten, daß er auch in dieser Hinsicht ein großer Lehrmeister werden würde. Es muß vielleicht sogar noch viel angestrengter und zielbewußter gearbeitet werden als früher. Denn daß sich bei dem Zusammenraffen aller Kräfte, das doch endlich einmal einsetzen muß, gerade die Alkoholindustrien im Hintergrunde halten werden, kann nur jemand glauben, der die Welt nur durch eine rosenrote Brille betrachtet. Sie werden vielmehr ihre bisher schon nicht geringen Kraftanstrengungen gleichfalls verdoppeln, um so mehr, weil die Zeitverhältnisse gerade ihnen viel zu schaffen machen werden. Wohlgemerkt, die Zeitverhältnisse, nicht der Zeitgeist! An dem haben sie im Gegenteil nach wie vor einen äußerst rührigen Weggesellen. Wohl gibt es gutgläubige Leute, die allen Ernstes behaupten, die Alkoholgegner versuchten jetzt offene Türen einzurennen, da der Alkoholismus doch so gut wie verschwunden sei. Harmlose Gemüter, die Zwangsjackenruhe mit Heilung verwechseln! Die nicht ahnen, daß im Winkel gierigen Blicks und sprungbereit Deutschlands böser Geist lauert, der Geist des § 11! Wer die Seelenverfassung der Deutschen kennt, weiß nur zu genau, daß aus dem älteren Geschlechte dieser Geist niemals ausfahren wird, und daß Rettung nur von der beweglichen Jugend kommen kann, die, wird sie richtig geleitet, mit Leichtigkeit die vom Kriege zwangsweise geschaffene alkoholfreie Gewohnheit auch weiterhin als festen Bestandteil ihrer Lebensgestaltung ansehen wird.

Wenn sie richtig geleitet wird! Das ist allerdings eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erreichung des Ziels, das sich besonders die drei Vereine der enthaltsamen Philologen, Lehrer und Lehrerinnen in völliger Übereinstimmung mit der Wissenschaft gesteckt haben und das vor $6^1/_2$ Jahren auf dem vom jüngst hochbetagt verstorbenen verdienstvollen Vorsitzenden des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Dr. von Strauß und Torney geleiteten Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung allgemeine Anerkennung gefunden hat. Freilich sind wir nicht nur von der praktischen Durchführung, sondern sogar von der theoretischen Billigung dieses Zieles selbst in der Lehrerwelt noch weit entfernt. Sonst hätten selbst nicht als Ausnahmen noch in neuester Zeit Fälle vorkommen dürfen wie die, daß ein Volksschullehrer seinen 9—10jährigen

Schülerinnen bei einer Wanderung den Genuß von Bier freigibt, daß ein Oberlehrer mit seinen etwa 15jährigen Schülern unglaubliche Mengen von Wein, Schnaps und Bier vertilgt unter beschimpfenden Ausfällen gegen die Nichttrinker, daß ein Hochschullehrer vor seinen Hörern bei jeder passenden Gelegenheit die „griesgrämigen Alkoholfeinde" lächerlich macht, während ein anderer den zukünftigen „höheren Lehrern" die „drei Stadien der Besoffenheit", das fröhliche, das weinerliche und ein nur angedeutetes, vorführt (natürlich nur theoretisch), und zwar unter lebhaftem Bedauern, daß bei den schlechten Bierverhältnissen jetzt nicht einmal die Erreichung des ersten möglich sei.

Es sind krasse Fälle, das sei zugegeben. Aber auch schon von der anerkannt weitverbreiteten Gleichgültigkeit und Lauheit geht eine Unheilwelle aus, die manch gute Saat vernichtet, manche überhaupt nicht zum Keimen kommen läßt. Es ist schon so, wie ich vor 6 Jahren in meinem Vortrage auf dem Mailänder Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus sagte: Das A und das O des ganzen Problems der alkoholfreien Jugenderziehung ist die Stellung und Sachkenntnis der Lehrer*).

Ein Glück ist es, daß von den Männern, die jetzt an der Spitze der Unterrichtsverwaltungen stehen, wenigstens ein Teil erkannt hat, was not tut. Ich erinnere an den bedeutsamen Erlaß des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Konrad Haenisch vom 25. Mai, der nicht nur die Wichtigkeit der Aufklärung der Jugend über die Alkoholgefahr betont, sondern auch — meines Wissens zum erstenmal in Deutschland von solcher Stelle — die Notwendigkeit der Unterstützung der Lehrer, die sich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt haben. Erfreulicherweise hat der Erlaß schon Schule gemacht, denn auch die Unterrichtsverwaltungen von Anhalt und Lippe haben ähnliche Verfügungen erlassen. Und daß auch die von Hessen nicht zurückbleiben wird, dafür bürgt die Persönlichkeit ihres Leiters Professor Dr Strecker, der sich von jeher nachdrücklich für die Alkoholfreiheit der Jugenderziehung eingesetzt hat.

Überall regt sich's von neuem zum Kampfe gegen den Kulturfeind, in dem seinerzeit Englands leitender Staatsmann eine größere Gefahr sah, als im militaristischen Deutschland. Namentlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die stehen dicht vor dem Ziele, und schon rüstet sich die mächtige Anti-Saloon-Liga, den Kampf gegen den Schädling auch in andern Ländern aufzunehmen. Vor kurzem ist jenseits des Ozeans ein Weltbund gegen den Alkohol gegründet worden, in dem sich die alkoholgegnerischen Vereinigungen einer großen Anzahl von Staaten, feindlicher und neutraler, zusammengefunden haben. Was wird Deutschland tun? Wird es abseits stehen und seine Alkoholgegner mit Steinen bewerfen, wenn sie den Anschluß suchen? Es wäre wahrlich ein Segen, wenn es endlich einmal auf die richtige Karte setzte.

Dr. Richard Ponickau.

*) „Lehrerschaft und alkoholfreie Jugenderziehung." Pädag. Archiv XI, 1913. Sonderdruck im Verlage des Vereins enthaltsamer Philologen deutscher Zunge, Leipzig-Gohlis, Stallbaumstraße 14. 20 S., 30 Pf.

Deutscher Pazifismus. Zu Hermann Poperts Aufsatz „Deutscher Pazifismus" in Nr. 17 des „Vortrupp" erhielten wir unter anderen folgende Zuschrift:

Vielleicht gestatten Sie mir einige kurze Bemerkungen zur Unterstützung Ihrer Forderung eines echten „deutschen Pazifismus". „Es gibt kein Land in Europa, das durch seine Lage und seine Verbindungen mehr Berechtigung für seine großen Rüstungen hätte" als Deutschland, so schrieb der von Fried verehrte englisch-amerikanische Pazifist Mead auf S. 403 der — „Friedens-Warte" vom November 1913, und er betonte weiter, daß Deutschland über 40 Jahre Frieden hielt, während andere Regierungen ihre Länder in furchtbare und blutige Eroberungskriege stürzten.

Dann zur Frage der Ablehnung des obligatorischen Schiedsverfah-

rens durch Deutschland auf der zweiten Haager Konferenz! Freiherr v. Marschall, der deutsche Delegierte, erklärte am Schluß seiner großen Rede vom 5. Oktober 1907:

„Deutschland ... hat auf der Basis des Einzelsystems obligatorische Schiedsverträge geschlossen, und es wird auf dieser Bahn fortfahren. Die heutige Abstimmung betrifft also nicht die Einführung überhaupt, sondern hat den Sinn: Soll man sich an das Einzelsystem halten, das schon Proben abgelegt hat, oder soll man das Weltsystem einführen, dessen Lebensfähigkeit noch nicht erprobt ist?"

Deutschland stimmte mit Österreich-Ungarn, Belgien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland, Montenegro, der Schweiz und der Türkei gegen das Weltsystem, nahm aber die „Erklärung" Corniellis an, wonach die Kommission einig war,

1. das Prinzip der obligatorischen Schiedsgerichtbarkeit anzuerkennen, und
2. zu erklären, daß gewisse Streitigkeiten ... geeignet sind, ohne jede Einschränkung der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit unterworfen zu werden".

„Man muß sich fragen", so schreibt hierzu ein bekannter Schriftsteller, „ob diese einstimmige Erklärung schließlich nicht den gleichen Wert hat, wie ihn die Annahme des englisch-amerikanischen Entwurfes gehabt hätte. Diese Frage kann bejaht werden. Denn" — und nun folgt eine längere Begründung. Wie aber heißt dieser Schriftsteller? Sein Name ist Alfred H. Fried; man lese selbst die Seiten 192 und 193 seines Werkes „Die zweite Haager Konferenz", Verlag B. Elischer Nachf. in Leipzig. Derselbe Fried, der sich heute in seinem Schelten auf das militaristische Deutschland, besonders wegen Deutschlands Haltung im Haag gar nicht genug tun kann!

Derselbe Fried, der im Juni/Juli-Heft 1919 seiner „Friedens-Warte" feststellt, daß die Mantelnote Clemenceaus zum Versailler Vertrag „viel Wahres" enthält, der ebenda von dem „volksfeindlichen Hohenzollern" spricht, der sich in Versailles am 18. Januar 1871 „die Krone des Reichs aufs Haupt setzen ließ", und von dem sozialistischen deutschen Minister, der nunmehr in Versailles das Instrument unterzeichnen solle, das „am Schlusse des vom deutschen Militarismus frivol unternommenen Krieges stehen werde".

— — — — — — — — — — —

Zum Schluß die Versicherung: Für den „deutschen Pazifismus", wie Sie, verehrter Herr Dr. Popert, ihn verstehen, wollen Sie mich als Ihren ersten und getreuesten Jünger aufnehmen!

In Ergebenheit und Dankbarkeit

Ihr

Carl Ludwig Siemering.

Väter und Söhne. In Nummer 10 des „Hohen Meißner" (vom 16. Juni 1919) im Aufsatz „Randbemerkung zur Führerwoche von Jena" fand ich ein Wort, das mich stark bewegt hat. Der Herr Verfasser sagt da im Anfang: „Da mag es denen nicht viel besser gegangen sein, als jenen vielen alten Schlauköpfen aus dem von uns befehdeten Vätergeschlecht." — Ich gehöre zu diesem Vätergeschlecht, ich gehörte wenigstens dazu, bis mein Einziger sein Leben auf dem Felde der Ehre dahingegeben hat. Aber ich habe immer noch ein warmes Herz für die Jugend, und das treibt mich dazu, einiges zu dem angeführten Wort zu sagen, einiges über Väter und Söhne.

Ich war als Vater der Überzeugung, daß der Sohn, die Tochter natürlich auch, Freiheit haben müsse, Freiheit sich zu entwickeln, Freiheit, seinen Willen zu betätigen. Nur dann könne aus ihm ein Charakter werden. — Mein Sohn hatte einen sehr starken eignen Willen, seine Ansichten stimmten mit denen des Vaters durchaus nicht immer überein, und das zeigte sich schon sehr früh. Wenn er als kleiner Kerl eine Ansicht aussprach, die von der meinigen abwich, dann war der Streit ein für allemal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erledigt, wenn er sagte: „Ja, Vater, du findest das so, aber ich finde das so." — Daß er es „so" fand, war seine Sache, daran konnte ich nichts ändern, wenigstens im Augenblick gewiß nicht, und ich hätte es für einen Fehler gehalten, wenn ich versucht hätte, durch einen Zwang seine Meinung zu beeinflussen. Es wäre ja auch garnicht möglich gewesen, höchstens eine Unwahrhaftigkeit wäre dabei herausgekommen. —

Er wuchs heran, und oft „fand" er etwas anders als sein Vater. Und nicht selten kam es vor, daß er handelte, nicht wie ich, sondern wie er es für richtig hielt. — Aber eines Tages, er war Oberprimaner, kam er zu mir und sagte: „Vater, ich muß dir doch mal was sagen: Eigentlich jedesmal, wenn ich etwas getan habe, was du für falsch hieltest, habe ich nachher gesehen, daß du recht hattest und ich unrecht, und daß der alte Vater klüger war als der Herr Sohn." — Und ich erwiderte ihm: „Dann möchte ich dich bitten, gelegentlich daran zu denken, falls es einmal vorkommen sollte, daß ich dich in einer wichtigen Sache ganz ernstlich bäte, nicht nach deiner, sondern nach meiner Meinung zu handeln. Dann habe das Vertrauen zu mir, daß ich dir gut rate." — — Es ist nie dazu gekommen, wir waren in allen ganz wichtigen Fragen letzten Endes derselben Meinung, auch als er nach mehrmaliger Verwundung und nach Verlust eines Auges nicht daran dachte, die Front zu verlassen. Zwölf- oder dreizehnmal ist er im Laufe des Krieges getroffen worden, die letzte Kugel setzte seinem jungen schönen Leben ein Ziel. Ich denke mit Wehmut und Stolz an ihn zurück, aber mit ganz besonderer Freude denke ich daran zurück, daß mein Sohn mich für seinen besten Freund gehalten hat, den Freund, auf den er sich unbedingt verlassen zu können glaubte, und dessen Rat er höher stellte, als den Rat aller andern Menschen. Das Wort von den „alten Schlauköpfen aus dem von uns befehdeten Vätergeschlecht" hätte er nicht für richtig gehalten.

Ich weiß, es gibt Väter, die vergessen haben, daß sie selbst jung waren, es gibt solche, die das Wissen höher stellen als den Willen, es gibt solche, bei denen es die Söhne nicht leicht haben. Ich gestehe auch den Söhnen das Recht zu, ja, ich halte es für ihre Pflicht, auch einmal gegen den Willen der Väter zu handeln; aber leichten Herzens sollten sie es nicht tun, denn sie sollten wissen, daß es kein Mensch auf der Erde so gut mit ihnen meint wie Vater und Mutter, auch dann, wenn sie tatsächlich völlig unrecht haben. — Nicht den Kampf mit den alten Schlauköpfen sollten die Söhne suchen, sondern die Freundschaft ihrer lieben Väter. Und wenn die Söhne dereinst selbst mal wieder Söhne haben, dann sollten sie als Schönstes zu erwarten suchen deren Vertrauen, deren Freundschaft. **Wilhelm Frisch.**

Druckfehlerberichtigung. In der Notiz „Veit Valentin" in Nr. 16 des „Vortrupp" muß es auf Seite 503, 1. Spalte Zeile 16 v. o. nicht „Politische Herrschsucht", sondern „Britische Herrschsucht" heißen.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Maaß, Harry: Heimstätten und ihre Gärten. Oscar Laube, Dresden.

Gläß, Theo: Vom Wesen der Wehrlogen. Ausgewählte Aufsätze, 2. Reihe. M. 1.—. Neuland-Verlag, Hamburg.

Hohohm Martin und Rohrbach, Paul: Chauvinismus und Weltkrieg. 2. Bd.: Die Alldeutschen. — Verlag von Hans Robert Engelmann, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 16 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Oktober 1919

Der Nachlaß*).

Der Student Franz Hildebrand ist als Feldwebel gefallen.

So ein jauchzender Junge!

So ein morgenfrischer Wanderkopf!

Sein Name marschierte vorschriftsmäßig durch die lange, klagende Verlustliste, lief von dort aus in ein kleines heimatliches Kreisblatt und blühte dort auf; lachend und singend, seinen Lebenslauf erzählend, seine Heldentaten.

Nach acht Tagen kam der Nachlaß des Studenten Hildebrand; sechs Mark, eine dicke Brieftasche, eine Uhr, ein Taschenmesser und ein Buch: Gedichte von Eichendorff.

Ein schmales, graues, abgegriffenes Büchlein.

Dann war alles vorbei.

Er war gefallen.

Durch das Buch war die Kugel geflogen.

Wie eine Satansklaue hatte sie die Zeilen zerrissen, die vom grünen Geheimnis der Wälder rauschten.

Die Zeilen, die vom schlummernden Abendgelb übergossen waren. Die Zeilen, in denen zierliche Birken standen. Die Zeilen, die vom Wanderwind erbebten. Die Zeilen, die ganz innig sangen, wenn sie von der Fremde nach Hause flogen. Die Zeilen, die aufblitzten, wenn sie zu jubilierenden Kirchtürmen emporkletterten.

Die Kugel war frech durchgegangen, hatte die ewige Eichendorff-Herrlichkeit zerwühlt, zerrissen und war zuletzt müde im Studentenherzen hängen geblieben.

Der Student Franz Hildebrand ist als Feldwebel gefallen.

Max Jungnickel.

*) Der Herausgeber hatte den Wunsch geäußert, seine Kriegskameraden möchten es ihm ermöglichen, hier von Zeit zu Zeit Bilder von dem Kriege zu veröffentlichen, wie er wirklich war. Es nimmt ihn nicht wunder, daß ihm dieser Wunsch bisher noch nicht ein einziges Mal erfüllt worden ist, denn es gehört gerade für den Feldsoldaten gewaltige seelische Kraft dazu, sein Kriegserlebnis schon jetzt mit dichterischem Adel zu gestalten. Indessen muß die Einladung dringend erneuert werden, weil Leute, die den Krieg in Etappe und Garnison, fern vom Schuß, erlebt haben, in einer Weise antipazifistische Werbetätigkeit entfalten, die verhängnisvoll werden und sich gerade in den Herzen der Jugend einnisten kann, wenn ihr nicht beizeiten von einzig berufener Seite mit hinreißender Überzeugungskraft begegnet wird. Wohl wissen wir — und wir bestreiten es nicht! —, daß Kampf der Vater aller guten Dinge ist, nicht aber — lehrt es die Erfahrung nicht deutlich genug? — diese Form des Kampfes. Ihr Kriegskameraden von der Front her: Sorgt mit dafür, daß die Erben unserer gefallenen Freunde nicht stecken bleiben in der immer noch kolportierten romantischen Auffassung eines „frischfröhlichen" Krieges. Wollen wir dem verflossenen Kriege seinen Sinn schaffen, so kann er nur darin liegen: daß er der letzte bleibt! Kampf dem Kriege!

Politische Grundanschauung.

Es gibt zwei Arten nationaler Menschen in jedem Lande.

Die Einen sind „abschließend national,", die Anderen „aufschließend national".

Bezeichend für die erste Art Menschen ist ihre Unduldsamkeit gegenüber allem, was nicht von ihnen als „national" abgestempelt ist. So wird das ganze Leben in seinen Äußerungen national begrenzt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und nach außen hin gebunden und abgeschlossen. Man will unter sich sein, glaubt nur an die Ehrlichkeit und Reinheit der eigenen Nation und verbaut sich den Blick für andersgeartete Menschen. Fanatismus ist die Folge. Mit ihm geht Hand in Hand die zwangsweise Ausbreitung der eigenen Lebensart, die Überschätzung eigener nationaler Bedeutung. Fanatismus ist nie Größe, sondern Einseitigkeit und Beschränktheit. „Abschließend national" sind in unserem Deutschland die Alldeutschen, Antisemiten, alle „deutschvölkischen" Menschen oder wie sie sich sonst nennen. In jedem Lande findet sich diese Art weit verbreitet, denn Schlagwörter und beschränkte Einseitigkeit finden in der Masse stets Mitläufer.

Anders dagegen die Art der „aufschließend nationalen" Menschen. Sie verlangt geistige und seelische Schulung, sie verlangt Herzensbildung und wahres Christentum. Wer aber verlangt und fordert, dem folgen wenige. Deshalb ist die Schar der „aufschließend nationalen" Menschen in jedem Lande so klein und von verhältnismäßig geringem Einfluß. Ihre Haupttugend ist Duldsamkeit. Freie Anerkennung Andersgearteter, anderer geistiger Kräfte wird von ihnen geübt und gefordert. Bewußt stehen sie auf nationalem Boden, weil sie wissen, daß ein Deutscher eben nur als Deutscher, ein Franzose nur als Franzose an dem Aufbau der Menschheit im Sinne eines wahren Tatchristentums mitschaffen kann. Diese Menschen sind durch und durch national, um durch die Ausbildung ihrer Persönlichkeit in ihrer Nation die Möglichkeit zu gewinnen, für alle Nationen, für die gesamte Menschheit zu wirken. Durch die Zusammenfassung nationalen Lebens in freien duldsamen Persönlichkeiten wird anderen Völkern die eigene Nation aufgeschlossen, so daß auch sie von ihr lernen können.

Die „aufschließend nationalen" Menschen wirken für die Versöhnung der Völker, für eine christliche Menschheit; die „abschließend nationalen" Menschen dagegen fördern die Gegensätze, die Haßgedanken und den unchristlichen Glauben eines „Nationalen Christentums".

Rudolf Biederstedt.

Tagung der „Deutschen Jugendgemeinschaft" Potsdam.

Die „Deutsche Jugendtagung" begann am Sonnabend, den 23. August in der Aula des Realgymnasiums, in der sich zur Eröffnung Mitglieder der Deutsch-nationalen Jugendbünde, eine große Schar Wandervögel, verschiedene Gruppen der völkischen Jugendbewegung zusammenfanden. Die Wandervögel eröffneten die Tagung mit ihrem Liede „Die Gedanken sind frei". Nachdem Verlagsdirektor Wulle die Eröffnungsworte gesprochen hatte, rühmten Vertreter der „Jugendgemeinschaft" den alten Potsdamer Geist, der von neuem die deutsche Jugend durchdringen solle, damit sie dereinst wieder glorreich gegen die feindliche Umwelt im alten Glanze erstrahle. Zwischen den einzelnen Reden erschollen neben einigen Chören der Potsdamer deutsch-nationalen Jugend die alten kräftigen Lieder der Wandervögel, die einen frischen Hauch in die ganze Versammlung trugen. Herr Geheimrat Prof. Dr. Röthe von der Berliner Universität hielt sodann seinen Vortrag über Potsdam und seine Bedeutung. Er wies die Jugend auf jeden historischen Stein der alten Preußenstadt hin, die ein dauerndes Denkmal des alten guten Preußengeistes sei, der Deutschland groß gemacht hätte unter der weisen Führung seiner Fürsten. Von Friedrich Wilhelm I., dessen Knotenstock auch heute noch unserem Volke wohltun dürfte, bis zu Wilhelm II. hätten die Hohenzollern die hohen Aufgaben eines Herrscherhauses glorreich erfüllt. Der Geist von Wittenberg und Potsdam solle die deutsche Jugend erfüllen, damit sie dereinst Kraft fände gegen die „Meute" der Feinde und damit einst auf Straßburgs Münster die schwarz-weiß-rote Flagge wieder wehe! —

Aus den Reihen der Wandervögel erhob sich einer ihrer Führer. Die

Jugend suche einen anderen Ton als den von Geheimrat Röthe, die unmittelbare Verbindung mit der Natur und dem Volke lasse sie andere Wege finden. Im Mitleben, Mitarbeiten mit dem Volke, da lägen die Brücken, die zum Neuaufbau führten. Man bringe dem Volke das alte Volksspiel wieder, das sein Eigentum auch noch heute sei. Die erstarrten Formen, die das Alte immer wieder neu als Schranke aufbauen wolle, die Jugend lehne sie ab, sie bekämpfe sie. „Haltet Euer eigen Leben ‚wesentlich', und baut Euch nicht eigne Hemmnisse, die Euch unfrei machen im Wirtshausbetrieb und allem, was der Jugend im Grunde wesensfremd ist. Die Lösung der Not, sie liegt nicht in dem, was wir predigen, sondern in dem, was wir leben."

Der Beifall, der diesem Führer von der anwesenden Jugend wurde, gab ein erfreuliches Zeichen, daß die Jugend dem echten, unbedingten deutschen Wesen zustrebt. Eine Rede, wie die von Geh. Rat Röthe, lehnte die völkische Jugendbewegung alles in allem — und das kam an den nächsten Tagen noch schärfer zum Ausdruck — restlos ab. Die Lebenseinstellung, die der freie deutsche Geist, wie er im Wandervogel lebt, unbewußt schafft, und die der Jugend, die diesen Geist noch nicht bis ins Herz gespürt hat, ist eine so grundverschiedene, daß die Worte „völkisch" und „deutsch" noch keine Brücke zu schlagen vermögen.

Die folgenden Tage zeigten es noch schärfer, daß die Jugend nur dann Jugend sein kann, wenn sie versucht und strebt, „aus eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit sich ihr Leben zu gestalten". Das sind die Worte vom hohen Meißner, die allen gesagt sein mögen, die da denken, mit einer Organisation das zu schaffen, was emporwachsen muß aus dem Erlebnis der Gemeinschaft. Das mögen sich all die gesagt sein lassen, die immer noch denken, mit Schlagworten die Jugend zu gewinnen.

Der Sonntag zeigte von neuem, daß vor allem eine Kluft zwischen dem Alten und dem Jugendlichen besteht; das bewegte Wort, daß die Jugend immer im Tiefsten revolutionär sein müßte, wurde daher erfreulicherweise nur von den Alten zurückgewiesen, nicht von den Jungen, die sich mit dem Worte „Prügelmaschine" und anderen liebevollen Beweisen alt Potsdamer Geistes nicht abfertigen ließen. Der Nachmittag brachte das Leben auf der Festwiese und der Abend das Feuer, Erlebnisse, die außerhalb der Schilderungsmöglichkeit unseres Berichtes liegen.

Am Montag sprach man sich aus über die längst gefühlte Kluft. Die Jugend brachte auch hier wieder den hocherfreulichen Beweis, daß sie vor allen Dingen Wahrhaftigkeit und keine Schlagworte will, ob man ihr auch das Wort verbiete und sie vom Rednerpult weist.

Die einzelnen Reden können hier nicht berichtet werden, es waren die Gegensätze, die die gesamte Tagung schon ausdrückte und die hier zur Sprache kamen.

Zum Schluß bildete sich ein „Ausschuß" zur Prüfung der Einigungsmöglichkeiten. Die Deutsche Jugend wird sich aber hoffentlich ein Gemeinschaftsleben schaffen, das die Einigungsmöglichkeiten besser als jener Ausschuß zu prüfen imstande ist. Die Tagung wurde geschlossen. Die Wandervögel gingen, um mit den Potsdamer Kindern zu spielen. St.

Ein Freideutsches Lager auf der Insel Sylt!

Ein schon lange gehegter Wunsch scheint der Freideutschen Jugend in Erfüllung gehen zu wollen: Die Hamburger Ortsgruppe der Arbeitsgemeinschaft der Freideutschen Jugend e. V. steht im Begriff, ein ganzes ehemaliges militärisches Lager käuflich zu erwerben und der gesamten Freideutschen Jugend zugänglich zu machen. Es handelt sich um mehrere mit Feldbetten, Decken und allerhand Mobiliar ausgestattete Baracken mit Küche und Soldatenheim. Das Lager bietet für 2—300 Leute Platz. Wer sich am Kauf beteiligen will, wende sich wegen Auskunft an Hans Geißler, Hamburg, Johnsallee 54.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 20 2. Oktoberheft 1919

Das böse Erbe.

Hamburg, den 9. Oktober 1919.

Ich will eine der Wurzeln unsres Unglücks zeichnen, so wie ich sie sehe:

In meinem „Helmut Harringa", dessen erste Auflage im Jahre 1910 erschien, lasse ich den Sylter Siiwert Taaken unmittelbar nach dem Sturze des Riesen Bismarck, den er „mehr und besser verehrte, als manch einer, der mit am lautesten schrie", Folgendes schreiben:

> „Und so läßt uns diese Riesengestalt neben der Masse ihrer Erbschaft von Segen auch ein böses Vermächtnis: Wille und Erfolg in ihm waren so groß, daß es seit langem Verbrechen am Volk scheint, anders zu meinen, anders zu wollen, als er. So hat seines Wesens Wucht unendlich vielen unter uns das Rückgrat gebrochen. Es hat angefangen, für eine Ehre zu gelten unter den Deutschen, nichts andres sein zu wollen, als ein Stück Siegelwachs, worauf sich der Kopf des Riesen abgedrückt hat. — Deutschland hat das ertragen, ertragen ohne äußeren Verlust, solange der Gewaltige für uns wollen konnte und denken. Nun geht er; wird es auch jetzt noch dauern können ohne Schaden für Germanien, daß es ein Makel geworden ist im neuen Reich, eine Persönlichkeit zu sein?"

Es hat nicht dauern können ohne Schaden für Germanien:

Die Schicht im deutschen Volke, in der so vielen unter Bismarcks Wucht das Rückgrat gebrochen war, die Schicht, die, in ihrer Masse, nichts andres mehr sein wollte, als ein Stück Siegelwachs, worauf sich Bismarcks Kopf abdrücken sollte, war die Oberschicht, war namentlich das höhere Bürgertum*). Dieser Schicht vor allem „schien es Verbrechen am Volk, anders zu meinen, anders zu wollen, als Bismarck". Nicht nur im Großen, nein, fast in jeder Kleinigkeit. Bismarck selbst gab das Zeichen dazu: Wer ihm politisch entgegentrat, dem heftete er das Haßwort „Reichsfeind" an. Das wurde aufgenommen

*) Ich selbst gehöre dieser Schicht an, und nicht nur kraft Geburt, Überlieferung und Interessen, sondern auch mit meinem ganzen Herzen. Ich bin, wie ich im „Vortrupp" schon einmal hervorhob, „durch und durch Bürger"; ich habe zum Beispiel [bei aller persönlichen Hochachtung vor den Mehrheitssozialisten] mit dem „Novembersozialismus" mancher Bürgerlichen nicht das Mindeste gemeinsam. — Aber gerade darum halte ich mich für berechtigt, die in diesem Aufsatze besprochenen Dinge offen zu behandeln. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in jener Schicht und ohne Prüfung nachgebetet: Wer Bismarck politisch entgegentrat, ja, wer sich nur eine Kritik an ihm erlaubte, der war jener maßgebenden Schicht, und damit meist überall, wo die Entscheidung über seinen Ruf und sein Fortkommen fiel, ein „schlechter Patriot", ja, ein „schlechter Mensch".

Das war politisch unzutreffend und sittlich unhaltbar. Immerhin, mit einem Riesen wie Bismarck an der Spitze war es praktisch im Ganzen noch erträglich. Aber als er gegangen war, blieb dieser Wesenszug, den er in die deutsche Oberschicht hineingepeitscht hatte. Und nun wurde dieser Zug unser Unglück: In der Zeit, die uns zum Kriege hinführte. Während des Krieges. Nach dem Kriege.

In der Zeit, die uns zum Kriege hinführte.

Das gewaltige Petschaft war fort, aber geblieben war das Bedürfnis, für irgend etwas Siegelwachs zu sein. Nun, wo die Macht nicht mehr beim Genie lag, wurde es das Zeichen des „guten Patrioten", rückgratlos und kritiklos zu sein gegen die Macht als solche. Es herrschte nicht nur die weltkluge Erkenntnis des Dichterwortes:

„Wer einem Mächtgen widerspricht,
Der widerspricht mit Unbedacht",

nein, die deutsche Oberschicht empfand es geradezu als ein Verbrechen, wenn sich jemand herausnahm, einen zu kritisieren, der die Macht hatte. Das, was in ihr als die eigentliche, und bei dem „anständigen Menschen" vorausgesetzte „gute Gesinnung" galt, das war ein innerliches Strammstehen vor jedem, der die Macht gerade hatte. Wer sie hatte, war, solange er sie hatte, einfach darum ein Nationalheld und eine nationale Größe. Die politische Urteilslosigkeit wurde „patriotisches" Ideal, das politische Nichtdenken „vaterländische" Pflicht. In der Züchtung dieser Gesinnung leisteten namentlich unsre höheren Schulen Außerordentliches; sie impften den Schülern den Geist des Kasernenhofes — der im übrigen da, wo er hingehört, nämlich in der militärischen Rekrutenausbildung, gar kein verächtliches Ding ist — auch als politische Grundrichtung ein. So war die politische Gesinnung großer Teile unsrer Oberschicht nichts andres mehr, als Ehrfurcht vor jedem, der recht laut kommandieren oder auch nur schreien und gegebenenfalls Arrest verhängen konnte. Oder, der wenigstens so tat, als wenn er es könnte: der „Hauptmann von Köpenick" konnte insofern auch als politisches Symbol gelten.

Wie sehr in unsrer Oberschicht eine selbständige Haltung gegenüber dem, was jeweils Macht war, als Verbrechen empfunden wurde, und wie solches Verbrechen geahndet wurde nicht nur an dem „Verbrecher", sondern an seinem „ganzen Hause", hat mir besonders ein mir unvergeßlicher Vorgang gezeigt, der sich im Jahre 1906 hier in meiner

Vaterstadt Hamburg abgespielt hat. Man hatte damals in Hamburg ein Klassenwahlrecht neu eingeführt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Zahl der Sozialdemokraten in dem Stadtparlament („Bürgerschaft") auf eine bestimmte Zahl zu beschränken. Eine Anzahl bürgerlicher Abgeordneter hielt diese Politik für ungerecht, aber auch für unheilvoll und undurchführbar — worin der Erfolg ihnen sehr recht gegeben hat, denn schon lange vor der Revolution mußte dieses Gesetz wieder abgeschafft werden. Die Vertreter dieser klarblickenden Anschauung standen aber damals schlechthin gegen die Macht, die uneingeschränkt auf der andern Seite war, und die gegen sie eine Wut entfesselte, die man erlebt haben muß, um sie sich vorstellen zu können; eine Wut gegen Verbrecher hätte nicht halb so schlimm sein können. Diese Wut gebar unter anderm die folgende Edeltat: Einer der Wütenden hatte eine kleine Tochter, die in dieselbe Schulklasse ging, wie die gleichalterige Tochter eines der Führer der Klarblickenden, nämlich des (inzwischen leider verstorbenen), als Politiker und Mensch gleichmäßig hervorragenden, späteren Reichstagsabgeordneten Dr. jur. Carl Braband. Um nun Herrn Dr. Braband samt seinem ganzen Hause für seine politische Gesinnung, die gegen die Macht stand, zu strafen, verbot der erwähnte Edelmensch seiner kleinen Tochter, als sie ihre ganze Klasse zu sich einlud, Dr. Brabands Töchterchen mit einzuladen. Jeder, der weiß, eine wie schwere Wunde man einem Kindergemüt durch dergleichen schlagen kann, wird die Gesinnung, aus der diese Handlungsweise entstand, richtig einschätzen; sie war aber eben eine sehr kennzeichnende Frucht des Geistes- und Gemütszustandes Vieler, die die Macht als Gottheit verehrten.

In ganz besonders verhängnisvoller Weise beeinflußte dieser Wesenszug der deutschen Oberschicht ihr Verhältnis zu Kaiser Wilhelm II. Ich habe mich in meinen Aufsätzen hier wiederholt mit aller Schärfe gegen die gewandt, die heute auf unsern unglücklichen Kaiser Beschimpfungen häufen und möchte heute nochmals meinen ganzen Abscheu vor diesen Schandgesellen rechts und links aussprechen. Aber darum bleibt eben doch dies wahr: Weil Kaiser Wilhelm II. zwar fast immer das richtige Ziel sah, aber auch fast ausnahmslos die falschen Wege zu diesem Ziel einschlug, und dann das, was etwa doch Gutes erreicht war, durch ebenso wohlgemeinte wie unheilvoll wirkende Reden und Telegramme wieder verdarb, ist seine Regierung eine der Ursachen unsres Unglücks geworden. Aber das ist schließlich doch nur deshalb möglich gewesen, weil unsre Oberschicht es an jedem Rückgrate ihm gegenüber hat fehlen lassen (wobei die Erbitterung, die in einem Teile dieser Oberschicht ursprünglich wegen der Entlassung Bismarcks gegen den Kaiser geherrscht hatte, im Endergebnis praktisch keine Rolle mehr spielte).

Die deutsche Oberschicht hat vor allem nicht das Rückgrat besessen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um den geradezu unglaublichen Zustand zu beseitigen, den angesichts der Natur dieses Kaisers die Gesetze über die „Majestätsbeleidigung" schufen. Diese, ihrer geschichtlichen Herkunft nach aus dem alten Byzanz stammenden, Paragraphen machten im Deutschen Reiche jede ehrliche und männliche Kritik von Handlungen, Reden oder Telegrammen des Kaisers buchstäblich unmöglich. Zumal infolge der Art, wie unsre Gerichte, auch das Reichsgericht, sie auslegten: Die ja zum Beispiel hier den Wahrheitsbeweis ausschlossen und ferner den Satz aufgestellt hatten, daß alle möglichen Ausdrücke oder Handlungen, die einen gewöhnlichen Menschen nicht beleidigten, gegenüber der Majestät dennoch beleidigend seien. Nun wurde ja in den Jahren vor dem Kriege, jedenfalls bis zum Beginn der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs, das Entscheidende in unsrer Politik, und namentlich in unsrer äußeren Politik, nahezu ausschließlich durch höchst persönliche Handlungen, Reden und Telegramme des Kaisers gemacht. Und gar die Meinung des Auslandes über Deutschland und Deutschlands Politik bildete sich fast nur nach Handlungen und besonders Reden und Telegrammen des Kaisers. Es ergibt sich also ohne weiteres, was das Ersticken jeder öffentlichen Kritik an diesen Handlungen, Reden und Telegrammen durch jene aus Byzanz stammenden Gesetze bedeutet hat. Und das wurde nun erst ganz verhängnisvoll durch einen völligen Mangel an Zivilcourage beim Deutschen Reichstage: Dessen Mitglieder konnten ja verfassungsmäßig wegen ihrer Reichstagsreden niemals zur Verantwortung gezogen werden, waren also in der Lage und hätten natürlich die Pflicht gehabt, die notwendige Kritik am Kaiser zu üben. Aber der deutsche Reichstag ließ sich völlig entmannen und ließ sich eine Geschäftsführung seiner Präsidenten gefallen, die im allgemeinen jeden Versuch unterdrückte, selbst im Reichstage jene Handlungen, Reden und Telegramme des Kaisers, die sämtlich Akte von schwerster politischer Tragweite waren, zu besprechen*). Dieser, in seiner Auswirkung namenlos verhängnisvolle, Zustand war aber nicht etwa dem Kaiser zur Last zu legen. Denn der hatte weder jene Gesetze noch jene Präsidialführung im Reichstage geschaffen, und es war ganz gewiß nicht von ihm zu verlangen, daß er seinerseits da Änderungen herbeiführe und damit seine eigene Macht beschränke. Sondern Schuld an diesen Dingen trug ausschließlich die Rückgratlosigkeit der deutschen Oberschicht und ihrer Vertretung im Reichstage, namentlich der Nationalliberalen und der Konservativen. Die waren zu schlapp, um (wozu sie die Hilfe der Sozialdemokraten naturgemäß stets gehabt hätten) eine wirksame Änderung der Majestätsbeleidigungsparagraphen zu erzwingen, und waren selbst dazu zu schlapp, eine ver-

*) Soviel ich mich erinnere, ist die einzige Ausnahme während des „Novembersturmes von 1908" gemacht worden, als es schlechthin nicht mehr anders ging. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nünftige Präsidialführung im Reichstag zu verlangen. Und so blieb das Unheil, wie es war, und führte — wie immer zu wiederholen ist, trotz der besten Absichten des Kaisers —, wozu es führen mußte:

Man vergegenwärtige sich doch nur einmal eine Politik, die erst das Krüger-Telegramm abschickt, die dann aber den Engländern einen Kriegsplan gegen die Buren anfertigt, dem Präsidenten Krüger den Empfang in Berlin verweigert, dafür aber Cecil Rhodes, der im Reiseanzug antritt, empfängt*); und einen gesetzlichen Zustand, der jeden, der darüber das gesagt hätte, was jedermann dachte, bis zu fünf Jahren in Gefängnis oder Festung hätte verschwinden lassen; und eine Oberschicht, die nicht nur das duldet, sondern es auch noch unmöglich macht, daß wenigstens im Parlament die Wahrheit über solche Dinge gesagt wird.

Und man bedenke, daß die Majestätsbeleidigungsparagraphen schöne Verzweigungen hatten, die auch noch politische Handlungen von Verwandten des Kaisers (übrigens auch von sämtlichen Bundesfürsten und ihren Verwandten) ganz ebenso jeder Kritik entzogen. Daß wir auf diese Weise auch die nützliche Einrichtung einer „Kronprinzen-Beleidigung" besaßen, die es unmöglich machte, irgendein ehrliches und männliches Wort gegen das politisch so furchtbar gefährliche Auftreten des Kronprinzen zu sagen: Ich erinnere an das grauenhafte Strafkammerurteil gegen Hans Leuß. Ja, man denke daran, daß vor Beginn des Chinafeldzuges der Prinz Heinrich von Preußen (persönlich zweifellos ein äußerst liebenswerter Mensch) eine Rede hielt, in der es hieß: „Ich ziehe hinaus, um das Evangelium Eurer Majestät zu predigen allen Denen, die es hören wollen und allen Denen, die es nicht hören wollen", Worte, über deren in aller Welt eingetretene Wirkung für Deutschlands Ruf nicht zwei Meinungen bestehen können. Und daß damals und in zwanzig ähnlichen Fällen der geschilderte Zustand unsrer Gesetze und des Reichstages — ein Zustand, für den eben weder der Kaiser noch seine Verwandten etwas konnten, sondern für den ausschließlich unsre rückgratlose Oberschicht verantwortlich war — ebenfalls jedes wirksame Wort öffentlichen Widerspruches, das uns vor dem Auslande hätte rehabilitieren können, von vornherein erstickte.

Während des Krieges.

Da wurde es ganz schlimm.

Zu gewinnen war der Krieg schon nach der ersten Marneschlacht im Herbst 1914 nicht mehr. Aber es war völlig unnötig, daß er erst

*) Um nicht mißverstanden zu werden: Ich bin stets ein offener Gegner der deutschen Burenbegeisterung gewesen, die ich immer für das so ziemlich Törichteste und Kritikloseste gehalten habe, was wir uns geleistet haben. Im Weltkriege hat uns das liebe Volk der Buren die verdiente Quittung dafür erteilt. Aber wenn man schon ein Krüger-Telegramm abschickt, dann kann man eben nachher nicht so fortfahren, wie es geschehen ist. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach so unendlichem Abschlachten deutscher Menschen zu Ende kam, und daß er in so fürchterlicher Form verloren ging. Das ist geschehen, weil wir — im Gegensatze zu 1866 und 1870/71 — unsre Kriegspolitik entscheidend von den Militärs haben beeinflussen lassen; wer das früher noch nicht gewußt hat, dem haben es die Veröffentlichungen dieses Sommers gezeigt.

Aber auch hier ist zu betonen: Unsern Militärs ist daraus keinerlei Vorwurf zu machen. Auf ihrem eigenen Gebiete waren sie, und war besonders auch Ludendorff, bewunderungswürdig groß. Und das bleiben sie, auch wenn sie es nicht herbeizaubern konnten, daß 2 mal 2 gleich 5 werde, und daß ein Volk (und wenn es das deutsche war) mit zwei kranken und einem unzuverlässigen Bundesgenossen gegen die ganze Welt einschließlich der unerschöpflichen Menschen und Mittel Nordamerikas Sieger bleibe. Daß sie aber auf dem Gebiete der Politik schlechthin blind waren, ist ihr Berufsschicksal. Denn die Politik verlangt Seelenkunde, und die lernt der Militär, dessen Beruf ihn nicht mit Menschen, sondern nur mit Vorgesetzten und Untergebenen in Berührung bringt, eben von Berufs wegen falsch; und am falschesten hat er sie gelernt, wenn er ganz hoch gestiegen ist und daher nur noch Untergebene kennt. Dann hat er (und wäre in seiner Berufsstellung unbrauchbar, wenn er es nicht hätte) das Gefühl, daß alles vor ihm strammsteht, wenn er seinen Willen äußert. Und aus dem Gefühl heraus treibt er dann auch Politik, wenn man ihm gestattet, welche zu treiben. Deren Ergebnis dann eben entsprechend ist, weil namentlich die fremden Völker nicht strammstehen. Aber, so wenig es die Aufgabe des Kaisers war, die Majestätsbeleidigungsparagraphen und die törichte Präsidialführung im Reichstage zu ändern, ebensowenig war es die Aufgabe unsrer führenden Militärs, ihre völlige Unzulänglichkeit auf dem Gebiete der Politik selbst zu erkennen. Ein Genie der Tat wie Ludendorff ist eben, weil es ein Genie der Tat ist, gewalttätig und greift nach der Herrschaft auf jedem Gebiet, wo man es herrschen läßt. Für den unheilvollen Einfluß unsrer Militärs, und namentlich Ludendorffs, auf unsre Kriegspolitik sind daher wahrlich nicht diese Militärs selbst verantwortlich zu machen, sondern wiederum ausschließlich die Rückgratlosigkeit unsrer Oberschicht: die diesen Männern nicht nur, wie das jeder anständige Deutsche tut, die schuldige Bewunderung und den schuldigen Dank gezollt hat für ihre riesigen militärischen Leistungen, und namentlich für Deutschlands Rettung vor den Greueln des Zarismus. Sondern deren Angehörige diesen großen Militärs gegenüber durchschnittlich einfach das Bewußtsein verloren hatten, freie und selbstdenkende Männer zu sein. Die sich ihnen — man kann es nicht anders ausdrücken — durchschnittlich einfach sklavenartig zu Füßen warf. Die damit der auf politischem Gebiet allein sachverständigen Zivilregierung den nötigen Rückhalt nahm. Und die jeden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gegen die großen Militärs auf dem politischen Gebiete, wo sie einfach blind waren, Kritik oder Widerstand übte, als Vaterlandsverräter empfand und dementsprechend niederheulte oder niederknüppelte. Man denke an die Hetze gegen Wolfgang Heine wegen seines in der Form ungeschickten, aber in der Sache so wahren Wortes im Reichstage. Oder an die erfolgreiche Niederknüppelung Kühlmanns, die uns wohl die letzte Möglichkeit verdorben hat, den Krieg einigermaßen glimpflich zu beenden. Es ist insbesondere die fürchterliche Schlappheit der meisten bürgerlichen Mitglieder des Reichstages gewesen, die für diese Dinge verantwortlich ist*).

Aus letzten Endes der gleichen Quelle floß die als „patriotisch" geltende kindische Unterschätzung der Kraft unsrer angelsächsischen Gegner, besonders die kritiklose Begeisterung für den uneingeschränkten U-Bootskrieg. Jeder wahre Patriot, der verlangte, daß man den als Folge dieser Kriegsform mit Sicherheit zu erwartenden Eintritt Nordamerikas in die Reihe unsrer Feinde, und Nordamerikas unerschöpfliche Kräfte, in Rechnung stellen müsse, bevor man die verhängnisvolle Entscheidung treffe, galt den „Patrioten" als ein verächtlicher „Flaumacher". Das Denken war eben eine vaterlandsfeindliche Betätigung; man wollte wieder einmal nichts sein als ein Stück Siegelwachs — worauf sich diesmal, in Ermangelung des Kopfes eines Riesen, der Kopf Tirpitz' abdrücken könnte. Bezeichnend dafür, wie mächtig diese Geistesbeschaffenheit sogar noch heute bei uns ist, ist die folgende Tatsache: Zu den Blindesten unter den Blinden gegenüber der furchtbaren nordamerikanischen Gefahr hatte der damalige preußische Staatsminister Hergt gehört; von ihm stammt der unendlich kindliche Ausspruch über die nordamerikanische Armee: „Sie kann nicht fliegen, sie kann nicht schwimmen, sie kann nicht kommen." Man sollte meinen, daß jemand, den die Tatsachen, die seitdem auf uns allen lasten, als einen solchen Politiker von Gottes Gnaden erwiesen haben, im öffentlichen Leben unmöglich sein müßte. Aber nein, Hergt ist heute der Vorsitzende der „deutschnationalen" Volkspartei!

Fragt man nach der Erscheinung im deutschen Leben während des Krieges, in der diese ganze fürchterliche Kritiklosigkeit unsrer Oberschicht, diese Kritiklosigkeit, die der letzte Grund unsres entsetzlichen nationalen Unglücks geworden ist, am greifbarsten Fleisch und Bein angenommen

*) Der Beweggrund dabei ist durchweg nicht etwa selbstvergessene Anbetung des militärischen Genies gewesen, die — in diesen Formen — zwar auch nicht sehr würdig, und politisch höchst verhängnisvoll, aber doch menschlich erträglich gewesen wäre. Sondern es hat sich tatsächlich meist um den einfachen Kotau vor der Macht gehandelt. Beweis: Solange Falkenhayn die hatte, fand ganz dieselbe Kriecherei vor dem statt, und schuf einen solchen Schutzwall um ihn, daß es bekanntlich erst den größten Anstrengungen Bethmann Hollwegs gelang, die militärischen Genies Hindenburg und Ludendorff an die Stelle zu bringen, wohin sie militärisch gehörten. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat, dann drängt sich jedem Sehenden das Wort „Kriegsprofessorentum" auf die Lippen. Man denkt an Dietrich Schäfer. An Werner Sombart. Und nicht zum wenigsten auch an Eduard Meyer, der, zum Zeichen dafür, daß es auch jetzt ja nicht besser werden darf, ausgerechnet zum Rektor der Universität Berlin erwählt worden ist.

Nach dem Kriege.

Ich habe nie daran gezweifelt, und habe es hier auch als meine Überzeugung ausgesprochen, daß die deutsche Entwicklung vom Herbst 1918, soweit sie über das „Deutschland des Prinzen Max" hinausgegangen ist, kein Fortschritt gewesen ist, sondern das Gegenteil, kein Glück, sondern ein schweres Unglück. Noch deutlicher ausgedrückt: Ich halte die Revolution vom 9. November 1918 (für die übrigens ausschließlich die „Unabhängigen Sozialdemokraten" verantwortlich sind, denn die Mehrheitssozialdemokraten haben sich ihr nur angeschlossen, als sie nicht mehr zurückzuhalten war, um ihre Leitung mit in der Hand zu behalten und dadurch ganz groben Unfug zu verhindern) für eine ungeheure Torheit. Etwas Dümmeres, als in jener außenpolitischen Lage durch eine Revolution das deutsche Heer zu zertrümmern, ist nicht wohl auszudenken. Zwar ist es nicht wahr, daß der entsetzliche militärische Verlust des Krieges durch die Revolution herbeigeführt worden wäre; der war unabwendbar in dem Augenblick, wo Bulgarien und Österreich-Ungarn zusammengebrochen waren, und er war offen in die Erscheinung getreten, als die Oberste Heeresleitung selbst, gegen den Widerstand des Prinzen Max, die Bitte um Waffenstillstand erzwang. Aber die Zertrümmerung des deutschen Heeres durch die Revolution hat es Wilson unmöglich gemacht, sein ursprüngliches Programm, das Programm der „14 Punkte", gegenüber dem bestialischen Wahnsinn Clémenceaus und seiner Franzosen durchzusetzen. Was Wilson nämlich gekonnt hätte, wenn er während der Friedensverhandlungen diesen Tieren hätte mit dem Trumpf drohen können: „Wenn Ihr von aller menschlichen Vernunft verlassen seid, dann verbünden wir Amerikaner uns mit dem zwar besiegten, aber noch unzerbrochenen deutschen Heere."

Daß aber diese Revolution, diese Torheit, sich so widerstandslos hat durchsetzen können, das ist eben wiederum nur zu erklären aus der in der Bismarckzeit der deutschen Oberschicht anerzogenen, und von ihr aus durch das ganze Volk gedrungenen politischen Rückgratlosigkeit. Unser deutscher Staat, in dem es eben wirklich ein Makel geworden war, eine Persönlichkeit zu sein und politisch selbständig zu denken, war damit schließlich ein Apparat geworden, dessen sich jeder bemächtigen konnte, der den richtigen Handgriff erwischte: Ob das nun der Kaiser war oder Ludendorff, oder der Hauptmann von Köpenick, oder die Revolution; wer sich nur sebstbewußt hinstellte, ordentlich laut kommandierte oder mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arrest und Erschießen drohte, dem folgte unser Volk, erzogen, die Macht als solche als Gottheit und Schicksal zu verehren, immer. Alte Germanen oder die Deutschen von 1848 hätten zwar nie vor dem Kaiser oder vor Ludendorff so schön äußerlich und innerlich strammgestanden wie die Deutschen der Jahre 1914 bis 1918; aber sie wären auch nie hinter dem Hauptmann von Köpenick oder dieser Revolution hergezogen. Bei ihnen wären keine berühmten Bildhauer möglich gewesen, wie wir jetzt einen besitzen: der sich vor der Revolution sehr wesentlich dadurch in Nahrung und Ruhm gesetzt hat, daß er Bildsäulen von Fürsten herstellte, und der nun nach der Revolution Kolossalstatuen von Marx, Bebel und Lassalle arbeitet. Auch keine Pastoren, wie ich welche kenne, die vor der Revolution dem Kaiser begeisterte Festpredigten gehalten haben, und jetzt den Zeitgenossen gar nicht eindringlich genug ans Herz legen können, das „Erlebnis" der Revolution nur ja bis in die tiefsten Tiefen geistig und seelisch auszuschöpfen. Oder Menschen, wie sie mir auch über den Weg gelaufen sind, die während des Krieges wütende Alldeutsche waren und jetzt bei den Unabhängigen Sozialdemokraten angelangt sind.

Und nur daraus, daß insbesondre unsrer Oberschicht gelehrt worden war, selbständiges politisches Denken zu scheuen wie den Aussatz, ist es zu erklären, daß jetzt nicht unerhebliche Teile dieser Oberschicht als Flagellanten hinter den verbohrten Priestern herlaufen, die — allen offenkundigen Tatsachen zum Trotz — den Masochismus deutscher Bekenntnisse zur „Schuld am Weltkriege" predigen*). Oder daß sich in Teilen der Jugend eben dieser Oberschicht der politische Irrsinn breitmachen kann, von dem mein Aufsatz „Spartacus in der Jugendbewegung"**) spricht.

Es sind eben nur verschiedene Symptome desselben deutschen Leidens: wenn am 15. Oktober 1916 jener unvergeßliche Pastor aus Plötzensee, unter Beifall und Händeklatschen der Getreuen Dietrich Schäfers, verkündete, daß es nichts Erfreulicheres geben würde, als einen offenen Anschluß Amerikas an unsre Feinde — wenn jetzt Gläubige von der Richtung Fried-Gerlach verkünden, Deutschland müsse erst auf die Bußbank, ehe wahrer Friede in der Welt werden könne — oder wenn die Schildträger des Spartacismus in der Jugendbewegung mit großer Geste und kalter Schnauze „ein paar Jahre Hungersnot" und den Hungertod von Volksgenossen als etwas Unwesentliches abtun. Es sind nur verschiedene Symptome, aber es ist die gleiche geistige Erkrankung: Anerzogene Unfähigkeit zum eigenen politischen Denken, Kuschen und Ducken vor Jedem, der sich laut genug als

*) Siehe namentlich meine Leitaufsätze in Nr. 5 und Nr. 17 von 1919; ersterer auch als Vortrupp-Flugschrift Nr. 56/57 erschienen.

**) Vortrupp Nr. 8 von 1919 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 58/59).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macht hinstellt, mag er Tirpitz heißen, oder v. Gerlach oder Liebknecht-Luxemburg.

Gebe Gott, daß die harte Zeit, die vor uns liegt, uns wenigstens ein deutsches Volk erziehe, und namentlich auch eine deutsche Oberschicht, denen das Denken nicht mehr als eine vaterlandsfeindliche Betätigung gilt, und die man nicht mehr, durch Ziehen an einer Strippe, nach rechts oder nach links tanzen lassen kann wie einen Hampelmann.

Hermann Popert.

Religiöse Erziehung.

Hinter allem Kampf um die äußere Wirtschaftsordnung steht — ob nah, ob fern, wer vermag das heute zu sagen — ein tief inneres Ziel: Menschwerdung! — So ist die brennendste Frage der neuen Zeit auch eine, die um die Seele des Menschen ringt, die schwere Frage nach der künftigen Erziehung.

Alle Menschen müssen Menschen werden! Darum darf es nicht mehr sein wie bisher. Nicht wenige Auserwählte sollen die Kulturgüter erlangen, sondern alle. Die Einheitsschule wird sie allen bringen. — Und noch eins. Nicht gedrillt darf der Mensch werden, nicht vollgepfropft mit Wissen, das ihm völlig fremd bleibt. — Nein — die Erziehung soll nichts anderes sein als der Stab, um den sich die erst noch schwache Ranke des jungen Menschenwesens in freier Entwicklung schlingt. Denn nur so wird der Mensch wirklich zum Menschen: Wenn er werden kann, was er seiner Veranlagung nach werden muß.

Ein wahrer Mensch soll ein klares Verhältnis haben zu Gott und Welt. Dieses zu gewinnen muß die Schule dem Kind behilflich sein. Aber sie darf nie und nimmer versuchen, ihm eine Weltanschauung aufzuzwingen. Das wäre ein Rückfall in den unleidlichen Zwang unserer heutigen „Bekenntnisschulen" (Konfessionsschulen).

Die Menschheit wird in voller Freiheit den rechten Weg am besten finden.

Ein Streben nach Verinnerlichung liegt im Geist der Zeit, muß im Geist der Zeit liegen. Die Geschichte lehrt es. Stets war ein Höhepunkt des äußeren Wohlstandes mit einer Verflachung des menschlichen Strebens verknüpft — und umgekehrt ein Tiefstand des äußeren Daseins mit einem Besinnen der Menschen auf sich selbst und auf die in ihnen liegenden höchsten Güter.

Diesem Besinnen auf sich selbst steht aber andererseits heute vielfach noch ein krasser Materialismus gegenüber. Nicht in den Kreisen der Naturwissenschaft. Diese haben den Materialismus überwunden. Nein — gerade in den Kreisen der Halbgebildeten, zu denen Bürger und Arbeiter zu rechnen sind. Der Materialismus, der vor 60 Jahren die Forschung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Philosophie beherrschte, ist eben erst jetzt ins Volk gedrungen. Daß er dort so fest Wurzel fassen konnte, daran sind zwei Dinge schuld. Der Religionsunterricht und die oft falsche Art, in der wir Volksbildung betreiben. Die Schule war bis jetzt vor allem verstandesmäßig gerichtet, nur vor der Religionsstunde machte der Verstand halt. So kamen schon in der Schule unlösbare Widersprüche zutage. Sie wurden vermehrt durch die Zeitungen und durch die volkstümliche Wissenschaft, die vor allem darauf bedacht war, den Hörern mehr Wissensstoff zu liefern, als sie verdauen konnten. Noch dazu wurde bei dem Streben nach Volkstümlichkeit sehr oft der Fehler gemacht, um die Schwierigkeiten der Forschung ganz herumzugehen, so daß der Zuhörer mit dem Gefühl nach Hause kam, alle Welträtsel auf das leichteste gelöst zu haben.

Aus diesen Zuständen unserer Tage ergeben sich zwei Aufgaben für den Erzieher. Erstens die zukünftige Jugend, die jetzt noch in den Windeln liegt, vor den bezeichneten Irrwegen zu bewahren — und zweitens die schon verlorene Jugend zu retten. Die erste Aufgabe wird erfolgreicher und dankbarer sein. Aber auch sie erfordert tiefes Besinnen auf uns selbst, und tiefes Nachsinnen über unseren Nächsten.

Viele Vorschläge wurden gemacht, nur wenige seien genannt*).

Die Schule soll auf religiöse Beeinflussung völlig verzichten und sie ganz der Religionsgemeinschaft überlassen. Die Forderungen mancher Sozialdemokraten laufen, in die Wirklichkeit umgesetzt, auf diese Art der „Trennung von Schule und Kirche" hinaus. Der Ausweg scheint der denkbar schlechteste zu sein. Die Schule ist „Kulturübermittlerin" und darf sich deswegen das größte Kulturgut nicht rauben lassen. Und andererseits wird bei diesem Ausweg das Kind in die Fesseln der Religionsgemeinschaft seiner Eltern geschlagen, in Fesseln, die zu seinem Wesen vielleicht gar nicht passen und die es darum schnell wieder von sich wirft. Mit ihnen verliert es dann aber die Religion überhaupt. — Oder aber die Eltern sind jeder Religion feindlich gesinnt und haben es in der Hand, auch ihr Kind der Religion zu berauben. Dies ist eine Möglichkeit, die mit der sozialen Forderung nach größtem Glück in krassem Widerspruch steht.

Förster schlug vor, den Religionsunterricht wahlfrei zu gestalten und von den Lehrern im Rahmen der einzelnen Bekenntnisse erteilen zu lassen. Es ist der Weg, den die Regierung zunächst wohl einzuschlagen gedenkt. Ein großer Fortschritt über den ehemals herrschenden Zustand liegt darin nicht. Einige wenige Kinder freigeistiger Eltern werden wohl vom Zwang eines veralteten Unterrichts erlöst, ohne daß ihnen aber dafür etwas besseres geboten wird — und die anderen werden im althergebrachten Geleise weitergeschleppt.

*) Man vergleiche u. a.: Erich Förster, Trennung von Staat und Kirche. Das Flugblatt VIII, Frankfurt a. M. 1918; Natorp, Sozialpädagogik, Stuttgart 1899; Rein, Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens, Leipzig 1917; Tews, Schulkämpfe der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1911.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von anderer Seite wurde gewünscht, eine Sittenlehre neben oder an die Stelle des Religionsunterrichtes treten zu lassen. Es soll nicht verkannt werden, daß man jungen Menschenkindern ohne irgendwelche religiöse Einkleidung klarmachen kann, was gut und böse ist. Jedoch hat sich der ganze Unterricht, jedes Fach und jeder Lehrer in den Dienst einer sittlichen Erziehung zu stellen. Ein eigener Sittenunterricht würde die Kinder durch Langeweile quälen — und so völlig unwirksam werden.

Tews will einen allgemeinen Religionsunterricht, neben einem kirchlich begrenzten. Den Eltern soll freigestellt werden, in welchen sie ihr Kind schicken. Man soll dem Kind aber doch nicht geben, was die vielleicht einseitigen Eltern für richtig halten — sondern man muß ihm die Möglichkeit bieten, das zu finden, was seinem Wesen entspricht. Den Forderungen Tews' an den allgemeinen Religionsunterricht, in dem die Dogmen zur Religion stehen wie die Stilarten zur Kunst, kann man nur beistimmen, wenn er sich vielleicht auch erst für eine höhere Entwicklungsstufe der Kinder schickt. Dasselbe gilt wohl von Natorps Religion als „unmittelbarem Erlebnis".

Rein will historisch verfahren, Religionsgeschichte treiben. Er bringt aber vor allem einen Gedanken in den Religionsunterricht, zu dem ich von ganz anderer Seite, bevor ich Reins Schriften kannte, auch gekommen bin: den Entwicklungsgedanken.

Wir kennen das Grundgesetz, nach dem jedes Einzelwesen in kurzen Zügen seine eigene Stammesentwicklung wiederholt. Ebenso ist es mit der geistigen Entwicklung. Der geistige Siegeszug der Menschheit wird im Einzelwesen wiederholt. — Jeder Zeit aber ist eine ganz bestimmte Religionsform eigentümlich. Diese Form ist das Bild, welches sich der Mensch vom Ewigen macht und seinem Kulturzustand entsprechend nur machen kann. So wird es auch für jede Entwicklungsstufe des Menschen nur eine Religionsform geben, die seinem Geisteszustand angemessen ist. Ihm diese zu bringen und ihn — unvermerkt — zur höchsten Stufe der ihm entsprechenden Religionsform emporzuleiten, ist die Aufgabe des religiösen Erziehers.

Der Unterricht der Religion hat also Formen anzunehmen, die sich der geistigen Entwicklung des Kindes völlig anpassen — und ebensoweit führen, wie der Geist des Kindes gelangt.

In den ersten Jahren des Lebens beseelt das Kind alles, was ihm gegenübertritt. Es schlägt den Tisch, an dem es sich gestoßen, weil es in dem Tisch ebenso ein lebendiges Wesen erblickt, wie in sich selbst. Der Standpunkt des Wilden.

Kommt das Kind zur Schule, so ist es schon durch den geheimnisvollen Wald unserer Märchen gegangen. Es glaubt an keine rohe Beseelung der Dinge mehr, aber es bevölkert Baum und Strauch, Blumen und Tiere mit seltsamen überirdischen und unterirdischen Wesen. Diese Märchenwelt zerstöre man nicht. Im Gegenteil, man knüpfe an sie den ersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versuch, das Kind weiter zu leiten. Man erzähle, so wie man Märchen erzählt, von der geheimnisvollen Schöpfung der Welt, von den Sagen des alten Bundes und von den Wundertaten des Christus. Aber wohlgemerkt — man stelle diese Erzählungen durchaus auf eine Stufe mit den Märchen. Man verlange keinen unbedingten Glauben an sie, damit, wenn der Glaube an die Märchen schwindet, nicht auch der Glaube an das Göttliche überhaupt verloren geht.

Bald erwacht, wie in den Völkern, so auch im Kind die alles zergliedernde Vernunft. Es behält vom Alten nur das, was keinen Widerspruch mit den Erfahrungen zeigt. Nun heißt es, behutsam sein. Auch die christlichen Märchen sind auf ihren wahren göttlichen und sittlichen Kern zurückzuführen, so wie man in Märchen und Sagen als Grundgehalt das Naturerleben des Menschen nachweist. Die höchste Forderung heißt jetzt, mit der geistigen Entwicklung des Kindes gleichen Schritt zu halten, keine Widersprüche mit der Naturwissenschaft heraufzubeschwören, über den geschichtlichen Werdegang der biblischen Bücher aufzuklären und die Geschichte der christlichen Kirche zu lehren. Wir sind in dem Alter, in dem der Glaube an einen Gott am reinsten und klarsten zutage tritt.

Nach dem Zerstören alter Überlieferungen durch die Vernunft kommt im Leben der Völker das Aufbauen. Die Zeit der Religionsstifter. Im Leben des Kindes — nicht jedes wird allerdings diese Höhe erreichen — erwacht, mit dem Geschlecht, die eigene Persönlichkeit. Diese verlangt das ihr und nur ihr angemessene Gleichnis des Ewigen, des Ewigen, das hinter allen Bildern ein und dasselbe ist. Dieses seiner Persönlichkeit angemessene Bild helfe man dem jungen Menschen finden, denn wenn er es nicht findet, gerät er in Gefahr die Religion überhaupt zu verlieren. Allerdings — lehren kann man es nicht; aber man kann die religiöse Welt in allen ihren Weiten vor dem jungen Menschen ausbreiten — und er wird finden, was er braucht.

Man fürchte keine unübersehbare Buntheit von Religionen und Philosophien. Oh nein. — Ein großer Teil unseres Wesens ist begründet im Geist unserer Zeit — und darum werden viele, werden fast alle die Bahnen wandeln, die der Zeitgeist ihnen weist. Und sehen wir richtig — so wird er die meisten zu einem Christentum führen, das im Läuterungsbad unserer klassischen Philosophie von allen Schlacken gereinigt wurde. Ist aber irgendein Eigener unter den vielen, so läßt die zwanglose Erziehung ihn nicht verkümmern. Und wenn des Indiers Sehnsucht nach tatloser Beschaulichkeit, nach Aufgehen im Nirwana, seinem Wesen entspricht, so wird er den Weg selbst dahin finden, da der Religionslehrer auch von Indien erzählt. — Denn nur ein Ziel soll es geben — jeden so hoch zu führen, wie es sein Geist und sein Herz erlaubt — und jeden finden zu lassen, was seinem Wesen entspricht. Hat er das gefunden, so hat er inneres Glück gewonnen. Und Glück zu bringen, jedem Einzelnen Glück zu bringen, ist wohl das sozialste Ziel, das wir uns stecken können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegen solchen „freien Religionsunterricht", gegen solchen Religionsunterricht als Hinaufentwicklung des inneren Menschen dürfte auch der freieste Geist nichts einzuwenden haben, namentlich dann, wenn man den geschilderten Unterricht nicht einer „Religionsstunde" überläßt, sondern überall dort bietet, wo er sich ungezwungen in den Lehrplan fügt — im deutschen, im geschichtlichen und im philosophischen Unterricht*).

Aber nur den kommenden Geschlechtern wird mit solchem Unterricht innere Befriedigung gebracht. Sollen wir die jetzt Lebenden, soweit sie nicht von selbst den Geist der Zeit verstehen, vollkommen verloren geben? Das wäre Verbrechen! — Nein — wir müssen gut machen, was der Zwiespalt zwischen engherzigem Religionsunterricht und Lebenserfahrung, was die volkstümliche Wissenschaft verschuldet hat. Und gerade die volkstümliche Wissenschaft kann hier retten, was noch zu retten ist. Nicht Aufhäufung von Wissensstoff darf ihr Ziel sein, sondern Verinnerlichung, Vergeistigung des Menschen muß es sein. Diese kann erreicht werden, indem man den Hörer sturmreif macht für den Einfall von Weltanschauungsfragen. Hier liegt die Aufgabe, welche der Naturwissenschaftler für das religiöse Leben zu lösen hat. Er muß auf die Schwierigkeiten und Grenzen der Forschung hinweisen, er muß zeigen, wie wir stets zu Fragen kommen, vor denen die Wissenschaft halt macht — und muß so die Tore öffnen für den Glauben, über den nur auf philosophischem Weg etwas auszumachen wäre. Den Menschen ist damit der Weg wieder gewiesen in die eigene Brust und damit zur Gottheit.

Schon der alte Newton hat einst gesagt: „Ein geringes Maß von Wissen führt uns weit fort von Gott, ein volles Maß führt uns zu Gott hin."

Dr. Viktor Engelhardt.

Die Veredelung des Berufsgedankens.

Die neuen Aufgaben lassen sich nur mit neuen Begriffen begreifen, und es ist fruchtlose Mühe, auf sie die alten Erfassungskategorien anzuwenden. Die Revolution muß Chaos bleiben, bis der Geist den Mut gefunden, auch sich selbst zu wandeln, in neuen Gedanken das Neue zu denken. Er steht sonst der veränderten Wirklichkeit hilflos gegenüber, begibt sich der Möglichkeit, sie genau zu erkennen und vernünftig in sie einzugreifen.

Zu den Begriffen, die heute neu bestimmt werden müssen, gehört der des Berufs.

Noch wird er wohl so gut wie ausschließlich als Wirtschaftsbegriff gefaßt. Das aber verfehlt die Tatsachen: „Beruf" ist ein Kulturbegriff.

*) Man vergleiche u. a.: Rühle, Die Volksschule, wie sie ist. 2. Aufl. Berlin 1909. Rühle, Die Volksschule, wie sie sein sollte. 2. Aufl. Berlin 1911. Heinrich Schulz, Die Schulreform der Sozialdemokratie, Dresden 1911; Wir Volksschullehrer und die Sozialdemokratie, Berlin 1914.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man meint, nachdem der Mensch ein gewisses Alter erreicht, habe er in einen Beruf einzutreten. So jedoch liegen die Dinge tatsächlich nicht. Sondern ein jeder trägt seinen Beruf von Anfang an in sich. Seine Anlagen bestimmen ihn, oder mit dem alten Ausdruck: seine Idee.

Aus der Eichel wird die Eiche; denn in der Eichel treiben Kräfte, die sie zur Eiche entwickeln. Wir begreifen diesen Naturvorgang aber ebenso richtig mit dem Urteil: aus der Eichel wird die Eiche, weil es das Ziel der Eichel ist, eine Eiche zu werden; anders: die Eiche ist die Idee der Eichel. So besteht auch von jedem Menschen eine Idee, die er in seinem Leben verwirklichen soll. Und diese Idee ist nichts anderes als sein eigentlicher Beruf; sie ist es, die ihn zu sich beruft. Sie ist das Ziel seiner Persönlichkeitsentwicklung.

Das erst rückt die sogenannte „Berufswahl" ins rechte Licht. Der Beruf eines Menschen kann danach natürlich nicht gewählt werden. Der Beruf ist ja keimhaft schon in ihm. Er kann nicht ergriffen, er muß begriffen, er muß erkannt und zur Entwicklung gebracht werden. Um ihn aber zur vollen Entfaltung zu bringen, muß sich der Mensch schließlich auf den Posten im bürgerlichen Leben begeben, der ihm die Möglichkeit zu immer wachsender harmonischer Betätigung seiner Kräfte bietet, den Stoff liefert, an dem seine Anlagen ansetzen können.

Demnach wird freilich das „Berufsleben" persönlich und organisatorisch umgestaltet werden müssen. Am ersten wird man sich wohl damit abfinden (wiewohl es von Vielen zunächst schmerzlich empfunden werden dürfte), daß bei der „Berufseinstellung" nun keine anderen Rücksichten mehr genommen werden sollen, als die des inneren „Berufs". Einschneidender ist die Frage: Gibt es im praktischen Leben überhaupt schon durchgehends die Betätigungs-, Entfaltungsmöglichkeiten für alle die innerlich angelegten Berufe? — und, falls dem nicht so ist, die Forderung, alsbald energisch daran zu gehen, daß man sie schaffe. Das würde natürlich hie und da einen organisatorischen Umbau des bisherigen „Berufslebens" nötig machen, das Auseinandernehmen wirtschaftlicher und kultureller Funktionen, die vordem ohne Rücksicht auf innerlich-seelischen Zusammenhang („Korrelation" sagt die Wissenschaft) von einer Person verlangt wurden, andererseits ein Zusammenfassen bisher verteilter Funktionen in einer Person, falls der Zusammenhang innerlich-seelisch begründet ist.

Daß wir damit neue Formen für die Erzeugung wirtschaftlicher und kultureller Werte schaffen, kann nicht schrecken. Es kommt doch auf die Erzeugung an! Für sie aber bedeutet diese Veränderung der Verhältnisse sogar eine Steigerung. Denn die seelischen Anlagen und Kräfte werden so ja zweckmäßiger als früher in Anspruch genommen.

Noch viel höher als diese Steigerung der wirtschaftlichen und kulturellen Produktion aber steht uns, daß bei solcher Wendung des Berufsgedankens jede Berufsarbeit den Adel innerer Freiheit erhält. So lange „Beruf"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Wirtschaftsbegriff galt, wurde die Berufsarbeit durch äußere Notwendigkeit gefordert. Nach unserer Auffassung aber entspringt sie ja einer ganz inneren Nötigung, unterliegt sie einer eigenen angeborenen Gesetzlichkeit des betreffenden Menschen.

Ganz besonders betont sei dies auch gerade von der Handarbeit. Daß die Handarbeit der Beruf so Vieler ist, beruht nicht auf äußeren Ursachen. Sondern es ist eine psycho-physische Tatsache, daß die meisten Menschen gerade für Handarbeit veranlagt sind. Diese Tatsache muß ins Bewußtsein Aller gehoben werden. Dann wird ihnen klar, daß Handarbeit ebensoviel inneren Wert hat wie andere Betätigung, daß auch sie von echt-adliger Geburt ist, nämlich innerer Bestimmung entspricht.

Damit rücken wir ganz bewußt weit ab von aller materialistischen Auffassung der menschlichen Arbeit und begründen — wenn sie nicht schon da sein sollte — die idealistische Lehre vom Berufsleben.

Ist nun klar geworden, daß der Mensch nicht etwa erst dann einen Beruf hat, wenn er im bürgerlichen Leben einen Posten erhalten, sondern der Beruf mit dem Dasein und Sosein dieses Menschen schon gesetzt ist, daß jener Posten — richtig gewählt — nur die äußere Gelegenheit zur Erfüllung des inneren Berufs ist, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß das „Berufsleben" auch nicht erst mit dem Antritt jenes bürgerlichen Dienstes beginnt. Der Beruf eines Menschen ist ja für uns das Ziel seiner Entwicklung. Das heißt, er ist für uns ein kultureller, noch genauer: ein letzten Endes pädagogischer Begriff.

Hier erweist sich, wie fruchtbar, wie unendlich viel tragfähiger als der alte unser neuer Begriff von „Beruf" ist. Nach der neuen Bestimmung erfaßt dieser Begriff nicht nur das bisher so genannte „Berufsleben" (im engen Sinne des Wortes), sondern die gesamte Erziehung, er deckt uns den tiefsten Sinn aller Erziehung auf.

Erziehung hat die Aufgabe, dem Beruf jedes Menschen, seiner Idee, zur Verwirklichung zu verhelfen. Und hier wird nun deutlich, warum wir schon vorhin „Idee" für „Beruf" einsetzten. Der Erzieher muß den Beruf des Zöglings in dessen Anlagen erfassen, sich so eine Vorstellung von diesem Beruf bilden, und dann muß er seine Erziehungsarbeit nach dieser Vorstellung richten, indem er sie fortwährend fest anschaut. Eine solche angeschaute Vorstellung aber heißt: Idee.

Hier erklärt sich uns die Tragik so manchen Kinderschicksals und auch des Schicksals mancher Eltern. Weil die meisten Menschen noch nichts wissen vom Beruf in unserem Sinne, bilden sich viele schon ein Ideal vom einstigen „Beruf" ihres Kindes, ehe sie seine Idee überhaupt erfaßt haben können. Geschieht solches nicht sogar oft schon vor der Geburt des Sohnes oder der Tochter (aus wahrer Elternliebe!)? Und ergeben sich daraus nicht oft die tragischsten Konflikte besonders zu der Zeit, da der junge Mensch selbst seine „Idee" zu erfassen beginnt? Und wir könnten es doch schon seit 100 Jahren und länger wissen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„. . . . . wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Nun wollen wir jedenfalls in der öffentlichen Erziehung Ernst machen mit dem neuen Berufsgedanken. Deshalb begründen wir die Einheitsschule*). Sie ist uns keine Stätte öder Gleichmacherei (wie manche fürchten oder fürchten machen wollen), sondern diejenige Organisation des gesamten nationalen Schulwesens, die gegliedert ist unter dem einen Gesichtspunkt des „Berufs", also jeder wertvollen Veranlagung durch Schaffung verschiedener Begabungsschulen und -klassen Gelegenheit zu gehöriger Ausbildung bietet. Eine heillose Zersplitterung des Schulwesens ist davon nicht zu befürchten; denn jeder Mensch hat neben seinen individuellen so viel typische und allgemeinmenschliche Veranlagungen, daß schon dadurch die erforderliche Geschlossenheit der Schulorganisation innerlich gewährleistet wird.

Zu dieser Organisation der Einheitsschule muß unter dem Gesichtspunkt des „Berufs" auch eine neue Methode des Unterrichts und der Erziehung treten: die der „Arbeitsschule"**). In der „Arbeitsschule" kommt es nicht mehr auf das Übermitteln und Übernehmen bestimmter Wissensmengen an, sondern darauf, daß der Schüler die Methode selbständigen Schaffens, Arbeitens, Erarbeitens sich aneignet und zur Anwendung bringt, kommt es auf das Können an, nicht auf das Kennen, also auf die Entwicklung der Anlagen.

Unsere Auffassung erscheint Manchen zu individualistisch. Aber sie ist doch auch mindestens ebenso sozial! Schon, wenn man sich daran erinnert, daß Jeder, der uns folgt, alle anderen „Berufe" als ebenso innerlich notwendige dem eigenen gleich wertet, wird man dies zugeben. Und dann ist doch klar, daß gerade durch unseren Berufsbegriff die Menschen zu einem Zusammenwirken angehalten werden. Denn wenn jeder vorzüglich die Tätigkeit ausüben soll, die seiner besonderen „Idee" entspricht, dann braucht er mehr noch als sonst zur Befriedigung seiner Ansprüche des Leibes und der Seele die Unterstützung der Anderen, erkennt er seine besondere Verpflichtung im Gesamtdienst. Und gerade die Arbeitsschule erstrebt, was man mit einem Schlagwort als staatsbürgerliche Erziehung bezeichnet hat. Sie stellt durch besondere methodische Maßnahmen ihre Zöglinge von Anfang an darauf ein, daß ihnen dieser Drang nach Verwirklichung der eigenen „Idee", daß ihnen auch

*) Vgl. A. Mann, Die Einheit im neuen deutschen Schulwesen. (Erscheint in den nächsten Wochen bei Priebatsch-Breslau.)

**) Darüber Genaueres in: A. Mann, Die deutsche Kulturkrisis im Licht der Arbeitsschulidee (H. Beyer & Söhne, Langensalza, 1915).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der moderne Ruf: „Freie Bahn dem Tüchtigen!" nicht zur Frage wird: „Wie bringe ich mich vorwärts?" sondern zu der Überlegung: „Wie diene ich in meiner besonderen Weise am zweckmäßigsten der Gesamtheit?"

Entfaltung der Einzelnen im Dienst der Gemeinschaft ist das Ziel der Erziehung, die unter dem Gesichtspunkt des „Berufs" orientiert ist.

Ganz verfehlt wäre die Annahme, wir redeten einer weichlichen Erziehung, einer unangebrachten Berücksichtigung individueller Wünsche, Regungen, Triebe das Wort. Das Gegenteil ist richtig! Es wird oft genug das Berufsideal eines Menschen seiner Idee widersprechen oder jedenfalls anders gerichtet sein als diese. Wo Anlage und Neigung so miteinander in Streit geraten, verlangen wir, daß die innere Anlagenbestimmung der Neigung vorangestellt werde. Nur das nennen wir eine adlige, eine verpflichtende Berufsauffassung.

Dr. Alfred Mann.

Wehrloge und Jugendbewegung.

Eine neue Jugend wächst heran. Wir sind Zeugen einer Umwandlung, die nur langsam fortschreitet, aber darum nicht weniger verheißungsvoll ist. Sie stürzt und entthront, aber nicht durch äußere Macht, sondern weil sie Anschauungen von Grund aus ändert. Diese Revolution begnügt sich nicht damit, den Anteil der Menschen an den Lebensgütern ein wenig gleichmäßiger zu bemessen, sie will den inneren Menschen packen und ihm von dort aus Wege zu einem höheren Menschentum weisen. Seit mehr als zwei Jahrzehnten übt diese Umsturzbewegung, die Jugendbewegung unserer Zeit, ihre Wirkung aus. Ständig zieht sie weitere Kreise. Das unterliegt keinem Zweifel. In doppelter Beziehung greift sie ins Leben ein. Sie fängt an, sich neue Domänen des Lebens zu erobern. Sie setzt zum Beispiel gerade jetzt ihren Fuß in die Volksschule. Die alte Schule will sie durch ihre Ideen bezwingen. Nicht Reformen und Reförmchen — die hat's schon immer gegeben, ohne daß sie die Erlösung brachten — sondern ein Neugestalten von Grund aus strebt die Besitzergreifung an, eine gänzliche Abkehr von der alten Lern- und Wissensschule mit der Gegenüberstellung Lehrer und Schüler, und aufkeimen soll statt dessen eine wahre Gemeinschaft, die Lehrende und Lernende umfaßt, wo in gemeinsamer, freiwillig geleisteter Arbeit und Hingabe die Kräfte entfaltet werden. Eine solche Schule ist heute keine Utopie mehr. Ein Kreis von jungen Lehrern und Lehrerinnen, die aus der Jugendbewegung herausgewachsen sind, ist bereits in Hamburg am Werke, in diesem Sinne eine große Schulgemeinschaft erstehen zu lassen.

Gleichzeitig, während die Jugendbewegung diese bedeutsame Eroberung macht, setzt sie ihren Siegeszug in den Jugendvereinigungen fort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es besteht schon seit längerer Zeit kein Zweifel: alle Jugendbünde, deren Gemeinschaftsleben nicht leer und nichtig bleiben soll, müssen von den Gedanken der Jugendbewegung befruchtet werden und sind um so wertvoller, je tiefer diese Gedanken wurzeln. Glücklicherweise unterliegen immer weitere Jugendvereine ihrem Einfluß, und aller Streit, ob Jugendpflege oder Jugendbewegung am höchsten zu bewerten ist, wird hinfällig durch die Tatsache, daß unaufhaltbar jugendpflegerische Tätigkeit überflüssig gemacht wird, weil sich die Kräfte der Jugendbewegung als die stärkeren erwiesen haben.

Diesen Umwandlungsprozeß haben auch die Wehrlogen des Guttemplerordens durchmachen müssen. Ursprünglich stellten sie reine Jugendpflege dar. Die erwachsenen Guttempler haben die Wehrlogen geschaffen, weniger aus Liebe zur Jugend als zu Nutz und Frommen des Ordens. Neue Mitstreiter wollten sie gewinnen. Darum stellten sie den Jugendlichen Räume zur Verfügung, trugen den größten Teil der Kosten, boten sich als Vorsteher an, schufen die Sitzungsform, gaben eine Zeitschrift heraus, bestimmten die Gesetze, überwachten die Sitzungen, ernannten für Gau und Reich die obersten Beamten, kurz: schenkten und ordneten an. Dies alles geschah durchaus nicht in einer die Jugend kränkenden Weise; die damalige Jugend empfand kein Mißbehagen bei dieser Rolle des Beschenkten und Geleiteten. Sie war unreif und verlangte nicht nach Rechten. Heute können wir auf 15 Jahre Entwicklung zurücksehen. Mit großer Genugtuung muß festgestellt werden, daß sich das Bild vollkommen geändert hat. Der Einfluß der Jugendbewegung hat die Wandlung bewirkt. Wie's immer geht. Erst wird das Augenfälligste übernommen: das Lied, der Tanz, die Kleidung. Langsam greift's tiefer. Der Lebensstil wandelt sich. Und schließlich geschieht das Letzte, die drängenden und treibenden Gedanken, die Träger der Bewegung ziehen ein, und damit erst tritt an die Stelle des oberflächlich Angenommenen das innere Bedürfnis nach neuer und wahrer Gestaltung des Lebens. Diese zweite Stufe ist jetzt von den Wehrlogen eingenommen. Das ließ ein Jugendtag, der kürzlich in Hamburg die Wehrtempler des ganzen Reiches vereinigte, mit vollkommener Deutlichkeit erkennen.

Was den Wehrlogen bis dahin fehlte, um ein vollwertiges Glied der Jugendbewegung zu sein, der Jugendtag hat es gebracht, die Selbständigkeit. Das ist das wichtigste Ergebnis. Wie hoch dieses zu bewerten ist, kann nur der ermessen, der weiß, wie fest die Wehrlogen mit der Altersorganisation der Guttempler verwachsen waren. Es zeugt von Weitsichtigkeit und Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend, wenn diese Selbständigkeit nicht in schwerem Kampfe den Erwachsenen abgerungen, sondern gern gewährt wurde. Die aufstrebenden Wehrlogen wollen jedoch auch keineswegs den Einfluß der Erwachsenen vollständig abschütteln. Aber er soll die Jugend nicht beherrschen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur so weit Geltung haben, wie sie selber es wünscht. Sie wollen auch jetzt noch die Zusammenarbeit mit den Organisationen der Erwachsenen, den Grundlogen. Sie schämen sich ihrer Herkunft nicht und wollen Hand in Hand mit ihnen zusammenstehen. Sie freuen sich, daß sie in den Grundlogen Vereinigungen haben, in die die Wehrtempler, die ihrer Loge entwachsen sind, eintreten können, womit die Frage der Altgemeinschaften, die für manchen Bund brennend geworden ist, von vornherein eine Lösung gefunden hat.

Die errungene Selbständigkeit sichert den Wehrlogen das unbeschränkte Recht der Führerwahl. Bis zu den höchsten Spitzen hinauf wählen sie jetzt ihre Führer selbst. Nur wer von dem Vertrauen der Gefolgschaft getragen wird, kann auf den Schild erhoben werden. Damit ist das einzig würdige Verhältnis zwischen den Vorangehenden und den Nachfolgenden geschaffen. Alles andere ist Halbheit. Mit dieser Neuordnung hat sich die eine Forderung der Jugendbewegung in den Wehrlogen ihren Platz erobert, von noch weittragenderer Bedeutung ist die zweite, das Recht der Selbstbestimmung. Bis dahin bestimmten die übergeordneten Grundlogen die Art der Sitzung, sie entschieden über das Gelübde und regelten die Verwendung der Ordenssymbolik. Aus dieser alten Abhängigkeit ist die freie Selbstbestimmung geworden, die von der Vereinigung aller Wehrlogen, der Großwehrloge, ausgeübt wird. Das ist eine Entscheidung von allergrößter Tragweite, wenn man bedenkt, wie fest die Wehrlogen in den Ordensbau eingefügt sind und welche Besonderheiten, die im Wesen des Ordens liegen, nun den Beschlüssen der Wehrlogen unterstehen.

Diese Besonderheiten sind in der Öffentlichkeit zu wenig bekannt, als daß an ihnen stillschweigend vorübergegangen werden kann.

Das, was die Wehrlogen innerhalb aller Jugendverbände allein stehen läßt, ist die eigenartige Form, in der sie ihre Sitzungen abhalten. Diese Tagungsform ist die der Grundlogen, die sinngemäß auf die Sitzungen der Jugendlichen übertragen wurde. Mit einer der üblichen Vereinssitzungen haben diese Zusammenkünfte wenig Ähnlichkeit. Man vergesse nicht, daß die Logen sich ursprünglich vor allem die Aufgabe stellten, Trinker zu retten. Um diesen durch eine Leidenschaft Geknechteten erfolgreich helfen zu können, bedurfte es starker Einwirkungen. Sitzungen, die kühl, verstandesmäßig aufgebaut waren, mußten jede Wirkung verfehlen, nur wenn sie den ganzen Menschen anpackten, konnten sie Erfolg versprechen. Auch kam es darauf an, den Trinker in der menschlichen Gesellschaft zu isolieren und ihn in einen abgeschlossenen Kreis zu stellen, mit dem er sich verbunden fühlte. Beides, Einwirkung auf Willen und Gemüt, sowie die Bildung einer brüderlichen Gemeinschaft soll durch den Aufbau der Sitzung erreicht werden. Darum ist die Sitzung geschlossen, ernste Worte stehen am Eingang und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schluß, das Lied sucht den Eindruck des Feierlichen zu erhöhen, ein von allen Mitgliedern getragenes Abzeichen will die angestrebte Verbundenheit sinnbildlich zum Ausdruck bringen. Diese Tagungsform ist auf die Wehrlogen übertragen worden. Sie gibt der Wehrlogensitzung einen Charakter, der sie scharf von dem anderer Jugendvereinssitzungen abhebt. Ein großer Teil der übrigen Jugendvereine tagt wie die Erwachsenen in ihren Vereinen. Es ist ein völliger Abklatsch, Vorstandstisch, Klingel, Anordnung der Plätze, Gang des Abends, alles wie bei den Großen, trocken, geschäftsmäßig, ohne Wärme. Ein anderer Teil der Jugendgemeinschaften hat versucht, von sich aus den Abend zu gestalten. Da gibt es nichts Übernommenes. Aus den Bedürfnissen der Erschienenen heraus nimmt der Abend in ungezwungener Weise seinen Verlauf. Man singt, liest vor, hält Besprechungen. Diese Nestabende mögen höher stehen als die kopierten Vereinssitzungen. Aber volle Befriedigung gewähren sie nicht. Es fehlt das Straffe, Geordnete, meistens auch die Tiefe. Selten kommt der Nestabend über ein ganz nettes Beisammensein hinaus.

Die Wehrloge stellt einen dritten Typ dar. Ihre Sitzung hat kein Vereins- und kein Nestgepräge. Ihre hervorstechendsten Merkmale sind Geschlossenheit, Ernst und Feierlichkeit, und damit erhebt sie sich ohne Zweifel über die beiden vorgenannten Arten des Zusammenseins. Es sind ihr damit Wirkungen sichergestellt, die jeder anderen Zusammenkunft versagt bleiben.

Die Wehrlogen sind sich dieses Schatzes wohl bewußt, der ihnen durch die Logenform gegeben ist. Sie werden auch niemals diesen Charakter ihrer Sitzungen aufgeben dürfen, ohne Gefahr zu laufen, das Wertvollste preiszugeben. Die Jugendbewegung braucht diesen Typ. Die Klagen über die Flachheit der Nestabende wollen nicht enden. Menschen, die voll Verlangens sind, über den Alltag hinwegzukommen, suchen nach einer würdigeren Gestaltung ihrer Zusammenkünfte. Hier kann die Wehrloge den Suchenden den Weg weisen. Damit soll nicht gesagt werden, daß die heutige Form der Wehrlogensitzung etwas Unantastbares und Endgültiges ist, das in jeder Weise vorbildlich genannt werden kann. Vielmehr hat der Jugendtag gezeigt, daß eine ganze Reihe von Wehrtemplern die jetzige Form durchaus nicht als die letzte ansieht. Den Geist des Ernstes und der Feierlichkeit wollen auch sie, aber sie bejahen nicht alle Mittel, die heute angewandt werden. Darum fordern sie Neugestaltung und Ablegung dessen, was an Überlebtem darin steckt, damit dem Platz gemacht wird, was unserm jetzigen Empfinden völlig entspricht. Diese Wehrtempler bilden heute noch die Minderheit. Aber die Jugendbewegung wird ihren Einfluß ausüben und das Verlangen nach eigener Gestaltung aus unserer Zeit und der Jugend heraus größer werden lassen. Das ist der Dienst, den die Jugendbewegung der Wehrloge leistet, wofür diese der Jugendbewegung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Vereinigung stellt, die dank ihres festumrissenen Charakters wohl imstande sein kann, die allumfassende Gemeinschaft aller ernsthaft strebenden Jugendvereinigungen zu befruchten.

Carl Will.

Rund um uns

Kriegsgefangenenlos. Wir erhielten von einem Freunde, der sich seit langem in französischer Kriegsgefangenschaft befindet, den folgenden — auf Umwegen in unsere Hände gelangten — Brief:

Wochen, Monate sind vergangen seit der Unterzeichnung des Friedensvertrages, und immer noch ist unsere Lage unverändert. Von einer Lüge zur anderen geführt, sehnen die Hunderttausende deutscher Kriegsgefangenen mit heißer Inbrunst die erlösende Stunde herbei. Wird es für uns überhaupt noch einmal eine Befreiung aus den Händen der französischen Henkersknechte geben? Viele haben schon die Hoffnung aufgegeben und machen sich darauf gefaßt, noch einen Winter in Frankreich zuzubringen. Ein Gedanke, dessen Furchtbarkeit nur der voll ermessen kann, der selber Kriegsgefangener gewesen ist. Glauben Sie mir, unsere Lage ist jetzt viel schlechter, als während des Krieges. Da unsere Angehörigen in Deutschland durch falsche Gerüchte über unsere Heimsendung beständig in der Irre umhergeführt werden, treffen hier Geld- und Paketsendungen fast garnicht mehr ein. Die Briefpost, der einzige Sonnenstrahl in unserm Elend, kommt auch sehr spärlich. Seit dem Tage der Unterzeichnung des Friedensvertrages sind sämtliche französische Zeitungen für uns Kriegsgefangene verboten, so daß wir seit drei Monaten ohne jede Nachricht wären, wenn uns nicht deutschfreundliche Franzosen welche zusteckten. Die Behandlung, die uns hier zuteil wird, läßt oft sehr zu wünschen übrig. Man läßt es uns bei jeder Gelegenheit fühlen, daß wir recht- und schutzlos sind und als Sklaven betrachtet werden. . . . . Ist das eine Behandlung, wie sie Leuten zukommt, die bei der Verteidigung ihres Vaterlandes das Mißgeschick gehabt haben, in die Hände des Feindes zu fallen? Gefangene, die an der Bahnstrecke arbeiten, werden oft von den vorüberfahrenden Zügen aus mit Steinen, Flaschen oder Konservenbüchsen beworfen, vom Anspeien und Beschimpfen ganz zu schweigen. Und da wagt es der „Matin" noch, sich in Artikeln über das anmaßende Wesen der „prissoniers boches" zu beschweren und zu behaupten, wir pöbelten die Reisenden an. Nein, wir sind überfroh, wenn man uns in Ruhe läßt. Beschwerden von uns werden entweder ganz unterdrückt, oder es erfolgt keine Antwort darauf. Besonders Unbequeme schafft man ins Prison, um sie dort durch Hunger und alle möglichen Schikanen klein zu bekommen. Mit nackten Füßen, einer einzigen Decke und nur 400 g Brot mehrere Wochen in einem oft völlig feuchten und dunklen Prison zuzubringen, ist bei der jetzigen Witterung gewiß kein Vergnügen. An ausreichender Bekleidung mangelt es auch vollständig. Die meisten von uns haben nur ein brauchbares Hemd, viele auch das nicht einmal. Auf eine Reklamation hin antwortete der Kommandant, Hemden seien zu teuer, um welche kaufen zu können, und der Kommandant eines anderen Lagers meinte, die Gefangenen sollten nicht so viel Schokolade und kondensierte Milch kaufen, sondern alle einige Sous in eine Kasse tun, um davon Hemden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu kaufen. Ob die französischen Soldaten wohl auch von ihrer Löhnung Hemden kaufen müssen? Ich habe mich genötigt gesehen, mir für 9 Francs ein minderwertiges Hemd in der Kantine zu kaufen, wenn ich nicht ohne Hemd auf die Arbeitsstätte gehen wollte. Dabei beträgt unser täglicher Verdienst hier 90 Centimes. Mit Unterhosen und Strümpfen ist es dieselbe Sache. Wie sollen wir nur den Winter überstehen, wenn wir schon jetzt nicht genügend Kleidung haben, um uns warm ankleiden zu können! Möchte doch dieser Notschrei einen millionenfachen Widerhall finden in den Herzen des deutschen Volkes! Wenn ihr es nicht erreichen könnt, uns noch vor dem Winter heimzubekommen, so macht uns doch wenigstens unser Los hier so erträglich wie möglich! Nicht Ehrenpforten und Empfänge mit rauschender Musik wünschen wir, nein, eine durchgreifende Milderung unserer Lage. Sollte es tatsächlich nicht möglich sein, daß deutsche Kommissionen sich persönlich von den hiesigen Zuständen überzeugen? Wie lange noch sollen diese seelischen und leiblichen Martern fortdauern? Klingt es nicht wie blutiger Hohn, daß 10 Monate nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes die Lage der deutschen Kriegsgefangenen keine Besserung, sondern eine Verschlechterung erfahren hat?! . . . .

Lassen Sie diesen Notruf nicht ungehört verhallen! Helfen Sie dem, der Seite an Seite mit Ihnen gekämpft hat für unsere gemeinsamen hohen Vortruppideale! Ich bitte für mich und meine notleidenden Kameraden. Schnelle Hilfe tut not, unsere Widerstandskraft ist am Ende!

Allezeit Ihr ergebener

B. O.

Dr. Alfred H. Fried ist der Meinung, daß das Zitat aus seiner Tagebucheintragung vom 18. November, das ich auf S. 134/35 im ersten Märzheft und nochmals auf S. 521 im ersten Septemberheft gegeben habe, erst voll verständlich werde, wenn man es im Zusammenhange mit dem vorhergehenden Absatze seiner Tagebucheintragung vom 18. November 1918 lese. — Ich gebe deshalb hier die Stelle in dem ganzen, von Fried gewünschten Umfange:

„Die deutschen Truppen haben Elsaß-Lothringen geräumt. Die Franzosen sind bereits in Kolmar und Mülhausen eingerückt. Übermorgen ziehen sie mit Gepränge in Straßburg ein. Die große Frage, die seit fast einem Jahrhundert die Welt erschütterte, deren Bestehen der bornierte deutsche Chauvinismus stets geleugnet hat, die Frage, die letzten Endes diesen ungeheuren Weltkrieg hervorrief, kommt nun zur Lösung. Wie lange ist es her, daß Kühlmann sein Niemals! Niemals! Niemals! in die Welt rief? Das war auch eine der großen Täuschungen dieser Kriegsperiode. Was niemand noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten hätte, jetzt geschieht's. Und man fängt in Deutschland an, sich ganz ruhig damit abzufinden. Das deutsche Volk hat jetzt andere Sorgen. Wäre es nur früher nicht so betört worden, hätte man ihm nur nicht eingeredet, daß über diese Frage gar nicht geredet werden dürfe, wäre nicht das Alldeutschtum mit seiner schmutzigen Arroganz wutschnaubend einem jeden an den Hals gefahren, der nur versucht hatte, diesen Konflikt, der ganz Europa durch die Last der Überrüstungen bedrückte, durch Ausgleich aus der Welt zu schaffen, Deutschland stünde heute anders da. Anders! Am Fanatismus mußte dieses alte Deutschland zugrunde gehen. Wie leicht wäre es gewesen, diese Streitfrage beizulegen. Durch Abtretung eines Teiles wären die Franzosen zufrieden gewesen, und gern hätten sie noch ihre schönste Kolonie dafür gegeben. Später hätte es genügt, die Reichslande autonom zu machen. Noch im August 1914 schlug ich hier in diesem Blatte die Verleihung der Autonomie als Rettung und Ausweg vor. Ich suchte nach einem Staatsmann, der zu dieser rettenden Tat fähig gewesen wäre. — Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Jetzt ziehen die deutschen Truppen unter dem Geschimpfe und Gejohle

der Einwohner ab. Das ist der traurige Zusammenbruch der gesamten deutschen Säbelideologie, die sechs Jahrzehnte geherrscht hat.

In Paris fand gestern unter größter Glanzentfaltung das Fest zur Feier der Wiedererlangung der beiden Provinzen statt. Vor der seit 48 Jahren mit Trauerkränzen umgebenen Straßburgstatue stand die Rednertribüne. Ich beneide die Franzosen um dieses Erlebnis. Im Grund meines Herzens feiere ich mit ihnen. Man muß ein ganz bornierter Patriotarde sein, um den Sieg einer Idee, die Erfüllung einer schon fast verloren geglaubten Hoffnung nicht rein menschlich mitzuempfinden. Ich fühle mit ihnen, ein Schauer der Erregung durchzittert mich bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses. Wie mag es erst jenen ergehen, die mit dabei sein können! Ich bin nur von Trauer erfüllt darüber, daß so viel Blut fließen, so viel Glück vernichtet werden mußte, um den Franzosen das nie vergessene Land wiederzugeben."

Fried meint, nur in diesem Zusammenhange sei sein rein menschliches Empfinden mit den Franzosen verständlich. Mir ist dieses Empfinden nach wie vor nur verständlich bei jemandem, der unverständlicherweise, obwohl er Deutscher ist, die ganze Welt durch die Entente-Brille sieht. Wer dafür noch eine besondre Begründung braucht, der findet sie auf S. 135/36 unsres ersten Märzheftes. Im übrigen habe ich dort auf S. 134 ausgesprochen, „daß ich es insbesondre für ein (leider nicht ausgeführtes) Meisterstück deutscher Politik gehalten hätte, wenn etwa zur Zeit Bülows, oder auch noch später, Deutschland den Elsaß-Lothringern freie Abstimmung darüber angeboten hätte, ob sie deutsch oder französisch sein wollten; daß ich übrigens überzeugt sei, die Abstimmung wäre damals, von wenigen Grenzbezirken abgesehen, für uns ausgefallen". Ich hätte das für ein Meisterstück deutscher Politik gehalten, weil es, wie die Dinge lagen, für Deutschland sehr zweckmäßig gewesen wäre, aber wahrlich nicht, weil den Franzosen in dieser Sache irgendein Recht zur Seite stünde.

Und was die „deutsche Säbelideologie" angeht, so habe ich im ersten Märzheft auf den Seiten 139/40 nachgewiesen, daß die „Säbelideologie" gerade ein besonders französischer Besitz ist.

Übrigens hat Dr. Fried auf meinen Aufsatz „Deutscher Pazifismus" (im ersten Septemberheft des „Vortrupp") in Nr. 7/8 der „Friedenswarte" (August- und Septemberheft) erwidert. Da steht unter anderm zu lesen: „Es ist einfach unfaßbar, wie man gegenüber den klaren Vorgängen vom Juli/August 1914 für die Unschuld der deutschen Machthaber plaidieren kann." Wäre es nicht Dr. Fried, der diesen Satz geschrieben hat, dann würde ich fragen, ob er ihn auch noch aufrecht erhalten will angesichts der neuesten Enthüllungen aus Wien. Da es sich aber um Dr. Fried handelt, so wäre die Frage zwecklos: Bei Fried ist eben der Glaube an die „Schuld" der damaligen deutschen Regierung zu einer Art von religiösem Dogma geworden, dem sich die Tatsachen einfach zu fügen haben.

Hermann Popert.

Herr Geheimrat **v. Below** macht uns zu der Notiz „Veit Valentin" auf S. 502/3 im zweiten Augustheft [inzwischen noch ergänzt durch die „Druckfehlerberichtigung" auf S. 605 im ersten Oktoberheft] Zuschriften, deren wesentlicher Inhalt dieser ist: Jener Vorwurf der „Fälschung" sei Herrn Professor Valentin zuerst von Professor Eduard Meyer und Dr. G. Goldschmidt gemacht worden, Herr Geheimrat v. Below habe sich diesem Vorwurfe jetzt nur angeschlossen. Übrigens verweise er auf seine Darlegungen im „Größeren Deutschland" vom 7. Juni und 20. September 1918 (S. 725 und 1204).

Wie ungeheuerlich es ist, hier von einer „Fälschung" Professor Veit Valentins zu sprechen, ist jedem ohne weiteres klar, der die Tatsachen ansieht, die in unserm zweiten Augustheft auf den Seiten 502/3 vorgelegt sind. Und Herrn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimrat v. Belows Mitteilungen beweisen, wie recht ich hatte, wenn ich die fragliche Notiz eingeleitet habe mit den Worten: „Mit welch eigenartigen Waffen gegen Professor Veit Valentin ‚gearbeitet wird'." Es ist eben nicht nur Herr Geheimrat v. Below, der mit diesen Waffen arbeitet, sondern es sind auch Andere der gleichen Richtung. Inwiefern sich übrigens Herr Geheimrat v. Below persönlich durch dieses Vorbringen entschuldigt glauben kann, ist mir unverständlich: Er schreibt uns unter anderm: „Ich habe mich eben nur einem von angesehenen Forschern ausgesprochenen Vorwurfe „angeschlossen". Mir scheint es aber Berufspflicht eines deutschen Hochschullehrers zu sein, sich einem „Vorwurfe", der mit den Tatsachen offensichtlich im Widerspruche steht, auch dann nicht anzuschließen, wenn dieser Vorwurf von Personen erhoben wird, die er für angesehene Forscher hält.

Hermann Popert.

Wertzuwachssteuer und Währungsschmerzen. (Ein Reiseerlebnis im Herbst 1919.)

Ort: Ein Doppel-Abteil II. Klasse in der Eisenbahn, überfüllt mit Großgrundbesitzern und Pächtern, teils tätigen, teils solchen, die, vorübergehend in der Stadt wohnend, auf eine günstige Gelegenheit warten, wieder ein Gut zu kaufen oder zu pachten.

Eine lebhafte Unterhaltung darüber, daß vor dem Kriege schon die Güterpreise wahnsinnig hochgetrieben waren. Wer Grundbesitz hat, soll ihn ja behalten. Kaufen erscheint allerdings bei den heutigen Verhältnissen etwas gewagt. Darüber ist man sich einig.

„Nun soll die blödsinnige Wertzuwachssteuer kommen!" übertönt Herr A. das allgemeine Stimmengewirr. Eine Sekunde tiefes Schweigen; dann allseitige Entrüstungsrufe:

„Ja, solcher Unsinn! Was die Menschen wohl denken!" usw.

Wieder verschafft sich eine kräftige Stimme Gehör, deren Eigner erklärt: „Wenn ich 1914 mein Gut für eine Million kaufte und verkaufe es jetzt für zwei Millionen, dann ist das doch kein Wertzuwachs! Das Geld ist ja heute nichts wert! Fünfmal soviel müßte ich doch haben!" — Allgemeine Zustimmung.

„Habe ich recht verstanden, meine Herren?" ertönt eine frische Stimme aus der anderen Hälfte des Abteils, und sichtbar wird der hagere, durchgeistigte Kopf eines alten Genossenschaftsleiters, der sich von seinem Ecksitz neben dem Durchgang erhoben hat.

„Na, hat Herr v. B. etwa nicht recht?" fragt A.

„Herr A! Zahlen Sie Ihrer Haushälterin, die seit Kriegsanfang bei Ihnen ist, jetzt das Fünffache ihres damaligen Gehalts, weil unser Geld so schlecht steht?" fragt der Alte und fährt fort: „Gesetzt den Fall, Herr v. B., Sie hätten von dem Kaufpreis von einer Million, auf den Sie meines Wissens 1914 die Hälfte anzahlten, die andere Hälfte damals dem Vorbesitzer sichergestellt mit der Verpflichtung, sie am 1. Oktober 1919 auszuzahlen, würden Sie dann jetzt statt einer halben Million zwei und eine halbe Million Ihrem Gläubiger geben? Oder, was würden Sie dem Herrn antworten, wenn er mit Rücksicht auf den niedrigen Stand unseres Geldes das Fünffache dessen fordern würde, was sie ihm schulden?" — Allgemeines Schweigen.

„Wenn unsere Lehrer, Pastoren, Staatsbeamten, Kriegsbeschädigten, Kriegerwitwen, Alters- und Invaliditätsrentner wegen des niedrigen Geldstandes das Fünffache dessen beanspruchen würden, was sie vor dem Sturz unseres Geldwertes vom Staate erhielten .... meine Herren, Sie alle würden gewiß begeistert für die Bewilligung dieser Ansprüche eintreten?"

„Im Ernst wird sich ja keiner von Ihnen zu den bejammernswerten Zeitgenossen zählen, die ihr Geld flüssig machen und ins Ausland bringen. Es gibt solche, die vor dem Kriege nicht genug über ‚vaterlandslose Gesellen' schimpfen konnten; sobald aber die Zeit vorbei war, in der für ihren Geldbeutel die Regierung arbeitete, da machten sie ihren Besitz zu Geld und wurden selbst vaterlandslos. Deutschland gewinnt beim Abmarsch dieser Edlen, denen man in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dänemark usw. ihren Raub auch nicht lassen wird."

Der Zug hielt. „Auf Wiedersehen, meine Herren!" Der Alte stieg aus.

Adolf Thöl.

Empörung. Wie vor kurzem in Hamburg hat sich auch in Leipzig die Jugend gegen das Kinounwesen erhoben. Anlaß bot ein Kino, in dem ein neuer Schandfilm aufgeführt wurde: Im Paradies der Lebewelt. — In den Höhlen des Lasters. — Grund war also genug vorhanden. Etwa 300 Wandervögel zogen am Freitag, den 12. September, abends vor das Kino, wo sie singend Aufstellung nahmen. Handzettel wurden verteilt, auf denen in sehr scharfer Weise gegen die unverantwortliche Volksvergiftung durch die Kinobesitzer Stellung genommen wurde. Im Kino selbst wurde ebenfalls Einspruch erhoben.

Das Flugblatt hatte folgenden Wortlaut:

Empörung.

Die heutige Gesellschaft verfault an Leib und Seele.

Alle Jungen müssen erkennen, wie die Alten versagt haben und daß sie uns nicht helfen können. Beweis: Kino, „Kultur-Filme", Negertänze (Tango, Fox-Trott) usw.

Das darf so nicht weitergehen.

Was nützen uns alle Neuerungen, wenn das Volk auch weiterhin mit Schmutz gefüttert werden darf.

Die gesunde Jugend Leipzigs empört sich gegen diese unsittlichen Zustände.

Wir fordern die Jugend in allen Orten auf, uns zu folgen und durch Kundgebungen gleich uns in diesem Sinne zu wirken. Ebenso bitten wir alle Zeitungen, diesen Ruf abzudrucken.

Kinobesitzer, merkt euch, daß noch eine gesunde Jugend da ist, und ihr Schauspieler, die's angeht, schämt euch!

Diese Entschließung wurde in einer Versammlung der Wandervogeljugend Leipzigs gefaßt.

Zustimmungen an Wolf Seiferth, Leipzig, Zeitzer Str. 13, I. Geldüberweisungen zwecks Verbreitung dieses Flugblattes und zur Weiterarbeit in diesem Sinne auf Postscheck-Konto Leipzig 3205 (Neudeutscher Verlag).

Das war endlich mal eine Tat. In Leipzig rollt nun der Stein. Noch diese Woche kommt der Protest der Jugend im Stadtverordnetenkollegium zur Sprache. Hoffentlich hat das Vorgehen der Leipziger Jugend nachhaltigen Erfolg und findet in vielen Orten Nachahmung.

Wolf Seiferth.

Adolf Damaschke ist einer der ersten, die als Kandidat für die Reichspräsidentenschaft öffentlich genannt werden. Diese Kandidatur geht selbstverständlich von keiner politischen Partei aus, sondern von „deutschen Männern und Frauen aus allen Lagern". Falls es möglich sein sollte, einer solchen über den politischen Parteien stehenden Kandidatur tatsächlich zum Siege zu verhelfen, wäre das ein Erfolg, den auch wir mit großer Freude begrüßen würden.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Zell, Th.: Die Diktatur der Liebe. Hoffmann & Campe, Hamburg und Berlin.

— Ist die Bahn frei für den Tüchtigen? Sonderabdruck des Nachworts aus des Verfassers Werk „Die Diktatur der Liebe". Hoffmann & Campe, Hamburg und Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 17 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. Oktober 1919

Volkshaus und freideutsche Jugend.

Der Deutsche Volkshausbund will Volkshäuser als Sammelstätten errichten. In den Volkshäusern und auf Grünflächen, die sie umgeben, so heißt es in den Satzungen, sollen Männer und Frauen aller Stände, aller Parteien und Bekenntnisse, jung und alt verständnisvoll zusammenarbeiten, um unsere seelische und körperliche Bildung zu fördern, um unser öffentliches Leben zu durchgeistigen und unsere Geselligkeit zu veredeln. Man vermag dieser allgemeinen Fassung jede Deutung zu unterlegen — so z. B. die, daß der Bund nur ein Verband von Architekten darstellt, die Häuser bauen wollen. Man kann aber ebensogut vermuten, daß in den Sätzen ein Kulturprogramm enthalten ist, das den Gründern vorschwebte, aber noch nicht greifbare Form angenommen hatte. Dieses Programm ist zweifellos da, wenn es auch heute noch schwer sein mag, es herauszuarbeiten.

Wir sind uns trotz mancher warnenden Stimmen nicht klar darüber, in welcher Lage wir uns befinden. Die Zerrissenheit, die in uns ist, geht durch unser ganzes Volk. Die Gegensätze in uns und zwischen den Volksklassen sind im Laufe der letzten Monate in rasendem Tempo gewachsen. Wir nähern uns mit unheimlicher Schnelligkeit dem Abgrunde, in dem unser Volk, und damit die gesamte europäische Welt, einfach verschwinden wird. Wenn wir uns nicht bald besinnen, werden Hunger und Kälte Millionen Menschen dem Tode überantwortet haben.

Diese Besinnung ist nicht möglich durch Verbreitung von Bildung. Die Vermehrung der Volksvorträge, der Vortragskurse, der Volksbibliotheken, der Volksunterhaltungsabende werden uns deshalb allein nicht helfen. Retten kann uns nur die Durchbildung vorerst einzelner dazu Berufener zu Persönlichkeiten. Und diese kann nur geschehen im innigsten Zusammenleben, in der Gemeinschaft, in der es nicht Lehrer und Lernende, sondern nur gemeinsam Ringende gibt. Wesentlich dabei ist, daß alle vorhandenen Gegensätze überwunden werden.

Das Volkshaus ist die Stätte, die in der Stadt und auf dem Lande berufen ist, diese Aufgabe zu lösen. Ich brauche jetzt nicht mehr zu betonen, daß das „Haus" als Bau zunächst nur die Aufgabe hat, den Menschen die Stätten für diese Arbeit zu bieten. Denn eigentlich haben wir das „Volkshaus", wenn sich Menschen gefunden haben, die als Gemeinschaft zusammen leben wollen. Diese Gemeinschaft ist ein tausendmal besseres Volkshaus, als der prunkvollste Bau ohne inneres Leben.

Im einzelnen wird das „Volkshaus" verschiedene Wege gehen können, um zu seinem Ziele zu kommen. Für die größeren Städte mit Arbeitervierteln würde diese Form vorzuschlagen sein: Das Volkshaus bietet in seinem einen Teil die notwendigen Versammlungsräume, Arbeitszimmer, Festsäle; in seinem anderen vorbildliche Arbeiter und Bürgerwohnungen; auch Wohnungen für Studenten. Das Gemeinschaftsleben ist dadurch äußerlich möglich gemacht. Gibt es noch Menschen mit warmen Herzen, so kann ein wahres Gemeinschaftsleben entstehen.

In diesem Sinne können auch Volksbibliotheken, Vortragskurse, Arbeitsgemeinschaften, Feste, als Mittel dem Zwecke dienstbar gemacht werden.

Wir brauchen für unsere Arbeit erst einmal diese Menschen, die solche Volkshäuser mit dem Herzen erbauen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wollen. Wenn drei oder vier Freideutsche in ein Arbeiterhaus ziehen und dort zu arbeiten anfangen, dann haben wir die Grundlage eines Volkshauses. Das steinerne Volkshaus kommt dann schon, dafür will ja der Volkshausbund mit sorgen. Aber wir wollen von innen heraus bauen; nur dies kann uns aus unserer Not erretten.

Ferdinand Goebel.

Die Freideutschen und ihre Werk-Gemeinschaft.

Natur und Gemeinschaft sind die Grunderlebnisse der Meißner-Jugend. Die Herkunft dieser Jugend aus dem Lager des Wandervogels, der Lebensreform und der Schulgemeinde bedingen ihre für die freideutsche Entwicklung entscheidende Stellung in Natur und Gemeinschaft. Der Wandervogel- und Reformerjugend wurde die Natur in Wald und Feld, in Licht und Luft das Mittel zur Befreiung ihres Jugendwesens und zur Erneuerung der Gesellschaft. „Zurück zur Natur!" — man freute sich ihrer Reinigungskraft, aber man beließ es auch vielfach bei der Sanierung und überhörte oder mißverstand den Ruf der Freunde, die nur eine Begeisterung kannten: — „Hin zum Geist-Wesen, zur Geist-Schöpfung und -Entfaltung!" Mögen die Wyneken-Freunde in Manchem die Entwicklungskraft des primitiven, naturwüchsigen Menschenwesens unterschätzt haben, — die für das freideutsche Gemeinschaftsleben entscheidende Erkenntnis haben sie von Anfang an betätigt: Gemeinsames Wandern und Leben in der Natur bedeutet noch nicht Gemeinschaftsleben. Menschennatur wächst nicht wie eine wilde schöne Blume in dem ungepflegten Garten einer rassigen Sing-, Tanz- und Kochgesellschaft oder einer rauschgiftfreien vegetarischen Wildwuchs-Siedlung. Sie will als Kultur des Volkes und der Menschheit erlebt, erlitten und in der Gemeinschaft geistig freier Menschen nach objektiven Gesetzen gestaltet sein. Die ältere Wandervogel- und Lebensreformerjugend versäumte es, dieses Ideal der nach objektiven Gesetzen ringenden Erziehungsgemeinschaft ganz lebendig werden zu lassen: Man hat sich in kleinen, „feinen" Kreisen abgesondert, hat sich und sein kleines Leid in Freundschaft erlebt, ohne sich für eine größere Liebe und Erkenntnis zu bereiten. Oder hat sich, um sein Gewissen zu beruhigen, unters Volk gestürzt, ihm natürliches Leben gepredigt und es versäumt, den ganzen Reichtum der zeugenden Elemente unserer werdenden Kultur in sich lebendig werden zu lassen. — Nun haben wir tausende kleiner Gruppen und Grüppchen mit ihren vieltausend Selbstgenügsamkeiten, haben die großen feindlichen Brüder und Bünde mit ihren großen Engherzigkeiten und die wachsende Zahl der Jugendbewegungen, deren Gesamteffekt bei gleichbleibender Entwicklung Null zu werden verspricht. Und das zu einer Zeit, wo die Gemeinschaftsnot von Volk und Menschheit die grauenvollste Steigerung erfuhr!

Die freie deutsche Jugend, deren Vertreter 1913 auf dem Meißner sich als Träger des radikalen Erneuerungswillens, des Lebenswillens einer neuen Generation fühlten, hat ihr hohes Versprechen nicht wahr gemacht, wenn es ihr jetzt nicht gelingt, ihre Gemeinschaft bildenden Kräfte zur höchsten Steigerung und Formgebung zu bringen! —

Den großen Staatsmännern und Philosophen vor hundert Jahren war es nicht gelungen, die Idee des zur menschlichen Freiheit führenden Gemeinwesens in Herz und Willen organischer Menschengruppen zu verankern. Es fehlte die Erziehungskraft einer Gemeinschaftsstufe zwischen Familie, Freundschaft und Volk. Ohne sie kommen wir auch heute nicht aus dem Chaos heraus.

Die Werk-Gemeinschaft der Freideutschen muß seine Gemeinschaft bildende Kraft bewahren in dem Aufbau liebender Gemeinden und pädagogischer Provinzen. Wir müssen in Stadt und Land unsere Siedlungen bauen, kleine Wirtschaftskörper als genossenschaftliche Familienverbände oder größere Gemeinwesen, in denen alles auf die Idee der Erziehungs- und Werk-Gemein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft eingestellt ist: Freie Vereinigungen frei und freudig schaffender Menschen, die gemeinsame Not gemeinsam tragen und deshalb ihr persönlichstes Werk mit der Gemeinschaft vollbringen; Niederlassungen von Menschen, die den Beruf in sich fühlen, die Gemeinschaftsnot von Volk und Menschheit zu überwinden. Das Organisieren und Regieren von oben herab, das gewalttätige Zentralisieren und Schematisieren hat seine Unfruchtbarkeit erwiesen. Nur aus dem freien Zusammenschluß freier Persönlichkeiten und Gemeinden kann ein organischer Volkskörper erwachsen. Der Grundsatz der freideutschen Gemeinschaftsbildung ist Selbsterziehung durch Selbsthilfe und Selbstverwaltung.

Die geschichtliche Aufgabe des Freideutschen ist es, die ganze Kraft ihrer Jugendbegeisterung und ihres Gemeinsinns aufzubieten, um aus den kleinsten Selbstverwaltungskörpern, den Gemeinden, die Zellen einer neuen Volksgemeinschaft erstehen zu lassen. Die liebende Gemeinde sei uns der Ausdruck für die innige geistige Verbundenheit von Menschenbrüdern, die in Gemeinschaft durch Werk und Leben der Schönheit, der harmonischen Entfaltung aller menschlichen Kräfte dienen wollen.

Der Aufbau dieser Erziehungsgemeinden — Erziehung ist ja nichts anderes als die Förderung solcher Entfaltung — und pädagogischen Provinzen muß von den Freideutschen auf jede Weise begonnen werden. In jeder bestehenden und werdenden Gemeinde muß eine freideutsche Werk-Gemeinschaft ihrem Lebenswillen Geltung verschaffen. Gibt es denn schon einen geeinten freideutschen Lebenswillen, ein freideutsches „Aktionsprogramm"? — Seine Elemente sind in allen Kreisen der Meißnerjugend und ihrer Freunde lebendig. Sie können nur durch den Einheitswillen siedelnder Werk-Gemeinschaften zu organischem Zusammenschluß und Kulturreife gebracht werden. Die Ansätze dieser Kultursynthese finden sich überall. Sie müssen ins Bewußtsein erhoben und ihre triebkräftige Förderung zum Inhalt des Gemeinschaftswillens gemacht werden. —

Was eint uns in den stofflichen Grundlagen der Wirtschaft, in der Beschaffung des Kräfteersatzes? Die lebendige Erkenntnis und persönliche Verwirklichung der Forderungen der Volksgesundheitspflege, der „Rassenhygiene." Wir wissen, was Alkohol, Tabak und Fleisch, was Syphilis und Tuberkulose für den Volkskörper bedeuten, kennen und benutzen die Mittel, die Schäden zu verhüten und zu beseitigen.

Was eint uns in den formalen, den sozialen Grundlagen der Wirtschaft, in der Verwaltung, in der Ordnung und Ausbildung aller Formen des Zusammenlebens? — Die Idee der Gemeinschaft freier Persönlichkeiten. Das ist weder Diktatur, noch herkömmliche Demokratie, noch Anarchie. Jede Form des Autoritätsabsolutismus, des Mammonismus und der Verewigung des Klassenkampfes und des absoluten Naturzustandes ist uns verhaßt. Die Einheit von Kopf, Herz und Hand soll sich auch im Arbeitsleben darstellen. Das Recht auf Arbeit, auf Berufs- und Lebensfreude verbindet sich für uns mit der Pflicht, es allen Gliedern des Volkes durch treue Erfüllung von Gemeinschaftsarbeit zu gewährleisten. Nutzung und Genuß aller Naturschätze sei durch das Gemeinwesen für alle gesichert: Wir fordern ein neues Bodenrecht. Die Formen des Hand-in-Hand-Arbeitens und Sichvertragens, Arbeitsordnung und Recht sollen nicht importiert und dekretiert, sondern müssen immer aufs neue durch die Arbeitenden selbst erlebt und gestaltet werden: durch Selbstversorgung und Selbstverwaltung, Selbsterziehung.—

Was eint uns in der Bildung, der freien, vernunftgeeinten Beherrschung alles Menschenwesens, der dritten und zielsetzenden Stufe sozialen Lebens? — Die Überzeugung, daß Wirtschaft und Verwaltung in allem letztlich ihren Zielsetzungen, der Idee des schönen, des frei und freudig schaffenden Menschen dienen müssen: Wir fordern Überordnung und Autonomie der Bildung, ein Kulturparlament neben den Kammern der Wirtschaft und der Verwaltung. Wissenschaft und Kunst sollen alles soziale Leben erfüllen und zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Blüte bringen und sich selbst allen aus der Tiefe des Volkslebens aufsteigenden schöpferischen Kräften völlig öffnen: Wir wollen Wertarbeit im Handwerk, Baugewerbe und Industrie; wir erwarten eine neue Volkskunst, einen neuen Rhythmus im Gemeinschaftsleben auch durch Musik, Gesang und Tanz; wir fordern Einheitsschule, Volkshochschule und Hochschulreform. — Das frei entfaltete Eigenleben begeisterungsfähiger, unbedingter Jugend gilt uns als unersetzlicher Kulturfaktor. In neuen Jugendgemeinschaften und Schulgemeinden soll es seine Gesetze und Aufgaben erkennen und seines Wachsens froh werden. — Alle leben- und kraftdurchglühte Ehrfurcht vor dem Unnennbaren ist uns auch in ihren primitiven Glaubenshandlungen heilig. — Wir wollen uns auf alle Weise bereiten, im unsichtbaren Tempel der Menschheit mit starken Händen und reiner Seele als Gemeinschaft deutscher Menschenbrüder unser persönlichstes Werk zu vollbringen. —

Aus diesen Elementen muß sich das „Aktionsprogramm", der geeinte Tatwille der freideutschen Werk-Gemeinschaft entwickeln. Sie bieten für die Einigung des größten Teils unserer Sozialisten und Individualisten, unserer Völkischen und Übervölkischen eine Grundlage, die für die gemeinsame Arbeit genügend konkrete Aufgaben stellt, ohne bedeutende Entwicklungsmöglichkeiten auszuschließen. Die jüngere freideutsche Jugend wird sich wie bisher zur Hauptsache auf die Arbeit in Schule und Hochschule beschränken, die alte Forderung „Selbsterziehung durch neue Jugendgemeinschaften!" verwirklichen. Die ältere Generation der Freideutschen hat die Schule des Lebens zu organisieren. In neuen Siedlungen und den alten Gemeinwesen in Stadt und Land soll sie ihren immer aufs neue geprüften und vertieften Lebenswillen durchsetzen, mit den über alle Grenzen wachsenden liebenden Gemeinden der Gemeinschaftsnot von Volk und Menschheit begegnen. —

Helmut Hertling*).

*) Diese freideutsche Siedlungsarbeit wird u. a. auch gefördert durch die „Geschäftsstelle für Hochschulsiedlung" Hermann Mitgau, Heidelberg, Ludwigsplatz 10b und durch das Landsgemeindehaus, gemeinnütziges Unternehmen freideutscher Jugend, Berlin S 54, Sophienstraße 23, das kostenlos Werbeblätter schickt.

Volkshochschule Marloffstein.

In unserem zweiten Augusthefte hat uns Schultz-Hencke den Plan seiner Freien Volkshochschule entwickelt. Nun soll unabhängig davon, ob diese Volkshochschule Marloffstein in nächster Zeit zustande kommt, im Wintersemester, und zwar vom 1. Januar bis 1. April 1920, in Erlangen eine Arbeitsgemeinschaft — auch für Nicht-Studenten — gebildet werden. Thema: Einführung in den Sinn der gegenwärtigen Kultur.

Zugrunde gelegt wird das Buch von Oswald Spengler: „Der Untergang des Abendlandes." Die Wahl dieses Buches entspringt nicht der Absicht, seine Lehren als gültig zu verbreiten. Es soll nur die Grundlage bilden, auf der die Arbeit — in Gestalt von Diskussionen und Referaten — sich aufbaut. Ernsthafte Mitarbeit ist Bedingung. Referate werden schon vorher verteilt.

Es ist zunächst beabsichtigt, die volle Arbeitskraft der Teilnehmer in Anspruch zu nehmen. Finden sich aber mehrere, die nur den halben Tag oder nur einige Tage der Woche zur Verfügung stellen können, so wird darauf Rücksicht genommen werden. Das muß aber schon bei der Anmeldung mitgeteilt werden*).

Leiter der Kurse werden zunächst sein: Max Bondy und Harald Schultz-Hencke. Vielleicht kommen auch noch andere. Eine Auslese der Teilnehmer bleibt grundsätzlich vorbehalten.

Für die drei Monate werden von jedem Teilnehmer 100 M. erhoben. Verpflegen muß sich jeder selbst. Die Volksküche in Erlangen ist gut. Dafür, daß eine genügende Zahl von Buden

*) Anmeldungen möglichst sofort an: Harald Schultz-Hencke, Burg Marloffstein bei Erlangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Verfügung steht, hoffen die Leiter bei frühzeitiger Anmeldung sorgen zu können.

Aus der Gesellschaft der Denker.

Inmitten des Ozeans des Werdens wachen wir auf einem Inselchen, das nicht größer als ein Nachen ist, auf, wir Abenteurer und Wandervögel, und sehen uns hier eine kleine Weile um: so eilig und so neugierig wie möglich, denn wie schnell kann uns der Wind verwehen oder eine Welle über das Inselchen hinwegspülen, so daß nichts mehr von uns da ist! Aber hier, auf diesem kleinen Raume finden wir andere Wandervögel und hören von früheren — und so leben wir eine köstliche Minute der Erkenntnis und des Erratens, unter fröhlichem Flügelschlagen und Gezwitscher mit einander, und abenteuern im Geiste hinaus auf den Ozean, nicht weniger stolz als er selber.

Friedrich Nietzsche.

Ein Jugendtag der Wehrlogen.

Die Wehrtempler haben ihren großen Tag gehabt. Nach mehrfachem Aufschieben konnte vom 27.—29. September der langersehnte Jugendtag in Hamburg stattfinden. Aus allen Gauen Deutschlands kamen sie, Jungen und Mädchen. Das übliche Bild: frohe, aufrechte, gläubige Jugend.

Die Verhandlungen zeitigen ein überaus wichtiges Ergebnis. Sie bringen den Wehrlogen die Selbständigkeit. Bis dahin waren sie den Grundlogen untergeordnet. Jetzt sind sie ihnen gleichgestellt. Damit wird der 28. September zu einem der bedeutungsvollsten Tage in der Geschichte der Wehrlogenbewegung. Jetzt wählen die Wehrlogen ihre Führer selbst. Die Wahl findet gleich statt.

Hedwig Heinrich wird Großwart, Theo Gläß Schriftleiter der „Deutschen Jugend", beides junge Kräfte, die vor einigen Jahren noch Wehrtempler waren.

Debatten bringt der erste Tag nicht. Die Wehrtempler sind einig in ihrer Forderung der Unabhängigkeit, die Erwachsenen widerstreben nicht.

Aber am zweiten Tag tauchen die Gegensätze auf. Es geht um die Ordenssymbolik. Zum erstenmal wird sie auf einem Jugendtag angegriffen. Das von den Grundlogen übernommene altehrwürdige Abzeichen, der Ordenskragen, wird bekämpft. Gleich scheiden sich die Geister. Die eine Gruppe wurzelt tief im Überkommenen. Die ganz eigene Satzungsform der Wehrloge mit ihrem ernsten Inhalt erscheint ihr nur möglich unter Beibehaltung eines äußeren Abzeichens. Eine Aufgabe des Ordenskragens würde für sie eine Leere bedeuten. Die andern empfinden ihn als befremdlich, unschön, der nicht Weihe gibt, sondern nimmt und lähmend auf die Ausbreitung der Wehrlogengedanken wirkt. Empfinden steht gegen Empfinden. Verstandesgründe wollen nichts verschlagen. Die Abstimmung zeigt, daß sich die Mehrheit für Beibehaltung des Ordenskragens ausspricht.

Die Besprechungen nehmen einen ruhigen, sachlichen Verlauf. Wehrtemplertage sind immer gut diszipliniert, ein Verdienst der straffen Arbeitsordnung, unter der die Wehrlogen tagen. Aber einmal wollen die Wogen höher gehen. Es handelt sich um den Namen. Soll es bleiben bei der im Kriege angenommenen Bezeichnung Deutscher Guttemplerorden (J. O. G. T.), wo die Betonung auf dem Worte Deutsch liegt, oder soll eine Rückkehr zur alten Bezeichnung „Deutschlands Großloge II des Internationalen Guttemplerordens" erfolgen, wo das Wort international nicht bescheiden in einer Klammer steht? Sofort erwachen die politischen Leidenschaften. Nur um Haaresbreite geht's an einem Abgrund vorüber.

Die erhebendste Stunde des Jugendtages verlebten wir in der Kirche. Die schönste Kirche Hamburgs, die Michaeliskirche, das Meisterwerk Sonnins, nahm uns am frühen Morgen auf. Der Gang der Feier wich von dem üblichen Gottesdienst vollkommen ab und war selbständig aufgebaut worden. Er sei angegeben:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Eingangslied:
   Großer Gott, wir loben dich.
2. Liturgie:
   a) Gebet von Mörike.
      Antwort der Gemeinde:
      Herr, erbarm, erbarme dich, über uns sei, Herr, dein Segen! usw.
   b) Worte von E. M. Arndt:
      Antwort der Gemeinde:
      Wahrhaft und treu, furchtlos und frei! Sei unsre Losung im Streite ....
   c) Joh. 8, 31—36:
      Antwort der Gemeinde:
      Höre das Wort! Vater, auf Leben und Sterben...
3. Orgelspiel. Präludium und Fuge C-Dur von Bach.
4. Hauptlied:
   Wachet auf, erhebt die Blicke.
5. Predigt.
6. Predigtlied:
   Treu stehen wir alle...
7. Schlußliturgie.
8. Schlußlied:
   Wir loben dich oben, du Lenker der Schlachten.

Der Gottesdienst war wie aus einem Guß. Der feierliche Raum, die Gewalt der großen Orgel, der Schwung der Predigt, der harmonische Aufbau der Liturgie, alles zusammen ergriff und verband die Gemeinde.

Carl Will.

Wir zerbrechen das Schwert!

So stehen nun alle Staaten jetzt gegeneinander: Sie setzen die schlechte Gesinnung des Nachbars und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung aber ist eine Inhumanität, so schlimm und schlimmer als der Krieg: ja, im Grunde ist sie schon Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Immoralität unterschiebt und dadurch die feindselige Gesinnung und Tat zu provozieren scheint. Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Notwehr muß man ebenso gründlich abschwören als den Eroberungsgelüsten. Und es kommt vielleicht ein großer Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „wir zerbrechen das Schwert" — und sein gesamtes Heerwesen in seinen letzten Fundamenten zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muß: während der sogenannte bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut und halb aus Haß, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zugrunde gehen, als hassen und fürchten, und zweimal lieber zugrunde gehen, als hassen und fürchten zu machen, — dies muß einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden! — Friedrich Nietzsche.

Ein Hemmschuh der Kultur.

Wenn wir hören: dort haben die Männer nicht Zeit zu den produktiven Geschäften; Waffenübungen und Umzüge nehmen ihnen den Tag weg, und die übrige Bevölkerung muß sie ernähren und kleiden, ihre Tracht aber ist auffallend, oftmals bunt und voll Narrheit. . . —: „es ist das Bild einer barbarischen in Gefahr schwebenden Gesellschaft". Vielleicht daß der Eine hinzufügt: „es ist die Schilderung Spartas"; ein Anderer aber wird nachdenklich werden und vermeinen, es sei unser modernes Militärwesen beschrieben, wie es inmitten unsrer andersartigen Kultur und Sozietät dasteht, als ein lebendiger Anachronismus, als das Bild, wie gesagt, einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft, als ein posthumes Werk der Vergangenheit, welches für die Räder der Gegenwart nur den Wert eines Hemmschuhs haben kann.

Friedrich Nietzsche.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 21 1. Novemberheft

Gemeindebestimmungsrecht.

Vor vierundzwanzig Jahren war es, in einer kleinen norwegischen Stadt.

Der ganzen Bevölkerung hatte sich eine seltsame Erregung bemächtigt. Eine Stimmung herrschte, die beinahe einen festlichen Charakter trug. Zum ersten Male sollten die Männer und Frauen der Stadt von einem Recht Gebrauch machen, das ihnen im Vorjahre durch ein neues Staatsgesetz beschert worden war. In diesem Gesetz hieß es: „Alle Männer und Frauen der Gemeinde, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, besitzen das Recht, durch Abstimmung darüber zu entscheiden, ob der Branntweinhandel innerhalb der Gemeinde weiter bestehen oder abgeschafft werden soll . . . . Alle fünf Jahre muß eine neue Abstimmung stattfinden."

Die Frauen waren besonders erregt. Aus den Dörfern der Umgegend kamen Bäuerinnen und Mägde herbeigeeilt, um während der Abstimmungsstunden den Städterinnen die tägliche Arbeit im Hause abzunehmen, damit nur keine an der Wahlurne fehle. „Die Frauen" — so lautet es in einem Bericht aus jenen Tagen — „nahmen den lebhaftesten Anteil. Sie faßten ihre Abstimmung gewöhnlich als eine religiöse Pflicht auf, eine willkommene Gelegenheit, Gutes zu tun. Sie gingen zur Abstimmung still und andächtig, wie sie zur Kirche gehen. Nicht selten legten sie ihre religiösen Gefühle in die Handlung hinein. Mehrmals hörte man ein ‚Im Namen Jesu', wenn der Stimmzettel in die Urne gelegt wurde." Wofür diese Frauen stimmten, darüber war niemand im Zweifel.

Dann kam die Zeit des Wartens, bis in die Nacht hinein. Als das Abstimmungsergebnis verkündet und bekannt wurde, daß die Mehrheit sich für die Abschaffung des Branntweinhandels entschieden habe, waren Freude und Jubel unbeschreiblich groß. „Man sah Frauen, die nie miteinander gesprochen hatten, einander die Hände drücken, während ihnen die Tränen in den Augen standen."

* * *

Seitdem haben viele Abstimmungen über Getränkehandel und -ausschank stattgefunden. Nicht nur in Norwegen, sondern auch in andern skandinavischen Ländern und vor allem in Nordamerika und Australien ist dieses Abstimmungsrecht, das den angelsächsischen Ländern entstammt, wieder und wieder mit dem Erfolge ausgeübt worden, daß der Alkohol-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verbrauch in starkem Maße eingedämmt wurde und in den breiten Volksschichten sich die Stimmung mehr und mehr gegen den Alkoholhandel richtete. In dem kleinen isländischen Staatswesen, wie in dem Riesenreich der nordamerikanischen Union hat das Gemeindebestimmungsrecht (so bezeichnet man dieses Recht der Gemeindemitglieder, innerhalb ihres Gemeinwesens über das Schicksal des Alkoholhandels abzustimmen)*) schrittweise den Weg zum Staatsverbot geebnet. Das heißt: Die wachsende Anteilnahme an der Entscheidung darüber, wie weit das Alkoholgewerbe zu dulden sei, hat der Bevölkerung dieser Länder das soziale Gewissen geschärft und sie die großen und mannigfachen Gefahren des Alkoholismus immer deutlicher erkennen lassen. So ward man schließlich reif für die Forderung eines Staatsgesetzes, das Herstellung und Ausschank geistiger Getränke im ganzen Lande verbietet.

* * *

In Deutschland gibt es gesetzliche Bestimmungen, die das Gemeindebestimmungsrecht in irgendeiner Form darstellen, bis jetzt noch nicht. Aber seit Jahren schon ist unter den deutschen Alkoholgegnern eine kleine Schar fleißig am Werke, um den Gedanken ins Volk zu tragen, daß die Verantwortung für die herrschende Alkoholnot in die Hand jedes einzelnen Volksgenossen gelegt werden müsse. Die planmäßige Werbearbeit für diesen Gedanken begann im Jahre 1907, nachdem Hermann Popert in dem schon erwähnten Flensburger Vortrage „Ein Schritt auf dem Wege zur Macht"**) die Abstinenten und die Anhänger des Frauenstimmrechts aufgefordert hatte, sich zum Kampfe um das Gemeindebestimmungsrecht zu verbünden.

Bei einem Gemeindebestimmungsrecht, das für Deutschland in Frage käme, kann es sich natürlich zunächst nicht, wie das damals in Norwegen und anfänglich auch in den angelsächsischen Ländern der Fall war, um ein Stimmrecht handeln, kraft dessen über Zulassung und Abschaffung

*) Früher war zur Kennzeichnung dieses Abstimmungsrechtes das dem Englischen entnommene Wort „Lokaloption" in Deutschland gebräuchlich, bis im Jahre 1907 Hermann Popert in seinem Vortrage „Ein Schritt auf dem Wege zur Macht", den er auf dem 5. Deutschen Abstinententage zu Flensburg hielt, das Wort „Gemeindeverbotsrecht" prägte. Zwei Jahre darauf, als der „Allgemeine deutsche Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus" sich anschickte, an den Reichstag eine Eingabe zur Erlangung dieses Rechtes zu richten, und mir, als dem damaligen Geschäftsführer des Verbandes, die Vorbereitung der Eingabe oblag, hielt ich es für zweckmäßig, eine weniger herausfordernde und dabei die Sache noch genauer treffende Bezeichnung zu wählen. So kam ich auf das Wort „Gemeindebestimmungsrecht", das sich seitdem in den Ländern deutscher Zunge eingebürgert hat.

**) Der Vortrag ist im Druck erschienen bei Gustav Fischer in Jena: Ein Schritt auf dem Wege zur Macht, ein Wort an die deutschen Abstinenten und die deutschen Anhängerinnen und Anhänger des Frauenstimmrechts, von Dr. jur. Hermann M. Popert. Preis (vor der Teurungszeit) 50 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Branntweinhandels und -ausschanks entschieden wird. Ganz abgesehen davon, daß in Deutschland gar nicht der Branntweinverbrauch den Schwerpunkt des Alkoholismus ausmacht, sondern daß bei uns der Kampf gegen den Alkoholismus vor allem ein Kampf gegen die mit dem Biergenuß verknüpfte Trinksitte ist, würde man bei dem gegenwärtigen Stande der Aufklärung unseres Volkes über die Alkoholschäden für die Forderung eines Verbotes, das sich gegen Alkoholhandel und -ausschank richtet, noch keine nennenswerte Anzahl von Stimmen werben können. Näher liegt es, nach dänischem Vorbilde zunächst einmal das Gemeindebestimmungsrecht gegen die Bewilligung neuer Ausschankberechtigungen anzuwenden. Dabei bleibt ja immer noch die Möglichkeit gewahrt, für eine spätere Zeit weitere Maßregeln vorzusehen.

Infolgedessen geht nun schon seit einer Reihe von Jahren das Bestreben der deutschen Alkoholgegner dahin, gesetzliche Bestimmungen herbeizuführen, die in erster Linie den einzelnen Gemeindemitgliedern Einfluß auf die Schankbewilligungen verleihen. Das begann im Herbst 1910 auf dem 7. Deutschen Abstinententage, der in Augsburg stattfand. Die Teilnehmer der Tagung beschlossen, in einer an den Deutschen Reichstag zu richtenden Eingabe eine Änderung der Gewerbeordnung zu fordern; es solle in die Gewerbeordnung ein § 33a des folgenden Wortlauts eingefügt werden (während die zurzeit bestehenden Paragraphen 33a bis c entsprechend anders bezeichnet werden müßten):

Jede Gemeinde des Deutschen Reiches hat das Recht

1. über jede Gerechtsame für Ausschank geistiger Getränke oder Kleinhandel mit geistigen Getränken durch Abstimmung der volljährigen männlichen und weiblichen Einwohner der Gemeinde die Entscheidung zu treffen;

2. durch Abstimmung der volljährigen männlichen und weiblichen Einwohner der Gemeinde eine grundsätzliche Entscheidung darüber herbeizuführen, ob in ihrem Gebiet künftig überhaupt Gerechtsamen für Ausschank von geistigen Getränken oder Kleinhandel mit geistigen Getränken erteilt werden sollen;

3. durch Abstimmung der volljährigen männlichen und weiblichen Einwohner der Gemeinde den Ausschank oder die gewerbsmäßige Veräußerung geistiger Getränke oder beides auch in andrer Weise als im Wege der Ziffer 2 zu beschränken oder ganz zu verbieten; die Beschränkung kann insbesondere auch so erfolgen, daß die Gesamtzahl der Gerechtsamen für Ausschank oder Kleinhandel oder das Verhältnis ihrer Zahl zur Zahl der Bevölkerung beschränkt wird, oder daß das Recht zur Ausübung der Schankberechtigung mit dem Eintritt eines Zeitpunktes erlischt.

Aus dem Wortlaut dieser Bestimmung, für deren Einführung namentlich in jüngster Zeit eifrig geworben wird, geht schon ohne weiteres hervor, daß der Begriff Gemeindebestimmungsrecht nicht eng umgrenzt

ist. Es handelt sich um Maßnahmen sehr verschiedener Art und Wirkung. Was im besonderen die Abstimmung angeht, so braucht diese nicht unbedingt in abgeschlossenen Gemeinden vorgenommen zu werden; sie kann auch in kleineren oder größeren Bezirken einer Gemeinde, einer Stadt oder eines Landgebietes erfolgen, ja, sich unter Umständen auch nur auf eine einzelne Straße oder den Häuserblock einer Großstadt erstrecken. Eine noch größere Mannigfaltigkeit weisen die bereits seit längerer oder kürzerer Zeit in Kraft stehenden Gemeindebestimmungsrechts-Gesetze des Auslandes auf. Alle gesetzlichen Verordnungen aber, die als Gemeindebestimmungsrecht bezeichnet werden können, haben das eine Merkmal gemeinsam, daß es sich um ein Stimmrecht aller erwachsenen männlichen und weiblichen Mitglieder einer Gemeinde oder eines Bezirkes usw. handeln muß. Es ist wichtig, dies hervorzuheben, da gelegentlich bei Erörterungen über das Gemeindebestimmungsrecht der Versuch gemacht wurde, diesen Begriff noch weiter zu ziehen und z. B. selbst da, wo die Entscheidung über Ausschank und Handel mit geistigen Getränken lediglich der Gemeindevertretung zusteht, vom Gemeindebestimmungsrecht zu sprechen. Das würde indessen zu weit führen. Die Abstimmung aller männlichen und weiblichen Gemeindemitglieder muß als das wesentliche Kennzeichen des Gemeindebestimmungsrechts gelten.

* * *

Die starke Einschränkung, die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei während des Krieges erfahren haben und noch erfahren, und die daraus folgende Abnahme der Trunksucht, die zweifellos festzustellen ist, hat vielfach zu der Ansicht geführt, daß eine Bekämpfung des Alkoholismus in Deutschland kaum noch notwendig sei. Auf keinen Fall, so meinen manche, bedürfe es irgendwelcher Maßnahmen, die das ohnehin schon stark beschnittene Alkoholgewerbe noch mehr beengten und hier und da sogar sein Bestehen in Frage stellten.

Wer die Dinge, auf die es hier ankommt, nicht genau kennt, wird eine solche Auffassung für nicht ganz unberechtigt halten. In der Tat haben sich die Trunkenheitsfälle während der letzten Jahre sehr vermindert. Die widerwärtigen Trink- und Trunkenheitsszenen, die in den Großstädten früher zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten, sind sehr viel seltener geworden. Der Vorrat an berauschenden Getränken war und ist ja noch jetzt recht knapp. Was heute an Bier und Branntwein hergestellt wird, macht nur einen kleinen Teil der vor dem Kriege hergestellten Mengen aus, und der Alkoholgehalt des Bieres, dessen Geschmack zurzeit übrigens von den meisten Biertrinkern nicht sehr geschätzt wird, ist durchweg beträchtlich gesunken.*)

*) Für das laufende Wirtschaftsjahr beträgt die zur Bierbereitung freigegebene Gerstenmenge im linksrheinischen Bayern 15%, im rechtsrheinischen Bayern 10% und im übrigen Reich 5% des Friedensverbrauches.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß dieser durch die Kriegsverhältnisse erzwungene Rückgang des Alkoholismus eine Erscheinung von längerer Dauer sein werde. Vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, sobald die Alkoholindustrie nur größere Mengen Getreide und Kartoffeln zur Herstellung berauschender Getränke erhalten kann, der Bier- und Branntweinvorrat auf den früheren Umfang wieder anwachsen und dann genau so viel, wenn nicht noch mehr, getrunken werden wird, als dies vor dem Kriege der Fall war. Die erzwungene Enthaltsamkeit wird bei sehr vielen Volksgenossen nur allzu rasch der alten Trinkgewohnheit Platz machen. Dazu kommt, daß ein nicht ganz kleiner Teil unsres Volkes in Wirklichkeit gar nicht vom Alkoholgenuß entwöhnt ist. Die Kriegsteilnehmer sind in ihrer Mehrzahl sogar — bisweilen sehr gegen ihren Willen — durch die zum Teil ganz unsinnigen Verpflegungsweisen an einen regelmäßigen Alkoholgenuß erst gewöhnt worden. Dabei soll gar nicht, was in diesem Zusammenhange sehr nahe läge, auf die Trinksitten, wie sie in der Etappe üblich waren, eingegangen werden. Übrigens hat man auch in der Heimat beileibe nicht überall Enthaltsamkeit oder auch nur Mäßigkeit geübt. Während Bier- und Branntweinbereitung zwangsweise eingeschränkt wurde, fand der Wein um so mehr Liebhaber. Man denke nur an das Folgende: Vor dem Kriege wurden in Deutschland an einheimischem Sekt jährlich rund 10 Millionen Flaschen verbraucht; im Jahre 1917 war der Verbrauch auf mehr als 20 Millionen Flaschen gestiegen!

Nein, ein großer Teil unsres Volkes ist nicht vom Alkohol entwöhnt worden.*) Und wäre er es, lebte tatsächlich das ganze Volk jetzt nüchtern und ohne Wunsch nach betäubendem Trank, wir hätten wahrlich alle Ursache, diesen Zustand zu einem dauernden zu machen. Uns sollte in dieser Zeit der schlimmsten Not kein Mittel zu teuer, keines zu umstürzend und rücksichtslos sein, um unser Volk bei seiner Nüchternheit zu erhalten oder vielmehr es wirklich erst zur Nüchternheit zu führen. War es schon vor dem Kriege ein Wahnsinn, jährlich dreieinhalb bis vier Milliarden Mark für geistige Getränke aufzuwenden, so kann sich unter den gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen das deutsche Volk diese Vergeudung auch nicht zum allerkleinsten Teile leisten. Wir müssen sparen, wo wir nur können: nicht nur mit Geld und Geldeswert, die zum Eintausch des Notwendigsten dienen müssen, nicht nur mit Speise und Trank, die wir nicht zu schädlichen und schwächenden Genußmitteln verkommen lassen dürfen; wir müssen gleichermaßen sparen mit unsrer

*) Tatsächlich vom Alkohol entwöhnt worden ist allerdings ein großer, wenn nicht der größte, Teil unserer jetzt heimkehrenden Kriegsgefangenen. Für sie, die es aus mannigfachen Gründen besonders schwer haben, sich wieder in die heimatlichen Verhältnisse einzuleben, dürfte eine Rückkehr zum alten Trinkleben in zahlreichen Fällen geradezu verhängnisvoll werden. Es muß ihnen geholfen werden, ehe es zu spät ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kraft, von der wir nicht ein Stäubchen missen können beim Aufbau des neuen Lebens unsres Volkes; sparen mit der Kraft des Leibes und der Seele! Es geht nicht an, daß, wie in den vergangenen Jahren, auch künftighin die Arbeitsleistungsfähigkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit durch ein Taumelleben unwürdigster Art mutwillig herabgesetzt wird, und daß jährlich Tausende und Abertausende unsrer Volksgenossen jenen Seuchen verfallen, deren Schrittmacher der berauschende Trank ist. In der Zeit, die uns bevorsteht, bedürfen wir aber vor allem bedeutender seelischer Kräfte, die sich bei einer Lebensweise, wie sie unter den Trinksitten der Jahre vor dem Kriege allgemein üblich war, nicht oder doch nur ungenügend entwickeln können. Eine der Hauptursachen unsres Niederganges, und jedenfalls das größte Hindernis unsres Aufstieges ist die weitverbreitete ungeheure Verflachung, das Haftenbleiben am Grobstofflichen und das durch Mammonsjagd, Alkohol und Genußsucht fast ganz erstorbene Bedürfnis nach seelischer Vertiefung und nach Überwindung aller herabziehenden Mächte.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen: Wenn je ein planmäßiger Kampf gegen die Alkoholgefahr berechtigt war, so ist er es jetzt. Daher rüsten sich nun die einzelnen Vereinigungen der Alkoholgegnerbewegung, die während des Krieges in ihrer Arbeit stark gehemmt waren und zum Teil nicht geringe Verluste erlitten haben, von neuem zu diesem Kampfe. Überall regen sich die Herzen und Hände. Wege und vorläufige Ziele sind begreiflicherweise je nach der Art der einzelnen Vereinigungen verschieden. Aber darin herrscht unbedingte Einigkeit, daß mit grundsätzlichen Betrachtungen, mit Erörterungen über fernliegende oder strittige Dinge, kurz: mit unfruchtbarer Arbeit keine Zeit vergeudet werden darf, jetzt am allerwenigsten. Will man das in den Kriegsjahren Versäumte einholen, muß rasche, zweckdienliche Arbeit geleistet werden.

Da ist es nun bezeichnend, daß wir in dem Arbeitsplane der meisten und jedenfalls der bedeutendsten Alkoholgegnervereinigungen die Werbung für das Gemeindebestimmungsrecht angeführt finden. Man ist sich in diesen Vereinen klar darüber, daß hier eine Arbeit zu leisten ist, die nicht länger mehr beiseite geschoben werden darf und besonders jetzt Aussicht auf Erfolg verspricht. Übrigens hat sich noch während des Krieges, im September des vergangenen Jahres, eine Vereinigung gebildet, die ausschließlich die Aufgabe hat, für den Gemeindebestimmungsrechts-Gedanken zu werben. Es ist der „Deutsche Bund für Gemeindebestimmungsrecht", der, auf breiter Grundlage gebildet, nicht etwa nur ausgesprochene Alkoholgegner zu seinen Mitgliedern zählen will. Er wünscht vielmehr alle diejenigen Volksgenossen in sich zu vereinigen, die einen Einfluß weiter Kreise auf die Entwicklung des Alkoholgewerbes, insbesondere auf die Erteilung von Schankbewilligungen, für notwendig halten. Vorsitzender des Deutschen Bundes für Gemeinde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestimmungsrecht ist Dr. med. A. Holitscher (Arzt in Pirkenhammer bei Karlsbad), einer der umsichtigsten und tatkräftigsten Führer der deutschen Nüchternheitsbewegung; die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich in Berlin (W 57, Bülowstraße 5)*).

An Betätigungsmöglichkeiten wird es dieser Vereinigung ganz sicher nicht fehlen. Die Erteilung von Schankberechtigungen, die an den meisten Orten während der Kriegsjahre stark abgenommen, ja fast ganz aufgehört hatte, ist seit Beendigung des Krieges wieder recht im Schwunge. In einer Zeit, in der so viele Menschen gezwungen sind, sich einen neuen Beruf zu suchen, kann es nicht wundernehmen, daß der Andrang gerade zum Beruf des Schankwirtes besonders stark ist. Es gibt kaum einen zweiten Beruf, in dem so viele ungelernte Kräfte tätig sind. Die irrige Ansicht ist nun einmal weit verbreitet, daß, wer sonst nicht vorwärts kommt, immer noch Wirt werden könne. Die Schankbewilligungsbehörden sind in einer schwierigen Lage: Kann einem Manne, der 4 Jahre lang im Felde stand und seine wirtschaftliche Stellung zum Opfer gebracht hat, die Schankberechtigung versagt werden? Darf er nicht verlangen, daß man ihm bei der Wahl des neuen Berufs keine Hindernisse in den Weg legt? — Wird die Behörde dennoch die Schankbewilligung ablehnen — etwa weil es dem Bewerber, vom sittlichen Standpunkte aus gesehen, an den erforderlichen Eigenschaften fehlt oder der Wirtschaftsraum den polizeilichen Ansprüchen nicht genügt oder aus sonst irgendeinem sachlich durchaus triftigen Grunde —, so bestand bisher in hohem Maße die Gefahr, die auch noch nicht geschwunden ist, daß der Bewerber die Ablehnung politisch ausbeutet und die Straße zum Rächer der ihm vermeintlich zugefügten Unbill aufruft.

Daß unter solchen Umständen unzählige Schankberechtigungen erteilt werden, auch wenn der Schade, der den einzelnen Bewerbern daraus erwächst, sicher vorauszusehen ist, liegt auf der Hand. An dieser aus mehr als einem Grunde sehr bedenklichen Sachlage können aber die zurzeit in Deutschland gültigen Schankgesetze nichts ändern. Was dringend nottut, ist, daß in jedem einzelnen Falle, wo eine Schankberechtigung begehrt wird, die Bevölkerung selbst ihren Einfluß geltend macht. Die Männer und Frauen des betreffenden Ortes müssen das Recht haben, durch Abstimmung darüber zu entscheiden, ob die Schankberechtigung erteilt werden soll oder nicht. Es ist also das Gemeindebestimmungsrecht, das gefordert werden muß. Eine Behörde kann ihrem ganzen Wesen nach letzten Endes nur bürokratisch entscheiden, die Bevölkerung dagegen hat in viel höherem Maße die Möglichkeit, nach rein menschlichen Grundsätzen zu urteilen. Und das ist es, worauf

*) Die Geschäftsstelle versendet Auskunfts- und Werbeblätter. Der Mitgliedsbeitrag für Einzelmitglieder — auch Vereine und Körperschaften werden aufgenommen — beträgt 4 M. jährlich; damit ist auch der Bezug der Bundeszeitschrift „Die Abstinenz" bezahlt. Postscheckkonto: Paul Kaupisch, Berlin Nr. 17567.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es hier ankommt. Man soll sich bei Erteilung einer Schankberechtigung der Verantwortung bewußt sein, die man dadurch auf sich lädt. Es handelt sich nicht etwa hauptsächlich um das Wohl und die Daseinsmöglichkeiten des Wirtes oder des Grundeigentümers, wie das bisweilen aus den bürokratischen Erwägungen einer Schankbewilligungsbehörde hervorgehen mag, sondern in allererster Linie um das Wohl der Gesamtheit. Eine Behörde ist meist geneigt, die Schankgerechtsame zu erteilen, sobald alle rein äußerlichen Bedingungen erfüllt sind, gegen den Bewerber nichts Nachteiliges einzuwenden ist und alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß dieser in der Wirtschaft, die er übernehmen oder gründen will, auf seine Kosten kommt. Wird aber die Bevölkerung zur Entscheidung aufgerufen, so mag für sie wohl in manchen Fällen gerade die Ertragsfähigkeit der Wirtschaft ein Grund sein, die Berechtigung nicht zu erteilen. Die Einzelnen, die abzustimmen berufen sind, werden möglicherweise dabei an die vielen Männer denken, denen die neue Wirtschaft zum Verderben gereichen wird, und an die Tränen der Frauen und Kinder, die bei wachsender eigener Not und Armut, dem zunehmenden Wohlstande des Wirtes fluchen werden.

Welche Bedeutung gerade in dieser Beziehung das Frauenstimmrecht hat, ist ohne weiteres klar. Eine Frau, die weiß, daß jede neue Wirtschaft für ihren Gatten eine Versuchung mehr bedeutet, wird für die Erteilung neuer Schankberechtigungen schwerlich zu haben sein. Ja, unzähligen Frauen in unserm Volke wird das Recht, nur über neue Schankbewilligungen abzustimmen, zu schmal sein: sie werden verlangen, darüber mitentscheiden zu dürfen, ob überhaupt ein Verkauf geistiger Getränke in ihrem Gemeinwesen zu dulden sei.

Dennoch soll man sich nicht täuschen: Es wird bei weitem nicht jede Abstimmung eine Ablehnung der nachgesuchten Schankbewilligung ergeben. So weit ist die Aufklärung der Alkoholgegner über die nachteiligen Folgen und Begleiterscheinungen des Trinklebens ja noch lange nicht gediehen. Im übrigen würden bei mancher Abstimmung garnicht alkoholfeindliche oder alkoholfreundliche Grundsätze den Ausschlag geben. Es ist zum Beispiel sehr wohl der Fall denkbar, daß ein ausgemachter Freund geistiger Getränke gegen die Erteilung einer Schankberechtigung stimmt, nur weil die Wirtschaft in der Nähe seiner Wohnung liegt und er Lärm und sonstige Störungen befürchtet oder, wenn er selbst Wirt ist, einen unliebsamen Wettbewerber fernzuhalten wünscht. Auch der Grundeigentümer, in dessen Hause sich bereits eine Wirtschaft befindet, wird, um sein Grundstück nicht zu entwerten, von einer neuen Schankbewilligung in der Nachbarschaft nichts wissen wollen.

Die Hauptsache ist und bleibt, daß in einer so wichtigen Angelegenheit keine handwerksmäßigen Entscheidungen getroffen werden, sondern daß der lebendige Mensch mitbestimmt. Es entspricht das Gemeindebestimmungsrecht ja auch durchaus der jetzt demokratisch gerichteten An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schauung der Mehrheit unsres Volkes. Was noch vor nicht langer Zeit von Manchen als eine Schattenseite des Gemeindebestimmungsrechts bezeichnet wurde, daß es nämlich eine rein demokratische Einrichtung herbeiführe und daher den Wünschen eines großen Teiles der Bevölkerung nicht entspreche, muß heute, wo das freiheitlichste Stimmrecht — auch das uneingeschränkte Frauenstimmrecht — bei uns Geltung hat, als Vorzug gerühmt werden. Auf jeden Fall stünde das Gemeindebestimmungsrecht nicht im Widerspruch zu unsern sonstigen Gesetzen und Einrichtungen, es würde sich rasch einbürgern und der Bevölkerung unentbehrlich werden. Denn so viel ist wohl sicher: Einmal eingeführt, wird das Gemeindebestimmungsrecht nicht allzu lange auf die Erteilung von Schankberechtigungen beschränkt bleiben, sondern — was auch der Deutsche Bund für Gemeindebestimmungsrecht wiederholt gefordert hat — bald auf andre Zweige des sozialen Lebens ausgedehnt werden. Eine Bevölkerung, die an dieses Stimmrecht gewöhnt ist, wird auch über viele andre Dinge, die jetzt noch ausschließlich von Behörden, Ausschüssen oder sonstigen Körperschaften erledigt werden, unmittelbar mitentscheiden wollen. Wo es zum Beispiel gilt, in öffentlichen Einrichtungen gesundheitlicher oder sittlicher Art Neuordnungen zu treffen, etwa bei der Regelung der Prostitution, wird das Mitbestimmungsrecht der Bevölkerung, besonders der weiblichen Bevölkerung, von ungeheurer Bedeutung sein. Sobald Frauen erst einmal darüber entscheiden dürfen, ob Freudenhäuser in einer Stadt zu belassen und überhaupt die gewerbliche Unzucht dem behördlichen Schutze zu unterstellen sei, wird diese Frage ganz sicher nicht mehr in ebenso unlogischer, wie unsittlicher Weise gelöst werden, wie das bisher noch immer der Fall war.

Je weiter man diesen Gedanken nachgeht, desto mehr wird sich einem die Notwendigkeit aufdrängen, auf kürzestem Wege das Gemeindebestimmungsrecht herbeizuführen.

* * *

Was muß nun geschehen? Zunächst: das Gemeindebestimmungsrecht in der Öffentlichkeit auf das nachdrücklichste fordern, wo und wann sich nur immer eine Gelegenheit dazu bietet. — Aber Worte allein vollbringen nicht viel. Wenn sich die Alkoholgegnervereinigungen und der Deutsche Bund für Gemeindebestimmungsrecht darauf beschränken wollten, in öffentlichen Versammlungen und in Werbeschriften für das Gemeindebestimmungsrecht einzutreten, so mag vielleicht auf die Dauer an Aufklärung manches erreicht werden, aber bis zum Ziele, bis zur Einführung des Gemeindebestimmungsrechts in Deutschland, ist es dann noch immer ein weiter Weg.

Den Worten müssen Taten folgen. Es muß im täglichen Leben gezeigt werden, wie das Gemeindebestimmungsrecht anzuwenden ist und welche Wirkungen es hervorzurufen vermag. Mit andern Worten: die Abstimmung muß geübt werden, schon ehe das Gesetz sie fordert. Wird in einer Gemeinde bekannt, daß am Orte eine Schankberechtigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachgesucht wird, so sollten die Freunde des Gemeindebestimmungsrechts eiligst mit Hilfe von Fragebogen feststellen, ob die Bevölkerung der betreffenden Gemeinde, das heißt in diesem Falle: alle volljährigen Männer und Frauen, mit der Erteilung der Schankgerechtsame einverstanden ist oder nicht.*) An größeren Orten wird sich diese Abstimmung natürlicherweise nur auf die Straße, in der die neue Wirtschaft eröffnet werden soll, oder auf die nächste Umgebung erstrecken. Ein oder zwei opferwillige Menschen suchen zu einer bestimmten Zeit — vielleicht an einem Sonntagvormittag — die in Frage kommenden Anwohner auf und tragen deren Antworten in eine Liste ein, die sie zu diesem Zwecke eingerichtet haben und mit sich führen. Das dauert nicht allzu lange. Dann wird das Ergebnis dieser Abstimmung so rasch wie möglich der zuständigen Schankbewilligungsbehörde mitgeteilt, die — je länger, je mehr — einer solchen freiwilligen Abstimmung große Bedeutung beilegen und dankbar dafür sein wird, wenn sie sich bei ihren Entscheidungen auf das Urteil der Öffentlichkeit stützen kann. Wird die freiwillige Abstimmung erst zur Gewohnheit — und es ist Sache der oben genannten Vereine, daß sie es recht rasch wird —, so kann es bis zur gesetzlichen Einführung des Gemeindebestimmungsrechts kein großer Schritt mehr sein.

Selbstverständlich brauchen sich die freiwilligen Abstimmungen nicht auf solche Fälle zu beschränken, in denen die Erteilung von Schankberechtigungen in Frage steht. Wie ich schon andeutete, liegt eine Erweiterung des Gemeindebestimmungsrechts auf andre Gebiete des öffentlichen Lebens sehr nahe. Wenn zum Beispiel irgendwo das Stadtbild in Gefahr gerät, verunstaltet zu werden, oder einem Stück Naturschönheit Gewalt droht, wird eine Kundgebung der von dem Schaden betroffenen Bevölkerung durch eine Abstimmung zu empfehlen sein. Sprechen sich die Abstimmenden mit erdrückender Mehrheit gegen die Schändung des Stadt- oder Naturbildes aus, so wird die Behörde, in deren Händen die Entscheidung liegt, kaum an einer solchen Kundgebung gleichgültig vorübergehen können und — in den meisten Fällen — es auch garnicht wollen.

Wer an der Durchführbarkeit der freiwilligen Abstimmungen zweifelt oder nicht glaubt, daß dies ein Weg zur gesetzlichen Einführung des Gemeindebestimmungsrechts sei, der mag daran erinnert werden, daß es sich hier keineswegs um Gedanken handelt, die in den Wolken schweben. Ich will nicht etwa mit besonderem Nachdruck auf die gelegentlichen Fälle verweisen, wo in deutschen Städten an die Schankbewilligungsbehörden aus Anwohnerkreisen mit Erfolg die Bitte gerichtet wurde, ein Bewilligungsgesuch abzuweisen. Wichtiger ist die Tatsache, daß man in einem unsrer Nachbarländer, in Dänemark, schon

*) Die Schankbewilligungsgesuche werden zwar bis jetzt noch nicht öffentlich bekanntgegeben. Unter der Hand sind sie aber, namentlich in kleineren Gemeinden, leicht zu erfahren. Die öffentliche Bekanntgabe der Gesuche muß das nächste Ziel im Kampfe um das Gemeindebestimmungsrecht sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor Jahren auf dem Wege der freiwilligen Abstimmung zur gesetzlichen Bestätigung dieses Verfahrens gelangt ist*) und gute Wirkungen damit erzielt hat. Gegen einen in diesem Zusammenhange gemachten Hinweis auf Dänemark ist früher wohl gelegentlich eingewandt worden, es sei bedenklich, ein Verfahren, das sich in einem ausgesprochen demokratisch regierten Lande bewährt habe, auf deutsche Verhältnisse übertragen zu wollen. Daß Einwände dieser Art seit dem November 1918 hinfällig sind, wurde bereits bemerkt. Im übrigen lassen die Verhältnisse beider Länder, sofern rein ländliches Gebiet in Frage kommt (etwa schleswig-holsteinisches und jütisches Landgebiet) sehr wohl einen Vergleich zu, und es ist nicht einzusehen, warum die Gemeindeabstimmungen, wie sie sich bei unsern Nachbarn sehr zum Segen der Gesamtheit eingebürgert haben, nicht auch in Deutschland zu einer beliebten Gewohnheit werden könnten. Wie dort, wird auch bei uns dieses so zweckdienliche Verfahren in verhältnismäßig kurzer Zeit gesetzliche Kraft erhalten. Man mache nur den Versuch.

Der Erfolg wird lehren, daß von allen Wegen, die zum Gemeindebestimmungsrecht führen mögen, dieser der kürzeste, gangbarste und darum der beste ist.

Reinhard Kraut.

Fortschrittswahn und Fortschrittsglaube.

Wir Kinder des 19. Jahrhunderts können uns kaum eine Lebensordnung vorstellen, in der nicht der Fortschrittsgedanke als letzter Wertmaßstab aller Leistungen gilt. Uns erscheinen alle Kulturen minderwertig, denen das Streben nach Fortschritt fremd ist, unsere eigene mittelalterliche so gut wie die chinesische. Bei einer Kultur, die Jahrhunderte lang auf derselben Stufe stehen geblieben ist, glauben wir der Frage, welchen Wert sie für den Menschen habe, von vornherein überhoben zu sein. Wir leben in einer Zeit, in der nur das Werden, nicht das Sein Beachtung findet. Die Weisheit Heraklits beherrscht die

*) Näheres über die Erfahrungen in Dänemark und über die Art und Weise, wie die freiwilligen Abstimmungen durchzuführen sind, findet man in meiner Schrift „Praktische Vorarbeit zum Gemeindebestimmungsrecht" (Mimir-Verlag, Reutlingen 1911) und in der von mir aus dem Dänischen übertragenen Arbeit von Larsen-Ledet „Die Gemeindeabstimmungen in Dänemark" (Verlag des Deutschen Alkoholgegnerbundes, Berlin 1911).

Über das Gemeindebestimmungsrecht überhaupt vergleiche man ferner, außer der schon erwähnten Schrift von Hermann Popert, die folgenden deutschen Schriften: Prof. Dr. A. Forel, „Über Lokal-Option" (mit dem Aufsatz »L'option locale« von Dr. R. Hercod zu einer Druckschrift vereinigt, unter der Überschrift „Fünfter schweizerischer Abstinententag", 12. Juni 1904 in Bern); Werner Degenkolb, „Das Gemeindebestimmungs-Recht. Sein Wesen und seine Bedeutung" (Verlag des Deutschen Alkoholgegnerbundes, Berlin 1910); Franziskus Hähnel, „Das Gemeinde-Bestimmungsrecht und die Frauen" (Verlag des Deutschen Alkoholgegnerbundes, Berlin 1910).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stunde: Alles fließt; ein beständiges Fortschreiten; nirgends ein Ruhen! Heraklit wurde später der weinende Philosoph genannt; man mußte wohl etwas Trauriges in seiner Lehre entdeckt haben.

Und wahrlich, diese Vorstellung des ewigen Werdens und Vergehens war so ungriechisch wie nur möglich, so weit entfernt von der Welt sich selbst genügender Schönheit, wie sie der griechische Geist in seiner plastischen Kunst für alle Zeiten als sein ureigenstes Erzeugnis hingestellt hat, und wie sie ihren philosophischen Ausdruck in den Ideen Platos gefunden hat, den ewigen Urbildern alles Seins, in deren Anschauung der menschliche Geist, allem Wandel der irdischen Dinge entrückt, vollkommene Ruhe und Seligkeit genießt. Jener platonische Ideenhimmel hat dann seine Fortsetzung in der christlichen Lehre von der Ewigkeit und dem Jenseits erhalten, worin das ganze mittelalterliche Denken und Leben den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht sah. Naturwissenschaftliche Vorstöße in das Weltall, wie sie von Kepler und Galilei ausgingen, haben dann allmählich dazu geführt, daß die oft recht sinnliche Vorstellung des jenseitigen Himmels verblaßte; und man glaubte diese Vorstellung um so mehr entbehren zu können, je sicherer man sich auf dieser Erde fühlte, je mehr das Arbeiten und Schaffen für das Diesseits ganzes Leben in Anspruch nahm und alles Ewigkeitssehnen übertäubte.

Indem der Individualismus der Renaissance zum freien wirtschaftlichen Wettbewerb führte, ist er in Verbindung mit der herben Weltanschauung des Calvinismus zur Quelle der kapitalistischen Lebensordnung geworden. Im Kapitalismus aber liegt der wichtigste Antrieb zu dem rastlosen Streben nach Fortschritt, das mit all seinen guten und schlechten Seiten zum Merkmal unserer Zeit geworden ist. Mit vollem Bewußtsein wurde der Fortschrittsgedanke jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfaßt, als er nämlich durch Darwins Lehre von der Entwicklung und vom Kampfe ums Dasein eine wissenschaftliche Bestätigung und eine sozusagen kosmische Bedeutung zu erhalten schien: Ein großes Gesetz beherrscht das ganze Dasein, Natur wie Menschenleben; überall ein Fortstreben zu höheren, dem Leben besser angepaßten Stufen. Der Rausch, in den die gewaltige Entwicklungsidee das Denken versetzt hat, ist indes der Ernüchterung gewichen. Man ist kritischer geworden. Und auch der Fortschritt als höchste Pflicht und höchstes Glück der Menschheit erscheint wohl heute schon manchen als ein Idol, dem allzuviel geopfert ist.

Was dem Fortschrittsstreben den Anschein sittlichen Wertes gibt, ist die Tatsache, daß es so fraglos gute Eigenschaften wie Fleiß, Beharrlichkeit, Tatkraft, Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung fördert. Und darin liegt wohl die tiefste Problematik, ja der tragische Irrtum unserer Zeit, daß wir so viel Anstrengung und redliches Bemühen aufwenden, ohne doch ein sittliches Ziel zu haben, ohne auch nur wahres, inneres Glück zu gewinnen. Denn wenn der bloße Fortschritt zum Ziele unseres Strebens wird, so wird dadurch die Arbeit sittlich entwertet und das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben alles eigenen Gehaltes beraubt. Das Leben wird aus einem Selbstzweck — denn als geistig-sittliches Sein ist es Selbstzweck — zum bloßen Mittel herabgewürdigt; und zwar zu einem Mittel, über den jeweils erreichten Zustand hinauszukommen, wobei man gar nicht weiß, ob dieses Vorwärtsschreiten wirklich zu etwas Besserem, Höherem, Edlerem führt. Es ist das Schicksal aller Ideen, die aus dem geschichtlichen Leben herauswachsen und uns zuerst wie Leitsterne vorleuchten, daß sie ihren ursprünglichen Sinn, ihre Reinheit einbüßen und uns dann wie trügerische Irrlichter auf Abwege locken. So lange man noch nach wertvollen Gütern strebte, war der Fortschrittsgedanke gesund; sobald man aber nur den Wechsel der Zustände, ein Überholen des Gegenwärtigen sucht, verliert das Leben selbst an Wert und droht ins Leere zu fallen. Da gilt der Mensch nichts mehr, der Fortschritt alles. Und wer genießt ihn eigentlich? Immer nur die zukünftige Generation?

Es ist bezeichnend, daß das Pessimistische an Schopenhauers Weltanschauung gerade zur Zeit des großen industriellen Aufschwungs in der Allgemeinheit Widerhall fand, nachdem sie jahrzehntelang fast unbeachtet geblieben war. Schopenhauer sagt: Alles Streben entsteht aus Unzufriedenheit mit dem jeweiligen Zustand, ist also Leiden. Ist aber das Erstrebte erreicht, so empfindet man sehr bald Langeweile, bis wieder ein neues Streben einsetzt. So pendelt das Leben zwischen Mühsal und Langerweile hin und her. Wer dieses einseitig betont, verkennt, daß die Arbeit aus sittlichen Beweggründen durch sich selbst befriedigt; aber sie spiegelt die Stimmung eines dem Fortschrittswahn ergebenen Geschlechtes vortrefflich wider: statt wahrer Lebensfreude und Lebensmutes dumpfe, widerwillige Entsagung! Liliencron schildert einmal (in dem Gedicht „Der Turmbläser") die Großstadtmenge, die sich an einem Juliabend durch die Straßen wälzt. Überall, wo er hinhorcht, hört er nur die drei Worte: Arbeit, Geld, Genuß.

„Als ich mich mühte nun, mich durchzudrängen,
Fiel mir ein Zug auf jedem Antlitz auf,
Auf jedem Antlitz, das in schneller Folge
An mir vorüberschoß und schob und trieb:
Entsagung war's, und hinter dieser Trauer
Ein rasendes Verlangen, mitzunehmen,
Was mitzunehmen ist im kurzen Leben."

Der Fortschrittsgedanke hat zweifellos eine sozialethische Bedeutung, insofern er die Arbeit Aller — wenigstens scheinbar — einem großen, gemeinsamen Ziele unterordnet. Aber die Sucht vorwärts zu kommen, hat nun auch das Leben der Einzelnen erfaßt und wird dann zur nackten Selbstsucht. Sieht man einmal genauer zu, aus welchem Grunde eigentlich emporgestrebt wird, so zeigt sich, daß dabei Eitelkeit und Geldgewinn die Hauptrolle spielen. Man wünscht die höhere Stellung nicht etwa, weil man überzeugt ist, daß man sie besser ausfüllen könne als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein anderer, oder weil man glaubt, in ihr erst seine ganze Fähigkeit entfalten und sein Bestes leisten zu können, sondern meist nur, weil es eben die höhere Stellung ist.

Die reinste Ausprägung dieses Triebes nach oben zeigt das Strebertum, das im Beamtenstand eine ähnliche Rolle spielt, wie das gewissenlose Konkurrenzsystem im kaufmännischen Leben. Auch der Streber will um jeden Preis andern zuvorkommen, mehr sein als sie. Es ist ihm nicht darum zu tun, seinem Dasein größeren Wert und reicheren Inhalt zu geben. Er hat überhaupt kein Gefühl für den Wert seines persönlichen Lebens, sondern mißt ihn immer nur an seiner Stellung zu anderen. Er fühlt sich wertvoll, sofern er über anderen steht, wertlos im Vergleich zu denen, die mehr sind als er. Der Streber ist ein Musterbeispiel jener geschickten Anpassung an äußere Verhältnisse, in der nach Darwins einseitiger Hypothese alle Lebenstätigkeit besteht. Und wie sein eigenes Leben dem Fortschrittswahn geopfert wird, so werden auch andere Menschen zu Sachen, d. h. zu Mitteln des eigenen Emporkommens erniedrigt. Der Streber begeht Seelenmord, an sich und an andern.

Thomas Mann hat in den Buddenbrooks geschildert, wie das seelische Leben einer ganzen Familie darunter leidet, daß alles Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet ist, das Geschäft vorwärts zu bringen und den Ruf der Firma aufrecht zu erhalten. Nun scheint es ja sittlich weit höher zu stehen, wenn jemand das soziale Fortschreiten nicht sowohl für sich als für seine Nachkommen erstrebt; wie es denn weiteren Kreisen als ganz selbstverständlich gilt, daß der Sohn es weiter bringen müsse als der Vater. Aber ist es wirklich immer ein Fortschritt, wenn der Sohn des Landmanns städtischer Schreiber, oder der Sohn des Kaufmanns Jurist wird? Die schwersten Gefahren bringt der plötzliche Aufstieg mit sich, wie er in den achtziger Jahren in den Industriebezirken so häufig zu beobachten war. Der Vater, ursprünglich einfacher Arbeiter, brachte es zu großem Reichtum; der Sohn erlangte infolgedessen eine hohe gesellschaftliche Stellung und genoß allgemeine Achtung; aber schon in der folgenden Generation begann meist der Abstieg. Die sittliche Lebenskraft hatte mit dem schnellen sozialen Aufschwung nicht gleichen Schritt gehalten; sie war den Gefahren, die der Reichtum, zumal der plötzlich erworbene, mit sich bringt, nicht gewachsen. Der vermeintliche Fortschritt führte zum Untergang. Die Anwendung davon auf heutige Verhältnisse liegt so nahe, daß sie keines Wortes bedarf.

So wäre also das Ergebnis: die Sucht nach Fortschritt beraubt das Leben seines eigenen inneren Wertes, macht den Menschen zum Mittel für eine Idee von fragwürdigem Charakter, ist sittlich gefährlich und bringt nicht das erhoffte Glück. Soll nun damit der Fortschrittsgedanke überhaupt verurteilt sein? Dieser Schluß scheint fast unausweichlich, zumal wenn wir noch den Bedenken Gehör schenken, die von der Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schichtsphilosophie gegen die Annahme eines tatsächlichen Fortschritts in der Kultur der Menschheit erhoben werden. Die Frage ist nämlich: Läßt sich überhaupt in der geschichtlichen Zeit ein Fortschritt nachweisen? Wir können das sehr verwickelte Problem hier nicht aufrollen. Einige Andeutungen müssen genügen. Sicher ist ein Fortschritt nur für die Wissenschaft und die Technik festzustellen. Schon bei der Kunst wird die Entscheidung schwer. Denn wenngleich zugestanden werden mag, daß Malerei und Musik sich in der neueren Zeit immer höher entwickelt haben, so ließe sich andrerseits bei der Bau- und Bildhauerkunst die Ansicht verteidigen, daß ihr Höhepunkt im alten Griechenlande oder in Ägypten liege und nur in der Gotik wieder erreicht sei. Und wenn man Shakespeare über Äschylus, Goethe über Homer stellt, so geht das nur auf Grund gewisser Wertmaßstäbe, die nicht unanfechtbar sind. Auf dem wichtigsten Gebiete aber, dem sittlich-religiösen, läßt sich ein Fortschritt nicht beweisen. Augenscheinlichen Fortschritten stehen ebenso deutliche Rückschritte gegenüber. Offenbar bringt jeder Kulturwandel neue moralische Verwicklungen und Gefahren mit sich; und es scheint schon der ganzen sittlichen Kraft der Menschheit zu bedürfen, um nur immer wieder zu einem Gleichgewichtszustande zu gelangen, in dem die sittliche Vernunft ihr Feld behauptet.

Mag man nun bei dieser Ansicht stehen bleiben oder doch aus religiös-metaphysischen Gründen einen sittlichen Aufstieg der Menschheit annehmen, jedenfalls sind theoretische Erwägungen und Zweifel nicht imstande, den praktischen Fortschrittsglauben zu erschüttern, von dem wir hier reden. Für ihn sind lediglich zwei Tatsachen maßgebend: einmal, daß der jeweilige Zustand, in dem wir leben, besserungsbedürftig ist, also in sich die Aufforderung enthält, fortzuschreiten; dann die weitere Tatsache, daß uns der wünschenswerte Zustand in Form einer Idee oder eines Ideals gegeben ist. Mag also die Geschichtsphilosophie lehren, was sie will, diese beiden Tatsachen drängen uns dazu, an den Fortschritt zu glauben. Gerade dadurch aber, daß das Streben hier auf ein Ideal gerichtet ist, unterscheidet sich dieser echte Glaube vom falschen Wahn. Denn hier ist der Beweggrund zum Schaffen nicht jenes sinnlose Weiter! Weiter! Höher! Über Andere hinaus! — sondern die Erreichung eines wertvollen Gutes. Nicht der Fortschritt als solcher wird hier gewollt, sondern der Wert. Und es gibt Werte, ja ewige Werte, die vor uns liegen, während der Fortschrittswahn eigentlich nur vergängliche Werte kennt, die er bald als überwundenen Standpunkt hinter sich lassen möchte. Und während der Fortschrittswahn die Lieblosigkeit und Seelenarmut des Strebers und Konkurrenzmenschen züchtet, vereinigt der Gedanke des Ideals die Menschen zur Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens.

„Und dein Streben sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat." (Goethe.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist der wahre Fortschrittsglaube, ohne den wir vom Pathos der Tätigkeit erfüllte Menschen nicht leben können. Wird aber dieser Glaube heute nicht auf eine sehr harte Probe gestellt? Gewiß! Wo er nicht fest gegründet war, mag er durch die Erfahrungen der letzten Zeit schwankend geworden sein, obwohl „Tatsachen", zumal wenn sie sich auf ein paar Jahre beschränken, echtem Glauben nichts anhaben können. So glauben wir trotz allem noch an das allmähliche Fortschreiten der Menschheit in der Richtung auf den Völkerfrieden; und das Recht der Selbstbestimmung der Völker, mag es auch von den heutigen Machthabern der Erde noch so vergewaltigt worden sein, wird als Ziel und Aufgabe nicht wieder aus dem Denken und Wollen der Menschen verschwinden. Wir müssen an solche Ziele glauben; sonst müßten wir an der Menschheit — und an Gott verzweifeln.

Bei alledem aber dürfen wir nicht vergessen, daß der Fortschritt nicht das Höchste ist, daß er nur um der Werte willen geschieht. Nur weil uns als endlichen Wesen kein dauerndes Gut beschieden ist, müssen wir weiter streben. Unser Geist verlangt nach Fortschritt, unsere Seele nach der Ruhe seligen Besitzes. Über allem Werden steht das Sein.

„Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn." (Goethe.)

Paul Sickel.

Gott im Menschen.

In einem köstlichen Büchlein (Karl Josef Friedrich: „Professor Gregory") fand ich kürzlich diese Worte:

„Ich verkünde den wertvollen Menschen, ich verkünde den geheiligten Menschen, ich verkünde Gott im Menschen. Damit habe ich es zu tun .....

Und ich würde jetzt kaum meine Feder ansetzen und gar die Gefahren eines Buches daranwagen, wenn ich nicht bis zuinnerst von Gott in diesem Manne Gregory ergriffen worden wäre. Ich würde auch kaum diese Seiten beginnen, wenn ich nicht Treue halten wollte, und zwar Treue der schlichten, göttlichen Nähe, die mir in Gregorys Wesen und Lebenstag allzeit so innig fühlbar war.

Wie ist es denn aber, wenn uns göttliche Nähe in einem Menschen fühlbar wird? ...."

Diese Frage des Buches sah mich plötzlich wie aus tiefen Augen an und hielt mich fest, ganz fest. Und ich sann darüber nach, wo ich dies Geheimnisvolle, Wunderbare schon erlebt habe, wo mir Gott im Menschen begegnet sei.

Zwei Erlebnisse wurden in meiner Seele wach.

Das eine zauberte mir das Bild einer alten, vornehmen Frau vor die Erinnerung. Sie war die Hausfrau eines alten Herrenhauses; stolz,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streng und gerecht leitete sie mit starker Hand das Hauswesen. Bei aller Pflichttreue ihres Wesens geschah es ihr doch zuweilen, daß die jähe Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes sie in Zornesaugenblicken zu Ungerechtigkeiten gegen ihre Untergebenen hinriß. So hatte sie einst ihre bescheidene, kleine Stütze in zorniger Erregung tief verletzt. Das junge Mädchen zog sich mit verweinten Augen in ihr Zimmer zurück. Die Schloßfrau sah sehr wohl die schmerzhafte Wirkung ihres schroffen Wortes und kämpfte einen stillen, heißen Kampf mit sich. Dann siegte das großherzige, edlere Ich in ihr; sie schritt hinauf in die Giebelstube und demütigte sich vor ihrem Nächsten und bat ihre Stütze um Verzeihung. Ich sah sie kurz danach herunterkommen; ihre Haltung war stolz und ungebeugt; aber ein wundervoller Ausdruck innerer Hingabe verklärte das alte Antlitz und löste alle Strenge darin zu ergreifender Milde. Ich habe die alte Frau nie schöner gesehen. Erhöht und befreit erschien sie mir. In diesem Augenblick wurde mir überwältigend das Göttliche des Versöhnungsgedankens klar. Gott im Menschen — der Sieg des versöhnlichen Geistes über die starre Kraft der Selbstbehauptung in uns.

Das zweite Erlebnis ist eigentlich nur ein Bild, das in meiner Erinnerung haften geblieben ist. Es war in einer Verwandtenfamilie am Tage vor dem Auszuge des jüngsten, feldgrauen Sohnes an die Front. Die Familienglieder hatten sich im Wohnzimmer zusammengefunden; wir hatten Volkslieder gesungen; der Gesang war getragen worden von dem frischen, kraftvollen Baß unsres ausziehenden Kriegers. Eine unbeschreibbare, schmerzlichstolze Stimmung war im Kreise zu fühlen gewesen, ein innerstes Wachsein der Seelen, als wisse es jeder, wie kostbar diese letzten Augenblicke des Zusammenseins seien.

Alle Tiefe der Empfindung aber war wie gesammelt gewesen in dem Gemüt der zarten, jungen Braut, die regungslos und unfähig, mitzusingen, neben dem Feldgrauen lehnte.

„Die bange Nacht ist nun herum!" sangen wir in der schnellen Bewegung des frischen Reiterliedes. Da, bei dem immer wiederkehrenden Schlußreim:

„O, Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!"

gewahrte ich plötzlich, daß helle, heiße Tränen aus den Augen der Braut auf die Hand des Verlobten fielen, die sie gefaßt hielt. Dann ging ein Zucken durch ihr weißes Gesicht; leise und verstohlen hob sie die liebe Hand empor und preßte sie an ihre Lippen. Es war in dieser schlichten Bewegung eine solche Grenzenlosigkeit der Hingabe; es lag in dem tränenschweren Blick, den sie zu dem Verlobten erhob, solch eine Größe opferbereiter Liebe, daß mir, die ich den kurzen Augenblick erfaßte, zu Mut war, als habe sich ein Schleier vor ihr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückgezogen, als dürfe ich tief wie in den Kelch einer Blume in das Geheimnis einer Seele schauen.

Gott im Menschen — ihm begegnen wir, wenn uns ein Hauch jener Liebe begegnet, die größer ist als das eigne Herz, die über sich selbst, über das eigne Ich hinaus zu lieben vermag.

Und immer, wenn ich die Gewalt heiliger, göttlicher Nähe in einem Menschen ahnend erfaßte, ward ich gewahr, daß der Mensch in jenen Augenblicken nichts von sich selber wußte. Es ist, als durchdränge Gott den Menschen dann mit solcher Macht, daß sein kleines, persönliches Ich ausgelöscht und wie verzehrt ist vom göttlichen Feuer. So durchflammte Gott Paulus auf dem Wege nach Damaskus, so glühte Gott als heiliges Feuer höchster Entschlossenheit in dem schlichten Mönch von Wittenberg, als er sein ehernes: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" in die Welt hinausrief. Kein Einzelmensch mehr, nein heilige, göttliche Kraft wird in solchen Augenblicken unmittelbar wahrnehmbar.

Wenn aber der Mensch zu sich selbst zurückkehrt und das Bewußtsein seines Ich in ihm auflebt, so erlischt Gott im gleichen Augenblicke in ihm. Es ist, als wirkten sich hier zwei genau entgegengesetzte Kräfte aus; je stärker Gott, je schwächer das Ich; je stärker das Ich, je schwächer Gott.

Nie aber ist Gott ferner von einem Menschen, als wenn sein Ich in Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sich aufbläst, als wenn er nur sein kleines Ich fühlt und dessen Wirkung auf die andern Menschen eitel beobachtet. Ich habe in den großen Städten Menschen und — leider muß ich es sagen — vornehmlich Frauen gesehen, die ganz, bis zum Rande ihres Bewußtseins von dem Gefühl ihres körperlichen Seins erfüllt waren und mit instinktiver Sicherheit die Wirkung ihrer Gebärden, ihrer Worte, ihres Lächelns auf Andre zu berechnen wußten. Sehr sicher und selbstzufrieden fühlten sie sich; ob sie denn keine Ahnung davon hatten, daß sie mit ihrer Absichtlichkeit Gott in sich töteten, daß er in ihnen erlosch, wie ein zitterndes Lichtlein im pressenden Qualm erlischt?

Todtraurig ist der Anblick eines eitlen Ichmenschen, in dem Gott erloschen ist — — —

Da verließ ich die Städte, wo die Menschen sich drängen und nacheinander schauen und innerlich voneinander abhängig werden, und ging hinaus in die Einsamkeit und erfrischte meine Seele an der wundervollen Ruhe und Selbstverständlichkeit der Natur.

Nichts von Absichtlichkeit gewahrte ich hier, nur vollendete Unbewußtheit.

Der Baum, der inmitten der Felder stand, wußte nichts von mir, dem Beschauer; er streckte in seliger Unbekümmertheit seine Zweige bis in die letzte Spitze vor dem Licht aus und wollte nichts als leben! Und er pries Gott und verkündigte ihn durch sein Sein. Die Lerche,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die zitternd und doch kerzengrade aus der Ackerfurche emporstieg, wußte nichts von mir und wollte nichts als jubelnd leben! Und sie pries Gott und verkündigte ihn durch ihr Sein.

Am Wegrande stand ein einsames Mädchen, hold vorgebeugt, ahnungslos, daß sie gesehen ward, hingegeben an den Anblick der prächtig untergehenden Sonne, die sich in ihren Augen spiegelte. Sie wußte nichts von sich und blühte wie Blume, Blatt und Vogel, heiter und sorglos im Lichte der göttlichen Gegenwart.

Da spürte ich ein verborgnes, heiliges Sein in der Welt; da blickte mich Gott wie aus tiefen Augen an, und ich faltete still meine Hände und fühlte das Ich in mir versinken und das Göttliche in mir emporsteigen, und meine Seele strömte mit heißem Dankgefühle der Seele Gottes entgegen.

Vally Nagel.

Von Kunst.

Nur wer selber Künstler ist, kennt die Unseligkeit, die Tragödie jedes Künstlertums. Zweierlei macht das Künstlertum vor allem beklagenswert:

Erstens die Gebundenheit an den Stoff, zumal an den Grobstoff. Ohne Grobstoff keine Kunst. Selbst die Feinstofflichkeit, so gut wir sie auch erkennen mögen, ist ohne die Mittel der Grobstofflichkeit nicht mitzuteilen. Aus der Gebundenheit folgt Fesselung, und so wirft die Kunst, die den Empfänger über die Schranke der Grobstofflichkeit hinüberhebt, den Künstler selber immer wieder in die unselige Schranke zurück, obwohl sie auch ihn selber davon befreien will: ein unseliger Ring.

Das zweite, was das Künstlerlos tragisch macht, ist eine Erkenntnis, die sich bei jedem Künstler einstellt, der nicht vom Alter gelähmt ist. Stelle ich als Künstler mir vor, daß mein Leben bei bleibender Schaffenskraft unabsehbar weiterliefe, so sähe ich, daß eines meiner Werke immer das andere überholt, ohne daß doch jemals das Ziel erreicht werden könnte — eben wegen der Gebundenheit an die Stofflichkeit.

Die meisten Künstler schließen vor diesen beiden Erkenntnissen und vor der Unseligkeit ihres Loses bewußt oder unbewußt die Augen. Nur wenige haben den Mut, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Es gehört allerdings ein ebenso klares Denken wie ein vom Ichgedanken freier Mut dazu, aus den Erkenntnissen die Schlußfolgerung zu ziehen und wie Plato seine Künstlerwerke zu vernichten, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Werke das Beste waren, was je an Kunst geleistet wurde: Der Künstler befreit sich dadurch selbst, und Selbsterlösung ist die einzige Erlösung. Ob er auch andere dadurch vor dem unseligen Lose bewahrt, ist fraglich, braucht ihn auch nicht zu kümmern. So versteht es sich auch, wie der Buddha die Kunst von dem Erlösungswege ausschloß. Und wir, die wir sie in einer geistig erbärmlichen Zeit nicht ganz entbehren wollen, auch wir können uns nur solange als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir auf der Anfangsstrecke des Weges zur Veredelung gehen, von Kunst begleiten lassen.

Soll eine Kunst den höchsten Grad der Annäherung an Vollkommenheit erreichen, so wird das fast nie bei einem einzelnen Künstler möglich sein. Beethoven war nur deshalb eine Ausnahme, weil er vom eigenen Ich und von der Welt der Erscheinungen abrückte wie kein anderer. Die erstaunliche Höhe der Ägyptik und auch wohl der Gotik versteht sich nun: Der einzelne Wille wird aufgegeben, und es wird gemeinsam nach einem festen Ziele gestrebt. Der Einzelne arbeitet nicht für sein Erscheinungsich, für die Durchsetzung seiner Persönlichkeit, sondern für eine gemeinsame Sache. Diese Sache ist im Ganzen fest umrissen, läßt aber dem Genie des Einzelnen genug Spielraum. Und so gibt der Erste seine Arbeit weiter an den Zweiten, der sie ebensolchen Sinnes aufnimmt und sie ichlos, oft auch namenlos, wieder weitergibt. Das Geheimnis der größten Kunst der Welt, der ägyptischen, liegt einmal wieder gerade in dem, was unsere kurzsichtige und deshalb so überhebliche Zeit als Starrheit und Gebundenheit dieser herrlichsten Kunst dummstolz benäselt hat.

Der wirkliche Grund des Geheimnisses liegt natürlich tiefer. Die höchste Höhe, die Kunst erringen kann, erringt sie niemals als Persönlichkeitskunst, sondern wie in Ägyptik und in Gotik nur mit der Losung: Los vom Erscheinungsich! Und klimmt ein Einzelner hinauf zur Höhe, so kann er das auch einzig und allein mit ebendieser Losung.

Bedenkt man das, kann man heutzutage nicht mit viel Vertrauen in die Zukunft sehen. Man findet wohl Bestrebungen von Einzelnen; sie dienen aber nicht einer gemeinsamen Sache, sondern lediglich der eigenen vergänglichen Persönlichkeit. Eine Sache die allen strebenden Geistern gemeinsam sein sollte, ist sittliche Läuterung und Heiligung. Davon ist in der heutigen Kunst nun gar keine Rede. Mit der Losung „Kunst um der Kunst willen", erringt sich schon niemals eine wirkliche Höhe der Kunst, weil Kunst als Kunst unmöglich zu den wahrhaft großen Werten führt. Aber mit dieser Losung ließe sich immerhin, wenn auch Beschränktes, so doch Erträgliches leisten. Dann müßte aber anstatt eines gemeinsamen allgemeinen Menschheitszieles wenigstens ein gemeinsames Kunstziel erstrebt werden, ein Kunstziel, das, wenn auch nicht allgemein, so doch für eine bestimmte Stammesgenossenschaft Geltung hätte. Dafür fehlt es aber an Kraft. Zur Loslösung vom Erscheinungsich in seiner Einzelheit gehört Kraft. Die zersplitterten Bestrebungen unserer Zeit zeugen nicht von Kraft, sondern von Schwäche.

Ein gemeinsames großes Ziel beraubt den einzelnen Künstler durchaus nicht der Eigenart seiner Begabung, wenn er auch auf manches Beiwerk verzichten wird. Die vielen einzelnen kleinen Ziele dagegen lassen die Einzelnen auf den ersten Blick wohl als Besonderheiten erscheinen, aber nur wenn man in ihrem kleinen Dunstkreis mittut; steigt man höher, schwindet alles zum Ameisengetriebe zusammen. Das wahre Genie ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zichtet gern auf Sonderheit, weil es weiß, daß von einer bestimmten Berges-höhe an alle großen Geister miteinander wandern. Nur vor dem letzten Gipfel trennen sie sich, aber nicht weil sie auseinandergehen, sondern weil einer hinter dem andern erlahmend zurück bleibt. Die letzte Höhe hat bisher nur einer erklommen: der Vollendete.

Natürlich könnte sich unter uns auch einmal ein einzelner Künstler aus eigener Kraft emporheben und hohem Ziele folgend, Gutes leisten. Dann aber soll man sich nicht täuschen lassen, als folge er einem neuen Ziele. Neue Ziele gibt es nur am Fuß des Berges. Je höher ein Ziel, um so mehr nähert es sich dem allgemeinen Menschheitsziele.

Und das letzte und höchste Menschheitsziel, die Heiligkeit, ist allgemein und allezeit unveränderlich.

Nach dem höchsten Ziele kann aber der Künstler nur streben; er kann es, solange er nichts als Künstler ist, das heißt mit seiner Kunst niemals erreichen.

Hans Much.

Rund um uns

An alle Kriegsteilnehmer.

Wir werden gebeten, den folgenden Aufruf zu veröffentlichen:

Kameraden! Endlich! Der endgültige Frieden steht vor der Tür! Ein befreiendes Aufatmen nach der drückenden Last der Wahnsinnsjahre geht durch Europa, durch die Welt. Dahinein mischt sich der Ruf nach den Schuldigen, man fordert ihre Verurteilung. Ob mit Recht? — Freunde! Wir wollen nicht fragen: „Wer ist schuldig?" wollen nicht rufen: „Kreuziget ihn!" Nein! Aufbauen wollen wir und den Weg suchen aus dem Dunkel empor zum Licht!

In Flanderns Schlamm, in der Champagne, in den Vogesen haben wir gelegen; Rußland, den Balkan, die Alpen haben wir gesehen; wir mußten kämpfen gegen Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen, Rumänen, Inder und wie sie alle heißen. Man sagte uns, sie seien unsere Feinde, sie haßten uns! Glaubt ihr wirklich, meine Freunde, daß der einfache Soldat, ein Mann des Volkes wie wir, der uns mit der Mordwaffe gegenüberstand, dem wir die Handgranate ins Gesicht warfen, dessen Platz wir unterminierten, glaubt ihr wirklich, daß er uns haßte? Tief, heiß und glühend haßte? Haben wir nicht gesehen, wenn wir sie gefangen abführen mußten, daß sie genau so armselige Menschen waren wie wir?

„Wir sind alle Brüder!" So sprach einst der größte Mensch aller Zeiten. Nahezu 2000 Jahre sind vergangen, und noch immer nicht sind diese Worte uns in Fleisch und Blut übergegangen.

Unsere sogenannten Feinde! Sie lieben wie wir, sie trauern wie wir. Nur die Sprache ist es, die wir nicht gemein haben. Die Herzen sind die gleichen. Kameraden! Brüder! als wir draußen lagen und der Tod uns aus jedem Grashalm, aus jeder Erdscholle entgegensprang, da wurde in uns allen der Gedanke wach: soll das Schlachten immer, immer so weitergehen? Leben wir nur dazu, um eines Tages marschieren zu müssen in den Tod, oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um als Krüppel heimzukehren? — Nein und tausendmal nein! Wir Kriegsteilnehmer sind die dazu Berufenen, um ein für allemal zu verhindern, daß je wieder Menschen wie dressierte Tiere aufeinander einschlagen und sich mit raffinierter Technik morden. Wir haben die Macht dazu, denn wir allein haben das Grausige da draußen gesehen und wirklich erlebt!

Darum laßt uns uns zusammentun zu einem großen Bund, der nur das eine Ziel verfolgt: „Friede auf Erden!" Schon ist man wieder an der Arbeit, unseren Kindern den Haß gegen die anderen einzuprägen! Wachet! und hütet eure Kinder, wenn ihr nicht wollt, daß auch sie einst ihren Leib zerfetzen lassen sollen, daß auch sie einst, wie so viele unserer Brüder, faulen sollen in und auf unbekannter Stätte, weil man es ihnen befahl! Brüder! schließen wir uns darum zusammen mit dem Willen, für alle Zeiten es unmöglich zu machen, daß je wieder eine Minderheit die Macht besitzen soll, Millionen für ihre Zwecke sich töten zu lassen!

Ein Franzose, Henry Barbusse, ist uns in seinem Lande mit diesem Ruf voraufgegangen und mit Erfolg! Folgen wir dem nach! In Frankreich hat sich bereits ein solcher Bund gebildet! Vereinigen wir uns mit ihm! Was alle Diplomaten der Welt nicht fertig bringen, die wahre Völkerversöhnung, uns wird und muß es möglich sein! Denn es gibt eine Brücke von Volk zu Volk! Das ist die Liebe und der Wille zur Liebe! Fort mit Parteihaß aus unserer Mitte! Nur Mensch zum Menschen wollen wir sein! Nur so können wir uns, unseren Kindern, unserem Vaterlande, am besten dienen!

Kommt alle! Auch nicht einer, der das Grausige draußen mit erlebt hat, darf fehlen. Kommt und beweist eure Menschenliebe! Dann werden unsere Brüder in den uns noch mißtrauenden Ländern sehen, wie ernst und heilig es uns ist mit dem Willen zum Frieden! Laßt uns Friedensboten senden in alle Lande, die nur die Worte predigen:

Bruder, ich liebe dich wie mich selbst!

Ich bin bereit, mit allen Gleichgesinnten zwecks Gründung dieses Bundes in Verbindung zu treten und bitte alle, die mit mir obigen Zielen dienen wollen, um ihre Adresse, damit wir gemeinsam alles Nähere beraten können.

Harald Abatz,
Hamburg 22, Lortzingstraße 20 II.

Das schwarze Kleid.

Mutter: Da haben wir dich endlich einmal wieder bei uns, mein Kind! Wie lange haben wir dich nicht gesehen, dich und deinen Jungen! Aber wir wissen es ja: Du bist noch immer am liebsten allein, mit dir selbst und deiner Trauer!

Tochter: Ja, Mutter, so ist es! Heut aber zog es mich unwiderstehlich hierher. Ich will mit meinem Jungen in den Wald gehen, ganz tief, tief hinein; da will ich ihm von seinem Vater erzählen! Der hatte ihn ja so lieb, den Wald!

M.: Ich verstehe dich, mein Kind! Heut sind es zwei Jahre, seit du ihn verloren hast! — Zwei Jahre! Und immer noch müssen wir dich im Witwenkleide sehen? Du bist doch noch jung und lebensfrisch, mein Kind; willst du es nicht endlich ablegen, das strenge Schwarz?

T.: Laß mich gewähren, Mutter! O, ich möchte es allen zurufen, denen der Krieg ihr Liebstes genommen hat: „Legt die Trauerkleider nicht ab!"

M.: Seltsam ist es: In den ersten Monden des Krieges rief eine deutsche Frau ihren Schwestern zu: „Legt keine Trauerkleider an, ihr Leidtragenden! Auf daß nicht die schwarzen Gewänder unserm Lande das Gepräge des Jammers und der Trostlosigkeit geben! Helft durch lichte, farbige Kleider unserm Volk und Land ein freudiges, zuversichtliches Antlitz erhalten!" Und du dagegen, du willst die Trauer verewigen?

T.: Jene Frau glaubte an den Krieg, wie wir Deutsche es damals fast alle taten; sie glaubte, wie die meisten, daß er notwendig, gerecht, — ja, daß er heilig, ein Gottesurteil sei; darum wollte sie seine Schrecken hinter farbigen Gewändern verhüllen. Ich — ich sehe im Kriege nur noch die unseligste Verirrung, deren denkende und fühlende Menschen

fähig sein können; und darum will ich seine Folgen nicht verstecken und nicht verwinden.

M.: Mein armes Kind, alle Wunden wollen einmal vernarben! Laß die Zeit ihr wohltätiges Werk auch an dir vollenden! Wirf dich ihrer heilenden, lindernden Wirkung nicht entgegen!

T.: Ja, sie möchte uns ablenken, die allmächtige Zeit. Aber glaub mir, Mutter: Wir dürfen nicht vergessen; wir dürfen es nicht, um der Frauen und Mütter willen, die der nächste Krieg berauben würde. — Sieh unsern Jungen an! Mit stolzer Freude siehst du, wie sein Körper die erste kindliche Rundung verliert; wie er sich reckt und streckt zur schlanken, sehnigen Knabengestalt! Kaum wird er zum Jüngling herangewachsen sein, dann drücken sie ihm die Waffe in die Hand! „Da, geh an die Grenze! Töte — oder laß dich töten!" Warum? Weil dann vielleicht wieder einmal der alte Wahnsinn die Völker ergriffen hat, daß ihre Ehre, ihre Sicherheit, ihre Zukunft es verlangt, Millionen blühender Menschenleben aufs Spiel zu setzen! — Nein, Mutter; das darf nicht wieder kommen; und deshalb, deshalb dürfen wir nicht vergessen, was der Krieg ist; wir, die wir ihn erlebt — und erkannt haben. Wer sollte ihn wohl aus der Welt schaffen, wenn nicht wir?

M.: Vergessen wirst du ihn nie, mein Kind; du bedarfst nicht der schwarzen Kleidung als Mahnerin!

T.: Ich will darauf nicht allzu fest bauen, Mutter! Sieh, ich fühle noch Jugend und ungebrochene Lebenskraft in mir. Die Sonne lacht — der Himmel blaut. — Gar zuviel holde Blumen leuchten noch am Wege: die Freude an meinem Kinde, die Befriedigung an meiner Arbeit, die schönen Künste, die Wissenschaft. — Leicht könnte ich für Stunden, für Tage vergessen, daß ich gezeichnet bin, geweiht für einen besonderen Kampf! Da soll das strenge Schwarz mir Mahnerin sein auf Schritt und Tritt: Vergiß nicht! Vergiß nicht!

M.: Mein armes Kind, wem nützt dein stetes Gedenken an den Krieg und seine Opfer? Was vermögen wir schwachen Menschen, und nun gar wir Frauen, gegen solche Mächte? Ist nicht der Krieg eine Naturgewalt, übermächtig und unerbittlich Menschen und Völker mit sich reißend?

T.: Nein, er ist es nicht, Mutter! Aber eine Naturgewalt werden wir, die Spenderinnen und Hüterinnen alles Lebens, ihm entgegensetzen: die Liebe!

M.: Haben nicht Mütter zu allen Zeiten geliebt, mein Kind? Und haben doch den Krieg nicht hindern können mit ihrer Liebe!

T.: O, wohl habt ihr geliebt, ihr Mütter aller Zeiten! Geliebt habt ihr mit aller Hingabe, nichts hat euch euer eigen Leben gegolten, wo es galt, euch für eure Lieben aufzuopfern. Aber — ihr habt geduldet, daß eure Gatten und Söhne herdenweis in brudermörderischen Krieg getrieben wurden; daß sie die Söhne anderer Mütter durchbohrten — oder selbst ihr junges Leben lassen mußten! Demütig habt ihr euch dem Mannesurteil gebeugt, das den Krieg heilig sprach! Darin sahet ihr den höchsten Dienst fürs Vaterland: euren Segen zu geben dazu, daß die Männer töteten und getötet wurden!

M.: Und ihr, ihr Frauen der neuen Zeit?

T.: Unser Dienst fürs Vaterland soll sein, seine künftigen Geschlechter vor solchem Schicksal zu bewahren!

M.: Mein Kind, wann werden denn Deutschlands Söhne je wieder das Schwert ziehen dürfen? Haben uns nicht die Feinde entwaffnet bis zur gänzlichen Ohnmacht?

T.: Die Gewalt des Unterdrückers ist schlechte Friedenssaat; sieht man nicht schon die Keime neuer Kriege hervorsprossen? Richtet nicht der Entwaffnete all sein Sehnen und Denken darauf, wie er sich heimlich die Waffe schmiede zum Vergeltungskampf? Und selbst wenn es wäre, wie du sagst; wenn Deutschland nie wieder ein Schwert führen könnte —

M.: Dann wolltest du dich wohl gar der andern annehmen? Wolltest Deutschlands Feinde warnend davor bewahren, einander zu bekriegen?

T.: Ja, Mutter, das möchte ich. Bitten, beschwören möchte ich alle Schwestern jenseits unserer Grenzen, jenseits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des großen Wassers: „Laßt euch nicht überreden, ihr Frauen in aller Welt! Gebt es nicht zu, daß eure Gatten und Söhne schon von neuen Waffengängen träumen! Pflanzt nicht in die Herzen eurer kleinen Knaben das alte, giftige Unkraut: die Freude am Kriege! Reicht uns die Hände, ihr Schwestern, und mit euch die gleichgesinnten Männer eures Stammes! Stimmt mit uns ein in den einzigen Kriegsruf, der heut noch heilig heißen darf; den Kriegsruf, der da heißt: Krieg dem Kriege!

M.: Du willst ihnen die Hand reichen, denen da drüben? Täuschest du dich nicht in ihnen? Haben wir noch nicht genug der Beweise, von welchem Geist die feindlichen Völker beseelt sind? Wir wollen uns nicht wegwerfen an sie! Ist es nicht stolzer, würdiger, uns mit Haß und Verachtung von ihnen abzuwenden, als ihnen die Hand hinzustrecken zur Versöhnung?

T.: Ist es denn wirklich nur Haß, was uns von drüben entgegenklingt? Wer Ohren hat, zu hören, der vernimmt immer deutlicher auch die versöhnlichen Stimmen, die uns liebend rufen zu neuer gemeinsamer Arbeit! Und wenn wirklich die großen Massen noch befangen sind in den feindseligen Gefühlen, die der Krieg aufgepeitscht hat in ihren Herzen: Jeder Haßgesang aus deutschem Munde gibt neue Nahrung ihrem Haß! Hassen wollen wir nur den Krieg, der das Fühlen, das Denken und Wollen friedlicher Völker so in die Irre leiten konnte; hassen und bekämpfen wollen wir alle die niederen Mächte, die den Krieg erzeugen und nähren. Zu ihrer Bekämpfung aber reicht der Haß nicht aus; nur eins kann uns erlösen: Verbrüderung der Menschen aller Zonen, die guten Willens sind!

M.: Der Krieg ist so alt, wie das menschliche Geschlecht. Zu tief ist er verwurzelt im Wesen des Menschen, im Wesen des Mannes. Glaubst du wirklich, daß Menschenwille ihn beseitigen kann?

T.: Ja, Mutter! Freilich muß es ein Wille sein von Stahl, gehärtet im Feuer des Leides; des eigenen Leides und des Mitleidens mit den Millionen von Trauernden! Sieh, Mutter, es ist nicht mein eigenes Herzeleid allein, was mich erfüllt; was bedeutet das Leid eines einzelnen Herzens? Ich aber richte den Blick auf den endlosen Trauerzug meiner leidenden Brüder und Schwestern; er wallt durch unser ganzes deutsches Land — und jenseits der Grenzen setzt er sich fort, ohne Ende! Sein Anblick muß vor unserm inneren Auge stehen, unablässig; sein Wehklagen muß uns in die Ohren tönen Tag und Nacht; damit wir, durch Mitleid wissend, mit allen Kräften unsres Herzens und Geistes den neuen Weg suchen, den Weg zum Menschheitsfrühling!

Darum, geliebte Mutter, laß mich beharren in meiner Trauer! Gönn' mir das strenge, mahnende Schwarz! —

Antigone.

Sparsames Bauen. Der Heimstättengedanke ist eines der wenigen festen Ziele, welche über die verderbliche Flut der allgemeinen Wirrnis hervorragen.

Da er nun das Sinnen und Trachten vieler Hunderttausende mächtig in Besitz genommen hat, richtet sich an die Berufenen die Frage, wie es zu ermöglichen sei, bei dem Ziegelmangel überhaupt noch Häuser — vor allem Kleinhäuser — zu bauen, diese in denkbar kürzester Zeit rasch beziehbar herzurichten und sie trotz der hohen Materialpreise und Löhne nur mäßig zu verteuern. In diesem Zusammenhange wurden allerlei Schnell- und Ersatzbausysteme ausgearbeitet, welchen jedoch durchweg der Mangel des Behelfsmäßigen anhaftet. Die vielgepriesenen Blockhäuser sind nur örtlich beschränkt brauchbar, da sie sich sonst viel zu teuer stellen, die künstlichen Bausteine erfordern meistens beim Versetzen eine solche Präzisionsarbeit, daß ihre Anwendung unwirtschaftlich ist; im ganzen kann man von allen diesen Verfahren sagen, daß teueres Material rascher Abnutzung ausgesetzt wird, was aus volkswirtschaftlichen Gründen zu bedauern bleibt.

Sparsames und zugleich massives Bauen gestattet gegenwärtig einzig und allein die Lehmstampfbauweise, die in ihrer Urform 2- bis 3000 Jahre

alt ist. Nachdem sie seit reichlich einem halben Jahrhundert in Vergessenheit geraten war, hat man sich ihrer — der zwingenden Notwendigkeit gehorchend — wieder erinnert, und reizende Kleinhauskolonien in vielen Teilen Deutschlands zeigen die ausgezeichneten Eigenschaften und die Billigkeit dieses Materials. Um etwaigen Irrtümern von vornherein entgegenzutreten, weise ich ausdrücklich darauf hin, daß der Lehmstampfbau nicht mit dem auf dem Lande für einfache Stallungen usw. häufig ausgeführten Lehmpatzenbau, den Wellerwänden, verwechselt werden darf; denn diesen kann man keinerlei Vorzüge nachrühmen, sie werden von der Witterung sehr mitgenommen und bieten durch pflanzliche Beimischungen mit Häcksel oder Heidekraut Mäusen und anderen Nagern günstige Angriffsflächen. Im Gegensatz dazu bilden die Stampfmauern in der Ausführung der „Heimkultur" kompakte Massen, die selbst mit stählernen Werkzeugen nur schwer zu zerstören sind; so mußte z. B. beim Abbruch einer alten Stampfmauer eine Sprengladung verwendet werden, da man ihr mit den gewöhnlichen Werkzeugen nicht beikommen konnte. Der Lehmstampfbau ist, wie ich bereits erwähnte, uralt, schon Babylon war, wie die Ausgrabungen von Professor Koldewey ergeben haben, bis in die Fundamente aus diesem Material erbaut. In Südfrankreich erfreute er sich großer Beliebtheit und fand im 18. Jahrhundert auch in Deutschland Eingang. Die interessantesten und lehrreichsten Bauten dieser Art wurden zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Weilburg a. L. von dem Tonwarenfabrikanten Wimpf errichtet. Es handelt sich dabei um fünf- und sechsgeschossige Wohn- und Fabrikgebäude, die ausschließlich mit Hilfe 15- und 16jähriger Lehrlinge erbaut ind und noch heute nach über 100 Jahren unverändert standhalten! Trotzdem kam auch für den billigen soliden Lehmstampfbau unverdient die Zeit des Niedergangs. Unkundige Bauhandwerker nahmen die Baulustigen mit allerlei Gründen dagegen ein, weil sie bei der großen Einfachheit und leichten Ausführbarkeit des Lehmbaues auch durch Nichtfachleute eine Schmälerung ihres Verdienstes fürchteten. Konnten doch selbst Laien mit Hilfe von Familienmitgliedern oder Knechten Häuser bauen und bedurften dazu nur eines Baufachmannes als Aufsichtführenden. Das ging den „Zünftigen" natürlich wider den Strich, und es gelang ihnen tatsächlich, diese Volksbauweise in Mißkredit zu bringen. Trotzdem erhielt sie sich in manchen Gegenden in ununterbrochener Folge, so sind z. B. in den Dörfern des Bezirkes Halle a. S. fünf Achtel aller Häuser in Lehmstampfbau errichtet.

Seit etwa 10 Jahren wurde versucht, die Kenntnis dieser billigsten Bauweise wieder in den weitesten Schichten des deutschen Volkes zu verbreiten. Die führenden Männer der gemeinnützigen Vereinigung „Heimkultur" in Wiesbaden hatten den hohen volkswirtschaftlichen Wert dieser Bauweise erkannt und versuchten, sie in mehreren von der Vereinigung herausgegebenen kleinen Aufklärungsschriften und großen Lehrbüchern der Allgemeinheit nahezubringen. Zu Anfang vermochte sich die Erkenntnis, daß man es hier mit einer einzigartigen Tat auf nationalökonomischem Gebiete zu tun habe, nur langsam Bahn zu brechen, bis dann die Nöte, d. h. der Baustoffmangel des Krieges, das Eis brachen und dem im vollsten Sinne des Wortes gemeinnützigen Werke des Direktors E. Abigt in Wiesbaden und des Baurat Heyer in Worms zum Siegeszuge durch ganz Deutschland verhalfen.

Bei der Lehmstampfbauweise ist man manchmal versucht, an das Ei des Kolumbus zu denken: Wie ist es möglich, daß sich vorher niemand tatkräftig dieses einfachen Gedankens annahm! Als Baustoff wird nämlich das Schachtgut aus der Baugrube verwendet, für dessen Wegschaffung man früher noch Fuhrlohn bezahlte! Dieses Material —man kann auch Schlacken, Asche oder Kalksand verwenden — wird nach Art des Stampfbetons zwischen Schalungen zu Mauern gestampft, wodurch an Maurerkosten eine Ersparnis von 40 bis 70 v. H. erzielt wird. Denn gelernte Maurer, die zur Herstellung des

Ziegelmauerwerks nicht entbehrt werden können, fordern zurzeit bis M. 3.50 Stundenlohn (Berlin), während Stampfmauern von beliebigen Tagelöhnern unter Aufsicht eines einzigen Bauhandwerkers errichtet werden können. Ostern 1919 stellte sich 1 cbm Ziegelmauerwerk bei einem Ziegelpreis von (nur) M. 90 für das Tausend bei niedrigen Arbeitslöhnen, einschließlich Gerüste, Geräte, Geschäftsunkosten und Gewinn des Unternehmers auf etwa 85 M., Lehmstampfbau dagegen auf 26 M. (Dortmund) bis höchstens 35 M. (Leipzig).

Die Ausführung des Heimkulturstampfbaues wird mannigfachen Rüstungen, Geräten, Formen usw. bewirkt. Der Quaderbau erhält seine besondere Bedeutung dadurch, daß die Stampflehmsteine im Winter selbst bei Frost hergestellt werden können, um dann nach Eintritt wärmerer Witterung zu Jahrhunderte überdauernden Mauern gefügt zu werden. Es sei noch bemerkt, daß in jedem Falle nur erdfeuchter, nicht etwa angenäßter Lehm Verwendung finden darf; die geringe Feuchtigkeit in den Mauern verdunstet so schnell, daß sie nach etwa 14 Tagen nur noch 6 bis 8 % Wassergehalt aufweisen. Lehmstampfmauern sind für Flachbau überall in den gleichen Mauerstärken wie Ziegelbau zugelassen, außerdem werden sie in der neuen preußischen Ministerial-Bauordnung ausdrücklich erwähnt, und sie erfreuen sich der besonderen Empfehlung des Reichskommissars für das Wohnungswesen sowie der Ministerien.

Man muß die Förderung dieser sparsamsten Bauweise fast einen Akt politischer Klugheit nennen; denn sie allein vermag gegenwärtig den land- und heimlosen Mietskasernenbewohner das eigene Häuschen auf eigener Scholle zu schaffen, wodurch die Wohnungsfrage zugleich mit der Ernährungsfrage gelöst wird. Und einen Menschen, der sagen kann „mein Gärtchen" und „mein Häuschen", den werden Spartakisten und Bolschewisten vergeblich in ihr Lager zu ziehen versuchen. **Hans Hupfeld.**

Nichts gelernt. Vor kurzem konnte man in deutschen Tageszeitungen die folgende Mitteilung lesen:*)

Im Interesse unserer Ernährungswirtschaft hat die Reichsregierung weitere 500 Millionen Mark zur Verbilligung der Lebensmittel zur Verfügung gestellt. Die Bierbereitung soll gleichfalls gefördert werden. Die Freigabe von Gerste zur Herstellung von Bier ist allerdings im laufenden Wirtschaftsjahr für das ganze Reich, mit Ausnahme Bayerns, auf 5 Prozent, im rechtsrheinischen Bayern auf 10 Prozent, im linksrheinischen Bayern auf 15 Prozent der Friedensverwertung beschränkt worden. Hierzu sind im Reiche, außer Bayern, rund 65 000 Tonnen, in Bayern rund 66 000 Tonnen erforderlich. Das Getreide, das aus Amerika kommt, soll in erheblichem Umfange zu Bier verarbeitet werden. Die „Branntwein-Sicherungs-Gesellschaft" will aus den Heeresbeständen 2 Millionen Liter Trinkbranntwein (30—35 Prozent) an die Angehörigen des Destillationsgewerbes abgeben. Nach Maßgabe des Gesetzes über das Branntweinmonopol vom 26. Juli 1918 sind jetzt ein Branntweinmonopolamt und eine Verwertungsstelle der Branntweinmonopolverwaltung in Berlin errichtet worden.

Daneben lesen wir in den Blättern täglich von der bevorstehenden Hungersnot wegen des Mangels an Getreide und an Kohlen. Wie viel Hungerjahre müssen noch kommen, um der deutschen Regierung endlich die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, wo Lebensmittel für die Volksernährung erspart werden können und müssen? — Vorläufig geht's im Alkoholschlendrian weiter.

*) Hier angeführt nach dem „Schwarzwälder Boten" Nr. 206 vom 7. September d. J.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 18 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. November 1919

Brief an eine vertriebene Lothringerin.

Liebe Ilse,

ich war erschrocken, als neulich der Reinhard bei mir war und mir Deinen Brief zeigte und ich da las:

„. . . Schreit nicht alles nach Rache in diesen Kindern? Haß müssen wir säen, bei den Kleinen wollen wir anfangen und bei den Großen fortfahren, wir müssen ihnen klarmachen, daß der Feind sie zu unglücklichen kranken Menschen großziehen will. Und dann, wenn wir das tun und nicht müde werden, dann kommt der große Tag auch wieder, wo wir Rache üben, und dann können wir sagen: ‚Hier habe ich auch mitgeholfen.' Es kommt dieser Tag, nur wann, wissen wir nicht, aber wir werden's noch erleben. Ach, ich träume so gern von jenen Tagen. Fühlst Du, warum ich so hasse? Man hat mir zu viel genommen, meine Heimat, meine Wiesen, Wälder, meine Berge und Ruinen und alles, alles, was ich lieb hatte . . ."

Das traf mich so, daß ich den Reinhard um eine Abschrift dieser Worte bat und Dir nun schreiben muß. Nimm's mir nicht übel, wenn ich Dir ganz offen meine Meinung sage, und, wie man so sagt, kein Blatt vor den Mund nehme, wie das ja auch zwischen Wandervögeln nicht üblich ist. „Es *will* der Feind — es *darf* der Freund nicht schonen." (Goethe, Tasso.) Ich schreibe aus meiner Überzeugung heraus und möchte Dir, eben von diesem Gesichtspunkt aus, helfen. —

Liebe Ilse, ja, ich fühle, warum Du so haßt. Das ist mir bei Dir und jedem Menschen, den das gleiche harte Schicksal traf, durchaus menschlich verständlich. Aber darum bleibt das doch an sich falsch, ja, so grundfalsch, daß wir schlechthin nichts Wahnsinnigeres und Verhängnisvolleres weiter tun können, als heute zum Haß und zur Rache aufzurufen. „Schreit nicht alles nach Rache in diesen Kindern?" fragst Du. Nein, nicht nach Rache schreit es, aber danach, daß es besser werden soll auf unserer Erde, daß solches Elend, wie es dieser untermenschliche Krieg den Menschen brachte, niemals wiederkehren soll, daß diese Kinder es in ihren späteren Lebensjahren besser haben sollen als jetzt, daß ihre Kinder dereinst von neuen Kriegen mit noch grausigeren Massenschlachtungen und Massenelend verschont bleiben sollen — all dem arbeitest Du aber gerade entgegen mit Deiner Haß- und Rachesaat! Ich weiß nicht, ob Du Dir ein größeres Verbrechen vorstellen kannst. Ich nicht. *Nicht nach Rache, — nach Liebe schreien alle Opfer des Krieges, nach Liebe schreit unsere ganze kranke fiebergeschüttelte Zeit!* „Woran geht unsere ganze Zivilisation zugrunde als an dem Mangel der Liebe?" Was Richard Wagner 1880 seinen Zeitgenossen zurief, das hat heute doppelte und dreifache Geltung, das ist heute wahrlich greifbarere Wahrheit denn je.

Aber wahrlich, was immer neues Leid heraufführt, mehr und schwereres Leid noch als zuvor, das kann keine rechte Liebe sein. *Und das tust Du!* Ilse, hast Du Dir einmal den „großen Tag", von dem Du träumst, und seine weiteren Zusammenhänge, näher ausgemalt? Hast Du bedacht, wieviel Hunderttausende und Millionen Menschenleben dabei unter unsäglichen Qualen zugrunde gehen müßten, auch auf deutscher Seite, einerlei ob Deutschland „siegt" oder nicht, und wirst Du dann wirklich kalten Herzens dabei stehen können und lächeln: „Hier habe auch ich mitgeholfen"? Hast Du bedacht, Ilse, daß durch einen solchen Triumph Deutschlands wiederum der nächstfol-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gende Rachekrieg seitens der Gegner gezeugt wird? Wenn auch der einstmals entfesselt wird und vielleicht Deutschland, wie das im Auf und Ab der Geschichte vorkommen mag, wieder an der Reihe ist, besiegt zu werden, und dann gleiche Not und gleicher Jammer über uns hereinbrechen werden wie jetzt, wirst Du auch dann sagen: „Hier habe ich auch mitgeholfen"? Ilse, hast Du bedacht, daß Du vielleicht noch einmal Frau und Mutter wirst, und daß man Dir, wenn einstmals Deine Saat aufgeht, Deine Saat!, Mann und Kinder entreißen wird, um sie hinzuschlachten, sie: Deinen Lebenskameraden, Dein zweites Ich, und Deine Kinder, die Du unter eigener Lebensgefahr gebarst, Dein Lebenswerk schlechthin, — und ob Du, wenn Du an ihren Gräbern stehst, auch dann noch triumphierend wirst sagen können: „Hier habe auch ich mitgeholfen"?

Nein, Ilse, ich glaube das nicht! Wenn Du nur noch ein Fünkchen menschlichen, in Sonderheit weiblichen, mütterlichen Gefühls in Dir hast, dann wirst Du, sobald Du erst einmal ruhiger geworden bist und überlegt hast, zurückschrecken vor dem Irrwege, den Du gehen wolltest. Dann wirst Du Dich wieder zu Dir selbst finden, weiblicher Instinkt wird Dich hinleiten zu der Lebensaufgabe jedes echten Weibes, wie sie schon Sophokles seine Antigone aussprechen ließ:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben
bin ich da!"

Oder wie es in Walter Hasenclevers „Antigone" heißt:

„... Frauen können unsterblich sein,
wenn sie die sinnlosen Wege der Menschen
mit dem Krug der Liebe begießen;
wenn aus Tränen ihrer Armut
die Hilfe sprießt;
wenn die Tat des lebendigen Herzens
umstürzt Mauern der Feindschaft."

Nicht Rachegefühle dürfen beim Anblick der Kriegsopfer in uns aufquellen, sondern einzig das Gebot heißen Mitgefühls: dazu beizutragen, daß niemals wieder solche Katastrophe über die Menschen hereinbrechen kann. Das Rachegefühl ziemt einer unteren Kulturstufe, wie sie Naturzustände und meinetwegen auch noch das Mittelalter sowie die früheste Kindheit eines jeden Menschen darstellen; eine wahrhafte Kultur aber, wie sie dem 20. Jahrhundert entspricht, unterscheidet sich sehr wesentlich von der bisherigen Zivilisation, die vielfach nur eine Oberflächenlackierung war, und kann als Ziel und Gipfel nur die Liebe tragen. Immer intensiveres Leben in Liebe, das sei unsere Losung! Hier vor allem ist das Gebiet der Frauen, der Mütter! Nochmals: Nicht mitzuhassen, nein, mitzulieben seid ihr da! Es ist der Vorschlag gemacht worden*), die Frauen Europas sollten die Macht, die sie über die Männerschaft besitzen, ganz einfach durch die Weigerung, sich den Männern länger hinzugeben, ehe sie nicht allen Haß und alle Kriegsgesinnung abgelegt haben, zur Verhinderung aller weiteren Kriege benutzen, denn „das wäre mehr als Generalstreik und alle Organisierung", und solches Entbehren würde die gesamte Männerschaft auf die Dauer nicht ertragen können. Durch die seelische Begeisterung soll „ein selbstverständlicher Widerwille des Weibes ausbrechen", der es ihm geradezu körperlich unmöglich macht, sich dem Manne hinzugeben, der noch nicht jener Forderung höchster Kultur genügte. Mag man zu diesem kühnen Vorschlag im einzelnen stehen, wie man will, — recht ist, wenn dazu gesagt wird: „Die scheinbar unnatürlichste Forderung kann nur Ereignis werden, wenn sie wenigstens erhoben wird", und recht bleibt, daß der Geist solcher Forderung ungleich mehr dem Sehnen und Bedürfen unserer Zeit entspricht als der Geist der Rache, des Hasses, der Unversöhnlichkeit. Überhaupt: wen will man denn hassen, an wem sich rächen? Gibt es denn einen allein schuldigen Menschen

*) Alfred Wolfenstein, Weiberdämmerung. In: Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist. Herausgegeben von Dr. Kurt Hiller bei Georg Müller, München, 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder gar ein allein schuldiges Volk? Tragen wir nicht alle Schuld am Kriege? Gelten nicht immer noch die herrlichen Worte Fr. W. Foersters:

„... Der ganze Weltkrieg ... wäre ja gar nicht möglich gewesen, wenn die Gewohnheit des Hassens, des ungerechten Urteilens, der brutalen und kurzsichtigen Selbstbehauptung, nicht noch in so hohem Maße das ganze menschliche Zusammenleben beherrschte. Wieviel Kriegserklärungen gibt es wegen der lächerlichsten Ursachen zwischen Verwandten und Freunden, welche Unsumme von Haß und Erbitterung herrscht oft zwischen Kollegen, zwischen Konkurrenten, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Angehörigen verschiedener Parteien und Weltanschauungen! Es konnte gar nicht anders sein, als daß dieser barbarische Innenzustand nach außen hin in Gestalt des Weltkrieges zum Ausdruck kam*). Die explodierenden Granaten und die zerrissenen Leiber sollten uns allen sagen: ‚Verleugnet uns nicht, wir kommen ja letzten Endes doch aus der Pulverkammer eueres eigenen täglichen Wütens, eueres heimlichen und offenen Scheltens, im Hause und im Beruf, auf der Straße und am Schreibtisch! Erkennt euch selbst, indem ihr uns anstarrt! Wir sind die Kinder eueres Zorns!‘ ... Die Drachensaat des Hasses kann nur durch eine ganz große Saat der Liebe überwunden werden.“ (Die deutsche Jugend und der Weltkrieg.)

Und noch ein Wort aus Hasenclevers „Antigone“ muß ich hierhersetzen:

„... Frau! Du wirst ein Kind gebären.
Wann trifft die Waffe sein unschuldiges Haupt?
Wann ist die Stunde von Tod und Feindschaft?
Für welchen neuen Krieg säugst Du es?
Blondes Mädchen, du wirst einen Gatten wählen.
Er löst die Arme von deinem Schlummer.
Die Trompete tönt durch die Gassen.
Blut brennt auf den Türmen: Kampf!
Ihr alle, die ihr sagt: Krieg, Feind, Ehre —
Hört euer Herz, verschüttet im Staub
Geplünderter Häuser, geschändeter Tempel.
Euer Herz ist der Feind. Wir alle sind schuld!“ —

Verzeih die vielen Anführungen und denk nicht, ich wolle etwa Belesenheit zeigen; aber all dies haben schon andere, größere Menschen als ich so deutlich gesagt, daß ich nichts Besseres tun kann, als sie für mich sprechen zu lassen. Und so erwidere ich Dir, wenn Du mich jetzt etwa auf gewisse kriegshetzerische Machthaber als allein Schuldige verweist, wie Clémenceau und Lloyd George auf feindlicher, Alldeutsche auf deutscher Seite, mit Melanie Ebhardts Worten:

„... Es ist unmöglich, einem Einzelnen oder wenigen Verantwortlichen die ganze Schuld an diesem Kriege aufzubürden ... Auch die Männer ... sind Geschöpfe ihrer Zeit, Träger des verhängnisvollen Irrtums ganzer Völker. Oder glaubt ein einziger Mensch, Grey und Churchill hätten ihr verderbliches Spiel beginnen und durchführen und in anderen Ländern Helfershelfer finden können, sie hätten ganze Völker aus ihrem vereinzelten verbrecherischen Willen heraus ihren Plänen gefügig machen können, wenn diese Völker den Willen gehabt hätten, sich keinesfalls auf Kosten eines anderen Volkes zu bereichern? ... Deshalb ist es müßig, Haß und Rache auf sie herabzurufen ... Im tiefsten Grunde ist nur ein einziger Haß berechtigt bis zur ewigen Unversöhnlichkeit: der Haß gegen das Böse schlechthin, der Haß gegen unsere eigenen Unzulänglichkeiten, Schwächen und Fehler, gegen unsere eigene Selbstsucht, die fordert und fordert und nicht satt werden will. Wenn wir diese Gier nach Einfluß, Macht, Reichtum und Geltung in den verantwortlichen Führern unserer Feinde verkörpert finden, wollen wir

*) Von mir gesperrt. G. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht vergessen, daß wir in einen — freilich vergröbernden und entstellenden — Spiegel sehen, der uns, ins Übermaß verzerrt, unser eigenes Bild zeigt." (Vortrupp, 1. Märzheft 1915.)

Und das ist eben das Furchtbarste am Versailler „Frieden": Nicht, daß wir Deutsche jetzt Nöte und Demütigungen aller Art zu ertragen haben, sondern daß er das Aufkommen des rechten Liebesgeistes zu ersticken droht, indem er bei unseren Gegnern den unseligen Irrglauben an die Macht stärkt und bei uns neuen Haß und neue Kriegslust weckt und so zum Vater neuer Kriege werden kann mit neuen, unermeßlichen Schrecken im Gefolge. Dr Popert schrieb einmal sehr richtig während des Krieges in einem seiner bekannten Fidelisaufsätze im „Vortrupp", daß ungeachtet aller damals noch erträumten Machterfolge doch nur in einem Falle all die ungezählten Opfer und Leiden des Krieges wahrhaft einen Sinn haben und gelohnt sein würden: Wenn nach dem Krieg die Anarchie zwischen den Völkern durch einen Völkerbund beseitigt werden würde, d. h. wenn durch den Krieg ein neues Zeitalter der Völkerversöhnung, der Menschenliebe heraufgeführt und so eine Wiederholung derartiger Greuel verhindert würde. („Der Lohn der Opfer", 1. Dezemberheft 1916.) Alle Hoffnung darauf scheint nun durch den „Frieden" und den „Völkerbund" von Versailles zerstört zu sein, das Gegenteil: neuen Haß und damit neuen Mord scheint er heraufzubeschwören. Dem können wir nur entgegentreten durch immer erneutes Bekenntnis zum Jesusgeist. Ilse, wenn später doch noch einmal ein neuer Krieg kommen sollte, dann möchten meine Frau und ich unsere Kinder lieber als Märtyrer für diesen Geist wegen Verweigerung des Kriegsdienstes im Gefängnis sehen als im Felde mit der Mordwaffe in der Hand gegen den Menschenbruder. Einzig und allein durch immer intensiveres Leben in Liebe kann es gelingen, den Opfern des Krieges auch heute noch einen Sinn zu geben und neues Unheil abzuwenden. Diesen Weg allein darf uns der Schmerz über eigene Verluste und das Mitleid angesichts anderer Kriegsopfer, wie der vertriebenen Kinder Elsaß-Lothringens, von denen Du schreibst, weisen. Hier nochmals eine Stelle Hasenclevers:

„. . . Die Feuer flackern nicht mehr auf den Bergen.
Der Sieg ist erloschen. Die Häupter der Feinde schlagen
Mit euch an die Bahre des unermeßlichen Todes.
Gewiß hat jeder von euch einen Lieben
In dem fahlen Gebüsch der Novemberfluren.
Sein Mund, seine Stimme der modernden Grube
Weht hinüber dieser Stunde verlorenen Ton.
Sie alle, die aus der Welt gestorben,
Rufen euch Liebe und Liebe ins Herz! . . ."*)

Nur und nur diesen Weg dürfen wir gehen. Alles andere führt neues Unheil herauf, sei es so unzeitgemäß wie Rache und Haß, sei es auch nur Gleichgültigkeit, denn auch hier heißt es: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!"

Heil Dir!

Gustav Wehrt.

Landsgemeindehaus und Hochschulsiedlung.

Die Formen der freideutschen Siedlungsarbeit müssen von den Gemeinschaften selbst erarbeitet werden. Hier sei mit wenigen Strichen das Beispiel eines neuen Siedlungsheimes einer Hochschule dargestellt. Außer in Berlin haben wir gute Anfänge solcher Hochschulsiedlung in Darmstadt, Hamburg und Breslau. Vorarbeiten werden u. a. geleistet in Heidelberg, Frankfurt und Marburg.

Landsgemeindehaus**) nennt sich die Mutterzelle des Siedlungsheims in Berlin als Gründung einer Gruppe jener

*) Von mir gesperrt. G. W.

**) Landsgemeindehaus, Berlin S 54, Sophienstr. 23, schickt kostenlos Werbeblätter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alten Wandervögel, die im ganzen Lande eine Gemeinde tatkräftiger Berufsidealisten bilden wollten. — Was stellt das Landsgemeindehaus heute dar? — Äußerlich einen eingetragenen Verein von 13 Mitgliedern mit 10000 Mark Vermögen, das fast ganz in den Büchern, Bildern, Waren und Möbeln der Bücher- und Warenstube angelegt ist. Die Einlagen stehen auf Sparkassenzins. Dividende wird nicht „ausgezahlt", sondern der Reingewinn zum Ausbau des Unternehmens verwendet, das sich von vornherein das Ziel weitester Gemeinnützigkeit gesetzt hat und dementsprechend mit offener Buchführung wirtschaftet. — In welcher Weise man hier dem gemeinen Nutzen zu dienen versucht? —

Im größten Trubel der innersten Altstadt Berlins ist eine stille Seitenstraße. Wer sich aus dem Verkehrsstrom in sie hineingerettet hat, atmet auf und verlangsamt seine Schritte. Sinniger betrachten hier die Menschen die Dinge um sich. Mancher bleibt stehen unter dem lustigen Greifenschild an den kleinen Schaufenstern des alten Hauses, aus dem am Abend so oft der anheimelnde Klang alter Volkslieder über die Straße schwingt und für ein neues Leben in Schönheit und Freude wirkt. Was wohl heute wieder an bunten Bildern und einladenden Büchern und Schriften, an Schmuck oder gutem Geschirr ausgestellt sein mag? Da fordert ein Arbeiter die Schrift von Tolstoi, die er gestern in der Auslage sah. Die Jungen wollen Gullivers Abenteuer und das Gespensterschiff. Der Student holt sich seine völkische und sozialistische Literatur für den nächsten Erörterungsabend. Ein Dienstmädchen kauft die blumige Gürtelschnalle, die ein junger freideutscher Künstler lieferte. Der freut sich, hier endlich eine Ausstellungs- und Verkaufsgelegenheit gefunden zu haben, die die Wertware, die er fürs Volk schaffen will, nicht durch unangemessene Aufschläge verteuert. Schon heute zeigt die Landsgemeindehaus-Bücherstube, die vor Jahresfrist mit ein paar freideutschen Schriften anfing, die besten Ansätze zu einer guten Volksbuchhandlung und einem allgemeinen Wertwarenhaus. Der Bücherstube gegenüber ist ein Lese- und Gesellschaftszimmer eingerichtet. Da haben zwei freideutsche Verbindungen, der Vortrupp und zwei Gilden ihre wöchentlichen Zusammenkünfte. Tagsüber weilen hier die Herbergs- und Mittagsgäste des Hauses, Studenten und junge berufstätige Freideutsche. Weil hier Vertreter aus allen Bünden, Lagern, Landschaften, Berufs- und Altersklassen unter der verhältnismäßig neutralen Flagge freideutscher Gemeinwirtschaft zusammenkommen, bleiben alle Anschauungen und Auseinandersetzungen von Verkapselung und überhitzter Einseitigkeit bewahrt. Aber noch ein anderer Vorteil eignet diesem Siedlungsheim als dem Verkehrshaus aller freideutschen, neudeutschen, jung-, alt- und alldeutschen Richtungen der Jugendbewegung! Unter dem Beispiel der wirklichkeitsnahen, zielstrebigen Arbeit einer kleinen Werk-Gemeinschaft, die gemeinsam praktisch der Aufgabe einer zweckmäßigen und schönen Wirtschafts-, Berufs- und Lebensführung nachgeht, wird jenes dogmatische, meist pharisäische Theoretisieren über alt und jung, über frei-, neu- und altdeutsch für wirklich jugendlich-unbedingte tatfrohe Menschen zur Unmöglichkeit.

Diese Wirkung entspricht dem Ziel der Hochschulsiedlung*), das akademische, formelhaft-dogmatische Denken unserer gebildeten Jugend durch das Leben einer wirtschaftenden Werk-Gemeinschaft zu Tat-Erkenntnissen zu zwingen. Mit dem Werk der Wohn- und Konsumgenossenschaft für ortsfremde Studenten, Gesellen, Lehrlinge und Schüler, wie es im Landsgemeindehaus vorbereitet ist, wird der Anfang gefunden. Die erziehende Produktivgenossenschaft ergibt sich dann als wirtschaftliche und sozialpädagogische Notwendigkeit. Eine vernünftige Wirtschaftsführung fordert die größtmöglichste Kürzung des Weges vom Erzeuger zum Verbraucher. Die freideutschen und befreundeten jungen Handwerker und

*) Geschäftsstelle für Hochschulsiedlung H. Mitgau, Heidelberg, Ludwigsplatz 10 bei Dörr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Künstler warten darauf, ihre Erzeugnisse ohne Einbuße des Händlergewinns in Kreise zu bringen, denen sie zu Zeugnissen und Bausteinen eines neuen Form- und Lebenswillens zu werden vermögen. Verlegen sie ihre Werkstätten ins Siedlungsheim, so können in Freizeit und Ferien die Hausgenossen ihnen und sich selbst arbeitend-lernend helfen. Die jungen Arbeiter zeigen den Studenten und Schülern, wie die Hand das Gestalten lernt — etwa in Tischlerei oder Gartenbau — und die Akademiker helfen den Handarbeitern bei der Vertiefung ihres Wissens, beim systematischen Aufbau und der philosophischen Durchdringung ihrer Erkenntnisse. Den sozialpädagogischen Gewinn solcher gegenseitigen Berufs- und Erziehungshilfe wollte Fichte dem Volksleben sichern, als er Arbeitsschulen in Gestalt kleiner geschlossener Wirtschaftskörper vorschlug.

Wir Freideutschen müssen auch hier das Erbe derer vor hundert Jahren wieder aufnehmen und in solchen Schul-Siedlungen die Wirtschaft der Erziehung nutzbar machen. Nur hier können wir aus eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit erfahren, was Sozialismus und Kommunismus, was Genossenschaft, was freie Wirtschaft für eine lebendige Gemeinschaft zu bedeuten haben, hier vermögen wir uns zu prüfen, ob wir völkisch, ob sozialistisch, ob menschlich genug sind, um die Zellen einer neuen Volksgemeinschaft darstellen zu können. Laßt uns unser Meißner-Gelöbnis wahr machen: Dem neuen Geiste der Gemeinschaft dienen und unser ganzes Leben mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten!

Helmut Hertling.

Aus der Neudeutschen Pfadfinderbewegung.

In den Tagen vom 4.—7. September 1919 traf sich ein großer Teil der Führer der österreichischen Pfadfinderschaften in dem Lager Neulengbach bei Wien, zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen in dieser Jugendbewegung, wozu sich auch zahlreiche Angehörige der Neudeutschen Pfadfinderschaft aus Deutschland eingefunden hatten.

Ohne Fähigkeit, bindende Beschlüsse zu fassen, oder vielleicht gerade deswegen haben die Aussprachen in Neulengbach, in die nie ein unjugendlicher Ton fiel, für die Bewegung mehr gebracht als so viele frühere offizielle Zusammenkünfte, die mit ungleich größerem Aufwand, jedoch ohne die treibende Kraft einer geistigen Idee, stattfanden.

Kern des Ganzen: Die Verinnerlichung des Pfadfindergedankens ringt sich in den wahrhaft Führenden durch und vermag erst dem, was bisher Pfadfinder hieß, die richtige Wertung zu geben. Eine lebendige Bewegung ist im Schoße der alten Verbände erwacht, deren Lebensauffassung und Weltanschauung im verinnerlichten Pfadfindertum verankert ist. Und die Bewegung will niemand das Recht nehmen, sich Pfadfinder zu nennen, der sich innerlich dazu berufen fühlt. Für sie ist ein Pfadfinder ein Mensch, der die schwer errungene Überzeugung jedes anderen Menschen achtet, sich selber fördert, um in Hilfsbereitschaft wieder Anderen mit Liebe helfen zu können und, nie mit dem Erreichten zufrieden, im Innern immer weiter Vollendung sucht. Am besten ist so die Gefahr beseitigt, daß jemals eine Verkümmerung der persönlichen Freiheit der Bewegung den Untergang bringt.

Es gab heißen Kampf. Doch wir haben gemeinsames Streben und gemeinsames Volkstum erlebt. Das macht uns froh!*)

*) Nähere Auskunft erteilt die Vermittlungsstelle der Neudeutschen Pfadfinderschaft, Regensburg, Türkenstr. 3/I, woher auch ein Heft mit ausführlichen Berichten über die Tagungen auf Prunn und in Neulengbach (mit Bildern) bezogen werden kann.

* * *

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang Nr. 22 2. Novemberheft 1919

Ostjuden.

Hamburg, den 8. November 1919.

Die nachstehenden Ausführungen werden manchem vielleicht auch um deswillen beachtlich erscheinen, weil sie in einer Zeitschrift stehen, die jeden, gegen jetzige deutsche Staatsbürger gerichteten, Antisemitismus auf das schärfste ablehnt*).

Der preußische Minister des Innern hat kürzlich in einem Erlaß an die Regierungspräsidenten das Folgende verfügt: Es sei, im Gegensatz zu der bisher geübten Praxis, Einbürgerungsanträgen von Juden, die aus Polen und Galizien stammen, regelmäßig stattzugeben, wenn sie in persönlicher Beziehung einwandfrei seien, wenn sie ferner bereits seit längerer Zeit in Preußen ansässig seien, und wenn sie endlich eine auskömmliche Lebensstellung gefunden hätten. Es kann nicht wohl verkannt werden, daß die drei Einschränkungen sich in der Praxis als Kautschukbestimmungen erweisen werden, daß insbesondere die „längere Zeit" der zweiten Bedingung in der Praxis auf Monate zusammenschrumpfen wird, daß also dieser Erlaß den Ostjuden in

*) Unser grundsätzlicher (von mir verfaßter) Aufsatz hierüber steht auf den Seiten 494—96 der Nr. 24 (zweites Dezemberheft) von 1918. Seine einleitenden Sätze lauten so:

„Unser Eintreten für die „„Rassenhygiene"" ist gelegentlich dahin gedeutet worden, als stünden wir in irgendeiner Verbindung mit dem Antisemitismus. Professor Natorp zum Beispiel hat das einmal tadelnd getan.

Nun lehnen wir aber im Gegenteil jeden gegen deutsche Staatsbürger gerichteten Antisemitismus auf das schärfste und unzweideutigste ab.

Das hat seinen Hauptgrund nicht etwa darin, daß, wie ich schon auf dem Ersten deutschen Vortrupp-Tage im Juni 1914 festgestellt habe, unter meinen eigenen Ahnen auch Juden waren. (Ich sagte damals und fand Das nachher in der Tagespresse wieder „„Ich habe ebensoviele jüdische Vorfahren wie germanische, und habe Veranlassung, auf beide gleichmäßig stolz zu sein"".) Denn eine solche Abstammung schließt ja, wie das Beispiel Max Bewers zeigt, nicht die Möglichkeit aus, ein von den Antisemiten voll anerkannter antisemitischer Schriftsteller und Agitator zu sein (eine Zusammenstellung, die allerdings meiner persönlichen Auffassung von Dem, was geschmackvoll ist, nicht entsprechen würde).

Der „Vortrupp" lehnt vielmehr vor allem jeden gegen deutsche Staatsbürger gerichteten Antisemitismus um deswillen ab, weil es sich um eine Richtung handelt, die einerseits mit durchaus unklaren Voraussetzungen über den Begriff „„Rasse"" arbeitet, und die sich andrerseits als völlig zwecklos erwiesen hat." (Beides wird dann näher begründet.) Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirklichkeit Einwanderungs- und Einbürgerungsfreiheit für Preußen und damit für das Deutsche Reich gewährt. Ich halte die Behauptung, daß jetzt schon täglich Hunderte und selbst Tausende einwandern, nach Sachlage wohl für glaubhaft.

Das aber ist höchst unerwünscht. Denn Deutschland braucht jetzt offensichtlich nichts nötiger als Beruhigung und Festigung seiner inneren Zustände. Solche Beruhigung und Festigung aber werden ersichtlichermaßen verhindert durch jede Einwanderung, und namentlich durch jede Masseneinwanderung von Menschen, die das deutsche Volk und der deutsche Staat nicht verdauen kann ohne einen Aufwand von Kräften, die ihm mindestens gegenwärtig nicht zur Verfügung stehen. Als erwünschte Einwanderer kämen meiner Meinung nach dementsprechend nur in Betracht: Deutsche, die noch nicht reichsangehörig sind, und ferner Menschen aus der Schweiz, aus Holland, aus Skandinavien und (was aber vorläufig kaum praktisch werden wird) aus angelsächsischen Ländern. Denn das sind alles Elemente, die nach Volksart und Kultur dem deutschen Volke und dem deutschen Staate leicht angeglichen werden können. Von allem, was danach unerwünscht ist, gehören aber die Ostjuden sicherlich zum wenigst Erwünschten. Und zwar aus d i e s e n Gründen:

Wer erkennen will, was die Ostjuden sind, der soll meines Erachtens vor allem ein Buch allergrößten Interesses lesen, nämlich „S a l o m o n M a i m o n s L e b e n s g e s c h i c h t e“*). Die Selbstbiographie dieses Mannes — übrigens eines hervorragenden Mannes, den nicht nur Moses Mendelssohn, sondern auch Kant, Goethe und Schiller hoch schätzten — gibt uns ein überaus anschauliches und treues Bild des östlichen Ghettojudentums, aus dem Maimon sich emporgerissen hat. Schon ihr erster Herausgeber, Karl Philipp Moritz, hat diese Darstellung „unparteiisch und vorurteilsfrei“ genannt. Und sie betrifft zwar die Zeit von 1754 bis 1800, aber der jetzige Herausgeber, Dr. Jakob Fromer, hebt in seiner Einleitung ganz ausdrücklich hervor, was auch andre Kenner bezeugen, daß sich das zentrale Ghettojudentum, aus dem Maimon kommt, wunderbarerweise bis jetzt nur wenig verändert hat, daß der Kern unverändert geblieben ist, und daß dementsprechend auch der heutige Zustand dieses Ostjudentums noch s o aussieht:

> „Wer eine ethnologische Sensation erleben will, muß nicht erst in ferne Weltteile schweifen. Dazu genügt schon eine Tagereise von Berlin. Man braucht nur die russische Grenze zu überschreiten, um einen der

*) Salomon Maimons Lebensgeschichte. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Jakob Fromer. München, bei Georg Müller, 1911. (Zweiter Band der „Sammlung menschlicher Dokumente“, herausgegeben von J. E. Poritzky.)

zivilisierten Welt fast unbekannten Menschenschlag voller Rätsel und Wunder zu finden."

Ich werde mich öfters teils auf die Selbstbiographie Maimons, teils auf die Einleitung Dr. Fromers beziehen.

Die Eigenschaften, die danach die Ostjuden zu so ungemein unerwünschten Einwanderern für uns machen, sind nun:

Einmal körperliche Eigenschaften. Zunächst und vor allem der Schmutz. Man vergegenwärtige sich einmal die Zustände in der Behausung des Pächters, bei dem Maimon seine erste „Hofmeisterstelle" gehabt hat. Maimon zeichnet sie so:

„Der Pächter selbst war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, dessen ganzes Gesicht mit Haaren bewachsen war und mit einem schmutzigen, dicken pechschwarzen Barte endigte; dessen Sprache eine Art Gemurmel und nur den Bauern, mit denen er täglich umging, verständlich war..... Man denke sich dazu Frau und Kinder von ebendem Schlage.

Ferner die Wohnstube: Eine Rauchhütte, kohlschwarz von innen und von außen, ohne Kamin, wo bloß im Dache eine kleine Öffnung zum Ausgange des Rauches angebracht ist, die, sobald man das Feuer ausgehen läßt, sorgfältig zugemacht wird, damit die Hitze nicht herausgehe. Die Fenster waren kreuzweise übereinandergelegte, schmale Streifen von Kienholz, mit Papier überzogen. Dieses Gemach war Wohn-, Schenk-, Speise-, Studier- und Schlafstube zugleich. Nun denke man sich, daß diese Stube sehr stark geheizt und der Rauch von Wind und Nässe (wie es im Winter mehrenteils der Fall ist) in die Stube zurückgetrieben, und dieselbe bis zum Ersticken damit angefüllt wird. Hier hängt schwarze Wäsche und andere schmutzige Kleidungsstücke auf den in der Stube der Länge nach angebrachten Stangen, damit das Ungeziefer im Rauche erstickte. Da hängen Würste zum Trocknen, deren Fett den Menschen beständig auf die Köpfe heruntertröpfelt. Dort stehen Zober mit saurem Kohl und roten Rüben (die Hauptspeise der Litauer); in einem Winkel das Wasser zum täglichen Gebrauche und daneben das unreine Wasser. Hier wird Brot geknetet, gekocht, gebacken, die Kuh gemolken usw.

In dieser herrlichen Wohnung sitzen die Bauern*) auf der bloßen Erde (höher darf man nicht sitzen, wenn man nicht vom Rauche ersticken will), saufen Branntwein und lärmen; in einer Ecke sitzen die Hausleute; hinter dem Ofen aber saß ich mit meinen schmutzigen, halbnackenden Schülern und explizierte ihnen aus einer alten zerrissenen Bibel aus dem Hebräischen ins Russisch-Jüdische."

Man wundert sich nicht, wenn Dr. Fromer in seiner Einleitung das in solcher Umwelt aufwachsende und lebende Volk in seinem äußeren Eindruck beschreibt — und zwar, wie wiederum hervorzuheben, auch für die Gegenwart — als „diese in schmutzigen Kaftanen steckenden Menschen mit den exotischen Gesichtern, die wie Gespenster aus längst verschollenen Zeiten in der modernen Gegenwart herumspuken". Diesem Schmutz entspricht die für unsre Begriffe grauenhafte Häßlich-

*) Die ja dahin kommen, weil (s. o.) die Wohnung des Pächters zugleich als Schenkstube dient. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit dieser Menschen, wie sie von denen geschildert wird, die unter ihnen gelebt haben. — Ferner sind sie von einer geschlechtlichen Frühreife, angesichts deren dem Westeuropäer nahezu der Verstand stillsteht: Maimon selbst zum Beispiel wird mit 11 (elf) Jahren verheiratet. Sein erstes Kind wird ihm zwar erst geboren, als er schon 13 (dreizehn) Jahre alt ist. Aber das glaubt er noch besonders erklären zu müssen, und zwar dahin, daß er „nach der, bei unserer Nation in diesen Gegenden gewöhnlichen, eingezogenen Lebensart und Mangel an wechselseitigem Umgang beider Geschlechter von den wesentlichen Pflichten der Ehe keinen Begriff hatte". Wie er denn auch an andrer Stelle ausdrücklich feststellt: „Bis ungefähr in mein elftes Jahr spürte ich, da ich eine sehr strenge Erziehung genoß und von allem Umgange mit Frauenzimmern abgehalten wurde, keine sonderliche Neigung zu dem schönen Geschlechte. Eine Begebenheit aber brachte hierin eine große Veränderung bei mir hervor" [also als er in seinem elften Jahre stand!]. Mir scheint, daß Kinder mit dieser Veranlagung in unsern Schulen schlechthin verwüstend wirken müssen. — Wozu dann noch kommt, daß, nach einer mir bekannt gewordenen Feststellung eines der ersten Mediziner Deutschlands, alles, was an erwachsenen Ostjuden heute zu uns einwandert, fast durchweg von Geschlechtskrankheiten verseucht ist*).

Und zu diesen körperlichen Eigenschaften kommen dann geistige: Die sind wohl wesentlich mit entwickelt durch die Schulen, von deren „Beschaffenheit . . überhaupt" Maimon das Folgende berichtet:

> „Die Schule ist gemeiniglich eine kleine Rauchhütte, und die Kinder sind teils auf Bänken, teils auf bloßer Erde zerstreut. Der Lehrer, im schmutzigen Hemd auf dem Tisch sitzend, hält zwischen den Beinen einen Napf, worin er mit einer großen Herkuleskeule Schnupftabak reibt, und zugleich sein Regiment kommandiert. Die Unterlehrer exerzieren jeder in seinem Winkel und beherrschen ihre Untergebenen, ebenso wie der Lehrer selbst, ganz despotisch. Von dem Frühstück, Vesperbrot usw., das man den Kindern in die Schule schickt, behalten diese Herren den größten Teil für sich, ja zuweilen bekommen die armen Jungen garnichts davon, und doch dürfen sie sich darüber nicht beklagen, wenn sie nicht der Rache dieser Tyrannen ausgesetzt sein wollen. Hier werden die Kinder vom Morgen bis Abend eingekerkert und haben gar keine Freistunden, außer am Freitage und am Neumond einen Nachmittag."

Der so erzogene gemeine Mann hängt nun wieder völlig ab von Demjenigen, der den Talmud studiert hat. Von diesem in Geist und Leben der Ostjuden schlechthin maßgebenden Einflusse des Talmudisten berichtet Maimon:

> „Er ist Gewissensrat, Gesetzgeber und Richter des gemeinen Mannes. Wer einem solchen Gelehrten nicht ehrerbietig genug begegnet, ist,

*) Dazu muß allerdings hervorgehoben werden, daß sich dann die Zustände, wie Fromer sie in seiner Einleitung zu Maimons Werk (vgl. namentlich S. 8—10) noch für das Jahr 1911 als bestehend schildert, grundstürzend verändert haben müssen — vielleicht infolge der Kriegszustände in Polen, Litauen und Galizien. H. P.

nach dem Ausspruche der Talmudisten, in alle Ewigkeit verdammt. Der gemeine Mann darf nicht das Geringste unternehmen, was nicht nach dem Urteile des Gelehrten gesetzmäßig ist. Religionsgebräuche, erlaubte und unerlaubte Speisen, Verheiratung und Ehescheidung werden nicht bloß durch die schon zu einer ungeheuren Anzahl angehäuften rabbinischen Gesetze, sondern auch durch besondere rabbinische Urteile, welche alle besondern Fälle aus den allgemeinen Gesetzen herzuleiten verstehn, bestimmt."

Darüber aber, was dieser alles beherrschende Talmudist selbst ist, sagt Fromer:

„Über den scharfsinnigen Talmudisten wird im Ghetto gewitzelt: wenn ihn Gott einst fragen wird: ‚Was kannst du?' wird er antworten: ‚Sag mir etwas, und ich werde dich widerlegen'. Damit ist das Wesen des Talmudisten am treffendsten charakterisiert. Ihm ist es nicht gegeben, eine Fundamentalidee selbst zu erfinden und systematisch zu entwickeln. Er muß vielmehr stets eine fremde Grundlage, irgendeinen Text haben, woran er seine Denkoperationen — ohne jedwede Methode — entfaltet. Der Mangel an schöpferischer und methodischer Fähigkeit wird bei ihm durch eine erstaunliche Schärfe und Gewandtheit des Geistes ersetzt. Wenn man ihm beim Studium zusieht, hat man das Gefühl, den gewandtesten Jongleur vor sich zu haben. Es gibt keinen noch so subtilen Stoff, den er nicht in unzählige Fäden aufzulösen vermag. Ehe man sich's versieht, hat er diese Fäden in einen unentwirrbar scheinenden Knäuel verwickelt, um ihn bald wieder in schönste Ordnung zu bringen."

Die geistige Gesamtkultur, die für den Ostjuden dabei herauskommt, stellt sich nach Fromers Schilderung so dar:

„Nun erst der ganze, gewaltige Komplex seiner religiösen Vorschriften! Dreihundertfünfundsechzig Adern und zweihundertachtundvierzig Glieder hat er. Ebensoviele Gebote und Verbote sind ihm von Moses überkommen. In der Folgezeit ist jede Ader, jedes Glied mit dem tausendfachen Gewichte belastet worden. Sein ganzes Empfinden, Denken und Handeln ist unter die religiöse Disziplin gestellt: Verbannt ist jede willkürliche Regung."

Es ist einleuchtend, daß eine Menschengemeinschaft von dieser geistigen Beschaffenheit in einem unüberbrückbaren Gegensatze steht nicht nur zu unsrer deutschen, sondern überhaupt zu jeder westeuropäischen, ja zu jeder modernen Kultur. Für die kann der einwandernde Ostjude kein Verständnis, kann dementsprechend auch kein Interesse an ihrer Erhaltung haben. Ja, er kann sie nicht einmal achten, weil er, den Fromer auch für die heutige Zeit noch mit den Worten malt: „dieser zerlumpte, von Schmutz starrende Mensch, der daheim wie das liebe Vieh haust" — weil er nach Fromers weiterer Feststellung dennoch aus seiner religiösen Vorstellungswelt heraus sich selbst „für ein höheres, gottbegnadetes Wesen", die andern aber für „minderwertige Geschöpfe" hält. Und er muß dieser Kultur um so gefährlicher werden, als er, wie Fromer hervorhebt, durchschnittlich eine „ungeheure Denkkraft" besitzt, und als nicht selten mit seiner bereits erwähnten geschlechtlichen Frühreife auch eine geistige Frühreife ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bunden ist, die zum Beispiel Maimon zu Dem befähigte, was er in seiner Selbstbiographie so malt: „Ich war zwar damals nur ungefähr neun Jahre alt, aber doch konnte ich nicht nur den Talmud mit seinen Kommentaren richtig fassen, sondern ich hatte sogar meine Freude daran, darüber zu disputieren." Fromer nennt die ostjüdische Geistigkeit gerade im Hinblick auf ihr Verhältnis zu unsrer und überhaupt zu jeder modernen Kultur einen „schlummernden Vulkan". — Nun will ich gewiß nicht leugnen, daß jede Kultur dadurch nur befruchtet werden kann, daß einzelne Träger einer solchen ganz entgegengesetzten Geistigkeit in ihr Gebiet eindringen, zumal wenn es möglich ist, diese Träger nach ihren Charaktereigenschaften vorher ganz genau durchzusieben: wenn zehn Maimons in Deutschland einwanderten (falls es die gibt), so würde unsre Kultur dadurch nicht ärmer und nicht gefährdeter, sondern nur reicher und stärker werden. Aber das war immer schon möglich, dazu bedurfte es nicht der Verfügung des preußischen Ministers des Innern, die eben einer nicht nur ziemlich unbeschränkten, sondern auch praktisch ungesiebten Masseneinwanderung von Ostjuden das Tor öffnet. Und man muß sich dabei noch stetes gegenwärtig halten, daß Das in einem Augenblick geschieht, wo Körper und Geist des deutschen Volkes bis zum äußersten geschwächt sind, so daß seine Fähigkeit, Fremdkörper sich anzugleichen, geringer ist als je.

Eine besonders auffallende Ausprägung des gegen unsre Kultur schlechthin Gegensätzlichen, das der ostjüdische Geist ist, ist die Tatsache, daß so ungemein viele Ostjuden unter den Trägern der scheußlichsten Pest sind, von der unsre Kultur bedroht wird, nämlich des Spartacismus oder Bolschewismus: Eine Ostjüdin war die Megäre Rosa Luxemburg, ein Ostjude war das Scheusal Lewins, ein Ostjude ist die Bestie Levien. Wir wissen jetzt aus dem ersten Geiselmordprozeß in München, daß es Lewins und Levien gewesen sind, die als die eigentlichen Macher hinter dem gräßlichen Geiselmord gestanden haben, besonders also auch hinter dem allergrauenhaftesten Teile dieser Scheußlichkeit, dem tierischen Morde an der jungen Gräfin Westarp. Und wir wissen aus jenem Prozesse jetzt auch, wie Levien dabei die beiden gefangenen Weißgardisten vor ihrer Ermordung noch durch Ohrfeigen mißhandelt hat: ein russischer Staatsangehöriger deutsche Soldaten auf deutschem Boden! Es ist in diesen besondern Fällen nicht nachzuweisen, aber es spricht mir im allgemeinen viel für die Auffassung, daß die geistige Disposition, die solchen Untaten und überhaupt der ganzen führenden Betätigung von Ostjuden im Spartacismus zugrunde liegt, mit zurückzuführen ist auf ihre geistige und körperliche Entartung infolge der bereits erwähnten Verseuchung durch Geschlechtskrankheiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn nun für Menschen, deren durchschnittliche Wesenszüge die beschriebenen sind, gerade gegenwärtig die Masseneinwanderung in das Deutsche Reich erleichtert wird, so muß das noch um so verderblicher wirken aus d i e s e m Grunde: Der Wahnsinnsvertrag von Versailles ist bekanntlich ausdrücklich auch darauf angelegt, einen Teil der heutigen Bevölkerung Deutschlands zum Auswandern zu zwingen: Wir kennen ja Clémenceaus Ausbruch: „Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zu viel." Sachverständige Schätzung geht dahin, daß mindestens sechs Millionen Deutscher in den nächsten zehn Jahren auswandern m ü s s e n (darunter zweifellos auch viele Deutsche jüdischen Glaubens). Hat es nun irgendeinen Sinn, bei dieser Sachlage Gelegenheit dazu zu geben, daß die Zahl derer, die auf dem deutschen Boden Nahrung suchen, noch durch eine große Schar denkbarst ungeeigneter Menschen vermehrt werde? Zumal wir auch noch dem furchtbaren Problem ins Auge zu sehen haben, das uns die Millionenzahl der Arbeitslosen (ich meine der w i r k l i c h Arbeitslosen) stellt.

Und es ist zu betonen, daß in dem Fernhalten dieser Elemente aus dem deutschen Volkskörper keinerlei menschliche Härte liegt: Sie haben ja nicht nur keinerlei moralisches Recht auf Zulassung bei uns, sondern es ist auch schlechthin nicht abzusehn, welches menschliche Bedürfnis sie zu uns treiben könnte. Es kann sich unter 1000 Fällen 999mal nur um das Bedürfnis handeln, in Deutschland Geschäfte zu machen. Das ist aber kein Grund, um Deutschland mit einer großen, ganz und gar fremdartigen Masse zu belasten, die, wie dargelegt, außerdem noch die Natur eines Giftes und zudem eines Sprengkörpers hat. Dem e i n e n von den 1000 Fällen, wo das Einbürgerungsbedürfnis in Deutschland einem tiefen Sehnen entspringt, in der deutschen Kultur aufzugehn — wie es wohl in einem neuen Maimon erwachen mag — soll selbstverständlich sein Recht werden; dazu genügte aber völlig die a l t e Praxis, dazu bedurfte es keineswegs der neuen Ministerialverordnung.

Im Endergebnis: Diese Ministerialverordnung ist, von allen Seiten gesehn, ein Fehlgriff und sollte schleunigst wieder aufgehoben werden.

Am Schluß ist noch der folgende Punkt zu berühren: Die ostjüdische Zuwanderung hängt sich wie ein Bleigewicht an die Deutschen jüdischen Glaubens; sie hat das schon bisher getan, wo sie verhältnismäßig schwach war, und sie wird das noch sehr viel bleierner tun, wenn sie sich jetzt so sehr verstärkt. Es ist unzweifelhaft richtig, daß der Antisemitismus in Deutschland hauptsächlich von dem Zufluß der Ostjuden lebt. Und ferner davon, daß die Deutschen jüdischen Glaubens durchweg nicht die nötige Entschlußkraft gefunden haben und finden, um gerade ihrerseits in die erforderliche schärfste Abwehrstellung gegen das Ghetto-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

judentum des Ostens zu treten, dessen Zustrom alle Deutschen ohne Unterschied des Glaubens in den Wurzeln ihrer Kultur bedroht. Die Deutschen jüdischen Glaubens haben dabei meines Erachtens nicht einmal die Entschuldigung, daß es sich immerhin um Religionsgenossen handle, denn eine innere Gemeinschaft mit der Religionsauffassung der Ostjuden (von der oben etwas wiedergegeben ist) kann für einen Menschen deutscher, oder überhaupt moderner, Kultur schwerlich bestehn, mag er sich nun zur christlichen Religion bekennen oder zur jüdischen oder zu sonst einer. Und selbst das ist bekanntlich sehr zweifelhaft, ob zwischen den „Ostjuden" und den übrigen Juden in der Welt auch nur eine, wenn auch noch so entfernte, Abstammungsgemeinschaft besteht: Viele Gelehrte halten bekanntlich dafür, daß die „Ostjuden" in Wirklichkeit Chasaren (ein finnisch-türkischer Stamm) seien.

Es ist daher auszusprechen, daß die Eindämmung des ostjüdischen Zustromes eine deutsche Angelegenheit ist, an der mitzuwirken die Deutschen jüdischen Glaubens fast noch mehr verpflichtet sind, als wir andern. Sie sind, wie die Dinge liegen, tatsächlich die allernächsten dazu. Sie sollten ihre Organisationen, so den „Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" zwingen, an diese Arbeit heranzugehen, wenn die Organisationen das nicht von selber tun. Auch der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" hätte hier ein Stück wirklich praktischer Arbeit zu leisten: Es gibt keine bessere Methode, einen gegen deutsche Staatsbürger gerichteten Antisemitismus zu bekämpfen, als Dämme ziehen gegen ostjüdische Zuwanderung. — Ich bitte diejenigen unter unsern Lesern, die jüdischen Glaubens sind, ihre in dieser Richtung liegende Pflicht besonders ernst zu durchdenken, und, falls sie in den genannten Organisationen Einfluß haben, ihn recht energisch in dieser Richtung einzusetzen.

Übrigens fällt die ganze Sache auch sehr entschieden in den Aufgabenkreis einer Abteilung unsres Auswärtigen Amtes, die meines Wissens, sehr vernünftigerweise, für die Behandlung ausländischen Judentums kürzlich gegründet worden ist.

Hermann Popert.

Ewige Gefährten.

Unsre verstorbene Mitarbeiterin Melanie Ebhardt hatte vor etwa anderthalb Jahren die Absicht, die Tätigkeit des Kunstwart-Herausgebers Ferdinand Avenarius und dessen hervorragende Bedeutung für das Geistesleben unsrer Zeit in einem längeren Aufsatze zu würdigen. Es war ihr Plan, dabei des näheren auf Avenarius' treffliches Klinger-Buch einzugehen und in diesem Zusammenhange ihre besondre Vorliebe und Verehrung für Klinger einmal öffentlich darzulegen und zu begründen.

Der Aufsatz ist nicht vollendet worden. Starke seelische Erschütterungen, hauptsächlich wohl hervorgerufen durch die aufregenden Ereignisse des vergangenen Jahres, raubten ihr die Kraft und Sammlung,

die eine Arbeit dieser Art unter allen Umständen erfordert. Dann nahm ihr der Tod für immer die Feder aus der Hand.

Wenn wir heute die vorhandenen Bruchstücke des Ebhardtschen Aufsatzes veröffentlichen, glauben wir eine Pflicht der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erfüllen, die wir der Verstorbenen dauernd schuldig sind. Auch sind wir überzeugt, daß die meisten unsrer Leser und Leserinnen der letzten leider nicht vollendeten Arbeit unsrer auch von ihnen so hochgeschätzten Mitarbeiterin besondre Anteilnahme entgegenbringen werden.

Vortrupp.

Wohl dem Volke, das neben seinen großen schaffenden Künstlern getreue Wegweiser hat, die es auf den Reichtum seines geistigen Besitzes wieder und wieder hinweisen. Sie leisten dem um sein Dasein kämpfenden Volke Dienste, für die wir ihnen Dank und Anerkennung schulden, mögen sie sich auch nicht in Zahlen ausdrücken, messen oder wägen lassen.

Man kann dieser Wegbereiter nicht gedenken, ohne einen Namen zu nennen: Avenarius. Wer seinen Kunstwart kennt, weiß, was er an Pionierarbeit geleistet hat; wer einen Überblick über sein Wirken gewinnen will, der nehme das Avenarius-Buch von Wilhelm Stapel zur Hand (Georg D. W. Callwey, München 1916), das in einer überaus feinsinnigen, unaufdringlichen und anziehenden Weise zeigt, wie Avenarius arbeitet und wirkt, und auch seiner Erscheinung als Künstler gerecht wird. Der Leser wird es schon deshalb befriedigt aus der Hand legen, weil Avenarius selbst darin als Dichter und Vermittler, als Kämpfer und froher Genießer des Schönen zu Worte kommt, so daß ein abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit entsteht, das durch einen Zug der Ehrfurcht vor allem Großen und Schönen, zumal vor dem großen, schaffenden Menschen, ganz besonders liebenswert erscheinen muß. Ich weise da nur auf seine Schilderung des achtzigjährigen Ludwig Richter hin, die von dieser doch so wundervoll unbefangenen Ehrfurcht getragen und durchleuchtet ist.

Was Avenarius seinem Volke im Kriegsdienste geleistet hat, zeigt am besten neben dem Kunstwart, seine lichtende und vermittelnde Arbeit auf dem Gebiete der feindlichen Bilderpropaganda. Die beiden Schriften „Das Bild als Verleumder" und „das Bild als Narr", beide als Flugschriften des Dürerbundes bei Callwey erschienen, legten sichtbares Zeugnis dafür ab; wer sie aufmerksam studiert, wird erkennen, welch seelisch angreifende Arbeit hier geleistet worden ist. . . .

Eine andere während des Krieges geleistete Arbeit aber verdient vor allem unseren Dank. Avenarius hatte vor 20 Jahren ein Buch über Klinger herausgegeben, das rasch vergriffen war. Es hieß „Klingers Griffelkunst". Jetzt ist eine Neuauflage erschienen, eigentlich ein ganz neues Werk mit sehr vielen Abbildungen, die alle gut sind, bis auf wenige, die zu klein gerieten und daher schlecht zu erkennen sind. Das Buch enthält Aufsätze von Avenarius über Klinger als Griffelkünstler,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Maler und Bildhauer, einen Aufsatz von Professor Singer vom Dresdner Kupferstichkabinett über „Klingers graphische Instrumentation" und einen Brief von Klinger selbst, der über die Entstehung des Buches interessante Auskunft gibt. Einige ältere Aufsätze aus dem Kunstwart sind mit aufgenommen. Avenarius sagt selbst, daß hier kein abgerundetes Werk über Klinger vorliegt, aber das Buch ist völlig das geworden, was es sein sollte: ein Wegweiser zu Klinger, der zum Folgen lockt.

Avenarius sagt im Vorwort: „Unser Volk hat eine Schaubühne, auf der Du spielen sehen kannst, tagaus, tagein, zu jeder Stunde und nichts als lautere Poesie." Er fragt: „Die Hunderttausende von Seelen, in denen der heilige Auftrieb drängt, warum strömen sie denn nicht zu Klinger?" Und er schließt: „Ich möchte aber zeugen und wirken, damit von mir aus nichts unterbleibt, um meinen Helden möglichst vielen von der einen, aber viel zu sehr im Dunkel gelassenen Seite zu zeigen: Klinger als Poet."

Ja, warum kommen die Menschen nicht zu Klinger, um sich erheben und ernüchtern zu lassen? Häufig genug, weil sie ihn nicht zu finden wissen. Es gibt ja selbst in Dresden Gebildete, die nicht wissen, daß man Klinger als Griffelkünstler im Dresdner Kupferstichkabinett gründlich kennen lernen kann. Vielleicht könnte da noch manches auf dem Wege der öffentlichen Bekanntmachung geschehen. Avenarius' Buch will aber noch etwas anderes: Es will denjenigen, die Klinger nicht an seinem eigenen Werk kennen lernen können, wenigstens einen Begriff dieses Werkes vermitteln, und das ist ihm gelungen, der Ungunst der Zeit zum Trotz. Wohl sind die Abbildungen nicht „dreidimensional" und können es nicht sein, aber sie geben einen Eindruck des Originals und erwecken den Wunsch, es zu sehen. Vor allem machen sie mit den Stoffen der Klingerschen Arbeit vertraut und geben dem Beschauer die Möglichkeit, sich in Muße da hineinzufinden.

* * *

Ich habe scheinbar willkürlich den einen Mann Avenarius und sein eines Werk über Klinger im Rahmen dieser Betrachtungen aus vielen gleichen Leistungen und Bestrebungen herausgehoben, aber ich tat es mit bestimmter Absicht. Klingers Reichtum ist tatsächlich so groß wie der keines anderen zeitgenössischen Künstlers. Seine Phantasie scheint keine Grenzen zu kennen. Zu ihrem Heimatgebiet gehören die antike Welt wie die Berliner Vorstadt, das Reich des Gedankens wie das Land der Träume. Er ist überall zu Hause, im Scherz wie in der düstersten, unheimlichen Tragik, und der ganze Kreis des Lebens spiegelt sich in seinem Werk. Man geht unendlich reich von ihm fort und mit dem glühenden Wunsch, auch anderen diesen Reichtum zugänglich zu machen. Das habe ich so oft erfahren, daß ich Avenarius' Bestreben, die Wege in die Klingersche Welt zu weisen, nach meinen schwachen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kräften unterstützen will, weil uns jede Bereicherung unseres inneren Lebens, jede Stärkung unserer Willenskraft bitterer not tun als jemals. Der Geist des deutschen Volkes wird sich als unbesiegbar erweisen, aber er ist auch darauf angewiesen, sich immer wieder neue Kraft zu holen, und die findet er im Reiche des Unsichtbaren, wo Männer wie Klinger die berufensten Führer sind. Unaufhörlich und mit größter Eindringlichkeit predigt hier der Künstler dem willig Aufhorchenden, dem hingegeben Schauenden, daß es unsterbliche Mächte gibt, jenseits von aller Not der Zeit, unsterbliche Hoffnungen, ewige Gefährten des zeitgebundenen Menschen.

Ja, ewige Gefährten! Aller Vernichtung, aller Vergänglichkeit zum Trotz! Ewig ist das Wirken des Menschen wie seine Seele. Was er gedacht und gefühlt hat, seine Leiden und Schmerzen, ja selbst seine Irrtümer, mit denen er gerungen, bilden seinen ewigen geistig-seelischen Besitz, bauen ihm den Leib, das Werkzeug seines künftigen geistigen Lebens. Und in diesem Jenseits, das jeder immer wieder als künftige Heimat spürt, mag er es wissen wollen oder nicht, ist auch alles geborgen, was im irdischen Kampfe verloren ging und zerstört wurde, denn das Gute kann nicht sterben, die heilige Schönheit nicht auf ewig untergehen. Sie sind Kräfte Gottes. Alles Vollkommene ist ewig.

Sicherlich sind auch heute noch verborgene Kräfte wirksam, die aus der scheinbar völlig versunkenen Kultur ausgestorbener Völker stammt. Wie unsere halbe Bildung heute noch auf der Kultur der Griechen beruht, die als Volk keinerlei Bedeutung mehr haben, so verdanken wir sicher auch manchem verschollenen Volke mehr, als wir ahnen können. Nicht in Wort und Schrift ist ihr Erbe zu uns gekommen, nicht einmal als Überlieferung von Mund zu Mund, aber sicher durch den ewig fortwirkenden Einfluß von Mensch zu Mensch, der niemals unterbrochen werden kann, weil er sich wie Wolkenringe in die Unendlichkeit erweitert. Auch die geistige Bewegung ist, wie die des Stoffes, unbegrenzt und unendlich. Und wäre das Wirken eines ganzen Volkes auch dennoch für diese irdische Welt spurlos und ohne Echo versunken und verklungen, es wirkt weiter im Dasein Gottes, der das menschliche Dasein umfaßt und unsterblich macht.

Melanie Ebhardt †.

Güte.

Ein wildes Gespinst von Fäden durchzieht die Gegenwart, und jeder einzelne Faden ist von einzelner Ichsucht gewebt und sucht die andern Fäden an Haltbarkeit zu überbieten. Hat da die Spinnerin Güte überhaupt noch Platz für ihre Gespinste? Anders gesagt: ist es überhaupt möglich, heutzutage Güte in dem Maße auszuüben, wie es nötig ist, wenn Güte das eigene Herz reinigen und befreien soll?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man muß diese Frage rücksichtslos und ohne Schmuck und Ranken beantworten. Dann kommt man zu einer Antwort, die zuerst betrüblich klingt und niederdrückt: Solange man in der Sache steht, ist Güte unmöglich und Korinther 13 Poesie und Pose; sobald man sich über die Sache stellt, ist Güte selbstverständlich.

Danach käme es nur darauf an, sich über die Sache zu stellen. Ist das aber ohne Güte möglich? Nein. Somit hätten wir also einen Widerspruch.

Doch dieser Widerspruch löst sich, wenn wir zwischen bewußter und unbewußter Güte unterscheiden. In unserer Antwort meinten wir nur die unbewußte Güte. Denn die liegt am nächsten, wenn man von Güte spricht. Zwischen unbewußter und bewußter Güte ist ein außerordentlicher Unterschied, der so groß ist, daß man am besten täte, beide mit verschiedenen Namen zu belegen und dadurch scharf zu trennen. Der Unterschied liegt in der Eigenschaft, in der Äußerung und im Werte. Solange eine solche Trennung nicht geht, treffen die Worte Allgemeingüte und Einzelgüte vielleicht das Richtige.

Wollen wir uns über die Sache stellen, so bedürfen wir hauptsächlich der Erkenntnis. Auf dem Wege zur Erkenntnis können wir von bewußter Güte unterstützt werden. Stehen wir dann über der Sache, so ist Güte selbstverständlich, d. h. unbewußte Güte. Doch die unbewußte Güte hilft dann auch zu weiter nichts. Sie ist Begleiterin, aber nicht Helferin oder gar Führerin. Solange man in der Sache steht, ist unbewußte allgemeine Güte unmöglich, da ist nur bewußte Güte, Einzelgüte möglich, nicht als Begleiterin, sondern als Helferin.

Schon der Umstand, daß man in der Sache steht, beweist, daß man noch nicht der Bande eigener Begehrlichkeit ledig ist, daß mithin allein schon deshalb von einer allgemeinen Güte keine Rede sein kann. Wo ich begehre, was mir widerstrebt, kann ich nicht gütig sein. Oder: wenn man in der Sache steht, hegt man Zuneigung und Abneigung. Wo man Abneigung hegt, kann man nicht allgemein-gütig sein.

Ein geistig hochstehender Mensch wird bei sich die Beobachtung machen, daß er gegen alle Menschen, die unter ihm stehen: gegen Bediente und Angehörige der sogenannten niederen Klassen, sowie gegen Kinder ohne weiteres gütigen Herzens ist, und ebenso gegen Tiere. Dagegen will es ihm aber nicht gelingen, bei Leuten seines Geistesstandes die allgemeine Güte zu wahren und zu verwirklichen. Im einen Falle steht er über der Sache; im anderen steht er in der Sache*).

*) Wie wenig man im Besitze der allgemeinen Güte gegen die gleichgestellte Umgebung ist, d. h. gegen die Umgebung, in der man steht, zeigt nichts so sehr wie das Verhältnis zu den Freunden. Es gibt nur ganz wenige Menschen, die bei einem Unglück auch des besten Freundes nicht etwas Genugtuung und Schadenfreude, und sei's auch nur ein Schimmerchen, verspüren. Und ebenso selten sind die, die bei einem großen Glücke des Freundes nicht etwas Neid, und sei's auch nur ein Spürchen, fühlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Leute seines Standes überlasten ihn mit Forderungen, Anmaßungen, Erwartungen und Vorurteilen; und er selbst verlangt von ihnen, daß sie ihn auf sich wirken lassen. Er selbst erwartet oder fordert also auch etwas von ihnen, wenn vielleicht auch Edles, während die Anderen als Allgemeinheit zumeist nur selbstsüchtig und gemein fordern. Im einzelnen Falle, wo man sich von ihm helfen läßt und wo er helfen kann, wo man also auf ihn eingestellt ist, ist er wohl voller Güte. Aber Achtung! In diesem Falle steht er eben über der Sache, und seine Güte ist die unbewußte! Doch die allgemeine, bedingungslose Güte aufzubieten, will ihm nicht gelingen. Das ist erst möglich, wenn er sich über die Menschen seiner Umgebung stellt, nicht im Hochmut des Aszeten, sondern in der Erkenntnis: Er erwartet nichts mehr von den Menschen für sich und erwartet auch nicht mehr, daß sie von ihm sich leiten lassen, sich auf ihn einstellen. Er wird berechnungslos wie das Kind, aber aus Erkenntnis. Diese Erkenntnis ist ungeheuer schwer und will, solange man in der Welt schafft, immer wieder von neuem errungen sein; und dabei kann bewußte Güte helfen. Indem man sich zu ihr im einzelnen Falle zwingt, wird die Erkenntnis verstärkt und fester gegründet.

Diese gewollte, erzwungene Güte will einem selbst nicht als Fortschritt, als etwas Besonderes erscheinen, im Gegenteil, man stößt sich an ihr, weil sie einem so schwer fällt. Und doch steht gerade diese Güte, die man sich im einzelnen Falle selbst abringt, zumal wenn einem der Gegenstand, auf den sie sich richtet, unsympathisch ist, moralisch viel höher als die unbewußte Güte. Ja, die abgerungene Güte hat überhaupt nur eigentlich moralischen Wert, während die unbewußte Güte gar keinen eigentlich moralischen Wert hat. Was mir sympathisch oder gleichgültig ist, tut sich von selbst. Wollen wir uns veredeln, so müssen wir uns also die Umwelt und was uns an ihr unsympathisch ist, sympathisch oder gleichgültig machen. So stellen wir uns über die Umwelt. Dann werden wir allgemein-gütig. Hat die allgemeine Güte auch nicht den höheren sittlichen Wert als die bewußte einzelne Güte, so ist sie doch das höhere Ziel. Denn auch die Sittlichkeit ist nicht Endzweck, sondern nur das hehrste Mittel zum Zweck: das heißt zur Selbsterlösung durch Erkenntnis.

Der Anfang des Weltkrieges war ein erschreckendes Beispiel, wie der Haß die Erkenntnis vernichtet. Dann aber sagte sich der Nachdenkliche, daß die Völker nicht für die Maßnahmen der Regierung, die überall, auch bei uns, nur aus einer Kaste bestand, verantwortlich gemacht werden kann. Diese Einsicht machte sein Auge freier und sein Herz wieder weiter, und doch mußte er sich bei den ersten Gefangenen, die er sah, zur Güte zwingen. Je öfter er sich aber zwang, um so freier wurde sein Geist, um so klarer sein Blick, um so weiter sein Herz und immer weniger empfänglich für die einengenden Ansichten Einzelner und für das öffentliche Lügengewebe. Nun erst war es ihm wieder möglich, auf dem Pfade der Veredelung zu höherem Menschentum fortzuschreiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein letztes Beispiel: Als Kind und auch als Erwachsener pflückt man die Blumen, die man liebt. Mit der Erkenntnis, daß man Leben vernichtet, zumal wenn man eine einjährige Pflanze über der Wurzel schneidet, läßt man vom Blumenpflücken ab. Im Anfang wird man sich vor Blumen, die besonders locken, noch zur Güte zwingen müssen; je öfter man sich aber zwingt oder bezwingt, um so selbstverständlicher läßt man die Blume unbehelligt. Hier fällt uns die bewußte Güte als Helferin der Erkenntnis leicht, weil wir vom Blumenleben weit abgerückt sind, weil es somit leichter gelingt, es aus dem Bereiche unserer Begehrlichkeit auszuschließen, das heißt uns ganz über die Sache zu stellen.

Bewußte Güte bereichert uns, vermehrt das edle Gut der Erkenntnis; die Zinsen dieses Gutes sind unbewußte Güte. Doch das edele Gut braucht keiner grenzenlosen Steigerung. Ist es vollendet, läßt es keine weitere Vermehrung zu, sondern gibt nur noch Zinsen.

Güte gegen eine Sache ist selbstverständlich, wenn man über der Sache steht. Es ist unbewußte, ungewollte Güte. Über einer Sache stehen, heißt in dieser Sache nichts begehren, das heißt ihr gegenüber keinen Ichgedanken haben. Ist man gegen einen Gegenstand nicht gütig, so beweist das, daß man ihm gegenüber noch den Ichgedanken hat. Zwingt man sich also zur Güte gegen diesen Gegenstand, so zwingt man sich zum Ablassen vom Ichgedanken, mithin zum Ablassen vom Irrtum und zum Gewinne der Erkenntnis.

Allgemeine, ungewollte und schrankenlose Güte ist also ein Zeichen dafür, daß man vom Ichgedanken völlig losgelassen und den Irrtum völlig überwunden hat.

Einzelgüte, gewollte Güte ist ein Mittel zur Bekämpfung des Irrtums, zur Unterscheidung von Es und Ich, mithin ein Mittel im Dienste des Es zu dessen Erkenntnis und Erlösung.

* * *

Zuerst Güte, dann Gleichmut; nicht umgekehrt. Gleichmut gleich im Anfange spräche dafür, daß man sich das Unangenehme von seinem Erscheinungsich fernhalten möchte.

Erst wenn man, zum Teil mit Hilfe der Güte, das Erscheinungsich überwunden hat, also im eigentlichen Sinne kein Ich mehr hat, kann man alles in der Erscheinungswelt mit wahrem Gleichmute umfassen.

Noch eins: Zur Einzelgüte und zur Erwerbung der Allgemeingüte gehört eine sehr große Kraft, millionenfach größer als zum Hasse. Aber die aufgewandte Energie speichert sich, und der Gütige wird selber immer kräftiger, bis der zur Allgemeingüte Durchgedrungene, der Ichbefreite, über eine ungewöhnliche Energiemenge verfügt, eine Energie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

menge, gegen die der Hasser, der Ich-verstrickte, ganz ohnmächtig ist. Als der Buddha gefragt wurde, wie es käme, daß er selbst der schwierigsten äußeren Lagen so leicht Herr würde, sagte er: Die Kraft der Güte ist mein Halt.

Ein wundervolles Wort, wert, immer wieder darüber nachzudenken.

Hans Much.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Marx Moeller.

In Marx Moellers Romanen besitzen wir Werke, die in seltener Weise Spannung mit Gemütstiefe vereinigen.

„Wer sich heutzutage überhaupt Gehör verschaffen will, muß schon laut schreien", so lautet das Urteil eines Mannes von reicher Erfahrung in literarischen Dingen. Im Grunde ist derartiges nicht verwunderlich, denn die Überfülle von Mittelgut in unserm gegenwärtigen Schrifttum, vermehrt um die seltenen Hochbegnadeten und zumal um die vielen Allzuvielen, die besser nie zur Feder gegriffen hätten — all diese zusammen machen aus dem sattsam bekannten „deutschen Dichterwald" nur zu sehr einen Krähenbusch, in dem es herzlich unharmonisch zugeht.

Am unleidlichsten aber sind — um im Bilde zu bleiben — die heimatlichen Krähen-Dichter. Mit dem „Erdgeruch", den sie synthetisch herstellten, ging's zu Zeiten des abflauenden Naturalismus los; dann wurde die „Scholle" als solche salonfähig; und schließlich berückte viele Gemüter der kindliche Wahn, als erschöpfe sich die Heimatdichtung in einer peinlich genauen Darstellung von Land und Leuten, von Haus und Hof, Recht und Sitte, Volkskundlichem und Mundart — nicht zu vergessen der nicht unbeliebten Zugeständnisse an das Allzumenschliche, das jedes Heimatländchen in eigener Tonart singt.

Mit solcherlei Befürchtungen etwa an Marx Moeller heranzutreten, kann nur gröbliche Enttäuschung zur Folge haben, um nicht zu sagen, Langeweile. Was Moeller zeichnet, sind keine konventionellen Typen, die sich jeder nach eigenem Gutdünken für den Phantasiegenuß zurechtmodeln kann, sondern, bei aller persönlichen Charakterbestimmtheit, echte, lebenswahre Söhne und Töchter der Heimat. Die verschiedensten Volksschichten begegnen sich: der Fürst und der gemeine Mann, der Künstler und der Beamte, der Offizier und der Kleinbürger. Was aber den Dingen die Lebensnähe, der Zeichnung der Menschen die volle Körperhaftigkeit verleiht, sind die Gegensätze von Heimat und Welt da draußen, oder vielmehr von Heimattreuen und Entwurzelten, endlich von der Welt des Scheins und der Welt wahrhaften Seins. Aber auch hier keine Schablone: Heimat bedeutet nicht unbedingt „Sein"; und selbst im Gewirr der Welt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stadt bewahren sich echte Idealisten ihren angeborenen Trieb rein und lebenskräftig. Die wahnsinnige Hast des modernen Lebens, die unbedenkliche Sucht nach Ehre und Genuß treibt Ehrgeizige und Habsüchtige mit Peitschenhieben durchs Leben; aber am Ende steht das Nichts. „Es gibt Menschen mit Kinoschicksalen", heißt es in Moellers Roman Longinus Meier, „denen wird man nur gerecht, wenn man sie auch so kraß und buntbewegt darstellt. Es läßt sich vieles von ihnen erzählen, sehr vieles, denn ihr Leben ist wie ein Sumpf, auf dem viel bunte Sumpfblumen blühen und in dem viel drolliges Getier sich treibt. Und es gibt Menschen, deren Leben verklingt wie eine Legende; die es verträumen wie eine selige Sommerstunde unter Lärchentannenzweigen; deren Leben dem tiefen Wasser gleicht, in dem sich der Himmel widerspiegelt; weiter nichts."

An solchen begnadeten Legendennaturen prallt der graue Alltag mit seinen Versuchungen und Niedrigkeiten wirkungslos ab. Während alles um sie her irrt, ein Spielball der Triebe, Moden und Zufälle, gehen sie ihren vorgezeichneten Weg. Nicht als wenn sie wandelnde Marmorbilder wären; sondern sie verkörpern das, was Schopenhauer als den „erhabenen Charakter" bezeichnet. „Dieser nämlich entspringt daraus, daß der Wille nicht erregt wird durch Gegenstände, welche allerdings geeignet wären, ihn zu erregen; sondern das Erkennen auch dabei die Oberhand behält. Ein solcher Charakter wird demnach die Menschen rein objektiv betrachten, nicht aber nach den Beziehungen, welche sie zu seinem Willen haben könnten: er wird z. B. ihre Fehler, sogar ihren Haß und ihre Ungerechtigkeit gegen ihn selbst bemerken, ohne dadurch seinerseits zum Haß erregt zu werden ... Er wird in seinem eigenen Lebenslauf und dessen Unfällen weniger sein individuelles, als das Los der Menschheit überhaupt erblicken, und demnach sich dabei mehr erkennend und leidend verhalten."

In Longinus Meier wächst und wird mit dem Künstlerhelden sein Gegenstück Heini Peters, wie er als eine Art Zigeunerbub im heimatlichen Mecklenburg-Strelitz heißt, oder Heinrich M. Peters-Hahn, unter welchem Namen er ausschließlich in seiner Eigenschaft als Verleger und Konsul von Guatemala über diese Weltbühne schreitet: Ja, Bühnenluft ist es in Wahrheit, die uns anweht; dabei spielt das Theater nur in e i n e m der drei Romane Moellers, in Longinus Meier, eine gewisse Rolle. (Das Vorwort zu „Longinus Meier", die Todesanzeige des Helden nebst einigen Bemerkungen des Verfassers, darf wohl als ein — vom künstlerischen Standpunkte freilich nicht zu rechtfertigendes — Zugeständnis an den Geist der Kriegszeit angesehen werden; bei einer Neuauflage fällt es hoffentlich weg.) Aber jedes seiner Werke ist im ganzen dramatisch empfunden, im großen wie im kleinen: Akt reiht sich an Akt, eine Szene folgt der andern. Den Anfang der Darstellung allerdings wird man gleichsam als Prolog ansehen können. Wenigstens trifft das zu auf das köstliche Kleinstadtidyll „Wem Gott will rechte Gunst erweisen"; in gewisser Weise gilt es ferner von der „Gartensonate", Moellers neuestem Werk, in dem die Blasiertheit des polnischen Etappenlebens in stärksten Gegensatz zum Frieden und geruhsamen Leben des strelitzischen Ländchens tritt. „Herb ist des Lebens innerster Kern" — wie dort Longinus Meiers, des Malers, Ausgang, so hier das Schicksal des Kapellmeisters und Komponisten Hans Schlieting, auf dessen junges, nur zart angedeutetes Liebesglück, den Herzensbund mit der achtzehnjährigen Gertrud Hoffmann, sich die Tragik der Kriegsblindheit herabsenkt.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mecklenburg-Strelitz ist Marx Moellers zweite Heimat. Geboren wurde er 1868 in Hamburg als Sohn eines Zimmermeisters. Seine Gymnasialbildung genoß er großenteils in Friedland und ging dann nach Vollendung seiner philologischen Studien zur journalistischen Laufbahn über, die ihn nahezu zwei Jahrzehnte in Berlin festhielt. Bei Eröffnung der Warschauer deutschen Universität wurde ihm eine Professur für neue deutsche Literatur übertragen; 1918 folgte er einem Ruf als Dramaturg des Altonaer Stadttheaters in seinen jetzigen Wirkungskreis. Von nachhaltigster Wirkung namentlich für Marx Moellers literarische Persönlichkeit wurden seine Beziehungen zum strelitzischen Hofe: Von seinen erfolgreichen Forschungen in der großherzoglichen Bibliothek, die der Landesfürst durch Verleihung des Professortitels lohnte, kündet der Roman: Wem Gott will rechte Gunst erweisen ... Adolf Friedrich III. denken wir uns darin als einen „gereinigten Dörchläuchting". Und ähnlich ist auch Moellers sonstiges Schaffen nicht wohl vorzustellen ohne reiche Erfahrung des Dichters im Umgang mit Berliner Künstlern und Leuten von der Feder; die „Gartensonate" im besonderen nicht ohne das persönlich erlebte und scharf beobachtete Treiben der Warschauer Bevölkerung und der dortigen deutschen Besatzung während des Krieges. Mit berechtigten Erwartungen dürfen wir seinen künftigen Werken entgegensehen*).

In vielen deutschen Städten hat sich Marx Moeller als temperamentvoller Vortragender betätigt. Gewiß erinnert sich der eine oder der andere Leser seiner Darbietungen, in denen er teils literarische Themata behandelte, teils eigene oder fremde Dichtungen, hoch- oder niederdeutsche, zu Gehör brachte.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . .

(S. 268 bis 274.)

Der junge Karl Peter („Kater") Quarkow, zu Beginn des Krieges ohne Wissen der Eltern Flieger geworden, überquert seine mecklenburgische Heimatstadt auf dem Fluge Warschau-Berlin. In dieser festlich-frohen Stunde, die nur wenige Augenblicke vorher angekündigt wird, erfüllt sich auch das Schicksal des ewigen Bierstudenten Klüssendorf — im ganzen ein Bild von höchster dramatischer Wirkung.

„Unter den Kindern herrscht heut Anarchie."

Der Gymnasialdirektor hatte „angeordnet", daß „die Schüler" sich um halb elf Uhr vor der Schule versammeln sollten, um dann in „geschlossenem Zuge" auf den Sandberg geführt zu werden, von dem aus man den schönen Ausblick hätte. Aber das kümmerte heute die Bengel nicht. Die toben schon seit zehn auf dem Berge, daß man es in allen Stuben hören kann! Es ist wie ein Fieber über die ganze Stadt gekommen; das glüht in den Jungen am heißesten. Ein paar Primaner sind oben im Turmzimmer.

Wenn doch diese Lehrer endlich sich das Wort „Schüler" abgewöhnen wollten! Es klingt kein Wort kälter in junge Ohren. Es klingt pedantisch und öde; es ist farblos wie eine mit grauer Leimfarbe be-

*) Verlegt sind Marx Moellers Romane bei L. Staackmann in Leipzig: Longinus Meier, 5. Tausend; Wem Gott will rechte Gunst erweisen, 9. Tausend; Die Gartensonate, 10. Tausend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strichene Klassenwand. Wenn der Lehrer das Wort „Schüler" vor der Schar ausspricht, macht er selber für einen Moment ein gezwungenes Gesicht, so wie ein norddeutscher Mensch von der Wasserkante, der auf einmal korrekt „schprechen" will; und wenn von der Schar das Wort „Schüler" tönt, dann machen die jungen Gesichter sofort scheinheilig-brave Gesichter, und die Ehrlichen sehen verdrossen aus. Jedes Schimpfwort klingt Schülerohren freundlicher. Hätte der Direktor ganz zutraulich und nett die „Esel", die „Flegel" oder die „Lümmel" hinbefohlen, so hätten sie sich wahrscheinlich pünktlich und froh versammelt. Die pedantisch und ganz beamtenhaft stilisierte Aufforderung ist vergessen. Man streikt.

Dies alles empfindet Professor Quarkow, als er das Gelärme der Jugend auf dem Sandberg hört. Und in seiner ruhigen Weise begibt er sich an Ort und Stelle; nicht um da brutal zu dämpfen oder dreinzufahren; denn es sind ja jetzt Ausnahmezustände; sondern mehr, um orakelhaft zu beschwichtigen.

Als er eben am Fuße des Sandbergs angekommen ist, kommt ein Mädchen hinter ihm hergelaufen.

„Herr Professor — —"

„Was willst du, mein Kind?" — —

„Sie möchten mal zu Klüssendorfs kommen. Aber schnell. Ganz schnell."

„Was ist denn los?"

„Ich hab Sie schon überall gesucht! Den Kannedaten geht das schlecht. Mit den ist das woll bald zu Ende."

„Hat er nach mir gefragt?"

„Ja, schon immerzu."

Der Professor eilt so schnell er kann zurück.

Auf dem Wege begegnet ihm seine Mutter, die von Fritz im Stuhl geschoben wird; Sophie und Hanning gehen mit ihr.

„Wo willst du hin?"

„Klüssendorf hat nach mir geschickt. Es soll ihm schlecht gehen." —

„Wir gehen auf den Sandberg." —

Nachher trifft er Petersen, der auch auf den Sandberg will. Es ist ein Gewirre in der Stadt! Wie ein Ameisenhaufen. Oben in der Turmtür steht der Bläser und gibt zuweilen durch Kopfschütteln an, daß auch noch rein garnichts zu sehen sei. Er macht immer wieder dieselbe bedauernde Bewegung, die man immer beim Geldbriefträger sieht, wenn er „diesmal leider nichts" bringt. Es ist ihm peinlich. Die ganze Stadt wartet auf sein Tuten; und an ihm liegt es wahrlich nicht. Er hält sich die Hand über die Augen und blickt immerfort hinaus. Er kann weit hinaus sehen. Er kennt und erkennt alle da unten. Sieht die Kinder auf dem Sandberg, und all die andern. Großmutter Quarkows Rollstuhl sieht er; er wundert sich, wo der Professor jetzt

wohl so schnell hinlaufen will, und er erkennt Petersen, der wie ein Weltenbummler in seinem weißen Anzug daherschlendert. Und während sich um Großmutter als um den Mittelpunkt all des Getriebes alles gruppiert wie die Bienen um die Königin, kommt auch Petersen den Berg langsam emporgestiegen, und sieht ringsum die ganze Landschaft liegen mit all ihrer friedvollen Heimlichkeit, mit ihren roten Toren und grünen Wällen. Und wenn er die Sprache der Leidenschaft auf seinen sinnlosen Reisen nicht längst verlernt hätte, könnte er diese Sprache jetzt verstehen; ihr Ton ist sorgend und zärtlich wie der einer Rebhuhnmutter, und doch kichernd und däftig dabei, als wollte sie sagen: „Wie kann man nur so wahnsinnig sein, reisen zu wollen! So schön wie hier ist es ja doch sonst nirgendwo auf der weiten Welt!"

Und auf dem Sandberge wird ein Leben beinahe wie auf einer Schützenwiese. Der Photograph jagt die Kinder überall fort, weil er alle Standplätze für seinen Apparat ausprobiert; viele beraten ihn dabei; er bittet immer nur um Ruhe, als wenn seine Platten sonst litten; einige Kinder liegen im Gras, weil sie ja so besser in die Luft sehen können; der Wirt vom „Halben Mond" läßt ein Achtel Bier anzapfen, und Klüssendorf ist nicht dabei!

Klüssendorf liegt hinten neben dem kleinen Kontorzimmer in der kleinen Wollweberstraße im Bett und röchelt und phantasiert.

Er hat noch vor einer halben Stunde nach dem Professor verlangt. Jetzt scheint er nicht mehr daran zu denken. Er redet und redet, als hätte er alte Kameraden bei sich; er meint in seinen Phantasien, er wäre in Greifswald und zöge auf einer Bierreise von Lokal zu Lokal.

Es ist eine enge, duffige Luft im Zimmer. Es riecht da überall nach schlechtem Pfeifentabak. An der Wand über dem Bette hängt protzig eingerahmt das große Bild des Rostoker Marktes, auf dem vor Jahren der junge Student Klüssendorf seine dreizehn Schoppen zum Schlage der Mittagsuhr gestürzt hatte. Daneben sind ein paar gräßliche Ulk- und Frühschoppenphotographien zu sehen. Ein ganzer Wandschirm ist aus bierehrlichen Postkarten zusammengeklebt. Welche Fülle akademischer Erinnerungen! Da hängt auch — erst kürzlich vom Glaser Wendt eingerahmt — die gütige Depeschenantwort des Greifswalder Rektors auf das Huldigungstelegramm, welches von Klüssendorfs Stammtisch im „Halben Mond" abgegangen war, als man da von der Wiedereinführung des obligaten Marktfrühschoppens durch den akademischen Senat erfuhr. Dieses letzte Echo aus dem alten bierehrlichen Greifswald bildete Klüssendorfs letzte, reine, begeisterte Freude. Diese Begeisterung hatte ihn leider aber auch den letzten Rest von Vorsicht außer acht nehmen lassen, als man wieder einmal diese glorreiche Affäre begoß.

Klüssendorf liegt wachsbleich im Bett. Der Tod hat ihn schon gezeichnet; es wird bald zu Ende gehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als der Professor eintritt, erhebt der Sterbende sich etwas und sieht den alten Lehrer groß und stier an; aber er erkennt ihn nicht mehr. Seine Stimme klingt matt und kümmerlich.

„Na, du altes Sumpfhuhn! — Kommst du endlich auch mal wieder hierher! — Dann setz dich man gleich her!“ — —

„Lieber Klüssendorf, wie geht es Ihnen?“ —

„Ihnen! — Ihnen! — Er sagt ‚Sie‘ zu mir!“ — —

„Spund, wir nennen uns doch du! — — Nein! — Nein! — Nein! — — Das is 'ne Gemeinheit! — — Erst kommt jetzt Harmer seine Kneipe. — Wir gehen nicht bei Harmer vorüber. — Was würde Harmer von mir denken, wenn wir nich auch bei Harmer einkehren wollen! — — Immer korrekt! — Harmer is mein guter Freund — — Immer bierehrlich.“ — —

Die Worte des Fiebernden sind oft kaum verständlich. Der alte Klüssendorf steht am Kopfende des Bettes und sieht ganz grau im Gesicht aus. „Der Junge meint wohl, er is wieder in Greifswald.“ „Jawohl“, sagt der Professor und setzt sich auf den Bettrand und nimmt die Hand des Sterbenden.

Aber der zieht sie zurück.

„Ach was! — — Ich sag noch nich Adjö! — — Was man mal angefangen hat, das muß man auch bis zu Ende durchführen.“ — — Und dann wird die Rede ganz unverständlich und ganz wirr. Und er will sich erheben, als müsse er eine Rede halten; und er stammelt und gurgelt.

„Ist ihm denn was passiert?“ fragt der Professor.

Der Alte zuckt mit den Achseln: „Er hat wohl wieder heut nacht sehr gefeiert. Er is heut morgen vor unserm Haus hingefallen und hat Blut gespuckt.“

„Was sagt denn der Doktor?“

„Der is vorhin weggegangen; er will nachher wiederkommen. Machen kann der ja jetzt nichts. Das muß von selber so weggehen.“

„Ja, ja — — —“ lallt der Sterbende, „Sie haben — recht! — — — Sie haben ja recht! — — Ich geh ja auch schon — Ich will auch gar kein Aufsehen machen! — — — Geben Sie bloß meinen Mantel!“ — — —

Und dann wird Klüssendorfs Gesicht auf einmal tief traurig, als läge plötzlich eine ganz große Scham auf ihm, und er blickt im Kreise um sich, als säße er an der Kneiptafel, und schwer und bitter kommt es von seinen Lippen:

„Ich bitte mich — — — jetzt — zu entschuldigen. — — Ich — melde — mich bierimpotent — — —“

Dann sinkt der Kopf leblos in die Kissen zurück, und der Alte bricht weinend über dem Toten zusammen.

Und in sein ratloses Altmännerschluchzen klingt auf einmal ein ganz heller Ton aus der Höhe!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erste Ton des Türmerliedes „Wem Gott will rechte Gunst erweisen!" Und dem ersten Ton folgt ein vielstimmiges Hurra vom Seeberg her!

Hans Offe.

Rund um uns

Seelenverständnis. Stets ist es mir tief ergreifend, wahrzunehmen, wie jeder einzigen Menschenseele der Wunsch eingeboren ist, verstanden zu werden. Ob die Seele — dieser geheimnisvolle Lebensfunke — in einem Manne oder Weibe lebt, einem Kinde oder Greise, immer und überall drängt sie sehnsüchtig hervor und sucht das Echo der verwandten Seele. Und doch gibt es keine seltnere Kunst auf dieser Erde, als Seelen zu verstehen. Und doch ist nichts schwerer zu finden als der Mensch, der uns das vollkommene Echo zurückgäbe.

Was heißt denn überhaupt: verstehen?

Es heißt: wissen, wie dem andern zu Mute ist, mitschwingen in seiner Empfindung, mitgehen in seiner Gedankenbahn. Ja, es heißt noch mehr: den Gedanken, den mir der andere zuwirft im Gespräche, weiterdenken und ihn der andern Seele gefördert, vollendet zurückgeben, die Empfindung des andern klären und verklären. Verstehen edelster Art ist zugleich Vorwärtshilfe.

Wir alle möchten gern Verstehende sein. Was unserm Vermögen hierzu am unüberwindlichsten entgegensteht, ist immer unser eignes Ich. Ach, wir Menschen sind so voll von uns! In unsrer Seele reden so laut unsre eignen Gedanken; es summt darin wie in einem Bienenstock von unsern Plänen, unsern Hoffnungen, unsern Überlegungen, es klagt darin unsre eigne Traurigkeit. Es will nicht stille in uns werden von dem Ichgeräusch.

Und so sind auch die Worte, die wir sprechen, zumeist ganz aus unsrer eignen Welt herausgeredet. Man beobachte nur einmal, wie zwei Menschen sich unterhalten; der eine hat lebhaft das Wort ergriffen und sucht dem Zuhörer seinen Gedankengang klarzumachen. Der andre — ja, hört er denn wirklich zu? Nimmt er die Gedanken des ersten bereitwillig auf? Fühlt man an seiner Antwort, daß er das Gehörte verarbeitet hat? Ach nein. In den meisten Fällen ist das Zuhören nur ein höfliches Abwarten, bis der erste schweigt oder man einen Keil in seine Rede treiben kann, um dann ungehindert und unbelehrt den eignen Redefluß wieder strömen zu lassen.

Wie flüchtig wird die alltäglichste Frage der Begegnenden: „Wie geht es dir?" meist gestellt! Dem Fragenden ist es garnicht darum zu tun, wirklich von dem äußeren und inneren Ergehen des Gefragten unterrichtet zu werden; denn oft fährt er eilig, ohne überhaupt die Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort.

So ergibt sich oft als Endergebnis der Unterhaltung das traurige Aneinandervorbeireden. Es ist, als liefe jedes Ich hoffnungslos einsam in seinem eignen Gleise weiter, als kämen die Gleise niemals zusammen.

Verstehen heißt zuerst: zuhören können.

Es muß in meiner Seele ganz stille werden von mir selbst. Ich muß meine Gedanken schweigen heißen, ich muß gleichsam einen freien Raum in mir schaffen, um die andre Seele empfangen zu können.

So, nun bin ich voll geöffnet. Ich bin ganz Auge, ganz Ohr. Ich lausche still den Worten des Suchenden und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleite unvermerkt so völlig in seine Seele hinüber, daß mir ist, als sei ich nicht mehr ich, sondern der Menschenbruder, der mit mir spricht, als fühle ich wirklich von seinem Standpunkt aus seine Not, als entwürfe ich von ihm selbst aus den Plan, wie ihm zu helfen sei. So los bin ich von mir, daß ich mitschwingen kann mit der feinsten Schwingung seiner Seele, daß ich hellhörig werde für das Geheime, das hinter den Worten bebt, daß ich erfaßt werde von dem verborgensten Zauber der Persönlichkeit. — — —

Seele des Menschen, du wundersamstes Rätsel der Rätselwelt um uns her, wie schwer bist du zu fassen! Und dennoch! Gelingt es uns, losgelöst von uns selbst, dich zu empfangen, so wird uns der köstlichste Reichtum zuteil, den diese Erde zu verschenken hat.

Vally Nagel.

Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke.

I.

Unser Schrifttum ist während des vergangenen Jahrfünfts sehr reich an Gedanken und Bestrebungen gewesen. Insbesondere im letzten Teil des gewaltigen Ringens habe ich mich aber oft gefragt, ob die aufgewendete Mühe und Kraft auch nur irgendwie dem Erfolge entspreche, und mußte die Frage verneinen. Das Volk, die ringenden, hungernden Massen, die den Zweck und Sinn des Kampfes je länger desto weniger noch verstehen konnten, unter denen schließlich das Verrückteste Glauben fand, hatte nichts davon. Es bekam die vielen Veröffentlichungen nicht zu Gesicht und hätte sie meist auch nicht verstanden, schon deshalb nicht, weil es in seiner Lage keinen Sinn für unsere geistigen Entwicklungen gehabt hätte. Wer in Not steht, will, daß man ihm hilft, für anderes hat er kein Interesse. Ich habe es mit unseren Soldaten wieder und wieder erlebt, wie sehr sie danach verlangten, daß man ihren Hunger stille, nicht nur den körperlichen. Darauf mußte man sich konzentrieren. Alles, was nicht wenigstens mittelbar dazu beitragen konnte, die zersetzte Kraft zu ersetzen, durch Wort und durch immer engere menschliche Gemeinschaft vor allem, wurde zur Kraftvergeudung. In solcher Zeit kann nur der vorwärts helfen, der mit vollem Herzen die Not der Massen zu erkennen sucht. Dies wird ihn aus der Hörigkeit den liebgewonnenen Gedanken gegenüber befreien und in die Welt der Wirklichkeit geleiten, ihm zeigen, was die Stunde fordert. Wir haben so viele Professoren, Schriftsteller, gelehrte Häuser aller Art, in den Parteiideen festgerannte Köpfe, Regierungs-, Finanz-, Arbeiter- und andere Räte und doch zu wenig frischblütige Menschen mit einfach nüchternem Wirklichkeitssinn. In solchen Zeiten prägt die Not der Stunde die Parole, und es wird immer etwas ganz Einfaches sein, das geschehen muß. Dieses ganz Einfache zu erkennen und auf tausend neuen Wegen durch möglichst viele geistig und sittlich Befähigte dem Volke klarzumachen, um seine Lösung zu ringen, halte ich für das Wichtigste. Die starke Konzentration, das Herausheben des als „gerade jetzt" am wichtigsten Erkannten müßte in solcher Zeit dem Schrifttum den Stempel aufdrücken. Alle Genialität beruht auf schärfster Konzentration.

Worauf kommt es jetzt an?

Ich glaube, man kann folgendes feststellen: Unser Volk ist zurzeit psychisch krank. Es ist dadurch unfähig, seine Lage und Zukunft nüchtern und unbefangen zu beurteilen. Sein Denken und Empfinden entspringt aus Unlustgefühlen. Gelingt es nicht bald, seine äußeren Lebensbedingungen — Ernährung und Wohnung — so zu gestalten, daß sich dieser körperlich-psychische Erschöpfungszustand abbauen läßt, so können katastrophale Folgen eintreten.

In diesem Erschöpfungszustand hat sich unser Volk eine Reihe von „Belastungen" geschaffen, die, wenn es erst möglich sein wird, abgetragen werden müssen. Hierher zählen alle die wahnsinnigen Lügen aus der Kriegs- und Revolutionszeit, die unverdauten, selbst von den Führern nur einseitig angewandten Schlagworte, die ganze falsche Richtung des Wollens, in die diese

Parteischlagworte die Massen hineingeführt haben. „Der Mensch ist mehr als die Form." Das Seelische kommt überall zu kurz, und der innere Jammer wird deshalb immer größer. Andererseits ist es klar, daß trotz allen Hungers, aller Gemeinheit des Schiebertums und eines irregeleiteten Geschäftsgeistes, aller Hetze und bezahlter Verführung diese Belastungen nicht so stark hätten werden können, wenn das Volk das Handwerkszeug besessen hätte, um sich besser durch alles das hindurchzufinden. Hier liegen Mängel unseres Erziehungssystems, der Vorbereitung auf das Leben in ethischer wie in wirtschaftlicher Beziehung vor.

Somit kommt es jetzt zuerst darauf an, alle Kräfte auf das eine zusammenzulenken, daß wir Brot und Wohnung zu annehmbaren Preisen schaffen. Dies ist die Vorbedingung für alles andere.

Die zweite Aufgabe wird dann das Abtragen der erwähnten „Belastungen" sein. Sie verbindet sich mit der dritten, dem Volk das geistig-seelische Handwerkzeug zu schaffen, das es braucht, um urteilsfähig, um aus Massen zum Volk zu werden. Das in dieser Hinsicht zuerst Gebotene dürfte die wirtschaftlich-wissenschaftliche Schulung von Arbeitern sein, damit die Berufsräte zu einem aufbauenden Werkzeug unserer Wirtschaftsordnung werden können.

Auf die zweite und dritte hier erwähnte Aufgabe hoffe ich später noch eingehen zu können. Sie werden nur zu lösen sein, wenn man dem Volk gleichzeitig Ziele weist, die das ganze Menschenwesen ergreifend und positive Arbeit fördernd, das Leben mit innerem Gehalt erfüllen, so daß frische Säfte in den Verdorrenden aufsteigen, aus der jahrelangen Hemmung lebenspendende Bewegung werden kann.

„Beseelung" lautet das Leitwort der Zukunft.

P. Sperling.

Wiederaufbau in Frankreich. Wir werden gebeten, den folgenden Aufruf durch den „Vortrupp" zu verbreiten:

Endlich dürfen jetzt unsere Gefangenen aus England und hoffentlich bald auch die aus Frankreich heimkehren. Sehnsüchtig erwartete Söhne, Brüder, Väter kehren zurück zu ihren Lieben. Sie alle ordnen sich wieder ein in unser Volksleben und werden helfen wollen, unsere durch den Krieg so schwer geschädigte Volksgemeinschaft wieder lebenskräftig zu machen. Das wird freilich schwere Arbeit kosten, und lange wird es dauern, ehe wir auch nur annähernd die Kulturhöhe erreichen, die wir vor dem Kriege — hätten inne haben können. Auch wird die Zeit nicht alle Wunden am Volkskörper heilen. Ehe sich noch die ersten recht schließen, können neue unheilbare Wunden entstehen, wenn wir nicht den neuen Gefahren rasch und gründlich begegnen.

Bald sollen Tausende deutscher Arbeiter nach Frankreich hinausgehen, an die Stelle der heimkehrenden Gefangenen, um dort wieder aufzubauen, was der Krieg in Trümmer schlug.

Für unsere gegenwärtige Volkswirtschaft ist das kein Schaden, denn Tausende von Arbeitslosen werden auf diese Weise lohnende Beschäftigung finden, und für die Zukunft kann der Wiederaufbau vielleicht von großem Gewinn sein; denn hier hat der deutsche Arbeiter Gelegenheit, vor aller Welt seine überlegene Tüchtigkeit zu beweisen.

Aber für unsere Volksgesundheit drohen dort in Frankreich zwei furchtbare Gefahren.

Nach den Erfahrungen des Krieges muß man befürchten, daß fast alle Arbeiter, die jetzt gesund nach Frankreich gehen, krank an Leib und Seele heimkehren.

Während in Deutschland, bedingt durch die Lebensmittelnot, die aus der Trinkunsitte entstehenden Gefahren erheblich eingedämmt sind, wird der Alkoholismus unter den deutschen Arbeitern in Frankreich ungeheure Opfer fordern. Die französischen Weinhändler werden ihre Buden um die Unterkünfte der deutschen Arbeiter aufschlagen. Sie werden unseren Brüdern für ihr süßes Gift unser deutsches Geld abnehmen. Und unser Geld wird, weil es dort ohne Notwendigkeit ausgegeben wird, immer weiter im Werte sinken.

Noch größer aber ist die Gefahr, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die deutschen Arbeiter in der französischen Dirne erwächst.

Schon 1871 ist der Verdacht ausgesprochen worden, daß die französischen Weiber ihre Krankheiten mit Willen und Absicht an die deutschen Soldaten gebracht hätten. Nicht weniger als 33538 deutsche Soldaten wurden 1870/71 (nach Neisser) wegen venerischer Krankheiten behandelt. Das sind 40, bei einzelnen Armeekorps bis 70 aufs Tausend der Durchschnittsstärke. Dabei war ein Drittel dieser Soldaten verheiratet. (Neisser.)

Ohne diese Tatsachen zu kennen, ist mir, als ich 1918 in Frankreich Einblick in die Sache erhielt, der Gedanke gekommen, diese Teufelinnen, die französischen Dirnen, gehen doch bewußt darauf aus, das deutsche Volk zu verseuchen und zu verderben. Wie weit ihnen das bereits gelungen ist, könnte man erst klar erkennen, wenn die Zahl der Geschlechtskranken aus diesem Kriege veröffentlicht würde. Ein schreckliches Erkennen wird durch unser Volk gehen, wenn man die vielen schwachsinnigen, entarteten und blinden Kinder, die jetzt mehr als vor dem Kriege geboren werden, wird zählen können. Sind doch schon vor dem Kriege von den etwa 30000 Blinden in Deutschland 10 bis 20%, ja (nach Sternthal u. a.) 40 bis 60% durch die gonorrhoische Erkrankung ihrer Mutter um das Augenlicht gebracht worden.

Sollen der Unglücklichen noch mehr werden? Nein! Jeder, der hinausgeht, muß wissen, welche Gefahren ihm und seinen Kindern und damit unserem Volke drohen.

Jeder muß mithelfen, aufzuklären und zu verhüten.

Keiner, auch der selbstsüchtigste Materialist nicht, darf sagen, daß es ihm gleichgültig sein könne, ob da deutsche Brüder an ihrer besten Kraft Schaden nehmen.

Jeder ist an der Verhütung dieser Gefahren interessiert, sei es auch nur durch seinen Geldbeutel, der ja doch das Mehr an Steuern, das die Erhaltung von vielen tausend Krüppeln, Blinden und Idioten, die als Kinder geschlechtskranker Väter geboren sind, aufbringen muß. Haben wir nicht genug arbeitsunfähige Krüppel zu erhalten?

Hier möchte ich nur noch hinzufügen, daß jeder (auch jeder durch Krankheit verursachte) Fall von Erwerbsunfähigkeit zum Sinken unseres Geldwertes beiträgt, wie jeder Fall persönlicher Tüchtigkeit für dessen Hebung.

So helfe dann jeder mit, daß die Erkenntnis der angedeuteten Gefahren durch unser Volk gehe. Diese Erkenntnis tut auch diesen not, die in der Heimat bleiben. Vielleicht einen die von außen drohenden Gefahren viele, die jetzt im Innern gegen Brüder kämpfen.

Was aber ist zur Verhütung dieser Gefahren notwendig? Zunächst: was geschieht, muß bald geschehen!

Am besten wäre es, wenn die Regierung selber die Sache in die Hand nähme. Alle bestehenden Vereinigungen zur Bekämpfung des Alkoholismus und der Geschlechtskrankheiten müßten zusammenarbeiten. Auch alle Arbeiterorganisationen, Gewerkschaften, Arbeitsnachweise usw. sollten zu Hilfe und Rat herbeigezogen werden. Jedem Arbeiter, der sich für den Wiederaufbau anwerben läßt, muß eine kleine Schrift in sein Arbeits- oder Lohnbuch eingeklebt werden, die ihn über alles unterrichtet. Die größte und schwerste Aufklärungsarbeit aber muß von Mund zu Mund geschehen, dabei muß einfach jeder, der ein wenig Liebe zu unserem Volke (zur Arbeiterklasse) im Herzen trägt, helfen. Alle Zeitungen müssen zu dieser mündlichen Aufklärungsarbeit aufrufen, wie seinerzeit zum Zeichnen der Kriegsanleihe. Diese Arbeit tut wahrlich nicht weniger not. (Unsere Führer aber, zum Beispiel unsere Offiziere, müssen vor allem eins nie vergessen, für sie besonders gilt das Gebot „Du sollst kein böses Beispiel geben". Sonst tragen sie vor allem die Schuld an dem entsetzlichen Elend, in dem unser Volk zu verderben droht.)

Alle vorherige Aufklärungsarbeit wird nicht ausreichen, wir werden mehr tun müssen. So fordere ich denn Vortruppler, Freideutsche, Wandervögel, Wehrtempler, überhaupt alle jungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Idealisten auf, die einmal Führer werden wollen im Volke, mit unseren Arbeitern hinauszugehen nach Frankreich, unseren Brüdern dort ein reines Leben vorzuleben und ihnen zu geben, was junge Feuerseelen geben können. Es bleibt uns viel Arbeit dort draußen. Es gilt, unser Volkslied wieder unter den Arbeitern zu verbreiten. Es gilt, ihnen der deutschen Dichter beste Werke lebendig vorzuführen auf schnell errichteten Wanderbühnen, es gilt, auch draußen in den Arbeitslagern deutsche Volkshochschulen zu errichten, damit deutscher Geist erfolgreich kämpfe gegen die französischen Gifte.

Brüder, helft alle mit!

Erich Sobota.

Geh. San.-Rat Dr. Nauß in Bielefeld, ein alter Vortruppfreund, begeht am 23. November seinen 70jährigen Geburtstag. Als eifriger Verfechter idealistischer Lebensauffassung und als erbitterter Feind der herrschenden Geldgier und platten Lebensauffassung hat er schon seit anderthalb Jahrzehnten seine ganze Kraft und Zeit in den Dienst der Volksgesundheitsbestrebungen gestellt. Besonders sind es die Abstinenzbewegung und die Bodenreform, denen seine Kraft galt und hoffentlich noch recht lange gelten wird. In jahrzehntelanger ärztlicher Tätigkeit unter der Kleinstadt- und Landbevölkerung des Westerwaldes hatte er Gelegenheit genug, die Schäden zu beobachten, die der Alkoholgenuß in der an und für sich doch unter recht guten Lebensbedingungen arbeitenden Landbevölkerung verursacht. Es ward Dr. Nauß sehr rasch klar, daß er seinen Kranken und überhaupt allen, mit denen er in Berührung kam, die enthaltsame Lebensweise vorleben müsse; und er merkte bald, daß das Beispiel der Lebensführung in der Kleinstadt viel stärker zur Geltung kommt, als das in der Großstadt mit den vielen einander fremd bleibenden Menschen möglich ist. Als Dr. Nauß vor etwa 15 Jahren seine ärztliche Tätigkeit in dem Städtchen Altenkirchen im Westerwald aufgegeben hatte und nach seiner Vaterstadt Bielefeld übergesiedelt war, beteiligte er sich auf das eifrigste an dem hier besonders lebhaft geführten Kampfe gegen den Alkohol, sowohl in Schrift und Rede vor alt und jung, als auch durch seine Mitarbeit an der städtischen Trinkerfürsorge, der er als ärztlicher Berater zugeordnet wurde. Der Alkoholgegnerbund fand in ihm einen tüchtigen Schriftführer und die Ortsgruppe Bielefeld des Bundes deutscher Bodenreformer einen ebenso arbeitsfreudigen Vorsitzenden.

Mit unermüdlicher Kraft und Frische strebt Dr. Nauß den hohen Zielen der Menschheit zu, hat er sich doch kürzlich noch der Friedensbewegung angeschlossen. Der Quell seiner Kraft ist sein Idealismus und die Nächstenliebe, die sich in nie versiegender Hilfsbereitschaft äußern. Möchte ihm im Dienste dieser hohen Aufgaben noch eine recht lange, segensreiche Arbeit beschieden sein.

Wilhelmine Lohmann.

Das neue Deutschland und die deutsche Schule.

Einer sehr beachtenswerten Festrede, die vor kurzem Gymnasialdirektor Dr Fritz Sattig bei Gelegenheit der 350-jährigen Gründungsfeier des Staatlichen Gymnasiums zu Brieg gehalten hat und die, „Das neue Deutschland und die deutsche Schule" betitelt, jetzt im Druck vorliegt (Verlag von Hugo Süßmann in Brieg), entnehmen wir die folgenden Bruchstücke, die, wie wir glauben, gerade für die Leser des „Vortrupp" von besonderem Interesse sein dürften.

Vortrupp.

Alles hängt daran, daß der Idealismus wieder zur beherrschenden Macht im Leben unsres Volkes werde. Sind die Alten verdorben, so müssen die Jungen ein Neues pflügen und alles anders machen, die neue große Revolution beginnen und durchführen — den völligen sittlichen Umschwung, die Umwertung aller Werte. Die neue deutsche Jugend muß sich freimachen von all den falschen Schätzungen, als ob behagliches Wohlleben, sinnlicher Genuß, Reichtum und Macht etwas Erstrebenswertes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wären, sondern sich ganz einstellen auf den Erwerb der inneren Güter, Frömmigkeit, Herzensreinheit, Wahrhaftigkeit, als die allein bleibenden. . . . .

. . . . . .

In harter Selbstzucht muß die Jugend ihr Leben führen — in eigner Verantwortung, weil sie frei es so will und es für ihr Recht und ihre Pflicht hält —, alles meiden und hassen, was die Gesundheit des Leibes ihr untergräbt — die Genußgifte und Schlimmeres —, weil der Leib Gottes Tempel, Wohnstätte seines Geistes sein soll, — alles tun und üben, was ihn widerstandsfähig, kräftig, gesund erhält, daß er eben jenes Geistes gefügiges Werkzeug sei. — Frei von Ichsucht, von törichtem Stolz, von Standes- oder Bildungsdünkel soll jeder in jedem Menschen, vor allem in jedem Volksgenossen den Bruder sehen lernen, dem er zum Dienste verpflichtet ist, und so zu jenem wahren Sozialismus sich bilden, der nicht erraffen und haben, sondern für die Brüder geben und opfern, ja sich selbst geben und opfern will, — der da spricht: „ich denke nicht, was mein, sondern was dein ist", und der da weiß, daß in hingebender Liebe und selbstlosem Opfer der Gebende nicht untergeht, sondern erst wahrhaft das Leben gewinnt und seine Persönlichkeit vollendet. —

Glühende Liebe soll die Jugend lernen auch zum Vaterlande als solchem, zum Heimatboden — und drum mag sie hinausziehen in Wald und Flur, aus der Stadt aufs Land, wandernd und schaffend, um wie Antäus der Riese aus dem mütterlichen Boden immer neue Kraft zu trinken. Feindschaft soll sie ansagen der Menschenkraft vergeudenden, aber nie schaffenden Großstadt und sich dafür einsetzen, daß der vaterländische Boden, von seinen eignen Kindern bearbeitet und bestellt, restlos der Volksernährung diene, nicht weiter Gegenstand wucherischen Handels sei, sondern jeder Deutsche, zumal der, der ihn mit seinem Leibe geschützt hat, wirklich die Möglichkeit erlange, auf jenem heiligen Boden ein eignes Heim sich zu gründen. War das nicht des altersreifen Goethe beglückendstes Zukunftsbild: „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn!"?

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Bunge, Prof. G. v.: Zur Lösung der sozialen Frage. 15 Pf. Friedrich Reinhardt, Basel.

Maaß, Harry: Wie baue und pflanze ich meinen Garten. M. 10.—. F. Bruckmann, A.-G., München.

Potthoff, Heinz: Was heißt Volkswirtschaft? Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Ullmann, Hermann: Was jeder Deutsche über Deutsch-Böhmen wissen muß! 75 Pf. Georg T. W. Callwey, München.

Schulze-Berghof, Paul: Hochwildfeuer. Roman. M. 6.80. Hugo Schmidt, München.

Tetzner, Lisa: Vom Märchenerzählen im Volke. M. 3.—. Eugen Diederichs, Jena.

Tuserke, M.: Schulgemeinde. Der Aufbau der neuen Schule. M. 4.—. Furche-Verlag, Berlin.

Planck, Mathilde: Der Berufsstaat. Eugen Diederichs, Jena.

Bonne, San.-Rat Dr. G.: Über die Ursachen unseres Niederganges und die Wege zu neuem Aufstieg. Verlag von Fritz Würtz, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 19 Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld 16. November 1919

An das Vaterland.

Dir möcht ich diese Lieder weihen,
geliebtes deutsches Vaterland;
denn dir, dem neuerstandnen, freien,
ist all mein Sehnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
was gälten diese Lieder dir?

Ludwig Uhland.

Arbeit und Spieltrieb.

In jedem Menschen erwacht in der Kindheit als einer der stärksten Triebe der Spieltrieb. Spielen will das Kind, es sucht Betätigung; bald verlangt es sinnvolle, sowohl gedanklich wie körperlich schwere Gestaltung seines Spieles. Dann aber kommt die Schule: sie verbietet das Spielen. Sie erzieht vom Spiele fort zu einem festen Zwangssystem des Denkens und Handelns. Sie richtet hohe Scheidewände auf zwischen Spiel und Arbeit. Ist das recht? Besteht zwischen ihnen ein unüberbrückbarer Gegensatz? Nein, Spiel und Arbeit müssen eng miteinander verbunden werden. Das Spiel wird sich zur zweckvollen Berufsarbeit, die Arbeit zum freudebringenden Spiel gestalten.

Der Spieltrieb lebt außer in den Kindern, in denen er sich gewaltsam Bahn bricht, auch in den Erwachsenen. Dort schlummert er, weil niemand daran dachte, ihn zu pflegen und ihm den Zwang, der auf ihm lastet, zu nehmen. Wie froh und frei würde das Leben der Erwachsenen werden, wenn sie mehr ihren Spieltrieb pflegten. Wieviel besser würde die Gegenwart ertragen, wieviel leichter die schwerste Arbeit getan, wenn der Spieltrieb ein Wörtchen mitreden dürfte. Er kann uns in vorzüglicher Weise aus dem Wirrsal der Arbeitsmüdigkeit und der allgemeinen Unzufriedenheit herausführen und dadurch unser Volk aus der wirtschaftlichen Tiefe emporheben.

Wie das geschehen kann? Nicht, indem wir das Spiel der Kinder nachahmen. Auf seine Grundbedingungen müssen wir den Spieltrieb untersuchen und die dadurch erworbenen Aufschlüsse in die Tat umsetzen. Das Spiel verlangt ungeteilte Anteilnahme, volle Aufmerksamkeit und ein frohes durch die Lebensfreude in sich geschlossenes Gemüt.

Wollen wir die Arbeit der Erwachsenen durch den Spieltrieb erleichtern, müssen diese Grundbedingungen des Triebes im Menschen herrschen.

Der Weg zu dieser Selbsthilfe aus der Not unserer Zeit liegt in der Selbsterziehung zur Lebensfreudigkeit und in der Erziehung zur ungehemmten Anteilnahme an der Arbeit.

Selbsterziehung zur Lebensfreudigkeit.

In jeder Lebenslage auf die Sonnenseite zu schauen und stets einen Schatz froher Erinnerungen bei sich zu tragen und sie der Unlust und Unzufriedenheit entgegenzuhalten, das ist eine Art, die stete innere Ruhe, Geschlossenheit und Freudigkeit im Menschen erhält. Nicht gleich gelingt sie, auch sie will gelernt sein, aber millionenfach bringt sie alle Arbeit wieder ein, weil sie dauernd wirkt, das ganze Leben leicht macht und den Menschen auch mit wenigem zufrieden sein läßt. Wenn der Mensch lernt, seine Freudequellen dort zu suchen, wo sie ihm frei und in herrlicher Schönheit geboten werden: in der Natur, anstatt bei bezahltem Vergnügen in stickigem Kinosaal oder in qualmdurchzogener Wirtshausluft, kann er sich einen nichts kostenden Schatz froher Erinnerungen schaffen, der ihm in Augenblicken der Not beisteht mit seiner Freude. Die Natur bietet in Form und Farbe, in Licht und Ton so viel Schönes und Frohes, daß sie nie auszuschöpfen ist. Sehen, hören und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühlen muß man die Freude und Froheit, die aus dem Leben der Natur uns entgegen leuchtet. Auch das erfordert Übung; wer aber wollte vor einem anfangs schweren Versuch zurückschrecken, wenn der Erfolg so leuchtendes Ziel verheißt?

Erziehung zur ungeteilten Anteilnahme an der Arbeit.

Ein jeder hat wohl schon die Erfahrung gemacht, daß die Arbeitszeit bei flotter fleißiger Arbeit viel rascher zu vergehen scheint, als bei langsamem Schaffen. Die Gedanken müssen bei der Arbeit bleiben. Sie können sich wohl beschäftigen mit der näheren Umgebung, der Verbesserung der Arbeitsmethode, mit Plänen für Schutzmaßregeln, mit der Weiterentwicklung der Arbeit usw., aber streng ist darauf zu achten, daß sie kein Hindernis für die Arbeit werden und abirren zu Feierabendplänen oder zu Unlust erregenden Gesprächen. Die Unterhaltung während der Arbeit soll nicht verboten werden, im Gegenteil, sie wird, recht geführt, der Arbeit Freude und Leichtigkeit geben. Aber die Unterhaltung darf die Arbeit nicht unterbinden. Die Gedanken müssen mit ungeteilter Aufmerksamkeit bei der Tätigkeit sein. Dann verfliegt die Zeit, die Arbeit wird leicht, und freudig zufrieden wird sie am Abend abgeschlossen. Ein Ziel durch Übung zu erreichen, das, einmal errungen, auf die Umgebung ansteckend wirkt.

Wenn es uns gelingt, Aufmerksamkeit bei der Arbeit und allgemeine Lebensfreude bei uns und unseren Mitmenschen zu schaffen, kurz, wenn wir den Spieltrieb im erwachsenen Menschen neu wecken und ausbilden, werden wir einen großen Schritt vorwärts getan haben auf dem Wege zur politischen Ruhe und wirtschaftlichen Neuerstehung unseres Volkes.

Rudolf Biederstedt.

Freideutsche Berufsberatung.

Viele Freideutsche waren bei Kriegsausbruch gleich von der Schulbank weg in den Krieg gezogen. Um es diesen nun nach ihrer Heimkehr zu erleichtern, in einen ihrem Wesen und ihren Wünschen entsprechenden Beruf hineinzukommen, hatte Emil Ernst Fischer in Hamburg eine Berufsberatungsstelle für Freideutsche eingerichtet. Freideutsche aus allen Berufen standen ihm zur Seite und hatten sich bereit erklärt, Ratsuchenden zu helfen und ihnen den Weg in einen Beruf hinein zu ebnen. Diese Berufsberatungsstelle ist nun auf die vom Wandervogel E. V. eingerichtete Bundeskanzlei in Hartenstein (Sachsen), Abteilung Deutsche Werkgemeinschaft (Berufsberatung), übergegangen. Mitteilungen jeder Art, insbesondere alle Anfragen, sind hinfort nur noch dorthin zu richten. Um den vor der Berufswahl stehenden Freideutschen einen allgemeinen Überblick über die für sie vorzugsweise in Betracht kommenden Berufe zu geben, wird demnächst im Freideutschen Jugendverlage (Adolf Saal, Hamburg) ein Buch erscheinen, das für Berufswählende ein guter Wegweiser zu werden verspricht.

Die „Jugendarbeit", Tatgemeinschaft deutscher Jugend und ihre Führerschule.

Über die „Jugendarbeit", Tatgemeinschaft deutscher Jugend, soll im folgenden berichtet werden. — Allerdings fiel der Entschluß schwer, im jetzigen Augenblick Näheres über die neue Jugendbewegung zu sagen, weil wir in voller Entwicklung sind und alles in Bewegung ist. Das ursprünglich nötige mehr straff Organisatorische ist längst einem organischen Wachsen gewichen, das sich in täglichen Neuschöpfungen überbietet.

Ganz im Gegensatz zu sonstigen Aufsätzen, die als bloße Ankündigung oder als Aufruf einer Tat vorauseilen, handelt es sich hier um den Bericht über ein bereits Monate altes Werk, das, gesättigt mit Meißner-Geist, in der schwäbischen Hauptstadt erwachte und bereits weit über Schwaben seine Kreise gezogen hat. — Zunächst soll mehr allgemein berichtet werden. Eine wissenschaftliche Abhandlung über die pädagogische Sonderstellung der „Jugendarbeit", insbesondere

ihrer Führerschule, soll demnächst erfolgen.

Seit November 1918 sind wir an der Arbeit. Und Wirklichkeit geworden ist die Gemeinde der Jugendbewußten beiderlei Geschlechts, aller Bevölkerungsschichten, Berufsstände und Gesellschaftsklassen, die ohne einseitige parteipolitische Einstellung ernstlich gewillt sind, ihr Leben im neuen Geiste zu gestalten und ihre schaffenden Kräfte im Dienst der wahren Volksgemeinschaft zu betätigen. Universitäts- und Hochschulstudenten, Studierende der Akademien für Landwirtschaft, bildende Künste und Musik, Arbeiter und Arbeiterinnen, Handwerker aller Art, Kunstgewerbler und Kunstgewerblerinnen, Künstler und Künstlerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Schüler der oberen Klassen, Seminaristen und Seminaristinnen, Soziale Frauenschülerinnen, Kindergärtnerinnen, junge Ärzte, Baumeister, Techniker, Beamte usf. kommen zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammen. Der Gesinnung nach sind vertreten: Freideutsche, Wandervögel, Gut- und Wehrtempler, freie und inkorporierte Studenten, Angehörige christlicher Bünde, Mitglieder von Arbeiter- und Lehrlingsverbänden, Anhänger demokratischer, sozialistischer und kommunistischer Gruppen.

Trotz des verhältnismäßig kurzen Bestehens von nur wenigen Monaten ist die weitere Gemeinde der „Jugendarbeit" schon sehr stark gewachsen. Die Führerschule und die engere Werkgemeinde umschließt schon eine große Schar Jugendbewußter aller Stände.

Aus den Leitsätzen sei hervorgehoben:

„Die im Geiste der Menschlichkeit und Gerechtigkeit notwendige Neuordnung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Grundlagen unseres Volkslebens verlangt die entschiedene Anteilnahme und hingebungsvolle Mitarbeit der an den Anbruch einer neuen Zeit gestellten Jugend.

Die „Jugendarbeit" wendet sich als Tatgemeinschaft an alle Jugend, in welcher diese Erkenntnis wach ist, wobei der Begriff „Jugend" nicht durch eine Altersgrenze festgelegt ist, denn Jugend ist eine Äußerung der Persönlichkeit. Jungsein bedeutet geistige Elastizität haben. —

Die „Jugendarbeit" sammelt als Jugendbewegung ohne einseitige parteipolitische Einstellung alle jungen Menschen, die ernstlich gewillt sind, ihr Leben im neuen Geiste zu gestalten und ihre schaffenden Kräfte im Dienst der wahren Volksgemeinschaft zu entwickeln und zu betätigen.

Sie macht es sich zur Aufgabe, entjenigen Kreise der Jugend, die noch gleichgültig an den ernsten Gegenwartsfragen vorübergehen und noch in veralteten Anschauungen und überlebten Formen der Lebensweise und Geselligkeit befangen sind, aufzuwecken und aufzurütteln und mit dem neuen Geiste zu durchdringen. Es bedarf auf verschiedenen Gebieten energischer Zusammenarbeit, um die Stoßkraft der einzelnen Jugendbünde zu stärken.

Der Wille zur Selbständigkeit, Pflichtbewußtsein und innerer Wahrhaftigkeit, unter Betonung der eigenen Verantwortung; Tatkraft, Opferwilligkeit und Selbstzucht sind Voraussetzung für das Tun aller Glieder der Gemeinschaft.

Die „Jugendarbeit" setzt sich entschlossen für die Forderungen des Jugendschutzes ein, arbeitet für die Schaffung von Einrichtungen, die der Gesundheit, Freiheit und Betätigung des heranzubildenden neuen Geschlechts dienen und erstrebt zu diesem Zweck, ohne deren Selbständigkeit irgendwie anzutasten, den Zusammenschluß aller Jugendvereinigungen. Diesen Zusammenschluß erachtet die „Jugendarbeit" auch für nötig, um die zur Volksgesundung dringend nötigen Reformen der Lebensweise und des Wohnungswesens, der den Zeitgeist beeinflussenden Unternehmungen: Presse, Buch, Theater und Kino durchzuführen.

Ziel ist der neue deutsche Lebensstil, der neue politische Mensch."

Geistiger Mittelpunkt der gesamten „Jugendarbeit" ist die vor einigen Monaten in Stuttgart eröffnete und in rascher Entwicklung und stetigem Ausbau befindliche Führerschule als Lehr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Lerngemeinschaft von Jungführern, zum führen Veranlagten und Jugendbewußten beiderlei Geschlechts. Die Führerschule der „Jugendarbeit" sei eine Stätte stillen Werdens neuer Führermenschen, die, unbeeinflußt durch Tagesmeinung und Augenblicksforderung, in Familie, Werkstatt, Schule und Gemeinde aus der Erkenntnis des Wesentlichen heraus schöpferisch tätig sind.

In grundsätzlichem Gegensatz zu den meisten bisherigen Bildungs- und Unterrichtsmethoden in dieser Führerschule: bewußtes Einstellen in den Strom der Gegenwart, Dringen zum Grunde, zu den Elementen und Zusammenhängen, Fruchtbarmachung heimatlicher Werte und menschheitlicher Kulturgüter für Gegenwart und Zukunft, Gedankenaustausch und persönliche Fühlungnahme mit den geistigen und künstlerischen Trägern der Gegenwartskultur. Über die neue pädagogische Art, die stark künstlerischen Einschlag hat, unterrichtet eingehend eine demnächst erscheinende Broschüre. Die Teilnehmer der Führerschule, die zur Weiterverarbeitung des Gehörten in kleinen Gemeinden verpflichtet sind, tragen das Gehörte ständig in weitere Kreise, so daß dem Hauptziel der Führerschule, den sich überbietenden Systemen zur Überwindung der sozialen Gegensätze, Gruppen wahrer Menschengemeinden gegenüberzustellen, immer näher gekommen wird. Die in der Führerschule versammelte Menschengemeinde stellt eine aufstrebende, aufs Positive gerichtete Jugend dar, die bemüht ist, nicht allein durch äußere Reformen, sondern mehr durch innerste Erneuerung, aller Verneinung, auch dem immer mehr sich breit machenden, von Osten kommenden Fatalismus zu begegnen, allem Weichlichen, Schwächlichen, das unter verschiedenen Masken immer mehr um sich greift, Fehde anzusagen, und der zunehmenden Verseuchung unseres öffentlichen Lebens einerseits durch oberflächlichen Kitsch, andererseits durch geistreich theoretisierendes, religiös und erotisch verbrämtes Schwärmertum, den unbeugsamen Willen einer geistig und körperlich gesunden Jugend entgegenzusetzen.

Über die Arbeitsweise sei folgendes mitgeteilt: Zunächst finden alle Vorträge und Veranstaltungen mit Rücksicht auf die sonstige Beschäftigung der Teilnehmer abends statt. Abgesehen von längeren gemeinsamen Ferienaufenthalten wird wöchentlich etwa zweimaliges halbtägiges Zusammensein angestrebt, was natürlich nur möglich ist, wenn hauptsächlich die Arbeitgeber durch teilweise Verkürzung der Arbeitszeit entgegenkommen. Jedenfalls sieht die „Jugendarbeit" eine Arbeitsweise vor, welche die Teilnehmer nicht vollständig ihrer gewöhnlichen Arbeit entzieht, weil sie eine Vertiefung des in Beruf und Gesellschaft gestellten Menschen erstrebt.

Neben der Führerschule, die zunächst einen Abend der Woche füllt, sind besondere „Jugendarbeits"-Abende eingeführt, an denen, ausgehend von irgendeinem Stoffgebiet, die Grundgedanken der „Jugendarbeit" immer neu entwickelt werden. Diese Abende sind jedermann zugänglich und sollen verhüten, daß der Radikalismus der engsten Gruppen (Führerschul- und Werkgemeinde) geistige Inzucht treibt und dem Schicksal des Sich-Auseinanderredens verfällt. Die Bewegung der „Jugendarbeit" soll ja nicht nur radikal im besten Sinne sein, sondern sie soll auch in wahrhaft sozialer Weise in die Breite gehen. Aus den offenen „Jugendarbeits"-Abenden sollen immer neue wertvolle Menschen in den engeren Kreis der Führerschule eingehen.

Neben engeren Führerschul- und öffentlichen „Jugendarbeits"-Abenden sorgen Werkabende für die Erledigung laufender Arbeiten. Stellungnahme zu öffentlichen Fragen, Entgegennahme und Verarbeitung von Einzelberichten, praktische Schul- und Hochschulreform, Herausgabe von Jugendbüchern usf. stehen hier im Mittelpunkt. Die engere Werkgemeinde sorgt dafür, daß die Arbeit stets im Mittelpunkt der einzelnen Gruppen der Gemeinde steht, denn nur dadurch kann einem ungesunden, zersetzenden Gerede über Wesen und Zweck der Gemeinschaft entgegengetreten werden, das gerade heute hauptsächlich unter der bürgerlichen Jugend so sehr eingerissen hat. Übungsabende für Kunst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rhythmik, Gesang, Tanz usf. ergänzen die Sprechsaal-Abende, die meist der Weiterführung von Gedankenreihen dienen, welche an den offenen „Jugendarbeits"-Abenden auftauchten und der Einheitlichkeit des Abends wegen zurückgestellt werden mußten. An besonderen Kursabenden werden verschiedene Gebiete in der neuen pädagogischen Art der „Jugendarbeit" eingehend behandelt. Diese Kurse sind hauptsächlich auf Erkenntnis eingestellt, und zwar soll der Schüler zum schöpferischen Sehen und Hören gebracht werden, er soll selbst erkennen lernen. — Weitgehende Übungen ergänzen den Vortrag (Seh- und Konzentrationsübungen, Zeichnen, Entwerfen). Die einzelnen Kurse sind auf einen Abend der Woche zusammengezogen, damit ein Teilnehmer 2—3 Kursstunden nehmen kann, ohne daß mehr als ein Abend dafür beansprucht wird. — Die Teilnahme an den Kursen ist völlig zwanglos. Die Gebiete, die behandelt werden, sind etwa: Philosophie, Vergleichende Kunstwissenschaft, Lebenskunde, Moderne Heilkunde, Märchenerzählen, Rhythmik, Gymnastik, Stimmbildung. Die Sonntage werden gewöhnlich zu Wanderungen benutzt, Kunstwanderungen im Sinn der „Jugendarbeit" fügen sich von Zeit zu Zeit ein. Ein Offener Abend ist für zwanglose Besprechungen und geselliges Zusammensein vorgesehen.

* * *

Die Aufnahme in die „Jugendarbeits"-Gemeinde geschieht nicht nach Rezepten und auf Grund reformerischer Verpflichtungen irgendwelcher Art. Lediglich das volle Einverständnis mit dem Geist der „Jugendarbeit" und das freie Bekenntnis zu den in den Leitsätzen niedergelegten Grundgedanken berechtigen zunächst zum Eintritt in die weitere Gemeinde mit ihren mehr öffentlichen Darbietungen: „Jugendarbeits"-Abende, Offene Abende, Sprechsaal-, Übungs- und Kursabende, Wanderungen. — Der Übertritt in die eigentliche Führerschule und in die engere Werkgemeinde ist abhängig von der Stellung zum Werk, von dem Einwachsen in die Mitarbeit, von dem steigenden Gefühl für die Mitverantwortlichkeit.

Wenn die „Jugendarbeit" die Selbständigkeit und die eigene innere Verantwortung des jungen Menschen in den Vordergrund stellt, so geschieht das, weil sie darin die erste Voraussetzung für ihr Höchstes, für das wahre schöpferische Tun auch hinsichtlich der eigenen Lebensgestaltung erblickt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß im Hinblick auf seine rein geistige und allgemein menschliche Einstellung eine rücksichtslose Befreiung des Individuums erlangt werden soll. Die „Jugendarbeit" strebt im Gegenteil danach, durch Erkennen des Wesentlichen, durch Herausarbeitung und In-Beziehung-Setzung allgemein gültiger Elemente des Denkens und Gestaltens zu Gesetz und Form zu gelangen und durch die selbständige Verwertung der erkannten Elemente bei der radikalen Lösung gestellter Aufgaben, also durch die wirklich schöpferische Tat, die wahre Befreiung des Individuums zu erreichen. —

Durch solche werkmäßige Einstellung in das Zeitgeschehen wird jenem rücksichtslosen, oft weichlichen Sich-Ausleben, jener schwärmerischen Überschätzung des eigenen isolierten Ichs und der damit in Verbindung stehenden Passivität entgegengearbeitet, die zum Teil auch eine Folge der dünkelhaften Überschätzung und falschen Auslegung der Meißner-Formel durch das Mitläufertum der Freideutschen Jugend zu sein scheinen. —

Durch Weckung der Fähigkeit, unter selbständiger Verwertung der erkannten Elemente den vollen Gegenwartsgehalt schöpferisch in das eigene Werk zu gießen und vermöge derselben Kenntnis der Elemente sich mit den Werken anderer verbunden zu fühlen, hofft die „Jugendarbeit" den neuen Zeitstil einzuleiten, dessen wir so sehr bedürfen. Denn nur dadurch, nicht durch objektives Betrachten alles Gegenwärtigen, ist einer sozialen Verständigung näher zu kommen*).

Albrecht E. Merz.

---

*) Über die pädagogische Einstellung der „Jugendarbeit", besonders über „Denk- und Formelemente" usf. unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Alfred Bumpel."

☞ In dem Aufsatz „Spartacus in der Jugendbewegung" (2. Aprilheft des „Vortrupp") hat Hermann Popert gesagt, welche Richtungen in der Jugendbewegung und insbesondere in der den Bestrebungen des „Vortrupp" sonst vielfach nahestehenden Freideutschen Bewegung uns verderblich erscheinen und daher von uns bekämpft werden: nämlich die „Unklaren", die „Alldeutschen" und die Spartacisten. Eine ganz köstliche Skizze über das Wesen der ersten Gruppe finden wir in der Monatsschrift „Deutsches Volkstum" im September-Heft. Dort heißt es auf Seite 289:

„Alfred Bumpel war ein Freideutscher. Am 9. November 1918 wurde er sich erstens der Notwendigkeit, Politik zu treiben, zweitens seiner sozialistischen Überzeugung bewußt. Weihnachten desselben Jahres erschrak er darüber, daß er als Mehrheitssozialist versimpele und trat infolge dieses inneren Erlebnisses zu den Unabhängigen über. Einen Monat später las er einen Aufsatz über Kommunismus und fand, daß Kommunismus eigentlich eine sehr vernünftige Sache sei. An unbedingte Wahrhaftigkeit gewöhnt, wurde er demzufolge sofort Kommunist. Seine Zeit widmete er teils Siedlungsplänen, teils Schulplänen. (Es ist weder eine Siedlung noch eine Schule je daraus entstanden, nur ein paar gedruckte Aufrufe und ungedruckte Manuskripte sind in die Erscheinung getreten.) Schließlich wurde Alfred Vater. Eingedenk der schamlosen Unterdrückung durch seine Eltern — sie hatten ihn zwar liebevoll genährt und ihm später einen reichlichen Wechsel geschickt, aber seinen Geist hatten sie hungern lassen, verstehen Sie, den Geist! Und außerdem, sie waren eben Eltern, das ist an sich schon eine Brutalität —, eingedenk ferner des ewigen Gegensatzes zwischen Vater und Sohn — nachzuschlagen bei Walter Hasenclever — beschloß er, seinen Sprößling in keiner Weise zu unterdrücken. Darum ließ er ihn nicht taufen. Wie darf man ein Kind in eine religiöse Gemeinschaft hineinzwingen! Der Mensch muß sich seine Religion selbst wählen. Auch gab Alfred seinem Sohne keinen Namen. Wie konnte er wissen, ob der ausgewählte Name dem Sohne einst passen werde! Er ließ ihn als Nummer eins beim Standesamt eintragen. (Der Standesbeamte, der sich dagegen wehrte, wurde durch persönliche Intervention der herbeigerufenen Präsidentin der Deutschen Republik, Frau Klara Zietz, zur Unvernunft gebracht.) Auch sorgte Alfred in hingebender Weise dafür, daß sein Kind keine Sprache erlernte. Denn durch das Aufoktroyieren einer bestimmten Sprache würde ja das Kind gewaltsam in eine bestimmte Kulturgemeinschaft hineingezwungen. Wer aber konnte wissen, ob es Bumpel Nummer eins in Zukunft beliebte, Deutscher zu sein? Vielleicht würde er sich lieber dem erlauchten Volke Dschuangsüs oder dem noch erlauchteren Rabindranat Tagores anschließen wollen? So wuchs Bumpel Nummer eins unvergewaltigt heran. Gleichwohl wurde er ein ganz gewöhnlicher Deutscher, nur etwas zurückgeblieben in der Kultur. Als er den Grund dieser ihn störenden Tatsache entdeckte, nannte er seinen Vater Alfred den größten Esel auf Gottes Erdboden. Alfred war sehr gekränkt. Aber er tröstete sich, daß dieses eben der ewige Gegensatz zwischen Vater und Sohn sei, der selbst durch größte Enthaltsamkeit von aller Gewalt nicht aus der Welt geschafft werde. — Ihr meint, diese Geschichte kann nicht wahr sein, weil wir erst im Jahre 1919 leben? Ach so. —"

---

richtet eine besondere Broschüre von Albrecht L. Merz.

Bisherige Drucksachen:

Albrecht L. Merz: „Die Jugendarbeit", eine Sammlung von Vorträgen.

— „Die Jugendarbeit", ein programmat. Vortrag.

— Denkschrift an den Erziehungswissenschaftlichen Ausschuß des Württ. Lehrerbundes.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 23 1. Dezemberheft

Unser Bezugspreis für 1920.

Die Kaufkraft des deutschen Geldes ist im Jahre 1919 tiefer und tiefer gesunken.

Infolgedessen steigen andauernd alle Löhne gewaltig, u. a. auch die Löhne der Drucker. Gleichzeitig müssen nun die Druckereien wegen des Achtstundentages und der stark erweiterten Ferien ihrer Angestellten ihr Personal erheblich vermehren. Die Druckfarbe sodann und andere Materialien kosten ihnen heute das Achtfache und mehr als im Frieden. Mit diesen riesig gesteigerten Betriebsunkosten müssen aber die Druckereien ihre Auftraggeber belasten. Daher hat der Vortrupp für seinen Druck heute gegenüber dem 1. Januar 1916 nicht mehr das Doppelte zu bezahlen (wie noch Anfang Dezember 1918; s. Nr. 23 von 1918), sondern das Dreifache.

Und unsre Papierpreise stehen heute gegenüber dem 1. Januar 1916 nicht mehr (wie Anfang Dezember 1918), drei- bis viermal, sondern sechsmal so hoch. Die ungeheure neue Steigerung des Briefportos ist jedermann bekannt; eine Zeitschrift mit ihrem unvermeidlichen großen Briefverkehr wird durch sie sehr schwer belastet. Gehälter und Bureauunkosten steigen ebenfalls immer weiter, je mehr die Kaufkraft des Geldes sinkt. Das Jahr 1919 hat, unter diesen Umständen, obwohl in ihm unsre Bezieherzahl gestiegen ist, wiederum einen sehr erheblichen Zuschuß erfordert.

Diesen von uns selbst für Material und Arbeit zu zahlenden Preisen entsprechend, beträgt der Preis des Vortrupp vom 1. Januar 1920 an sechs Mark im Vierteljahre. Bei Vorausbezahlung für einen Jahresbezug ermäßigt sich der Preis von 24 Mark auf 22 Mark.

Die Daseinsmöglichkeit von Kulturunternehmungen wie der Vortrupp hängt davon ab, daß seine Leser sich Dies gegenwärtig halten: In einer Zeit, wo sich Jeder längst daran gewöhnt hat, für seine leibliche Kost durchschnittlich das Fünf- bis Zehnfache, wenn nicht noch mehr zu zahlen, wie früher, ist es praktisch unmöglich, geistige Nahrung anders zu schaffen, als ebenfalls gegen einen bemerkbaren Aufschlag, der allerdings, an dem soeben genannten Mehraufwande für Essen und Trinken gemessen, immer noch verschwindend gering ist. Wir bitten unsre Leser, dieser harten Tatsache, die wir nicht ändern können, eingedenk zu bleiben.

Der Herausgeber des „Vortrupp"
Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusammenbruch.

Überall hören wir die Stimmen so vieler wohlmeinender hochachtbarer Vaterlandsfreunde, die die Schuld an dem so unglücklichen Kriegsausgang vor allem in der planmäßigen Vernichtung des Siegeswillens des deutschen Volkes sehen.

Unzweifelhaft ist der Wille zum Siege die Voraussetzung eines jeden großen Erfolges — das gilt für den Einzelnen wie für ganze Völker im Kampfe ums Dasein. Der Zusammenbruch des Siegeswillens muß die Katastrophe früher oder später nach sich ziehen.

In der ersten Zeit des Krieges hat es gewiß niemand — wert des Namens Deutscher — gegeben, der diesen Willen nicht ehrlich, vielfach auch mit Begeisterung, in sich getragen hätte, den festen Willen zum Siege, der auch Rückschlägen gegenüber im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache fest und unerschütterlich blieb.

Und doch, mit der längeren Dauer des Krieges, machte dieser Siegeswille allmählich einem Hangen und Bangen Platz, immer stärker nagte der Zweifel; mochte er den Einzelnen auch noch so sehr mit Trauer erfüllen, der es trotz mehr und mehr dämmernder Erkenntnis für vaterländische Pflicht hielt, diesen Zweifel in das stille Kämmerlein seines Herzens zu verschließen, die Zähne zusammenzubeißen und seine Pflicht bis zum Letzten zu erfüllen.

Und das war bei so manchem wackeren Kämpfer der Fall. Statt des bisherigen Siegeswillens stolzer Trotz und grimme Entschlossenheit, aber nach außen unerschütterliche Zuversicht. Was braucht denn der Gegner zu wissen, wie es in uns aussieht? — Darum auch ungebrochen in Haltung und Vorbild. Diesem stillen Heldentum gegenüber wagten sich allmählich unterirdische düstere Mächte an die Oberfläche. Mit innigem Behagen nährten sie den Zweifel, suchten ihn mit allen Mitteln des Hasses und lügnerischer Hetze an den Fronten zu verbreiten. Und dennoch wäre diese schmutzige Flut machtlos abgeprallt an dem Damm der eisernen Pflichterfüllung, die eine Jahrhunderte alte, von bestem Geiste erfüllte ruhmreiche Tradition dem deutschen Soldaten bereits mit der Muttermilch eingeflößt hatte.

Erst als die Seele des Soldaten zusammenbrach, erst da war auch mit ihr der Wille zum Siege gebrochen. Der Zusammenbruch des Heeres ist die Folge des Zusammenbruchs der Seele des Soldaten. Um es gleich herauszusagen: das Heer war am 9. November 1918 bereits geschlagen, ehrenvoll geschlagen; aber entehrt, jedes sittlichen Haltes beraubt hat es erst der schwärzeste Tag deutscher Geschichte, der Tag des Revolutionsfrevels, nur ermöglicht durch eine Massenpsychose erschütterter Menschenseelen. Erst das nationale Unglück der Revolution hat den harten, schmachvollen Frieden möglich gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vier Jahre hatte der deutsche Soldat gegen eine Welt von Feinden gekämpft; in dem Eise der Karpathen, in den Sümpfen Flanderns, in den glühenden Wüsten Arabiens hat er schweigend und duldend, aber ungebeugt, so oft aber stolz und ruhmreich sein Feldzeichen zu Siegen geführt, die die Welt staunend und bewundernd vernahm, vier Jahre lang mit ehernem Wall die Heimat vor den Schrecken des Kampfes bewahrt. Unerhörte Strapazen und Leiden ertrug er mit heroischer Größe, vor der alle spartanischen Vorbilder erblassen; er wußte es: nur die Anspannung höchster Kräfte kann das Vaterland, das ist deine Heimat, dein Heim, deine Familie, dein Hab und Gut, vor der Zerstörungswut haßerfüllter Feinde retten.

Siegesberichte von allen Fronten, dauernder Hinweis auf unsere unerschöpflichen Hilfsmittel, auf unsere unvergleichliche Wunder schaffende Technik, der angekündigte Niedergang der Moral im feindlichen Lager, die Vorhersagen ihres baldigen Niederbruchs vor allem durch den unbeschränkten U-Bootskrieg — das alles waren gewiß Mittel gewesen, den Siegeswillen zu stärken, den Soldaten zum Ausharren bis zum baldigen sicheren Siege zu stählen.

Doch so oft stand das, was er erlebte, in schrillem Gegensatz zu diesen Hoffnungsstrahlen.

Aus schweren blutigen Schlachten kehrt er blutend zurück, das stolze Regiment mit traurigen Trümmerresten, in wenigen Stunden von rasendem Trommelfeuer zerschlagen, abgelöst von neuen Truppen, die gleiches Los ereilt — da liest er von glänzenden Abwehrsiegen. Er sieht wohl auch auf seinem kargen Urlaub in der Heimat die Siegesflaggen wehen, er schüttelt den Kopf, aber treu und schweigend geht er in den Schützengraben zurück, Tag und Nacht umlauert von tausendfachen Gefahren.

Aus dem Zweifel heraus reißt ihn neue Hoffnung: der Siegeszug in Italien 1917, der Zusammenbruch Rußlands, der es erlaubt, mit neuen Armeen die ermattende Westfront zu stützen. Ein ehrenvolles baldiges Kriegsende scheint nahe. Und dann der frische Schwung der Offensive des 21. März 1918! Nach fast vier Jahren hoffnungslosen zermürbenden Stellungskrieges wieder ins freie Feld, der Gegner in schnellem Weichen, seine Kanonen werden immer schwächer, Hunderttausende von Gefangenen, ungeheure Geschützbeute und — was den Soldaten schon sofort belohnt — die gewaltigen Mengen lang entbehrter köstlicher Verpflegung*). Man träumte von Amiens, Calais, den Durchbruch und Trennung zwischen französischer und englischer Front. Und dann wieder nach einigen frohen Siegestagen die neu gefestigte Front des Gegners, an der jeder Ansturm blutig zerstob.

Schon wieder der düstere, trostlose Ausblick: Stellungskrieg. Zuerst noch Hoffnung: nur kurze Pause, die nächste Offensive an anderer Stelle

*) Leider auch große Alkoholvorräte, die nachweislich bei Armentières und bei Albert den Vormarsch zum Stehen brachten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schafft bald Luft. Aber für heute, für morgen, für übermorgen Stellungskrieg. Stellungskrieg ohne Stellungen. Wer wird für die kurze Zeit vorübergehenden Stillstandes erst noch die müden Leute mit Bau von Stellungen plagen? Da langt ein offener Graben, ein Hang, ein Granattrichter. Der Tag wird zur Woche, die Woche zu Monaten, noch immer liegt der Soldat an gleicher Stelle, der frische Angriffsgeist längst entschwunden, dafür müde Enttäuschung. Die Vorräte der Beute zu Ende, den ermatteten Körper stärkt nur notdürftig die spärliche Kost. In rasender Eile bringen sie die Essenholer nach vorn, im Schauer der Geschosse von Granatloch zu Granatloch stürzend, die Kochgeschirre oder Essenträger verschüttet, halbleer, erkaltet. Vorüber die Zeit des Schweigens feindlicher Kanonen, als sie unter unseren Gaswolken verstummten. Von Tag zu Tag schwerere, dröhnendere Einschläge, immer schwerere Kaliber hat der Feind wieder herangebracht. Arbeiterheere der ganzen Welt schufen wie mit Zauberhand neue starrende Stellungen, einen neuen Wall, eine furchtbar dräuende neue Front. Und das feindliche Feuer kommt nicht nur von vorne, es kommt von rechts und von links, ja von hinten. Es war ja nur ein Sack, den unsere Offensive in die feindliche Front gestoßen hatte, der Feind benutzt ihn zur Flankierung unserer immer noch offenen Stellungen. Woher dazu Arbeitskräfte nehmen? Die werden wo anders nötiger gebraucht.

Und auch die Nacht bringt schon längst nicht mehr die so ersehnte Ruhe. Der Gegner weiß es wie wir: tagsüber ist im offenen, eingesehenen Gelände keine Zufuhr an Verpflegung, an Munition, keine Ablösung möglich, nur unter dem Schutze der Dunkelheit kann das Wagnis gelingen. Durch schweres Feuer hindurch, das mit berechneter Wucht die Zufuhrstraßen bedeckt, müssen die Kolonnen nach vorn, müssen die Verwundeten aus den zerschossenen Kellern der in der Stellung gelegenen Ortschaften nach hinten gebracht werden. Soweit das Gelände es ermöglicht, werden ja Straßen umgangen, Kolonnenwege geschaffen, aber auch diese machen sich im Gelände kenntlich, bald hat sie die Beobachtung des Gegners aus Fesselballon und Flugzeug heraus erkannt.

Wer spricht jetzt noch von Siegeswillen, wo nur dumpfer Trotz die Gemüter beherrscht! Und nicht erholen sich die furchtbar erschütterten Nerven, wenn das Stellungsbataillon von Zeit zu Zeit in „Bereitschaft“ oder in „Ruhe“ kommt. Ruhe? wo? im verwüsteten Sommegebiet winkt kein schützendes Obdach, Waldlager geben ersehntes Verbergen. Aber nur kurz ist der Waldesfriede, kundige Flieger haben das Lager bald entdeckt, sofort richtet sich schweres Artilleriefeuer darauf, mit ihm rauben Fliegerbomben Tag und Nacht Ruhe und Schlaf, die die ermatteten Nerven so nötig brauchen wie der Verdurstende den rettenden Trank. Mit Ingrimm denkt der Soldat, daß jetzt zur gleichen Zeit die abgelösten Truppen des Gegners weit hinter der Front ihre bequemen Quartiere in Kraftwagen erreicht haben, wo sie Bäder, frische Wäsche, warme, kräftige Kost,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle Genüsse der Zerstreuung, Kinos, Theater, Sportfeste finden, wo alles sie schnell über die kurzen Tage ihres Stellungseinsatzes hinwegtröstet. Wie kann die Fochsche Reservearmee aufgerieben sein, wenn der Gegner sich solche Ablösungen gestatten kann?

„Wer die besten Nerven behält, gewinnt den Krieg." Dies Wort hat nur allzu furchtbare Wahrheit gesagt. Kein Zweifel! Kein anderer Soldat der Welt hätte in der Lage des deutschen so lange die Nervenkraft bewahrt wie er. Aber die Nervensubstanz braucht Nahrung, Ruhe und Schlaf, sie erholt sich, noch so erschüttert, schnell wieder, sobald es diese Heil- und Stärkungsmittel hat; in überraschend kurzer Zeit hat der Soldat alle Schrecknisse des Kampfes vergessen, neue Kraft und Zuversicht zieht wieder ein.

Aber dauernd in schwerste entsetzliche Erschütterungen versetzt, m u ß einmal, solange wir nur Menschen sind, der Moment des Zusammenbruchs kommen. Noch immer, wenn auch Einzelne schon jetzt zusammenbrechen, hält stärkster Wille die durch das eiserne Muß gestrafften Nerven aufrecht. Und dieser Wille könnte sich weiter festigen, wenn nur von anderen Fronten entscheidende Schläge früher oder später Luft schaffen würden. Aber mit Zweifel wird jede Nachricht aufgenommen. Kein Wunder! Wie oft war schon dem Soldaten ein baldiges siegreiches Ende des Krieges versprochen worden. Wie grausam wurde seine Hoffnung auf den unfehlbaren U-Bootskrieg enttäuscht. Die Amerikaner, die nicht durch die Sperre unserer Tauchboote hindurchkommen, die nicht schwimmen, nicht fliegen können, sind auf einmal da als Millionenheer; er glaubt es nicht mehr, daß der Amerikaner ein harmloser Gegner ist; hat er doch auch das englische Söldnerheer, das ihm als Abschaum des Zuchthauses und aus der niedersten Hefe des Volkes bestehend geschildert war, als Gegner achten gelernt. Der amerikanische Soldat mit unverbrauchter Nervenkraft, gut genährt, sportfreudig, verwegen, voll Abenteuerlust muß jetzt dem armen, ermatteten deutschen Soldaten überlegen sein. Auch die Tanks — angeblich harmloses Kinderspielzeug — verteilen nicht gerade Knallbonbons. Und die Fochsche Armee, tausendmal als zersprengt gemeldet, zeigt von Tag zu Tag stärkere Lebensfähigkeit.

Was Wunder, daß der Soldat überhaupt nichts mehr glaubt. Und liest er in solchen Momenten schwülstige Sprüche vom sichern Schreibtisch her, liest er von „Durchhalten", von fader Verspottung eines furchtbaren Gegners, von ständigen Siegesfanfaren, dann sieht er sich von Lüge und Betrug umgeben, verliert das Vertrauen zu allem, zu seinen Vorgesetzten, zur Reichs- und Heeresleitung. Denn diese Stellen geben ja der Presse, die ein eigenes Urteil zu bilden nicht fähig war, den Weg und die Richtung an.

Er berichtet seine traurigen Eindrücke nach Hause. Das Echo von dort bleibt nicht aus. Front und Heimat vergiften sich gegenseitig. Aber der Soldat hat nun mal seit alters her das Recht auf eine gewisse Schimpffreiheit, ganz anders der böswillige Hetzer in der Heimat in steter Angst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor dem Schützengraben. Er belädt sich mit schwerer unsühnbarer Verantwortung, die ihn an die Grenze des Verbrechens führt.

Ich betone aber ausdrücklich: keine noch so planmäßige Hetze hätte allein Moral und Kampfkraft der Truppe erschüttern können, wenn der Boden durch die Erschütterungen von vier Kriegsjahren nicht bereits für die Drachensaat vorbereitet, unterwühlt worden wäre.

Und nun die entscheidende Frage: wußten denn die leitenden Stellen von all dem nichts, nichts von den furchtbaren Leiden des Soldaten, von seiner aufs höchste erschütterten Seelenstimmung?

Hätten sie es in vollem Umfange gewußt, sie hätten anders gehandelt; sie hätten nicht noch im Juni 1918 einen Staatssekretär des Auswärtigen, der das Selbstverständliche zu äußern wagt: „Der Krieg wird für uns nicht mit rein militärischen Mitteln entschieden", mit zorniger Entrüstung zum Abtreten veranlaßt, nicht im Anfang Juli die Frage seines Nachfolgers, ob mit einem vollen militärischen Siege zu rechnen sei, mit einem bestimmten „Ja" beantwortet.

Unzweifelhaft waren diese Männer der Obersten Heeresleitung von bestem Willen beseelt, von höchstem Eifer für das Heil des Vaterlandes durchglüht.

Aber aus zwei Gründen verloren sie den Krieg.

In zu stolzem Selbstgefühl übersahen sie das einfache Rechenexempel: drüben stets zunehmende Kraft an Mannschaften, Geschützen, Fliegern, Tanks, Verkehrsmitteln usw., bei uns in gleichem Verhältnis abnehmende Kraft. Die Minderheit wollten sie ersetzen durch den besseren Geist. Ein neuer Fehlschluß nach vier Kriegsjahren, nur möglich durch vollkommene Nichtachtung der psychologischen Faktoren. Und darin erblicke ich den zweiten Grund. Der schwere Rechenfehler war jetzt nicht mehr gutzumachen.

Auf ihren Generalsstabskarten verschoben sie Truppenmassen wie Schachfiguren, der einzelne Soldat konnte für sie nicht mitspielen. Wie sollten sie ihn denn auch persönlich kennen: sie hatten keine Zeit, keine Gelegenheit, ihm näher zu treten, eine unbekannte Welt war ihnen die Seele des Soldaten. Sie kannten ihn nur von Berichten, vom toten Papier her: da gibt es keine Menschen von Fleisch und Blut, die hungern, leiden und bluten, dursten und frieren, die in Verzweiflung an Weib und Kind denken. Unsere geistig so hochstehenden militärischen Führer, wußten sie denn, daß es überhaupt eine Seele des Soldaten gibt? Ja vielleicht, daß eine starke, von Siegeswillen getragene Seele Übermenschliches leisten kann. Aber, daß eine zerbrochene Seele einen furchtbaren ansteckenden Keim der Vernichtung in sich trägt, das fühlten sie nicht. Und dieser Verfall, gleich der Peripetie des Weltendramas, war bereits da, als unsere Oberste Heeresleitung noch in sicherem Siegeswahne die letzten entscheidenden Trümpfe ausspielen wollte.

Wer von Vorgesetzten mit dem Soldaten Gefahren und Entbehrungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teilte, dem war die volle körperliche und seelische Erschütterung der Truppe früh genug bekannt. Im Innern tief ergriffen, nach außen kalt, eisern, zuversichtlich. So gebot es deutsche Pflicht, deutsches Vorbild.

Sie alle, die Kompagnie- und Bataillonsführer, auch die Truppenärzte, sie waren zumeist auch Mannes genug, um freimütig darüber zu berichten. Und wohl oft genug überzeugten sich auch die höheren Führer von dieser verhängnisvollen Erscheinung. Aber schon der Brigadekommandeur schwankt: alle Truppen des Abschnitts sind in gleicher Lage, jeder hält aus, überall klingt hoch das Lied von der zähen Widerstandskraft, dem unbeugsamen Siegeswillen der deutschen Infanterie. Und er soll hingehen und sagen: meine Leute können nicht mehr, sie brauchen Ruhe. Er beschwört die Regimentskommandeure auszuhalten. Ablösung ist ja doch nicht möglich, an den Abwehrfronten wie der unseren fast keine Reserven, alles ist ja für eine neue Offensive weggeholt.

Drei Wochen später: immer dringender wird der Hilferuf der Truppe. Beim Begehen der Stellungen trifft der Brigadeführer den Divisionsarzt. Alle Truppenärzte melden: es geht nicht mehr. Jetzt wagt der Brigadekommandeur den schweren Schritt zum Divisionskommandeur. Die gleichen Erwägungen wie er selber drei Wochen zuvor. Der Divisionsarzt schildert in bewegten Worten die traurige Verfassung der Truppe. Große Verluste, keine Ruhe, kein Schlaf, mangelhafte Verpflegung, kein Wasser zum Waschen, hochgradige Verlausung, vermehrter Krankenzugang, Truppenärzte müssen leichter Erkrankte wegen Mannschaftsmangel sowie zunehmender Zahl von Drückebergern abweisen, gedrückte, gereizte Stimmung unter den Mannschaften, zunehmende Disziplinlosigkeit. Der Divisionskommandeur sieht seine eigenen Beobachtungen bestätigt, bittet um wenigstens 14 Tage Ruhe für die Truppe. Antwort des Armee-Oberkommandos: Bedauern, keine Truppen für Ablösung vorhanden, alles für Offensive benötigt. Antrag bei der Obersten Heeresleitung aussichtslos. — Anderes Bild: Der Divisionskommandeur neu ernannt, ohne erstrebten Pour le mérite. Gedankengang: Andere Divisionskommandeure in gleicher Lage melden auch nichts. Armee-Oberkommando wird sagen: „Alle anderen Divisionen melden vorzügliche Stimmung und Ihre Division versagt?! Augenscheinlich fehlt belebender Einfluß des Kommandeurs." Was nun? ade Karriere, ade Pour le mérite. Oder aber: Divisionskommandeur sieht schmerzlich bewegt die Zerrüttung der Truppe, aber eisern spricht zu ihm die Pflicht: Du bist in deutscher, altpreußischer Tradition aufgewachsen, wer hält denn die Front, wenn deine Truppe versagt? Du mußt hart sein gegen dich, gegen die Truppe, du mußt sie opfern, wenn es nötig ist, und dich selbst mit ihr. — Und blutenden Herzens mahnt er die Truppe zum Ausharren bis in den Tod, droht mit Kriegsgericht und Entehrung. —

Und die Oberste Heeresleitung sitzt an ihrem Kartentisch. Alle Arbeit, alles Streben, alle Kraft gilt der neuen Offensive. „Die Abwehrfronten haben auszuhalten." Einfach, ernst und schlicht klingt der Satz, geboren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus dem selbstverständlichen Gefühl der Pflicht. Der Feldherr muß in sicherem Quartier arbeiten – Fliegerstörungen selbstverständlich abgerechnet –, die Schrecken und Erregungen des Kampfes müssen ihm fern bleiben. Auch ein eiserner Wille könnte hier und dort wanken. Hart und grausam klingt durch Schreibmaschine und Fernsprecher der eherne Befehl; der Führer zieht die Figuren auf dem Schachbrett. Wie soll er wissen, daß sie eine Seele haben? Die Berichte melden ja vorzügliche Verfassung und Stimmung der Truppe. Die Oberste Heeresleitung will und darf keine Flaumachernachrichten erhalten, wenigstens sie will und muß sich den Siegeswillen bewahren. Das hält sie nach Pflicht und Gewissen für ihr oberstes Gebot.

Aber Siegeswillen ohne Kampfkraft mit halbgelichteten Divisionen ist auf Sand gebaut, sie ist schlimmer, weitaus schlimmer, als Milliarden Papiergeldes ohne Deckungswerte in Gold oder Arbeitsgütern dahinter. Früher oder später ist der Zusammenbruch da.

Er kündigte sich an am 18. Juli an der Marne, auch jetzt noch Berichte voll Siegesbewußtseins. Am 8. August 1918, dem schwärzesten Tag des Krieges, zerschlug das australische Korps, von undurchdringlichem Nebel begünstigt, unsere Front an der Somme. Kein Durchbruch, schlimmer als das: ein Einbruch in die Flanken des ausgebuchteten Sackes, der der zu weit vorgeschobenen Artillerie in den Rücken drang und sie wehrlos abschnitt. Tiefe Artilleriegliederung der Reserven hätte vielleicht den Stoß pariert. Aber „eine ruhige Abwehrfront" muß sich selber schützen. Die Angriffsfront braucht in erster Linie ihre Truppen. In wenigen Stunden war mit den anderen die unglückliche Division vernichtet.

Endlich war es dem warmherzigen Kommandeur geglückt, seine Division in Ruhequartiere zu bringen. Aber statt Ruhe und Erholung hatte in ihr eine bösartige Grippe gehaust. Geschwächt mußte sie nach 3 Wochen wieder in Stellung zurück. Sie war ja inzwischen wirklich ruhig geworden. Es herrschte wahrhaftig Ruhe, aber trügerische Ruhe, Ruhe vor dem Sturm.

Und zerschlagen, zermürbt, mit ihren Trümmern müssen die Divisionen die Sommeübergänge verteidigen. Umsonst! Die Kompagnien sind zu 30, 20 Mann zusammengeschmolzen, auf Trümmern läßt sich eine festgefügte neue Abwehrfront nicht aufbauen. Neue Divisionen werden in aller Hast hineingeworfen, aus kurzer, ach so notwendiger Rast jäh herausgerissen, durch die grausam enttäuschte Hoffnung auf langersehnte Kampfespause noch mehr verbittert und zerfallen an Leib und Seele.

Hier schlägt zum erstenmal der Ruf: „Streikbrecher", „Kriegsverlängerer" an mein entsetztes Ohr. Zurückgehende Truppen rufen das fürchterliche Wort vorgehenden Gardebataillonen zu. Da wußte ich: es geht zu Ende, der Zusammenbruch ist da. Der Soldat hat keinen anderen Wunsch mehr: nur heraus aus dem Schrecken, dem Schrecken ohne Ende. Mit dem Siegen ist's doch vorbei, jetzt nur schnell ein Ende. Und das bringt uns der Sieg des Feindes. Jeder Widerstand verlängert nur den Krieg.

In diesem tiefsten Verfall der seelischen Kräfte, erst jetzt, hatte das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schleichende Gift des Verrats den aufs äußerste geschwächten Organismus durchdringen, durchseuchen können. Kopflos, seelisch und körperlich verlaust, zerstoben sie zu Tausenden in die Etappenstädte, die Zuflucht der Deserteure, der Drückeberger, die Brutstätte der Feigheit, des Verrats, der Schieber- und Raubgelüste.

Und desto heller leuchtet das Ehrenschild derer, die blieben, fest entschlossen, lieber mit dem Vaterlande unterzugehen, als feig ihre Brüder, ihre Truppe zu verlassen. Unter dem furchtbaren Druck des Feindes hielten sie aus bis zum letzten. Schritt für Schritt nur gingen sie kämpfend zurück. —

Und trotzdem noch in den Zeitungen das Wort: Siegeswillen! Wie schmerzlich mußte es diesen tapferen Helden klingen, mit welchem Hohn die Verräter es aufnehmen.

Drüben die Macht des ganzen Erdballs, hier nur geschlagene Reste eines einst so herrlichen Heeres, von Tag zu Tag weiter zusammenschmelzend. Und Ersatz? Schon seit Monaten kam er widerwillig, verhetzt, mit meuterischem Geiste erfüllt. Es war zu Ende! — Aber noch nicht alles war verloren, noch standen Hunderttausende deutscher Männer in der Front, die Ehre zu retten. Und in d e m Augenblicke, als deutsche Unterhändler die feindlichen Linien überschritten, um den Waffenstillstand abzuschließen, da kam der alle Hoffnungen vernichtende Umsturz. Niemals wird die Geschichte ihre Urheber von dem Verbrechen freisprechen können, daß sie unter der heuchlerischen Maske der Freiheit in diesem kritischen Augenblick das deutsche Heer entwaffneten, wehrlos und ehrlos machten. In dem Augenblick, als alle freiheitlichen Einrichtungen durch die Regierung des Prinzen Max gesichert waren, wo nur allein deutsche Einigkeit, die geschlossene innere Front, das Vaterland retten konnte.

Es ist nicht das Ziel dieses Aufsatzes, den planmäßigen Zusammenbruch der Etappen, die Schmach von Warschau und Brüssel, die Einbuße von Milliarden an Heeresgut näher auszuführen. Der schmähliche Verrat der Etappen brach auch naturnotwendig den letzten Halt der Front. Jede seelische Kraft war gebrochen, die große Massenpsychose ergriff auch viele der Besten, die sich heute selber nicht begreifen.

Ein Heer hinter der Maas oder als Wacht am Rhein, Gewehr bei Fuß, in den Monaten des Waffenstillstandes seelisch und körperlich erfrischt — jeder Gegner hätte gezaudert, den Kriegsgott nochmals anzurufen, einen schmachvollen Frieden anzubieten.

Vorbei, alles vorbei! Alle Banden der Disziplin, Ordnung und Gehorsam waren gebrochen. Kein anderer Gedanke als: schnell heim, heim, heim!

Nicht anklagen ist die Absicht dieser Zeilen. Sie wollten versuchen, eine psychologische Begründung des Zusammenbruchs zu geben. Noch immer herrscht eine Verwirrung des Geistes im deutschen Volke. Hohle, aber um so mehr dröhnende Schlagworte drohen die Massen an die extremsten Flügel rechts und links zu treiben und damit in blutigen Bürgerkrieg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für den besonnenen Menschen, der das Vaterland mehr liebt, als die Partei, gibt es nur den kühlen Weg der Vernunft, die Recht und Unrecht gleichmäßig wägt, alles zu verstehen vermag. Und mit dem Verstehen allein kann und wird die Vernunft des deutschen Volkes endlich doch einmal das große Werk der inneren Versöhnung vollbringen.

Oberstabsarzt Dr. Lion.

Von der Herrschaft des Intellekts.

Wie herrlich weit haben die Menschen es doch gebracht! Schiffe, an Größe Palästen gleich, durcheilen in wenigen Tagen das Weltmeer; Bahnen verknüpfen die weitest entlegenen Punkte des Festlandes in einer Geschwindigkeit, daß alle irdischen Raumbegriffe, die einst die Menschenseele mit Ehrfurcht erfüllten, zu einer Bagatelle zusammenschrumpfen; geheimnisvolle Drähte tragen das menschliche Wort, das doch vor Zeiten nicht einmal den Gesichtskreis beherrschte, rund um den Erdball herum; den kühnsten Vogel überflügelnd, kreisen Flugmaschinen bergeshoch über der klein gewordenen Erde — ist es nicht, als hätte der menschliche Geist, mit göttlicher Kraft begabt, die Materie überwunden, um schrankenlos seinen Willen zum Ausdruck zu bringen? Erscheinen wir in unserem Können nicht Gottes Allmacht näher gerückt, da wir die Gesetze der Naturgewalten erlauschten und uns dienstbar machten? Und nicht allein im Aufbau, in der Erzeugung von Kraft und in ihrer Verwertung sind wir Menschen zu Riesen geworden, auch in der Vernichtung haben wir den Mächten der Finsternis das Handwerk abgesehen, und die schlimmsten Kriegsgreuel des Altertums, Elend und Jammer des Dreißigjährigen Krieges, die Zuchtrute der Napoleonischen Zeit und die blutigsten Schlachten der Jahre 1870 und 1871 sind doch nur harmlose Vorversuche zu dem grandiosen Massenmord, wie er uns in dem letzten und brutalsten aller Kriege gelungen ist. Maschinengewehre, Artillerie von unerhörter Größe der Flugbahn, des Kalibers und der Sprengwirkung, Minen und Flammenwerfer, zuletzt die heimtückischen giftigen Gase, die selbst den schwarzen Tod des Mittelalters fast als eine freundliche Gestalt erscheinen lassen, sie alle zusammen verleihen dem Vernichtungswillen der modernen Menschheit eine Kraft, vor der frühere Jahrhunderte schaudernd in die Knie gesunken wären, um durch flehentliche Bitte solch Unheil von sich zu wenden. Ja, so weit haben wir es gebracht! Zwerg Nase ist zum Riesen geworden, reckt sich gewaltig zum Himmel empor und schaut dem Herrgott schon fast in die Karten. Ist es verwunderlich, daß er da die kleinen Menschlein früherer Zeiten nicht mehr beachtet, die gar tief unter seinen hochragenden Schultern in Demut und Bescheidenheit wandeln? Wie froh und dankbar müssen wir sein, zu der erlesenen Menschheit von heute zu gehören!

Gewiß, zurzeit ist unsere Riesenkraft uns selber zum grausamsten

Tyrannen geworden und zerfleischt uns bis auf das nackte Gebein und reißt selbst das noch in Stücke. Allein, ist es nicht doch ein stolzes Bewußtsein, sagen zu dürfen: Dies alles ist unser Werk, keine überirdische Gewalt lieh ihre Hand dazu? Wohl, die Ereignisse übereilen sich wie Fieberanfälle in einem todkranken Leib. Was gestern noch als unerhörte Leistung begafft und angestaunt wurde, ward heute schon überholt und wird morgen gewiß mit spöttischem Achselzucken in die große Rumpelkammer der Vergangenheit getan. Derselbe Geist, der die geschwindesten Mittel zur Fortbewegung erfand, ist selber so rastlos eilend geworden, daß es uns gar selten nur zum Bewußtsein kommt, in welch schwindelnd steiler Kurve wir aufwärts fahren. Wohin? Zu größerer Vollkommenheit? Wir glauben es. Zu einem reineren, tieferen Glück? Wir hoffen es. Doch niemand gibt uns sichere Gewähr, daß wir nicht einem Trugbild nachjagen. Nur das fühlen wir alle, daß wir den Höhepunkt unserer Entwicklung noch lange nicht erreichten.

Das Kriegsschicksal, das die trüben und heiteren Lose ohne Gedanken und Urteil mischte und unter die allmächtig scheinenden, ihm gegenüber aber doch wieder so hilflosen Menschenkinder wahllos warf, hatte mich aus der Öde des Schützengrabens plötzlich in eine der ältesten Städte Flanderns versetzt, nach Tournai. Da war zunächst ein frohes Staunen, das einen immer ergreift, wenn man sich von dem Frieden des Bürgertums umgeben fühlt, weit, weit ab von dem Grollen der Geschütze. Man sieht wieder gepflegte Straßen und Plätze, Gärten, Anlagen, Monumente. Statt Schutthalden aufrechte Häuser, statt ewig grauem Kommiß ein vielerlei Gewand von Männern, Frauen und sorglos lachenden Kindern. Das ist so anheimelnd, so lieb und traut. Man reißt die Augen auf und öffnet die Seele weit. Man ist so froh, genießen zu dürfen, daß man zu nichts weniger Neigung spürt, als zur Unzufriedenheit, zur Kritik. Alles ist gut, und alles ist schön.

Da führt mich von ungefähr der Weg an die fünftürmige Kathedrale Unserer Lieben Frau. Sie ist rings umher in das Gewirre von Straßen und Häusern eingeschlossen. So steht sie urplötzlich in gewaltiger Größe vor mir und zwingt mich, einen Augenblick starr und staunend stehen zu bleiben. Zwar beherrschen die fünf hohen Türme bis in die weite Ferne das Bild der Stadt; aber man weiß doch nichts von der Majestät der Kirche selber, die wie durch einen Zauberspruch aus der Erde gewachsen erscheint. Die staunende Seele findet auch gar nicht Zeit zu irgendwelcher stilistischen Betrachtung; ob es romanische Kunst oder Gotik ist, verschwindet wie etwas ganz Nichtiges hinter der überwältigenden Gewißheit, daß man vor einem Kunstwerk von selten erhabener Schönheit und Größe steht. Wie sehr bin ich dennoch überrascht, wenn ich durch eins der seitlichen Portale in die Kirche eintrete und in eine Weite des Raumes blicke, die mich ganz klein und verloren macht. Unzählige Rundbogen wölben sich neben und übereinander, von schlichten Sand-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steinsäulen mit einfachen, doch wechselvollen Kapitälen getragen. Durch die vielen Pfeiler, an denen das Auge Ruhepunkte findet, erscheint der Raum wohl noch um vieles größer und gewaltiger. Ein schönes Gleichmaß, wohltuende Ruhe und Schlichtheit bewegen diese romanische Welt der Säulen und Bogen, und man wird ganz still und innerlich und vergißt, was draußen die Gedanken bewegte. Man denkt weder an Krieg, noch an Friedensschalmeien; man weiß nicht, daß man ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts ist, noch auch, daß man dem Zeitalter angehört, das angeblich die gewaltigsten Leistungen menschlichen Geistes zustande gebracht — man fühlt sich wie von einer großen Last befreit, der Bürde der alltäglichen Gedanken und Sorgen, und möchte gleichsam glauben, in einer höheren Sphäre abstrahierter, reiner Menschlichkeit zu leben. Aber der romanische Hauptbau der Kirche ist der Wunder größtes noch nicht; denn auf einmal sieht man durch die bleich schimmernden Rundbogengänge hindurch ein mild farbiges Licht wie Morgenrot scheinen. Es ist unmöglich, diesem Lichtzauber zu widerstehen. Man muß hinzutreten und steht alsdann, nachdem die letzten Rundbogen des Transepts zurückgeblieben sind, vor der erhabenen Majestät des Chores. Hohe gotische Spitzbogen streben zum Himmel empor. Das Auge wagt kaum dem Gedankenfluge des Erbauers zu folgen, so stolz erhebt sich das Gewölbe noch über die schon beträchtliche Höhe des Schiffes und des Transepts, und die Fülle der Säulen, Bogen und Gewölbe ist gebadet im zartesten Licht- und Farbenduft, der sich nur denken läßt. Aus den mächtigen Außenfenstern der Galerie flutet es schwer und reich herein: tiefviolett und purpurn, gelb, grün und azurenes Blau, und so klingt und schwingt es durcheinander und wieder auch ineinander und küßt den toten Stein so lieb und warm, daß es wie lebendiges Blut durch seine Adern läuft und er die beredteste Sprache zu reden beginnt, deren je ein Kunstwerk fähig war. Da klingt gewaltig und feierlich das Hohelied auf die Schöpferkraft der menschlichen Seele durch den heiligen Raum, nicht jener Kraft, die das Weltall nur des Nutzens halber sich untertan zu machen trachtet, sondern jener uns fremd gewordenen anderen und edleren, die in der Gestaltung des Schönen und Erhabenen nicht eigenen Ruhm, sondern den des größeren Schöpfers verherrlichen wollte. Man beugte sich gar bescheiden unter die allgemeine und große Idee, deren Werkzeug zu sein man als göttliche Gnade empfand — da wuchsen die oftmals kaum genannten Meister der bescheidenen Stille, daß sie groß wurden über alle Zeiten hinaus.

Wie ich aus dem Wunderbau wieder in die Welt hinaustrete, in die helle und strahlende, geschäftig eilende, und wie ich langsam aus einem traumhaften Zustand erwache, da ist es mir, als wäre die Stadt zweierlei Geistes geworden. Der eine lehnt sich innerlich an den Geist der Kathedrale an. Es mögen Bilder von Rubens und Jordaens oder anderer flandrischer Meister sein, es mögen die Kunstgegenstände der alten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tournaisischen Porzellan- und Fayencemanufaktur sein, oder köstliche Arbeiten der Holzschneidekunst, des Bronzegusses, der Teppichweberei, der Gobelinwirkerei, oder seien es andere architektonische Schaustücke, die in neun anderen alten Kirchen der kleinen Stadt und in einer Reihe von Patrizierhäusern dem nimmer satten Auge sich kundtun — sie atmen alle den gleichen Geist wie das fünftürmige Wahrzeichen der Stadt, es ist überall die gleiche Welt der Hingebung und Innerlichkeit, voll Glaubens an das Gute und Schöne, voll frommer Zuversicht in die Notwendigkeit, sich einer umfassenden Idee unterzuordnen, anstatt mit seinem egoistischen Bockkopf allein gegen die Welt zu stehen, um sie alsdann zu stören und zu verschandeln. Die andere Welt aber ist die moderne, nüchterne, praktische, die bei äußerem Wohlleben doch innerlich so unsagbar armselige, die gar nicht zu ahnen scheint, welch einen Reichtum die menschliche Seele in sich birgt, und die dann mit sich selber so unglaublich wenig anzufangen weiß. Es ist die Welt der Berechnung und des erlernbaren Wissens, die Welt, die selber zur mathematischen Aufgabe wurde, in der alles Ehrwürdige, Staunenswerte, Märchenschöne und ehemals Unfaßbare zu intellektuell greifbaren Energieproblemen sich umgestaltete, die den Verstand zwar hetzen, bis er glüht und raucht, die aber die tiefen Gründe des seelischen Gefühlslebens erkalten lassen und dieses schon längst in einen Dornröschenschlummer versetzten. Und weil die Welt des modernen Menschen fast nur noch intellektuell erfaßt wird, so sind auch die Dinge, die dieser Mensch um sich her schafft, nur errechneter Kopf und haben weder Blut, um leben zu können, noch aber ein Herz, um das Leben warm und wert zu machen. Darum gähnt alles, wie der überarbeitete, nervöse Mensch unserer Zeit. Die Häuser gähnen, das Hausgerät, die ganzen Straßen und Stadtviertel, ja selbst die Erzeugnisse seiner Kunst. Und dennoch wären wir so weit in der Entwicklung gekommen, wie noch nie ein Geschlecht vor uns? —

Wenn es nun nicht so wäre und wir uns einer törichten Täuschung hingegeben hätten? Haben wir etwa eine Baukunst, die uns auch nur heute so zu ergreifen vermöchte, wie die bis ins zwölfte Jahrhundert hinabsteigende Kunst der Kathedrale und anderer ergreifend schöner tournaisischer Kirchen? Oder hätten wir gar eine solche, der wir getrost ein starkes Fortwirken über wenigstens fünf bis acht Jahrhunderte hinaus zusprechen möchten? Welcher unserer Maler vermöchte uns wie ein Rubens, Jordaens, Rembrandt, Van Dyck, Van Goost zu rühren, und nicht nur uns, sondern eine ewige Folge von Geschlechtern? Und wir müßten nicht gleiche, sondern bedeutendere Leistungen aufzuweisen haben, hätten wir uns wirklich über die Menschheit vergangener Jahrhunderte hinausentwickelt! Wo hätten wir weiter ein Gleiches im Kunstgewerbe aufzuweisen, von dem wir behaupten könnten, es rissen sich nach etlichen Jahrhunderten private Sammler und staatliche Museen um ihren Besitz?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dennoch stünden wir auf einem noch nie dagewesenen Höhepunkt? Ja und nein, die Ansicht ist so richtig wie falsch. Dieser Höhepunkt war noch nie, wohl gab es andere, ebenso bedeutende. Wir haben es nicht etwa in der allgemeinen Entwicklung so unerhört weit gebracht, als vielmehr nur in unserer einseitigen und höchst beschränkten. Wir haben Dampfschiff, Eisenbahn, Telephon, Telegraphen, Luftschiff, Flugzeug, Auto, Fahrstuhl, wir haben die gewaltige Zunahme jeglicher Wissenschaft und technischen Könnens, einschließlich der Maschinengewehre, der Riesengeschütze und der massenmordenden Gase. Frühere Geschlechter schufen die Frauenkirche von Tournai, St. Nikolaus und St. Bavon in Gent, die Kathedralen von Brüssel, Reims und Paris; ihnen gehörten die größten Maler aller Zeiten, die unsterblichen Holzschneider, Bronzegießer, Kunstschmiede, Gobelin- und Teppichwirker, die noch heute bewunderten Meister des Tischler- und einfachsten Bauhandwerks. Und nun haben wir den Unterschied: Unsere heutige Kultur ist so sehr auf die äußere Lebensgestaltung gerichtet, als jene frühere vor allem bemüht war, den inneren Bedürfnissen der Seele Genüge zu tun.

Es ist nicht Zufall, daß es Zeiten gab, in denen ganze Volksstämme um eines Glaubensbekenntnisses halber wie Löwen kämpften und in heroischer Selbstüberwindung die größte körperliche Pein erlitten; es ist nicht weniger Zufall, daß wir zu einer solch starken Gefühlswallung nicht mehr fähig sind. Die Frömmigkeit des Herzens wich der verständigen Klarheit, die Lust an Fabeln, Märchen und Wundern ward ersetzt durch den Trieb zur gesetzmäßigen mathematisch berechenbaren Wahrheit. Glaube und Aberglaube, in der Wurzel gleiche Schwestern, die zwischen Liebe und Furcht die Seele in ahnungsvollem Schaudern erhielten, verloren ihre Gewalt über uns, seit der starke und strenge Bruder Gedanke die alleinige Herrschaft an sich riß. Weil wir so wenig innerliche Menschen mehr sind und unsere Seele ganz nach außen gekehrt ist, daß sie wie ein leicht umgeworfener Mantel jeglichem Getöse der großen Welt entgegenflattert, so ist es nur zu erklärlich, daß auch die innerlichste aller Künste, die absolute Instrumentalmusik, so wenig mehr in unsere Zeit hineinpassen will. Nichts kennzeichnet so sehr die Armut unseres Empfindens, als die Hilflosigkeit der meisten selbst unserer Gebildeten, wenn es gilt, sich mit rein instrumentaler Kammermusik oder mit einem klassischen Sinfoniekonzert abzufinden. Man versuchte durch das zur Musik gesprochene Wort oder durch intellektuell gerichtete Programmmusik oder mindestens durch die gedankliche Hilfe von Leitmotiven zu ersetzen, was an unmittelbarer Empfindungskraft oder Einfühlungsmöglichkeit verloren gegangen war.

Prüfen wir doch unsere musikalische Kultur ohne Vorurteil: Aus wieviel Häusern erklingen noch die Sonaten unserer Klassiker von anderer Hand als von der eines Schülers, der sie als aufgegebenes Pensum übt? Wer von den

Gebildeten hat auch nur eine ungefähre Vorstellung von dem gewaltigen Reichtum unserer Kammermusik? Wo spielt man noch Trio, Quartett, Quintett, diese edelste Hausmusik, die einst bis in entlegene Dörfer verbreitet war, wo nur ein Pfarrer, ein Schulmeister und vielleicht noch irgendein Landarzt, eine tonbeflissene Schreiberseele des nahen Kreisamtes oder sonst ein bescheidener, aber von einem inneren Lichte durchfluteter ernsthafter Musikant sich zusammenfanden? Ja, und nun erst die Fülle der schönsten Violinduette von Pleyel, Mozart, Viotti, Spohr, wer kennt sie, wer spielt sie heute, die doch alle einst Leben hatten neben unzähligen geringeren, wenn auch lange noch nicht trivialen Duetten von Mazas, Wanhall, Gebauer, Kalliwoda und Jansa? Es waren dies alles Originalkompositionen von Geschmack und edlem musikalischen Geist, beileibe nicht mit den heute allenfalls noch beliebten Arrangements von Opernmelodien, Volksliedern, Märschen oder „klassischen Studien" zu verwechseln, geschweige denn mit den barbarischen Salonstücken, die unsere Hausmusik beherrschen.

Und gerade der Meister der vollendetsten Form und empfindsamsten Ausdruckskraft, der wie keiner mit einem unerschöpflichen Reichtum der Ideen und Einfälle eine göttliche Leichtigkeit der Gestaltung verband, Mozart, ist der großen Menge unserer musikliebenden Kreise wie mit sieben Siegeln verschlossen. Man kennt oder — was wohl eher der Tatsache entspricht — nennt ihn den Graziösen, verbindet ihn im Geiste mit liebenswürdigem Getändel gepuderter Perücken und harmlos genießender Rokokosalons; aber nur wenige dringen zu dem tief deutschen Ernst seiner Musik durch oder fühlen die unendlich fein nuancierten Leidenschaften in ihrer eigenen Seele nachbeben, die diesen selten edlen und fein empfindenden Menschen von der reinsten, heiligsten Liebe zum dämonischen Aufruhr so wildlodernd durchjagten, daß ihm sein Genius gar nicht erst die nötige bleibende Ruhe gönnte, sich physisch vom seelischen Erlebnis erholen zu können: mit jäher Unmittelbarkeit fand dieses freundliche oder finstere Leiden der Psyche seinen einzigen Ausgleich oder Erlösung in der musikalischen Gestaltung. So unmittelbar, so schlicht, so wahr und natürlich wie er schuf kein anderer vor oder nach ihm. Sein Genie überschüttete ihn derart mit der Fülle der Gaben, daß er gar nie in Versuchung kam, des Gedankens mathematische Blässe für die frischen Farben der originalen Empfindung einzutauschen. Wir aber, die wir stumpf wurden in unserem Empfinden, die wir nur noch auf Keulenschläge oder spitze Nadelstiche reagieren, wie sollten wir seiner Musik noch bis auf den wahren Grund und Inhalt nachfühlen können? Nicht wahr — wir dringen nur bis zur Form, bleiben an ihr wie an einem unentwirrbaren Filigranwerk hängen und leugnen schließlich mit der blasierten Überlegenheit unserer geistesgewaltigen Zeit die fein differenzierte Seele, die zu finden unser Gefühl zu stumpf geworden ist.

Und noch etwas anderes beweist, wie unbeholfen unser Empfinden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch unsere einseitige Intelligenzentwicklung wurde. Unsere Seele vermag ihre ureigensten Gefühlsschwingungen, wie sie sich nirgends so rein und ursprünglich darstellen, wie in der absoluten Instrumentalmusik, nicht mehr zu deuten. Uns muß das erklärende Wort als Dolmetsch dienen. Daher die Unmenge von Erläuterungen, von Einführungen, Zerlegungen, Analysen, die als Konzertführer dem blind gewordenen Publikum in die Hand gedrückt werden. Diese bestenfalls wissenschaftlich gehaltenen Erklärungen, die oftmals aber auch zu recht bombastischen Papierblumensträußen auswachsen, bedeuten nicht etwa, daß unser Konzertpublikum so weit musikalisch fortgeschritten wäre, daß es außer dem Kunstgenuß auch noch nach tiefgründigem technischen Verständnis Verlangen hätte, sondern umgekehrt: weil das Empfinden so unsagbar nüchtern und leer geworden ist, daß es nicht recht mehr weiß, wohin mit der wortlosen Kunst, so tritt der Verstand listig und mit überlegener Gebärde hinzu, erklärt, macht Worte, schafft Vorstellungen und Gedanken, wo früher das souveräne Gefühl des noch wahrhaft musikalischen Menschen eine unermeßliche Welt der Möglichkeiten vor sich hatte, wo seine Seele in ebensoviel Tönen, Melodien und Akkorden klang und sang und rauschte, wie vor ihm die schaffende Seele des Künstlers. Da war nichts zu verstehen und nichts ins Räumliche zu deuten; es waren die Mysterien der von allem Gedanklichen befreiten und in der Ungebundenheit schwelgenden leicht beweglichen, rasch ergreifenden Seele.

Ist es nicht, als ob auch in den Kulturströmungen der Menschheit sich das alte physikalische Gesetz von der Erhaltung der Energie bewahrheitete? Scheinbar bleibt die Summe aller verfügbaren Kraft des Einzelnen, wie des ganzen Menschengeschlechtes die gleiche, sie spaltet sich nur von Zeit zu Zeit in andere, oft alte, lange vernachlässigte, zuweilen auch neue Teilkräfte. Was wir gegen vergangene Jahrhunderte in einer Kraftkomponente gewannen, das verloren wir in einer anderen, und der sogenannte Fortschritt in der Kultur ist im wesentlichen nichts anderes als ein Verlegen des Hauptangriffspunktes unserer seelischen und auch physischen Kräfte, nicht aber eine ins Unendliche steigerbare Zunahme der gesamten verfügbaren Kraft. Wir haben also wenig Ursache zu eitler Überhebung über vergangene Geschlechter, wohl aber zu ernsthafter Einkehr und Prüfung, wie sich das Neuerworbene in wahrem Kulturwert zu dem verhält, was seinetwegen verlorenging oder doch vernachlässigt wurde. Nichts soll uns verwehren, die gewaltigen modernen Leistungen unseres Intellekts genügend zu würdigen, selbst auch zu bewundern. Wenn wir aber den Preis bedenken, um den wir unsere Entwicklung erkauften, so dürfte es nachgerade an der Zeit sein, dem gedankenlosen Nachbeten der schon formelhaft gewordenen Phrase vom Fortschritt zu steuern und ein wachsames Auge darauf zu lenken, daß uns nicht vielleicht wertvollere Güter verlorengehen, als wir zu er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werben geneigt sind. Wer aber wollte leugnen, daß unsere steile Intelligenzkurve auf Kosten der Empfindung erklommen wurde, und daß wir unseren glanzvollen Außenbau nicht anders aufführen konnten, als durch den teilweisen Abbruch unseres Innern? Schaffen wir drum, daß durch harmonischen Ausgleich ein anderes Geschlecht heranwachse, das in der formalen Einheit, im seelischen Gleichgewicht vielleicht weniger glänzen möge als wir, dafür aber in edlerer Menschlichkeit das Glück finde, das unserer rastlos suchenden Zeit versagt blieb.

Curt Schwantes.

Die Jugend und die neue Zeit*).

Eine neue Zeit verlangt neue Menschen. — Mit der jetzt vergangenen Zeit ist auch eine bestimmte Art zu denken und zu empfinden, eine besondere Art der Weltanschauung zu Grabe getragen. Schon Jahrzehnte vor dem Kriege konnte man deutlich das Ringen zweier gänzlich verschiedener Weltanschauungen feststellen. Man denke dabei nicht an politische oder wirtschaftliche Gegensätze, obgleich die Anschauungen auf diesen Gebieten ja auch ganz eng mit der Weltanschauung des Einzelnen zusammenhängen; hier soll allein von den Alltagsideen, die in den Köpfen der Meisten lebendig waren, die Rede sein.

Zwei Welten rangen auch im Alltagsleben schon seit Jahrzehnten miteinander. Eine wenn auch nur kleine, so doch ständig wachsende Schar Idealisten, die neue Anschauungen zu verwirklichen suchten, rang mit der allgemein herrschenden Lebensauffassung des älteren Geschlechts, dessen Schwäche von Tag zu Tag deutlicher hervortrat und das daher nicht mehr imstande war, seiner Zeit neue geistige Antriebe zu geben. Was diese Idealisten der Zeit des deutschen Kaisertums vorwarfen, war zunächst eine bedenkliche Verflachung und Verödung des religiösen Lebens in der großen Masse des Volkes, das sich immer weniger um die letzten Fragen des Lebens sorgte. Diese Verödung des religiösen Empfindens war zweifellos eine unmittelbare Folge des ungeahnten Aufschwunges der Naturwissenschaften, der alle Welt berauschte und eine neue Lebensauffassung, eine „moderne" Religion versprach, und die so die überlieferten Anschauungen des Christentums mehr und mehr unvolkstümlich machte. Mikroskop und Teleskop hatten unserer Erkenntnis völlig neue Welten erschlossen, man glaubte Natur- und Weltgesetze entdeckt zu haben, die alles umstürzen mußten, was man auf Grund biblischer

*) Dieser Aufsatz ist die Bearbeitung eines Vortrages, den der Verfasser vor wenigen Wochen auf der Jahresversammlung der Guttempler-Wehrlogen zu Hamburg gehalten hat. Obwohl wir nicht in allen Punkten seiner Darlegungen mit unserem Mitarbeiter übereinstimmen, haben wir ihn doch gebeten, diesen Aufsatz im Vortrupp zu veröffentlichen, weil wir glauben, daß starke Worte gegen Verflachung und Eigennutz immer gehört werden sollten. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anschauungen bisher für wahr gehalten hatte. Die Wissenschaft paßte sich den äußerlichen Bedürfnissen des Volkes an, und gerade diese „populäre" Wissenschaft trat ungeheuer anmaßend auf. So konnte man in den letzten Jahrzehnten eine wachsende Kirchenfeindlichkeit der Massen und damit auch eine stark anschwellende Religionsfeindlichkeit im Volke feststellen. Das Glaubensleben im Volke verlor mehr und mehr seine Kraft, man wollte nur noch glauben, was man beweisen konnte, was auch die Wissenschaft als richtig anerkannt hatte. So rief die den Glauben ablösende wissenschaftliche Lebensauffassung eine entsetzliche Nüchternheit im Empfindungsleben unseres Volkes hervor. Wohl traten Leute auf, die diesen Mangel erkannten, die auf die Suche nach einem neuen Gott gingen, aber was nützte alle Gottsucherei, ihnen selber und auch dem Volke, wenn der neue Gott nicht gefunden wurde. So wurden zuletzt auch durch die Gottsucherei der letzten Jahrzehnte keine befreienden, beglückenden Momente für das Empfindungsleben des deutschen Volkes gewonnen. Mehr und mehr erzog die aufblühende Wissenschaft das Volk zu einseitigen Kopfmenschen, die immer nur anerkennen wollten, was vor Verstand und Vernunft bestehen konnte. Verstand und Vernunft aber haben ein immerhin begrenztes Wirkungsgebiet, sie sind nun einmal nicht die höchsten Kräfte der menschlichen Natur und sind vor allem nicht die berufenen Richter in Fragen der Religion und der Lebensauffassung.

Mit der religiösen Verödung aber ging die sittliche Hand in Hand. Wir erlebten im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege einen geradezu erschreckenden sittlichen Verfall. Wahllos wollte die Masse infolge ihrer oberflächlichen Lebensauffassung genießen, was die Kultur nur an Genüssen zu bieten hatte. Das „Sichausleben" wurde Grundsatz. Eine ungeheure Vergnügungssucht griff Platz. Erlaubt war vor dem betäubten Gewissen alles, nur galt es als unklug, sich bei gewissen Dingen ertappen zu lassen. Alles aber, was den Genuß hemmte oder einzuschränken schien, wurde mehr und mehr als unangenehm empfunden.

So auch die Arbeit. Sie war der Masse ein lästiger Zwang, dem man sich nur unterwarf, weil man leben mußte. Und leben bedeutete genießen. Einem großen Teile des Volkes war die Freude an der Arbeit als solcher, die Freude am Schaffen verlorengegangen. In Scherzworten, wie „Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt" oder „Hoch die Arbeit, damit niemand dran kommt!" tat sich eine Auffassung des Begriffes Arbeit dar, die mehr als beschämend für unser Volk war.

Man strebte, auf möglichst bequeme Weise zu Besitz zu gelangen. Wem das glückte, der genoß bald eine unbegrenzte Hochachtung, gleichgültig, auf welche Weise er zu seinem Reichtume gekommen war. „Geld stinkt nicht" behauptete man, und predigte frei und offen: „Das einzig Wahre ist das Bare!" Vor dem Geschäft hatte alles andere zurück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zutreten, denn beim Geschäft hört die Gemütlichkeit auf. Im Geschäftsleben betrog mancher kaltlächelnd seinen besten Freund. Kein Wunder, daß bei dieser Auffassung privates und öffentliches Leben sich mehr und mehr auf Selbstsucht gründeten. So ist es auch zu erklären, daß berechtigte soziale Forderungen jahrzehntelang auf hartnäckigen Widerstand stießen. Nur widerwillig machte man Zugeständnisse an die Forderungen der sozial schlechtgestellten Schichten der Bevölkerung.

Gleichlaufend mit der Hochachtung vor dem Besitz ging die vor dem „feinen Ton", vor Sitten und Gewohnheiten der besitzenden Klassen. Es wurden Sitten und Unsitten sklavisch nachgeahmt und mitgemacht, nur weil sie Sitten der oberen Zehntausend waren. Einer ahmte gedankenlos den anderen nach, um nicht aufzufallen, um nicht anzustoßen. Die persönliche Lebensführung des Einzelnen richtete sich feige nach der über das ganze Volk herrschenden Mode. Alles, was auf irgendeinem Gebiete nach Lebenserneuerung strebte, fiel daher unangenehm auf und fand überall in der Masse den unglaublichsten Widerstand.

Die zum Teil mit Hilfe der Naturwissenschaft erweiterte Erkenntnis aber schuf auch eine schiefe Auffassung des Begriffes Bildung. Bildung war eine Art Konversationslexikonwissen. Um für gebildet gehalten zu werden, mußte man überall mitreden können, von allem oberflächlich Bescheid wissen. So dachte natürlich auch die Schule, die „für das Leben" vorbereiten wollte. Aus allen möglichen Wissensgebieten siebte sie sorgfältig das Wissenswerteste als Grundlage der Allgemeinbildung aus und suchte durch endlose Übungen und Wiederholungen den „eisernen Bestand des Schülers" präsent zu erhalten.

Parallel mit dieser Entwicklung des Begriffes Bildung lief eine ebenso ungerechtfertigte Überschätzung der fremden Sprachen. Die höheren Schulen wetteiferten miteinander in der Übermittlung fremdsprachlicher Kenntnisse an unreife Jugend. Dieser Mißstand bedingte naturgemäß eine Überschätzung alles dessen, was aus dem Auslande stammte. Besonders auf der Bühne und in der Romanliteratur wurde die übertriebene Wertschätzung des Auslandes geradezu verhängnisvoll.

Eine Bildung aber, die so sorgfältig gesiebt und wieder gesiebt von allem Wissenswerten das Wissenswerteste übermittelte, konnte ganz genau überwacht und abgeschätzt werden. So war denn das „Berechtigungswesen" eine ganz selbstverständliche Folge des falschen Bildungsbegriffes der letzten Jahrzehnte. Das Wissen eines Menschen wurde genau eingereiht, bewertet und gebucht. Sogar die feinste und zarteste Blüte des geistigen Lebens, die Religion, konnte nachgeprüft und abgestempelt werden.

All diese Schäden der vergangenen Zeit, die natürlich auch noch Schäden von heute sind, waren längst von wenigen weitschauenden Männern als solche erkannt. In jugendlichem Idealismus versuchten einzelne immer wieder eine Bresche in die herrschenden Anschauungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schlagen. Den stärksten und sichtbarsten Einfluß gewann der Idealismus einzelner Vorkämpfer neuer Anschauungen auf dem Gebiet der Lebensführung, wo ein oft erbitterter Kampf gegen offenbare Unsitten des täglichen Lebens einsetzte.

Alle die Lebensreformer, die bald gegen diese, bald gegen jene Unsitte ankämpften, waren sich doch einig in der Grunderkenntnis: Jeder Mensch hat nicht nur das Recht, sondern einfach die Pflicht, sein persönliches Leben so zu gestalten, wie es seine innerste Überzeugung verlangt und sein Schicksal es erlaubt. In dem täglichen Tun und Treiben sollst du, unbekümmert um Spott, Hohn und Unverstand, das zu verwirklichen suchen, was dir als höchstes und reinstes Lebensziel vorschwebt.

So kämpfte eine klarschauende und zielsichere Lebensreform gegen die Realpolitiker des alltäglichen Lebens mit scharfem Schwerte und des endlichen Sieges gewiß.

Dann kam der Weltkrieg und endlich die Katastrophe. Und heute stehen wir mitten in einer schweren, ach so schweren Übergangszeit und fragen uns zage: Wohin wird die kommende Entwicklung sich wenden? Übergangszeiten sind immer Zeiten der Unsicherheit. Wer in der Revolution nur eine politische Umwälzung sieht, sieht sie zu eng und zu einseitig. Umwälzungen in der realen Welt sind nur möglich, wenn Umwälzungen geistiger Art, also im Denken, Fühlen und Wollen der Menschen, vorangegangen sind. Es sind die herrschenden Gedanken der Kaiserzeit, die infolge der Revolution heute zerschmettert am Boden liegen. Die kommenden neuen Ideen aber sind noch so unbestimmt in ihren Umrissen, sie wogen noch so sehr durcheinander, daß es sehr schwer ist, die tragenden und gestaltenden Ideen der nächsten Zukunft zu erkennen.

Und doch glaube ich, daß aus der Erkenntnis der geistigen und seelischen Schäden der vergangenen Zeit am ehesten der Kurs für die Zukunft gefunden werden kann.

Der oben gekennzeichneten Verflachung und Verödung des religiösen Lebens muß zunächst durch eine planmäßige und allgemein einsetzende Vertiefung des religiösen Lebens entgegengewirkt werden. Wir Menschen von heute, wir durch eine falsch angewandte Wissenschaft der Religion Entfremdeten, mit dem Christentum Zerfallenen müssen den Weg zum Glauben zurückfinden.

Laß dich weder von Naturwissenschaftlern noch von Philosophen täuschen, nach dem Tode des Paulus ist der Welt keine neue religiöse Erkenntnis mehr geschenkt worden. Auch Luthers ganzes Verdienst besteht ja nur in dem Hinweis auf das Evangelium des Neuen Testamentes. Auch die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat uns keine neue Religion geben können, so krampfhaft ihre falschen Apostel es auch heute noch behaupten. Religion zu schaffen liegt überhaupt nicht im Möglichkeitsbereich der Wissenschaft. Die Wissenschaft arbeitet mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Verstande, der Glaube aber entspringt dem ahnenden Herzen, dem Fühlen und der Eingebung. Religiöse Wahrheiten sind von jeher auf dem Wege des Verstandes nicht zu erfassen gewesen.

Alle Welt schreit heute tatsächlich mehr als je nach Religion, nach Glauben, nach einer Erklärung des Lebens und dem Sinn unseres Daseins. Hier hilft die Wissenschaft nicht. Wohl kann sie feststellen und Erkenntnisse einreihen, sie kann beschreiben und nächste Ursachen und Wirkungen nachweisen, aber in keinem einzigen Fall vermag sie eine Erscheinung wirklich zu erklären, d. h. bis in ihre letzten Ursachen aufzudecken. Wohl kann der Botaniker mit Hilfe des Mikroskopes die Entwicklung einer Blattknospe auf allen Stufen und in allen Einzelheiten vorführen, er kann das Werden, die Entwicklung aller Blatteile aus der Knospenanlage nach und nach darstellen; sowie man aber irgendwelche Fragen nach dem Warum der Erscheinungen an ihn stellt, versagt seine Wissenschaft, muß sie versagen, denn „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist". Zumal die Naturwissenschaft sieht immer nur, „was vor Augen ist", und jeder noch so vorsichtige Schluß auf die Ursachen der Erscheinung ist ein Sprung ins Ungewisse.

Das war die Riesentäuschung, die verhängnisvollste Täuschung der vergangenen Zeit, daß sie eine Erklärung des Lebens auf wissenschaftlichem Wege erwartete, d. h. eine Erklärung der Welträtsel mit Hilfe des Verstandes. Der Verstand ist ein zu grobes Instrument für solche Zwecke. Wie eine Sense zu ungefüge ist zum Rasieren, so wenig ist der Verstand das geeignete geistige Werkzeug, um eine neue Religion zu begründen.

Und doch schreit, wie gesagt, unsere Zeit nach Religion. Jeder Einzelne braucht wie das tägliche Brot sowohl für seine starken als auch für seine schwachen Stunden eine beglückende Antwort auf seine letzten Fragen nach dem Zweck und Sinn seines Lebens. Die sogenannten „letzten" Fragen sind ja in Wirklichkeit für uns alle die nächsten, die brennendsten.

Das ganze Chaos der Zeit ist im Grunde nur die Folge unserer Religionslosigkeit. Wir brauchen Erlösung vom Leben, wir Menschen von heute haben unsern Erlöser verloren. Das ist die letzte Ursache all unseres Elends.

Aus diesem Elende wird sich unser Volk nur befreien können, wenn es wieder den Weg zurückfindet zum Evangelium. „So ihr nicht werdet wie die Kinder." Aber gerade der kindliche Glaube fällt ja dem modernen Menschen so schwer! Gerade das glaubt er ja in seinem Aufklärungsdünkel nicht mehr zu können. Von der Wissenschaft her ist er gewöhnt worden, zuerst eine neue Erkenntnis bewiesen zu erhalten; erst will er erfahren, dann glaubt er auch daran. Auf religiösem Gebiet aber gibt es nur den umgekehrten Weg: Zuerst mußt du eine Idee gläubigen Herzens in dich aufgenommen haben, dann erst, aber auch nur dann erst erfährst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

du ihre Wahrheit. Daher betonte Christus auch immer wieder: Dein Glaube hat dir geholfen.

Doch mag sich der Einzelne zu diesem oder jenem Glaubenssatz stellen wie er will, vor allem kommt es für unsere Jugend darauf an, daß ihr Glaubenssachen wieder heilig werden, wieder Ehrfurcht erwecken und ein unbedachtes vorschnelles Aburteilen über biblische Anschauungen aufhört. Laß dich nicht beeinflussen von jedem frechen Menschen oder Buche, das alte Glaubenswahrheiten lästert. Die Jugend muß vor allem prüfen und wieder prüfen lernen, ehe sie verwirft.

Auch von einer neuen Moral hat man viel geredet, die in unserer Zeit geschaffen wurde und die berufen sei, die christliche zu überwinden und abzulösen. Und doch gibt es auch heute noch keinen einzigen sittlichen Gedanken, der über das Gebot der Nächstenliebe hinausführt. Noch heute ist wie vor 1900 Jahren alle Sittlichkeit nur Verwirklichung der christlichen Grundforderung: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wohl kann dieses Grundgebot der christlichen Sittenlehre noch weiter ausgebaut und zeitgemäßer angewandt werden, aber eine andere Forderung als nach Liebe, die nicht das Ihre sucht, kann nicht erhoben werden und ist auch tatsächlich niemals erhoben worden*).

Und nun das Gebiet der äußeren, alltäglichen Lebensführung. — Wie viel gesunde und verheißungsvolle Ansätze auf lebensreformerischem Boden haben wir schon vor dem Kriege sich entwickeln sehen. Alles was da der Krieg so erbarmungslos abschnitt und unterband, muß wieder aus dem Schutt befreit werden, daß es neu erstarken kann. Mögen die verschiedenen lebensreformerischen Bestrebungen auch im einzelnen ganz verschiedene Wege gehen, alle eint doch dieselbe Grundanschauung und dasselbe Ziel. Kein Mensch hat sein Schicksal, seinen äußeren Lebensverlauf ganz in der Hand, aber innerhalb der Grenzen, die der persönlichen Freiheit gezogen sind, gilt es doch, das eigene Leben ganz ernsthaft nach unserer besten Überzeugung zu formen. Nimm dein Leben und deine Lebensgewohnheiten ernst! predigt jede Reformrichtung. Werde selbständig in deinem Tun und Lassen und marschiere nicht einfach gedankenlos mit der großen Masse. Tritt ein in einen lebensreformerischen Kreis, der dir besonders zusagt. Wo du eintrittst, kommt erst in zweiter Linie. Daß du irgendwo dich mit auflehnst gegen Kulturtorheiten, das ist zunächst die Hauptsache.

Alle Lebensreform strebt nach Einfachheit, nach Vereinfachung der Lebensführung und nach Echtheit. Das ist ihr tiefer sittlicher Grundgedanke, daß sie nach größerer Wahrhaftigkeit der Lebensweise strebt.

Ob man gegen den Fabrikschund unserer üblichen Wohnungseinrichtungen, gegen die Unnatur und den Verderb der Trink- und anderer gesellschaftlicher Sitten kämpft, ob man für eine gesunde und schöne

*) Siehe des Verfassers Vortrupp-Flugschrift „Abstinenz und Sittlichkeit".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekleidungsart wirbt oder für vegetarische Lebensweise, ob man die Großstadt flieht und „Zurück zur Natur!" predigt — alle diese Einzelforderungen eint das bewußte Streben nach Wahrheit, Echtheit und Wahrhaftigkeit im Lebenswandel. Natürlich gehört Mut dazu, für solche Forderungen beharrlich einzutreten, aber der Kampf gegen die Feigheit der Masse, die da nicht mit will, die das Gute und Gesunde wohl grundsätzlich anerkennt, aber sich nicht dazu aufraffen kann, es auch persönlich zu leben, die Forderung auch für die eigene Lebensführung zu ziehen, ist heute notwendiger denn je. So liegt für die Jugend mehr als je die sittliche Notwendigkeit vor, aller Lebensreform, gleichgültig zunächst, gegen welchen Unsinn der Zeit sie sich besonders wendet, zu fördern und zu unterstützen, vor allem aber den tiefen sittlichen Gehalt aller Lebensreform anzuerkennen.

Liegt allein der Lebensreform gegenüber die Pflicht vor, die bereits vorhandenen Keime weiter zu pflegen und zu entwickeln, so muß doch auf einem andern Gebiete, dem der Bildung, völlig neu gebaut werden. Mit dem alten Bildungsbegriff der vergangenen Jahrzehnte ist heute nichts mehr zu wollen, er muß gänzlich überwunden werden.

Nicht der darf mehr als gebildet gelten, der ein umfangreiches Wissen aus allen üblichen Gebieten hat, der über alles mitreden kann und von allem — wenn auch oberflächlich — Bescheid weiß, sondern nur derjenige, der sich selbständig in ein wenn auch noch so enges und bescheidenes Wissensgebiet hineingearbeitet hat. Nicht mehr kommt es auf ein handwerksmäßiges Aneignen, sondern auf selbständiges Erarbeiten von Erkenntnissen an, die den inneren Menschen befruchten. Nur das Wissen nützt, das den inneren Menschen, also unsere gesamte Lebens- und Weltanschauung bereichert. Ein Wissen, das nur das Gedächtnis belastet, das nicht Herz und Empfindung vertieft, das den Menschen nicht besser und — frommer macht, hilft niemandem und darf keinen Anspruch mehr darauf machen, „Bildung" zu verleihen.

Das alte Bildungsideal war kalt und ließ kalt, das neue Bildungsideal aber will geradezu das Empfindungsleben bereichern und vertiefen. Dies neue Bildungsideal, das man als selbständiges Erarbeiten seelisch fruchtbarer Erkenntnisse bezeichnen kann, wird auch unser gesamtes Schulwesen in völlig neue Bahnen lenken. Schon sind tausend Köpfe an der Arbeit um die bisherige Lernschule in eine Arbeitsschule umzuwandeln. Äußerlich soll jeder Begabung der Weg zu den höchsten Bildungsmöglichkeiten offen stehen, innerlich aber wird der Unterricht sich wandeln, indem der Gedächtnisdrill der Schule von heute abgelöst wird durch die Pflege und Entwicklung der schöpferischen Kräfte im Kinde.

Es sind gewaltige Aufgaben, die die neue Zeit an das heranwachsende Geschlecht stellt. Das ältere Geschlecht, das längst zu fest geworden ist in den bis jetzt herrschenden Gedanken der vergangenen Zeit, kann für diese Aufgabe nicht mehr in Betracht kommen. Von Ausnahmen ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesehen wird es nicht mehr die geistige und seelische Beweglichkeit haben, um sich in den Dienst der neuen Aufgaben stellen zu können. Im Gegenteil, das ältere Geschlecht wird den Fortschritt eher hemmen als fördern. So muß es denn so verbraucht werden, wie es ist. Es fehlt ihm die Kraft zum Umlernen. Die Jugend aber, das heranwachsende Geschlecht, hat um so mehr die heilige Aufgabe, die neue Zeit ernst zu nehmen und alle Kräfte an eine Gesundung unserer Anschauungen zu stellen:

„Lern aus dem Geringsten und Kleinsten
Stoff schöpfen zum Schönsten und Reinsten,
Und aus den alltäglichsten Tagen
Unvergängliche Funken schlagen."

Dies Ziel aber, die Bereicherung und Vertiefung, auch des äußerlich noch so armseligen Lebens, wird ihr um so eher gelingen, je mehr Liebe in den Herzen lebendig wird. Unsere Zeit braucht vor allem Menschen, die nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz auf dem richtigen Fleck haben. Heute muß man die Herzmenschen, die ihr Erleben mit starker, warmer Empfindung begleiten, leider noch mit der Laterne suchen. Ein groß Teil Elend unserer Zeit ist allein auf diese traurige Tatsache zurückzuführen.

Hoffentlich erkennt die Jugend mehr als das ältere Geschlecht, wie tief wahr das Bibelwort ist: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen!"

H. Scharrelmann.

Kant in deutscher Form.

Im 2. Januarheft d. J. hat der Vortrupp grundsätzlich eine „fremdwortfreie Weltanschauungslehre" gefordert. Daß diese Forderung verwirklicht werden kann, dafür ist in der Vortrupp-Flugschrift Nr. 51/52: „Das Schicksal und Du selbst", die innerhalb des ersten Halbjahrs drei Auflagen erlebte, bereits der Beweis geliefert. Von vielen Seiten ist dem zugestimmt worden, und schneller, als man zu hoffen wagte, haben sich Mitarbeiter gefunden, von denen Dr. Georg Deycke, Professor der Medizin in Lübeck, wohl den ersten Platz verdient. Schon vor Jahren hatte Deycke für sich selbst in stiller, unermüdlicher Arbeit seinen Immanuel Kant — ins Deutsche übersetzt, so merkwürdig das auch klingt. Nun wurde er durch den genannten Vortruppaufsatz veranlaßt, die Blätter umgehend in den Druck zu geben.

So liegt aus dem Verlage Coleman in Lübeck Kants „Kritik der praktischen Vernunft" uns vor: übertragen in reines, neues Deutsch! Gerade dieses kleinere der Kantischen Hauptwerke mußte als für die Allgemeinheit wichtigstes zuerst aufgeschlossen werden. Die hauptsächlichsten Ergebnisse der Kritik der reinen Vernunft werden hier bekanntlich wiederholt und dann sogleich zur Begründung der Sittlichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verwertet. Gerade damit hat man den eigentlichen Sinn und die Bedeutung von Kants tiefgründigen Untersuchungen gewürdigt.

Bei Einzelheiten wird man in Deyckes Kant anderer Meinung sein dürfen, besonders wenn gelegentlich ein neues Wort geprägt wird, z. B. heißt es einmal statt Idealität der Zeit „Vorstelligkeit". Ich hätte dort vielleicht lieber Vorstellungsartigkeit der Zeit gesagt. Aber das sind im Verhältnis zum Ganzen Kleinigkeiten, nicht der Rede wert. In welchem Geiste die Arbeit angefaßt worden ist, zeigt am besten eine Gegenüberstellung mit dem ursprünglichen Wortlaut. Zu dem Zwecke wähle ich die berühmten Worte von der Herkunft des Pflichtgesetzes.

Kant: Kritik der praktischen Vernunft (A) S. 154/5.

„Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist,) unter sich hat. Es ist nichts anders als

Deycke: Prüfung der tätigen Vernunft, S. 99/100.

„Pflicht! Du erhabener großer Name! Du fassest nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir, sondern verlangst Unterwerfung. Doch du drohst auch nichts, was natürliche Abneigung im Gemüte erregt und schreckt, um den Willen zu bewegen. Sondern du stellst bloß ein Gesetz auf, das von selbst wider Willen Verehrung, wenn gleich nicht immer Befolgung erwirkt. Pflicht! vor der alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihr entgegenwirken: welches ist der deiner würdige Ursprung? Wo findet man die Stätte deiner edlen Abkunft, die alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt? Und wo ist die Wurzel deiner Abstammung, die zugleich die unerläßliche Bedingung des Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Geringeres sein, als was den Menschen über sich selbst als einen Teil der Sinnlichkeit erhebt, und was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann. Und zwar muß das eine Ordnung sein, die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr aber das erfahrungssinnlich bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit sowie das Ganze aller Zwecke umfaßt, das als das sittliche Ganze allein solchen unbedingten tätigen Gesetzen angemessen ist. Es ist nichts anderes als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigenthümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, so fern sie zugleich zur intelligibelen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders, als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß."

die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Getriebe der ganzen Natur, aber zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, das eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen tätigen Gesetzen unterliegt. Das bedeutet also, daß die Person als zur Sinnenwelt gehörig ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur geistigen Welt gehört. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Mensch sein eigenes Wesen, soweit seine zweite und höchste Bestimmung daran teil hat, nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze dieser zweiten Welt mit der höchsten Achtung betrachten muß."

Was hat Deycke hier getan? Die nicht ohne weiteres geläufigen fremdsprachlichen Fachausdrücke wie „intelligibel" oder „empirisch" sind verdeutscht und die unglaublich langen Schachtelsätze sind, wie es wirklich angemessen ist, in Hauptsätze aufgelöst worden. Statt des ersten Kantischen Satzes zieht Deycke es vor, nicht weniger als acht Einzelsätze darzubieten! Dabei werden dann einige kleine Einschiebungen nötig, damit der Leser den Faden nicht verliert. Das ist alles. Gerade so war es nötig. Satz für Satz hören wir Kant selbst, nur in der vereinfachten Form. Auf solche Weise wird Kant verständlich für jeden, der eine deutsche Schule besucht hat und zu denken gewillt ist.

Deycke hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Zwar werden bald Kenner und Nichtkenner zu tadeln wissen, daß jemand sich erkühnt habe, bei einem großen Geisteshelden Inhalt und Form zu trennen. Doch darf uns das in keiner Weise beirren. Wir berufen uns auf Kant selbst, dem jeder Eigendünkel fremd war und der unsere Bestrebungen keinesfalls mißbilligt haben würde. In der Kritik der reinen Vernunft erklärt er (B) S. 42/3, Vorrede: „Verdienten Männern, die mit der Gründlichkeit der Einsicht noch das Talent einer lichtvollen Darstellung (dessen ich mir eben nicht bewußt bin) so glücklich verbinden, überlasse ich meine in Ansehung der letzteren hin und wieder etwa noch mangelhafte Bearbeitung zu vollenden; denn widerlegt zu werden, ist in diesem Falle keine Gefahr, wol aber nicht verstanden zu werden."

Wenn wir aber diesen größten deutschen Denker, ja, den größten Denker der Menschheit, selbst verstehen und auch andern verständlich machen wollen, dann ist es unsere erste Pflicht — die insbesondere auch der „Volksbund für Kantische Weltanschauung" sich zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seiner eigenen gemacht hat — über Kant zu reden und zu schreiben und auch Kant selbst zu uns reden zu lassen, so wie es Deycke nun durchgeführt, in reinem klaren Deutsch!*)

Reinhart Biernatzki.

Rund um uns

Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke.

II.**)

Meine wichtigste und Haupterfahrung aus allen diesen Jahren der Not ist die, daß es darauf ankommt, Zellen lebendiger innerer Gemeinschaft zu schaffen. Hierin sehe ich geradezu das Problem unserer Zukunft. Ich hatte in meinem ersten Aufsatz in Nr. 22 gesagt, die zweite und dritte Aufgabe, das Abtragen der in der Krankheit unseres Volkes entstandenen Belastungen und die Bildung des Urteilsvermögens, würden nur zu lösen sein, wenn es gelänge, dem Volke gleichzeitig lebenschaffende, das innere Elend beseitigende, sagen wir, psychisch erlösende Ziele zu schaffen.

Das bringen die politischen Parteien — denen sich heute unser Volk mit Leib und Seele verschrieben hat — nicht fertig. Keine von ihnen ist umfassend genug, sie sind zu sehr Partei. Sie sind zu sehr konservativ, eine wie die andere, zu starr im Festhalten ihrer Dogmen und Interessen, zu gedanklich und zu wenig sittliche, frei aus dem Leben schaffende Kraft. Erlösung ist Auslösung der im Menschen liegenden tiefsten Kraft, Erweckung des göttlichen Kerns des Tüchtigen und Guten in ihm und Erfüllung in der Betätigung im Leben unter dem Walten dieser Kraft. Erlösung ohne sittliche Pflicht ist undenkbar. Alle die schönen Gedanken von Freiheit und Gleichheit, alle die Schlagworte wie neue Zeit, Volksstaat, Sozialisierung werden uns diese Erlösung nicht bringen. Man braucht sie nur als Forderung, nicht als Aufgabe. „Nehmen und geben, das ist das Leben." —

Gerade dieses gesunde Hin und Her der Gemeinschaft ist jetzt — ich fürchte, noch mehr gestört als zuvor. Man will nicht nehmen und kommt erst recht nicht auf den Gedanken der „Pflicht, zu geben". Die Masse umgibt sich in geist-seelischer Beziehung mit einer Mauer. Die Partei vermittelt alles, Zeitung, Zeitschriften, Bücher, sie nimmt die Jugend schon für sich in Anspruch. Nur auf materiellem Gebiet, da will man nehmen. Und dieses Nehmen wird zum Belzebub der Revolution. Jene innere Kraft, von der ich sprach, nur weckt das „Geben", das Liebegeben und, sofern man es vermag, das Geben in Liebe. Davon aber hört man nichts. Die Liebe auslösenden, erlösenden Ziele fehlen. Was man den Massen sagt, befreit sie nicht, sondern macht sie besessen, es ist in sich gebrochen, weil es nicht alle brüderlich umfaßt, im besten Fall die eigene Klasse. Wirkliche Liebe aber

*) Der „Volksbund für kantische Weltanschauung" tritt tatkräftig für Verbreitung von Deyckes Kant in neuer Form ein. Gegen Voreinsendung des Betrags von 9 M., zuzüglich 90 Pf. Einzelverkaufszuschlag an die Hauptstelle des Volksbundes, Hamburg 36, am besten durch Zahlkarte auf Postrechnung Hamburg Nr. 21542 erfolgt Zustellung des geschmackvoll gebundenen Buches.

**) Der erste Teil dieses Aufsatzes findet sich in Nr. 22 des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist allumfassend ohne Wahl und Grenzen. Nur sie befreit, erlöst. Wo die in Hingabe befreienden, ich möchte sagen, bessere Menschen aus uns machenden Ziele fehlen, wo vollends Leidenschaften, Haß und Mißgunst allein herrschen, da entsteht Hemmung, Stagnation, Selbstzersetzung. Die innere Not, die Ablagerungsgifte der geistig-seelischen Selbstzersetzung sehen aus den Augen der Menschen heraus. Dieser Augenausdruck ist ein ganz untrüglicher Warner, wenn es nicht stimmt. — Wie sieht es heute aus den Augen unseres Volkes heraus! Die Alleinherrschaft der politischen Parteien ist ein Fluch. Alle haben einen Teil der Wahrheit. Alle haben sie in ihren Reihen solche, die ehrlich vorwärts wollen, und rettungslos Festgefahrene, Klassen- und persönliche Egoisten. Diese Ehrlichen sollten ein Verstehen suchen, sie gehören zusammen zum Kampf gegen die Anderen. Die Egoisten sind die eigentlich Beharrenden überall Nur Verminderung der Selbstsucht ist Fortschritt. Man will in der äußeren Politik den Grundsätzen der Sittlichkeit Geltung verschaffen, sie sollen die außerordentlich schwierigen Verhältnisse der Völker bestimmen, ist es da nicht vor allem geboten, ihnen zum Sieg in der inneren Politik zu verhelfen? Ob freilich in unserem von Wirtschafts- und Klasseninteressen, vom Spiel der Leidenschaften bewußten Parlament ein solcher innerer Gärungs- und Umbildungsvorgang, nach allem, was vorgefallen, möglich ist, erscheint sehr zweifelhaft. Die Politik hat, glaube ich, zwei Richtungen. Der einen drückt das wirtschaftliche und zwar sehr oft das rein persönliche wirtschaftliche Interesse den Stempel auf, den Ausgangspunkt der anderen möchte ich mit dem Satz bezeichnen: Der Anfang aller Gemeinschaftspolitik ist mein Verhältnis zu meinem Nächsten. Jesus hat diesen Angelpunkt der Politik scharf in seiner Bedeutung herausgehoben, und wir werden so lange immer neue Zusammenbrüche erleben, bis wir das begreifen. Diese zweite Richtung sollte die stärkere Kraft werden und uns von dem Verhängnis der Parteipolitik, wie sie jetzt ist, erlösen.

Ich sagte, unsere Aufgaben im Volk seien nur lösbar, wenn wir es fertig brächten, ihm lebenerweckende Ziele zu setzen, die es aus der es vergiftenden Selbstzersetzung befreien. Ich sagte außerdem, daß nach meiner Überzeugung es unsere Lebensfrage sei, ob wir so viele Zellen aufbauender menschlicher Gemeinschaft schaffen könnten, daß wir die Kluft in unserem Volke zu überbrücken vermögen, daß mehr Liebe und Verantwortungsgefühl in unserem Volke wach wird, als Neid und Haß und Herrschaftsdrang, mehr Liebe des Nächsten und der Güter, die nicht Rost und Motten fressen, als des nicht lebendigen, auch geistigen Besitzes, mehr Tüchtigkeit als Schmarotzertum.

So erhebt sich als Vorbedingung für alles andere die Frage: wie kommen wir an das Volk heran, wie können solche Gemeinschaften entstehen, wie können wir Leuchter anstecken, daß die Menschen sehen, und sie zu uns führen? Wird es nicht anders als bisher, leben, reden, schreiben wir weiter aneinander vorbei, kommt es nicht zur Ausstrahlung des deutschen Geistes in die Massen, dann gehen wir an unserer Krankheit zugrunde.

Möchten recht viele Leser auf eine Lösung dieser schicksalsschweren Frage sinnen; sie muß irgendwie gelöst werden.

P. Sperling.

Neue Bücher und Schriften

Asmussen, G.: Deutscher Guttempler-Orden (J.O.G.T.). 90 Pf. Neuland-Verlag, Hamburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 20 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 1. Dezember 1919

Der Freund.

Ich lehre euch den Freund, in dem die Welt fertig dasteht, eine Schale des Guten — den schaffenden Freund, der immer eine fertige Welt zu verschenken hat.

Friedrich Nietzsche.

Vom Denken.

Wir Menschen sind so stolz auf unser Denkenkönnen und doch denken wir zu wenig. Viel zu viel müssen andere für uns denken, und ohne daß wir es merken, geraten wir in Abhängigkeit von anderen Menschen, eben von den wenigen selbständig Denkenden. Die hauptsächlichsten Herrscher über unsere Gedankenrichtung sind die Sitte und die Zeitung.

Die Gewohnheit und der gleichmachende Zwang der Gesellschaft, die verderbliche Massenwirkung im äußeren Tun überheben den Einzelnen des Nachdenkens über diese Fragen und machen ihn gleichgültig und bequem. Der Einzelne bildet sich kein eigenes Urteil über Sitten und Gebräuche, er übernimmt sie aus Bequemlichkeit, weil alle es so machen. Er arbeitet nicht mit an der Gestaltung und Verbesserung der Sitten. Und doch wäre dies von großer Bedeutung für unser Volksleben. Ich erinnere nur an die Sitte des Rauchens, die infolge der Nachahmung bei der Jugend sehr stark schädigend wirkt, so daß schon seit langem Jugendrauchverbote erlassen werden mußten; natürlich ohne Erfolg, denn die Sitte blieb, weil niemand „dachte". Wer sich einmal mit dieser Sitte fragend befaßte, mußte sich doch sagen, daß man der Jugend nicht etwas verbieten kann, was man selber ihr täglich vormacht. Denken heißt „Zusammenhänge schaffen". Gedanken sind Schlußfolgerungen. Jedes Verbot sollte auf seine Folgerungen hin durchdacht werden. Jede Sitte, jede Gewohnheit muß geprüft werden, sofern man auf Selbständigkeit im Urteil über sie Anspruch erhebt und sich einen freien Menschen nennen will.

Der zweite Beherrscher der Gedanken und Meinungen ist die Zeitung. Wie sollen wir uns zu ihr stellen, wenn wir selbstdenkende Menschen sein wollen? Zuerst und vor allem stets ungläubig. Alle Berichte, alle Kommentare, alle Artikel müssen mit starker selbständiger Kritik aufgenommen werden. Die Nachrichten sowohl, wie die Ansichten, die die Zeitung verbreitet, sollen nicht nachgebetet, sondern nachgedacht werden. Die Zeitung soll den Menschen zu eigenem Urteil helfen. Damit ist die Aufgabe der Zeitung umrissen und an der Art, wie sie diese Aufgabe zu lösen sucht, erkennt der denkende Mensch den Wert und die Ehrlichkeit der Zeitung. Ein gutes Blatt wird in erster Linie danach trachten, dem Leserkreise zu helfen und zu raten bei der Selbsterziehung zum Selbstdenken, zum Gewinnen eines eigenen Urteils. Für diese Aufgabe arbeitet die Zeitung vor allem „unterm Strich" und leider gibt es so viele Menschen, die diesen Teil ihrer Zeitung gar nicht ansehen. Er ist aber für den Leser gerade der wichtigste, sofern er gut geleitet wird. Eine Zeitung mit gutem „Geist- und Seelenspiegel", wie ich „Feuilleton" übertragen möchte, wird ihren Leserkreis stets fesseln und jeden Einzelnen in seinem Inneren packen und ihn dadurch zum Selbstdenken erziehen. Sie unterhält und regt zu gleicher Zeit an; sie gibt dem Leser einen Ruhepunkt, einen Erholungsraum nach dem blitzartigen Vorüberziehen der Lebensbilder „überm Strich". Dort oben Tatsachenberichte aus aller Welt, auf kleinem Raum vielerlei zusammengedrängt, hier unten gediegene Einzelheit und Geschlossenheit eines Gedankens neben Berichten aus Kunst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Wissenschaft. „Überm Strich" Mitteilung des äußeren Lebens der Welt und Auseinandersetzung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. „Unterm Strich" Anregung zum Selbstdenken geistiger Fragen, Beschäftigung mit geistigen und seelischen Auswirkungen in Kunst und Literatur. Die Zeitung sollte ihre Aufgabe erkennen und weit mehr Gewicht auf ihren „Geist- und Seelenspiegel" legen und die Leser sollten sich an Selbstdenken gewöhnen und vor allem die Zeitung „unterm Strich" lesen und schätzen lernen. Aber auch das Lesen ist eine Kunst. Man kann gedankenlos lesen und sagt dann zum Schluß „sehr schön", legt das Blatt beiseite und ist damit fertig. Das ist nicht das rechte Lesen. Denken muß der Leser, fragen und selber Zusammenhänge zwischen seinem Leben und dem Gelesenen schaffen; zu besonderen Aufsätzen, die ihn packten, wieder und wieder greifen, sie ausschneiden, aufheben und wieder lesen.

Goethe sagt einmal: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." Gescheit sein will jeder, aber den Weg zum Gescheitwerden betreten so wenige. Selbstdenken und freies eigenes Urteil erringen, das ist der Weg, um gescheit zu werden, das ist der Weg zum selbständigen freien Leben, das allein des Menschen würdig ist.

Rudolf Biederstedt.

Äußere oder innere Erneuerung?

„Alle Organisationen zur Verhütung künftiger Kriege werden völlig wertlos sein, wenn die Menschen sich nicht im Innersten ändern" (Walther Koch, Zur Frage der „Gewalt", Frd. Jgd. 1919, 8/9). Es ist die bekannte Frage, ob äußere oder innere Erneuerung wichtiger ist. So bestechend die Wahrheit des obigen Satzes auf den ersten Blick erscheint, so gilt sie doch nur mit Einschränkung: Es darf darum doch nicht alle organisatorische Arbeit unterlassen werden, etwa bis die innere Änderung eingetreten ist. Jenes kann seinerseits doch der inneren Änderung den Weg bereiten.

Aus dieser Erkenntnis heraus ergeben sich zwei Richtungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten für alle Kulturarbeit der nächsten Zukunft:

Einmal hat, wie Dr. Popert in seinem Aufsatz „Unsere Wege und Ziele" im „Vortrupp" sehr richtig sagt, alle Kulturarbeit fernerhin nur dann überhaupt irgendeinen Sinn, wenn die Gewähr besteht, daß die Kulturvölker sich nicht über kurz oder lang in einem neuen Kriege schlechthin gegenseitig vertilgen, was dann angesichts der Entwicklung der Technik zu erwarten stände. Folgerung: Vor allem andern Kulturarbeit im Sinne des Pazifismus, und zwar eines Pazifismus nicht nur im zwischenstaatlichen, auch nicht nur im innerstaatlichen, sondern zugleich und namentlich im alltäglichen Leben jedes Einzelnen, denn „die Friedensbewegung muß in uns selbst einsetzen, damit sie wirklich im Leben der Völker reale Bedeutung gewinnen kann" (Walther Koch, a. a. O.). Und: „Darum ist das letztlich Entscheidende, ... daß jeder Einzelne, der das Friedensreich will, in sein tägliches Arbeitspensum die theoretische und praktische Bekämpfung seiner eigenen unlauteren, unedlen und hartherzigen Regungen aufnimmt" (Pastor Heydorn, Die geeinigte Menschheit).

Um einen solchen — ich nenne ihn: allseitigen — Pazifismus durchführen zu können, bedarf es nun aber ganz neuer Menschen, und selbst wenn nicht einmal zu diesem Zweck der Durchführung, so doch zur Erhaltung des Pazifismus: um die Form mit einem würdigen Inhalt, das Gerüst, das Skelett „Organisation" mit Leben zu füllen, denn sonst verfällt es wieder. Ich bin, wenn man's so nennen will, pessimistisch genug, um zu glauben, daß aus dem Durchschnitt der lebenden, erwachsenen, im Alltagsgleis eingefahrenen Generation solch neues Menschengeschlecht mit einer neuen Gesinnung nicht mehr zu gestalten ist. Die Jugend, das Geschlecht der Werdenden, der Kommenden, scheint mir der Angelpunkt des ganzen Zukunftsbaues. Nur durch Erziehung aber können wir sie gestalten. Denn, gehen die auch sicherlich zu weit, die mit Kant sagen, der Mensch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sei nichts, als was die Erziehung aus ihm mache, so darf doch andererseits noch weniger die Bedeutung der Anlage überschätzt werden. Es ist doch so, wie Eduard Heimann es einmal in der „Frd. Jgd." fein ausgedrückt hat: „Es ist zwar der Baum im Samenkorn enthalten, aber auf Granit gedeiht er nicht." Folgerung: Nächst und neben dem Pazifismus Mitarbeit an der gänzlichen Um- und Neugestaltung des gesamten Erziehungswesens. Daß nämlich die bisherige Erziehungsweise solch neues Menschentum, wie es not tut, nicht hervorzubringen imstande ist, ist eine so offenkundige Tatsache, daß ich glaube, dafür nicht noch einen Beweis liefern zu müssen. Daraus ergibt sich die Forderung nach gründlicher Umgestaltung der Erziehung.

Wie aber die Durchführung des Pazifismus in gewisser Weise, wie gezeigt, von der inneren Erneuerung durch eine neue Erziehung abhängig ist, so ist diese wiederum vom Pazifismus abhängig, indem er, wie eingangs ebenfalls gezeigt, durch Verhinderung weiterer, geradezu völkervernichtender Kriege überhaupt erst Sinn und Möglichkeit für alle fernere Kulturarbeit, und damit auch für die neue Erziehung, schafft. So zeigen sich hier zwei Kulturarbeitsziele, die mir für die nächste Zeit als die Kulturarbeitsziele überhaupt erscheinen und die innerlich so unlösbar miteinander verquickt sind, daß von beiden jedes das andere bedingt und jedes durch das andere bedingt ist. Daher sind sie nicht getrennt, nicht eins vor dem andern, sondern nur gleichzeitig miteinander zu erstreben.

So kehre ich zum Ausgang zurück: Weder äußere Erneuerung (Pazifismus als Organisation) vor innerer (neue Erziehung), noch innere vor äußerer, sondern beides zugleich.

Gustav Wehrt.

* * *

Grüße aus England!

Das Solidaritätsgefühl der Jugend scheint erwachen zu wollen; über die Grenzen der Staaten hinweg reicht Jugend sich zu friedvollem Neubeginnen die Hand. Meißner-Geist scheint überall wach zu werden, insbesondere in England. Stimmen der Versöhnung dringen immer häufiger zu uns herüber. So hat die Unabhängige Arbeiter-Partei Londons folgenden Gruß ans deutsche Volk gesandt: „Freunde, es ist unser Wunsch, in dieser Stunde schwerster Prüfung und tiefsten Leidens, Euch unseres Mitgefühls zu versichern. Wir glauben an die umfassende Bruderschaft der Menschen und sind eingedenk der Tatsache, daß keine Schranke uns zu trennen vermag. Euer Schmerz ist auch der unsrige; Eure Liebe ist der unsrigen gleich; Eure Hoffnungen sind unsere Hoffnungen. Darum, Freunde, seid guten Mutes! Schöpft Kraft aus dem Gedanken, daß viele Herzen in diesem Lande nach dem Tage sich sehnen, da nicht nur Euer Leid zu Ende: da alle schaffenden Menschen der Welt in Eintracht und Liebe leben werden."

Anfang Juli dieses Jahres hat der Freideutsche Walther Koch einige in Berlin weilende Quäker mit Führern der neudeutschen Jugend zusammengeführt. In langer Aussprache ist man sich näher gekommen. Wandervögel sangen unsere deutschen Volkslieder und erzählten von des Wandervogels Entstehungsgeschichte und vom Jugendfest auf dem Hohen Meißner. Und die Quäker versuchten ihren deutschen Freunden das Wesen der englischen Jugendbewegung zu verdeutlichen. So saß man nehmend und gebend zusammen, neue Brücken schlagend zwischen Volk und Volk. Man lernte sich verstehen, fühlte den Gleichklang der Sehnsucht und nahm mit innigem Händedruck voneinander Abschied. In einer Botschaft junger Quäker an die Freideutsche Jugend heißt es: „... Wir wissen, daß der Aufbau einer besseren Zukunft in der Hand der jungen Menschen aller Völker liegt, und wir glauben, daß das Reich Gottes bereit ist, sich in der Welt Bahn zu brechen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sobald die Menschen bereit sind, es sich in ihren Herzen Bahn brechen zu lassen. Jetzt, wo wir frei miteinander verkehren können, müssen Bande der Freundschaft gewoben werden; wir strecken unsere Hände voll Sympathie und Kameradschaft zu Euch aus mit dem Wunsche, an Euren Bestrebungen teilzunehmen und Euch in jeder nur möglichen Weise zu helfen. Mögen wir alle miteinander arbeiten, um eine bessere Welt auf den Trümmern der alten aufzubauen, indem wir aneinander glauben und unsere Hoffnungen und Bestrebungen miteinander teilen . . ."

Über den Erneuerungswillen der englischen Jugend schreibt Jerome K. Jerome in einem Briefe: „. . . Die Jugend pocht ans Tor! Eine Jugend, unzufrieden mit dem, was die Alten tun und was sie zu tun unterlassen. Die Jugend klagt das Alter an, es habe die Welt schlecht regiert und die Jugend zum eigenen Nutzen ausgebeutet. Allüberall organisiert sich die Jugend, in Schulen, Klubs, Kirchen und Werkstätten. Und diese Jugend ist von einer dreisten Kühnheit, fordert Gewissens-, Rede- und Preßfreiheit. Sie zieht in den Kampf gegen ‚Vorurteil, Trägheit, Reaktion und Habgier'. . . . Ich empfinde bisweilen eine gewisse Bitterkeit gegen jene Jugend, die sich in Kinos drängt, tanzt, feiert, müßiggeht . . . Jugend gegen Alter — dieser Kampf wird letzten Endes über die Zukunft der Welt entscheiden, nicht der des Liberalismus gegen den Konservatismus, des Kapitals gegen das Proletariat — nicht Klasse gegen Klasse, Nation gegen Nation. Nein, der Kampf der jungen Herzen aller Länder, aller Klassen, aller Richtungen gegen schlaue alte Gehirne, verkümmerte Seelen. Großmut, Tapferkeit, Hoffnung — gegen Habgier, Selbstsucht, Angst. England harrt seiner Jugend. . . . Es naht die flammherzige Jugend, die Augen von Herrlichkeit erfüllt . . . Und die neue Welt wird geboren werden."

* * *

Aus „Hoffnungen und Gefahren".

An dem Tage, wo die Freideutsche Jugend den Ausschluß der Juden zum Beschluß erhöbe, würde ich die Hoffnungen begraben, die ich auf sie gesetzt habe. Denn ein Tropfen dieses Giftes genügt, was von reinem Bestreben bisher in ihr lebendig ist, zu verfälschen und zu verderben. **Prof. Paul Natorp.**

Freideutsche Gilden.

Die berufstätigen Freideutschen stehen im Begriff, sich zu Gilden zusammen, zuschließen. Am weitesten gediehen ist die „Neudeutsche Künstlergilde" (Obmann: Hans Hoeren, Kleekamp bei Dissen im Teutoburger Wald), die sich wieder in eine Malergilde (Obmann: Willi Geißler, Leipzig, Waldstr. 19) und eine Kunstgewerblergilde (Obmann: Otto Martin, Schwäb.-Gemünd, Staatl. Fachschule) gliedert, während eine Musiker- und Schriftstellergilde noch im Entstehen begriffen ist. Auf dem Bundestage des Wandervogels e. V. in Coburg hatte die Künstlergilde schon eine reiche Ausstellung aufgetan, aus der (insbesondere an den Exkönig von Bulgarien) schon vieles verkauft worden ist. Zwei Wanderausstellungen, meistens graphische Werke alter und neuer Richtung, farbige Bilder und Gegenstände des Kunstgewerbes, sind zusammengestellt und seien überall, wohin sie kommen, der Beachtung der Freideutschen und ihnen nahestehender Kreise empfohlen. Auch Gilden für Handwerker, Ärzte, Baufachleute, Apotheker, Beamte, Juristen, Buchhändler und Siedler sind in Vorbereitung. Die Vermittlung für sämtliche Gilden hat die Bundeskanzlei Hartenstein i. Sa. (Abteilung Deutsche Werkgemeinschaft) übernommen.

Spruch.

Jünglingswort sei:
Mensch werde frei!
Kein Schwarmgeist gilt.
Freiheit wächst nicht wild;
Freiheit ist Frucht
Der Manneszucht.

Richard Dehmel.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

8. Jahrgang 1919 Nr. 24 2. Dezemberheft

Wie ich die Theosophie sehe.

Hamburg, den 6. Dezember 1919.

Von allen Gebieten menschlichen Geisteslebens, mit denen ich in Berührung gekommen bin, ist die Theosophie dasjenige, das mich am meisten gefesselt hat. Ich bin der Überzeugung, daß selbst für einen Menschen, dem jedes andre Streben und Planen im Leben fehlgeschlagen wäre, die Beschäftigung mit der Theosophie noch einen vollen, und mehr als vollen, Lebensinhalt geben könnte. Ich sagte, daß ich mit der Theosophie „in Berührung gekommen sei"; das bedeutet: Ich habe bisher weder zu einem eingehenden Studium der Sache Zeit und Kraft übrig gehabt, noch gar zu der praktischen Arbeit darin und dafür, von der noch zu sprechen sein wird. Ich habe nur darüber gelesen und gelegentlich mit Menschen darüber gesprochen. Daher kann ich auch nicht darüber schreiben, was die Theosophie ist, sondern nur darüber, wie sie sich mir nach meiner verhältnismäßig oberflächlichen Berührung mit ihr darstellt, also „wie ich sie sehe".

„Theosophie" heißt zu deutsch: „Das Wissen von Gott" oder „über Gott". Der in Deutschland gegenwärtig anscheinend bedeutendste Vertreter der Theosophie, Rudolf Steiner, braucht für dieselbe Sache den Ausdruck „Anthroposophie", was entsprechend bedeutet: „Das Wissen vom Menschen", oder „über den Menschen". Beide Bezeichnungen scheinen mir angesichts dessen, was zu sein die Theosophie, so weit ich sehe, tatsächlich Anspruch macht, zu eng: Ich würde das, worum es sich hier handelt, vielmehr „Ontosophie" nennen, und würde das übersetzen: „Das Wissen vom All".

Soviel ich sehe, ist die Theosophie indischen Ursprungs, mir scheint, daß sie sich in Europa zunächst als eine Lehre gegeben hat, deren Kenntnis das Vorrecht eines engeren Kreises von Eingeweihten im Buddhismus und im Brahmaismus war. Jedenfalls trug das Buch, durch das ich zuerst, im Jahre 1889, mit diesen Dingen bekannt wurde, den Titel „Die Esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus"*). Heute gibt es ja eine sehr umfangreiche theosophische Literatur

*) Von A. P. Sinnett, Übersetzung aus dem Englischen, Leipzig 1884, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch in der deutschen Sprache, und in wohl allen europäischen Sprachen.

Die Theosophie stellt sich Dem, der an sie herantritt, zunächst dar als ein System der Welterklärung. Sie unternimmt es tatsächlich, Antwort zu geben auf alle Fragen, die über Wesen und Schicksal von Mensch, Gott, Erde und All überhaupt gestellt werden können; mit andern Worten: insbesondre auf alle Fragen naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, religiöser, metaphysischer, philosophischer und moralischer Art. Nun hat es solche Systeme der Welterklärung ja schon viele gegeben und gibt es auch heute viele: Religionen und Philosophien. Aber von allen andern derartigen Systemen unterscheidet sich die Theosophie durch zwei ganz wesentliche Dinge:

Zum ersten dadurch, daß ihr System, soviel ich sehe, es fertigbringt, die religiösen Bedürfnisse des Menschen voll zu befriedigen, gleichzeitig aber in keinem Punkte den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft zu widersprechen. Die entwicklungsgeschichtliche Auffassung zum Beispiel, wie sie uns heute als das Werk Darwins und seiner Nachfolger und Umbildner vor Augen steht, erscheint in der Theosophie ohne weiteres als ein besonderer Fall ihrer von je bestehenden allgemeinen Lehren. Alle Erkenntnisse, die uns die Geologie, die Astronomie usw. in den letzten Jahrzehnten übermittelt hat, bilden Bausteine eben der Gesamtauffassung vom All, wie die Theosophie sie von jeher lehrt. Ferner aber ist die Theosophie die einzige mir bekannte Welterklärung, die — durch ihre Lehre von Karma, deren Inhalt ich noch kurz nennen werde — die Möglichkeit gibt, die Geschicke des einzelnen Menschen auf dieser Erde so anzusehen, daß sie dem tiefen Bedürfnis des Menschen nach Gerechtigkeit und Ausgleich nicht mehr widersprechen. Endlich aber gibt die Theosophie die einzige, mir bekannte, vollbefriedigende Unsterblichkeitslehre:

Ich las kürzlich einmal*), Wilhelm Jordan habe „die Bestrebungen der Kirche und anderer Gewalten, dem Menschen den Glauben an ein bewußtes Leben nach dem Tode um jeden Preis zu bewahren, als ‚feigen Taumelwahn' verworfen". Bei aller meiner Bewunderung für Wilhelm Jordan (dessen „Nibelungen" übrigens viel von ihrer Echtheit verlieren müßten, wenn Das wirklich seine Weltanschauung war) bekenne ich mich mit Stolz und Freude als einer der „Feiglinge", die die Stellung zu diesem „Taumelwahn" für das schlechthin Wichtigste in der gesamten Weltauffassung halten. Ich glaube, daß der vor wenigen Wochen uns entrissene deutsche und dänische Dichter Karl Gjellerup dasjenige ausgesprochen hat, was in dieser Sache jeder Mensch ganz elementar denkt, wenn er nicht sein natürliches Bedürfnis

*) In der Zeitschrift „Deutsches Volkstum", Augustheft 1919.

künstlich ertötet hat, oder sich vormacht, es ertötet zu haben; Gjellerup sagt nämlich im dreizehnten Kapitel des ersten Buches seiner „Weltwanderer" durch den Mund des Helden dieses Buches Edmund Trevelyan:

> „Nur ein einziger Schimmer von dort, nur eine Stimme aus dem Jenseits, ja, bloß ein Laut, wenn er nur nicht ein Echo unserer Seufzer ist — ein Laut, der uns zeigt, daß etwas da ist — wer würde das mit allen seinen Besitztümern zu teuer erkaufen?"

Dieser Gedanke war in Goethe lebendig, als er aussprach, da sein Bedürfnis, zu wirken, in der Zeitspanne seines Erdendaseins nicht befriedigt werde, so schulde ihm die Natur ein weiteres Dasein. Und man mache sich doch klar, daß Schillers Wort — das namentlich während des Krieges so oft agitatorisch benutzte — das Wort „Das Leben ist der Güter höchstes nicht", eine durchaus sinnlose Phrase wird, wenn nicht eine Fortdauer der bewußten Persönlichkeit über den Tod hinaus angenommen wird: Denn eine bewußte Persönlichkeit ist ja eben die Voraussetzung dafür, daß von einem „Gut" überhaupt gesprochen werden kann; wo kein Bewußtsein mehr vorhanden ist, das etwas als „Gut" werten kann, da verliert der Begriff eines „Gutes" genau so jegliche Bedeutung, wie nun gar eine Abwertung verschiedener Güter gegeneinander. Hört also durch den Tod die bewußte Persönlichkeit endgültig auf, so verliert der Mensch mit dem Leben nicht nur sein „höchstes Gut", sondern noch mehr, nämlich die Voraussetzung dafür, daß er überhaupt ein „Gut" besitzen kann. Will man also unsern Schiller nicht bezichtigen, in dem berühmten Worte eine sinnlose — und dann zudem noch renommistische — Phrase in die Welt geworfen zu haben, so muß man annehmen, daß er mit dem „Leben", das nicht „der Güter Höchstes" sei, lediglich das Erdenleben gemeint und dementsprechend eine Fortdauer der bewußten Persönlichkeit auch nach dem Ende dieses Erdenlebens vorausgesetzt hat; ein Standpunkt, von dem ich übrigens niemals gezweifelt habe, daß er Schiller nicht minder eigen gewesen ist, als er es Goethe war, und daß er namentlich auch der ganzen „Braut von Messina", an deren Schlusse jenes Wort steht, zugrunde liegt. Fällt die Annahme, daß die bewußte Persönlichkeit des Menschen den Tod überdaure, weg, so ist der Mensch wirklich nichts wesentlich Besseres mehr, als ein im Weltall willenlos fallender Stein, nur noch mit dem Fluche behaftet, daß er seine Willenlosigkeit und Bedeutungslosigkeit mit dem ganzen, ausgebildeten, menschlichen Bewußtsein zu fühlen hat. — Einen der Beweise dafür, daß das Bedürfnis nach bewußter Fortdauer über den Tod hinaus einer der tiefsteingegrabenen Züge des menschlichen Ich ist, bietet das Schicksal der christlichen Kirchen, namentlich das Schicksal unsrer protestantischen Kirchen: Solange und wo diese Kirchen oder ihre einzelnen Geistlichen mit echter Überzeugung behaupten können, sie seien imstande, dem Men-

schen zu sagen, was mit ihm oder seinen Lieben im Augenblicke des Todes wird, und daß Das, was mit ihm wird, nicht Vernichtung ist, — solange die Kirchen oder ihre Geistlichen Das überzeugt behaupten können, sind sie eine Macht, und zwar eine der größten Mächte der Erde. (Woran sich nichts deshalb ändert, weil diese Macht nicht selten dadurch unrein wird, und namentlich im Mittelalter sogar meistens dadurch unrein wurde, daß sie zu ihrer Verstärkung die gotteslästerliche Vorstellung ewiger Höllenstrafen heranzieht.) Wo aber die Kirchen oder ihre einzelnen Geistlichen das nicht können, oder nicht mehr können, welkt ihr Einfluß unrettbar dahin. Und da sind sie tatsächlich auch völlig überflüssig: Denn um ein praktisches Moralsystem aufzubauen, um zu entscheiden, was unter Menschen praktisch als gut und als schlecht zu gelten hat, braucht man weder Religion noch vollends eine Kirche; dazu bedarf es nur einer Aufklärung des menschlichen Egoismus über seinen wahren Vorteil. Die erhebende Wirkung des liturgischen Teiles einer Kirchenfeier aber leisten ein gutes Konzert oder eine ernste Theateraufführung auch, von einer Wanderung durch Moor oder Heide, am Meeresstrande oder gar in den Alpen garnicht erst zu reden. Ich halte es für einen ganz verhängnisvollen Irrtum nicht weniger „moderner" Geistlicher, namentlich im Protestantismus, daß sie wähnen, sie könnten den Menschen als Geistliche noch irgend etwas Bedeutungsvolles geben oder sein, wenn sie dem menschlichen Bedürfnis nach bewußter Fortdauer über den Tod hinaus nicht mehr ehrlich gerecht werden können. Deshalb halte ich auch alle die Systeme derartigen „modernen Christentums", die alle paar Jahre aufzutauchen pflegen und dann manchmal eine nicht geringe Gemeinde um sich sammeln, für Eintagsfliegen*). Ein Christentum, das die Menschen in der entscheidenden Frage des Todes und der bewußten persönlichen Unsterblichkeit im Stiche läßt, ist für das tiefste Bedürfnis der Menschheit genau so unbefriedigend, wie der Büchnersche Materialismus oder der Häckelsche Monismus, die dann sogar noch den Vorzug wesentlich größerer Einfachheit des Systems haben. Hier wie dort steht der Mensch in einer, jedenfalls für ihn, letzten Grundes sinn- und zwecklosen Welt, von der er eigentlich nur das Eine bestimmt begreift, daß sie ihn eines Tages frißt.

Dem tiefen Bedürfnis des Menschen, daß es anders sei, wird das System der Theosophie gerecht durch die großartigste Unsterblichkeits-

*) Wohlverstanden: Ich spreche dabei nur von einem solchen „modernen Christentum", das in jenem praktischen Zentralpunkt versagt; dagegen nicht von einem solchen „modernen Christentum", das aufgehört hat, gewisse Berichte des Alten Testaments, die offensichtlich altjüdische Sagen sind [meist wunderbar schöne!] als Glaubenssätze für Menschen unsrer Zeit zu behandeln — oder das eine freie Auffassung über die Natur Christi zuläßt. (Die Versuche, die geschichtliche Existenz Christi wegzuerklären, halte ich allerdings für eine vollendete Verkehrtheit.) H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehre, die je gedacht worden ist: Sie sieht in jedem Wesen (noch klarer ist hier meines Erachtens das Fremdwort: in jeder Entelechie) einen Wanderer, der, durch Millionen von Einzelexistenzen hindurch, vom Stein zum Gotte aufwärts steigt. Jede dieser Einzelexistenzen ist, sobald in dem Aufstiege die Zone des Organischen erreicht ist, zwischen eine Zeugung und einen Tod eingeschlossen, wobei während jeder dieser Einzelexistenzen das Verhalten gegenüber den Naturgesetzen (die im Menschen insbesondere auch durch das Gewissen sprechen) das „Karma" schafft, das bestimmend ist für das Schicksal des Wesens in der folgenden Einzelexistenz. Von der Stufe des Menschen an ist zwischen je zwei Glieder dieser Kette von Einzelexistenzen, die jedes Wesen durchläuft, ein Zustand („Devachan") eingefügt, der ungefähr dem „Jenseits" unsrer Kirchenlehren entspricht. Hat das Wesen in diesem Aufstiege durch die Kette von Einzelexistenzen, einem Aufstiege, der als Schauplatz eine Reihe von Planeten hat (für uns von Planeten unsres Sonnensystems), einem Aufstiege, für dessen Dauer die Jahrmillion nur eine unendlich kleine Maßeinheit bildet, — hat das Wesen in diesem Aufstiege eine bestimmte Höhe erreicht, so verbreitert sich sein Bewußtsein derart, daß es die gesamte, hinter ihm liegende, Kette von Einzelexistenzen, von „Leben" zu überschauen vermag, so, oder vielmehr besser, wie es innerhalb der Einzelexistenz es vermag, sich deren vergangener Tage zu erinnern*). Die ganze Kette des Aufstieges ist ihrem Wesen nach unablässige bewußte Arbeit an sich selbst und unablässiges bewußtes Wirken nach außen, immer wieder neu erfrischt durch die langen Zeiten der seligen bewußten Ruhe im Devachan.

Das sind nur ein paar Einzelheiten aus dem Weltbilde der Theosophie, wie ich sie verstanden habe — darunter allerdings ja auch die meines Erachtens wichtigste Einzelheit, die Unsterblichkeitslehre. Das gesamte Weltbild der Theosophie bildet, das wiederhole ich, soweit ich es habe prüfen können, ein in sich vollkommen logisches, die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften von altersher in sich enthaltendes, alle Bedürfnisse der Menschheit vollauf befriedigendes System. Ich möchte hervorheben, daß dieses System auch alles Wesentliche aus Dem, was dem denkenden Menschen als religiöse, geschichtliche und moralische Wahrheit des Christentums erscheint, vollinhaltlich enthält.

Ist danach die Theosophie die einzige unter den mir bekannten Theorien von der Natur des Weltalls, die gleichzeitig allen bekannten wissenschaftlichen Tatsachen und dem tiefsten Sehnen der Menschheit gerecht wird, so ist natürlich dadurch immer noch nicht b e w i e s e n, daß sie mehr als Theorie, daß sie Wahrheit sei. Zwar spricht ein so restloses Aufgehen aller bekannten Erscheinungen in eine Theorie nicht

*) In leuchtendem dichterischem Gewande stellt Karl Gjellerup diese Lehre dar in den Kapiteln vom Korallenbaum in seinem „Pilger Kamanita".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz wenig für die Übereinstimmung der Theorie mit der Wirklichkeit der Dinge. Wobei unter diesen „Erscheinungen" jene tiefsten Bedürfnisse der Menschheit nicht an letzter Stelle zu werten sind; denn gerade für den ganz nüchtern Urteilenden ist es nicht ganz wahrscheinlich, daß jene Bedürfnisse bestünden, daß sie so tief in die Menschennatur eingegraben wären, wenn sie nicht auf Wirklichkeiten zielten. Aber immerhin: ein voller Beweis ist das nicht; auch eine auf alle bekannten Erscheinungen noch so vortrefflich passende Theorie kann trotzdem falsch, ihr Weltbild kann trotzdem ein Traum sein. Möglich bleibt es auch so, daß etwa der Büchnersche Materialismus oder der Häckelsche Monismus recht haben, die Welt also nichts als ein Massengrab, und der Mensch nichts Besseres als ein mit dem Bewußtsein, das dann ein Fluch ist, behafteter, fallender Stein ist. Wer an diese Dinge nicht als Schwärmer, sondern als nüchterner Wahrheitssucher herantreten will, muß sich das klarmachen.

Nun ist aber bisher der eigentlich entscheidende Punkt noch gar nicht berührt worden: Ich habe oben gesagt, daß sich die Theosophie von allen andern mir bekannten Systemen der Welterklärung durch zwei ganz wesentliche Dinge unterscheide. Und das, wovon bisher allein die Rede war, nämlich das restlose Erfassen aller bekannten Erscheinungen durch die theosophische Theorie, ist nur das Erste dieser beiden Dinge. Das entscheidend Wichtige ist aber erst das Zweite: Alle andern Systeme der Welterklärung verlangen, daß man an bestimmte Tatsachen glaube, will sagen, daß man sie ohne Beweis für wahr halte*). Bei den Religionen steht dies Verlangen ganz im Vordergrunde, oft, so bei unserm Protestantismus, in ganz schroffer Form; aber auch bei den Philosophien steht es schließlich mindestens irgendwo im Hintergrunde. Ob ich Kants „Ding an sich" oder Schopenhauers „Willen" für wirklich halte, hängt schließlich doch von meinem Glauben ab. Dieser Umstand aber macht letzten Endes alle jene Welterklärungssysteme unbefriedigend, die der Religionen schon deshalb, weil jeder, der die Dogmen einer bestimmten Religion glaubt, sich ehrlicherweise sagen muß, daß er das (unter 1000 Fällen 999mal) nur deshalb tut, weil er durch Eltern und Schule in diesen Glauben hineinerzogen ist, und daß er, der etwa als Sohn protestantischer Eltern heute gläubiger Protestant ist, ebenso gläubiger Mohammedaner sein würde, wenn seine Eltern Anhänger des Propheten gewesen wären, oder ebenso gläubiger

*) Soviel ich weiß, behaupten zwar manche unsrer christlichen, und namentlich unsrer protestantischen Theologen, der Begriff „Glaube" im religiösen Sinne bedeute etwas andres, und zwar Tieferes, als ein „Fürwahrhalten" von Tatsachen. Diese Behauptung erscheint mir aber, abgesehn davon, daß sie dem Sprachgebrauche widerspricht, durchaus widerlegt durch die klare Begriffsbestimmung, die die Bibel selbst im Ebräerbrief, Kapitel 11, Vers 1 vom „Glauben" gibt. H. P.

Monist, wenn seine Eltern an Häckels „Welträtsel" geglaubt hätten. Und umgekehrt natürlich ebenso.

Ganz allein die Theosophie verlangt keinen Glauben, sondern sie behauptet, sie könne beweisen, daß ihre Lehre die Wahrheit sei. Das, was ich darüber gelesen habe, verstehe ich so: Die Theosophie stimmt, wie ich bereits mehrfach hervorgehoben habe, in den entsprechenden Teilen ihrer von jeher bestehenden Lehre unmittelbar mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft überein, erkennt dementsprechend auch deren Forschungsmethoden als durchaus zweckentsprechend und ergebnisreich an. Die Theosophie behauptet aber, daß es außerdem noch andre Methoden wissenschaftlicher Forschung gebe, und zwar Methoden, die, soweit die moderne Naturwissenschaft bereits gedrungen sei, zu denselben, darüber hinaus aber noch zu weitreichenderen und tieferen Ergebnissen führten. Vorbedingung für die Anwendung dieser andern Methoden sei die Entwicklung bestimmter Erkenntnisorgane, die zwar alle Menschen besäßen, die meisten aber in so unentwickeltem Zustande, daß sie sie nicht ohne weiteres verwenden könnten. Um diese Erkenntnisorgane bis zur Gebrauchsfähigkeit zu entwickeln, bedürfe es eines bestimmten geistigen und körperlichen Trainings (ich brauche mit Absicht dieses Fremdwort, für das es eine ganz treffende deutsche Übersetzung meines Wissens nicht gibt). Wer diese Erkenntnisorgane voll entwickelt habe, der vermöge diejenigen Tatsachenbeobachtungen, die dann zu dem Weltbilde der Theosophie führten, mit derselben Exaktheit vorzunehmen, mit der ein Naturforscher oder Astronom seine Beobachtungen mittels Mikroskop oder Teleskop mache (Werkzeuge, die ja anerkanntermaßen auch nichts andres sind, als ausgebildetere Entwicklungsformen des Erkenntnisorgans Auge, nur daß sie aus der Person des Menschen herausverlegt sind). Dem gern gebrauchten Einwande, daß jenes Training eine Nerven- und Gehirnüberreizung erzeuge, in der sich dann Wahngebilde einstellten, die von dem Überreizten fälschlich als Tatsachenbeobachtungen empfunden würden, stellt die Theosophie, soviel ich verstehe, die folgende Behauptung entgegen: Das sei deshalb ausgeschlossen, weil bisher alle, die sich dem Training unterzogen und dann mit den so entwickelten Erkenntnisorganen gearbeitet hätten, zu Beobachtungen gelangt seien, die in allem Wesentlichen übereinstimmten. Dies Ergebnis aber sei nur möglich, wenn es sich um Beobachtungen von Wirklichkeiten handle, würde aber undenkbar sein, wenn nur der Wahn überreizter Nerven vorläge. Was die Theosophie danach zu sein behauptet, kann man meiner Meinung nach am besten ausdrücken durch den Satz: Die Theosophie behauptet, eine Experimentalmetaphysik zu sein.

Dies ist das Bild der Theosophie, wie es mir erscheint nach Dem, was ich bisher darüber gelesen und gehört habe. Was nun meine

persönliche Stellung dazu angeht, so habe ich bereits mehrfach ausgesprochen, daß die Theosophie meiner Meinung nach als Welterklärungssystem das Beste und Befriedigendste ist, was mir bekannt ist, ja, daß sie als Theorie sogar restlos befriedigt. Aber der entscheidende Punkt liegt ersichtlichermaßen da, ob die Theosophie den Anspruch aufrechterhalten kann, eine Experimentalmetaphysik zu sein, also im Wege des Experiments beweisen zu können, daß Das, was sie lehrt, Wirklichkeit ist. Kann die Theosophie das nicht, dann ist sie doch nichts andres, als eine religiöse oder philosophische Weltanschauung wie andre auch, an die man glauben oder nicht glauben kann. Die sich allerdings besonders empfiehlt durch ihre, die Erscheinungen des Alls besonders gut erklärende, Theorie, gegen die es aber mißtrauisch macht, daß sie ihre entscheidende praktische Behauptung, nämlich eben die, daß sie eine Experimentalmetaphysik sei, nicht erhärten kann.

Ob die Theosophie das kann oder nicht, das kann nur jemand wissen, der den von ihr vorgeschriebenen Erkenntnisgang selbst gegangen ist. Nur er wird beurteilen können, ob das von ihr verlangte Training wirklich Erkenntnisorgane entwickelt, die ohne jenes Training in den meisten Menschen nur keimhaft vorhanden sind, und ob weiter, wenn das der Fall ist, die Beobachtung mit den neuentwickelten Erkenntnisorganen zu denjenigen Ergebnissen führt, die die Theosophie behauptet. Genau so, wie nur derjenige persönlich nachprüfen kann, ob die Behauptungen der Astronomen stimmen, der in sich die (bei den meisten Menschen ebenfalls nur keimhaft vorhandenen) Fähigkeiten entwickelt hat, mit dem Teleskop zu beobachten und mit den Rechnungsmethoden der höheren Mathematik zu arbeiten, und der dann außerdem diese Fähigkeiten zur Beobachtung und Erforschung der Sternenwelt praktisch anwendet.

Nun habe ich den Eindruck, daß jenes von der Theosophie verlangte Training, und die praktische Anwendung der nach der Behauptung der Theosophie durch das Training zu erlangenden neuen Beobachtungsfähigkeiten, wenn sie ernsthaft betrieben werden sollen, mindestens einige Jahre verlangen, während deren sich ein Mensch diesen Dingen mit allen seinen Kräften ganz ausschließlich widmet. Und ich will gleich hinzufügen, daß ich mir kaum eine edlere Aufgabe denken kann, als das zu tun, es zu tun mit der ausgesprochenen Absicht, als ganz nüchterner Wahrheitsforscher zu erkennen, „was daran ist". Zeit, Arbeit und Hingabe wären auch dann nicht verloren, wenn das Ergebnis negativ sein sollte: Wir halten es ja schon für eine edle Betätigung höchster menschlicher Geistesgaben, wenn ein Gelehrter sein ganzes Leben und seine ganzen hohen, durch langes Studium und durch lange Praxis erworbenen Beobachtungsgaben zum Beispiel daran setzt, zu erkennen, wie der Flügelmechanismus einer bestimmten Ameisenart konstruiert sei. Und wir haben recht mit dieser Einschätzung, weil

die Wissenschaft eine Einheit ist, weil ihr ganzes Gebäude gefördert wird, wenn an einer noch so unscheinbaren Stelle dieses Gebäudes der richtige Stein eingesetzt wird, und weil also jeder Steinmetz oder Maurer dieses Baues teil hat an dem unausdenkbaren Wert dieses Gebäudes für die Menschheit. Um wieviel Größeres aber geht es bei der Hingabe einiger Jahre an die wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit oder Unwahrheit der von der Theosophie höchst präzise aufgestellten Behauptungen! Es ist wahrlich nicht das Schlechteste am indischen Leben, daß dort nicht selten Könige, Feldherrn, Kaufherrn oder Würdenträger, oder auch deren Gattinnen, wenn sie bis zum sechzigsten Lebensjahre die Dinge dieser Welt treu verwaltet haben, sich in die Einsamkeit eines Bergtals des Himalaja zurückziehn, um dort ganz der Erkenntnis der höchsten Dinge zu leben.

Für andre überzeugend wird natürlich Das, was jemand, der diesen Forschungsweg geht, dann angibt, gefunden zu haben, nur in diesem Falle sein, wenn es unzweifelhaft ist, daß es sich um einen Menschen handelt, der geistig so hoch steht, daß er klar beobachten kann und nicht leicht einer Suggestion unterliegt, und der moralisch so hoch steht, daß ihm kein Betrug zuzutrauen ist. Die heute schon überzeugten Theosophen erklären natürlich (soweit sie nicht sogar behaupten, den Forschungsweg selbst gegangen zu sein), ihnen genügten die Berichte ihrer Führer, die den Weg gegangen seien, und die sie als geistig und sittlich unbedingt hochstehend kennten. Aber weitere Kreise können sich *in solcher Sache* nicht mit dem Zeugnisse von Personen begnügen, deren sittliche Eigenschaften, Beobachtungsfähigkeiten und Kritiken sie selbst nicht nachprüfen können, weil diese Personen der weiteren Öffentlichkeit ungenügend bekannt sind. Sie werden daher, ohne übrigens jene Personen herabsetzen zu wollen, erst wirklich Stellung nehmen, wenn Zeugnisse von Menschen vorliegen, deren Können und Sein in der ganzen Öffentlichkeit Vertrauen genießt. Solche Menschen könnten wir vor allem auch unter unsern Hochschullehrern finden. Natürlich wäre ein wirkliches Ergebnis erst zu ziehen, wenn eine Reihe verschiedener Menschen dieser öffentlich anerkannten geistigen und sittlichen Höhe den Forschungsweg gegangen wären. Ein Einzelergebnis kann nichts Entscheidendes beweisen, und zwar auch dann nicht, wenn es negativ sein sollte: Denn vorausgesetzt, daß die von der Theosophie behauptete besondere Erkenntnisfähigkeit überhaupt erlangbar ist, so muß es doch unzweifelhaft für diese Art der Erkenntnis mehr oder weniger Begabte geben. Genau wie nicht jeder das Mikroskopieren lernt, ja, nicht einmal jeder genügend mit seinen Augen beobachten kann.

Übrigens besteht meines Erachtens noch eine andre Möglichkeit, den Anspruch der Theosophie, eine Experimentalmetaphysik zu sein, nachzuprüfen. Man versteht die Theosophie zweifellos nicht falsch, wenn man ihre Behauptungen so auffaßt, daß der, der sich dem von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihr vorgeschriebenen Training mit Erfolg unterzieht, nicht nur besondere Fähigkeiten des Erkennens erlange, sondern — als Nebenergebnis, das aber unfehlbar eintrete — auch besondre Fähigkeiten, zu wirken. Nämlich zu wirken in der Richtung, daß er dann Erscheinungen erzeugen könne, die von den uns geläufigen Erscheinungen abweichen: wie zum Beispiel Außerkraftsetzung der Schwerkraft für einen Körper, besonders ausgeprägte Fernwirkungen, besonders auffallende Gedankenübertragungen, überhaupt Unabhängigkeit von dem Schema des Raumes, der Zeit und der Ursächlichkeit. Die Theosophie begründet ja die Tatsache, daß sie sich — im Unterschiede von den meisten Religionen und auch Philosophien — bisher weder in Asien noch in Europa noch sonstwo besondere Mühe gegeben hat, Jünger zu werben und ihr System auszubreiten, daß sie dieses System vielmehr überall so ziemlich als eine Geheimwissenschaft behandelt hat, zu deren Erkenntnis man nur nach eingehender Prüfung der ganzen Persönlichkeit zugelassen wird, so: Das fragliche Training verleihe eben, wenn erfolgreich, als Nebenergebnis so gewaltige Fähigkeiten auch des Wirkens jener besonderen Art, daß die menschliche Gesellschaft schlechthin nicht bestehen könne, wenn jene Fähigkeiten in den Besitz von Personen gelangten, die für deren Gebrauch moralisch nicht reif seien, oder wenn sich gar der Besitz solcher Fähigkeiten allgemein ausbreite, bevor die Entwicklung der allgemeinen Moral damit habe Schritt halten können. Große Menschheitskulturen, viel älter als die der Ägypter und Elamiter, sollen nach der Behauptung der Theosophie hieran zugrunde gegangen sein; ich verstehe ihre Lehre überhaupt dahin, daß dies immer die Ursache sei, woran die Menschheit eines Weltalters zugrunde gehe. Ganz unsinnig klingt das nicht, wenn man einmal die Möglichkeit solcher Fähigkeiten als gegeben annimmt, und sie sich dann allgemein verbreitet denkt in einem Zeitalter, das als das wirksamste Mittel, Staatsinteressen nach außen hin wahrzunehmen, noch den Massenmord in der Form des Krieges kennt. — Wer sich nun, nachdem er das von der Theosophie vorgeschriebene Training durchgemacht hat, beglaubigen könnte durch den Besitz solcher besonderer Wirkungskräfte, dem wäre wohl auch zu glauben, wenn er behauptet, jene besonderen Erkenntnisfähigkeiten erlangt zu haben, deren Besitz der Zweck des Trainings sein soll. Es wäre also wünschenswert, daß Personen allgemeinen öffentlichen Vertrauens und Ansehens die Gelegenheit zu jenem Training auch zu dem Ende gegeben würde, damit ersichtlich werde, ob sie die besonderen Fähigkeiten zum Wirken erlangen. Eben die Vertrauenswürdigkeit dieser Menschen würde die dargelegten, von den Theosophen befürchteten, Gefahren für Staat und Gesellschaft ausschließen.

Ich selbst habe Akte derartigen besonderen Wirkens bisher nicht beobachtet, weiß auch nicht, ob die heutigen Hauptvertreter der Theo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sophie in Deutschland, zum Beispiel Rudolf Steiner, behaupten, persönlich diese Fähigkeit erlangt zu haben. Was ich kenne, sind Berichte über zahlreiche solche Vorkommnisse in Indien und Tibet, von wo über derartige Taten derer, die sich dem Training unterzogen haben (sie heißen meines Wissens dort Arhats, Mahatmas oder Yogis), mancherlei durch Europäer gemeldet wird; aber selbstverständlich genügen, wiewohl die Gewährsmänner und die Berichte nicht selten einen glaubwürdigen Eindruck machen, in solchen Dingen Mitteilungen aus zweiter Hand grundsätzlich nicht. Solange ich derartige Fälle nicht selbst beobachtet habe, verhalte ich mich zu den Behauptungen der Theosophie, daß die Möglichkeit solchen Wirkens bestehe und ein Nebenergebnis des Trainings sei, als reiner Skeptiker: Das will sagen, ich behaupte weder, daß es so sei, noch leugne ich es. Sollte ich eines Tages persönlich solche Beobachtungen machen, so würde ich sie nicht erstaunlicher finden, als die X-Strahlen, das Radium oder die Erscheinungen der Hypnose: Die Grenzen zwischen dem „Natürlichen" und dem „Übernatürlichen" sind bekanntlich fließend und liegen für jeden Menschen immer da, wo seine jeweilige Erkenntnisfähigkeit oder auch bloß Erfahrung gerade aufhört. Es gibt meines Wissens in Afrika und Australien noch heute Menschen, denen es übernatürlich erscheint, daß man sich durch Schriftzeichen Mitteilungen machen kann, und wir wollen uns nichts darüber vortäuschen, daß vor noch 20 Jahren die Behauptung, man könne durch ein Brett hindurch photographieren, mitten im hellsten Deutschland als die Behauptung von etwas „Übernatürlichem" (und daher „selbstverständlich Unmöglichem") aufgefaßt und verspottet worden wäre, von den Gelehrten noch mehr als von andern. Bei solcher Sachlage soll also niemand, der Wert darauf legt, sich selbst als Beobachter und Beurteiler ernst zu nehmen, von vornherein die Möglichkeit von Kräften und Wirkungen leugnen, deren Dasein von einer großen Anzahl Menschen präzise behauptet wird, über deren Dasein aber sich selbst ein Urteil zu bilden, er noch keinerlei Gelegenheit gehabt hat. Aber natürlich: Die Beweislast für das Vorhandensein solcher von der allgemeinen Erfahrung abweichenden Dinge trifft Die, die sie behaupten.

Gerade diejenigen, die, wie ich, an der Theosophie ein sehr ernsthaftes Interesse nehmen und zugeben, daß es eine lückenlosere Theorie vom Wesen des Alls nicht gibt, als die theosophische, Theorie — gerade sie sind verpflichtet, klar auszusprechen: Sobald der eigentlich entscheidende Punkt in Frage kommt, das ist die Behauptung der Theosophie, mehr als eine, wenn auch noch so befriedigende, Theorie zu sein, nämlich erweisliche Wahrheit —, dann bedeutet alles Bücherschreiben, Predigen und Bekennen garnichts mehr, und alles Schwärmen für die Lehre und ihre Vertreter erst recht nichts, sondern dann gilt nur der nackte Beweis. Wohl können Religionen, die zugestandenermaßen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glauben verlangen, den Ruf nach „Zeichen und Wundern" berechtigtermaßen ablehnen, eine Lehre von der Natur der Theosophie kann das nicht: Für das letzte Urteil über sie, soweit sie mehr als Theorie sein will, kommt vielmehr alles darauf an, ob sie solche „Zeichen und Wunder" leisten kann, „Wunder" natürlich eben verstanden als Wirkungen jenseits der Grenzen der bisherigen allgemeinen Erfahrung oder als nachprüfbare Erweiterung der menschlichen Erkenntnis über die Grenzen der bisherigen allgemeinen Erkenntnisfähigkeit hinaus. Kann die Theosophie sich durch solche Leistungen als Hüterin der Wahrheit beglaubigen, so hat sie das unvergleichlich Höchste getan, was unter den Menschen bisher getan worden ist und wohl je getan werden wird. Ob sie Das kann: wir warten.

* * *

Wer beginnt, sich mit der Theorie der Theosophie zu beschäftigen, der sollte sich meines Erachtens nicht dadurch abstoßen lassen, daß den Ausdrucksformen dieser Theorie noch mancherlei anhaftet, was, der indischen Herkunft entsprechend, uns nicht nüchtern genug zur Benennung von Dingen erscheint, die beanspruchen, Wirklichkeiten zu sein; ich denke da zum Beispiel an die Bezeichnung der Erkenntnisorgane, die das Training erwecken soll. Das ist eine Sprachtechnik, die für mein Gefühl wohl geschickter sein könnte, die aber die Sache selbst, wenn sie echt ist, nicht schlechter macht. — Und auch dadurch sollte man sich nicht abschrecken lassen, den Kern der Sache selbst zu prüfen, daß zwischen den führenden Vertretern der Sache über Einzelheiten heftige Fehden entbrannt sind, wie zum Beispiel der (sachlich übrigens nicht uninteressante) Streit zwischen Anny Besant und Rudolf Steiner. Das sind Menschlichkeiten, die nun einmal jeder Sache anzuhaften scheinen, die in Menschenhände gerät: Der Streit im Christentum zwischen Arianern und Athanasianern war schließlich auch nichts Besseres, und der Streit im Protestantismus zwischen Luther und Zwingli erst recht nicht, von den wilden Kämpfen der Professoren um Häckels Pithekanthropus gar nicht erst zu reden. Darum bleibt die Sache doch, was sie — positiv oder negativ — ist.

Hermann Popert.

Hebbel.

Hebbels Haupt möchte man aus einem der Findlingsblöcke seiner heimatlichen norddeutschen Tiefebene gemeißelt sehen, dieses wuchtige Haupt mit der massig vorgewölbten Stirn, hinter der das gewaltige rastlose Hüttenwerk seines Denkens und Dichtens Raum hatte.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er war wirklich von früh an ein „Bergmann seiner eigenen Tiefe". Von unaufhörlicher Gedankenarbeit zeugt sein Tagebuch, einer schwerfälligen harten Gedankenarbeit, die langsam von der Kindheitsüberlieferung, etwa dem einfachen Bibelglauben, von der gesamten engumschränkten Umwelt zu geistiger Tiefe durchdrang. Einem Menschen von an sich herber norddeutscher Art wurde der Weg erschwert zur geistigen Welt, nach der ihn innere Notwendigkeit drängte. Hartnäckig und trotzig, bald leidgewohnt und doch ungebeugt, ging er ihn, setzte immer von neuem die stählernen Werkzeuge ein, um eigene Schächte zum metallhaltigen Gestein zu bauen, förderte Stücke und Blöcke in ungezählter Menge und schuf sie um zu metallenen Riesenbarren. Hebbel war zweifellos ein Denker von rücksichtsloser Folgerichtigkeit. So ergriff er z. B. die Geschichtsauffassung Hegels, nach der alles Geschehen in Wirkung, Gegenwirkung und der daraus entspringenden Verbindung, die als Wirkung wiederum Gegenwirkung findet, in ewiger Folge weiterrollt, und formte daraus, lang ehe er ein Trauerspiel schrieb, den Gedankenbau seiner Schicksalsgestaltung. Es bedarf in seinem Trauerspiel keiner Schuld: Das leuchtende Dasein einer hervorragenden Persönlichkeit allein bringt sie in Gegensatz zur Umwelt und fordert den Untergang im Kampf mit ihr, damit das Künftige wirklich werde. Diese Übermacht des Denkens in eines Dichters geistiger Welt befremdet. Denken und Dichten sind ja zweierlei, trotzdem sie die Welt als Erlebnis und die Sprache als Gestaltungsstoff gemein haben. Die unablässige Gedankenarbeit Hebbels bedrückt und läßt Zweifel wach werden an seinem Dichten. Ja, es gibt Zeugnisse von Gedankenschärfe und Herzenskälte, die erschrecken, z. B. jene Worte, die er in Paris niederschrieb, als er Elisens und seines Knaben Tod erfuhr. Sie haben den Vorzug der Wahrhaftigkeit; denn nie verband ihn Liebe mit dieser aufopfernden Frau.

Eben sein Tagebuch reicht uns aber auch des Rätsels Lösung in einigen Gedichten von ureigener Prägung und von unnachahmlicher Schönheit. Beim Erleben der Gedanken an den Tod, am Eingang des „Landes, von dessen Grenzen kein Wanderer zurückkehrt", und an den Schlaf, jenen seltsamen Zwischenzustand zwischen Tod und Leben mit seinen Träumen, in diesen und anderen dunklen Tiefen des Denkens ergriff die Glut seines Fühlens das geläuterte Metall und schmolz es um zur süß und tief klingenden Glocke, zu Form und Wohllaut. Das „Nachtlied" möge als Beispiel hier stehen:

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,

Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

Wir spüren: in der Welt der großen Ideen lag, was Herz und Gemüt dieses Mannes bewegte; das aber befreite eine so leidenschaftliche verhaltene Glut, daß die gewaltigsten Gedankenbarren flüssig und schmiegsam wurden und seinem gestaltenden Dichterwillen untertan.

Nur große geschichtliche Stoffe waren der Kraft solchen Denkens und dem Ungestüm solchen Fühlens völlig angemessen. Nur für königliche Männer mit völkerbewegendem Gebaren, nur für hoheitsvolle Frauen, durchdrungen von der Würde ihres Geschlechts, fand Hebbel restlos den dichterischen Ausdruck. Holofernes und Judith, Herodes und Mariamne, Kandaules und Rhodope, Hagen und Chriemhild, das sind die gewaltigen Kinder seiner Seele. Ihr Lebensgang gleicht im Rhythmus seiner inneren Welt.

Als er ein bürgerliches Trauerspiel zu schaffen unternahm, „Maria Magdalene", sein Kleinstadtstück mit dem biblischen Namen, gelang es ihm wohl, Klaras unabwendbares Lebensglück in lückenloser Handlung darzustellen, aber er fand nicht die Sprache für diese einfachen Menschen; sie sprechen die Sprache des großen geschichtlichen Trauerspiels. Ganz zu schweigen von seinen Lustspielen. Auch die erzählende Dichtung „Mutter und Kind" ist mißglückt. Er wollte damit Goethes „Hermann und Dorothea" ein Seitenstück zugesellen; aber dazu fehlte ihm die sinnige liebevolle Hingabe an Kleines und Kleinstes.

Jene Hauptwerke Hebbels offenbaren nicht nur in der klaren Notwendigkeit ihres Aufbaus die durchdringende Gedankenarbeit. Ihnen allen haftet etwas von der kalten Schönheit ferner schnee- und eisbedeckter Gipfel an. Das liegt schon in der Stoffwahl. Judith, Mariamne, Rhodope und Chriemhild sind Frauen, die den innigsten Teil ihres Wesens, ihre Liebe ersticken, um unmenschlich handeln zu können, um zu töten. Es sind ungewöhnliche schreckliche Heldinnen. Mariamne spricht verächtlich von der Katzentat der Judith. Hebbels eigenes Leben mit seiner Frau Christine, der königlichen Schauspielerin, hatte sein Wesen und sein Dichten geläutert, als er diese Worte der Makkabäerin mitgab. Er sah auf seinen zügellosen Erstling aus weitem Abstand herab. Doch brachte es nicht eigentlich einen Wandel in seine Stoffwahl.

Auch findet sich in jedem Stück Hebbels irgendein Punkt, wo die Gedankenarbeit störend und erkältend hervortritt. Meist liegt er in einer der Voraussetzungen, auf denen das notwendige Schicksal beruht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In „Maria Magdalene" etwa erscheint es trotz allem völlig unglaubhaft, daß sich Meister Antons Tochter Klara, und zwar gerade in dem Augenblick, als ihr Jugendgeliebter wieder in ihren Gesichtskreis tritt, der unwürdigen Schreiberseele ausliefert. Daß Kandaules dem Auge des jungen Freundes seine Gemahlin preisgibt, wird zwar eingehend, aber wenig überzeugend begründet. In „Herodes und Mariamne" wirkt es künstlich, erdacht und kalt, daß sich die Tat des Mannes wiederholt, so prachtvoll auch die Steigerung ist, zu der die Wiederholung führt. Auch Mariamne könnte im Glück über seine Rückkehr und vor seiner erneuten Ausfahrt mit einem lieben Worte Klarheit schaffen. Sie schweigt (oder spricht zur Seite) und redet in dunklen Worten von Schicksalswende. Sie sieht nur auf ihre verletzte Würde, nicht auf die Bedrängnis, die alle Sinne ihres Gemahls zu übersteigerter Tätigkeit reizt. Sie ist in diesem Augenblick selbstsüchtig und grausam. Diesen kalten Zug, der wertvoll wäre im wirklichkeitsgetreuen Stück, wollte Hebbel der Heldin seines erhabenen Spiels gewiß nicht geben.

Die dichterische Schönheit der Werke Hebbels ist wie die der Firnen schwer zugänglich. Aber sie ist da, geheimnisvoll und unvergänglich, trotz (möchte man sagen) aller Gedankenarbeit.

Metallene Form geworden, tritt uns die Glut künstlerischen Erlebens in all den Teilen entgegen, in denen Hebbel das Auf und Ab freud- und schmerzdurchwühlter Menschenseelen in königlichen Worten und Handlungen gestaltete. Da reißt uns die Zaubergewalt des Dichters zu starkem Miterleben hin. Immer wieder war es das Ringen der Geschlechter miteinander, das ihn zu dichterischer Gestaltung reizte. Er tat dabei seinem vorher errichteten grauen Gedankenbau von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens Genüge, indem er den Standpunkt des Mannes als den hinstellte, der im Fortschritt der Gesittung zu überwinden wäre. In Wahrheit aber gelang es ihm, den sich immer erneuernden Widerstreit der Geschlechter in seiner allgemeinmenschlichen Tiefe zu dichten in lebendigen Worten, Handlungen und Menschen. Der von weltbewegender Spannkraft und Tätigkeit erfüllte Mann kann nie ganz eindringen in die verschlossene träumerische Gefühlswelt der Frau. Ein Teil der männlichen Welt der Tat bleibt auch der rückhaltlos liebenden Frau fremd und unbegreiflich. Diese tiefe Kluft zwischen Mann und Weib, über die die Liebe ohne Ermüden vergängliche Brücken schlägt, ist das größte Erlebnis Hebbels, das sein Werk bewahrt.

Und nicht von Gedankenarbeit, sondern von Erleben zeugt auch, wie Hebbel in die Seelen jener ungewöhnlichen Frauen hineinleuchtet. Im Grunde sind sie gegenüber den Männern zunächst die liebevollen, Freud und Schmerz tief fühlenden, untätigen Geschöpfe, bis etwas in ihre Geschlossenheit störend eingreift und sie, die widerstreben, zu Taten zwingt. Leidende Wesen sind diese Frauen, am schwersten leidend, wenn sie handeln müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch bei Hebbel zitterte oft die Erregung großen Erlebens bis in Kleinstes nach, auch er wußte von Stimmungen. Er schrieb vor sein Tagebuch:

„Es soll ein Notenbuch meines Herzens seyn, und diejenigen Töne, welche mein Herz angiebt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren. Der Mensch ist anders, als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in den seltsamsten Kombinationen, wieder kehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen; ein gleicher Sonnenstral erzeugt in der psychischen nie, wie in der physischen, dieselben Blumen. So wird jede Stunde zur abgeschlossenen Welt, die ihren großen oder kleinen Anfang, ihr langweiliges Mittelstück und ihr ersehntes oder gefürchtetes Ende hat. Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken seben und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sey es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten?"

Während aber Stimmungswerte ganze Schulen in der Dichtung der letzten Jahrzehnte beherrschen, fügen sie sich bei ihm als winzige Teile, köstliche Bilder und dergleichen, dem Werke ein. Er gehörte darin durchaus älterer Überlieferung an, die im Trauerspiel nach großen Verhältnissen und Erhabenheit strebte, und für die große Kunst wirklichkeitsfern, von Willens- und Gedankenarbeit stark durchsetzt, von flüchtigen Stimmungen unabhängig war.

So ist das Bild seines Denkens und Dichtens, wenn man alles Beiwerk ohne Bedeutung, alle nicht in seiner Kunst zur Entfaltung gekommenen Anlagen beiseite läßt, von ungewöhnlicher harter Geschlossenheit. Scharf umrissen und umgrenzt, ragt es ins Zeitlose empor.

Dr. Walter A. Berendsohn.

Im Kinderkrankenhaus.

Das habe ich lange Zeit für das Schwerste gehalten: Jetzt durch ein Lazarett zu gehen oder durch einen Lazarettgarten. Und diese Blicke zu fühlen — von allen Seiten —, aus Betten und Fahrstühlen heraus, hinter blauen Brillen hervor und über hohe Krücken hinweg: fragend, flehend, zürnend, drohend: „Warum, — warum das alles? Warum ich? — Warum nicht du? — Weißt du es? Weiß es irgendeiner? —"

Das habe ich lange Zeit für das Schwerste gehalten, so durch ein Lazarett hindurchzugehen oder durch einen Lazarettgarten. Nun weiß ich etwas, was noch schwerer ist: — Jetzt durch ein Großstadt-Kinderkrankenhaus zu gehen — Tuberkulosestation — Kriegsopfer, Blockadeopfer. — Das klingt so fern. Das klingt politisch. Aber du weißt es selbst viel besser. Kein Fragen, kein Klagen, kein Zürnen und Fordern ist hier um dich her. — Aber wie nirgends sonst stehst du hier vor Gericht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie all die großen Kinderaugen aufleuchten in den schmalen Gesichtchen, als du hereintrittst. Als sei es ganz selbstverständlich, daß du klug bist und gut und wahrhaftig. Und wie heimelig und vertraulich sich das dumme Kinderhändchen in deine große Erwachsenerhand schiebt, und die dünnen Beinchen neben deinen großen Erwachsenenschritten herzappeln, — als sei es ganz selbstverständlich, daß du gute, reine, sichere Wege führst. Rot wirst du bis unter die Haare vor diesem gläubig-fraglosen Kindervertrauen.

Da kommt mir ein kleiner Kerl entgegen, wie fünf, sechs Jahre sieht er aus — ist aber acht; — ein merkwürdiges, zweibeiniges, zweirädriges Holzgestell schiebt er vor sich her, aber darüber ein strahlendes, breitlachendes Gesichtel: „Icke kann schon bald laufen . . .", und nun sehe ich, wie sich hinter dem Gestell zwei steife, unförmige, dick bandagierte Beinchen herschleppen — Tuberkulose, Knochenerweichung. — Aber das Gesichtel strahlt: „Icke hab vier Beene." — Und Gestell und Menschlein schieben sich weiter.

Auf einer Wiese spielen sie Ball. Gibt es etwas Entzückenderes, als auf einem Rasen in dem goldgrünen Lichtgeflimmer eines Baumes Kinder Ball spielen zu sehen? Hüpfen, — springen, — tanzen, — fliegen. Wo ist euer berühmter schwerer Lebensernst, ihr großen Leute? — Die Menschen würden tanzen und fliegen können, wenn sie erst wieder würden wie die Kinder.

Aber hier — was ist das? Ein bunter, plumper Tuchball ist da. — Deutsche Kinder kennen schon lange keine Gummibälle mehr, — aber das tut nichts, — was der Ball nicht springen kann, springen sie selber. — Der hier fliegt flach und mühsam ein Stückchen hoch, rollt aber dann jedesmal unaufgefangen, schwerfällig zwischen den grünen Gräsern herum, — und rings um ihn her mühen sich, plagen sich 12, 14, 18 krumme, verbogene, verkrüppelte Kinderarme und Kinderbeine, um zu ihm hinzukommen, — ihn ein einziges Stückchen in die Luft zu stoßen — fangen habe ich kein einziges gesehen. Aber es war schon ein verwundertes, ungläubig-glückliches Sichfreuen ringsum, wenn er überhaupt einmal flog. Und wer das fertig brachte, wurde angestaunt wie ein Held. — War wohl auch einer.

Auf einer Veranda liegen 10, 12 kleine Mädchen. In ihren Betten gleich herausgefahren, wie Schnecken mit ihrem Schneckenhaus. „Aber die Schnecken haben doch ihr Haus auf dem Buckel, wir stecken drin", sagt eine Kleine. Und auf einmal sehe ich, wie seltsam alte, wissende Gesichter sie alle haben. Ich habe sie im Alter alle um 4, 5 Jahre unterschätzt. 12-, 13-, 14jährige Mädchen sind es, frühreif, wie die Kinder aus den Armenstraßen und Armenhöfen sind, deren Lebenssehnsucht schon früh über Kinderspiele und Schulpflichten hinausgreift nach heißeren und schwereren Wirklichkeiten. Und nun ist auf einmal „das" gekommen: ein Schwindel, — ein Schauer, — ein Zittern, — eine dunkle Tod-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müdigkeit, — mitten im Spiel, vor der Schultür, neben dem Küchentisch sind sie umgefallen, — und nun liegen sie hier. Spielen wieder wie kleine Kinder mit winzigen harten Porzellanpuppen; basteln mit ihren dünnen, langen, welken Fingern allerlei winzige Puppenkleider zurecht, und suchen doch immer mit seltsam unruhigen Augen darüber hinweg: „Ist das alles? — Alles?" — Bleiben mit seltsam hoffenden, drängenden Blicken an dir hängen. „Du kommst von draußen, — was bringst du? —" Jedes Wort wird gegriffen und getrunken wie ein Ereignis. — Doch als ich dann nach ihren Wünschen frage, — da wissen sie nichts Rechtes. „Was soll man noch wünschen?" — Lesen, — nein. Die Augen tun so weh dabei, der Kopf ist so schwer, — es ist, als würde man immer dümmer. Bilder, — ja. Ach ja. Schöne bunte. Die man lange ansehen kann, und immer findet man noch etwas Neues. — Und etwas zu essen? — Ach, satt ist man eigentlich immer. Viel zu schnell, sagt die Schwester. Die ist ja so gut. Und bringt immer alles, was sie hat. Und was gerade „sehr nahrhaft" sein soll. Aber man hat keinen Appetit. Doch — manchmal, — plötzlich, wenn die Sonne scheint, und es kommt auf einmal so eine ganz rasche Freude über einen: ach ja, — da einmal einen schönen Apfel haben, einen ganz großen gelben, mit roten Backen; — vielleicht wird man ihn gar nicht aufessen können. Vielleicht wird man ihn mit der Nachbarin teilen. Aber es muß doch schön sein, — manchmal so einen ganzen, großen, runden Apfel zu haben. — Oder manchmal des Abends, — wenn es so ganz still und dämmerig im Saale ist, dann einmal ganz leise ein winziges, winziges Stückchen Schokolade aus dem Nachttischkasten nehmen können, und daran herumknabbern wie eine heimliche Maus. Und dann auf einmal eingeschlafen sein mit einem ganz heimlichen, glücklichen Weihnachtsgefühl im Magen. O, ihr lieben törichten Unnützlichkeiten, — noch nie habe ich euer Fehlen so schmerzlich empfunden, wie vor diesen Kindern, die keine Kinder mehr sind.

Aber doch, — einen Wunsch haben sie noch, den ich erfüllen kann: „Was für die Puppen zum Kleidermachen, — Tuchrestchen, — oder Seide, — ach ja Seide, — oder sogar Samt, — und ein bißchen Spitze und Bänder, — und vielleicht ein bißchen Schleier — das machen wir so gern." Aus mehreren Betten zugleich winken die kleinen mageren Mädchenköpfe. Am liebsten hätte ich jeden einmal gestreichelt: „Liebe kleine Frauenschwester, — baust du daraus deine Träume?" — Aber wir sind ja alle noch so befangen voreinander. Wir Frauen am meisten.

Überall auf den Gängen und Korridoren kommen uns kleine mühsam schleichende oder humpelnde Gestältlein entgegen. Wenn die blassen Gesichter und armseligen Glieder nicht wären, müßte man lachen, — so drollig sind sie ausstaffiert. Viel zu lange, viel zu weite Hosen, Röcke und Kleider, — weiß und blau, — verwaschen, verschlissen, wahrscheinlich aus alten Lazarettkitteln zurechtgeschneidert. Darunter ein

blauer Strumpf, ein brauner Strumpf, — zwei graue mit Lappen geflickte; — Schuhe, — ausgetretene kleine Papuschen, — haben die wenigsten an — 's gibt keine. Es ist ja noch nicht kalt. In den „schönen" Strümpfen darf man noch im Haus herumlaufen, nur nicht in den Garten. Freilich dann, — wenn es kalt wird, muß man immer im Bett bleiben, so, — als ob man ganz, ganz schlimm krank wäre, — so wie der Franz dort.

Der muß immer im Bett bleiben. Auch jetzt schon. Nicht mal auf die Veranda hinaus darf er. Inmitten eines großen leeren Zimmers, — die anderen Betten sind alle hinausgefahren, — thront er in seinem Bettchen, von allen Seiten mit Kissen gestützt, wie ein armer kleiner König. Dünne, rostrote Haare stehen wie ein Strahlenkränzchen um das lederbraune, dürre Köpfchen. Zwei fiebrige Augen brennen aus einem verfallenen Gesichtchen heraus. Die Arme liegen wie zwei dürre braune Stöckchen auf der weißen Decke. — An Besitztümern ist er der Reichste. Die Kinder schleppen alles, was an Spielzeugtrümmern noch vorhanden ist, an sein Bettchen, bringen ihm auch aus dem Garten alle möglichen Schätze herein: Gräser, Steine, blanke braune Kastanien und brennendrote Herbstblätter. Als fühlten sie, daß der da wirklich ein kleiner Elendskönig ist. Aber er spielt schon lange nicht mehr. Er sieht mit seinen großen heißen Augen über alles hinweg. Als sähe er in ein anderes Land. — „Es wird wohl nicht mehr lange dauern", sagt die Schwester. „Offene Tuberkulose".

Aber das Schlimmste wartet noch. Da ist das Zimmer mit den ganz Kleinen. „Säuglinge" — denke ich, als ich die winzigen Köpfe und Händchen zwischen den Kissen sehe. Aber meine Augen lesen auf den schwarzen Tafeln merkwürdige, rätselhafte Worte und Zahlen: $2^1/_2$ Jahre — $5^1/_2$ kg; 3 Jahre — 6 kg; 4 Jahre — 7 kg! Ich will es nicht glauben, aber ein Blick auf die Gesichter sagt unerbittlich: „Doch, — es ist wahr." — Gesichter von uralten Männern und Frauen sind das, welk, runzlig, verzerrt, zerwühlt, als hätten sie schon allen Abgrund der Welt gesehen und, — vielleicht, — wieder vergessen, vor lauter Grauen. Die Schwester hebt vorsichtig eins der drahtdürren, verkrümmten Ärmchen unter der Decke hervor. Da ist es, als löste sich das ganze elende Körperchen auf in einem einzigen klagenden, anklagenden Wimmern.

„Dies Kind ist nur durch Zufall zu uns gekommen", sagt die Schwester. „Weil es die Masern bekommen hatte. Sonst hätten es die Eltern nicht gebracht. — Solche Kinder gibt es jetzt viele, in der ganzen Stadt. Doch keiner weiß etwas von ihnen." —

Unser Auto saust zurück durch die Straßen. Wagen, Fahrräder, Stadtbahnen lärmen, — Straßenhändler rufen, Männer und Frauen schwatzen, junge Mädchen lachen und abenteuerliche Burschen pfeifen. — Das Kinderweinen klingt überall durch. **Trude Bez-Mennicke.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werktätigkeit und Heimstätte.

Wenn ich durch unsere Gemeinde gehe und mir die Heimstätten der „kleinen Leute" ansehe, so kommen mir allerlei Gedanken, die mit der heutigen Heimstättenfrage zusammenhängen: Was sind es für Menschen, die hier Haus und Garten und auch etwas Ackerland dazu haben? —

Da ist zunächst mein einer Nachbar. Er hat 5 Hektar Acker- und Wiesenland. Außerdem hat er eine schöne Obstanlage. Sein Vater und sein Großvater haben ein paar Schluchten, die nicht beackert werden konnten, mit Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen bepflanzt; die sind inzwischen groß geworden und bringen schönen Ertrag. Der Mann ist auch noch Fischer. Von so einer Heimstätte kann man leben.

Ein nettes Haus mit kleinem Garten kommt dann; das baute ein Maurer. Das heißt, im Sommer war er Maurer, im Winter fischte er. So hatte er zu leben. Er ist im Kriege gefallen. Jetzt wohnt dort ein Mann, der alles mögliche flicken und zurechtklütern kann. Das macht er so nebenbei; er arbeitet bei den Bauern und sonstwo auf Tagelohn. Seine Frau macht Schuhe, plättet auch. Die Leute haben zu leben.

Dann komme ich an einem alten Strohdachhause vorbei. Der Mann hat es vor 8 Jahren billig gekauft. Ein ziemlich großer Garten gehört dazu. Er hat einen Esel und fährt mit Obst zur Stadt, auch fährt er mit Fischen über Land. Und wenn er irgendwo als Helfer ankommen kann, fischt er. Die Frau arbeitet auch mit. Die Leute wissen vorzüglich mit Ziegen und anderem Kleinvieh umzugehen. So schlagen sie sich durch.

Ihm gegenüber wohnt ein Fischer. Er hat Haus und Garten. Das gibt ihm zu seiner Fischerei ein Zubrot.

Weiter oben im Dorf wohnt Hannes, er hat eine ganze Reihe von Jahren bei uns die Garten- und andere Arbeit gemacht, denn er kann alles, und er macht alles fix und gut. Er arbeitet auch bei den Bauern, wenn und wo es nottut. Das darf er nicht versäumen, denn wenn er sie im Stich ließe, so würden sie sich auch nicht um ihn kümmern. Er hat aber reichlich 3 Hektar Land, das müssen sie ihm pflügen; wenigstens müssen sie ihm Pferde und Pflug leihen, denn pflügen kann er selbst. Auch müssen sie ihm sein Korn einfahren usw. — Das tun sie auch, denn eine Hand wäscht die andere. Sie brauchen seine Hand auch sonst noch, die Bauern, denn er ist Hausschlachter. Und was für einer! —

Andere Leute haben es nicht immer so leicht, ihr Feld bestellt zu bekommen. „Jeder ist sich selbst der nächste", das gilt namentlich in der Pflug- und der Erntezeit. So kann es denn kommen, daß ein „kleiner Mann", der nicht genug Land hat, um ein Pferd halten zu können, seine liebe Not hat, sein Land rechtzeitig bestellt und sein Korn trocken einzukriegen.

Das sagte auch der junge Mann, der in diesem Frühling und Sommer mit bei uns im Garten half. Er ist gelernter Gärtner. Sein Vater hat eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleine Landstelle von 2 Hektar. Er fischt aber auch, denn von der Stelle allein kann er nicht leben. Nun ist der Vater alt geworden und übergibt seinem Sohne die Stelle. Der will sie hauptsächlich gärtnerisch betreiben. Er hat viele Erdbeeren angepflanzt, ist auch dabei, sonst noch Ackerland zu Gartenland zu machen. Ein Obstgarten ist vorhanden. Zur Stelle gehört ein Moor, auf dem er den jetzt so wertvollen Torf streichen kann. Die Kranzbinderei bringt dann und wann Verdienst; er fischt auch, wenn hier und da ein Mann fehlt. Er wird auch die Lohnarbeit in den Gärten anderer Leute nicht aufgeben. Da er ein kräftiger und fleißiger Mann ist, wird er schon seinen Weg finden.

Als ich seinerzeit mir mein Haus bauen ließ, kamen die Schieferdecker aus einem fast 2 Meilen entfernten Dorfe zu Rad hierher. Zwei Tage waren sie da, dann, an einem schönen Sommermorgen, fehlten sie. Ich wollte das Haus gerne trocken unter Dach haben und fragte verwundert: „Wo sind denn die Dachdecker?" — „Die müssen heute ihren Roggen mähen", hieß es. — „Aber morgen werden sie doch wieder da sein?" fragte ich. Der Parlier zuckte die Achseln: „Der eine sollte bei seinem Nachbarn helfen, der pflügt dann wieder sein Land", hieß es. — Ich mußte also warten, bis die nötigsten Erntearbeiten erledigt waren, und es war ganz selbstverständlich, daß diese vorgingen. —

Aus diesem allen geht hervor, daß jeder, der eine „Heimstätte" besitzt, die aus Haus und Garten und ein paar Hektar Ackerland besteht, einen anderen Haupt- oder Nebenverdienst hat und haben muß. Und zwar handelt es sich hier um Leute, die auch aus ihrer Scholle allerlei herausmachen, die alte Obstgärten, und die oft auch noch einige Reihen Kartoffeln bei einem Bauern auf dem Felde haben. — Wie groß muß nun denn eine Landstelle sein, wenn der Mann und die Familie davon allein leben sollen? — Es kommt das natürlich sehr auf das Land, aber auch auf den Mann und — gar sehr! — auf die Frau an. Als ich diese Frage an einen meiner Nachbarn, einen sehr tüchtigen und klugen Landmann, richtete, lächelte der und erwiderte:

„Das ist sehr verschieden. Das ist schwer zu sagen. — Der eine kann auf einem Stein in der Wüste Sahara sitzen und Geld verdienen, der andere kann zwischen Butter und Speck sitzen und verhungern." Damit wollte er hauptsächlich auf persönliche Eigenschaften und Fertigkeiten hinweisen. Über den Wert der Scholle sagte er dann: „Hier rechnet man ungefähr 8 Hektar für eine Stelle, auf der ein Pferd gehalten werden kann. Darauf kann eine Familie leben, doch muß der Mann gerne sehen, daß er mit seinem Pferde etwas nebenbei verdienen kann." — So rechnete man bisher. Wer weiß, wie es in Zukunft wird! —

Damit sollen überhaupt keine „Regeln" gegeben werden, nur ein paar Fingerzeige. Es ist hier ein guter Boden; für die Heide gilt das nicht, für günstigere Verhältnisse (Nähe der Stadt oder sonst günstige Absatzgebiete) auch vielleicht nicht. Ich verfolgte mit dieser Vorführung tat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sächlicher Verhältnisse nur einen ganz bestimmten Zweck: Ich wollte hervorheben, daß man von einer kleinen Heimstätte allein nicht leben kann, erst recht nicht so, wie die meisten derer, die „siedeln" wollen, es wünschen und gewohnt sind. Sie müssen also außerdem einen Haupt- oder Nebenerwerb haben. Das ist nämlich lange nicht genügend bekannt; jedenfalls wird das zu wenig betont. Viele glauben, aus einem kleinen Stück Land alles gewinnen zu können, was zum Leben und Kindererziehen gehört. Der „Mann in der Sahara" ist aber eine seltene Ausnahme.

In einem Aufsatz: „Wie lösen wir die Ketten?" (Nr. 19 des „Vortrupp") habe ich darauf hingewiesen, daß wir nicht nur mehr Erwerbstätige haben müssen, sondern auch mehr Werktätige, Leute, die greifbare Werte schaffen sollen. Wir können nicht mehr so viele Rohstoffe und Halbfabrikate über unsere Grenzen hinausführen, wir müssen in diese, durch Veredlungsverfahren, unsere Arbeit hineinlegen; so muß hochwertige Ware geschaffen werden. Wir müssen Werte erzeugen, die im Inlande gebraucht, die vom Auslande begehrt werden. Das weist uns auf unsere Fabriken und Maschinen hin, das kann aber außerdem noch in anderer Weise geschehen. Es kann uns zu Siedlungen verhelfen, es kann Siedler und Siedlungen lebensfähig machen. — Natürlich sollen in ländlichen Siedlungen Nahrungsmittel gewonnen werden. Das ist so oft genug betont; ich brauche darauf hier nicht näher einzugehen. Mehr tut not! —

Mehr Werktätigkeit! Es ist keine Frage, daß dieser Forderung von weiteren Kreisen nach und nach Verständnis entgegengebracht wird. So wurde zum Beispiel in der „Täglichen Rundschau" wiederholt die Frage der „Offizierwerkstätten" behandelt. Ich lese da in der Nummer vom 18. Oktober u. a. folgendes:

„Was die Ausbildung des Offiziers zum Handwerker anbetrifft, so sind zwei verschiedene Richtungen in Betracht zu ziehen, die feinmechanische, zu der zum Teil Begabung und Fingerfertigkeit gehört, auch teure Apparate und Maschinen usw. als Optiker und Mechaniker, und andere, der leichteren Erlernbarkeit wegen vorzuziehende, der ihm auch mehr zusagenden, als Tischler, Schlosser, Schmied, Töpfer, Buchbinder, Gärtner usf. — — —"

Als ich das las, stieg vor mir ein Bild auf, das ich in früheren Jahren manchmal geschaut, und das ich gern anderen gezeigt habe. Nicht ferne vom landschaftlich schönsten Punkt Angelns wohnte in einem stattlichen Dorfe ein alter Töpfer in einem moosgrünen Strohdachhause. Oft bin ich allein oder mit Gästen bei ihm eingetreten. Er saß dann an seiner Töpferscheibe, drehte sie mit den Füßen und formte mit den Händen aus schmiegsamem Ton mancherlei Geräte. Wie fix das ging, und wie fein das aussah! Damals ist zuweilen der Wunsch in mir aufgestiegen: Das möchtest du auch können! — Kürzlich sprach ich seinen Sohn — der Alte ist nämlich tot, seine Scheibe steht still, sein Ofen ist kalt. — Der Sohn meinte: „Vielleicht fange ich das Töpfedrehen selbst noch mal an. Das Pottgut ist ja jetzt so teuer, daß sich das wahrhaftig lohnt!" — Die Töpferei kann ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einfaches Handwerk, sie kann aber auch ein Kunsthandwerk sein, man muß nur etwas können und — geeigneten Lehm haben. Ersteres gilt auch von manch' anderem Handwerk.

Für manches Gewerk ist nämlich der Name „Handwerk" nicht zutreffend. Schiller hatte es richtig erfaßt, als er sagte:

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

Das gilt für den „Handwerker!" — Zu welchem Ansehen und zu welcher Macht es dieser Stand bringen konnte, zeigt uns das Mittelalter. So findet sich in Dr. B. Heils Büchlein: „Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter" (Aus Natur und Geisteswelt) folgende Bemerkung:

„Zu welcher Höhe der Leistungsfähigkeit es einfache Handwerksmeister im Mittelalter gebracht haben, beweist nichts klarer als die Tatsache, daß die großen Domkirchen und die herrlichen Ratshäuser, die aus jener Zeit stammen, von solchen Handwerkern, nicht von gelehrten Architekten, entworfen und gebaut worden sind."

Bisher sah der „Gebildete" auf den „Handwerker" herab; daß dies Vorurteil schwindet, beweisen schon die obigen Ausführungen über die „Offizierswerkstätten", wo unumwunden von der „Ausbildung des Offiziers zum Handwerker" die Rede ist. Vor kurzem war das ein unmöglicher Gedanke. — Natürlich will man in erster Linie die „qualitativ hochstehende Handarbeit" bevorzugen. Und man schlägt vor, Arbeitskolonien zu gründen. — Mag dieser Weg für manchen der Betreffenden auch ein recht schwieriger sein, so geben diese „Offizierswerkstätten" doch sehr zu denken.

Es ist nichts Neues, daß in Siedlungen das Kunsthandwerk eine Stätte gefunden hat; nicht selten aber hat man Industrie und Landsiedlung als Gegensätze angesehen. Wie sich die Verhältnisse jetzt gestaltet haben, wird oft genug beides Hand in Hand gehen müssen: die meisten Kleinsiedler können eben ohne ein „Handwerk" nicht leben.

Dadurch, daß die Großindustrie sich durchweg in den Städten festsetzte, entstanden dort riesige Fabriken, reihte sich Fabrik an Fabrik, in denen viele Tausende von Arbeitern und Angestellten tätig sind; daraus entstanden die bekannten Schwierigkeiten und mißlichen Wohnungsverhältnisse, aus denen wir jetzt heraus wollen und müssen. Nicht von heute auf morgen geht das! Das muß immer wieder betont werden. Aber wir müssen die Wege kennen und gehen wollen, die uns dem Ziele näher bringen.

Es gibt Großbetriebe, die aufs Land verlegt werden könnten, wenn für ausreichende Bahn- und Wasserverbindungen gesorgt wird, und wenn Arbeiter und Beamte sich dort ansiedeln können. Wo jetzt alles mehr und mehr nach „Normalien" arbeitet und überall „spezialisiert" wird,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen sich manche Großbetriebe auch in verschiedene kleinere Betriebe zerlegen, die dem Zentralbetriebe ihre Erzeugnisse zuführen. Wo man früher zur „Zentralisation" strebte, wird man untersuchen müssen, ob man — den veränderten Zeitverhältnissen und Anforderungen entsprechend — nicht besser fährt, wenn man teilt. Die Forderungen der Arbeiter sind eben doch auch ganz andere geworden; und man kommt weiter mit einer seßhaften Arbeiterschaft, die nicht nur von der Fabrik, sondern auch von der Scholle abhängig ist, von denen die eine wie die andere der Arbeiterschaft Heim und Brot schaffen hilft.

Noch andere Wege gibt es. Man hat oft auf Genossenschaftssiedlungen hingewiesen, wo man gemeinsam das Land bebaut und bis zu einem gewissen Maße an der Erzeugung gleiche Rechte und gleiche Pflichten hat. Diese könnten auch Genossenschaftsindustrie betreiben. Ich will darüber nichts weiter sagen als das: es wird sehr schwierig sein, auf dieser Grundlage zu einer ersprießlichen Tätigkeit zu kommen, so lange wir Menschen so verschiedene Fähigkeiten und Veranlagungen haben. —

Man kann sich wohl gemeinsam ansiedeln, wenn man aufeinander angewiesen ist, wenn man gemeinsame Zwecke verfolgt, dann aber: jeder für sich! Es gibt Gegenden genug in Deutschland, wo die Hausindustrie die Menschen seßhaft gemacht hat. Man denke an die Uhrenindustrie im Schwarzwald, an die Herstellung von Kleineisenzeug in Westfalen, an die Spielwarenerzeugung im Erzgebirge und Thüringen und an so manches andere. So können viele Hand- und Maschinenarbeiten in Siedlungen ausgeführt werden; die Erzeugnisse der Heimarbeiter, die Einzelteile, könnten in der Siedlung selbst weiter als verkaufsfertige Waren zusammengesetzt, oder sie könnten an eine größere Zentralstelle gesandt werden, um dort zu Maschinen, Apparaten usw. zusammengefügt zu werden. Ich bemerke auch hier: Wo uns die Verhältnisse und der Wettbewerb zur Normalisierung, Spezialisierung und weitgehenden Arbeitsteilung drängt, werden mannigfache Einzelteile auch in kleinen Werkstätten, von einzelnen Arbeitsgruppen und im Heimstättenbetrieb hergestellt werden können. Das hindert nicht, daß der Einzelne für sich selbständig etwas anderes, etwas „Besseres" schafft.

Zu dem allen ist aber nötig, daß der elektrische Strom übers Land geleitet wird. Ihm können wir nicht entgehen. — Dazu gebrauchen wir Kohle! — Und die ist knapp; sie wird noch lange knapp und teuer bleiben. Es muß aber gefördert werden, was irgend gefördert werden kann. Außerdem müssen wir unsere Wasserkräfte und unsere Moore ausnutzen. Das kann in weit höherem Maße geschehen, als man es früher für „rentabel" hielt, denn heute müssen wir mit anderen Kohlenpreisen rechnen als früher. Allerdings auch mit viel höheren Anlagekosten für die Gewinnung dieser Kräfte. Aber der Ruf: „Deutschland nutze deine Wasserkräfte!" (Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß. Verlag „Das Wasser", Leipzig) muß uns zur Tat treiben. — Innerhalb des mitteldeutschen Berg- und Hügellandes sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch so viele Wasserkräfte unbenutzt, daß damit die gesamten am 1. April 1913 in ganz Preußen vorhandenen Wärmekräfte der Dampfmaschinen und Dampfturbinen gedeckt werden könnten. In seiner Schrift „Bayerns Wasserkräfte und Wasserwirtschaft" veranschlagt Johann Hallinger (vielleicht etwas hoch!) die bayerischen Wasserkräfte auf 1,5—1,8 Millionen Pferdekräfte. Ausgenutzt waren davon im Jahre 1907 114 000 PS. — Das sind nur ein paar Beispiele, die zeigen, was noch zu tun ist.

Auch in unseren Mooren schlummert noch sehr viel Kraft. Das ist für das an Wasserkräften arme Norddeutschland wichtig! So wurde, um nur eins zu nennen, kürzlich dem Kieler Magistrat ein Plan vorgelegt zur Gewinnung von Torf für die Erzeugung elektrischer Arbeit und für Hausbrand. Es werden der Stadt zwei Torfmoore angeboten. In elektrische Arbeit umgerechnet, würde in dem einen Moor eine Leistung von 50 Millionen Kilowattstunden, in dem anderen eine solche von 120 Millionen Kilowattstunden stecken. In den Regierungsbezirken Osnabrück, Stade, Aurich, in Oldenburg, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und in vielen anderen Gegenden unseres Vaterlandes gibt es weite Moorstrecken, zusammen gegen 2 Millionen Hektar. Sie können allerdings nicht alle so ausgebeutet werden, daß ein hoher wirtschaftlicher Nutzen daraus sich ergibt. Es kann aber aus ihnen immerhin r e c h t v i e l Kraft gewonnen und in Arbeit umgesetzt werden; so können viele Räder getrieben, viele Hände tätig gemacht werden. — Vieles, was früher unwirtschaftlich war oder schien, ist heute für uns eine Notwendigkeit, ist zur Lebensfrage für uns geworden.

So können auch Bodenschätze und Naturkräfte dazu helfen, daß Deutsche bodenständig werden; sie werden in vielen Fällen das Siedeln erst möglich, erst wirtschaftlich machen. Es sind also Industrie und Siedlung nicht Gegensätze, nicht Begriffe, die einander ausschließen. Beide sind nötig, damit wir unsere Ketten lösen können. Gemeinsam müssen sie uns helfen, zu gesunden Verhältnissen, zu besseren Lebensbedingungen zu gelangen.

G e o r g A s m u s s e n.

Rund um uns

„Der Seekrieg". Der bekannte Marinefachmann und Schriftsteller L o t h a r P e r s i u s hat während des letzten Jahres in der Berliner Wochenschrift „Die Weltbühne" eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, in denen er die deutsche Seekriegführung im Weltkriege mit allem Drum und Dran, Material und Personen, einer scharfen Kritik unterzieht.

Die Aufsätze sind jetzt, erweitert und vermehrt, unter der Überschrift „D e r S e e k r i e g" im Verlage der Weltbühne (Charlottenburg) als Buch erschienen.

Der Verfasser, dessen glänzende

Schreibweise — die so überaus glückliche Verbindung von Sachlichkeit und lebendiger Darstellung — weiten Kreisen bekannt ist, hat mit diesem Buche der Öffentlichkeit eine besonders wertvolle Arbeit geschenkt. Welches Kapitel man auch aufschlagen mag, ob es sich nun um die Beurteilung der Seeschlachten, ihrer Vorbereitung, der leitenden Persönlichkeiten, der Mannschaft, der Berichterstattung oder um anderes handelt, immer stößt der Leser auf ein nach Gerechtigkeit strebendes Urteil, das die Sachlage in helles Licht rückt und geeignet ist, dem Laien eine wirkliche Anschauung von den in Frage stehenden Dingen zu geben.

Persius, der selbst lange Jahre Offizier der Kaiserlichen Marine war und dauernd sehr gute Verbindungen zu ihr unterhalten haben muß, stellt mit einer seltenen Rücksichtslosigkeit alles, was ihm faul und bekämpfenswert erscheint, an den Pranger. Besonders heftig bekämpft er den früheren, langjährigen Leiter des Reichsmarineamts, den Großadmiral von Tirpitz, dem er die Hauptschuld daran beimißt, daß unsere Flotte durchweg schwächer und unzweckmäßiger als die unserer Feinde ausgerüstet war und deshalb in ihrer Wirksamkeit beschränkt blieb. Dabei ist eins von großer Wichtigkeit: nämlich, daß sich Persius bei einer ganzen Reihe seiner abfälligen Urteile über Einrichtungen und Betätigung der Marine auf gleiche oder ähnlich lautende Urteile seines Gegners stützen kann. In seinem letzten Aufsatze der „Weltbühne", der in der Sammlung „Der Seekrieg" nicht mehr Platz gefunden hat, bespricht Persius die jüngst erschienenen „Erinnerungen" des Großadmirals Tirpitz und stellt recht anschaulich einige Aussprüche aus den „Erinnerungen" eigenen in dem Buche „Der Seekrieg" geäußerten Urteilen gegenüber. Da sieht man denn, daß beide Männer — um nur ein paar Punkte herauszugreifen — von der zunehmenden Verschlechterung des Seeoffizierkorps überzeugt waren, beide die deutsche Führung in dem Gefecht bei Helgoland abfällig beurteilen und beide die Englandfahrten unserer Zeppeline als ein sehr törichtes Unternehmen beklagen.

Tirpitz sucht in seinen „Erinnerungen" alle Schuld von sich abzuwälzen, Persius glaubt, daß wir keinen Schuldigeren finden können, als den Großadmiral.

Eine besondere Bedeutung gewinnt das Buch „Der Seekrieg" dadurch, daß hier die breite Öffentlichkeit zum ersten Male die wahren Zahlen über die Stärke unserer U-Bootflotte im Weltkriege erfährt; Zahlen, die nun in allerjüngster Zeit durch die Verhandlungen vor dem Untersuchungsausschusse bestätigt worden sind.

Mancherlei Bemerkenswertes ließe sich über die verschiedenen Personenschilderungen sagen, die sich in dem Buche finden, z. B. über die des Kaisers und des Prinzen Heinrich, mit denen beiden Persius in Berührung gekommen ist (mit Prinz Heinrich ist der Verfasser eine Zeitlang auf dem gleichen Schiff gefahren). Es mag sein, daß der Leser hier bisweilen den Eindruck des Karikaturenhaften erhält und dies auf die Rechnung der besonders lebendigen Darstellung zu schreiben geneigt ist. Gleichviel, in den Hauptzügen scheinen auch diese Bilder richtig getroffen zu sein. Übrigens trotz des Widerspruchs, den gelegentlich die eine oder andere stark auf die Spitze getriebene Behauptung des Verfassers hervorrufen mag — oder gerade deswegen — liest sich das ganze, 125 Seiten umfassende Buch, wie eine fesselnde Erzählung. Man kommt nicht eher davon, bis man die letzte Zeile erreicht hat.

Dr. R. Kraut.

„Die Kunst des Essens." Unter diesem Titel bietet uns Dr. S. Möller in Dresden-Loschwitz eine Schrift, die mir einer besonderen Beachtung würdig erscheint. (Akadem. Buchhdlg. R. Max Lippold, Leipzig.) Das Buch (192 Seiten) gehört zu denjenigen, die man in großen Massen verbreitet wissen möchte.

Wir sehen uns vor eine ernste Frage gestellt: das Hungergespenst steht vor der Tür; die allgemeine Teuerung macht die uneingeschränkte Befriedigung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eßlust immer mehr zu einem ausschließlichen Vorrecht der Reichen. Da kann uns Dr. Möllers Buch von Nutzen sein; zum mindesten zeigt es uns klar den Weg zur Rettung vor dem Verhungern, befreit uns von dem Wahn der alten Eiweißtheorie, die schon so unendlich viel Schaden angerichtet hat.

Jeder, der schon ein wenig tiefer geschürft, weiß, daß Gedanken Kräfte sind, wirkliche Dinge, weiß, welchen Einfluß sie auf uns haben. Es gibt genug Menschen, die krank und elend aussehen — trotz genügender Nahrungsaufnahme —, nur weil sie glauben, nicht genug oder doch zu wenig nahrhaft zu essen. Die verhängnisvolle Theorie steckt ihnen noch ganz in den Knochen! Und unter einer solchen Gedankenrichtung kann natürlich der Körper nicht gedeihen. Durch nichts schaden wir uns mehr als durch Sorgen, Zweifel und Furcht. „Der Zweifler verdirbt", sagt ein philosophisches Sprichwort. Mut und Vertrauen aber sind aufbauende, schützende Kräfte.

Wenn nun ein ernster, wissenschaftlich gebildeter Mensch — noch dazu mit reicher Erfahrung — seinen Mitmenschen beweist, daß sie bisher in einem Irrtum befangen, daß eine mäßigere Nahrungsaufnahme nicht nur nicht gefährlich, nein, auch bei weitem gesunder ist (und zwar für die körperliche sowohl als auch für die geistige Gestaltung des Menschen): so können wir das gar nicht freudig genug begrüßen, zumal in unseren Zeiten.

Dr. S. Möller leitet ein großes Sanatorium für diätetische sowie ausgesprochene Fastenkuren und verfügt über eine vieljährige, reiche Erfahrung. Er hat uns in seiner vortrefflichen Schrift ein ganz vorzügliches Rüstzeug geboten, ein reiches Tatsachenmaterial, gegen das die Zweifler und besorgten Gemüter nicht aufkommen werden.

Eine kurze Inhaltsübersicht mag zeigen, was das Buch uns bietet:

1. Was denkt, tut und treibt die moderne Welt?
2. Was sagen die Weisen und Philosophen des klassischen Altertums?
3. Cornaro, ein leuchtendes Beispiel der Mäßigkeit.
4. Der Amerikaner Fletcher und seine Entdeckung.
5. Gründliches Kauen und die gewaltige Bedeutung desselben für den menschlichen Organismus.
6. Wie erreichen wir bei sparsamstem Nahrungsverbrauch größte Kraft, Ausdauer und ständiges Wohlbefinden?
7. Die Widerlegung der Hauptirrtümer der bisher geltenden Ernährungslehre.
8. Die Verringerung der Mahlzeiten, Unterernährungskuren und Nahrungsentziehung in ihrer Bedeutung für Gesundheit und Kraft unseres Körpers.
9. Erfahrungen während des Krieges; Geburtenrückgang und Ernährung; Schlußbetrachtungen.

Zum Schluß ein paar wenige Textproben aus dem Buche:

„Ich persönlich habe mich in meinen Ferien zweimal längeren Fastenkuren und zwar auf dabei unternommenen Reisen unterzogen. Das eine 20tägige Fasten habe ich auf einer Reise nach dem Süden unternommen, die mich über die Alpen nach Nizza, dem westlichen Teil der Riviera und nach Marseille führte. Fastend besuchte ich die Erinnerungsstätten alten römischen Lebens ... Das zweite Fasten führte ich vor mehr als 3 Jahren auf einer Reise nach Dalmatien, Montenegro, Korfu und zurück nach Abazzia durch. Ich konnte dabei täglich Ausflüge zu Fuß unternehmen und die Beschwerlichkeiten der Reise ertragen" usw. (S. 169.)

„Häufig genug beobachtet man, daß Menschen, die sich in schlechtem Ernährungszustand vorher befanden, und die trotz aller Pflege und guter Behandlung nicht an Gewicht zunehmen und ihre bleichen, hohlen Wangen verlieren wollten, nach solchen Fastenkuren geradezu aufblühen, daß sie volle Backen bekommen, so daß man sie, wenn man sie inzwischen längere Zeit nicht gesehen hat, häufig fast gar nicht wiedererkennt, kurz, daß sie einen Gesundheitszustand erwerben, wie man dies

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

nach Ablauf ihres bisherigen Lebens nicht für möglich gehalten hätte . . ." (S. 170.)

„Für mich persönlich ist das Fasten das beste und schnellste Mittel, um Unpäßlichkeit, Erkältungen u. dgl. zu beheben, und wenn ich mich nach langen Arbeitsperioden unter dem Zwange der Verhältnisse, die mir oft jahrelang keinen Urlaub gestatten, doch einmal besonders ermattet und abgespannt fühle, so muß mir ein sechs- bis zehntägiges Fasten eine Urlaubsreise ersetzen. Ich führe dabei meine berufliche Arbeit fort, bin aber nach dem Fasten so bedeutend gestärkt und erfrischt, wie dies kaum eine vierwöchige Ferienzeit, in gewöhnlicher Weise verbracht, zu bewerkstelligen vermöchte. Das Essen und Verdauen verbraucht eben eine große Menge Lebenskraft! . . ." (S. 172).

Es mag genug damit sein. Jedenfalls wird einwandfrei bewiesen: Wir haben in einer mäßigen Nahrungsaufnahme — bei gründlichem Kauen — das einfachste und natürlichste Mittel, gesund, frisch und elastisch zu bleiben, und in der Fastenkur — unter ärztlicher Leitung! — denjenigen Weg, der bei Störung der Harmonie — ja selbst bei schwersten, veralteten Leiden — am schnellsten zur Gesundheit zurückleitet.

K. Heinz.

Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919".

Im ersten Dezemberheft 1918 hatte unser Herausgeber angekündigt, daß er beabsichtige, die sämtlichen Fidelis-Aufsätze in einem Buche vereinigt herauszugeben und außerdem sein Tagebuch zu veröffentlichen, das von 1914 bis 1918 reiche und an politischen Beobachtungen und andern Gedanken alles das enthalte, was ehrlich auszusprechen die Zensurzustände während des Krieges ihn verhinderten.

Die Ausführung dieser Absicht ist auf ungeheure Schwierigkeiten gestoßen, die zum guten Teil ihren Grund darin haben, daß die Herstellungskosten von Büchern augenblicklich außerordentlich hoch sind. Es muß deshalb auf die Herausgabe des Fidelis-Buches, einstweilen wenigstens, leider verzichtet werden.

Dagegen soll alles versucht werden, um wenigstens das Tagebuch herauszubringen, da dieses eben vieles ganz Neue, bisher Unveröffentlichte enthält und zweifellos auch die Leser des Vortrupp außerordentlich fesseln wird.

Der unterzeichnete Verlag kann sich allerdings mit dem wirtschaftlichen Risiko der Herausgabe eines Buches nicht allzu stark belasten, da er alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel braucht, um den Vortrupp selbst durch diese unendlich schwierige Zeit durchzuhalten. Darum wählen wir den Weg der Herausgabe auf Vorausbestellung (Subskription).

Wir dürfen uns wohl in erster Linie an die Vortruppleser mit der Bitte wenden, das Erscheinen des Popertschen Tagebuches dadurch ermöglichen zu helfen, daß sie vorausbestellen und andere veranlassen, das gleiche zu tun. Die Formulare dafür legen wir dieser Nummer bei; es sei auch auf die entsprechende Anzeige im Anzeigenteil dieser Nummer verwiesen.

Das Tagebuch, das jetzt auch in das Jahr 1919 hineingreift und den Titel „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919" erhält, erscheint unter der Voraussetzung, daß eine genügende Anzahl von Beziehern gesichert ist, ohne Verzug. Bei Vorausbestellung bis zum 31. Januar 1920 wird sich der Preis (ausschließlich Teuerungszuschlag) auf M. 10.— [geb. im Pappband] stellen. Später beträgt der Ladenpreis mindestens M. 12.— (ausschließlich Teuerungszuschlag).

Sollte der Erfolg sehr gut sein, so könnte dann später der Versuch gemacht werden, das Fidelis-Buch auf die gleiche Art herauszubringen.

Vortrupp-Verlag
Alfred Janssen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hohe Meißner

1. Jg. Nr. 21 — Herausgegeben von Walter Hammer in Elberfeld — 16. Dezember 1919

Mitteilung an die Leser des „Hohen Meißner".

Der bisherige Herausgeber des „Hohen Meißners", unser Freund Walter Hammer, tritt am Schlusse dieses Jahres von seinem Amte zurück, weil er sich neuen Aufgaben zugewandt hat, die seine volle Arbeitskraft erfordern. Wir benutzen die Gelegenheit, ihm für seine reiche Mühewaltung unsern herzlichsten Dank auszusprechen, und wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß Walter Hammer trotz der neuen Pflichten, die ihn rufen, auch fernerhin in der Lage sein wird, von Zeit zu Zeit im Vortrupp das Wort zu ergreifen.

Da nun Walter Hammer von der Herausgabe des „Hohen Meißners" zurücktritt, besteht für uns kein Grund mehr, die Beilage weiter erscheinen zu lassen. Der „Hohe Meißner" ist im recht eigentlichen Sinne des Wortes Walter Hammers geistiges Kind gewesen; seiner Anregung entsprechend haben wir die Beilage seit Februar dieses Jahres erscheinen lassen und haben — natürlich mit der Begrenzung durch die feststehende Richtung des Vortrupp — ihm dann Gelegenheit zu geben versucht, seine Gedanken darin zu entwickeln.

Wie zu Beginn unsres Leitaufsatzes im 2. Aprilheft 1919 hervorgehoben, gehört zwar die (gelegentliche) Beschäftigung mit der Jugendbewegung zu den Aufgaben des Vortrupp; wie auch dort klar betont ist, als eine Aufgabe unter vielen. Das Bestehen einer besondren Jugendbeilage hatte aber für den Vortrupp (wie sich das während des Bestehens unsrer früheren Jugendbeilage „Vortrupp-Jugend" gezeigt hat) den Nachteil, daß er von schlecht Unterrichteten und Unklaren wieder und wieder als ein „Organ der Jugendbewegung" angesprochen wurde. Der Vortrupp ist das aber seinem Wesen und Willen nach keineswegs, er wendet sich an alle Alterskreise. Derjenige Teil unsrer Leserschaft, der zur Jugend gehört, liest und verbreitet uns, weil er unsre sachliche Stellung zu den Dingen teilt.

Dr. R. Kraut.

Freideutsches Schriftwerk.

In einer durchgesehenen zweiten Auflage hat Gustav Mittelstraß die 1913 auf dem Meißner gehaltenen Reden von Bruno Lemke, Gottfried Traub, Knud Ahlborn, Gustav Wyneken und Ferdinand Avenarius neu herausgegeben (Freideutscher Jugendverlag, Adolf Saal, Hamburg). Es wird einem nicht leicht, sich mit den neuen Buchpreisen abzufinden, die sich aber mit den Herstellungskosten durchaus in Einklang befinden —: 3 Mark kostet das allerdings noch ganz vorzüglich ausgestattete Heft jetzt. Wir stimmen mit dem Herausgeber in der Meinung überein: „Vielleicht, daß ein Sichversenken in den Ideengehalt jener Tage uns Klarheit bringt für die Zukunft, uns führt zum Wesentlichen." Allen Meißner-Genossen wird das Büchlein eine liebe Erinnerung sein, zumal fünf Bilder auf Kunstdruckpapier neu hinzugekommen sind. Wer erst später zu unserer Bewegung gestoßen ist, kann hier in knapper Form ihre Wurzelkräfte kennen lernen. Die beiden einführenden Kapitel wie auch die Einleitungsworte Bruno Lemkes zeichnen deutlich den Rahmen jenes ewig denkwürdigen Jugendfestes, nach dessen Schauplatz unsere Vortrupp-Beilage mit bewußter Symbolisierung benannt worden ist.

Der Krieg hat uns wohl die Hälfte der Meißner-Wallfahrer geraubt. Dem unermüdlichen Wirken einiger Getreuer verdanken wir es, daß der Krieg nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollends erstickt hat, was damals auf dem Meißner keimte. Als der Krieg beendet war, flackerte die unter der Oberfläche wach gehaltene Glut in vielen grellen und unruhigen Flammen neu auf. Mancher mag mit der Hoffnung zur Freideutschen Führerwoche nach Jena gefahren sein, dort ein zweites Meißner-Erlebnis zu finden und die alte zupackende Begeisterung wieder in einer einzigen mächtigen Flamme auflodern zu sehen. Indessen wollte sich diese Hoffnung in Jena noch nicht erfüllen. Was es in Jena an Bedeutungsvollem gegeben hat, habe ich im „Hohen Meißner" bereits ausführlich geschildert. Nun kommt Knud Ahlborn, der unentwegte Fackelträger, mit einem ausführlichen Bericht über die Jenaer Tagung heraus. (3 Mark. Im Freideutschen Jugendverlag Adolf Saal, Hamburg unter dem Titel „Krieg, Revolution und Freideutsche Zukunft" erschienen.) Ahlborn hat es verstanden, uns ein lebendiges Bild der Jenaer Tage zu zeichnen, indem er seine persönlichen Eindrücke ergänzend und vertiefend mit rein Referierendem verknüpfte. Die meisten der in Jena gehaltenen Reden findet man wortwörtlich wiedergegeben, weshalb alle Freideutschen, die in Jena nicht dabei sein konnten, empfehlend darauf hingewiesen seien.

Die Mannigfaltigkeit der Probleme, die das Freideutschtum gegenwärtig tief bewegen, zeigt sich in einer von Adolf Grabowsky und Walter Koch herausgegebenen Schrift: Die freideutsche Jugendbewegung. Ursprung und Zukunft (3 Mark. Verlag Fr. A. Perthes, Gotha)*).

Daß sich darin aber das Gesamtbild der Freideutschen Jugend spiegelt, muß ich bestreiten, weil die lebensreformerisch gerichtete Jugendbewegung, wie sie gerade in unserm Hohen Meißner vertreten wird, zu kurz kommt. Von der Freideutschen praktischen Lebenskunst und vom Freideutschen Berufsidealismus ist darin sehr wenig die Rede, noch viel weniger von den politischen Gegenwartsaufgaben, von der Stellung zum Staat und zum Neuaufbau. Professor August Messer, dessen hier bereits empfohlene Schrift „Die Freideutsche Jugendbewegung" (Beyer und Söhne, Langensalza) demnächst (bis zur Gegenwart fortgeführt) in 3. Auflage erscheinen wird, gibt zunächst einen knappen Überblick über die Entwicklung der Freideutschen Jugendbewegung, wobei er, ausgehend von den durch die Revolution hervorgebrachten neuen Gegensätzen, auch auf unsern „Hohen Meißner" zu sprechen kommt: „Die Politischen Rundbriefe", die Karl Bittel seit Anfang Oktober 1918 herausgibt, vertraten immer deutlicher eine links-radikale Politik. Man schritt bis zur Verherrlichung des Bolschewismus. Kreise, die für eine mehr organische Weiterbildung des Bestehenden in sozialem, aber zugleich nationalem Geiste eintreten, vertreten ihre Gedanken . . im „Hohen Meißner", einer von Walter Hammer (Elberfeld) herausgegebenen Beilage der bekannten Zeitschrift „Vortrupp". Recht beachtenswert sind die Ausführungen Traugott von Stackelbergs über die ewigen Güter. Er ruft zur Meisterschaft auf und betont treffend: „Jugend ist Lebensintensität und nicht psychologische Tüftelei". Was Knud Ahlborn über den Menschheitsgedanken sagt, ist ebenso wesentlich und lesenswert wie Meinhard Hasselblatts grundsätzliche Erörterungen über Jugend und Politik. Auch Hans Blüher ist mit einem Beitrag über die Grenzen der Jugendbewegung vertreten, in dem er zur Männlichkeit aufruft, wie überhaupt in der ganzen Schrift der Ruf nach befreienden Taten laut wird. Was Franz Sachs über das Verhältnis der Geschlechter und Elisabeth Busse-Wilson über Liebe und Kameradschaft zu sagen wissen, zeugt ebenso von unerschrockener Fehde gegen konventionelle Lebenslügen, wie die Aufsätze von Landerziehungsheims-Direktor G. H. Neuendorff über die Erziehungsfrage in der Jugendbewegung und Harald Schultz-Henckes Ausführungen über die Revolution des

*) Zu beziehen durch die Arbeitsgemeinschaft der Frd. Jugend (e. V.), Altona-Othmarschen, Cranachstr. 40, gegen Zahlung von 3 M. (und 20 Pf. Postgeld) an deren Postscheckkonto: Hamburg 25454.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterrichts. Walter Kochs Worte über Jugend und Geschichte sind ebenso lesenswert wie die von Willi Wolfradt über Jugend und Kunst. In dem Buche spricht sich deutlich ein Übergang aus, immer wieder erschallt aus ihm der Ruf nach Mannheit, gestaltender Meisterschaft. Es hat den Anschein, als bahne sich eine resolute Absage des Freideutschtums an jene „älteren Wandervögel" an, die aus der Pubertätswirrnis nicht herauskommen können und sich aus lauter Verlegenheit mit allen möglichen Nichtigkeiten herumschlagen. Es wird nachgerade Zeit, sich von dem ganzen Wandervogel der Gegenwart loszusagen, weil er (von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen) in seiner selbstgefälligen Aufgeblasenheit nicht mehr viel Wesentliches mit jenem Wandervogel der Vorkriegszeit gemeinsam hat, jenem Wandervogel, der mit an der Wiege unserer Freideutschen Jugendbewegung gestanden hat. Das Freideutschtum steht im Begriff, seine Gegenwartsaufgaben zu erkennen und zu erfüllen. Lange genug hat man sich auf Selbstkultur beschränkt, lange genug politisch sich gebärdet. Nun handelt es sich darum, politisch zu handeln, wirklich politisch zu werden, als Kraft das Volk zu durchdringen, freideutscher Art Einfluß im öffentlichen Leben zu erzwingen, Führer dem Volke zu werden. Daß hierbei das Freideutschtum nicht versagen wird, diese erfreuliche Gewißheit kann jeder aus dieser Schrift schöpfen, der die Entwicklung der Bewegung seit längerem verfolgt hat. Uns älteren Führern, die wir schon seit einem Jahrzehnt mitten in der Bewegung drin stehen, ist diese Schrift als verheißungsvolles Anzeichen unentbehrlich. Noch aber fehlt uns eine kleine aufklärende Schrift, die wir gesinnungsverwandten Menschen in die Hand geben können, wenn sie den Weg zu uns suchen. Schlicht sollte darin von unserer Art die Rede sein, vor allem von unserem Freideutschen Lebensstil. Wie oft kommt man mit jungen Menschen ins Gespräch, denen man gern mehr von freideutscher Art vermitteln möchte, wozu meist aber Zeit und Gelegenheit fehlen. In solchen Fällen müßte man wegweisende Schriften zur Hand haben. Die Arbeitsgemeinschaft der Freideutschen Jugend (e. V.) will meinen Vorschlägen entsprechen und demnächst mit gewissermaßen programmatischen Richtlinien herauskommen, die man dann zusammen mit Probenummern der einschlägigen Zeitschriften zu Werbezwecken stets bei sich tragen sollte. Es laufen ja leider noch so viele wertvolle junge Menschen einsam in der Welt herum, die recht innerlich zu uns gehören, aber von uns nichts wissen. Ihnen müssen wir näherkommen und mit ihnen zusammen am Bild des freideutschen Menschen weiter gestalten.

Walter Hammer.

Nachträgliches vom Potsdamer Jugendtag.

Unser Bericht über die von Verlagsdirektor Wulle (Deutsche Zeitung) ins Werk gesetzte Jugendzusammenkunft in Potsdam (23.—25. August), veröffentlicht in unserem ersten Oktoberhefte, ließ nicht deutlich genug durchblicken, daß es sich da ganz ausgesprochen um den Versuch gehandelt hat, die Jugend wieder einmal vor einen Parteikarren zu spannen, daß es ferner dem Dazwischenkommen der Freideutschen zu verdanken ist, wenn den Veranstaltern ein dicker Strich durch ihre Rechnung gemacht wurde. Es sind da noch so etliche erbauliche Einzelheiten bekannt geworden, die nachgetragen zu werden verdienen.

Nach dem in unserem Sinne wohlberechtigten Worte eines Wandervogels, daß Jugend im innersten Wesen immer revolutionär sei, wobei keineswegs an Spartakus gedacht wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Alldeutsche Herren sollen ihre Regenschirme geschwungen haben: „Sie haben uns unseren ganzen Jugendtag verdorben!" Ein anderer deutscher Mann forderte sogar Zirkusdressur: „Es ist ein Skandal, was diese jungen Bengel sich herausnehmen. Hätten wir doch eine Prügelmaschine zur Stelle!"

Als es Verlagsdirektor Wulle fertiggebracht hatte, sich in seiner „Deutschen Zeitung" als der „Schöpfer der deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jugendbewegung" feiern zu lassen, hielten es einige Freideutsche Führer für geboten, dem engherzigen, nichts als alldeutsch-antisemitischen Standpunkt der Festveranstalter entschieden entgegenzutreten. Sie gaben dem neuen Jugendwillen in einem Bekenntnis Ausdruck, das von Norman Körber, Knud Ahlborn und Ferdinand Goebel herausgearbeitet worden ist: „Die im Wandervogel aufgewachsene und in der Freideutschen Jugend gesammelte Generation erstrebt eine wirkliche, alle Glieder und Stände umfassende Volksgemeinschaft, die sich als ebenbürtiges Glied der neu zu schaffenden Völkergemeinschaft einordnen soll. Sie betrachtet es als ihre eigene, besondere Aufgabe, Bande menschlich persönlicher Art zu allen Volksgenossen, in erster Linie zur proletarischen Jugend zu knüpfen als Voraussetzung für die Errichtung der übergeordneten Einheit. Sie lehnt es ab, die Aufmerksamkeit wieder nach dem alten, durchaus unbewährten nationalistischen Rezept auf die Fehler anderer (der Juden, der „Erbfeinde" usw.) zu lenken, da bei uns selbst genug zu bessern ist. Sie bekämpft die unselige nationalistische Ehr- und Prestigepolitik, die den schönen Schein nach außen über alles andere stellt und fordert statt dessen einen inneren Neubau unseres sozialen Organismus von Grund auf, nach Niederreißung aller Gesellschaftsschranken und Klassensonderrechte: die vorbehaltlose gegenseitige Hilfe aller Volksgenossen. Sie fordert endlich entschlossene Abkehr vom Nationalegoismus und Hinwendung zum Gedanken der gegenseitigen Hilfe auch der Völker." Das ging dem Potsdamer Kasten- und Knutengeist böse wider den Strich. Aber man verbiß seinen Groll bis auf eine Dame mit Straußfedergarnitur auf dem Kopfe, die durch den Saal wehklagte: „Armes Deutschland! Das ist der Ruin des Vaterlandes!" Diese schöne Prophezeiung durfte den Lesern des Hohen Meißner nicht vorenthalten werden, weil sonst sie sich vielleicht noch weiter an solchem „Vaterlandsverrat" beteiligen könnten. Aber es soll tatsächlich einige Wandervögel gegeben haben, die Herrn Verlagsdirektor Wulle schließlich doch noch auf den Leim gegangen sind.

Walter Hammer.

Von der Partei der Parteilosen.

Ein Deutscher zog einst aus, um sein Volk zu suchen. Und er kam zu den Sozialdemokraten und hörte, daß sie das Volk seien. Und die Freisinnigen, Ultramontanen, Konservativen, Judengegner, sie alle behaupteten, das Volk stehe hinter ihnen. Da war er verzweifelt und wollte sich aufhängen. Der Strick riß, und der Fall brachte ihn zur Besinnung. So wanderte er weiter und suchte nach solchen, die keiner der Sippen angehörten. Und als er die Zahl dieser so in Gedanken überschlug, zeigte sich, daß sie die Mehrheit bildeten. „Aus ihnen", sagte er sich getröstet, „wird das Volk von neuem erstehen, sobald es nottut." — Und nun wartet er.

Otto von Leixner.

Spruch.

Jüngling, du bist frei zum Flug,
sei nur immer Mann's genug!
Spring aufs Glücksrad, rolle, rolle
durch die Welt, die wettlauftolle;
nimm als Lohn die eigne Bahn,
aller Ruhm ist fremder Wahn.

Richard Dehmel.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Elster, Dr. Alexander: Das Konto des Alkohols in der deutschen Volkswirtschaft. M. 3.—. Neuland-Verlag, Hamburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. Januar 1919

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1919

Vortrupparbeit ist Aufbauarbeit.

Ein Gruß zum neuen Jahre.

> Die Forderung einer kräftigeren Herausbildung der Gegenwart kann zum Segen nur wirken, wenn sie mit einer Vertiefung des Lebens zusammengeht, und wenn die Gegenwart Ewiges in sich zu schließen vermag.
>
> Rudolf Eucken,
> Die geistigen Forderungen der Gegenwart.

Allen Mitgliedern des Deutschen Vortruppbundes und allen Freunden unserer Zeitschrift und unserer Bestrebungen ruft die Bundesleitung zum Beginn des neuen Jahres ein kräftiges „Heil" zu, um damit herzliche Wünsche für das Glück und Wohlergehen jedes Einzelnen und für eine gedeihliche Entwicklung des „Vortrupp" und der aus ihm hervorgegangenen Bewegung zum Ausdruck zu bringen. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß uns dieses Jahr den langersehnten Frieden bringen wird, aber wir wissen auch, daß es für alle Frauen und Männer, die ihr Vaterland lieb haben, gilt, sofort sich für alle Arbeiten und für jene Ordnung einzustellen, durch die allein uns der Friede gesichert werden kann. Jetzt wird mehr als je Aufbauarbeit von uns verlangt, und Vortrupparbeit ist Aufbauarbeit. Gehören zu unserer Gefolgschaft erst viele Zehntausende deutscher Frauen und Männer, dann werden ebenso viel gewandelte Herzen für die großen Ideale des Völkerfriedens und der Volksaufartung schlagen und dazu beitragen, daß das, was der „Vortrupp" bietet, niemals zu den „blassen Gedankendingen" gehören kann.

Deshalb sei bei Beginn des neuen Jahres zunächst nochmals an die herzlichen Bitten erinnert, die Hermann Popert als Herausgeber des „Vortrupp" zum Schlusse von Heft 23 des vorigen Jahrganges an alle Leser gerichtet hat. Zur Aufbauarbeit für unsere Zeitschrift für das Menschentum unserer Zeit, zur Verbreitung unserer Anregungen und zur Verwirklichung unserer Ideale brauchen wir Menschen mit Herzen voll Begeisterung und mit starkem Willen zur Tat. Werbt uns neue Freunde, das ist deshalb immer wieder der Ruf, den wir solange erschallen lassen müssen, bis unser Einfluß auf unser ganzes Volksleben so gesichert ist, daß er zum Segen aller Volksgenossen sichtbar gespürt werden kann. Und wie so manche freundliche Zuschrift beim Jahresanfang bewiesen hat, ist es gar nicht so schwer, einige neue Bezieher auf den „Vortrupp" zu gewinnen. Werbedrucksachen stellt der Verlag gern zur Verfügung und sendet auf Wunsch auch Probehefte an diejenigen Frauen und Männer, an die man sich gewendet hat, um sie für unsere Zeitschrift zu erwärmen.

Jetzt bei der Rückschau auf die letzten vier Jahre wird es uns besonders stark bewußt, wie tief der Krieg unsere in so erfreulichem Aufblühen begriffene Vortruppbewegung getroffen hat. Nahe an viertausend Vortruppleser waren Ende 1914 bereits im Heeresdienst, und viele Hunderte von begeisterten Freunden, die mit so freudigem Glauben an die Sendung und die Notwendigkeit des „Vortrupp" bis zum letzten Atemzuge rechte „Krieger im Heere des Lichtes" waren, sind uns in diesem unsinnigen Menschenmorden entrissen worden. O so viele waren darunter, von denen wir Großes für die Zukunft erwarten durften, Führernaturen der besten Art, und so viele, die auch da draußen vor dem Feinde bis zu dem Tage, da das unerbittliche Schlachtfeld ihr Leben gefordert hat, emsig bemüht gewesen sind, für die Vortruppgedanken bei ihren Kameraden sich einzusetzen. Sollten wir ihnen wohl besser danken können, als wenn wir mit verdoppeltem Eifer in ihrem Sinne wirken? Möchte doch ihr Geist in allen, die daheim geblieben sind und in denen, die in die Heimat zurückkehren konnten, lebendig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Dann kann uns um das Gelingen unserer Wiederaufbauarbeit nicht bange sein.

Gerade unter unseren Soldaten waren sehr viele — mehr als die Hälfte — denen es ein Herzensbedürfnis gewesen ist, durch den Beitritt zum Deutschen Vortruppbunde sich besonders zum „Vortrupp" und seinen Aufgaben zu bekennen. Hatte der Deutsche Vortruppbund doch zu Beginn des Krieges in etwa 150 Orten unseres Vaterlandes eigene Ortsgruppen, davon etwa 80 mit einem außerordentlich regen Leben. Hier hat der Krieg zum Teil so zerstörend gewirkt, daß ganz neu aufgebaut werden muß. Aber schon regen sich überall alte und neue Kräfte, und wenn der für dieses Jahr vorgesehene zweitedeutsche Vortrupptag — laut Beschluß in Hamburg — stattfinden wird, hoffen wir bestimmt, von einem erfolgreichen Vorwärtsschreiten des „Vortrupp" und der Vortruppbewegung berichten zu können. Da sollen dann die Hauptfragen unserer Zeit im Vortruppsinne behandelt werden und unsere Gesinnungsgenossen Gelegenheit finden, im gegenseitigen Gedankenaustausch sich zu bereichern und sich näher kennen zu lernen. Über den Zeitpunkt unserer Zusammenkunft kann näheres erst bestimmt werden, wenn die Verkehrs- und Lebensverhältnisse im Reiche bessere als gegenwärtig sind.

Ein Jahr umfangreicher Arbeit für den Aufbau des neuen Reiches liegt vor uns. Es liegt an uns, ob von unserem Wirken dabei etwas zu spüren sein wird. Wohlan, schreiten wir vom Vortrupp voran, Schulter an Schulter, erfüllt von der Überzeugung: Vortrupparbeit ist Aufbauarbeit! F. H.

Ein letzter Brief.

Unzählige begeisterte, herzerfrischende Zuschriften sind uns während des Krieges aus dem Felde geworden. Viele Briefe waren darunter, die uns gezeigt haben, wie mit wahrem Feuereifer unsere Freunde bemüht gewesen sind, unsere Ideale tapfer gegenüber denjenigen zu vertreten, die von einem Verantwortungsgefühl für unser Volk noch nicht erfaßt waren, und immer wieder leuchtete uns die helle Freude über den „Vortrupp" und sein Wollen daraus entgegen. So manche unserer Besten sind nicht zurückgekehrt und können uns nun persönlich in der Heimat nicht mehr helfen, die Herzen stark und warm für die großen Aufgaben der Zukunft zu machen. Doch schweigend mahnen und begeistern sie uns, unsere Kräfte zu verdoppeln und in ihrem Namen mit zu schaffen. Unter den tagaus, tagein zu uns gesandten Briefen hat uns keiner inniger bewegt, als der letzte Brief, den ein lieber Freund aus dem Felde uns geschrieben. Seine darin ausgesprochene Todesahnung bestätigte sich leider nur zu sehr. Die furchtbare Offensive im Westen entriß ihn uns am 18. Juli vorigen Jahres, einen Tag später als der nachstehende, dem Treuen zum Gedächtnis hier wiedergegebene Brief geschrieben worden war:

Im Felde.

An
den deutschen Vortrupp-Bund!

Im Biwak, am Vorabend schwerer Kämpfe, schreibe ich diese Zeilen. Es drängt mich, beim Abschied aus dem Leben der Bewegung, der ich von ganzem Herzen angehörte, zu sagen, was sie mir war. Ich habe die Bestimmung getroffen, daß dieser Brief nach meinem Tode abgeschickt wird.

Zum ersten Male bekam ich ein Heft des „Vortrupp" und die Broschüre „Auf Fichtes Bahnen" im Lazarett in Spa in die Hand. Die Ideale, die der „Vortrupp" vertritt, waren mir längst vertraut und als ich jenes Heft zu Gesicht bekam, hatte ich gefunden, was ich schon so lange gesucht und war begeisterter Anhänger. Durch den „Vortrupp" wurde ich mit der „Freideutschen Jugend" bekannt. Sie kann mich zu ihren getreuesten Jüngern zählen, wenn ich auch noch keinem ihrer Bünde beitreten konnte.

Was mir der „Vortrupp" in der Folgezeit war, läßt sich mit Worten nur schwer sagen. Im öden Frontdasein, im trostlosen Schützengrabenleben, in schweren Stunden, wenn ich an allem verzweifeln wollte, gab mir der „Vortrupp" Trost und Licht. Die mancherlei Erfahrungen des Krieges, die schweren Enttäuschungen, die ich erlebt, hatten mich beinahe zum Menschenverächter gemacht und den Glauben an die Menschheit in mir getötet. Der „Vortrupp" gab mir wieder Hoffnung und Schaffensfreude. Die Tage, an denen ein Heft ankam, waren Festtage für mich. Früher war es mir eine schwere Bedrängnis, daß ich inmitten der großen Masse so allein und vereinsamt stand und mit niemandem meine Gedanken austauschen konnte. Auch hier hat mir der „Vortrupp" durch Vermittlung geholfen und wir bildeten dann einen Kreis von Vortrupplern, Wandervögeln, Freideutschen, in dessen Mitte ich herrliche Stunden verlebte. Nun eine Bitte. Ein schweres Gewitter bedroht unsere Jugendbewegung: das Reichsjugendwehrgesetz. Ich bitte Sie, kämpfen Sie mit allen Mitteln dagegen. Mit der Einführung der Zwangsjugendwehr raubt man der Jugend ihr höchstes Gut, ihre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiheit. Der militärische Zwang und Drill wird hineingetragen in eine Zeit, in der sich der junge Mensch zu einem selbständigen Charakter entwickeln soll. Auf diese Art aber erreicht man das niemals, dadurch erzieht man Automaten und Dutzendmenschen, die nie selbst auf eigenen Beinen stehen können. Man begehe keinen Knospenfrevel und lasse der Jugend ihre Freiheit. Sie soll hinauswandern ins deutsche Land und dort Liebe zur Natur und Heimat, zu allem Schönen, Wahren und Guten finden. Das kann sie nicht unter militärischer Führung.

Unseren herrlichen Idealen gehört die Zukunft, sie werden das deutsche Volk zur Gesundung und zum Heile führen. An ihrer Verwirklichung konnte ich während des Krieges kaum mitarbeiten. Ich hatte gehofft, mich in kommender Friedenszeit mit dem ganzen Feuereifer der Überzeugung in den Dienst der guten Sache stellen zu können. Diese Hoffnung hielt mich aufrecht in trüben Zeiten. Dieser mein höchster Wunsch ist aber nicht in Erfüllung gegangen. Es bleibt mir nur übrig, zu wünschen, daß dem deutschen Vortruppbunde und der Freideutschen Jugend der Sieg beschieden sein möge. Mögen Sie zum Wohle unseres Volkes weiter daran arbeiten, unsere hohen Ideale der Verwirklichung näher zu bringen. Der Materialismus, der Wuchergeist, der unsere Tage noch beherrscht, muß verschwinden und dem neuen Idealismus weichen.

Das ist mein Wunsch, mit dem ich in den Tod gehe.

Heil und Sieg der guten Sache!

Paul Zimmermann, stud. electr. Karlsruhe i.B.
Vizefeldwebel u. Offiziersaspirant im Füsilier-Regiment 40.

Deutscher Vortruppbund.

Auf der Hauptversammlung unseres Bundes, die anläßlich des ersten deutschen Vortrupptages 1914 in Leipzig stattgefunden hat, wurde der Bundesvorstand gebeten, die Satzung des Bundes den verschiedenen Anregungen entsprechend neu zu gestalten. Dazu waren im Laufe der Zeit eine Anzahl Anträge aus verschiedenen Ortsgruppen gekommen. Diese Anträge waren zumeist den Erfahrungen entsprungen, die in den Vortruppgruppen bei der Werbung und bei der Arbeit gemacht worden sind. Die Anregungen und Wünsche richteten sich im wesentlichen auf drei Punkte: Erstens sollte in der Satzung eine gewisse Bindung des einzelnen Mitgliedes auf das Wesentliche in den Vortruppbestrebungen gefordert werden; zum anderen wünschte man das Verhältnis der Ortsgruppen zur Bundesleitung genauer bestimmt zu sehen und endlich drittens wurde gefordert, daß ein bestimmter Mitgliedsbeitrag festgesetzt werde, damit der Deutsche Vortruppbund mit bestimmten Eingängen zur Deckung seiner Unkosten rechnen könnte.

Der Bundesvorstand hat jetzt nach eingehender Beratung die neue Satzung unter Berücksichtigung der früheren Erfahrungen und der gegebenen Anregungen aus den Kreisen der Ortsgruppen und der Einzelmitglieder fertiggestellt. Nachstehend wird die Satzung mit der Bitte an alle Mitglieder zum Abdruck gebracht, sich nun auf diese neuen Festlegungen einzustellen. Wir geben uns der Hoffnung hin, die nicht ganz klaren Bestimmungen der früheren Satzung jetzt scharf umrissen zu haben, so daß mit dieser neuen Satzung ein erfreuliches und sicheres Arbeiten gewährleistet werden kann. Wir würden uns sehr freuen, wenn a l l e bisherigen Mitglieder des Deutschen Vortruppbundes auch auf Grund der neuen Bestimmungen zu unserem engeren Vortruppkreise sich bekennen wollten. Es sei aber ausdrücklich auf § 1, Absatz 2 der Satzung aufmerksam gemacht.

Unsere Mitglieder werden freundlich gebeten, die §§ 2, 4, 7, 8 der neuen Gesetze besonders zu beachten. Die Satzungen der Vortruppgruppen sind nun entsprechend der Hauptsatzung zu ändern. Zweckmäßig ist es, die Ortsgruppensatzung nur in wenige Bestimmungen zusammenzufassen, etwa nach den Vorschlägen auf S. 4 der „Ratschläge zur Gründung und Ausgestaltung von Vortruppgruppen", die von unserer Geschäftsstelle gern übersandt werden. Es empfiehlt sich, auch in den Ortsgruppen keinen höheren Mitgliedsbeitrag für das Vereinsjahr als vier Mark (eine Mark vierteljährlich) zu erheben; von diesem Beitrage sind eine Mark an die Geschäftsleitung des Deutschen Vortruppbundes zur Deckung der Unkosten für allgemeine Drucksachen abzuführen, so daß der Ortsgruppe noch drei Mark verbleiben. Mitglieder der Ortsgruppen entrichten ihren Beitrag an den Ortsgruppenvorstand, Einzelmitglieder zahlen ihren Beitrag am besten mittelst Zahlkarte auf Konto Nr. 1852 (Alfred Jansen) des Postscheckamts in Hamburg ein.

Es war nötig, diese äußeren, für eine geordnete Geschäftsführung nötigen Bestimmungen hervorzuheben. Der Erfolg der Werbearbeit im Deutschen Vortruppbunde und in den Ortsgruppen hängt aber in erster Linie von dem Geiste ab, von dem sie getragen wird. Möge es unseren Mitgliedern gelingen, in rechter Begeisterung für die großen Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gaben des „Vortrupp“ recht viele neue Freunde um unser Banner zu scharen.

Satzung.

§ 1. Der „Deutsche Vortrupp-Bund“ (D. V.-B.) umschließt als freie Tatgemeinschaft eine engere Gemeinschaft von Beziehern der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp, Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit“. Und zwar umschließt er denjenigen Teil dieser Bezieher, die den im § 2 ausgesprochenen Gedanken unbedingt zustimmen, und diese Gedanken, soweit das in Frage kommt (§ 2 e), in ihrem eigenen Leben in die Tat umsetzen.

Es wird ausdrücklich betont, daß es sich um eine engere Gemeinschaft innerhalb der Bezieher des „Vortrupp“ handelt, daß man also sehr wohl Bezieher des „Vortrupp“ sein kann, ohne Mitglied des „Deutschen Vortrupp-Bundes“ zu sein.

§ 2. Die in § 1, Absatz 1, Satz 2 bezeichneten Gedanken sind:

a) Arbeit an der zwischenstaatlichen Rechtsordnung und an der Abschaffung des Krieges;
b) Förderung des Deutschtums im Inlande und Auslande. Dabei Anerkennung des Deutschtums Aller, die deutsch sein wollen, mithin Ablehnung des gegen deutsche Staatsbürger gerichteten Antisemitismus und damit auch der Bestrebungen, die sich heute den Namen „deutsch-völkisch“ anmaßen;
c) Erhaltung der Deutschen Österreichs als Deutsche und Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich;
d) Ungehinderte Mitarbeit der Frauen an allen Aufgaben des öffentlichen Lebens; Frauenstimmrecht;
e) Unbedingte Absage an die Volksgifte, insbesondere an Alkohol und Nikotin.

§ 3. Der Deutsche Vortrupp-Bund bezweckt vermittels seiner umfassenden Organisation, die Zeitschrift „Der Vortrupp“ möglichst weit zu verbreiten und ihren Einfluß möglichst zu erhöhen: weil er in den von dieser Zeitschrift vertretenen Gedanken, besonders auch in den im § 2 genannten Gedanken, das Bestreben erkennt, in der deutschen Kulturpolitik und deutschen Politik die lebenschaffenden Kräfte zu fördern und den lebenhemmenden Mächten entgegenzutreten.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund“ will diesen Zweck insbesondere auch durch möglichst enges Zusammenwirken mit denjenigen Vortrupp-Lesern erreichen, die nicht Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes sind; diese haben zu seinen oder der Ortsgruppen Veranstaltungen ohne weiteres Zutritt.

§ 4. Bezieher der in § 1 genannten Art werden Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes“ dadurch, daß sie dem Bundesvorstand oder dem Ortsgruppenvorstand ihren Beitritt mündlich oder schriftlich mitteilen. Jemand, der die im § 1 genannten Voraussetzungen im übrigen erfüllt, aber nicht Bezieher des „Vortrupp“ ist, kann Mitglied des Deutschen Vortrupp-Bundes werden, wenn er einen Ehegatten oder mit ihm selbst zusammen wohnende Geschwister hat, die Vortrupp-Bezieher sind. In diesem Falle haben sich die betreffenden Mitglieder über ihre Stimmenabgabe miteinander zu verständigen.

§ 5. Eine neue Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes tritt ins Leben, sobald mindestens acht Vortrupp-Bezieher an einem Orte dem Bundesvorstand erklären, daß die Voraussetzung des § 1 auf sie zutrifft, und daß sie sich zu einer Ortsgruppe zusammenschließen wollen; sobald ferner die Gründung dieser Gruppe sowie ihre Satzung vom Bundesvorstand anerkannt worden sind. Die Ortsgruppenleitung verpflichtet sich, der Geschäftsführung des Deutschen Vortrupp-Bundes vierteljährlich die ergänzte Mitgliederliste einzusenden.

§ 6. Der Bundesvorstand besteht aus dem Herausgeber der Deutschen Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit, „Der Vortrupp“, als Vorsitzendem, dem Schriftleiter, dem Verleger und dem Geschäftsführer. Der Bundesvorstand beruft in allen Fällen, wo er pflichtmäßig es für geboten erachtet, den Arbeitsausschuß ein, der außer dem Bundesvorstande selbst noch 6 Beisitzer mit beratender Stimme umfaßt, die auf einer Hauptversammlung gewählt werden. Vorstand im Sinne des § 26 des B.G.B. ist der jeweilige Geschäftsführer des D. V.-B.

§ 7. Der Deutsche Vortrupp-Bund beruft die Vortrupp-Tage ein. Ein Vortrupp-Tag findet in der Regel alle zwei Jahre statt. Zutritt hat Jeder, der an den Bestrebungen der Zeitschrift „Der Vortrupp“ Anteil nimmt. Anläßlich des Vortrupp-Tages wird eine Hauptversammlung des Deutschen Vortrupp-Bundes einberufen, auf der die in § 6 vorgesehenen Wahlen stattfinden, bei der jedes anwesende Mitglied eine Stimme hat.

§ 8. Der Jahresbeitrag für den Deutschen Vortrupp-Bund beträgt 4 Mark; er ist im ersten Vierteljahr jedes mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Januar beginnenden Geschäftsjahres an die Geschäftsstelle abzuführen. Der Bezugspreis für die Zeitschrift „Der Vortrupp" ist an diejenige Stelle (Post oder Buchhandlung oder Vortrupp-Verlag) zu entrichten, von der man den „Vortrupp" zu beziehen wünscht.

Jede Ortsgruppe erhebt von jedem Mitgliede einen durch ihren Beschluß festzusetzenden Beitrag; der vierte Teil dieses Beitrages ist an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes für die Deckung der Werbedrucksachen und allgemeinen Unkosten abzuführen.

Die Mitglieder erhalten für das laufende Geschäftsjahr eine Mitgliedskarte, die bei Aufgabe der Mitgliedschaft oder bei Abbestellung des „Vortrupp"-Bezuges zurückzugeben ist.

§ 9. Die Bekanntmachungen des „Deutschen Vortrupp-Bundes" erfolgen durch die dem „Vortrupp" als Beilage angefügten „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" oder durch Rundschreiben der Geschäftsführung.

§ 10. Der „Deutsche Vortrupp-Bund" besteht so lange, wie die Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit „Der Vortrupp", das geistige Band, das die Mitglieder des Bundes umschlingt, herausgegeben wird.

Der Arbeitsausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Bundesvorstand:
- Dr. jur. Hermann M. Popert, Vorsitzender, Hamburg
- Schriftleiter Dr. phil. R. Kraut, Hamburg
- Verlagsbuchhändler Alfred Janssen, Hamburg
- Schriftsteller Franziskus Hähnel, Geschäftsführer, Hamburg

Beisitzer:
- Hugo Aurig, Littenweiler bei Freiburg i. B.
- Melanie Ebhardt, Dresden
- Wilhelmine Lohmann, Bielefeld
- Adolf Magener, Kaufmann, Hamburg
- Walter Hammer, Schriftsteller, Elberfeld
- Prof. Dr. phil. Reinhard Strecker, Friedberg i. H.

Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes (D. V.-B.) Hamburg, Spitalerstraße 12.

* * *

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Bautzen. Mit der Zusammenkunft am 21. September setzte unsere Arbeit nach der Sommerpause wieder ein. Der Unterzeichnete sprach über die Ernährung und kam zu folgenden Ergebnissätzen: 1. daß die Ernährungsfrage von sehr großer Bedeutung für den Menschen ist, davon ist jeder ganz natürlicherweise durchdrungen; der Krieg sollte uns aber anregen, einen Begriff von richtiger Ernährungsweise zu gewinnen und diesen zur Geltung zu bringen; 2. da wir eine besonders wertvolle Überlieferung von richtiger Ernährungsweise nicht haben, so müssen wir gesunden Instinkt und sichere Erfahrung zu erlangen suchen, um eine gute Überlieferung auf diesem Gebiete schaffen zu können; 3. das ist nur möglich mittels Durchführung einer strengen Einfachheit und Mäßigkeit in der Ernährung und gesamten Lebensweise, besonders durch die dauernde innere Bereitschaft dazu; 4. das wird wiederum erleichtert durch möglichste Einschränkung des Fleischgenusses und sonstiger Nahrungsmittel, die überreich an Eiweißstoffen sind, durch möglichste Einschränkung von Kochsalzgenuß, durch sparsamen Zuckerverbrauch, durch Verbannung von Pfeffer, Senf, Essig aus dem Haushalt und vom Familientisch ebenso wie der geistigen Getränke mit Einschluß des Weines und sonstiger Alkoholgift enthaltender Genußmittel; denn hierdurch werden die unnatürlichen Reize beseitigt, die uns durch ihre Wirkungen hindern, zu sicheren Erfahrungen zu gelangen; 5. auf diese Weise wird sich eine vernünftige Gestaltung der Ernährungsweise in bezug auf die zeitliche Regelung wie auch auf die Auswahl der Nahrungsmittel herausbilden; 6. die Wissenschaft muß das Verständnis für eine genaue Gestaltung lebendig erhalten und vertiefen; 7. die vernünftige Gestaltung der Ernährungsweise wird sicher in bedeutender Weise zur Erhöhung unseres Kulturzustandes, die auch wir erstreben, beitragen, — unmittelbar durch Beseitigung krankhafter Zustände und Verbesserung der geistigen und leiblichen Gesundheit des Volkes, — mittelbar durch das Freiwerden von Kräften für höhere Aufgaben. — Am 20. September besprach Frl. Stengel einige Aufsätze der letzten Vortrupphefte mit dem Ziel, die Frage: „Was will der Vortrupp?" — erneut zu prüfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die lebhafte Aussprache richtete sich aber in der Hauptsache auf die Bodenreform und die Alkoholfrage. — An diesem Abend wurde auch beschlossen, den Mittwoch als unseren Versammlungstag einzuführen, und zwar werden wir in der Regel den letzten Mittwoch im Monat zusammenkommen. R. Hübsch.

*

Vortrupp Hamburg. Einen besonders schönen Erfolg brachten die stark besuchten letzten Versammlungen des alten Jahres im großen Saale des Gewerbehauses. Pastor Emil Engelhardt zeigte uns in seiner hervorragenden Verdeutschung des von tiefster Poesie erfüllten Dramas „Chitra" von Rabindranath Tagore, wie sehr der große indische Dichter in unserem Sinne zu schaffen versteht. Die tiefsinnige Dichtung behandelt das Problem der Liebe: Von Sinnlichkeit zur Seele. — Zur Rosegger-Gedenkfeier Anfang November war der bekannte Biograph Roseggers Dr. Richard Plattensteiner aus Wien, ebenfalls ein warmer Freund des „Vortrupp", trotz der Unruhen im Reiche zu uns gekommen. Unvergessen bleibt allen Teilnehmern, wie der Vortragende, selbst ein bekannter Volksdichter, das Leben und Schaffen Peter Roseggers lebensvoll allen Hörern vor die Seele zu stellen verstanden hat. Wir ließen bei dieser Gelegenheit ein uns in größerer Zahl geschenktes Flugblatt „Die Grundlagen eines Idealstaates" aus Roseggers Roman „Martin der Mann" verbreiten. —

Am Montag, den 20. Januar, pünktlich 7½ Uhr, wird Oberlehrer Reinhart Biernatzki zu uns über „Das Schicksal und du selbst" (mit Aussprache) reden und am Mittwoch, den 22. Januar werden die aus dem Felde heimgekehrten Mitglieder sich versammeln, um über wichtige Fragen der Zukunft zu sprechen. Es werden u. a. A. Magener, Reinhart Biernatzki, E. Normann, Hermann Popert Ansprachen halten.

*

Vortrupp München. Mitte Oktober haben wir unsere öffentlichen Besprechungsabende mit freier Aussprache wieder aufgenommen und sie auch in bewegter Zeit regelmäßig jeden Dienstag im Arbeiter-Museum durchgeführt. (Unsere wöchentlichen zwanglosen Zusammenkünfte im „Ethos haben wir auf die Donnerstagabende verlegt.) Die Vortragsfolge Oktober—Dezember behandelte „Lebens- und Wirtschafts-Erneuerung". Einleitend sprach unser Obmann Dr. Christen über „Die Wechselbeziehungen zwischen Lebens- und Wirtschaftserneuerung". Unser Schriftwart Will Richter legte dar, welche Bedeutung „Die Obstbausiedlung Eden als bodenreformerisches Beispiel" für uns als Vorläuferin von Freilandsiedlungen hat. (Ein Auszug aus diesem Vortrag erschien in Sohnreys Zeitschrift „Heim und Scholle" und im „Hellauf".) Amtsrichter a. D. Dr. Otto Bauer, ein unermüdlicher Vorkämpfer der Enthaltsamkeitsbewegung, erörterte Fragen der „Politik des Alkohols", insbesondere das Gemeindebestimmungsrecht. Ein Führer des Bayerischen Wehrkraftvereins (Pfadfinder), Franz Ludwig Habbel, sprach über „Die Jugendbewegung als Lebenserneuerungsbewegung". Wenige Tage vor der politischen Umwälzung stellte und beantwortete Will Richter die Frage „Umsturz oder Erneuerung?" In der Aussprache wurde die Möglichkeit eines „Geldstreiks" erörtert. (Vgl. die gleichnamige Schrift des Freiland-Freigeld-Bundes!) Dr. Theophil Christen stellte „Individualismus und Sozialismus" im Wirtschaftsleben einander gegenüber und weckte eine lebhafte Aussprache, in der die Gefährlichkeit der Vorschläge Walther Rathenaus hervorgehoben wurde. Else Wetzel behandelte aus ihrer Erfahrung als Lehrerin heraus den wichtigen Zusammenhang von „Schule und Alkohol". Im Anschluß an Silvio Gesells Schrift „Freiland, die eherne Forderung des Friedens" wurde „Die Bedeutung des Bodenrechts für die Friedensfrage" eingehend besprochen.

Unter unseren Zuhörern konnten wir manche gute Schriften absetzen und viele Werbedrucksachen verteilen.

Aus unserer Ortsgruppe ist die „Geschäftsstelle für Volkswirtschaft" hervorgegangen, deren gemeinnützige Tätigkeit sich rasch erweitert hat. Hauptsächlich befaßt sie sich mit Auskunfterteilung über Wirtschaftserneuerung und mit dem Nachweis einschlägiger Schriften, insbesondere über Bodenrechts- und Währungsfragen. Der von der Geschäftsstelle geleiteten „Wirtschaftsreformerischen Leserunde", die über eine eigene Leihbücherei verfügt, haben sich zahlreiche hiesige und auswärtige Vortruppfreunde angeschlossen. W. R.

*

Vortrupp Nürnberg. Unsere öffentliche Winterarbeit wurde eingeleitet durch eine Vortragsreihe, bezeichnet „Für die neue

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeit". Wir bemühten uns damit, dem bisherigen Mangel an politischer Bildung in weiten Kreisen unseres Volkes abzuhelfen und wollten unser Teil mit beitragen zum Bau des neuen deutschen Hauses. Der erste Vortrag über „Unsere Zukunft und unsere Kinder" wurde gehalten von Herrn Pfarrer Dr. Wilhelm Stählin. Da der Besuch derart stark war, daß viele der Besucher leider nicht unterkommen konnten, so haben wir uns eine Wiederholung erbeten, die auch bereitwilligst gewährt wurde. Auch das zweitemal hatten wir ein vollbesetztes Haus, und wir haben durch diese Veranstaltung uns viele Freunde erworben.

Den Schluß der öffentlichen Veranstaltungen bildete eine würdige Feier, die unseren glücklich zurückgekehrten Kriegern einen herzlichen „Willkomm" bot und sich eines recht harmonischen Verlaufes erfreuen durfte. Nun wurde uns wieder mancher begeisterte, schaffensfreudige Freund geschenkt, der mit uns stehen wird im regen Kampf um ein großes Ziel, im Ringen um Menschentum. Möge uns auch ferner aus tiefen, verborgenen, heiligen Quellen Kraft zuströmen, um weiter erst recht ausharren zu können; denn „schon auf Morgenröten grüßt ein neuer Tag!" Heil!

H. Weinlein, Obmann.

*

Alle Vortruppfreunde, die an ihrem Wohnorte eine **Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes** auf Grund der in dieser Nummer der „Mitteilungen" wiedergegebenen Satzung ins Leben rufen wollen, werden gebeten, sich die soeben erschienene 2. Auflage der „Ratschläge zur Gründung und Ausgestaltung von Vortrupp-Gruppen" von unserer Geschäftsstelle, Hamburg, Spitalerstr. 12, einzufordern.

*

Zur frdl. Beachtung für alle Mitglieder. Den **Jahresbeitrag 1919** für den Deutschen Vortrupp-Bund (siehe Satzung § 8) bitten wir mit Mk. 4 auf unser Postscheckkonto 1852 (Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag) des Postscheckamt in Hamburg mittels Zahlkarte im Laufe dieses Monats zu übersenden. Die Ortsgruppen bitten wir um Abrechnung bis Ende März. Die **Mitgliedskarte**, die nach den Einzahlungen übersandt werden wird, gilt als Bescheinigung.

Die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes"
Hamburg, Spitalerstr. 12.

*

Um die wachsenden Ernährungsschwierigkeiten vermindern zu helfen, hat der Vorstand des „Deutschen Vortrupp-Bundes" an das Reichsernährungsamt eine Eingabe gerichtet, daß Rohzucker, Zuckerrüben und Rübensaft wieder freigegeben werden möchten.

Dringende Bitte.

Durch die Besetzung Elsaß-Lothringens ist u. a. auch unser verehrter Mitstreiter Pfarrer Paul Bruns in Straßburg (bisher Obmann des Vortrupp Straßburg), der vielen Vortruppfreunden durch seinen hervorragenden Vortrag über die Kinderschutzbewegung auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage noch in guter Erinnerung sein wird, in große Not geraten. Er hat, da er nicht Franzose werden kann, sein Heimatland und seinen ihm so lieb gewordenen Wirkungskreis verlassen müssen. Da Mittel ihm nicht zur Verfügung stehen, würde er mit seiner Familie in größte Not geraten, wenn es nicht gelingt, für den so außerordentlich tüchtigen Mann recht bald eine seinen Fähigkeiten zusagende Stellung wieder zu erhalten. Er würde gern ein für ihn geeignetes Pfarramt übernehmen oder die Leitung einer sozialen Anstalt, eines Erziehungsheimes oder die Geschäftsführung einer besonders für den Kinderschutz tätigen sozialen Vereinigung.

Wir bitten unsere Mitglieder dringend, uns auf alle solche Anstellungsmöglichkeiten recht bald aufmerksam zu machen. Briefe an Herrn Pfarrer Bruns selbst bitten wir gleichfalls zur Weiterbesorgung an unsere Geschäftsstelle zu richten.

Der Geschäftsführer des Deutschen Vortrupp-Bundes.
Franziskus Hähnel.

An die aus dem Kriegsdienste zurückgekehrten Vortruppfreunde.

Die meisten unserer Freunde, die im Kriegsdienste gestanden haben, sind während der Zeit im Felde, in den Garnisonen, in den Lazaretten, auf den Märschen usw. mit vielen Kameraden in Verbindung getreten, die sie auch auf den „Vortrupp" und seine Aufgaben aufmerksam gemacht haben. Wir bitten, jetzt die Heimanschriften dieser Kameraden zu sammeln und uns zur Übersendung von Vortrupp-Drucksachen zuzusenden. Wenn nicht anderes gewünscht wird, werden wir diese Drucksachen mit freundlichen Grüßen von dem Vermittler senden. Der Grußempfänger wird sich gewiß über dieses Gedenken sehr freuen.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde. Wir werden ihrer in Treue gedenken.

Carl Lock aus Parchim, Leutnant u. Kompagnieführer. (Gefallen September 1918.)

Richard Aeckerle aus Hamburg. (Gefallen 1918.)

Otto Jacobitz aus Hamburg, Unteroffizier. (Gefallen am 8. Oktober 1918.)

Dietz, Leutnant aus Wiesbaden. (Gefallen Oktober 1918.)

Herm. Meyer aus Leipzig-Schönefeld. (Seinen im Felde erhaltenen Wunden am 18. Oktober 1918 erlegen.)

Tiede aus Hamburg, Musketier. (Im Feldlazarett gestorben Oktober 1918.)

Reichart aus Feuerbach, Schütze. (Gefallen im November 1918.)

Hans Hollmann aus Achelriede-Wissingen, Vizefeldwebel. (Gefallen im November 1918.)

Wilhelm Hinrichs aus Hamburg. (Gefallen am 2. November 1918.)

Fritz Feuchtenberger aus Wachstein, Infanterist. (Gefallen am 30. Juli 1918.)

*

Die Landsgemeinde Schlesien des „Wandervogel" hat soeben ein sehr praktisches Flugblatt „Wandervögel" herausgegeben, in welchem treffliche Ratschläge zur Bildung des „Schülerrates" und der „freien Schulgemeinden" im Sinne der Wandervogelbewegung gegeben werden. Das Flugblatt verdient, in Schülerkreisen unserer Richtung verbreitet zu werden. Es kann zum Preise von 5 Pf. das Stück von dem Leiter der Landsgemeinde Schlesien Richard Hoppe, Glogau, Preuß. Straße 48 I, bezogen werden.

Aus Feld- und Heimatzuschriften.

Unteroff. **G. B.**, 5. Inf.-Rgt. Nr. 104. . . . „Der Vortrupp" gefällt mir in allen Teilen außerordentlich. Die so günstigen Urteile meiner dem „Vortrupp" nahestehenden Kameraden über das Gebotene bestätigen immer wieder mein eigenes Urteil. Der Aufsatz von Fidelis im zweiten Oktoberhefte bewegt mich sehr. . . .

Vzfldw. **P.**, Inf.-Rgt. Nr. 47, 9. Komp. . . . „Der Vortrupp" kam mir gerade wieder zur rechten Zeit, um die geistlähmende Langeweile zu vertreiben. „Der Vortrupp" ist eine Zeitschrift, die mir besonders zusagt und mir so recht aus dem Herzen schreibt. Möchten noch recht viele aus unserem Volke Gefallen an ihm finden. . . .

Signal-Maat **R. H.** . . . Flandernfront 10. 10. 18. . . . Ich halte den „Vortrupp" jetzt schon fast 5—6 Jahre, und ich habe ihm viel zu verdanken. Es freut mich sehr, daß er jetzt auch die schönen, politischen Aufsätze bringt. Die meisten Frontsoldaten stehen wohl auf dem Standpunkt von Fidelis. . . .

*

Unter den Feldzuschriften in Nummer 4 der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vom 16. Oktober 1917 (Seite 20) brachten wir auch eine Äußerung von unserem Gesinnungsfreunde Leutnant H. über seine Beobachtungen in der Auswahl der Zeitschriften, die in den Reformwirtschaften den Besuchern dargeboten werden. Er hatte dabei der Meinung Ausdruck gegeben, daß in sehr vielen Fällen, was auch die Schriftleitung bestätigen mußte, höhere Gesichtspunkte nicht obgewaltet hatten. Um Mißverständnissen zu begegnen, sei ausdrücklich bemerkt, daß unser Freund keineswegs damit eine Kritik befreundeter Zeitschriften der vegetarischen und Naturheilbewegung hat aussprechen wollen. Wir wissen sehr wohl, daß u. a. „Der Naturarzt" als führende Zeitschrift der von ihr getragenen Bewegung (herausgegeben von Dr. med. Schoenenberger und G. Mummert) das weite Gebiet der Gesundheitspflege nicht nur in streng wissenschaftlicher und doch auch mustergiltiger volkstümlicher Weise pflegt, sondern von den Grundsätzen getragen ist, die allein eine Beherrschung des für die Aufartung unseres Volks so wichtigen Gebietes gewährleisten. Wir meinten aber, daß es zum besonderen Vorteil für die Besitzer der Reformwirtschaften wäre, wenn sie von dem Gedanken sich tragen ließen, ihre Gäste aus den verschiedenen Lagern der Lebensreform oder solche, die über ihre staatsbürgerlichen Verpflichtungen noch nicht genügend nachgedacht haben, für ihre Überzeugung zu gewinnen, indem sie unter anderm Zeitschriften wie den „Vortrupp", der alle gesunden Gebiete der Volksaufartung zu vereinigen und zu vertiefen trachtet, auslegen. Das verstand unser Gesinnungsfreund unter „Verständnis für höhere Gesichtspunkte". Die Vortruppfreunde bitten wir bei dieser Gelegenheit nochmals, auch in diesem Sinne für den „Vortrupp" wirken zu wollen.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Jahrgang Nr. 8 — Der Vortrupp — 16. April 1919

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen

des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1919

Der Weg zur Macht.

Bei Zeitschriften, die für die eingehende Würdigung wichtiger Kulturfragen eintreten, hat sich von jeher aus der Bezieher- und Leserzahl ein Kreis derjenigen gebildet, die, erfüllt von Begeisterung für das durch die Schriftleitung Gebotene, sich vornahmen, für „ihre" Zeitschrift kräftig zu werben, damit recht viele Menschen die gleiche Freude daran empfinden möchten. Es haben sich solche Leserkreise zu „Vereinigungen", „Gemeinschaften", „Bünden" usw. zusammengeschlossen, nicht im Sinne des üblichen Vereinsmäßigen, sondern mehr im Sinne einer Tatgemeinschaft. So haben sich bereits im ersten Jahrgange des „Vortrupp" aus den ersten Harringa-Gruppen kleine Vortruppleserkreise gebildet, deren Mitglieder sich zusammenfanden, um die Frage zu erörtern, auf welche Weise der Ausbreitung des „Vortrupp" durch neue Bezieher und damit der Verbreitung der Vortrupp-Ideale am besten gedient werden könnte. Ohne daß es besonders ausgesprochen wurde, sah man den „Vortrupp" mit Recht als eine Dauerfortsetzung von Hermann Poperts „Helmut Harringa" an, und man sagte sich, wer im Sinne eines so allgemein beliebten Buches für die Aufartung unseres Volkes tätig sein wolle, der müsse eben auch um die stärkste Verbreitung des „Vortrupp" sich bemühen. Hand in Hand damit ging die weitere Ausführung mancher praktischen Arbeiten, die durch die Mitarbeiter des „Vortrupp" der Lesergemeinschaft vorgelegt worden waren. So entstanden aus den Lesegruppen des „Vortrupp" die Vortrupp-Gruppen, die sich schon im Herbste 1912 zum „Deutschen Vortrupp-Bunde" zusammengeschlossen haben, um ein einheitliches Arbeiten zu ermöglichen. Dem Vortrupp-Bezieher steht es natürlich vollkommen frei, ob er sich dem „Deutschen Vortrupp-Bunde" anschließen will oder nicht, und es wäre vollkommen falsch, wenn man aus der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zum „Deutschen Vortrupp-Bunde" etwa ein Urteil über den einzelnen Bezieher unserer Halbmonatsschrift fällen wollte. Da der „Deutsche Vortrupp-Bund" eine freie Tatgemeinschaft ist und seine Mitglieder sich besonders kräftig für die Ausbreitung der Vortrupp-Gedanken einsetzen wollen, so war es natürlich notwendig, die Bundesmitglieder auf gewisse Grundsätze des „Vortrupp" zu verpflichten, wie es im § 2 der Satzung dann geschehen ist. Der „Deutsche Vortrupp-Bund" umschließt nach § 1 der Satzung denjenigen Teil der Bezieher, die den im § 2 ausgesprochenen Gedanken unbedingt zustimmen, und diese Gedanken, soweit das in Frage kommt (§ 2 e), in ihrem eigenen Leben in die Tat umsetzen. Es wird dann aber noch besonders hinzugefügt: „Es wird ausdrücklich betont, daß es sich um eine engere Gemeinschaft der Bezieher des „Vortrupp" handelt, daß man also sehr wohl Bezieher des „Vortrupp" sein kann, ohne Mitglied des „Deutschen Vortrupp-Bundes" zu sein. In § 3, Absatz 2, wird noch hinzugesetzt, daß auch die nicht zum Bunde sich bekennenden Bezieher des „Vortrupp" zu den Veranstaltungen des Bundes und der Ortsgruppen ohne weiteres Zutritt haben. Während die Nichtmitglieder des Bundes unter den Beziehern des „Vortrupp" unsere Halbmonatsschrift in erster Linie für sich lesen, sind die Bundesmitglieder besonders auch Leser für andere, nämlich für alle diejenigen, die sie im Sinne des „Vortrupp" beeinflussen möchten. Je stärker also ihr Kreis wird, desto mehr Wellenringe des „Vortrupp"-Geistes werden entwickelt und desto mehr Menschen werden vom „Vortrupp" und seinen Gedanken erfaßt. Noch stärker würde der Einfluß des „Vortrupp" natürlich werden, wenn alle Bezieher des „Vortrupp" ohne Ausnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich bemühen wollten, an der Werbung für den „Vortrupp" kräftig sich zu beteiligen. Daß es nicht so schwer ist, im Laufe eines Vierteljahres einen neuen Jahresbezieher zu gewinnen, haben die letzten Monate in so vielen Fällen bewiesen. Gegenwärtig, wo es um den Aufbau unseres Reiches geht, ist es ganz besonders von Bedeutung, daß eine Zeitschrift wie die unsrige mit ihren großen Aufgaben und Zielen eine möglichst breite Leserschaft findet; denn aus ihr setzen sich dann wieder diejenigen Kreise zusammen, die bewußt durch die Tat das zum Leben führen, was zunächst in starken Gedankengängen der Allgemeinheit vorgelegt wird. Alle Freunde des „Vortrupp", mögen diese zum Deutschen Vortrupp-Bunde sich bekennen oder nicht, werden deshalb gebeten, unabläßig Ausschau nach neuen Vertretern der Vortrupp-Ideale zu halten. So werden wir auf dem Wege zur Macht vorwärts schreiten. F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Breslau. Zurückschauend auf das Jahr, das hinter uns liegt, gedenke ich der frohen Stunden, die wir mit unserm lieben Obmann während seines Urlaubs verleben durften. Die Arbeitslust erwachte darauf von neuem und als Werk entstand unser Landheim. Ja, der Vortrupp Breslau besitzt seit Ostern 1918 ein Landheim. Es ist uns lieb geworden, dieses Häuschen. Außen läßt nichts die Traulichkeit vermuten, die hinter den steinernen Mauern wohnt. Die Einweihung wurde uns allen ein frohes Erlebnis. Ein großer Teil der Breslauer freideutsch-fühlenden Jugend fand sich mit uns zusammen. Bühnenspiel, Reigentänze und Sängerwettstreit füllten den Festtag. Die Einrichtung verdanken wir der Freigebigkeit der im Dorfe wohnenden Eltern eines Vortruppmädels. Das Hausgerät schafften wir durch viele Fahrten hinaus. Neben den zahlreichen Fahrten gab's regelmäßig Freitags Vortruppabende. Wir stritten zwar weidlich über Politik, soziale Fragen u. a. und sangen fleißig dazu, nur eine zielbewußte Arbeit wollte nicht recht zustande kommen. Es fehlte die rechte, hingebende Arbeit eines Einzelnen, eines Führenden. Trotzdem es an ehrlichen Versuchen nicht fehlte. Im Herbste traten wir mit dem Akadem.-Sozialen Verein, der Sozialen Arbeitsgemeinschaft, Berlin-Ost, O.-G. Breslau, und der Gruppe für soziale Hilfsarbeit in Verbindung, um öffentliche Vorträge über soziale Fragen, Jugendpflege und Jugendarbeit zu veranstalten. Die vollständige Ausführung dieses Planes wurde durch die Umwälzung in den Novembertagen leider unterbrochen. Auch auf unseren Kreis wirkte die gewaltige Erschütterung des Volkskörpers ein. Die verschiedenen politischen Ansichten führten zu heißem Meinungskampf, ja sogar zu Trennungen. Endlich kamen unsere Feldgrauen zurück. Bis auf unseren früheren Fahrtenwart, Berth. Ritter, sind sie alle heil; aber auch er behielt Frohmut und Arbeitsdrang. Nun war der Augenblick gekommen, den wir all die Jahre hindurch so tief ersehnt. Frisch ans Werk! Heil!

Friedrich Müller.

*

Vortrupp Hamburg. Der erste Vortragsabend im neuen Vortruppjahre vereinigte uns mit zahlreichen Freunden im großen Saale des Gewerbehauses am 20. Januar zu dem feinen, herzerfassenden Vortrage „Das Schicksal und Du selbst!" von Oberlehrer Reinhart Biernatzki.

Im Anschluß an ein Gegenwartserlebnis unterzog der Vortragende die folgende Frage einer klärenden Prüfung: Wie ist ein Schicksalszwang vereinbar mit der freien Persönlichkeit? Vom naturwissenschaftlichen, vom philosophischen und endlich vom religiösen Standpunkte aus wurde eine einheitliche, in sich geschlossene Gedankenreihe entwickelt. Der Redner ging aus vom Ursachengesetz, auf Grund dessen auch der Mensch in seinen Handlungen unfrei ist. Diese harte Wahrheit wurde nun noch überspannt durch den Glauben an die Bestimmung durch ein übernatürliches Schicksal oder auch durch Gott. Sittliche Freiheit, Verantwortung und Pflichtgefühl müßten wir ins Fabelreich verweisen, wenn nicht Kant als Philosoph durch seine grundlegenden erkenntniswissenschaftlichen Untersuchungen uns bewiesen hätte, daß das Ursachengesetz lediglich innerhalb der Natur Gültigkeit besitzt, dagegen sofort alle Bedeutung verliert, sobald vom Übernatürlichen die Rede ist. Daher ist, so notwendig jede einzelne menschliche Handlung auch ist, solange wir sie von außen durch die Brille des Naturforschers betrachten, so frei der Mensch selbst seinem inneren Wesen nach, der Mensch als „Ding an sich", als sittlicher Wille, als Persönlichkeit! Mit dieser Erkenntnis ist alles Niederdrückende eines Verhängnisglaubens zusammengebrochen für denjenigen, der die Dinge nicht nur als Erscheinung betrachtet, naturwissenschaftlich einschätzt, sondern ihrem inneren Wesen nach und danach wertet. Gott ist nicht dasselbe wie Natur, sondern gerade die Kraft, die uns über die Natur erhebt: es ist der Mensch als Ding an sich, der Mensch als Gott, der im Gewissen dem Menschen als Naturwesen ein höheres Gesetz gibt. Auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Kantischen Grundlage reichen sich die Hände: Die Urweisheit der Inder, wenn sie Brahman (Gott) und den Atman (Das wahre Selbst des Menschen) gleichsetzt, und das Christentum, welches die Wesensgemeinschaft Gottes mit dem sittlich guten Menschen bezeichnet durch das Gleichnis vom Vater und Sohn nach Jesu Wort: Ich und der Vater sind eins. Das gibt die Lösung der zu Anfang gestellten Frage. Die Vorherbestimmung durch Gott, die schärfste Form des Schicksalsglaubens, ist in der Tat vereinbar mit der freien sittlichen Selbstbestimmung des Menschen. Denn im Augenblick der Pflichterfüllung, wo ich der Stimme des Gewissens Gehör schenke, und die sittliche Forderung in die Tat umsetze, gibt mir kein Fremder das Gesetz, sondern ganz allein mein eigener sittlich guter Wille, der mit Gottes Willen eins geworden ist. Damit ist jeder Widerspruch zwischen Schicksalsglauben und freier Persönlichkeit aufgehoben.

Oberlehrer Biernatzki liefert durch seine Ausführungen den Beweis, wie unter Ausschluß aller fremdsprachlichen Fachausdrücke tiefe philosophische Gedanken in durchaus volkstümlicher und doch streng wissenschaftlicher Form entwickelt werden können. Nach diesem Grundsatz ist auch vom Verfasser im Vortruppverlag Alfred Janssen, Hamburg, eine Schrift erschienen mit dem Titel „Das Schicksal und Du selbst!", die den weitesten Kreisen mit ihrer Sehnsucht nach Klarheit in Weltanschauungsfragen in aller Kürze eine grundlegende Einführung in die Kantische Gedankenwelt bietet.

Da sich der Vortrag im wesentlichen mit den Ausführungen dieser Vortrupp-Flugschrift Nr. 51—52 deckte, so verweisen wir hiermit nochmals darauf.

Nach einer, dem Redner in den Grundgedanken zustimmenden Aussprache wurde mitgeteilt, daß zur Vertiefung einer sittlichen und religiösen Weltanschauung unter Führung von Oberlehrer Reinhart Biernatzki der „Volksbund für Kantische Weltanschauung" am Tage dieser Vortruppzusammenkunft begründet worden sei.

Am 29. Januar hatten wir im Bauhüttensaal des Gewerbehauses ein Zusammentreffen mit unsern aus dem Kriegsdienste zurückgekehrten Mitgliedern, die bereits in stattlicher Zahl wieder erschienen waren. So groß die Freude war, sie wohlbehalten in unseren Reihen wieder begrüßen zu können, so aufrichtig bewegte uns auch die Trauer um etwa fünfzig Mitglieder, die der Krieg als Opfer gefordert hatte. Nach der Begrüßung durch den Obmann gab eine Freundin unserm Fühlen durch einen Vorspruch Ausdruck, in dem es u. a. hieß:

Die dunklen Mächte, die die Kraft uns mindern,
Die, Irrwahns voll, die Saat der Zwietracht streun,
Sie gilts zu bannen und ihr Werk zu hindern,
Nie soll solch Kämpfen unserm Volk gereu'n.
Aus tiefem Schacht helft heil'ge Glut entflammen,
So vorwärts, aufwärts alle, frei zusammen.

Nun wir mit Euch aufs neue sind verbunden,
Hebt frohes Hoffen uns das Herz empor;
Wir werden's schaffen, da wir Euch gefunden,
Und schaun beglückt der Zukunft dunkles Tor.
Mit Euch, Ihr Freunde, dürfen's frisch wir wagen
Und Stein um Stein zum neuen Tempel tragen.

Das ist der Gruß, der Eure Brust durchbebe
Wie Frühlingssturm nach starrer Winternacht,
Der hellen Glanz um Eure Heimkehr webe,
Daß froh das Auge in die Zukunft lacht:
Im Heer des Lichts gilt's nun als Kämpfer streiten,
Der Vortrupp seid Ihr für der Zukunft Zeiten!

Dann nahmen A. Magener, E. Normann, Reinhart Biernatzki, Paul Schwanberg und Dr. Hermann Popert das Wort zu herzlichen Grußworten, um gleichzeitig dabei die Gedanken auf die von uns in der Zukunft zu lösenden Aufgaben zu richten. Die rege und anregende Aussprache, an der sich dann außerdem W. Lempelius, Wilm Richter (mit vielen Grüßen vom Vortrupp München), Lisel Salecker, Lotte Arndt, Sosinsky und der Obmann beteiligten, wurde durch die allzu schnell herangekommene Polizeistunde mit dem Wunsche, daß die mit uns arbeitende Jugend rechter Meißner-Geist allzeit beseelen möge, geschlossen.

Am 17. Februar hielt Will Richter, der bisherige Leiter der Geschäftsstelle für Volkswirtschaft in München, einen Vortrag über „Die Lösung der Bodenfrage im neuen Reich". Er legte seinen Ausführungen für die Aussprache die folgenden Leitsätze zugrunde:

1. Gesundheitliche und gesellschaftliche Mißstände (z. B. Wohnungsnot, Geburtenrückgang) lassen sich ohne wirkliche Lösung der Bodenfrage nicht grundsätzlich beheben.
2. Steuern und ähnliche Teilmaßnahmen führen bestenfalls zu einer scheinbaren oder zu einer ungerechten Lösung der Bodenfrage.
3. Im Gegensatz zu Karl Marx' Forderungen, wie zur bisherigen Gesetzgebung, ist der Boden wirtschaftlich, daher auch gesetzlich, völlig von menschlichen Anlagen (Gebäuden usw.) getrennt zu behandeln.
4. Eine wirkliche Lösung der Bodenfrage bietet nur die Verstaatlichung des Bodens.
5. Bei dieser Verstaatlichung sind die Grundeigentümer voll zu entschädigen.
6. Der Staat bezahlt den Boden mit Schuldverschreibungen zu beweglichem Zinsfuß (Partikeln); die Verstaatlichung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringt daher zunächst keine Erhöhung der Staatseinnahmen.

7. Die Bodennutzung hat in privater Bewirtschaftung, d. h. auf Grund langfristiger Pachtverträge (Erbpacht, Erbbaurecht) zu erfolgen.
8. Zur wirklichen Lösung der Bodenfrage gehören volle internationale Freizügigkeit und Abschaffung aller Zölle.
9. Ohne Niederreißen aller Zollgrenzen sind wahrer Völkerbund und dauernder Menschheitsfriede unmöglich.
10. Bodenreform ist kein Allheilmittel.
11. Zur Gesundung der gesamten Volkswirtschaft und zur Ermöglichung ernstlicher Volksaufartung bedarf es außer der Bodenverstaatlichung einer wissenschaftlichen Währungsreform.
12. Private Grundrente und Kapitalzins sind Wurzelschäden unsres Wirtschaftslebens.

Wegen der vorgerückten Stunde konnte nur noch Rudolf Wiesener vom Bunde deutscher Bodenreformer kurz seinen vom Redner abweichenden Standpunkt begründen.

Am 10. März fand die Hauptversammlung statt, in der die neue Satzung und der Sommerarbeitsplan beraten und die Vorstandswahl vorgenommen wurden. Alle Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt. Die Satzung des Vortrupp Hamburg erhielt die folgende einfache Fassung:

§ 1. Der Vortrupp Hamburg ist eine freie Vereinigung derjenigen Vortruppbezieher in Hamburg und Umgebung, die sich durch mündliche oder schriftliche Mitteilung an den Bundesvorstand zur Tatgemeinschaft des „Deutschen Vortrupp-Bundes" im Sinne der Hauptsatzung bekennen.

§ 2. Der Vortrupp Hamburg wird von einem Arbeitsausschuß geleitet, der aus einem Obmann, einem Schriftwart, einem Schatzmeister und fünf bzw. sechs Beisitzern besteht. Unter den letzteren muß sich der Führer der Vortrupp-Jugend befinden.

§ 3. Die Tätigkeit des Vortrupp Hamburg wird nach einem vom Arbeitsausschusse ausgearbeiteten und von einer Mitgliederversammlung angenommenen Arbeitsplane geregelt.

§ 4. Der Jahresbeitrag des Vortrupp Hamburg beträgt mindestens M. 4,—; er ist zu Anfang des Geschäftsjahres oder beim Eintritt zu entrichten. Der Bezugspreis für den „Vortrupp" ist an diejenige Stelle zu bezahlen, von der man die Zeitschrift bezieht.

§ 5. Innerhalb des Vortrupp Hamburg besteht eine Gemeinschaft seiner jüngeren Mitglieder als Vortrupp-Jugend Hamburg. Sie will Jugend im Sinne der Hohen-Meißner-Tagung sein und tatkräftig an der Aufartung unseres Volkes und am Aufbau des neuen Reiches mitwirken. Der von der Vortrupp-Jugend gewählte Führer ist Beisitzer im Vorstande des Vortrupp Hamburg.

§ 6. Der Vortrupp Hamburg besteht so lange, wie er vom Bundesvorstande des „Deutschen Vortrupp-Bundes" anerkannt wird.

Die Vorstandswahl ergab: Obmann: Franziskus Hähnel; stellv. Obmann und Schriftwart: Paul Schwanberg; Geschäftsführer und Kassenwart: A. v. Faber; Beisitzer: Adolf Magener, Ernst Normann, Anny Wilthelm, Reinhart Biernatzki und der zu wählende Führer der Vortrupp-Jugend.

Der Arbeitsplan wird im Anzeigenteil des Vortrupp bekannt gegeben. Die nächsten geselligen Zusammenkünfte bei Dr. Hermann Popert sind am 4. Mai, 1. Juni, 6. Juli (Abfahrt ab Ohlsdorf 1 Uhr 55 nachm.). Der Arbeitsausschuß des Vortrupp Hamburg übernimmt mit dem Bundesvorstande und den noch zu wählenden Unterausschüssen die Vorbereitung des II. Deutschen Vortrupp-Tages, der für Anfang Oktober vorgesehen ist, wenn die Verkehrsverhältnisse es dann gestatten.

Am Montag, dem 17. März, sprach Franziskus Hähnel im Gewerbehaus über „Das Gemeinde-Bestimmungsrecht, eine Hauptforderung im Kampfe gegen den Alkoholismus". Die Mitglieder und Gäste einigten sich nach einer kurzen Aussprache einstimmig auf die folgenden beiden Entschließungen:

I. Der Vortrupp Hamburg und seine Freunde sehen die Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes als das zurzeit wichtigste Mittel zur Bekämpfung des Alkoholismus an und empfehlen nachdrücklich, alle durch den „Deutschen Bund für das Gemeindebestimmungsrecht" unternommenen Vorarbeiten, vor allem auch die Probeabstimmungen, kräftig zu unterstützen.

II. In der Versammlung der Mitglieder und Freunde des Vortrupp Hamburg im Gewerbehaus am 17. März wird folgende Entschließung gefaßt:

Der Vorstand des Vortrupp Hamburg, Ortsgruppe des „Deutschen Vortrupp-Bundes", wolle den „Hamburgischen Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus" bitten, durch die ihm angeschlossenen und nahestehenden Verbände an die neue Hamburgische Bürgerschaft eine Eingabe zu richten, in der verlangt werde

1. die künftige öffentliche Bekanntgabe aller Konzessionsgesuche zur Erteilung einer Ausschankerlaubnis von alkoholischen Getränken;
2. die Beschränkung aller neuen Konzessionserteilungen auf drei Jahre;
3. die Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes zur Regelung der Konzessionsfrage.

*

Vortrupp Nürnberg. Der Anfang in diesem Jahr war hoffnungsvoll, ermutigend und dementsprechend auch von besonderer

Tatkraft beseelt, so daß auch der Erfolg unseren Bemühungen nicht versagt geblieben ist.

Am 11. Januar hatten wir die Freude, den Obmann des Vortrupp München, Dr. Th. Christen, bei uns als Gast in gemütlichem Kreise begrüßen zu dürfen, wobei sich manche wichtigen Gesichtspunkte ergaben, die unsere fernere Arbeit entsprechend bestimmten.

Am 17. Januar sprach Hauptprediger D. Dr. Geyer vor zahlreichen Zuhörern in seiner so wertvollen glücklichen Art über „Soziale Erziehung". Wir waren in der Lage, aus dieser Veranstaltung wiederum die Summe von M. 214,83 für unseren Kriegerheimstätten-Grundstock zurücklegen zu können.

Pfarrer Dr. Ulmer erfreute uns am 31. Januar mit einem Vortrage über „Soziale Seele" und vermittelte dabei seinen Zuhörern tiefgründige, neue Gedanken, die mit großer Spannung und sichtlicher Befriedigung entgegengenommen wurden und Anlaß zu nachträglichem lebhaften Meinungsaustausch gegeben haben.

An unserem Arbeitsabend sprach am 5. Februar der Vorsitzende der Friedensgesellschaft in Nürnberg, R. Leitem, über „Pazifismus". Er ist inzwischen unserer Ortsgruppe beigetreten, und wir haben an ihm eine schätzenswerte Kampfkraft gewonnen.

Am 7. Februar sprach Dr. Christen, München, über „Deutschlands Tod und Auferstehung" und am Samstag darauf im engeren Kreise über „Die Ethik des Zinses". Durch beide Veranstaltungen wurde lebhafte Anteilnahme für die Freigeldfrage erweckt, und wir haben uns auf vielseitigen Wunsch entschlossen, besondere öffentliche Besprechungs- bzw. Leseabende einzuführen, die zurzeit am ersten Montag jedes Monats stattfinden.

Unsere Winterarbeit und die damit verflochtene rege Werbetätigkeit machten sich auch durch außerordentlich starke Nachfrage nach den Zielen der Vortruppbewegung bemerkbar. Wir haben inzwischen manchen sehr wertvollen Freund gewonnen, während viele andere uns durch ihren regelmäßigen Besuch erfreuen und sich in nicht allzu ferner Zeit uns ebenfalls anschließen werden. Wir halten es für gut, für neu hinzukommende Leute eine gewisse Wartezeit einzuführen, um sie vorerst näher kennen zu lernen.

Unsere regelmäßigen Arbeitsabende waren trotz der bis jetzt bestandenen ungünstigen Verhältnisse hinsichtlich Licht und Heizung gut besucht, und die Betätigung ist auch in jeder Beziehung lebhaft und fruchtbringend gewesen. Daß wir unter so angenehmen Verhältnissen tagen konnten, verdanken wir einigen unserer besonders opferwilligen Freunde, deren wir hier gern gedenken.

Die kommenden Wochen bringen eine weitere Fortsetzung unserer Vortragsreihe „Neue Zeit", und auch Vorträge für die Abwehr des Alkoholismus und Kapitalismus, für welchen Zweck wir uns mit verschiedenen uns verwandten Bestrebungen zusammengeschlossen haben. Wir beteiligten uns ferner an einer Eingabe an die Räte für Volksernährung in München wegen Verschwendung großer Mengen Gerste an Brauereien und verlangten Aufschluß und Abhilfe. Wir bekämpfen auch den Rauchunfug der Raucher im „Nichtraucherwagen" der Eisenbahn und betätigten uns auch in politischer Beziehung anläßlich der Wahlen in entsprechender Weise. Das Zusammengehen mit den verschiedenen ernsteren Vereinigungen hiesiger Stadt nimmt immer festere Formen an, und wir sind überzeugt, daß sich daraus noch Erfreuliches entwickelt.

H. Weinlein, Obmann.

*

Vortrupparbeit in Elsaß-Lothringen. Mit der Besetzung Elsaß-Lothringens durch die Franzosen hat dort mit mancher anderen deutschen Kulturarbeit auch die Vortruppbewegung zunächst ihr Ende gefunden. Die altdeutschen Beamten werden des Landes verwiesen, und gar manche unter denjenigen Einheimischen, die sich ihres Deutschtums bewußt sind, werden ihnen folgen. Man kann bedauern, daß sie das Land verlassen und es dem fremden Volke ausliefern, ohne für die Erhaltung des Deutschtums einzutreten. Aber nur einer, dem die Verhältnisse völlig fremd sind, kann ihnen daraus einen Vorwurf machen. Nicht das Streben nach angenehmeren Verhältnissen, sondern innerlich empfundene Wahrhaftigkeit verhindert sie vielfach, Frankreichs Bürger zu werden. Denn nicht nur der Beamte, der seinem Staate den Treueid leistet, jeder Bürger verdankt der Gemeinschaft, in der er lebt, so viel, daß er ehrlicherweise nicht an ihrer Schädigung arbeiten kann. Arbeit für deutsche Kultur läuft aber notwendigerweise in das Streben nach politischer Einigung hinaus. Mit dem Ausscheiden jener Leute sind die elsaß-lothringischen Reformbestrebungen, wie Wandervogel, Vortrupp, ja sogar die Alkoholgegnerschaft, ihrer besten Stützen beraubt, nicht zu reden von den Verlusten, die der Krieg, wie überall in Deutschland, ihren Reihen zugefügt hat.

Darf daraus der Schluß gezogen werden, daß unsere Arbeit unnütz und zwecklos gewesen sei? Ich bin sicher, daß keiner, der an ihr teilgenommen hat, diese Frage bejahen würde. Geht doch ein Glanz aus von jenen Stunden, die wir mit Gleichgesinnten verbrachten, der in unser ganzes künftiges Leben Sonne tragen wird. Und wenn wir nie unsere Heimat wiedersehen sollten, so werden doch die Sonnwendfeuer auf den freien Wasgauhöhen, die bewegten und arbeitsfreudigen Sitzungen im Straßburger Guttemplerheim oder die Vortruppwanderungen in die schöne Umgebung der lothringischen Hauptstadt freudige Erinnerungen bleiben, die uns mit Kraft und Arbeitsfreude erfüllen können. Aber nicht nur Freude haben wir dabei empfunden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nein, es war eine Befriedigung unseres tiefsten Sehnens, eine Erfüllung unserer höchsten Hoffnungen. Im Sichversenken in die Natur, in dem Sichhingeben für die Mitmenschen, im Aufgehen in der Gemeinschaft haben wir das Religiöse in uns geweckt und darin reinstes Glück empfunden. Und dieses Emporgehobenwerden über das eigene Ich haben mehr oder minder stark alle erlebt, die von unserer Bewegung ergriffen wurden. Ist das nicht ihre beste Rechtfertigung? Und ebenso sicher wie die Kreise, die der ins Wasser fallende Stein erzeugt, immer weiter um sich dringen, ebenso sicher ist es, daß die Wirkung jener Erlebnisse weiter dauern wird und immer noch Gutes schaffen muß.

Während einerseits die Arbeit in der Bewegung das Sorgen und Trachten vom eigenen Ich ablenkte, lernte man wiederum in stillen Stunden den tiefsten Grund der eigenen Seele und ihr Bedingtsein kennen. Das stille Durchstreifen der Heimat, der Verkehr mit ihren Menschen, Tieren und Pflanzen machte sie uns lieb und weckte das Gefühl der Verwandtschaft mit ihnen, wir wurden zu begeisterten Söhnen unserer Heimat. Die Mitarbeit gleichgesinnter Volksgenossen aller deutschen Stämme, das freudige Miterleben der spezifisch deutschen Formen und Ausprägungen der Lebensreformbewegung, das Hineinwachsen in die besten Schöpfungen deutscher Geistesart, schufen das unumstößliche Bewußtsein unseres deutschen Volkstums, für das manche von uns, und nicht die Schlechtesten, mit ihrem Leben eintreten durften. Aber noch über das Volk hinaus weist die Tatsache, daß es im Grunde Menschheitsfragen sind, die uns bewegen, daß das Ziel, die menschliche Gesellschaft von unwürdigen Gewohnheiten zu befreien, keine Landesgrenzen kennt. So lernen wir die letzte Schranke überwinden, die Menschen von Menschen trennt, und fühlen uns eins im Streben mit den „Kämpfern im Heere des Lichts" aus allen Ländern. Robert Killian, Haubinda.

*

Der Hauptausschuß für Jugendherbergen, dessen für unser Jugendwandern so bedeutungsvolles Wirken die regste Unterstützung verdient, versendet gern seine Drucksachen an alle, die ihm Helfer sein möchten. Wir bitten unsere Freunde, sich dieserhalb an den Geschäftsführer des Hauptausschusses W. Münker, Hilchenbach, zu wenden.

*

Zur wirksamen Bekämpfung der Alkoholnot in Deutschland wird die Einführung des **Gemeindebestimmungsrechtes** immer mehr als das zurzeit wirksamste Mittel erkannt, vor allem auch, weil dadurch die Aufklärung in viele Kreise getragen wird, die sonst schwer oder gar nicht zu erfassen sind. Unsere Geschäftsstelle, sowie auch die Geschäftsstelle des Deutschen Bundes für Gemeindebestimmungsrecht, Berlin W 57, Bülowstr. 5 II, versendet gern das soeben herausgegebene Werbeblatt. Wir bitten, es in den Kreisen der Vortrupp-Freunde rege zu verbreiten. Zur Unterstützung der Arbeit für das Gemeindebestimmungsrecht eignet sich auch vorzüglich die Vortrupp-Flugschrift Nummer 5 „Das nächste praktische Ziel der Abstinenzbewegung" von Hermann Popert, die an Stelle der bisherigen, völlig vergriffenen Flugschrift eingeschoben worden ist (siehe auch die diesbezügliche Anzeige im „Vortrupp").

*

Soeben erschien die **Vortrupp-Flugschrift „Moorgrund"** von Herm. Popert (Doppelnummer 56/57), die besonders geeignet ist, alle deutschen Friedensfreunde für den „Vortrupp" und seine Bestrebungen zu erwärmen. Die außerordentlich warm aufgenommene Schrift sollte möglichst weit verbreitet werden, um Klarheit vor allem auch über die Grundfragen des Pazifismus schaffen zu helfen.

*

Von den bereits früher von uns empfohlenen **„Flugblättern an die Deutsche Jugend"** ist die 5. Reihe erschienen. Sie besteht aus folgenden Fünfzehnpfennigheften: J. G. Herder, Humanitätsbriefe; L. N. Tolstoij, Kunst und Wissenschaft; F. M. Dostojewski, Der Großinquisitor; J. W. Goethe, Die pädagogische Provinz; Fr. Hölderlin, Hyperions Jugend; Tschuang-Tse, Das Reich regieren. Preis: 15 Pfennig und 20% Aufschlag und Porto. Bei Abnahme von 50 Stück 12 Pfennig und 20% Aufschlag und Porto für das Heft. Sie sind zu erhalten bei Walter Marschner, Königsberg i. Pr., 3. Fließstraße 10 II, bei Link.

*

Zur gefl. Beachtung. Aus gegebener Veranlassung machen wir darauf aufmerksam, daß niemand das **Abzeichen** des Deutschen Vortrupp-Bundes zu tragen berechtigt ist, der nicht Mitglied unseres Bundes ist. Wir bitten alle Mitglieder und Ortsgruppen, darauf zu achten, daß ausgeschiedene Mitglieder das Abzeichen zurückgeben oder dessen Benutzung unterlassen. Gut erhaltene Abzeichen werden zum Preise von 50 Pfennig bei unserer Geschäftsstelle wieder zurückgenommen. Der Preis des Abzeichens mußte auf M. 1.20 erhöht werden.

*

Presseausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes. Es stehen noch einige Meldungen über den Eintritt in den Presseausschuß aus; es wird um baldige Meldung für den Beitritt gebeten, damit der Ausschuß seine Tätigkeit über das ganze Reich mit Erfolg erstrecken kann. Im Laufe der nächsten Wochen wird ein Vorschlag zu einer Arbeitsordnung des Presseausschusses an die beteiligten Mitglieder gesandt werden.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werbung. Wir bitten unsere Freunde, den Schlußaufsatz Dr Hermann Poperts im Heft 23 des „Vortrupp" vom vorigen Jahre noch einmal zu lesen und im Sinne seiner Ausführungen kräftig weiter neue Bezieher und Freunde zu werben. Wir haben uns sehr gefreut, daß schon viele Vortrupp-Freunde mit freudigem Stolze uns eine Anzahl neuer Bezieher haben werben können. So eifrig aber überall die Vortrupp-Freunde tätig sind, so sind doch die großen Lücken, die der Krieg in unsere Reihen gerissen hat, noch nicht wieder geschlossen. Wo in einem Orte ein Freund unserer Bestrebungen bereit ist, ganz planmäßig als Beruf neue Bezieher für den „Vortrupp" zu werben, bitten wir um Nachricht. Einige Werber, die gegenwärtig sich ganz dieser Aufgabe widmen, dürften ebenso wie wir mit dem Erfolg dieser Tätigkeit sehr zufrieden sein. Wir können nur dann eine Macht werden, wenn die Vortrupp-Gedanken von Zehntausenden in alle Kreise unseres Volkes hineingetragen werden.

*

„Helmut Harringa" marschiert. Von Hermann Poperts „Helmut Harringa" war zu Weihnacht eine starke Neuauflage erschienen, nachdem das 201.—210. Tausend innerhalb vier Wochen bereits vergriffen war. Jetzt ist erfreulicherweise wieder eine neue Auflage erforderlich geworden, und das 221. bis 230. Tausend des Romans wird soeben vom Verlage Alexander Köhler in Dresden angekündigt. Alle Vortruppfreunde werden gebeten, die ihnen bekannten Harringa-Leser darauf aufmerksam zu machen, daß der „Vortrupp" als die Dauerfortsetzung des Popertschen Meisterwerkes anzusehen ist.

*

Aus Zuschriften unserer Freunde.

P. J. aus Kiel. ... Meine ganze Kraft will ich einsetzen für den „Vortrupp", um für ihn zu werben. Es ist etwas Schönes, Erhebendes auf den Wegen des „Vortrupp" zu wandern. Er führt die Menschheit zur Reife hinan. Könnte er doch für alle ein Führer sein. ...

stud. mach. **E. K.**, Ulm. ... und doch kann ich nicht umhin, Ihnen meinen heißen Dank auszusprechen für das, was Ihr „Harringa" und „Der Vortrupp" schon seit langem und besonders in der Gegenwart mir gegeben haben. Mit großem Genusse und innerer Befriedigung arbeite ich jetzt nach langer Feldzeit die Friedensjahrgänge des „Vortrupp" durch. Die ersten Aufsätze haben heute noch mehr Geltung als je, und nur dann will ich das Opfer von vier Jahren schönster Jugendzeit nicht betrauern, wenn ich hoffen darf, daß dieser Krieg der letzte der weißen Rasse gewesen ist. Im Vortrupp-Sinne will ich arbeiten. ...

*

Vortrupp-Flugschriften

Die Vortrupp-Flugschriften erfreuen sich steigender Beliebtheit; sie sind besonders geeignet, denkende Volksgenossen aus allen Gesellschaftskreisen in große Fragen unsrer Zeit im Vortruppsinne einzuführen. Wir bitten, sie kräftig verbreiten zu helfen.

Nr.

1. **Der Fall Schifferer.** Von Herm. Popert.
2. **Fahrende Schüler.** 2. Aufl. Von O. Wanderer.
3. **Elternpflicht.** 2. Aufl. Von Herm. Popert.
4. **Bischof und Konsistorium.** Von Hermann Popert.
5. **Das nächste praktische Ziel der Abstinenzbewegung.** 2. Aufl. Von Hermann Popert.
6. **Die's am schwersten drückt.** 3. Aufl. Von Hermann Popert.
7. **Der „Vortrupp" und die Frauenbewegung.** 2. Aufl. Von Hermann Popert.
8. Vergriffen.
9. Vergriffen.
10. Vergriffen.
11. **Wandervogel.** 2. Aufl. Von Roderich Müller.
12. **Führer des Volkes als Alkoholtrinker.** Von O. Wanderer.
13. **Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol.** Von Prof. Dr. R. Ponickau.
14. **Wie die Deutschen essen.** Brief eines Negers an seinen König. Von Hans Paasche.
15. **Die deutsch-englische Verständigung.** Von Prof. Dr. phil. Ernst Sieper (†).
16. **Das Vaterland hat gerufen.** Von Hans Paasche.
17. **Das Geheimnis.** 2. Aufl. Von Prof. Dr. med. H. Much.
18. **Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung.** Von Stadtbauinspektor Hans Strobel.
19. **Wie die Deutschen ihren König feiern.** 2. Aufl. Von Hans Paasche.
20. **Der Wandervogel.** 2. Aufl. Von Walter Köhler.
21. **Abstinenz und Sittlichkeit.** 2. Aufl. Von Heinrich Scharrelmann.
22. **Siiwert Taaken.** 2. Aufl. Von O. Wanderer.
23. **Der Kaiserkommers.** Von Hans Paasche.
24. **Freideutsche Zukunft.** Ein Gruß zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner von Hermann Popert.
25. **Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet.** Ein Wegweiser im Kampf um die Ideale. 2. Aufl. Von Georg Bonne.
26. **Großreinmachen.** Von Herm. Popert.
27. **Das gleitende Brett.** Von Herm. Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nr.

28. **Die Federmode.** Von Hans Paasche.
29. **Die Langsamkeit als Kulturgefahr.** Von Dr. Ernst Schultze.
30. **Warum sollen wir Idealisten sein?** Von Dr. Reinhard Strecker.
31. **Guttemplerarbeit.** Von Reinhard Kraut.
32. **Vaterland und Heimat.** 3. Aufl. Von Melanie Ebhardt.
33. **Geselligkeit.** Eine Plauderei von O. Wanderer.
34. **Weltkrieg und Wahrheit.** Von Prof. Dr. phil. Ernst Sieper (†).
35. **Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache.** 2. Aufl. Von Fr. Böckelmann.
36. **Volkstümliche Ausbreitung und Verdeutschung des Schach.** 2. Aufl. Von Johannes Biernatzki.
37. **Trinkgeld.** 2. Aufl. Vorschläge von Rudolf Sendig.
38. **Buchkritik.** Von Hermann Popert.
39. **Der Lohn der Opfer und die Tat vom 12. Dezember.** 2. Aufl. Von Fidelis (Hermann Popert).
40. **Jesus Christus.** Von Hermann Popert.
41. **Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform.** Von Prof. Dr. W. Köppen.
42. **Unsere Vortruppjugend.** Von Franziskus Hähnel.
43. **Wege zur wirtschaftlichen Kraft.** Von Georg Asmussen.
44. **Bethmann Hollweg.** Von Fidelis (Hermann Popert).
45. **Volksernährung und Nährdienstpflicht.** Von Prof. Dr. W. Köppen.
46. **Haag.** Von Fidelis (Hermann Popert).
47. **Freiheit und Vaterland.** Von Fidelis (Hermann Popert).
48. **„Zum ewigen Frieden."** Von Fidelis (Hermann Popert).
49. **Werdet Führer Eurem Volke!** Von Walter Hammer.
50. **Solf und das koloniale Kriegsziel.** Von Fidelis (Hermann Popert).
51/52. **Das Schicksal und du selbst!** 3. Aufl. Von R. Biernatzki.
53. **Fidelis.** Von Hermann Popert.
54. **Unsere Ziele und Wege.** Von Hermann Popert.
55. **Erzbergers Grundgedanken.** Von Hermann Popert.
56/57. **Moorgrund.** Von Hermann Popert.

Von den oben genannten Flugschriften vertreten u. a.: 1. **Politik und Ethik** Nrn. 1, 39, 44, 46, 47, 48, 49, 50, 51/52, 54, 56/57; 2. Die **Bodenreform** und **Wohnungsreform** Nrn. 18, 31, 41; 3. **Die Abstinenz** und **die Nüchternheitsbewegung** Nrn. 1, 2, 4, 12, 13, 19, 21, 22, 23, 31, 33, 37; 4. **Die Jugendbewegung** Nrn. 2, 11, 20, 24, 26, 42, 49.

Die Sammlung der Vortrupp-Flugschriften wird fortgesetzt. Preis jeder Flugschrift 30 Pf., beim Bezuge aller erschienenen Flugschriften 20 Pf., 100 Flugschriften (auch gemischt) 20 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie durch Alfred Jansen, Vortrupp-Verlag, Hamburg, Spitalerstraße 12.

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die durch die Erhöhung der Papier- und Druckpreise notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit vergriffen.

100	Verschlußmarken . . .	M. 0.50
200	„ . . .	M. 1.—
500	„ . . .	M. 2.25
1000	„ . . .	M. 4.—
500	Bücherzeichen mit eigenem Namen	M. 10.—
250	Bücherzeichen usw.	M. 8.—
125	Bücherzeichen usw.	M. 6.50
250	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 20.—
125	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 16.—

Auskunftsblätter unberechnet.

100	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 3.—
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 1.20

Vortrupp-Fensterplakate von jeder lfd. Nummer unberechnet.

1	Einbanddecke (für die ganzen Jahrgänge 1912—1918 ohne Anzeigen, aber mit Beilagen bestimmt).	M. 1.50

Anzeigen-Auskunftsblatt zum Werben von Anzeigen unberechnet.

Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.

1	Satz Vortrupp-Flugschriften 1—57 . . . . . (Letztere auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.)	M. 4.50

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes

Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg zu leisten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Jahrgang Nr. 17 — Der Vortrupp — 1. September 1919

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen

des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1919

Verlegung des Deutschen Vortrupp-Tages.

Der Bundesvorstand ist nach eingehender Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse zu der Überzeugung gelangt, daß die Einberufung des für Anfang Oktober in Hamburg vorgesehenen zweiten Deutschen Vortrupp-Tages verschoben werden muß. Die Verkehrsverhältnisse sind jetzt so schwierig geworden, daß vor allem aus Süd- und Mitteldeutschland unsere Freunde sich nur in geringer Anzahl beteiligen könnten. Die weitaus meisten Ortsgruppen sind zudem noch nicht imstande gewesen, die durch den Krieg ihnen gebrachten Verluste auszugleichen, so daß eine jetzt stattfindende Tagung ein richtiges Bild unserer Bewegung kaum geben kann. Nicht zum letzten erscheint auch die politische Zeitlage in Deutschland noch so verworren und ungeklärt, daß es notwendig ist, zunächst kräftiger als bisher noch die Klein- und Werbearbeit in unsern Ortsgruppen und Freundeskreisen zu treiben. Erst dann können die zum Aufbau unseres Reiches und zur Aufartung und Ertüchtigung unseres Volkes tätigen Kräfte auf einem Vortrupp-Tage zu voller Entfaltung gelangen. Der Bundesvorstand rechnet damit, daß der zweite Deutsche Vortrupp-Tag in der Pfingstwoche nächsten Jahres stattfinden kann.

Der Vorstand des Deutschen Vortrupp-Bundes.

J. A.: Der Geschäftsführer

Franziskus Hähnel.

Ein Antwortbrief.

Hamburg, den 24. Juni 1919.

Sehr geehrter Herr . . . . .!

Verbindlichen Dank für Ihren Brief vom 20. d. M., den ich mit großem Interesse gelesen habe, sowie für Ihre darin am Schlusse ausgesprochene persönliche freundschaftliche Gesinnung für den „Vortrupp".

Wollen Sie mir gestatten, auf diesen Brief möglichst klar zu erwidern; ich habe natürlich gar nichts dagegen, daß Sie meinen Brief denen zeigen, die er Ihrer Meinung nach interessieren könnte:

Aufsätze, wie „Wer hilft mit?" wenden sich natürlich nur an die, die dasselbe wollen, was der „Vortrupp" will und nicht an solche, die ganz etwas Andres wollen. Was der „Vortrupp" will, ist meiner Meinung nach klar ausgesprochen in dem Aufsatze „Unsre Ziele und Wege" in Nr. 24 von 1918. Im Übrigen ist für jeden, der das Wesen einer Zeitschrift und ihre Möglichkeiten kennt, Eines klar: Der Wille einer Zeitschrift ist der Wille ihres Herausgebers; Tageszeitungen können vielleicht als Organe anonymer Gruppen oder Massen leben, eine Zeitschrift kann das unter keinen Umständen; sie hat eine innere Möglichkeit des Daseins, und übrigens auch eine äußere des Bestehens, nur weil, und solange, sie ein Werkzeug ist, mit dem jemand, der der Öffentlichkeit etwas zu sagen hat, das tut. Darin liegt schon, daß der Herausgeber selbst unbedingt wissen muß, was er will, und daß er Stimmen der Kritik zwar mit Interesse zur Kenntnis nehmen, sie aber immer nur insoweit berücksichtigen kann, als sie sein eigenes Wollen ergänzen, nicht, wenn sie es kreuzen. Sonst geht es ihm genau wie dem Vater und dem Sohn in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der vortrefflichen Fabel, die schließlich ihren Esel trugen, weil sie es jedem, der ihnen begegnete und sie kritisierte, recht machen wollten. Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr ....., finden .....s Artikel ebenso gut, wie ich selbst sie finde, möchten sie sogar im Vordergrund des „Vortrupp" haben. Aber, vor einigen Wochen schrieb mir jemand, der großes Gewicht besitzt, ...s Artikel gehörten absolut nicht in den „Vortrupp" hinein, und seien eines der Hindernisse seiner Verbreitung. Also, wenn ich jemand wäre, den Kritiken beeinflußten, dann stünde ich jetzt da wie Buridans Esel zwischen den zwei Heubündeln.

Wollte ich nun aber als Herausgeber des „Vortrupp" — was eben nicht geht, und was ich ganz gewiß nicht will — für die Richtung des „Vortrupp" nicht meinen eigenen Willen maßgebend sein lassen, sondern fremden Willen, dann könnte das nun ganz gewiß nicht der Wille einer Reihe von Gruppen sein, die sich den Namen „Lebensreformer" beigelegt haben. Sie wissen, sehr geehrter Herr ....., daß ich sehr überzeugter und sehr durchgreifender Abstinent bin, und man kann sagen, daß die Abstinenzorganisationen als solche fast alle etwas taugen, wenn sie auch nicht entfernt das sind, was sie in Deutschlands öffentlichem Leben sein sollten (worüber ich im Juliheft der „Abstinenz" Einiges sagen werde); aber jedenfalls, die Abstinenzorganisationen haben in Sachen der Abstinenz selbst einen Willen, und einen klaren Kurs. Aber, was sich sonst „Lebensreformer" nennt, und nun vollends die Masse unsrer jugendlichen „Lebensreformer"! Wo ist da überhaupt etwas von einem Willen zu sehen? Die sind ja durchweg wie die Kinder von Hameln und laufen buchstäblich jedem Rattenfänger nach, der ihnen irgendeine Melodie vorbläst, wenn die nur recht bunt und recht radikal klingt. Heute verehren sie Tirpitz und morgen Liebknecht, heute sind sie alldeutsch oder antisemitisch und morgen internationalistisch-bolschewistisch. Da braucht sich auf dem Freideutschen Jugendtage in Jena bloß ein junger Mensch hinzustellen, der kurz vorher in die Hände des verwirrten Vogeler in Worpswede gefallen ist, und eine verrückte kommunistische Rede zu halten, worin der Refrain die unverständliche Phrase ist „Es geschieht", und sofort hat die Mehrzahl das Gefühl, als würde etwa der Heilige Geist ausgegossen. Und ich kenne einen Pfarrer, einen Führer dieser Art Leute, der war zuerst Vortruppmann, wurde dann während des Krieges wütender Alldeutscher, und ist, glaubhaften Berichten nach, jetzt bei der Unabhängigen Sozialdemokratie angelangt. Man braucht ja auch bloß einmal eines der eigentlichen Organe dieser „lebensreformerischen" Jugend zu lesen, um den Eindruck völliger, hoffnungsloser Wuselei und Verwirrtheit zu haben. Wohlverstanden, daß es in der Jugend gärt, dagegen ist gar nichts zu sagen: aber daß diese Leute, die selbst so absolut nicht wissen, was sie wollen, und jeden Tag ein andres Evangelium haben, immer ihre jeweilig neueste Weisheit aller Welt als das Alleinseligmachende predigen, das macht sie so unbrauchbar für jede praktische Arbeit; und das würde insbesondre eine Zeitschrift, die sich nach diesen „Lebensreformern" richten wollte, erstens bei allen ernsthaften Menschen mit Recht zu einem Spottbilde machen, und außerdem sie auch binnen kürzester Zeit existenzunfähig machen. Abgesehen davon, daß ich keinen vernünftigen Menschen kenne, der Lust hätte, mit der Herausgeberschaft oder dem Redigieren solchen Wuselorgans seine Zeit zu verlieren. Also, es geht schon nicht anders, als daß die Zeitschrift „Der Vortrupp" so ist, wie ich sie haben will.

Und da ist nun, was das Politische angeht, die Sache nicht etwa so, daß der „Vortrupp" politisch *geworden* wäre, sondern er ist das immer, vom ersten Tage seines Bestehens an, ganz ausgesprochen gewesen (vgl. darüber auch den Anfang meines Aufsatzes „Fidelis" in Nr. 23 von 1918). Im Übrigen könnte ich mir ein Organ, das willenbildend wirken wollte, und heute sich nicht mit politischen Dingen befaßte, überhaupt gar nicht denken; wer, von einigen Schwärmern oder Vereinsmeiern abgesehen, sollte denn dafür überhaupt irgendein Interesse haben? Und nun fragen Sie, „ob es für die Vortrupp-Bewegung gut ist, wenn ich die radikalen Elemente links oder rechts so zurückstoße". Ja, ich kann mir eine „Bewegung", in der die Radikalen rechts und links mit den Vernünftigen freundschaftlich zusammen arbeiten, ebensowenig vorstellen, wie etwa eine „Bewegung" zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Abstinenten und des Alkoholkapitals. Dieses „Zurückstoßen der radikalen Elemente links und rechts" *ist eben* ein ganz wesentlicher Teil dessen, was der „Vortrupp" *will*. Sie fragen, ob nicht gerade unter diesen Radikalen die „kampfesfreudigsten" Elemente seien? Ja, in Gottes Namen, was nützt mir denn die Kampfesfreudigkeit, die für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsinn besteht? Kampf und Radau sind doch nicht Selbstzweck. Und Sie sagen: „die Initiative geht aber immer von den Flügeln aus"! Ja, die Initiative wofür denn? Bei diesen Flügeln für das Gegenteil dessen, was der „Vortrupp" will.

Und nun verlangen Sie, ich solle in Dingen, wie der Spartakus-Infizierung der Jugendbewegung, oder der Entartung des Pazifismus in eine Bewegung zur Förderung der Ententeziele, „Öl auf die Wogen gießen". Ich denke gar nicht daran. Ich halte jeden, der jetzt über ein Organ verfügt, mit dem er irgendwie auf die öffentliche Meinung wirken kann, und der das nicht benutzt, um den Spartakuswahnsinn und die Fried-Gerlachsche Richtung im Pazifismus auf das Allerschärfste zu bekämpfen, für einen Verbrecher.

Noch einige Einzelheiten:

Es handelt sich nicht darum, ob ich den Engels'schen Ausdruck „Bourgeoisie" dem heutigen „Bürgertum" gleichstelle, sondern es handelt sich darum, daß der Spartakismus in der Jugendbewegung seinen Kampf bewußt gegen das heutige „Bürgertum" führt (vgl. Vortrupp Nr. 8, Seite 233 ff).

Der von mir geforderte „deutsche Pazifismus" ist natürlich nicht das, was Fried in seiner Erwiderung daraus gemacht hat, sondern, wie aus „Vortrupp" Nr. 5, Seite 149 ganz unzweideutig ersichtlich, ein Pazifismus, der wissenschaftlich mit Fried durchaus auf einem Boden steht, aber Methoden ablehnt, die uns Deutschen eine Entwürdigung zumuten.

Es ist zwar durchaus richtig, wenn Sie schreiben, daß es ungeschriebene Gesetze der Menschlichkeit gibt, die im Gewissen des Einzelnen und schließlich im ganzen Volk leben sollen, und denen der Pazifismus Geltung schaffen soll. Aber es ist vollendete Verkehrtheit, so zu tun, als ob diese Gesetze, die bisher nur in den Geistern einiger Fortgeschrittener aufgedämmert sind, und die, wie der Clemenceau-Friede zeigt, selbst heute im Völkerleben noch absolut keine Geltung haben — als ob diese Gesetze im Juli 1914 anerkannt bestanden hätten, und als ob nun gerade ausgerechnet Deutschland sie verletzt hätte, und deswegen „Buße tun", und „bestraft werden" müßte. Wer das predigt, ist entweder völlig unklar im Kopfe, oder ein Verbrecher.

Mit freundlichen Gruß
Ihr
besonders ergebener
(gez.) Dr. Hermann M. Popert.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Bielefeld. In einer der belebtesten Straßen der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Gymnasiums liegt die Städtische Kohlen-Auslieferungsstelle, vor der täglich viele Menschen auf die Abfertigung ihrer Karten zu warten haben. Da finden natürlich die großen Schaufenster des Hauses eine außergewöhnliche Beachtung. Sie wurden deshalb von der Stadtverwaltung für Ausstellungszwecke zur Verfügung gestellt, und Anfang Juli hatte die hiesige Vortrupp-Gruppe mit Unterstützung der Geschäftsstelle in Hamburg die Gelegenheit benutzt, um in einer anziehenden Ausstellung zu zeigen, welche Aufgaben und Ziele sich der „Vortrupp" gestellt hat. Zum Teil waren dabei die anziehenden Bilder von der Vortrupp-Abteilung der Buchgewerbe-Ausstellung (Bugra) in Leipzig verwendet worden. Die ausgelegten Vortrupp-Flugschriften und Vortrupp-Hefte zeigten für alle Betrachter, welche umfangreiche Volksaufklärungsarbeit vom „Vortrupp" geleistet wird. Wo in einem Orte es nicht eine Buchhandlung übernimmt, selbständig eine solche Ausstellung einzurichten, sollten die Vortruppfreunde, oder falls, eine Vortruppgruppe vorhanden ist, diese Gruppe eine wirkungsvolle Fensterausstellung für einige Wochen oder Monate der Einwohnerschaft zeigen.

*

Vortrupp Hamburg. Die verschiedenen Veranstaltungen des Sommerhalbjahres erfreuten sich eines recht guten Besuches. Während der Vortrag „Frauenkultur vom Manne aus gesehen" von Pastor Emil Engelhardt noch im Gewerbehause stattgefunden hatte, konnten alle übrigen Vorträge wie in früheren Jahren wieder anläßlich einer Wanderung abgehalten werden. Emil Engelhardt bot in seinen anziehenden Ausführungen seine neuen Gedanken zur Heimschule, damit eine Zukunftsfrage deutscher Frauenkultur beleuchtend. Er hat inzwischen diese Darlegungen in seiner Schrift „Wohin schicken wir unsere Tochter?" „Pensionat oder Heimschule?" näher ausgeführt. Einen tiefen Eindruck erhielten wir alle im Walde bei Rissen, als in unserer Mai-Versammlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reinhart Biernatzki zu uns „Vom Ringen nach einer gefestigten Weltanschauung" sprach. Er lehnte sich zum Teil an seine im „Vortrupp" erschienene Aufsatzreihe über die Beantwortung der Frage „Was ist die Welt" an. Einen schönen Verlauf nahm die Wanderung zur Sonnwendfeier nach dem Hittfelder Sunder. An einer traulichen Stelle fand dort die Gedenkfeier für unsere Toten statt. Paul Schwanberg sprach dazu tief zu Herzen gehende Worte. An Martin Bubers Wort von dem dreifachen Streben der Jugend zeigt er unsern Weg als den nach nationaler Freiheit, sozialer Gerechtigkeit und religiöser Erfüllung. Wie klangen nachher aus unserm Waldwinkel heraus doch so traut all die lieben alten sehnsüchtigen Lieder. Ein echter Vortrupptag. Am Sonntag darauf wurden wir durch den Vorsitzenden des Bauvereins Klein-Flottbek, Herrn Drazdiak, in Vertretung unseres zum Grenzschutz Ost berufenen Freundes Sanitätsrat Dr. med. Georg Bonne, durch die von dem letzteren eingerichtete Heimstätten-Siedlung geführt. In einem Vortrage „Was können wir für die Heimstättenbewegung tun?" legte er näher die Grundsätze der von Dr. Bonne begründeten Heimstätten dar. Zu Beginn der Heideblüte machten wir eine Wanderung durch das schöne Büsenbachtal zum Flidderberge, südlich der Lohberge, wo unser von der Reise zurückgekehrter Obmann Franziskus Hähnel über „Unsere Stellung zur Theaterkultur" sprach. Über die von ihm erhobenen sechs Forderungen entspann sich unter Leitung von Reinhart Biernatzki eine eingehende Aussprache. Wir werden später darauf zurückkommen, da unser Obmann das gleiche Thema im Winterhalbjahre noch eingehender behandeln wird. Am 24. August vereinigten wir uns zu einer besonders stimmungsvollen Zusammenkunft am Alsterredder im Walddorfe Wohldorf, wo unter großer Beteiligung uns Hermann Möller meisterhaft Ferdinand Avenarius' stimmungsreiches episches Gedicht „Die Kinder von Wohldorf" vortrug.

*

Vortrupp Münster i. W. Unter Leitung von stud. phil. Gert Plagemann fand am 2. Juni im großen Vortragssaale des alkoholfreien „Neulandhauses", das vom Bunde abstinenter Frauen auf Anregung und unter leitender Mitwirkung unseres Mitgliedes Frau Johanna Buhtz eingerichtet worden ist und sich bereits großer Beliebtheit erfreut, ein Vortragsabend statt, an dem der Geschäftsführer des Deutschen Vortrupp-Bundes über „Die Vortrupp-Aufgaben zum Wiederaufbau unseres Reiches" sprach. In der Aussprache wurde die Stellung des „Vortrupp" zur Bevölkerungspolitik näher dargelegt, Dr. Poperts Gedankengänge zum Deutschen Pazifismus zustimmend besprochen und der Standpunkt des „Vortrupp" zum Freideutschtum und zum Wandervogel erörtert. Es wurde u. a. darauf hingewiesen, daß „Der Vortrupp" es als eine seiner Aufgaben betrachte, durch seine von Walter Hammer herausgegebene Beilage „Der hohe Meißner" dazu beizutragen, daß die Freideutsche Jugend die alte Hohen-Meißner-Formel wieder etwas zielklarer zu befolgen suche. Nach der Versammlung konnte der Vortrupp Münster wieder neu ausgestaltet werden, und u. a. wurde beschlossen, durch einen geselligen Abend im Vortrupp-Sinne weiteren Kreisen der Stadt die Aufgaben und Ziele des „Vortrupp" nahe zu bringen, sowie noch im Laufe des Sommers einige Vortragsabende zu veranstalten, für die bekannte Professoren der Universität ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt haben.

*

Vortrupp Nürnberg. Zur Fortsetzung unsrer Vortragsreihe für die neue Zeit sprach am 21. Februar Schriftleiter Karl Bröger, dessen Name durch seine tiefgründigen Kriegsgedichte einen sehr guten Klang hat. Der Vortrag war bezeichnet „Vom neuen Sinn der Arbeit", und es hatten sich derart viele Hörer eingefunden, daß wir auf das Drängen jener, die nicht teilnehmen konnten, den Redner um eine Wiederholung bitten mußten. Die Ausführungen des Vortragenden blieben nicht ohne tiefen Eindruck.

Am 28. Februar beteiligten wir uns mit verschiedenen andern Vereinigungen an einem Vortrage großen Stils über „Die Not des deutschen Volkes und ihre Bekämpfung", gehalten von Dr. med. Pfleiderer, Ulm. Der Besuch war auch hier außerordentlich stark, und es wurden bei diesem Anlaß die verschiedenen Seiten der Alkoholfrage scharf hervorgehoben.

Ein ganz besonderer Genuß wurde unsrer Hörerschaft am 7. März. An diesem Tage sprach Pfarrer Dr. Stählin über „Politik und Weltanschauung" und legte dabei die Zusammenhänge dieser beiden Begriffe in einzigartiger Weise dar.

Am 14. März fand die Wiederholung des Brögerschen Vortrags vor wiederum gut besetztem Hause statt und zwar mit Wechselrede.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sind zwar durch den meist sehr starken Besuch unsrer Veranstaltungen verwöhnt, aber der Besuch des am 21. März stattgehabten Vortrags von Rezitator Adolf Heckel über „Klassiker oder moderne Dichter" (ein Vortrag über den Umgang mit Büchern) übertraf alle bisherigen Veranstaltungen.

Unser Vortruppfreund Herr Dr. Christen, München, erfreute uns am 28. März mit einem Vortrag über „Freiland, das politische Ziel der Frauen". Der Lehrsaal 2 des Luitpoldhauses war überfüllt, und die Ausführungen des Redners regten eine lebhafte Aussprache an, die unsrer Sache wieder manchen lieben Freund und Mitkämpfer gewonnen hat.

Zum Schluß möchte ich noch unsrer Arbeitsabende gedenken, die sich immer reger gestalten und ihrem Namen in vollster Weise gerecht werden. Unser Vortruppfreund, Herr Professor K. Meyer sprach über „Wagners Grundgedanken im Parsifal", Ausführungen, die uns innerlich sehr gefördert haben.

Wir haben auch einen sehr regen Schriftenverkauf eingeführt, der sich großen Zuspruchs erfreut und nicht nur unsrer Kasse eine erwünschte Stärkung bringt, sondern auch zur weiteren Verbreitung und Festigung unserer Gedanken und Bestrebungen beiträgt. Unser schmuckes Landheim erfreut vor allem unsre Wandergruppe und bildet eine liebe Stätte echten Lebens. „Heil"

Weinlein, Obmann.

*

Von unserm Arbeitsfelde in Süddeutschland. Da unsere Freunde in Baden, Württemberg und Bayern nach dem Kriege mehrfach an die Leitung des Deutschen Vortrupp-Bundes mit der Bitte herangetreten waren, doch vorstandsseitig den Zusammenschluß der Vortrupp-Freunde in die Hand zu nehmen, so habe ich im Juni und Juli eine Werbereise dahin unternommen. Ich habe mich sehr gefreut, dabei mit unsern süddeutschen Freunden mich einmal über unsere Vortrupp-Ideale aussprechen zu können und dabei zu erfahren, wieviel Verständnis gerade für die Aufgaben und Ziele vorhanden ist, die „Der Vortrupp" zu verwirklichen für notwendig hält, wenn die Zukunft unseres Volkes gesichert werden soll. In Frankfurt a. M. durfte ich zu einer zahlreichen Versammlung in der schönen Aula des Lyzeums und Seminars in der Eschenheimerlandstraße über das von unseren Freunden erbetene Thema „Licht muß wieder werden nach diesen dunklen Tagen" sprechen. Am Schlusse der Versammlung konnte, nachdem mehrere Versuche nach dieser Richtung hin im letzten Jahre mißlungen waren, der Vortrupp Frankfurt a. M. neu begründet und ausgestaltet werden. Das gleiche gelang in Heidelberg nach meinem Vortrage, und da dort auch eine Reihe Mitglieder aus Mannheim beigetreten sind, so konnte auch dort die Neugründung einer Ortsgruppe bereits ins Auge gefaßt werden. Am Morgen nach der Werbeversammlung, die im Vortragssaale des Kaufmännischen Vereins stattgefunden hatte, versammelten sich die Mitglieder des Vortrupp Heidelberg an einem Abhange des Königstuhls zu einer geschäftlichen Versammlung, in der vor allem eine Anzahl wichtiger Werbemaßnahmen beschlossen wurden (Werbung bei den Buchhandlungen, Anschläge der Vortrupp-Gruppe am schwarzen Brett der Universität, Veranstaltungen von Wanderfahrten usw.). Unsere Vortrupp-Gruppe in Karlsruhe bestand zunächst fast nur aus jugendlichen Mitgliedern, die sich bei meiner Ankunft, da Frohleichnamstag war, im Stadtwalde mit Ballschlagen, Singen usw. vergnügten. Trotz des Festtages war am Abend der Saal des Reform-Speisehauses zu klein, um allen Erschienenen einen Sitzplatz bieten zu können. Die von Herrn Grein sehr geschickt geleitete Versammlung lauschte meinen Ausführungen über „Vortrupp-Aufgaben zum Wiederaufbau unseres Reiches" mit großer Aufmerksamkeit, und in der Aussprache trat man sehr bestimmt allen pessimistischen Anschauungen entgegen, indem man betonte, daß es mehr als je darauf ankomme, den Glauben an den Aufstieg unseres Volkes nicht zu verlieren. In Stuttgart beschränkte sich die Versammlung nur auf unsere Mitglieder, die mit mir im Reform-Speisehause „Ceres" zusammengekommen waren, da vor allem eine Aussprache darüber gewünscht wurde, auf welche Weise am besten durch die Ortsgruppe die Vortrupp-Aufgaben gelöst werden könnten. Voraussichtlich werden unsere dortigen Mitglieder in der Lage sein, den Kreis der Vortrupp-Freunde recht bald weiter ziehen zu können, so schwer es dort auch erscheint, für den „Vortrupp" Boden zu gewinnen. In Freiburg i. B. herrschte bei meiner Ankunft, wie auch in Karlsruhe und Heidelberg, unter der Studentenschaft lebhafte Aufregung, und ein Teil der Studenten hatte sich bereits aus der Stadt zurückgezogen, da bei einer Nichtunterzeichnung des Friedensvertrages die Franzosen sofort das Badener Land besetzt haben würden. Von geflüchteten Elsässern waren bereits manche Schauergeschichten verbreitet worden. Doch löste sich die Spannung, als gegen 8 Uhr an den Fenstern der Geschäfts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellen der Zeitungen bekannt gemacht worden war, daß die Nationalversammlung zu Weimar den Friedensvertrag zu unterzeichnen für notwendig gehalten habe. So konnten die von unserer jungen Ortsgruppe nach dem „Freiburger Hof", einem neuen alkoholfreien und vegetarischen Gasthofe, einberufene Versammlung doch noch bei verhältnismäßig gutem Besuche stattfinden. Die Versammlung wurde von unserm Freunde Hugo Aurig, früher Obmann des Vortrupp Leipzig, geleitet. Er wies nachdrücklich darauf hin, wie es heute mehr als je notwendig sei, daß viele einsichtige Frauen und Männer im Sinne des „Vortrupp" sich zu betätigen suchten. Ich zeichnete darauf in meinem Vortrage solche Aufgaben. In der anregenden Aussprache wurden meine Ausführungen noch von verschiedenen Seiten erfreulich ergänzt, und vor allem war es Hauptlehrer Schmidt, der in beredten Worten zeigte, was ihm und seinen Kameraden der „Vortrupp" im Felde gewesen ist und was man von ihm für die Zukunft unseres Volkes erhoffe. In dieser Versammlung wurde, wie auch an fast allen Orten, der Wunsch unterstrichen, daß die Vortrupp-Freunde recht kräftig der gegenwärtigen Rauchplage in Deutschland entgegentreten und der Tabakfrage eine größere Aufmerksamkeit zuwenden möchten. Nach dieser Versammlung trat eine erfreuliche Anzahl neuer Freunde der Vortrupp-Gruppe bei. Eine besondere Freude war es mir, am Sonntag darauf mit den Mitgliedern des Vortrupp Freiburg eine Wanderung auf den Kybfelsen machen zu dürfen, die trotz des Regenwetters einer recht guten Beteiligung sich erfreute. Nach einer Ansprache Hugo Aurigs durfte ich auf der etwas kalten Höhe unsern Freunden, die sich dort gelagert hatten, noch ein halbes Stündchen davon sprechen, weshalb nach meiner Überzeugung nach diesen dunklen Tagen wieder Licht werden müsse. Leider trieb uns der stärker einsetzende Regen dann bald zu Tal, so daß die Aufführung des geplanten Hans Sachs-Spieles unterbleiben mußte, aber ein größerer Teil der Freunde blieb noch zu angeregter Aussprache und zu gemeinsamen Gesängen im gastlichen Hause des Obmannes in Littenweiler einige Stunden beisammen. Mein Aufenthalt in Frankfurt, Stuttgart und in den badischen Städten hatte ich dann besonders dazu verwendet, um die Aufmerksamkeit für die Veit Valentin-Nummer des „Vortrupp" zu wecken, die erfreulicherweise weit über die akademischen Kreise Badens hinaus von großer Bedeutung sich erwiesen hat. Darüber ist im „Vortrupp" selbst bereits berichtet worden. Durch die Unruhen in München war eine öffentliche Versammlung nicht möglich geworden, aber auf der Rückreise hatte ich die Freude, mich noch mit den zurzeit anwesenden Mitgliedern der Vortrupp-Gruppe über die Stellung des „Vortrupp" zur Physiokratie und den Gesellschen Reform-Vorschlägen aussprechen zu dürfen. Wenn auch einige Mitglieder glauben, nicht mehr auf dem Boden des „Vortrupp" stehen zu können, so werden doch andere Freunde versuchen, dem „Vortrupp" in der Landeshauptstadt Bayerns Boden zu schaffen. Auf der Heimfahrt nach Norden machte ich noch in Weißenfels a. S. Rast, wo ein Ferienkursus für Sozial-Erzieher stattfand. Ich hatte es übernommen, dort in einem Kursus über „Die Entwicklung unserer gegenwärtigen Jugendbewegung" und in einem andern Kursus über „Wichtige Aufartungsbestrebungen für den Wiederaufbau unseres Reiches" zu sprechen. Bei der sich anschließenden Aussprache nahmen wiederholt Vortrupp-Freunde das Wort, um die Notwendigkeit der Verwirklichung von Aufgaben und Zielen zu betonen, die „Der Vortrupp" sich gestellt habe. Ich durfte auch hier, wie in Süddeutschland erfahren, daß Menschen mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl sich gern unserer Vortrupp-Bewegung anzuschließen bereit sind. Glückauf der Zukunft unseres Volkes! Franziskus Hähnel.

Auf zur Tat.

Überall sind geschäftige Hände beim Aufbau und der Ausgestaltung der Ortsgruppen am Werk. Diese Bestrebungen beschränken sich aber mehr oder weniger auf die größeren Städte. Nun gibt es jedoch zweifellos auch in den kleineren Städten, Dörfern und auf dem Lande überall Gesinnungsfreunde, die das Aussprechen und Zusammenwirken mit Gleichgesinnten schwer vermissen und die, oft von ihrer Umgebung nicht verstanden, schwer unter dieser Verlassenheit leiden. Hier sind in erster Linie die größeren Gruppen (in den Städten) berufen, Wandel zu schaffen und zwar durch eine einheitliche Organisation in den verschiedenen Bundesstaaten, die jeweils von der höchst entwickelten Ortsgruppe ausgeht. Ich denke z. B. an eine selbständige Herausgabe von regelmäßigen Rundbriefen, Treffahrten, die auch den Einzelnen in Berührung mit der Gemeinschaft erhalten; ferner denke ich an das Einrichten von Quartiervermittlungen, die die Unterkunftsmöglichkeiten jeweils in den Rundbriefen bekanntgeben. Ein reger Austausch, ein inniges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusammengehörigkeitsgefühl und eine einträchtige Geschlossenheit nach außen würde uns für diese Arbeit reichlich belohnen.

Walter Schmidt.

Wir empfehlen diesen Aufruf der besonderen Beachtung unserer Mitglieder und bitten um Meinungsäußerung.

Der Geschäftsführer.

*

Praktische Vortrupp-Arbeit.

„Glück ist Leben in und mit der Natur". Die Wahrheit dieser Worte empfindet wohl der Vortruppler mit am tiefsten.

Und doch müssen so viele von ihnen in den Städten zwischen engen Häusern wohnen und können nur wenige Feierstunden in der Natur erleben.

Wie wäre es nun, wenn jede unserer städtischen Ortsgruppen versuchte, in der Umgebung des Ortes einige Morgen Land zu pachten, um Gelegenheit zu geben, dort in und mit der Natur die Feierstunden des Alltags zu verbringen?

Wenn wir ein kleines Stückchen Land errungen haben und bebauen können, dann sind wir mehr zu beneiden, als wenn wir die ganze Welt erobert hätten. Wer könnte diese Freude und Arbeit wohl eindringlicher genießen als ein Vortruppfreund?

Hat die Ortsgruppe nun ein Stückchen Heimaterde auf einige Jahre in Pacht genommen, dann geht es an die Bearbeitung des Landes; denn Mutter Erde muß gegraben, besät, bepflanzt und bearbeitet werden, um Pflanzen und Fruchtsegen spenden zu können. Die Größe des Stückes wird sich immer nach der Mitgliederzahl der Ortsgruppe und nach der Zahl derjenigen richten müssen, die sich im Landgarten praktisch betätigen wollen. Die Betätigung kann auf verschiedene Weise erfolgen: Entweder wird der Garten auf gemeinsame Kosten gemeinsam bestellt und bearbeitet; dann erfolgt auch die Ernte gemeinsam. Oder der größte Teil des Landes wird in kleine Einzelabteilungen von vielleicht 50—100 qm eingeteilt, die den einzelnen Vortrupplern gegen die Pachtgebühren zur persönlichen Arbeit und Ernte überlassen werden. Ein Viertel des Gartens müßte dann aber als gemeinsamer Rastplatz angelegt und ausgestaltet werden, wo natürlich auch eine Schilfhütte oder Gartenlaube aus Holz Schutz bietet und das meist noch fehlende Landheim für die Ortsgruppe ersetzen kann.

Die ganze Anlage des Gartens und des kleinen Landheims richtet sich nach den Mitteln, die der Ortsgruppe zur Verfügung stehen, und nach den tätigen Helferdiensten der Vortruppler selbst. Geschickte Hände können aus Latten und Brettern, aus Schilf und Rohr sehr bald ein nettes gemütliches Heim zimmern, in dem die Vortruppler Unterkunft finden, wenn sie draußen im Landgarten schaffen wollen. An den Festtagen aber kann das kleine Heim den Mittelpunkt für allerhand Veranstaltungen bilden und durch gebefreudige und fleißige Hände immer weiter ausgeschmückt werden.

Und der Garten bietet für die Jungen und Frischen ein feines Betätigungsfeld, um Körper und Muskeln durch praktische Arbeit zu stählen. Im Kreise der Vortruppler findet sich gewiß auch für den sachgemäßen Gartenbau eine führende Hand, die Gartenarbeit versteht und die Andern dazu anlernen und leiten kann. — Aber auch eine gelernte Gärtnerin oder Gärtner ist im Bedarfsfall für 3 bis 4 Unterrichtsstunden wöchentlich zu gewinnen, um gleich an Ort und Stelle einen kleinen Gartenbaukursus abzuhalten. Ist Pachtland preiswert zu haben, so ist es ratsam, die Fläche nicht zu klein zu wählen, weil unter rechter Leitung der Landgarten noch mancherlei weitere Entwicklungen bringen kann.

Eine seelische und körperliche Kraftquelle für viele ist er von vornherein; denn jedwede Betätigung im Freien gibt den geistig Müden neue Kraft. Und die ungewohnte körperliche Arbeit mit Hacke und Spaten bringt für den Stadtmenschen den besten und gesundesten Ausgleich. Aber die Arbeit und das Ruhen in der Natur birgt noch ungleich höhere Werte in ethischer Beziehung in sich, und diese letzteren sind ja in der Gegenwart so selten geworden, so daß wir sie ernstlich suchen und festhalten müssen, wenn wir sie gefunden haben.

O, Sonnenschein, o, Sonnenschein, wie strahlst du mir ins Herz hinein. — Jeder Sonnenstrahl, jedes grüne Blatt und jede Blütenknospe birgt Wunderkraft in sich. An uns aber liegt es, die Sonne und das grüne Blatt aufzusuchen.

Wie überall, so ist zum Gelingen dieser Vortrupparbeit auch hier rechte und zielbewußte und hingebende Arbeit und Führung notwendig.

Wie groß die Gartenanlage sein kann und wie das Land und die Arbeit am zweckmäßigsten einzuteilen sind, welcher Obst- und Gemüseanbau dafür in Frage kommt, und so manches andere kann nur von Fall zu Fall besprochen und beraten werden.

Auf Anfragen bin ich aber zu jeder weiteren Beratung gern bereit.

Frau M. Friedel Schneider.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Opfer des Krieges wurden uns die nachstehend aufgeführten Vortruppfreunde nachträglich gemeldet:

Leutnant Altenburg aus Cottbus, gefallen.

Hermann Probst aus Hannover, gefallen im Juni 1915 als Reserveoffizier.

Herm. Wend, Kaufmann aus Geestemünde, am 22. Februar 1919 in englischer Gefangenschaft an Lungenentzündung gestorben.

Wir werden der Freunde in Treue gedenken.

*

Deutscher Vortrupp-Bund.

Am 13. Juni dieses Jahres verlor der „Vortrupp" seine treue, unermüdliche Mitarbeiterin und Mitkämpferin Melanie Ebhardt. (Siehe „Vortrupp" Nr. 13/14, Seite 442.) Sie gehörte auch als Beisitzerin dem Arbeitsausschusse des Deutschen Vortrupp-Bundes an, für dessen Förderung sie so gern geholfen hat. Wir werden nie vergessen, was uns die liebe Bundesgenossin gewesen ist, und viele unserer Freunde, die sie seinerzeit auf dem Hohen Meißner und auf dem ersten Deutschen Vortrupp-Tage kennen gelernt haben, werden ihr gewiß mit uns ein treues Gedenken bewahren.

Der Geschäftsführer.
Franziskus Hähnel.

*

Das Mitglied unseres Arbeitsausschusses, Herr Dr. Reinhart Strecker, bisher Direktor der Schiller-Schule in Friedberg (Hessen) und Privatdozent an der Universität Gießen, ist zum Präsidenten des Landesamtes für das Bildungswesen (Kultusminister) der Republik Hessen berufen worden. Wir wünschen ihm auch an dieser Stelle einen weitgehenden segensreichen Einfluß auf das ganze ihm unterstellte Erziehungswesen des hessischen Staates.

*

Die unlängst erschienene Vortrupp-Flugschrift Nr. 60/61 „Der Alkohol im Weltkriege" sollte von unsern Mitgliedern vor allem auch in Lehrer-Kreisen recht verbreitet werden. Der geschäftsführende Ausschuß des Vereins enthaltsamer Philologen deutscher Zunge hat der Flugschrift deshalb einen sehr wirkungsvollen Aufruf hinzugefügt. Die Flugschrift, die durch jede Buchhandlung bezogen werden kann, kostet 60 Pfennig, beim Bezuge von 100 Stück Mk. 40.—

*

Im Neuland-Verlage, Hamburg, Eppendorfer Weg 11, erschien soeben auf vielfach geäußerten Wunsch eine vorzüglich gelungene Autotypie des Bildes von Dr. Hermann Popert. Die vornehm ausgestattete Wiedergabe kann auch durch unsere Geschäftsstelle zum Preise von 3 Mk. bezogen werden.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die durch die Erhöhung der Papier- und Druckpreise notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit vergriffen.

100	Verschlußmarken . . .	M. 0.50
200	„ . . .	M. 1.—
500	„ . . .	M. 2.25
1000	„ . . .	M. 4.—
500	Bücherzeichen mit eigenem Namen	M. 12.—
250	Bücherzeichen usw.	M. 9.—
125	Bücherzeichen usw.	M. 7.—
250	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 20.—
125	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 16.—
	Auskunftsblätter unberechnet.	
100	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 3.—
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 1.2

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch au Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansse Hamburg zu leisten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Jahrgang Nr. 22 — Der Vortrupp — 2. Novemberheft 1919

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4 — 1919

Unsere neueren Vortrupp-Flugschriften.

In dem Leitaufsatze „Unsre Ziele und Wege" in Nr. 24 des 7. Jahrganges unseres „Vortrupp" hatte Dr. Hermann Popert in großen Umrissen dargelegt, was im Sinne der Schriftleitung als „Vortrupparbeit" zu bezeichnen ist: Arbeit für alle Mächte, die Leben schaffen, Kampf gegen alles, was das Leben hemmt. Während der acht Jahre seines Bestehens hat der „Vortrupp" dazu viele wertvolle Beiträge geliefert, und etwa sechzig der wichtigsten Aufsätze dieser Art sind als eigene Vortrupp-Flugschriften herausgegeben worden. Von ihnen haben eine Anzahl bereits mehrere Auflagen erfordert, ein Beweis dafür, daß sie wachsender Beliebtheit sich erfreuen und geeignet sind, denkende Volksgenossen aus allen Gesellschaftskreisen in große Fragen unsrer Zeit einzuführen und sie zu ihrer Lösung zu erwärmen.

Im Anschluß an die grundlegende Vortrupp-Flugschrift „Unsere Ziele und Wege" mögen zunächst diejenigen neuen Flugschriften hervorgehoben werden, die den Friedensgedanken im Sinne des „Vortrupp" klarlegen. Es sind die Nummern 46 Haag, 48 „Zum ewigen Frieden", Nr. 56/57 „Moorgrund", sämtlich von Hermann Popert. Zum Verständnis der gegenwärtigen politischen Lage dienen Nr. 44 Bethmann Hollweg, Nr. 47 Freiheit und Vaterland, Nr. 50 Solf und das koloniale Kriegsziel, Nr. 53 Fidelis, Nr. 55 Erzbergers Grundgedanken und Nr. 58/59 Spartakus in der Jugendbewegung, gleichfalls sämtlich vom Herausgeber des „Vortrupp". Über die Frage der allgemeinen Nährpflicht handelt die Vortrupp-Flugschrift Nr. 45 „Volksernährung und Nährdienstpflicht" von Admiralitätsrat Prof. Dr W. Köppen. Eine starke Beachtung hat die Vortrupp-Flugschrift Nr. 51/52 „Das Schicksal und Du selbst" von Oberlehrer Reinhart Biernatzki gefunden. Sie versucht unter vollständigem Verzicht auf die philosophische Kunstsprache, gemeinverständlich für jedermann, in wichtige Fragen der Erringung einer gefestigten Weltanschauung einzuführen. Walter Hammer bietet in seiner Flugschrift „Werdet Führer Eurem Volke!" einen kräftigen Weckruf an die freideutsche Jugend, mit zunehmender politischer Reife auch politisch sich stärker auszuwirken. Die beiden jüngsten Flugschriften Nr. 60/61 „Der Alkohol im Weltkriege" von Studienrat Prof. Dr R. Ponickau und „Gemeindebestimmungsrecht" von Dr phil. Reinhard Kraut, dem verantwortlichen Schriftleiter des „Vortrupp", suchen weite Kreise zu gewinnen, den Kampf gegen ein Haupthemmnis unserer Kulturentwicklung beseitigen zu helfen.

Ein vollständiges Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften mit kurzen Inhaltsangaben versendet der Vortrupp-Verlag Alfred Jansen auf Wunsch an jede aufgegebene Anschrift.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Breslau. Heute etwas von praktischer Arbeit. Wir richteten an die Leitung der hiesigen Sozialen Frauenschule im Frühjahre einen Antrag, die Behandlung der Lebensreform- (Vortrupp-) Fragen in den Lehrplan mit aufzunehmen. Da diese Eingabe vielleicht als Anregung für andere Ortsgruppen dienen mag, sei sie nachstehend im Wortlaut wiedergegeben:

Breslau, den 13. Mai 1919.

An
die Soziale Frauenschule,
hier.

Gesuch des Vortrupps Breslau an die Soziale Frauenschule der Stadt Breslau, die Behandlung der Lebensreformfragen als Einheit in den Lehrplan aufzunehmen.

Der Vortrupp Breslau erlaubt sich zu bitten, die Grundsätze und Ziele der Lebensreform, wie sie besonders vom Vortrupp zur notwendigen Aufartung des deutschen Volkes erstrebt werden, in möglichster Einheitlichkeit und in ihrem wechselseitigen Bedingen und Durchdringen an geeigneter Stelle in den Lehrplan aufnehmen zu wollen.

Der Vortrupp geht von der Voraussetzung aus, daß er das Ziel der Sozialen Frauenschule der Stadt Breslau darin sehen darf:

Zunächst dem Volke tüchtige, praktisch an der sozialen Arbeit mitschaffende Frauen auszubilden, weiterhin aber dies zu leisten, um dem Allgemeinwohl der Menschheit, vorzüglich dem Deutschtum, zu dienen, so daß das besondere Ziel der Sozialen Frauenschule dem allgemein-ethischen Werte der Arbeit an Menschheits-Wohlfahrt und -Kultur eingeordnet ist.

Die Ziele der Sozialen Frauenschule und des Vortrupps begegnen sich hier.

Der Vortrupp-Bund ist „eine freie Tatgemeinschaft von Menschen, die sich verbunden haben, um in heißer Liebe zu ihrem Vaterlande bewußt gegen die Übel zu kämpfen, die unser Volkstum schwächen und verwüsten (Alkohol, Unsittlichkeit, Großstadt-Elend, Geburtenrückgang, Luxus, Unwissenheit, Unbildung, Selbstsucht in jeglicher Form) und mit Ernst und Eifer all die Kräfte und Bewegungen unterstützen, die geeignet sind, unser Volk gesünder, stärker, glücklicher zu machen (Enthaltsamkeit, Wohnreform, Kriegerheimstätten, Jugendwandern, körperliche Erstarkung, sittliche Reinheit, Familienzusammenhang, Kinderreichtum, Geistes- und Herzensbildung, Selbstzucht)".

Den wahren Vortruppler beseelt der Wunsch, aus der Enge seines persönlichen Lebens herauszutreten und für das Wohl der Gesamtheit zu wirken. Aus innerster Notwendigkeit ist er gewillt, sozial zu denken, zu empfinden und zu handeln.

Folgerichtig ergibt sich, daß bei den in weitestem Maße gleichen ideellen Grundsätzen und Forderungen die Soziale Frauenschule und der Vortrupp auch bei der Bemühung, diese Ziele zu verwirklichen, oft gleiche Wege gehen werden.

Soll „Arbeit für alle Mächte, die Leben schaffen, Kampf gegen alles, was das Leben hemmt", die Losung sein, mit der der Vortrupp in den Frieden schreitet (s. Vortrupp-Zeitschrift VII. Jahrgang, 24. Heft, S. 480, Artikel von H. Popert), so ist diese praktische Vortrupp-Arbeit eine zweifache: eine teils negative, hindernde und eine bedeutsamere, positive, fördernde.

Verhindern will die Vortrupp-Arbeit alle Vernichtung und Verschwendung von Wirtschafts- und Kulturwerten, alle Entstehung von Schäden an ihnen.

Fördern will die Vortrupp-Arbeit alles Aufbauende, wie Wohnungs- und Bodenreform, Volkshygiene, Handel und Verkehr in nützlichen Maßen, Frauenbewegung, Kinder- und Mütterschutz, Charakterbildung neben und in Familie und Schule, kurz wahrhafte Kultur.

Nicht vom Standpunkt politischer oder konfessioneller Parteien, sondern von dem der Kulturpolitik aus nimmt der Vortrupp zu jenen Fragen Stellung.

Wieder glaubt der Vortrupp sich in der Art der Arbeit und auf den Wegen derselben in Übereinstimmung mit den kulturpolitischen Betätigungen der Sozialen Frauenschule zu befinden, sowohl im Aufklären, wie im praktischen Zusammenführen an die Stellen sozialer Wirksamkeit.

Aber einen methodischen Gesichtspunkt bei der Behandlung der Fragen der Lebensreform möchte der Vortrupp die Soziale Frauenschule der Stadt Breslau bitten, noch besonders ins Auge fassen zu wollen.

Es genügt vielleicht heute nicht mehr, die Einzelfragen zu behandeln, wenn die wirklich dringend notwendige Lebensreform erfolgreich aufgezeigt und angeregt werden soll; diese Fragen, konsequent verfolgt, ergeben eine eigenartige Einheitlichkeit; sie bedingen sich gegenseitig. Früher als bei uns hatte man in skandinavischen und angelsächsischen Ländern den inneren Zusammenhang z. B. von Abstinenz und Frauenbewegung oder von Alkoholismusbekämpfung und Wohnungsreform erkannt und erforscht und praktisch verwertet.

Möge auch in unserer Heimat die Soziale Frauenschule der Stadt Breslau die Behandlung der Lebensreform-Aufgaben als Einheit für so bedeutungsvoll ansehen, daß sie diese Behandlung auch im Zusammenhange im Lehrplan an geeigneter Stelle vorsieht.

Getrennt ist den Lebensreformfragen nach dem aufgestellten Lehrplan im 1. und 2. Halbjahr schon Rechnung getragen und die Behandlung solcher Fragen dort vorgesehen, wo sie sich der Rechtskunde, der Hygiene, der Wohlfahrtspflege, dem Wohnungswesen oder den allgemeinen sozialen Gegenständen einordnen. Doch wäre es wohl möglich und vielleicht zweckmäßig, die vom Vortrupp erstrebte Einheitsbehandlung im zweiten Halbjahr des zweiten Jahres in die Sozialethik ausdrücklich einzugliedern.

Es spräche dafür, daß, nachdem die Einzelfragen der Lebensreform schon erwogen sind, das letzte Halbjahr geeignet schiene, ihre grund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sätzliche Durchdringung in abschließender Zusammenfassung zu bieten. Es würde dies eine auf die wirtschaftliche Lebenspraxis bezogene, tief innerliche Angelegenheit der Sozialethik bedeuten.

Für die erbetene Einheitsbehandlung sozial-ethischer Lebensreform-Aufgaben erfolgt hier nicht ein Vorschlag mit eingehender Auseinandersetzung der Unterfragen. Das Problem ist ein der Gegenwart gegebenes. Die Lösung zu suchen ist noch aufgegeben.

Der Vortrupp bittet, ausgeführte Vorschläge vielleicht später nachholen zu dürfen.

Wie einerseits die wissenschaftliche Ethik der Gegenwart bemüht ist, die sozialen Fragen von sich aus zu durchdringen, so ist andrerseits der Breslauer Vortrupp im Begriff, die gegenwärtigen grundlegenden Probleme zwischen den Vertretern der einzelnen Lebensreform-Gebiete zur eingehenden Behandlung mit dem Ziele einheitlicher Zusammenfassung zu stellen.

Theorie und Praxis arbeiten gemeinsam an der Klärung und Organisierung des großen Aufgabenkreises der Lebensgestaltung im neuzeitlichen Sinne.

Die Erfolge solcher gegenwärtiger Bemühungen sollten für die besonderen Vorschläge noch möglichst berücksichtigt werden.

Doch ist jedenfalls so viel schon gewiß, daß bei den Anforderungen an Wirtschaft und Kultur für unser so unvergleichlich schwergeprüftes Volk nur die tatkräftigste, auch seelisch festest begründete Einstellung jedes Einzelnen auf höchstmögliche Leistung genügen kann.

Dieser notwendigen bestmöglichen Ökonomie der Kräfte will die Vortrupp-Arbeit ihrerseits dienen durch die erbetene Betonung der Lebensreform als Einheit.

Der Vortrupp möchte so, in schlichte Worte gefaßt, zur Erkenntnis bringen, daß, wenn die Alkoholismusbekämpfung den für die Alkoholerzeugung gebundenen Boden frei macht, die Bodengewinnung zugleich Wohnungs- und Nahrungsvermehrung und Arbeitsbedingung erzeugt; daß Boden- und Heimstättenreform auf dem Lande nicht nur Volksvermehrung durch reichlichere Nahrungsbeschaffung ermöglichen, sondern zugleich die Großstadt entlasten und ihr vielfaches Volkselend unterbinden und so in doppelter Weise die Gesundung unserer Volkskraft erhöhen. Durch die wieder erstarkende Volkskraft allein können die Volkswirtschaft und die Volkskultur wieder belebt werden, es können erst auf solcher Voraussetzung Handel und Verkehr wieder die Heimat mit weiteren Kreisen verbinden.

Der Breslauer Vortrupp stellt an die Soziale Frauenschule der Stadt Breslau seine obige Bitte in dem Wunsche, durch solche zu vertiefende Darbietung der Einheitlichkeit der Lebensreformziele, zu der sich die prinzipiellen Fragen der Wirtschaft und Ethik im engeren Sinne verbinden müssen, dem sozialen Leben fördernd zu sein; er ersucht, sie in diesem Sinne zu erwägen und sie möglichen Falles zu erfüllen.

Eberhard Giese,
Obmann der Ortsgruppe Breslau des Deutschen Vortrupp-Bundes.
Marg. Hoffmann,
Oberlehrerin.

Wenn auch unserm Ersuchen noch nicht in ganzem Umfange entsprochen worden ist, so wurde doch unser Mitglied Oberlehrerin Marg. Hoffmann aufgefordert, an der Sozialen Frauenschule einen Vortrag über Sozialethik mit besonderer Berücksichtigung der Vortrupp-Ziele zu halten. Wir werden nun natürlich die Verwirklichung unseres Antrages weiter verfolgen. Wir hatten ferner an den Vorstand der Volkshochschule den Antrag eingereicht, es möchte in der Volkshochschule ein Vortragszyklus über die Grundfragen der Bodenreform gehalten werden. Wir erhielten darauf die Antwort, daß der Vorsitzende unsern Antrag dem Vorstande überreicht habe; er glaube, daß dem ausgesprochenen Wunsche entsprochen werden könne und man werde dann den von uns vorgeschlagenen Redner auffordern, den Vortrag zu übernehmen.

*

Vortrupp Hamburg. Die Wintervorträge begannen am 20. Oktober mit einer stark besuchten Versammlung im großen Saale des Gewerbehauses mit einem Vortrage von Dr. Hermann Popert über „Deutschen Pazifismus".

An den Vortrag schloß sich eine zum Teil sehr stürmische Aussprache an, an der sich vor allem die Vertreter der hiesigen Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft, besonders Herr Rektor Bloh, beteiligten. Es machte auf die Versammlung einen sehr peinlichen Eindruck, daß trotz der klaren Ausführungen des Redners von dieser Seite immer wieder versucht wurde, Deutschlands Schuld am Weltkriege als feststehend hinzustellen. Aus der mehrstündigen Aussprache, die bis zum Schluß der Polizeistunde sich erstreckte, sei besonders eine temperamentvolle Ansprache des Herrn Harald Abatz hervorgehoben, der zur Begründung eines Bundes der Kriegsteilnehmer*) aufforderte, um durch ihn die breite Grundlage für einen wirksamen Völkerbund zu schaffen und die Erziehung zum ewigen Frieden zu beschleunigen. In seinen Schlußworten wies Dr. Hermann Popert die von verschiedenen Gegnern gemachten Ausstellungen zurück und zeigte, daß die pazifistische Bewegung nur dann vor Irrwegen bewahrt bleiben könne, wenn sie in dem von ihm angedeuteten Sinne sich entwickle. Am nächsten Vortragsabend, am Montag, d. 10. November, wird Sanitätsrat Dr. med. Georg Bonne über

*) Siehe 1. Novemberheft (Nr. 21 d. J.), S. 661.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wege zum Aufstieg" und am Montag, d. 8. Dezember, Franziskus Hähnel über „Das Theater in der Zukunft" sprechen.

*

Über die Frage „Wie kann der geldschwache Siedler mit einem Mindestmaß fremder Geld- und Arbeitshilfe zu Haus und Hof kommen?" hat die von Dr H. H. Zisseler herausgegebene Halbmonatsschrift „Der Siedler", Verlag Oskar Laube, Dresden-A., ein Preisausschreiben erlassen. 1. Preis 3000 Mark, 2. Preis 2000 Mark. Die volkswirtschaftliche und bautechnische Seite ist zu behandeln; rechnerische Unterlagen sind am besten in der Form von Beispielen zu geben. Einsendungen sind, mit Kennwort versehen, an den Verlag zu richten. Ein verschlossener Umschlag mit dem gleichen Kennwort muß den Namen des Verfassers enthalten. Die Arbeiten dürfen vorher noch nicht veröffentlicht worden sein. Schlußtag des Wettbewerbs ist der 1. Dezember 1919.

*

Unter dem Namen „Siedlungsgenossenschaft ‚Sonnenland', e. G. m. b. H." ist in Bergedorf bei Hamburg von einer Anzahl von Guttemplern und Vortruppfreunden eine Vereinigung gegründet worden, die auf Grundlage gemeinsamen Bodenbesitzes Eigenheime schaffen will. Voraussetzung für die Aufnahme ist das Bestreben naturgemäßer Lebensweise. Weitere Anmeldungen sind erwünscht. Auskunft erteilt gern der Geschäftsführer Fr. Giersich, Bergedorf bei Hamburg, Kampchaussee 78.

Auf zur Tat*).

Überall sind geschäftige Hände beim Aufbau und der Ausgestaltung der Ortsgruppen am Werk. Diese Bestrebungen beschränken sich aber mehr oder weniger auf die größeren Städte. Nun gibt es jedoch zweifellos auch in den kleineren Städten, Dörfern und auf dem Lande überall Gesinnungsfreunde, die das Aussprechen und Zusammenwirken mit Gleichgesinnten schwer vermissen, und die, oft von ihrer Umgebung nicht verstanden, schwer unter dieser Verlassenheit leiden. Hier sind in erster Linie die größeren Gruppen (in den Städten) berufen, Wandel zu schaffen, und zwar durch eine einheitliche Organisation in den verschiedenen Bundesstaaten, die jeweils von der höchst entwickelten Ortsgruppe ausgeht. Ich denke z. B. an eine selbständige Herausgabe von regelmäßigen Rundbriefen, Treffahrten, die auch den Einzelnen in Berührung mit der Gemeinschaft erhalten; ferner denke ich an das Einrichten von Quartiervermittlungen, die die Unterkunftsmöglichkeiten jeweils in den Rundbriefen bekanntgeben. Ein reger Austausch, ein inniges Zusammengehörigkeitsgefühl und eine einträchtige Geschlossenheit nach außen würde uns für diese Arbeit reichlich belohnen.

Walter Schmidt.

*) Wir empfehlen diesen Aufruf der besonderen Beachtung unserer Mitglieder und bitten um Meinungsäußerung.

Der Geschäftsführer.

*

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die durch die Erhöhung der Papier- und Druckpreise notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit vergriffen.

100	Verschlußmarken . . .	M. 0.50
200	„ . . .	M. 1.—
500	„ . . .	M. 2.25
1000	„ . . .	M. 4.—
500	Bücherzeichen mit eigenem Namen	M. 12.—
250	Bücherzeichen usw.	M. 9.—
125	Bücherzeichen usw.	M. 7.—
250	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 20.—
125	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 16.—

Auskunftsblätter unberechnet.

100	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 5.—
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 1.20

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes

Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Janssen, Hamburg zu leisten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

8.
1919

F e
4123

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG